Digitized by Google

4° Per. 15 / 42,12

Digitized by Google

<36633607030013

<36633607030013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

[redacted] Juli.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersezungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schäzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 157. Sonnabend den 1. Juli 1848.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Charitas patiens est, benigna est, omnia suffert, omnia credit, omnia sperat, omnia sustinet: charitas numquam excidit.

Paulus.

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller.

(Fortſetzung.)

Reinwald ſah es gern, wenn die Frau ihm Lieblingsgerichte brachte, rechnete aber nicht nach, wovon ſie die Anſchaffung derſelben beſtritt, und erkannte nicht, daß ſie ſich ſelbſt alles das abdarbte, was ſie für ſeine Genüſſe verwendete. Faſt alle häuslichen Arbeiten verrichtete ſie ſelbſt. Aber auf dieſe Weiſe zu ſparen, das war ihr nicht genug; ſie wollte auch erwerben, und griff deßhalb zu ihrem frühzeitig geübten Talent im Zeichnen. Sie gab Zeichenunterricht für junge Mädchen, und zwar, um ihrem Mann nicht läſtig damit zu fallen, an den Tagen und in den Stunden, wo er abweſend war vom Hauſe. Den ganzen Ertrag dieſes Unterrichts legte ſie in ſeine Hände und ließ ihn nach Gefallen damit ſchalten.

Es fehlte nicht an Bewerbern um ihre Gunſt, nicht an ſolchen, welche ſich der jungen und blühenden Frau als Freunde zu nähern ſuchten. Aber mit Entſchiedenheit und Entrüſtung wies ſie alle dergleichen Bewerber und Schmeichler zurück. Ueberhaupt war ihr faſt nichts ſo ſehr zuwider, als die ausſchweifende Lebensweiſe vornehmer Müſſiggänger; ſie konnte darüber in einen Zorn und Eifer gerathen, der ihr prächtig ſtand. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung iſt eine Federzeichnung von ihr, einen Reiter darſtellend, mit der Unterſchrift:

Auf dieſer Brücke reitet oft ein Herr,
Deſſen Pferd viel beſſer iſt als er;
Es thut Niemanden etwas zu Leide,
Verführt nicht Jungfrau'n und Bräute.
Wäre ich an ſeiner Stelle,
Ich würfe den Reiter in die Werre.

Ein ſo entbehrungsvolles und freudenarmes Leben, wie das geſchilderte war, wie nahm es unſere Heimgegangene auf, wie trug ſie's? Sie trug es vielleicht, aber ſie trug es ſeufzend? Sie fand ſich vielleicht hinein, aber nicht ohne Kampf, nicht ohne Sträuben, nicht ohne geknickte Freudigkeit des Innern? — „Wie wohl fühle ich mich in meinem kleinen Leben!“ zeichnete ſie in ihren Erinnerungsblättern auf; „und beſeligt durch eine höhere Macht, die in's tiefſte Herz blickt, lerne ich in dieſem beſcheidenen Looſe ein hohes Glück finden.“ Und daſſelbe innige Wohlgefühl ſprach ſie in folgenden Verſen aus:

Friedlich ſtill und labend
Wehn die Lüfte mir;
Wie am Sabbathabend
Herrſcht die Ruhe hier.

Von dem Weltgetümmel
Ruht die weite Flur;
Mich umgibt nur Himmel,
Feier Gottes nur!

Seufzende Tugendübung oder grämliche Pflichttreue war nicht ihre Sache, und von melancholiſcher Schwelgerei in den Gefühlen eines nicht befriedigten Daſeyns war Niemand ſo frei als ſie. Sie war eine durchaus heitere Natur. Wie lachte ſie ſo gern, und wie konnte ſie ſo herzlich lachen, und noch im höchſten Alter! „Ich muß mir manchmal,“ äußerte ſie in ihren lezten Lebensjahren nicht ſelten, „den ganzen Inhalt meines Lebens zurückrufen, um zu fühlen, wie alt ich bin.“ So wenig wie auf ihr Gemüth, eben ſo

Digitized by Google

wenig hatte ihre beſchränkte und beſchränkende Exiſtenz auf ihren Körper beugend oder aufreibend eingewirkt. Ihre Haltung blieb bis zulezt gerade; ihre Bewegungen waren raſch, ihr Blick verlor nichts von ſeiner Munterkeit und Friſche; bis an ihren Tod leiſtete ſie ſich faſt alle häuslichen Dienſte ſelbſt. „Das erhält geſund," ſagte ſie ſcherzend, „und vertreibt die Langeweile." Wenige Tage vor ihrem Ende machte ſie noch weite Spaziergänge und ſtieg auf umliegende Höhen.

Was ihr bei ihrer knappen Lebensweiſe ſehr zu Statten kam, war eines Theils die Gewöhnung daran von Jugend auf. Wie ſie überhaupt ihrer Eltern ſtets mit der kindlichſten Verehrung gedachte, ſo dankte ſie ihnen für die frühe Gewöhnung zur Genügſamkeit ganz beſonders. Andererſeits war ihr der immer ſeltener werdende zauberiſche Sinn, der dem Geringſten den höchſten Werth zu verleihen weiß, im hohen Maße eigen. Ein Kleid von ſelbſt geſponnenem Zeug, eine Frucht von dem Baum, den des Vaters Hand gepflanzt und gepflegt hatte, das waren für ſie Gaben und Freuden von bedeutendem Werth. Ihr Gatte beſaß einen weit entlegenen, ſteinigen, unfruchtbaren Berg; dieſen bearbeitete ſie meiſt eigenhändig und mit unſäglichem Fleiß. Ihr Vater ſchickte ihr Obſtkerne, oder Stecklinge und Pfropfreiſer. Nicht ſelten trug ſie das Waſſer zum Begießen ihrer Saaten oder Pflanzen im Strickbeutel hinauf. Aber dafür auch, welch ein Feſttag und welch ein Frohgefühl für ſie, wenn ſie die Pflanzung gedeihen, wenn ſie die Bäumchen blühen, wenn ſie an ihren Zweigen Früchte reifen ſah! Der Dichter der Reſignation ſingt:

Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht u. ſ. w.

Ob wohl dieſes elegiſche Entweder Oder ſeinen Beleg und ſeine Rechtfertigung im Leben der Vollendeten findet? — Schwerlich. Eher könnte man dieſes Leben eine praktiſche Widerlegung jener Reſignationstheorie und Poeſie nennen. Denn wenn bei irgend wem ein Grundſatz, eine Idee, eine Lebensanſicht in Fleiſch und Blut, in Wirklichkeit und Wahrheit übergegangen war, ſo war es der Lieblingsgedanke und Grundſatz bei unſerer Abgeſchiedenen, der Grundſatz nämlich: „auch aus der Entſagung quellen Freuden." Was man von der libyſchen Wüſte erzählt, daß dort mitten im brennenden Sand oft wie durch Zauberſchlag die grünſten, erquickendſten Oaſen entſtehen, wenn es gelingt, die unter der Oberfläche verborgenen Quellen aufzugraben, das trug ſich, wenn man gleichnißweiſe reden darf, im Leben der Vollendeten häufig zu.

(Fortſetzung folgt.)

Blicke auf die Literatur und Beredtſamkeit der neuen franzöſiſchen Republik.

(Schluß.)

Drei Künſte ſtehen in beſonderer Gunſt und Blüthe. Die eine, in unzähligen Spielarten gangbar, läßt ſich beiſpielsweiſe durch folgenden Satz veranſchaulichen: „Die Revolution iſt kein Ereigniß, ſie iſt eine Wahrheit." Als Ideenmaſchine genießt dieſe Redeform ein bedeutendes Anſehen, und mit etwas Uebung eignen die wenigſt begabten Geiſter ſie leicht ſich an. Sie iſt ſo zu ſagen allen Talenten zugänglich und daher gut republikaniſch. Man hat nur der ſchlichten Anſicht aller Welt über einen beliebigen Gegenſtand ein mehr oder minder auffallendes Paradoron in einem lakoniſchen Ausſpruch nach dem eben angegebenen Muſter entgegenzuſtellen, und das Meiſterſtück iſt fertig.

Vorzüglich beliebt iſt ferner der Gebrauch einer Eigenheit, die allerdings in den romaniſchen Idiomen und namentlich in der franzöſiſchen Sprache heimiſch iſt. Sie beſteht darin, daß man abſtrakte Hauptwörter in die vielfache Zahl ſezt und ihrer ſtatt der concreten Bezeichnungen lebendiger Weſen häufig ſich bedient. In dieſer Weiſe ſagt man, und zwar nicht mehr bloß im Franzöſiſchen, „Berühmtheiten," ſtatt berühmter Perſonen, die „Induſtrien," ſtatt der Leute, die bei induſtriellen Unternehmungen betheiligt ſind, die „Intereſſen," ſtatt der Menſchen, welche Intereſſen haben. Nun kommt aber der große Lamartine, „der Blizableiter der Anarchie," und ſingt uns in einem diplomatiſchen Bericht von den „unterdrückten Unabhängigkeiten." Sagen will er damit, wie es ſcheint: die Völker, welche unabhängig ſeyn ſollten, aber noch unterdrückt ſind. Es iſt dieß ein Verſuch römiſcher Kürze, der dem ſonſt ſo wortreichen Dichter der Girondiſten zu keiner geringen Ehre gereicht, aber bei den wenigen Ariſtarchen, die Correktheit und Natur den Vortheilen einer, dieſe Eigenſchaften beeinträchtigenden, wenn auch noch ſo lateiniſchen Gedrängtheit vorziehen, einigen Anſtoß erregt.

Ein dritte, ſehr geſchäzte Mode ſezt die bildliche Umſchreibung eines Begriffs neben den einfachen Namen, den das Wörterbuch dafür enthält. So las und hörte ich unter andern: „Die Republik, dieſes Eldorado der Zukunft," „der Fortſchritt, dieſer ewige Jude der Menſchheit," „das Kapital, dieſe Milchſtraße der Arbeiter" (der Erfinder dieſes erhabenen Gleichniſſes hat ohnſtreitig einige dunkle Laute von der aſtronomiſchen Sage vernommen, nach welcher die Milchſtraße ein Samenlager von Sternen wäre), „der Ackerbau, dieſes Prieſterthum der Erde," „die Marſeillaiſe, dieſes Hoſianna der Revolution," „Paris, dieſe zweite ewige Stadt." Was die Literatur der franzöſiſchen Republik an ähnlichen Genieblizen enthält, iſt gar nicht zu

Digitized by Google

ermeſſen, und wirklich ein Jammer iſt es anzuſehen, wie arm an Schönheiten dieſer Art die Schreibart der nun Gott ſey Dank geſtürzten Fürſtendiener dagegen erſcheint.

Man betrachte nur die Briefe Guizots, mit denen Taſcher aus unermüdlichem Mittheilungstrieb in den lezten Nummern ſeiner Rückſchau uns beſchenkt hat. Welch ein ausgemachter Reaktionär ſogar in ſeinem Styl! Leuchtet die Vorliebe für die Sprachformen der alten Königszeit, für die Wendungen namentlich, wie ſie unter Ludwig XIV., deſpotiſchen Angedenkens, der großen Welt geläufig waren, nicht allenthalben unverkennbar hervor? Werden nicht die Ausdrücke, die ſeit der Revolution entſtanden ſind, die aus den Kämpfen für Recht und Freiheit ſtammen, mit ſichtbarer Abſicht wie barbariſche Auswüchſe überall vermieden? Scheint er nicht gleich einem von Jugend auf an das Antlitz des Monarchen gewöhnten Höfling, gleich einem geborenen Edelmann zu ſprechen? Nein, dieſer Mann war nicht gemacht, ein Volk zu regieren, das zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gekommen und über alle Vorurtheile der Vergangenheit hinaus iſt. Da iſt Lamartine ein ganz anderer Mann. Wie ſtimmt der ſo gut zu unſern Meinungen und Ideen, zu unſern Träumen, und beſonders zu unſerem Geſchmack!

Ihr habt Recht, und abermals Recht: Guizot iſt euer Mann nicht. Dieſes reine, ruhige, feſte, entſchiedene Franzöſiſch iſt euer Franzöſiſch nicht. Ihr ſeyd dem Genius eurer Väter untreu geworden, und könnt darum den nicht mehr verſtehen, der redet wie ſie redeten. Klagt ihn nicht der glatten und knechtiſchen Nachahmung an; die Sprache des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt ſeine eigene. Nicht die Formeln jener Zeit hat er ſich angeſchafft; ſein Styl iſt kein Lappen- und Bortenwerk aus einer Welt, die nicht mehr iſt. Nein, da er ſo ſcharf und kräftig denkt, wie es heute in Frankreich außer ihm Niemand mehr im Stand iſt, wie aber Domat, Arnaud, und ich könnte noch Größere nennen, dachten, ſo ſchreibt er wie jene, und wie der Ausdruck jener Männer iſt auch der ſeinige die geometriſche Figur eines klaren und feſten Gedankens. Aber er iſt auch Miniſter, er ſpricht zu einem König, er muß einſchmeichelnd, obwohl kein Schmeichler ſeyn; er iſt offen und entſchieden, allein mit Ehrerbietung. Deſſelben Sinns, doch in milderem Ton als auf der Rednerbühne, mit demſelben Geiſt, doch in leichterer Art als auf dem Katheder und in ſeinen Büchern, bleibt er in dieſen Briefen an Louis Philippe Staatsmann wie überall und immer; nur iſt aus dem Profeſſor der Sorbonne, aus dem ſarkaſtiſchen Redner des Palais Bourbon ein vollkommener Hofmann geworden. Der Styl ſeiner Briefe gleicht ſeiner Diplomatie. Iſt es nicht für Jeden, der ſeine vertrauten Unterhaltungen mit dem geſtürzten König las und die Politik ſeiner lezten Jahre aufmerkſam verfolgte, offenbar, daß er all die kleinen Nachbarn Frankreichs in die Sphäre Frankreichs zu ziehen ſuchte? Freilich that er ſeine Abſicht nicht kindiſch laut vor ganz Europa kund, er arbeitete im Stillen an ſeinem Netz; er war ſtets Franzoſe, nur war er's verſchwiegen, und das verziehen ihm die Franzoſen nicht. So ſagte er dem König auch die Wahrheit, freilich nicht ungeſchliffen laut, wie ſie der Maire von Mans, ſeitdem Polizeipräfekt von Paris, dem Herzog von Nemours zu ſagen beliebte, ſondern zart und leiſe und verſteckt, und nichts deſto weniger eindringlich. Guizot iſt ein weſentlich franzöſiſcher Geiſt; er iſt es mehr als Alle, die ihn geſtürzt, mehr auch als die ihn erſezt.

Die Franzoſen laſſen ſich gerne Athener heißen. Sie mußten deßhalb ſchon manchen Spott erleiden. Es iſt wahr, daß ſie mit den liebenswürdigſten und leichtfertigſten der Hellenen Manches gemein haben, unter andern Dingen auch die Gabe, ihre bedeutendſten Mitbürger zu verkennen, zu verrufen, und wenn es die Umſtände ſo fügen, zu verbannen, mit dem Vorbehalt, ſich ihrer, wenn ſie todt ſind, ohne Maß zu rühmen.

BIBLIOTHECA

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, Juni.

Politiſcher Zuſtand.

Die Phyſiognomie unſerer Stadt hat ſich ſeit meinem lezten Schreiben im Weſentlichen nicht geändert. Die Erfolge, welche ſeither die Beſtrebungen der Radikalen gehabt, hatten einzelne Agitatoren im Lande übermüthig gemacht und zu republikaniſchen Manifeſtationen veranlaßt, die, wie überall in Deutſchland, nur bei jungen Leuten und bei einem Theil der in den Klubs bearbeiteten Maſſe Anklang fanden. Wie kurz vorher der Abgeordnete Küttner in der ſtändiſchen Verſammlung, trat der hieſige deutſche Verein ſehr entſchieden gegen ſolche Beſtrebungen auf und erklärte in einem Maueranſchlag, daß er das Miniſterium unterſtüzen werde, wenn es gegen ſolche Umtriebe einſchreite. Seltſamer Weiſe hielt ſich der hieſige Vaterlandsverein für berechtigt, den deutſchen Verein dafür öffentlich zur Verantwortung zu ziehen, worauf der Ausſchuß des deutſchen Vereins wieder durch Maueranſchlag ſehr nachdrücklich replicirte. Die dadurch hervorgerufene gegenſeitige Aufregung hat aber ſehr ſchnell ſich gelegt, und morgen fahren Mitglieder beider Vereine zuſammen nach Auſſig zum Feſte der Vereinigung der deutſchen Böhmen und Sachſen. Unter ſolchen Umſtänden können die auch hier bereits gegen Küttner und den deutſchen Verein verſuchten Katzenmuſiken und andere Tumulte nicht aufkommen, da ihnen die Communalgarde einig und entſchieden

Digitized by Google

entgegentritt. Eine größere Bedeutung dürfte aber ein solcher Auftritt bei uns nicht leicht bekommen, da selbst die wenigen Republikaner Achtung vor der Person des Königs haben, und solche Pietät ist in jetzigen Zeiten ein guter Hort, wo die Hingebung für das monarchische Prinzip fast überall seine Lebenskraft verloren hat. Groß-Hoffinger, der schon lange Zeit hier lebt, der hypochondrische Spionenriecher, erregte Anfangs durch seine Volksversammlungen bei ängstlichen Leuten große Furcht. Nun aber gilt er wohl in Aller Augen als unschädlich, da er sich vergeblich abmüht, durch allerhand Versuche Aufmerksamkeit zu erregen. Eher hätte Dr. Schütte, der eine Zeitlang in Wien eine Rolle gespielt, etwas machen können, da er durch eine anmuthige Persönlichkeit unterstüzt wird; aber auch er hat es hier zu keinem Erfolg bringen können. Man konnte aus ihm nicht recht klug werden und fühlte sich durch seine Sympathien für die Tschechen verlezt, die hier selbst bei den Polenfreunden keinen Anklang finden. Es ist ganz in der Ordnung, daß man solche Leute in ihrem Treiben nicht stört, sobald ihnen nichts Ungesetzliches nachgewiesen werden kann. Um so auffallender ist es aber, wenn die Herren der Regierung, die doch jezt an eine freiere Auffassung der Verhältnisse gewöhnt seyn könnten, manchmal immer noch ganz im Sinne des alten Regiments verfügen. Wir meinen nicht unsere Minister, die schon vor dem Umschwung mit den Ideen der Zeit vertraut geworden waren und jezt unser Staatsschiff mit der liberalsten Umsicht lenken; vielmehr einer Unterbehörde der hiesigen Polizeideputation ist es widerfahren, ein solches Stück zum Besten zu geben. Dr. Gerber, ein eben so gebildeter als besonnener Mann, bekannt durch seine Reisen in Serbien und im Orient, lebt seit langer Zeit hier, und zwar im Verkehr mit den geachtetsten Bewohnern hiesiger Stadt. Dazu kommt noch, daß er seither immer ganz still gewesen ist und an den seit Jahren bei uns stattgefundenen Bewegungen in Vereinen und in der Presse keinen Antheil genommen hat. Da fällt es dem hochweisen Rathe seiner Vaterstadt Sonneberg, wo er vor Kurzem einige Tage verweilt hatte, ein, ihn im Gothaischen Polizeianzeiger als französischen Emissär und republikanischen Agitator zu denunciren und deßhalb an die hiesige Polizeibehörde zu berichten. Wohl hätte man erwarten können, daß die Herren dieser Behörde zuvor sich mit Dr. Gerber besprechen würden. Statt dessen dekretirten sie sofortige Ausweisung desselben aus Dresden. Glücklicherweise wurde die Ausführung dieser Maßregel durch die Verwendung seiner Freunde und die Vorkehrungen des Ministers so lange aufgeschoben, bis der hochweise Rath in Krähwinkel-Sonneberg alle seine Anschuldigungen als Mißverständnisse zurückgenommen hatte. — Während unser Ministerium sich des Vertrauens aller wahrhaft freisinnigen Staatsbürger erfreut, wird unser Stadtrath wegen der zerrütteten finanziellen Verhältnisse der Gemeinde selbst von der gemäßigten Partei hart bedrängt. Die Stadtverordneten haben einmüthig beschlossen, denselben wegen nachlässiger Amtsführung in Anklagestand zu versetzen. Der Bürgermeister und der erste Stadtrath, beides brave Männer, aber von der Ueberzeugung durchdrungen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr mit Erfolg wirken zu können, haben ihre Entlassung eingegeben. Hoffentlich wird man an ihrer Stelle die rechten Männer wählen, welche mit Umsicht und Energie die städtischen Verhältnisse zu ordnen im Stande sind. — Die Sammlung für die deutsche Flotte geht bei uns etwas flau, da der Staat und die Armen des Landes die Wohlthätigen sehr in Anspruch nehmen. Dazu kommt auch noch, daß man hier an politische Wohlthätigkeit noch nicht sehr gewöhnt ist, am allerwenigsten, wenn es eine deutsche Sache gilt. Da fehlt uns noch sehr die rechte Einsicht und in Folge dessen auch der gute Wille. — Die Theaterintendanz strengt sich nicht ganz ohne Erfolg an, das Haus zu füllen, was ihr dadurch erleichtert wird, daß die ersten Künstler hier geblieben, oder bald zurückgekehrt sind. Ein elendes Drama aus dem Portugiesischen, Manuel de Sousa, übersezt von dem hiesigen Grafen Luckner, das die Aristokratie dem Publikum aufdringen wollte, wurde das erstemal wegen des trefflichen Spiels der dazu mißbrauchten Künstler geduldet, aber das zweitemal verdientermaßen ausgepocht.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsezung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Zweimal ist es uns Deutschen vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeiten zu stehen und unser inneres und äußeres Leben in entsprechenden Kunstwerken abzuspiegeln: das erstemal im Mittelalter, das zweitemal am Ende des vorigen Jahrhunderts. Mit der höchsten Blüthe unseres geistigen Lebens im vorigen Jahrhundert zeigen sich auch zugleich die Spuren des Verfalls, und wir sind seitdem von dieser Höhe so herabgestiegen, daß wir nunmehr an der Scheide zweier Welten stehen, daß das Hinabsteigen beendigt ist; noch ein lezter Gruß, und unsere Söhne, Enkel oder Urenkel sind angelangt in der neuen Welt. Die Staatshierarchie mit ihrem Glanze und religiösen Nimbus ist für immer zertrümmert. Die früheren Ständeunterschiede sind aufgelöst, und werden auch in England sich schwerlich noch lange zu erhalten vermögen; die Unterschiede zwischen Adel, Bürgern, Bauern u. s. f. bestehen noch faktisch, nicht mehr als rechtlich. Unser Volk ist wieder eine ungeschiedene, unorganische Masse, wie im Anfang des Mittelalters. Die Poesie hat nach Goethe und Schiller nur noch Blumen des Herbstes gebracht, die auf die starre Eisdecke des Winters hindeuten, die mehr von Fleiß und Arbeit, als von dichterischer Begeisterung zeugen. Die bisherigen Stoffe sind erschöpft, weder der Natur noch dem Alterthum vermögen wir fernerhin so wichtige neue Seiten abzulauschen, daß dieselben unserer Anschauungsweise einen neuen Umschwung geben könnten. In der poetischen Aneignung der Natur hat bereits Goethe das Höchste geleistet, in der wissenschaftlichen Alexander v. Humboldt die Rechnung geschlossen. Was nach diesen noch geschehen ist und noch geschehen wird, ist auf dem Gebiete der Poesie eine einseitige Ausführung oder Künstelei, auf dem Gebiete der Wissenschaft Erweiterung der Detailkenntnisse. Die poetische Aneignung des Alterthums ist ebenfalls erreicht worden, die wissenschaftliche von F. A. Wolf so weit der Vollendung entgegengeführt, daß die Alterthumswissenschaft seitdem die Arbeit des Sammelns übernommen hat. Ein Eigenthum unserer Poesie wie unserer Wissenschaft ist ferner geworden, was alle übrigen Völker und Zeiten, was Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener, ja sogar was der Orient auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit geleistet haben. Die deutsche Philosophie, die seit der Reformation parallel mit dem Glauben lief, hat den Glauben besiegt und sich entschieden von allem geistigen Leben im deutsch-christlichen Sinne losgesagt, wie sie sich auf der anderen Seite dem Leben des Alterthums und der Natur entschieden zugewandt hat. Spinoza verrieth den Geist an die Natur, die Freiheit an die Nothwendigkeit, wie die Theologie des Mittelalters umgekehrt den Geist auf Kosten der Natur geltend machte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 158. Montag den 3. Juli 1848.

Behold! these are the tribunes of the people.
The tongues o' the common mouth!

Shakespeare.

Aus der Reichsverſammlung.

(ſ. Nr. 129. 130.)

II.

Im Juni 1848.

Wir tagen jezt vier Wochen unter Mühen und Sorgen, unſer Kopf iſt in ſchwarze Wolken gehüllt und unter unſern Füßen ſchwankt der Boden. Wer wollte zweifeln, daß wir inmitten einer jener gewaltigen Revolutionen ſtehen, welche alle großen Nationen der Geſchichte ergriffen haben! Es wäre Manches in dieſer Zeit aufzuzeichnen geweſen, man hätte Manches zu Papier bringen können, was uns bewegte und einnahm, niederbeugte oder erhob, den Athem beengte oder den Blick erweiterte; allein der ehrliche Mann hat eine Scheu, ſolches zu thun, er wird oft zum Fälſcher, zum Lügner wider Willen. Erſt wenn wir aus einer Erregung herausgetreten ſind, erlangen wir die Fähigkeit, ihrer uns zu bemächtigen, früher hat ſie uns und wir ſchreiben unter ihrem Einfluſſe. Und das was uns erregt, ſind nun vollends oft halbe Wahrheiten, Gerüchte, Schreckſchüſſe, abſichtsvolle Lügen, die ſich nach vier-und-zwanzig Stunden erſt in ihrem wahren Lichte zeigen und zur endlichen Erklärung der Thatſachen dienen. Iſt dieß eine Wahrheit für alle Zeiten, ſo müſſen wir ihren Werth in Zeiten wie die jetzigen noch höher anerkennen.

Ja, wir ſtehen mitten in der Revolution! Wer da glaubt, daß das, was jezt zu Frankfurt in der Paulskirche ausgemacht und niedergeſchrieben werden wird, auch alsbald allgemeine Anerkennung finden, und daß fortan Ruhe und Frieden in allen unſern weiten Gauen herrſchen werde, der täuſcht ſich über die Bedeutung dieſer Bewegung und kennt ihre Urſachen nur gleichſam vom Hörenſagen. Abgeſehen davon, daß wir Leute der Paulskirche ſämmtlich aus Sturm und Drang hervorgegangen, daß jener wüthende Aequinoctialſturm von 1848 uns hieher aus allen Theilen des Vaterlandes zuſammengeweht; daß wankende Throne ihre Miniſter, daß das Volk ſeine Freunde hieher geſandt; daß eine einzige große Sühne die Kerker öffnen ließ und die alten Gefangenen herbeizog, die — uns ergreift ein Schauder! — für weniger zu Märtyrern wurden, als wir verlangen, und die jezt als die Gemäßigteren unter uns erſcheinen; abgeſehen davon, daß wir mit allen Gedanken ohnehin auf die Erſcheinungen des Jahres 89 zurückgeführt werden und bei jedem Schritte an einen Denkſtein ſtoßen, der uns Kopfweh verurſachen kann, können wir nicht läugnen, daß wir die Verſammlung der Notabeln geſehen, daß wir die Assemblée constituante haben, die Klubs, die Jakobiner, daß wir ſchon Gironde und Berg zu bezeichnen im Stande ſind und nur das lezte nicht ſehen, die Terreur, weil wir es nicht ſehen wollen, es in Deutſchland nicht für möglich halten.

Ich will Sie von unſern parlamentariſchen Kämpfen, von unſern augenblicklichen Siegen und Niederlagen nicht unterhalten; tauſend Zungen ſprechen davon, zehntauſend Kehlen ſchreien ſie nach, die ganze Welt iſt davon erfüllt. Der Boden, den ich hier betrete, iſt enger umgrenzt; der Raum, der hier geboten wird, iſt zwar kleiner, aber reiner gehalten, als der, den die politiſche Tagespreſſe bietet. Man darf hier noch an jenes Moment unſerer geſellſchaftlichen

Digitized by Google

Bildung denken, das man früher ſchlechtweg und in den Tagen, welche dem Ausbruch vorangingen, ſogar mit wegwerfendem Tone „Unterhaltung“ benannte. Ich nehme das Recht, welches mir hier gewährt wird, um ſo bereitwilliger in Anſpruch, als ich ſelbſt den Drang verſpüre, mich von dem Ernſt der Gegenwart einer Seite des Lebens einmal wieder zuzuwenden, die ſich ſonſt wie ein liebes Geſchäft mir darbot, der unterhaltenden, die in Schauen und Schildern beſteht.

Es dunkelt und wir verlaſſen die Paulskirche und ihre ſchwüle Luft. Eine ſtürmiſche Abendſitzung iſt vorüber; ein Beſchluß iſt gefaßt, der für die heiße Debatte entſchädigt. Das Publikum geht Mann für Mann, höchſtens in kleinen Gruppen, wie familienweis nach Hauſe. — Die milde Luft beſchwichtigt die angegriffenen Lungen, nur wenig laute Worte werden gehört; der Frühling bringt mit ſeinem Zauber in die Menſchenpolitik, und Rechte und Linke und Mitte empfinden es tief, daß es außer dem künſtlichen Staatenleben noch ein beglückenderes gibt, das Leben in der Natur, jenes verlorene Paradies, von dem wir uns immer weiter entfernen, für das der Deutſche ein Gemüth hatte wie kein anderes Volk, deſſen er ſich nun ſchämt und ſich ſelbſt darüber luſtig macht.

Dort ziehen zwei zahlreiche Haufen, bequem dahin ſchlendernd, der Mainbrücke zu. Sie ziehen durch Sachſenhauſen, an den lezten Häuſern vorüber, den mäßigen Hügel hinan, von welchem ein ſtattliches Gebäude herunter blickt, unter ihm der Main, drüben die Stadt, die lachende Gegend, die blauen Höhen des Taunus. Oben vor dem Gebäude ſizt die fröhliche Menge, die Deckel fallen klappernd auf die oft zum Munde geführten Krüge, des kühlen Trunkes voll; an der Pforte lieſt man das Wort: „Felſenkeller.“ Muß ich Ihnen noch ſagen, daß die ruhigen Schlenderer Süddeutſche ſind, daß dieſer ergözliche Ort die Zungen von Iſar und Neckar vereinigt anzieht?

Jene ziehen eines andern Weges. Sie erſcheinen mir ſorgfältiger in Kleidung und Haltung; es liegt etwas Strammes darin. Es ſind die vielzähligen Männer der Zungen von Pregel, Spree und Rhein, die der Name Preußen unter einem Hut vereinigt hat. Sie haben viel geſprochen, aber noch nicht genug; ſie begeben ſich zu einer vorberathenden Verſammlung, ihre preußiſchen Verhältniſſe betreffend. Ein dritte Abtheilung muß den Thee im confortabeln Lokal nehmen, Karten oder eine Zeitung zur Hand — die Männer der Hanſeſtädte, die den bequemen Luxus gewöhnt ſind.

Welchen ſollen wir folgen? Das Treiben auf dem Felſenkeller iſt uns gewiß das liebſte, aber es iſt uns zu bekannt, um der Schilderung einen Anziehungspunkt zu bieten. In der vorberathenden Verſammlung hören wir die Redner des Tages noch einmal ihre politiſche Weisheit auskramen, nur mit ſpeziellerer Färbung; das Caſino erſcheint uns langweilig und ſteif. Wir begnügen uns, unſern einſamen Spaziergang zu machen, an den prächtigen Villen der Frankfurter Kaufherrn vorüber zu wandeln, an den vergoldeten Gittern des vor kurzem noch ſo einflußreichen Geldfürſten, der Krieg und Frieden in der Hand zu haben glaubte und der es jezt nicht wagt, vor das Thor zu ziehen und ſich von ſeinen Geldkaſten über Nacht zu trennen. Wir ſehen die geſchloſſenen Thüren und Fenſter der koſtbaren Rothſchildſchen Villen, die der communiſtiſche Proletarier im tollen Wahne ſchon für gute Preiſe hält.

Kommen Sie mit mir in einen der eben im Entſtehen begriffenen Klubs. Wir treten in ein nicht großes Zimmer, von Gasflammen erhellt, welches ſonſt nur der unſchuldigſten Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens geweiht iſt. Es iſt der Speiſeſaal des Pariſer Hofs, vorzugsweiſe der Ruheſitz bayriſcher Abgeordneter, um die ſpätern Stunden in anſpruchloſem Geſpräch beim Glaſe und der Pfeife hinzubringen. Der gefällige Wirth läßt den Gäſten Bier bringen, und das macht ihn denſelben werth.

Alles iſt geſteckt voll; die Kellner drängen ſich mit Braten und Salat durch die Menge. Eſſend wird gehorcht, was Mittermayer ſpricht, der am obern Ende des Tiſches, als erwählter Präſident für den Abend, in dieſer drückenden Atmoſphäre ſich ſchwer verſtändlich machen kann. Die Umgebung wirkt nachtheilig auf den vielgeübten Sprecher. Er ergeht ſich in allgemeinen Sätzen; er lobt die Deutſchen, er ſpricht von ihren Tugenden, kurz er begeht alle die Fehler, die, ſo bekannt ſie uns ſind, nicht von uns abgelegt werden können. Wir nennen uns bei jeder Gelegenheit eine große Nation, und doch würden wir keinem Andern das Recht einräumen, in ſo hohem Grade daran zu zweifeln, als wir es ſelbſt thun. — Die Rede dauert viel zu lang; das was uns ſchon beim erſtenmal gewöhnlich erſchien, müſſen wir zwei-, dreimal hören. Der Redner, den ſein Gegenſtand erfaßt hat, der ganz von ihm durchdrungen iſt, ſpricht am kürzeſten verhältnißmäßig. Er bedarf zur gründlichſten Erörterung kaum mehr Zeit, als ein anderer zu den alltäglichſten Phraſen braucht, die ſich um Dinge drehen, deren Ueberzeugung ihm fehlt. „Kurz und bündig“ iſt ein wahres Wort, wie alle unſere Sprüchwörter.

(Fortſetzung folgt.)

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller.

(Fortſetzung.)

Eine von dieſen Quellen, die das ſcheinbar reizloſe Leben der Entſchlafenen mit immer neuen, vollen, reichen Genüſſen und Gefühlen überſtrömte, war ihre lebhafte Empfänglichkeit für alles Schöne, Edle und Große. Sie hatte ein begeiſterungsfähiges Gemüth, und ihre Begeiſterung war wie die ihres Bruders vorzugsweiſe auf das Erhabene gerichtet. Am liebſten zeichnete ſie eigentlich Köpfe, und bei den Köpfen gelang ihr das Ausdrucksvolle im Auge am beſten. „Sie wußte ihre Bilder zu beſeelen, aber nicht immer zu verkörpern," wie eine ihrer Freundinnen treffend bemerkte. Nie würde ſie ſich dazu verſtanden haben, Gemeines, Häßliches, oder eine Karrikatur zu zeichnen. Johannisköpfe, Chriſtusbilder, Gegenſtände und Scenen aus Jeſu Leben, das waren für ſie die anziehendſten Gegenſtände und Bilder; ſie wurde nicht müde, dergleichen zu copiren oder ſelbſt zu entwerfen. Auch dichteriſche Begabung fehlte ihr nicht. Es war ihr Bedürfniß und es wurde ihr leicht, ihre gehobenen Stimmungen in fließenden Verſen auszudrücken; ihre nachgelaſſenen Papiere enthalten eine Menge ſolcher Ergüſſe, von denen wir zunächſt folgende Probe mittheilen wollen:

Auf der Berge freien Höhen
Wähnt der Freude trunkner Geiſt
Näher ſchon den Gott zu ſehen,
Den der Erdkreis jubelnd preiſt.
In der Schöpfung weiten Räumen
Und dem ſeligen Gebiet
Höhrer Weſen ſich zu träumen,
Wird ſein Herz ein dankend Lied.

Ja der Menſch, der hochbeglückte,
Darf ſich ſeinem Schöpfer nahn,
Um mit frommem Dankgelübde
Seine Gaben zu empfahn.
In den Lobgeſang der Sphären
Miſcht auch er ſein Jubellied,
Den Allheiligen zu ehren,
Der auf ihn hernieder ſieht.

Selig wer den Unſichtbaren
In der Schöpfung kleinſtem Glied,
Wie in höh'rer Weſen Schaaren
Mit des Geiſtes Augen ſieht!
Ihm entſchwinden Erdengrößen,
Wie die Luft den Dampf verweht;
Alle Erdenfreuden löſen
Sich vor Gottes Majeſtät.

Doch in ſeiner Hoheit Fülle
Hört er auch der Kinder Flehn,
Lehrt mit Seelenruh und Stille
Sie den Lebensweg zu gehn;
Und an ihrem fernen Ziele
Läßt er Blumen für ſie blühn,
Die zum ew'gen Kranz der Liebe
Sich um ihre Schläfe ziehn.

Schimmert nicht etwas Schillerſches, klingt nicht ein dem Schillerſchen Pathos und Rhythmus verwandter Ton aus dieſen Verſen? Aeußerlich ſahen ſich die beiden Geſchwiſter gar nicht ähnlich, innerlich aber hatten ſie Manches mit einander gemein; die Saiten ihrer Seele waren auf einen verwandten Ton geſtimmt. Dieß ſpricht ſich bei der Schweſter in glücklichen Nachbildungen einiger Gedichte ihres Bruders am unverkennbarſten aus.

Mit der innigſten Verehrung, mit der reinſten Liebe war ſie dem Bruder zugethan; das Herz ging ihr auf, wenn ſie von ihm erzählen konnte, oder wenn ſie irgendwo ſein Bild erblickte. In ihrem Zimmer über ihrem Arbeitstiſch hingen mehrere Porträts von ihm. Unter eines derſelben, das ihr das liebſte war, hatte ſie die Worte aus Don Carlos geſchrieben:

— Du warſt ſo reich, ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
Iſt nun dahin!

Doch bei aller Verehrung und Liebe für den Bruder war ſie weit davon entfernt mit ihm zu prunken, in ſeinem Glanze ſich zu ſonnen, oder durch Geſpräche über ihn beſchwerlich zu werden. Sie freute ſich königlich über die feierliche Enthüllung der Schillerſtatue zu Stuttgart im Jahr 1839, ging aber, obwohl dringend eingeladen, nicht dazu. Von freien Stücken ſprach ſie nicht leicht über den Bruder. Wer ſie nicht ausdrücklich auf dieſen Gegenſtand brachte, hörte nichts von ihr darüber.

Die religiöſe Gemüthsſtimmung war in beiden Geſchwiſtern, beſonders durch mütterliche Einwirkungen, frühzeitig gereift und genährt worden; in Schiller nahm ſie ſpäter bekanntlich eine freiere Richtung an; die Schweſter hielt ihr Lebenlang am poſitiv Chriſtlichen und Kirchlichen feſt, aber ohne alle Starrheit und Peinlichkeit. Nichts wäre ihr unerträglicher geweſen, als Glaubenszwang fühlen oder ausüben zu ſollen. Sie hatte einen durchaus hochherzigen und von Confeſſionsfeſſeln ungebundenen Begriff von Gott. Ihr Gott war der Gott, „der ſeine Sonne aufgehen läßt über die Guten und über die Böſen, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte."

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Miſſion der deutſchen Bildung

Was nach Spinoza gedacht und geforſcht worden iſt, iſt entweder der Zukunft zugewandt, oder eine weitere Ausführung des Ueberkommenen. Das Ende der mittelalterlichen Philoſophie iſt die Scholaſtik einer rationaliſirten Theologie; das Ende der modernen Philoſophie iſt die Scholaſtik einer theologiſirten Philoſophie: beide gleich widerlich, beide für den Untergang einer bis dahin reichenden Entwicklung zeugend. Das religiöſe Leben, das im vorigen Jahrhundert dem Materialismus und Deismus unterlag, iſt zwar von Zeit zu Zeit wieder rege geworden, aber ohne ein wirkliches Lebenselement zu werden, ohne den Schwerpunkt des menſchlichen Daſeyns abzugeben. Religiöſe Aufregungen hat ſogar noch die allerneueſte Zeit geſehen; fragen wir aber nach des Pudels Kern, fragen wir, was Neues geſchaffen iſt, ſo wird man um eine Antwort in Verlegenheit kommen. Die theologiſirte Scholaſtik Hegels iſt von ſeinen Nachfolgern aufgelöst, und an die Stelle derſelben iſt getreten eine zweite Auflage des Eudämonismus, womit das Alterthum ſchloß, eine zweite Auflage des franzöſiſchen Materialismus, wie ihn die Encyclopädiſten am Ende des vorigen Jahrhunderts begründeten. Man kümmere ſich nicht mehr um das Jenſeits, heißt es, ſondern richte ſich das Dieſſeits ſo bequem als möglich ein; geht dieß gleichwohl nicht immer nach Wunſch, ſo reſignire man, werde man aus einem Epikuräer ein Stoiker. Eine andere und zwar größere Maſſe verwirft zwar den helleniſchen Pantheismus, entleert dafür aber die Welt ihres göttlichen Gehalts, bringt eine zweite Auflage des Judenchriſtenthums und wiederholt zum Beweiſe ihrer eigenen Geiſtesarmuth den Deismus des vorigen Jahrhunderts. Nehmen wir noch hinzu, daß eine dritte Partei ſich an die Vergangenheit klammert, und gleichwohl dieſelbe nicht von neuem zu beleben vermag, ſo iſt auch auf dem Gebiete der Religion und Theologie ein Weitergehen in bisheriger Weiſe und auf dem Grunde der nächſten Vergangenheit nicht möglich, ſchickt ſich auch hier die neuere Zeit zum Sterben an.

Zum Sterben! Täuſchen wir uns nicht, hoffen wir nicht zu viel von Verfaſſungen und Garantien der Freiheit, von welchen unſere Literarhiſtoriker in der Regel ihre Hoffnungen und Ausſichten auf die Zukunft entlehnen, um der Periode der Epigonen einen tröſtlichen Schluß zu geben. Verfaſſungen ſind die ſinnlichen Hüllen des Volksgeiſtes, ſind Produkte des Volksgeiſtes, nicht aber iſt der Volksgeiſt ein Produkt der Verfaſſung. Vom Geiſte des Volks verlaſſen, fallen die freieſten Verfaſſungen zuſammen, trotz aller Garantien und Sicherheitsmaßregeln. Täuſchen wir uns ferner nicht dadurch, daß wir unſere Zeit mit der ſelbſtſüchtigen Zeit unmittelbar vor den Freiheitskriegen vergleichen. Damals überlieferten die Kosmopolitiker der höheren Stände, d. h. diejenigen, in denen das beſondere Nationalgefühl und die beſondere nationale Geſinnung erſtorben war, dem Feinde unſer Land; aber das bis dahin unbekannt gebliebene „Volk“ dekretirte mit den Waffen den Fortbeſtand der nationalen Eigenthümlichkeit. Jezt iſt auch dieſes Volk ſo in den Prozeß einer nivellirenden Entwicklung hineingezogen, daß z. B. der Gegenſatz zwiſchen England und Deutſchland augenblicklich größer iſt, als zwiſchen Deutſchland und Frankreich, daß man in Deutſchland die revolutionären Verfaſſungen der erſten franzöſiſchen Revolution blindlings zum Muſter nimmt, ohne zu bedenken, daß dieſelben Frankreich in die heilloſeſte Lage gebracht haben, daß dieſe heilloſe Lage noch bis auf den heutigen Tag dauert, und jeden Augenblick noch heilloſer werden kann.

Wir kommen hiemit zur Frage des Anfangs zurück: haben wir auf eine Zukunft unſeres Volks zu hoffen, und wenn das der Fall iſt, was kann uns dieſelbe bringen? Die erſte Frage iſt nach dem Bisherigen unbedingt zu bejahen, ſo düſter ſich auch die nächſten Jahre vor unſere Blicke ſtellen, ſo gewiß es auch iſt, daß dieſe Zukunft erſt nach einem Untergange unſerer ganzen bisherigen Denkweiſe eintreten kann; denn ein vollſtändiger Untergang unſeres Volks würde der Untergang aller Bildung ſeyn, würde ſelbſt den Untergang des Chriſtenthums als einer univerſalen Religion zur Folge haben. Wann aber dieſe Zukunft eintreten wird, ob der Uebergang in die neue Zeit auf eine friedliche Weiſe geſchehen, oder ob ein „leichtſinniger Bruch“ mit unſerem bisherigen Leben eine „troſtloſe Verödung“ des deutſchen Gemüths zur Folge haben wird, darüber wagen wir unſere Anſicht nicht als eine allgemeine hinzuſtellen, ſo ſehr uns auch die Geſchichte das leztere befürchten läßt, ſo ſehr auch die Schlaffheit und Fäulniß der lezten Decennien jede geiſtige Größe unmöglich gemacht haben. Aber immerhin mögen noch Generationen im wilden Taumel der Begebenheiten untergehen, bis die Gährung ſich abklärt, ſo hebt uns doch die feſte Ueberzeugung über jegliche Troſtloſigkeit des Augenblicks hinweg, daß unſer Volk, um mit Fichte zu reden, ein ewiges iſt, daß die Zukunft unſerer Geſchichte aus unſerem Buſen quellen muß, und daß alles Glück und Unglück, das wir bis dahin erleben, nur von uns verſchuldet und nur von uns geſchaffen werden kann. Und wird der Deutſche in ſklaviſcher Nachahmung des Fremden es ſogar dahin bringen, daß er die todten Freiheitsbäume der Franzoſen in ſeinen lebendigen Eichenforſten aufpflanzt, daß die Worte: Freiheit, Gleichheit u. ſ. f. ihn elektriſiren und ihm die Beſinnung rauben, ſo werden wir auch darin nicht das Ende der Welt ſehen, werden wir auch da noch bei dem Glauben beharren, daß derſelbe Deutſche eines Tage dieſe abſtrakten Gedanken auf öffentlichem Markte einſtecken wird, um ſie innerhalb der vier Wände wieder aus der Taſche hervorzulangen, links und rechts zu wenden und ſo lange daran herumzuzerren, bis ſie ſein individuelles Eigenthum geworden ſind. Die öffentliche Freiheit iſt ein Produkt individueller Freiheit, und weil nur uns der Trieb des Individualiſirens in hohem Maße eigen iſt, werden wir nie und nimmer auf franzöſiſche Weiſe die Freiheit in das Volk hineinmaßregeln und hineinorganiſiren.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr 159. Dienſtag den 4. Juli 1848.

— Vor dem Richter kannſt du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich ſie verwaltet!"

Annette v. Droſte

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller.

(Schluß.)

Wenn das Gottesdienſt heißen kann, Gott zu danken und den Menſchen wohlzuthun, ſo kann und muß das Leben der Vollendeten ein Gottesdienſt genannt werden. Denn in der That, es wird nicht leicht Menſchen geben, die Gott fröhlicher und häufiger danken, und im Gutesthun fleißiger und anſpruchsloſer ſind, als es bei der Verewigten der Fall war. Sie hatte bei aller Spärlichkeit ihrer Mittel ſtets etwas übrig für Andere; bei allen Gelegenheiten, wo es galt, etwas Gutes zu fördern, war ſie mit ihrem Scherflein immer eine der erſten. Es war das Scherflein der Wittwe! Es ruhte ein Segen darauf, ſie gab wie im Evangelium ſteht: ſie gab ſo, daß die linke Hand nicht wußte was die rechte that.

Aber ſie gab nicht bloß Geld, den Armen am wenigſten. Dieſen ſuchte ſie vielmehr auf andere Weiſe zu helfen; ſie gab ihnen Kleidungsſtücke, ſtrickte Strümpfe für ſie, erquickte ſie mit Speiſe und Trank, und von der Ueberzeugung ausgehend, daß Arbeit und Erwerb die größte Wohlthat für ſie ſey, ſuchte ſie ihnen Arbeit zu verſchaffen und belohnte ihren Fleiß.

Ihr Wohlthun floß aus der reinſten Quelle, aus frommer Dankbarkeit, aus dem lebendigen Gefühl und Glauben: Gott hat mir unſäglich viel Gutes gethan und mich ſtets wunderbar und gnadenreich geleitet. Und dieſes Gefühl war die zweite von den vorhin erwähnten Quellen, um die eine liebliche Erquickung, wie die Kühlung eines Palmenhains wehte und grünte. Es iſt unbeſchreiblich, welche Stärke und Friſche dieſes Gefühl in ſich hatte und mit welcher Zuverſicht ſie in Folge davon allezeit zu Gott aufblickte. Ihre Seele war wie die des Pſalmiſten in den Tagen der Leiden und Prüfungen „ſtille zu Gott!" (Pſ. 62, 2.) Und wie die Tage der Prüfung und der Himmelstrübe vorüber waren, wie ſie das Antlitz der Gnade wiederum leuchten ſah, dann wurde ſie ganz Dank- und Lobgebet, dann klang es in ihrer Bruſt wie Lerchenjubel über der Frühlingserde. Hierin hatte es auch ſeinen Grund, daß ſich vollkommen an ihr beſtätigte, was Johannes ſchreibt in ſeinem erſten Brief, 11, 18: „Die völlige Liebe treibt die Furcht aus." Sie kannte keine Furcht, keine Sorge, keine Bangigkeit vor der Zukunft. „Gott hat mich ja ſo lieb, warum ſollte er mir Uebles thun?" ſagte ſie, wenn von dem, was ihr Schlimmes begegnen könnte, geredet wurde.

Jeder Menſch, meinte ſie, ſey dem lieben Gott eine beſondere Leiſtung als Beitrag zum Weltganzen ſchuldig, und das, was Gott von Jedem Beſonderes geleiſtet haben wolle, zu erkennen und zu erfüllen — darin beſtehe des Menſchen Ehre wie ſeine Glückſeligkeit. Aus dieſem Geſichtspunkt hatte ſie ihr eheliches Leben angeſehen. Denn als Reinwald um ſie warb, hatte ſie an ſeinen Freund, den Hofprediger Pfranger geſchrieben und dieſen um Rath gefragt. Pfranger hatte ihr geantwortet: „aus ihren Briefen kenne er ihren anſpruchsloſen und heitern Sinn; Reinwald ſey kränklich und hypochondriſch; deßhalb ſtehe er einſam und freudlos in der Welt, und ſie würde, wenn ſie ſich entſchließen könnte, mit ihm und für ihn zu leben, Glück und Heiterkeit in ſein einſames Daſeyn bringen." Dieſe Antwort beſtimmte ihren Entſchluß. „Das iſt's,

was du Gott ſchuldig biſt!“ dachte ſie; „Gott will, du ſollſt dein Pfund hier anlegen.“ Und nun ſagte ſie freudig Ja, und nie hat ſie ihre Anſicht über dieſen Punkt geändert. Es ging ihr nicht wie denen, die ſich in aufgeregter Stimmung einem Berufe widmen, den ſie nachher, wenn widrige Eindrücke kommen, doch nicht für den ihrigen erkennen. Nein, nicht irre machend, nicht Reue weckend wirkten ihre nachherigen Lebenserfahrungen auf ihr Inneres, im Gegentheil, beſtätigend und beſtärkend. Sie lebte und ſtarb des Glaubens, daß ihr frohes, ſorgenfreies, rüſtiges und glückliches Alter eine Belohnung und Segnung von Gott ſey, eine Belohnung dafür, daß ſie bei ihrem Weggang aus der Heimath ſeinen Willen und Wink verſtanden und befolgt habe.

Anſichten dieſer Art trug ſie nicht zur Schau und äußerte ſie nicht gegen Jedermann; ſie wußte, daß heilige Empfindungen kühl und verborgen gehalten ſeyn wollen, wie Nardenöl, ſonſt verduften ſie. Ueberhaupt lag nichts Krankhaftes, nichts Ueberſpanntes in ihrer Frömmigkeit; ihre Frömmigkeit war nichts Apartes, nichts Erkünſteltes, nichts Eingebildetes und Eingeredetes; ſie war vielmehr naturwüchſiges Erzeugniß und tief wurzelnder Stamm ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Nicht ſowohl gefliſſentliche Belehrungen, die gewöhnlich nur eine innere religiöſe Mondſcheinbeleuchtung hervorbringen, als vielmehr unwillkührlich empfangene Eindrücke, die in der Regel mehr Stoffliches enthalten und zurücklaſſen, hatten bei ihr die Grundlagen einer frühen Religioſität gebildet. „Einſt,“ ſo ſteht in ihren Erinnerungsblättern, „da wir als Kinder mit der lieben Mutter zu den Großeltern gingen, nahm ſie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein ſchöner Oſtermontag und die Mutter theilte uns unterwegs die Geſchichte von den zwei Jüngern mit, denen ſich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jeſus zugeſellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeiſterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir Alle ſo gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieſer Berg wurde uns zum Tabor.“

Gewiß, ein Stillleben im vollſten und beſten Sinn, das war das Leben der Verklärten; wenn auch ein Stillleben, fern vom Weltglanz und Weltgeräuſch, aber doch ein Leben, ein gediegenes, reiches, kräftiges, freudiges Empfinden, Wirken und Thätigſeyn. Und ſtill? — ſtill war es ja doch nur aus dem Grund und zu dem Zweck, damit das Höhere, Beſſere, Gottverwandte in den innerſten Tiefen deſto lauter und reiner erklingen möge und erklingen könne.

Wenn wir unſer Leben gegen ein ſolches Stillleben halten, unſer Privatleben wie unſer öffentliches Leben, kommt uns da nicht das Wort des Pſalms beſchämend in den Sinn: „Wir bringen unſer Leben zu wie ein Geſchwätz?“ Ja, Aeußerungen und Aeußerlichkeiten genug, Erglühungen in Worten und durch Worte genug, genug Toaſte auf das Jahrhundert der Bildung und der Freiheit, genug rauſchenden Beifallsſturm; aber hinter all dieſem Lärm, welche Innerlichkeit und welcher Kern „in dem verborgenen Menſchen des Herzens unverrückt?“ (1 Petr. 3, 4.)

„Am Ende erkennt man die Tonart,“ ſagt ein altdeutſches Sprüchwort. Leſer, blicke noch einmal in das ſtille Lebensbild, das ſkizzenhaft hier vor dir liegt: iſt dir's nicht, wenn du es recht überſchauſt und durchdenkſt, als blickteſt du in den Feierabend eines ſchönen Tagewerks, und als hörteſt du von fernher einen hohen, heiligen und wunderbar beſchwichtigenden Ton? Und dieſer Ton — der Grundton dieſes ganzen Lebens — heißt der nicht Gottſeligkeit?

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Mittermayer hat geendet und wird beklatſcht wie ein Schauſpieler; ein unparlamentariſcher Gebrauch, der auch in der Paulskirche keine kräftige Beſchränkung erleidet, obgleich er ſtets Mißbilligung erfährt. Aus dem Gewirre ertönt jezt vom andern Ende des Saales eine rauhe Stimme. Wir wenden nach ihr den Kopf, und nun ſehen wir aufſteigend einen Greis mit langem weißem Barte; jezt ſteht er auf dem Tiſche und ſeine Geſtalt ragt über die Köpfe hinweg. Die erſten Worte, die wir vernehmen, erregen allgemeine Heiterkeit. „Wann's in Paris regnet, ſo tröpfelt's in Leipzig,“ ſagt er und meint damit die revolutionären Zuckungen, die ſich bis jezt immer bei uns verſpüren ließen, ſobald in Paris ein großartiger Ausbruch des Volksvulkans ſtattgefunden hatte. Ernſt Ludwig Jahn iſt dieſe abenteuerliche Geſtalt, die uns die Zeit der Freiheitskriege, wie Pompeji die antike Welt, in etwas verwittertem Zuſtande überliefert. Beide lagen lange Jahre verſunken unter vulkaniſcher Aſche. Jahn eifert in ſeiner halb ſpaßhaften Weiſe gegen Republik und Republikaner; der Mann, vor welchem die deutſchen Throne und Thrönchen ſich einſt nicht ſicher glaubten, ſtemmt jezt ſeine alten morſchen Schultern dem hereinbrechenden Umſturze entgegen und will die Monarchie ſtützen helfen, ſo gut er es vermag. Seine Lunge iſt noch ſtark und manches ſcharfe Wort fliegt von der Zunge, weithin durch den Saal zu aller Hörer Ohren geſchleudert.

Eines dieſer Worte trifft Arnold Ruge. Kaum hat Jahn geendet, ſo hebt ſich aus dem wirren Knäuel der Köpfe das blonde Haupt eines kräftigen Mannes; ſpärliche Haare, ein mäßiger Schnurrbart, ein bleiches, ernſtes Geſicht. Es iſt Ruge ſelbſt, der auf den Stuhl geſtiegen iſt, um vernommen zu werden. Er ſey Republikaner, ſagt er, allein er wolle den Umſturz nicht. Das Volk habe in der überhaſteten, gleichſam improviſirten Revolution der Märztage Alles erlangt, was es in dem Augenblicke gewollt; es ſey bis zu den Thronen gedrungen, habe aber keinen Thron umgeſtoßen; vor den Thronen ſey die Revolution ſtill geſtanden. Das ſey nun aber eine ſchlechte Politik, welche dem Volke dasjenige aufdringen wolle, was es nicht verlange.

In dieſem Sinne wird fortgeſprochen. In dem Saale ſcheint man ſich das Wort gegeben zu haben, den politiſchen Hader zu verbannen; man iſt milde geſinnt, oder man will es ſcheinen, oder man verſchmäht es ſich hier vernehmen zu laſſen. Um ſo mehr erregt es Gelächter, einen Mann von ſeinem Stuhl herab, am obern Ende des Tiſches an der Seite des Präſidenten, in jener bekannten gezogenen und ſingenden Weiſe des von Adelung als vortrefflichſt geprieſenen meißniſchen Dialekts, den König von Sachſen in Schutz nehmen und im Namen aller Sachſen die Erklärung abgeben zu hören: daß ſie mit ihrem angeſtammten Könige leben und ſterben, ſiegen oder fallen wollen; daß ſie ſich gegen jedes Wort auflehnen würden, das anders klänge, kurz daß ſie die glücklichſten, aber auch genügſamſten, die freieſten, aber ihrem Königshauſe auch unterwürfigſten Deutſchen ſeyen und bleiben wollen; daß ferner die Rautenkrone in das Herz eines jeden Sachſen hineingewachſen ſey, wie der in die deutſche Tagespreſſe hineingewachſene rothe Faden der engliſchen Flotte, der zu jedem Gleichniß herhalten muß und zu dem ich ſelbſt hier mit Freuden als literariſches Gemeingut greife. Kurz, die Rede des wackern Bewohners des Pleiße- oder Elſterſtrandes war ſo geſpickt mit Devotion, Admiration und Pietät, die ihre Strahlen auch auf den Lehrer des Redners, Mittermayer ſelbſt, in bedeutendem Maße fallen ließen, daß die Zuhörer aus dem Lachen nicht mehr herauskamen und endlich einer aus der Menge dem Sprecher zurief: er möge ſich doch nur beruhigen, er wolle ihm im Namen der ganzen Verſammlung das Verſprechen ertheilen, daß der König von Sachſen von hier aus nichts zu befürchten habe und von keinem der Anweſenden von ſeinem Throne geſtoßen werden ſolle.

„Zur Seite des wärmenden Ofens" ſaßen aber die wackern Männer von Iſar, Lech und Inn und freuten ſich des braunen Saftes der Gerſte; ſie hatten geſchwiegen oder unter ſich geſprochen, freilich, wie ſie denn begabt ſind mit kräftigen Stimmen, laut genug, um die Stimmen der Sprecher zu übertönen. Aus ihnen erhob ſich jezt ein Mann und ſtieg auf ſeinen Sitz. Er trug einen ſchwarzen Sammtrock mit gelben Knöpfen beſezt und mit rothem Unterfutter verſehen, und verſinnlichte ſo an ſeiner Perſon das Symbol der einheitlichen Zukunft unſeres theuern Vaterlandes. Man mag ſagen was man will, wir Deutſchen ſind durch keine Revolution aus unſerer Gemüthlichkeit herauszubringen; wir bringen unſere liebenswürdigen Abſonderheiten mit auf die Welt und gehen mit ihnen durch's Leben bis zum Grabe, mögen die Weltenſtürme auch noch ſo böſe und wild uns zerſauſen. Dieſer Eiſenmann — denn der und kein Anderer war der Schwarzrothgoldene — hatte in ſeiner Jugend geträumt, im Kerker geträumt von dieſen heiligen drei Farben, und verwirklicht ſie jezt an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, und darin allein iſt die unvergleichliche Zuverſicht und Zufriedenheit des gewiß ſehr wackern Deutſchen zu ſuchen, die ihn Vielen zum Räthſel machen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Das Pfingſtfeſt.

Pfingſten, „das liebliche Feſt," das in der ganzen Chriſtenheit zwei Feiertage zählt, hat deren in dem heitern Frankfurt vier, wie dieß denn ſchon aus den „Memoiren des Satans" hinlänglich bekannt iſt. Der erſte iſt der kirchliche, der Andacht, dem Kirchenbeſuch und höchſtens einigen Spaziergängen um die Thore und in die nächſten Vergnügungsorte gewidmete. Am zweiten läßt die haute volée gewöhnlich den Glanz ihrer Teilleiten und Equipagen in dem benachbarten Wilhelmsbad bewundern. Größere oder kleinere Geſellſchaften wählen auch mit Vorliebe dieſen Tag zu Ausflügen in die romantiſchen Gebirgsgegenden des Taunus. Der Dienſtag iſt der Tag des eigentlichen Frankfurter Volksfeſtes. Der fleißige Frankfurter Bürger, der vom Morgen bis zum Abend im Schweiße ſeines Angeſichts

ſein Brod verdient, verſchließt an dieſem Tag Haus und Werkſtätte, zieht mit Kind und Kegel in das nahgelegene Wäldchen, und lagert ſich auf die Erde. Auf den grünen Raſen wird das blendendweiße Tiſchtuch ausgebreitet und von den mitgenommenen Viktualien und Getränken in reicher Fülle bedeckt. Kalbsbraten und Geflügel, Schinken und Würſte lachen dem müden Wanderer in bunter Abwechslung entgegen; Wein, Bier und Cyder ergießen ſich in immer reichlicheren Libationen. Es kreiſt der Becher, um eben ſo ſchnell geleert, als wieder gefüllt zu werden; denn das iſt nicht zu läugnen, daß der Frankfurter einen höchſt materiellen Sinn hat. Ein jeder Spaziergang in ſeine herrliche Umgebung iſt ihm nur dann belohnend, wenn ihm am Ziele deſſelben ein erfriſchender Trunk und erquickender Braten freundlich entgegenwinkt. Erſt mit der untergehenden Sonne pilgert er der heimathlichen Stadt wieder zu, die an dieſem Tage verlaſſen, leblos und öde ſtand, um ſich durch einen ſtärkenden Schlaf auf die Freuden des folgenden Tags vorzubereiten. Der Pfingſtmittwoch iſt herkömmlich dem Beſuche des nahen, freundlichen Bornheim gewidmet, deſſen zahlreiche Wirthshäuſer von Beſuchenden im wahren Sinne des Worts überfluthet werden. Sonſt war es ein herkömmlicher Brauch, daß an dieſem Tag die Waiſenkinder auf der zwiſchen Frankfurt und Bornheim gelegenen Pfingſtweide öffentlich geſpeiſt wurden und dann nach Bornheim zogen. Aber dieſe Sitte hat ſich wie ſo manche alterthümliche im Drange der Zeiten verloren. Die Waiſenkinder eſſen zu Haus; ſie brauchen nicht mehr in Gottes Natur aus engen Räumen geführt zu werden. Sie bewohnen ein von den ſchönſten Gärten umgebenes palaſtähnliches Gebäude ſtatt des früheren einfachen, niederen, mit Schiefer bedeckten Hauſes. Aber den Spaziergang nach Bornheim hat ſich der Frankfurter darum doch nicht nehmen laſſen, und er hat wohl daran gethan. Kehrt er doch am Donnerſtag in das alte Geleis des gewohnten Fleißes wieder zurück; hatte er doch meiſt auf ein volles Jahr, genügſam und beſcheiden, an der Erinnerung des genoſſenen Vergnügens genug; fühlte er ſich doch ſchon beglückt, wenn ein heiterer Himmel dieſes jährlich wiederkehrende Feſt begünſtigte.

Wie iſt doch dieſes Alles ſo ganz anders geworden! Die vier Feiertage ſind zwar in der Hauptſache geblieben, aber wie hat ſich ihr Charakter, wie ihre Phyſiognomie geändert!

Die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auch auf unſer Pfingſtfeſt ſich erſtreckt.

Die Eiſenbahnen einestheils, die Ungunſt der Zeiten anderntheils haben dem Volksfeſte ſeinen urſprünglichen Glanz geraubt. Das Wäldchen bietet ſchon ſeit Jahren dem Beobachter kaum ein Schattenbild der früheren Herrlichkeit dar. Man fliegt entfernteren Gegenden zu; das Naheliegende genügt nicht mehr. Und bietet denn die Ferne Erſatz für die Nähe? Ach, daß wir genöthigt ſind, dieſe Frage mit „nein" beantworten zu müſſen! Wir haben an Frohſinn nicht gewonnen. Die frühere Beſchränktheit entlockt freilich dem heutigen Geſchlechte ein Lächeln; dort war aber noch Lachen, Scherz, Muthwillen zu Haus, die jetzt vor den Sorgen und Mühen des immer ſchwerer werdenden Lebens auf lange, gebe Gott nicht auf immer, entſchwunden ſind!

(Fortſetzung folgt.)

Aus Germanien, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Miſſion der deutſchen Bildung

Die zweite Frage, auf welchen Elementen in Zukunft unſer hiſtoriſches Leben beruhen werde, können wir hier natürlich nur in der Form von Theſen beantworten. Die Begründung derſelben ergibt ſich theils aus dem bisher Geſagten, theils aus einer aufmerkſamen Beobachtung derjenigen Zeiterſcheinungen, die ſchon entſchieden der Zukunft, der dritten Periode unſerer Geſchichte, angehören. Der Charakter des Mittelalters iſt ein einſeitiger Spiritualismus, der Charakter der neueren Zeit ein einſeitiger Naturalismus; der Charakter der dritten Periode wird auf einem organiſchen Verhältniſſe zwiſchen Natur und Geiſt beruhen, ſo daß die Natur als das freie Produkt des Geiſtes gelten wird. Durch dieſes neue Verhältniß zwiſchen unſerem ideellen und materiellen Leben wird unſere geſammte geiſtige Thätigkeit eine andere Richtung erhalten. Das hiſtoriſche Leben wird nicht mehr ein bloßer Prozeß ſeyn, ſondern die Entwicklung zu einem der Menſchheit von Gott vorgeſteckten und zugleich der Menſchheit inwohnenden Ziele. Der Kosmos wird ferner aus der bedrohlichen Nähe des Chaos* gerückt werden, indem die Naturwiſſenſchaft mit der Geſchichtswiſſenſchaft Hand in Hand gehend, das nothwendige Seyn der Natur auf die freie That Gottes zurückführt, die Teleologie der Geſchichte auch in der Natur aufzeigt und dieſelbe nicht mit Goethe's Werther als „ein ewig verſchlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer" betrachtet. Weder wird die Kirche den Staat, noch der Staat die Kirche in ſich abſorbiren, wie das in den beiden bereits abgelaufenen Perioden unſerer Geſchichte geſchehen iſt. Staat und Kirche werden vielmehr als Produkte des Einen Geiſtes auf verſchiedenem Wege demſelben Ziele nachſtreben, ohne ſich gegeneinander zu fixiren und ohne ſich auf Leben und Tod zu befehden. Religiöſes Leben und wiſſenſchaftliches Leben werden denſelben Ausgangspunkt nehmen, der Glaube wird aber als Leben nicht die Thätigkeit des Denkens gefährden, noch wird das Denken ſich mit der Erkenntniß der Nothwendigkeit in der Natur und Geſchichte begnügen, ſondern wird gern die Nothwendigkeit der Freiheit unterordnen. Der in unſerer Zeit berühmt gewordene Satz: „Was nothwendig iſt, iſt vernünftig, und was vernünftig iſt, iſt nothwendig," wird ſeine Geltung verlieren und die Vernunft als Erkenntniß des Nothwendigen wird ſich eben ſo ſehr vom freien Geiſte unterſcheiden, als das Gute ſich vom Böſen unterſcheidet. Es wird zur allgemeinen Geltung kommen, was ſchon der hochbegabte Puchta gegen den modernen Pantheismus äußerte,** daß dem Menſchen die Vernunft zur Bekämpfung der Natur, daß ſie ihm um ſeiner Unvollkommenheit willen gegeben ſey, daß dagegen als das höhere Gut, wodurch der Menſch Gott ähnlich ſey, die geiſtige Freiheit angeſehen werden müſſe.

(Schluß folgt.)

* Braniß äußerte ſich über daſſelbe bei Beſprechung des Humboldt'ſchen Kosmos geiſtreich: „In ungemeſſenen Fernen treibt das Chaos, dem bewaffneten Auge erkenntlich, noch immer ſein uraltes Spiel, in den Sternſchnuppenſchwärmen zieht es über unſern Häuptern hin, unter unſern Füßen lauert es in dem unermeßlichen Vulkan des Erdinnern; und das menſchliche Geſchlecht, welches über dieſem Vulkane ſeine nach dem Ewigen faſſende Geſchichte erbaut — es weiß nicht, wie dünn die Decke iſt, die es von dem ungeheuern, alle ſeine Herrlichkeit ſpurlos vernichtenden Grabe ſcheidet. Hat dieß Grab nicht früher ſchon das reich über die Erdoberfläche ausgegoſſene Leben verſchlungen? Die Naturwiſſenſchaft, wie ſie jetzt iſt, gewährt keine Bürgſchaft dafür, daß ſich dieſe Tragödie nicht wiederhole."

** Inſtitutionen, S. 1 ff.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 160. Mittwoch den 5. Juli 1848.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut miſchte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Schiller.

Zum 29. Juni 1848.

Durch die deutſchen Gauen ſchallt es von der Donau bis zur Weſer:
Hoch das alte Reich, und dreimal hoch der neue Reichsverweſer!
Was der Taunus ausgerufen: dieſer iſt der rechte Mann,
Klingt zurück von allen Bergen: Heil dem Erzherzog Johann!

Name guter Vorbedeutung! War's nicht ein Johannes weiland,
Welcher predigend vorausging dem erſehnten Welten-Heiland?
Der im Sturme von Lepanto ſeine Wimpel ſiegen ſah,
War es nicht, der kühne Feldherr, auch ein Juan d'Auſtria?

Sey gegrüßt aus jeder Hütte, ſey gegrüßt von allen Thronen!
Fahnen flattern, Glocken läuten, luſtig donnern die Kanonen,
Seine Freudenthränen perlen, leichter ſchlägt das volle Herz:
Denn das Heer fand ſeinen Herzog und die Form der Zeit ihr Erz!

Komm herab von deiner Alpen ſchneebedeckter Rieſenkuppe,
Tauſche mit dem Fürſtenmantel die bequeme graue Juppe,
Steig empor zu höhrem Fluge, ſag' der Felſenburg Tirol
Und dem jungen Horſt von Schänna, * deutſcher Adler, Lebewohl!

Ja, das Schickſal übt Vergeltung! Den einſt von des Thrones Stufen,
Einſt aus ſeines Lagers Mitte Neid und Argwohn abgerufen,
Den die alte Zeit verbannte: dieſen hat die neue Zeit,
Hat des freien Volks Vertrauen heut zum Führer eingeweiht.

Aus dem Schatten ſeiner Wälder holen ſie im Feierzuge
Ihn auf jene Römer-Höhe, ihren Cincinnat vom Pfluge,
Und die Krone, die zerbrochen auf dem Haupt des Bruders Franz,
Fügt in ſeiner Hand ſich wieder neu und zu erneutem Glanz.

Komm, Erzherzog, ohne Säumen! Laß daheim dich nimmer halten,
Laß des Geiſts gewalt'ge Flammen, ſeinen Fluß laß nicht erkalten;
Dich erküren wir zum Meiſter! Sorge, daß der Guß gelingt,
Daß die Maſſen nicht vergähren, daß die neue Form nicht ſpringt!

---

* So heißt die für den Grafen von Meran, des Erzherzogs Sohn, angekaufte und hergeſtellte Burg im Paſſeier Thale.

Und wenn dir die fremden Zungen — Wälſche, Slaven oder Tſchechen —
Warnend, ſchmeichelnd in die Ohren: „Hanſel, bleibe bei uns,“ ſprechen,
Dann, Erzherzog, ruf noch einmal, wie vor Jahren ſchon am Rhein:
Nein! Kein Oeſterreich, kein Preußen! Deutſchland, Deutſchland ſoll es ſeyn!

Sieh, ein Volk, wie keins auf Erden, es bedarf und wartet deiner,
So wie du von ihm geſtellt biſt, ſtand noch ſeiner Fürſten keiner,
Eine Zeit, wie nie geweſen, fordert dich mit lautem Ton:
Zeig dich als des Volkes Vater, als der Zeit getreuen Sohn!

Darf ein Dichter an die Sage deines kaiſerlichen Ahnen,
An den lezten Ritter Deutſchlands, dich an unſern Max gemahnen,
Wie, auf heißer Jagd verſtiegen, von der ſchlimmen Martinswand
Den Verlorenen herabzog eines Landmanns treue Hand?

Du biſt der Tiroler Bauer, Kaiſer iſt das Volk geworden:
Schwindelnd ſteht es auf der Klippe, Wetter drohn von Süd und Norden,
Ihm zu Füßen brauſt entfeſſelt die empörte Leidenſchaft,
Links und rechts auf wüſtem Abgrund ſchwebt die Lüge nebelhaft.

Führ uns auf die feſte Höhe, droben die im Freiheitsſtrahle,
Führ uns die gebahnten Wege in des Friedens grüne Thale,
An der Zukunft goldne Ziele führ uns von der Martinswand;
Max, dein Kaiſer, ruft; Tiroler Hans, gib ihm die treue Hand!

Aus der Reichsverſammlung.

(Schluß.)

Was Eiſenmann ſprach, bezog ſich zunächſt auf die Worte, wie er ſagte, „ſeines Freundes“ Ruge, welches dieſer ſpäter dahin berichtigte, daß er die Worte „meines *ehemaligen* Freundes“ in ſeiner Rede gebrauchte. „Wir wollen nichts Zerbrechliches und Vorübergehendes ſchaffen,“ ſprach Eiſenmann, „ſondern wir wollen bauen für Jahrhunderte, darum müſſen wir bemüht ſeyn, ein tüchtiges Fundament zu legen, das im Stande iſt, die ſtarken Mauern des Hauſes zu tragen, welche jedem Sturme, und wüthete er auch noch ſo mächtig, widerſtehen und in deren Raum vierzig Millionen Deutſche wohnen ſollen, bequem, ſicher und brüderlich neben einander. Und wird ein ſolcher Bau vollendet daſtehen, ſo wird es auch nicht an Wohnungen darin für unſere Fürſten fehlen, die nur getroſt mit uns einziehen ſollen in das von uns zu erbauende Haus.“ Die Rede wurde mit Jubel begrüßt; ſie war der Ausdruck deutſcher Gemüthlichkeit mit einigen heitern Anſpielungen ausgeſtattet, gerade wie wir's lieben; nicht eben geeignet, einem ausgehungerten politiſchen Wolfsmagen zur Sättigung zu dienen, allein für politiſche Dilettanten ein paſſender Imbiß. Dieß leztere wurde faſt überall gefühlt, und die natürliche Folge war, daß man ſich mehr oder minder befriedigt fühlte, je nachdem man ſeinem Naturell nach mehr Geſchick zum Hammer oder Amboß verſpürte.

Die Zeit iſt eine redſelige und ſo fand denn auch das unbefriedigte Gefühl eines wackern, aufrichtigen Schleſiers alsbald Worte. Die Schleſier haben ſich ſeit Opiz ſehr verändert, man ſollte nicht glauben wie ſehr. Der gemüthliche Sänger, der nach dem Studium des Plato, nachdem er ſelbſt bekannt hat:

> Ich verſpüre faſt ein Grauen,
> Daß ich, Plato, für und für
> Bin geſeſſen über dir —

ſeinen Jungen fortſendet, um Wein, Safrankuchen und Muſikanten herbeizuholen, würde heutzutage verlacht werden von ſeinen Landsleuten, wenn er ein ſolches Gedicht drucken ließe. Jezt muß man den Schleſiern, wie überhaupt allen Menſchen, etwas Anderes bieten. Der arme Boberſchwan iſt nicht denkbar in den Zeiten Schlöffels und Anderer, deren Dichten nicht auf Verſe gerichtet iſt, ſondern die dahin trachten, nicht bloß Schleſien, ſondern die Welt glücklich zu machen.

In ſolchen Unmuth hatte Eiſenmanns zarter politiſcher Troſt jenen Schleſier verſezt, daß er ſogleich auch einen Stuhl beſtieg und erklärte: „Er wiſſe nicht, weßhalb man ihn hergeſprengt habe. Man habe ihm vorgeſpiegelt, es werde hier Jeder ſeine Stimme abgeben, ſein politiſches Glaubensbekenntniß ablegen, und man würde ſich zuſammenthun, um eine ſtarke Partei zu bilden.“ Der Redner ſprach nicht aus für was und gegen was. „Statt dieſe Erwartung verwirklicht zu ſehen,“ fuhr er fort, „ſehe er ſich in ein Neß von Allotrien verſtrickt; man ſcheine zu ſcherzen mit ernſten Dingen, greife ſich verſteckt und offen mit leichten Waffen an, die zum Schimpfſpiel, aber nicht zum Ernſte taugen; er müſſe das Cenſoramt üben und den Anweſenden ihr Benehmen vorwerfen; ihm ſolle man aber nicht mehr ſo kommen, ſonſt dürfte er ſeines Theils grob werden.“ Dem ernſten

Manne folgte ein lautſchallendes Gelächter und die Sitzung war für den Abend aufgehoben. Die Knäuel löſten ſich, der Raum wurde freier, man konnte von ſeiner Stelle gehen, ſich zu Freunden ſetzen und die ſüße Gewohnheit des Daſeyns machte ſich wieder mit Tellern und Flaſchen im Saale breit.

Dieß war eine erſte, noch etwas improviſirte Verſammlung; in den jetzigen Klubs herrſcht Ordnung, und man hört mitunter auch einen guten Redner mit ſchwacher Stimme, der hier unſere Ueberzeugung für ſeine Meinung gewinnen will, der in der Paulskirche nicht verſtanden worden wäre. Es finden ſich die Oeſterreicher in der Loge Sokrates, die Gleichgeſinnten (größtentheils Preußen) im ſteinernen Haus, die Demokraten im deutſchen Haus. Außerdem ſitzen die Hochtorys und die gelehrte Ariſtokratie des Parlaments Abends im engliſchen Hofe, die Monarchiſten im Pariſer Hofe, die Republikaner mit ihren leiſen und ſtärkern Schattirungen beim Weinwirth Jakobi, und eine gemiſchte große Geſellſchaft im Weidenbuſch bei Bier, Wein und Speiſen.

Ich werde Sie jezt in den deutſchen Hof führen. Vor dem Thore zwei dreifarbige Fahnen und brennende Gasflammen bei noch früher Tagesſtunde. Wir treten in einen großen Saal, der im Hof liegt. Lange Tiſche mit Männern und Jünglingen beſezt, die gemächlich ihr Abendbrod verzehren. Wir blicken umher und treffen Bekannte. Es ſind Mitglieder der Nationalverſammlung der Linken (äußerſte und linke Mitte inbegriffen), die hier vor einem gemiſchten Publikum Angelegenheiten öffentlich debattiren, Vorſchläge machen, Beſchlüſſe darüber faſſen, die ſich gewöhnlich auf Anträge an die Nationalverſammlung erſtrecken.

Mein nächſter, in wenigen Tagen folgender Brief ſoll eine ſolche Sitzung zu ſchildern verſuchen.

Der erſte Stockböhme.

(Volksſage.)

Unſer Heiland hat in Menſchengeſtalt die ganze Erde durchwandert, das iſt eine bekannte Sache, wenn auch nichts im Evangelium davon ſteht. Die Reiſe war ſchnell vor ſich gegangen, die Evangeliſten verſtanden nicht viel von der Erdkunde, und die meiſten Länder hatten noch gar keine Namen, — alſo ſprachen Matthäus, Lukas, Markus und Johannes nicht weiter von den Ausflügen.

An einem heißen Tag kamen der Herr und ſeine Jünger durch einen dichten Wald. An einem bequemen Plaz ruhten ſie über Mittag aus, und der Heiland legte ſeinen Mantel auf einen alten Baumſtumpen. Sie aßen, was ſie bei ſich hatten, machten ein Schläfchen im grünen weichen Moos, und erhoben ſich dann zum Aufbruch. Da ſprach Petrus, wie er denn überhaupt immer das Mundwerk voran hatte: „Wir haben uns in dieſer Wildniß ſo überaus wohl befunden, Herr, und du ſollteſt zum Andenken ein Wunder wirken.“ — Mit jenem milden Lächeln, das immer auf ſeinem Antliz aufging, wenn er thörichte Wünſche vernahm, antwortete der Herr: „Auf hundert Meilen weit und breit wohnt ja keine Seele, welcher ein Wunder zum Heile gereichen könnte.“ — „Ei, ſo ſchaffe die Seele ſelbſt herbei.“

Der Herr ſchüttelte das Haupt. Da Petrus jedoch mit Bitten nicht nachließ, ſo ſtreckte Chriſtus die Hand aus und hieß den Stumpen, worauf ſein Mantel lag, in menſchlicher Geſtalt ſich aufrichten. Sofort kam ein vierſchrötiger Kerl zum Vorſchein mit kleinen Augen, knolliger Stumpfnaſe und breitem Maul; und ſelbiger Kerl beſann ſich nicht lang, ſondern lief mit dem Mantel davon, ohne ſich für das erhaltene Daſeyn zu bedanken. — „Da haſt du dein Wunder,“ ſagte der Herr, „und ich darf heute Nacht ohne Mantel ſchlafen.“

Der Menſch, welchen der Heiland aus dem Baumſtrunk erſchaffen hat, iſt der erſte Tſcheche geweſen, und ſie heißen davon noch bis zum heutigen Tag Stockböhmen. — Auch den erſten Regungen des Stammherrn ſoll das Volk ziemlich treu geblieben ſeyn, der Undankbarkeit wie dem Diebsgelüſt. Was lezteres betrifft, ſo wird wenigſtens verſichert, daß du zwei ganz kleine Kinder, ein deutſches und ein böhmiſches, leicht ihrer Abkunft nach von einander unterſcheideſt, wenn du ſie auf den Boden ſezeſt; das deutſche ſtreicht mit den flachen Händchen den Sand von ſich weg, das böhmiſche ſcharrt ihn zu ſich heran.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Schluß.)

Die Miſſion der deutſchen Bildung.

Die Natur iſt ein Produkt des Geiſtes, die That der Grund des Seyns, der Geiſt etwas Höheres als die Vernunft, die Geſinnung erhaben über dem Denken. Darum wird die Zukunft auch weſentlich durch ein Erwachen des religiöſen Sinns herbeigeführt werden, und der Glaube, der fortan kein Dogma, ſondern Leben ſeyn wird, wird um ſo intenſiver hervortreten, je mehr bis dahin der natürliche Menſch ſich mit ſeinen Leidenſchaften geltend gemacht hat. Die verfloſſenen Decennien haben uns Männer gebracht, die ſich auf dem Gebiete des Verſtandes und der Vernunft auszeichneten, durch Gelehrſamkeit, durch Erfindungen, durch Spekulationen, durch Kritik u. ſ. f.; vielleicht werden uns ſchon die nächſten Decennien Männer bringen, die durch ihre geiſtige Größe, durch die Ungebrochenheit ihres Glau-

bens und den Adel der Geſinnung hervorleuchten, um ſo mehr hervorleuchten, je größere Ungewitter ſich über unſeren Häuptern zuſammenziehen. Denn nur in den Wechſelfällen des Schickſals vermag ſich der geiſtige Adel zu bewähren; dauerndes Glück erſchlafft das geiſtige Leben, und führt zuletzt die Fäulniß deſſelben herbei. Wie ſich aber an das religiöſe Erwachen der Reformation die Pflege und Wiederbelebung des Alterthums anſchloß, ſo wird ſich an das Wiedererwachen des religiöſen Lebens der dritten Periode unſerer Geſchichte die Wiederbelebung des Mittelalters anſchließen, jener Zeit unſerer nationalen Größe, die mit dem Anbruch der neueren Zeit ganz aus unſerer Erinnerung getilgt zu ſeyn ſchien, und für die erſt nach dem Beginne unſeres Jahrhunderts das Verſtändniß aufgegangen iſt. Dieſe alte germaniſche Welt wird, wagen wir kühn zu behaupten, das der Form halber bis jetzt ſo gut als ausſchließlich auf den Schulen gelehrte Alterthum zum großen Theile verdrängen, wird denſelben Einfluß auf unſere Geſinnung ausüben, den die alte heidniſche Welt auf unſer Denken ausgeübt hat, wird nicht nur die erkaltete Liebe, Innigkeit und Kraft unter uns erwecken, ſondern auch unſer ganzes politiſches Leben neu geſtalten. Die früheren Ständeunterſchiede nebſt dem Gegenſatz zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten ſind entweder ſchon verſchwunden, oder werden noch fernerhin gänzlich verſchwinden; an die Stelle derſelben wird eine neue Gliederung des Volks, werden neugeborene Stände treten, die ſich nicht, wie die Corporationen und Zünfte des Mittelalters, gegenſeitig fixiren, ſondern, von dem Grundſatz der Gleichheit aller Menſchen ausgehend, in ihren Vereinigungen das Leben in ſeinen mannigfaltigen Intereſſen und Beſtrebungen darſtellen. Eine conſtitutionelle Monarchie mit numeriſcher Vertretung, wie ſie Frankreich geſchaffen hat, iſt ein Unding, löst die Geſchichte in einzelne Punkte auf, führt zur Deſpotie oder Republik, zur Deſpotie eines Diktators oder zur Deſpotie der Partei. Die conſtitutionelle Freiheit der Engländer verletzt den Grundſatz der Gleichheit, weil nur privilegirte Klaſſen jener Freiheit theilhaftig werden. Die zukünftige Ordnung Deutſchlands wird uns dagegen die volle Freiheit bringen. Dafür haben negativ bis jetzt die Franzoſen und unſer Hang der Nachahmung gewirkt, dafür wird poſitiv in Zukunft unſer Trieb des Individualiſirens wirken. Und wenn dieſe Freiheit errungen ſeyn wird, dann iſt das dritte Blüthenalter unſeres geiſtigen Lebens eingetreten, in welchem die „tiefe Glaubensbefriedigung und das ſtarke Nationalgefühl der älteren mit dem vollendeten Weltbewußtſeyn der jüngeren Zeit ſich zur leuchtenden Sternenkrone über den Häuptern einer glücklichen Nachwelt vereinigt.“ — Deutſchland wird dann abermals das Herz Europa's werden, und von ſich aus das Blut in alle Adern des Körpers treiben.

Frankfurt a. M., Juni.

(Schluß.)

Volksverſammlungen. — Demokratencongreß.

Und nun gar dieſe Pfingſten! — Wie hat ſich die Phantaſie des Frankfurters die größte Mühe gegeben, ſie ſo ſchreckenvoll als möglich auszumalen! Wie wurden die Zweifler mit Achſelzucken abgefertigt, die hin und wieder die ſchüchterne Prophezeiung laut werden ließen, es werde alles ruhig bleiben. Wie kann man an Ruhe glauben, wenn alle demokratiſchen Vereine hierher kommen! Wer wird den Leichtſinn ſo weit treiben, in ſolchen Zeiten ſein Haus zu verlaſſen! Frankfurt, der Sitz des Parlaments, iſt vor allen andern Städten am meiſten bedroht! Vergebens verwarf die Nationalverſammlung alle außerordentlichen Maßregeln zu ihrem Schutze und erklärte ſich im Schooße unſerer Stadt hinlänglich geſichert! Man hätte glauben ſollen ein ſolcher Ausſpruch hätte dem Selbſtgefühl, dem Stolze der Frankfurter höchſt willkommen ſeyn, ihr Vertrauen auf die eigene Kraft unendlich ſteigern müſſen. Ich habe Aeußerungen gehört, die mich das Gegentheil nur zu deutlich vermuthen ließen. Ein bewaffneter Schutz wäre Vielen erwünſchter geweſen! — Die Pfingſten ſind vom ſchönſten Wetter begünſtigt ohne die mindeſte Störung vorüber gegangen. Am Pfingſtmontag wurde auf dem Biberberg bei Offenbach eine große Volksverſammlung gehalten. Die bewährteſten Volksredner ſprachen, und ich geſtehe offen, daß ich mich über die Lauheit der Menge mehr als wunderte. Möglich, daß die Unruhen, die in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni in Offenbach ſtattgefunden, und in der Ferne ſehr übertrieben worden waren, einen Antheil an der gedämpften Stimmung haben mochten. Gewiß iſt es, daß ich einen Volksredner eben der erregten Stimmung in Offenbach wegen die Verſammlung zu einem höchſt ruhigen und geordneten Rückzuge durch dieſe Stadt ermahnen hörte. Dieſe Unruhen hatten durchaus keinen politiſchen Charakter. Zwei Soldaten der Offenbacher Garniſon, die nach Büdingen verlegt werden war, ſtatteten, ohne Urlaub zu nehmen, in Offenbach einen Beſuch ab, und wurden zur Strafe verhaftet. Die Mehrheit ihrer Kameraden verlangte ihre Freigebung; andere in der alten Kaſerne liegende Compagnien mißbilligten dieſe Forderung und ſtellten ſich entſchieden auf die Seite ihres Oberſten. Dafür hatte jene in der neuen Kaſerne liegende Mehrheit die Freundſchaft der Bürger für ſich, welche ſie bei einer Sturmpetition zu Gunſten der Verhafteten unterſtützten. Die Folge war ein Befehl des Oberſten, die Verhafteten freizugeben, die nun durch Kameraden und Bürger in freudigem Zuge aus der Haft geführt wurden. Leider zog der Anblick einer zu Hanau ausgebrochenen Feuersbrunſt eine noch größere Menſchenmenge auf die Straße. Die Soldaten der alten Kaſerne glaubten, man wolle dieſe ſtürmen, machten einen Ausfall aus derſelben und ſchoſſen auf die Menge. Bürger und ihnen befreundete Soldaten wurden verwundet. Die Bürgerwehr trat vermittelnd ein. Am andern Tag war die Ruhe wieder hergeſtellt. Aber iſt es nicht ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn der Soldat von der Menge in ſeinem inſubordinationswidrigen Betragen unterſtützt wird! —

Selbſt die große am erſten Pfingſtfeiertage bei Hochheim im Herzogthum Naſſau gehaltene große Volksverſammlung aus Rheinheſſen, Naſſauern und Frankfurtern beſtehend, verlief, ſo entſchieden ſich die republikaniſche Geſinnung dabei ausſprach, höchſt ruhig und beſchloß, ihre Wünſche und Anträge auf geſetzmäßigem Wege an die Nationalverſammlung und die betreffenden Regierungen gelangen zu laſſen. Ja ſogar der gefürchtete Congreß der Demokraten, zu dem in Folge einer Einladung von Marburg aus mehr als zweihundert Abgeordnete aus allen Gegenden Deutſchlands erſchienen, wurde hier mit einer Würde und Freiheit der Diskuſſion geführt, die ihren unterſtellten, mit Gewalt auszuführenden anarchiſchen Beſtrebungen auf das Entſchiedenſte widerſprachen. Vom 14. bis 17. Juni fanden die Sitzungen Vor- und Nachmittags im Saale des deutſchen Hofs öffentlich vor einer gedrängten Menge von Zuhörern ſtatt. Bei einem Theil der Verſammlung trat die politiſch-republikaniſche, bei einem andern die ſocialiſtiſche Richtung mehr hervor. Ein proviſoriſcher Ausſchuß von fünf Männern ſoll ſo lang zu Frankfurt verbleiben, bis das Centralcomité in Berlin ſich conſtituirt haben wird.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 12. Mittwoch den 5. Juli 1848.

[66] **Bei F. A. Brockhaus in Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Lebrecht Neuhof.

8. Geh. 20 Ngr.

---

[125] ☞ **Höchst wichtige Erfindung**

für Bäcker, Hefenhändler, Bierbrauerei- und Branntweinbrennereibesitzer, Conditoren, Kaufleute u. s. w.

Die erprobte, sehr deutliche praktische Anweisung zur Anfertigung einer in England ganz neu erfundenen sehr weißen Kunsthefe oder Bärme, welche im trocknen und flüssigen Zustande ohne Betrieb einer Branntweinbrennerei in jedem Lokal und in jeder Quantität von Jedem selbst sehr billig gefertigt werden kann, kräftiger wie jedes andere Gährungsmittel wirkt und sich Jahre lang, ohne zu verderben und ohne an ihrer Triebkraft zu verlieren, hält, ist gegen portofreie Einsendung von 3 Thlr. Pr. Cour. oder 5 fl. 15 kr. Conv. Münze (vorbehaltlich der Geheimhaltung) bei dem Unterzeichneten zu haben und durch jede Buchhandlung nur von demselben zu beziehen. Bemerkt wird noch, daß dieser Erwerbszweig jetzt besonders vortheilhaft und gewinnbringend, da überall Mangel an guter Hefe ist und dieselbe mit guten Preisen bezahlt wird.

Schulz, in Berlin,
Neue Friedrichsstraße Nr. 78 a, königl. preuß. approbirter Apotheker, Chemiker und praktisch-technischer Fabrikant.

---

[64] Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** erschien und ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fouqué (Friedrich, Baron de la Motte). **Die Fahrten Thiodolf's des Isländers.** Ein Ritterroman. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

[135] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Juniheft.

Franke's parabolischer Centrifugalregulator für Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Verbesserungen an atmosphärischen Buffern für Eisenbahnwagen, von Webster. Mit Abbild. — Ueber Garnwaschmaschinen, insbesondere für Türkischroth-Garnfärbereien, von L. Gautert. Mit Abbild. — Wohlfeilste und genauste Wage von beliebiger Tragkraft, von Dr. Schoffa. Mit Abbild. — Verfahren um die Theilung der Kreisränder von Winkelmessern und der Nonien auf eine einfache Art herzustellen, von C. J. Schneitler in Berlin. Mit Abbild. — Verfahren mehrere musikalische Instrumente mittelst eines elektromagnetischen Apparates gleichzeitig zu spielen, von Bain. Mit Abbild. — Apparat zur Beleuchtung mittelst Elektricität, von William Staite. Mit Abbild. — Verfahren zur Darstellung von Figuren vermittelst Galvanoplastik in hohler Form, von Hrn. v. Hackewitz. Mit Abbild. — Verbesserung in der Galvanoplastik und Verfahren mittelst derselben vertiefte oder erhabene Zeichnungen auf Metallen hervorzubringen, von Lyons und Millward. — Verfahren zum Bronziren von Eisenblech, Zink, Blei und Zinn, von Charles de Salzede zu Paris. Mit Abbild. — Verfahren die Milch abzudampfen und in concentrirtem Zustande aufzubewahren, von De Lignac. Mit Abbild. — Ueber den Farbendruck auf Papier, von Hrn. Jomard. — Vergleichende Untersuchung einer in der Centralpflanzung von Algier im J. 1845 gewonnenen Cochenille und einer im Handel vorkommenden Zaccatilla-Cochenille, von Chevreul. — Ueber die Scheidung des Nickels und Kobalts, von J. Liebig. — Ueber das Conserviren des Bauholzes und besonders der Eisenbahnschwellen, von B. Hutin und Boutigny. — Bericht über die Preisbewerbung hinsichtlich der Saccharimetrie, der Société d'Encouragement in Paris erstattet von Balard. — Versuche, welche im Jahr 1846 über den Einfluß des Kochsalzes auf den Getreidebau angestellt wurden, von Dubreuil, Fauchet und J. Girardin. — Ueber Gutta-percha, ihre Reinigung am Orte ihrer Gewinnung, ihre Anwendung in der Chirurgie und zu Kapseln für Pockengift, von Orlay. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Februar bis 20. April 1848 in England ertheilten Patente. — Chemische Pfeife zum Signalisiren auf Eisenbahnen. — Newells Universal-Combinationsschloß. — Ueber die Benützung des Platins als Legirung zu Schmuckſachen, Schreibfedern und Rädern für Taschenuhren, von Mention und Wagner. — Legirung von Kupfer mit Platin und Palladium. Die Raymond'sche Blaubeize für Schafwollfärbereien. — Colpins Verfahren Kautschukfirniß zu bereiten. — Ueber die Wirkungsweise der Luft in den langen Knochen der Vögel beim Fliegen. — Picquotiane, ein neues nordamerikanisches Nährgewächs. — Luftdichte Getreidespeicher.

Gedichte

von

Levin Schücking.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Auf einer aus Naivetät und Sentimentalität glücklich gemischten Natur und auf der Grundlage gewissenhafter und gediegener Studien ruht das in seinen Hervorbringungen ehrlich und entschieden vorwärts strebende Talent Levin Schückings. Ein ehrenwerther sittlicher Ernst charakterisirt alle seine Dichtungen. Die reinste Wirkung erreicht er da, wo er sich selbst, seine Anschauung, seine Empfindung gibt: namentlich in den Gedichten an und über die westphälische Heimath; in den Liedesliedern; in den erzählenden und gelegenheitlichen Poesien. Nirgends verläugnet oder verbirgt sich eine streng und entschieden deutsche Gesinnung, eine von der Heimath und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein wohl durch zarte Einflüsse ausgebildeter Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen, welcher von Natur und von Haus aus allen Schwindeleien der socialen Theorien und Spekulationen ohne Rechtsboden widerstreitet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte.

Neueſte Ausgaben.

[130] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (9te Auflage) in engliſchem Einband mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.
2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfaſſers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.
3) **Engliſche Gedichte aus neuerer Zeit.**

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyſon, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildniſſe der Mrs. Hemans in Stahlſtich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Freiligraths Portrait

in Stahl geſtochen von Schwerdgeburth.

4to. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung in die Schriften des neuen Teſtaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zuſätze und Citate des ſeligen Verfaſſers verbeſſert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die ſeltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confeſſionen in und außerhalb Deutſchland gefunden, gibt uns das zuverſichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchſt erfreuliche Erſcheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition ſchien den Mannern vom Fache um ſo dringender geworden zu ſeyn, je mehr die neuteſtamentliche Kritik in jüngſter Zeit theilweiſe von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen iſt. Der kritiſche Standpunkt Hug's iſt, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der hiſtoriſche, welcher bei Fragen geſchichtlicher Natur, wie es die der bibliſchen Kritik durchweg ſind, der allein richtige iſt und einzig zu wahren Reſultaten führen kann. Indem ſich ſeine kritiſchen Forſchungen auf einer hiſtoriſchen Baſis bewegen, ſo iſt er eben dadurch zum bibliſchen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt ſeiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Reſultate, daß ſie einen apologetiſchen Charakter hat. Dieſe vierte Auflage ſeines Einleitungswerkes iſt noch von ihm ſelbſt zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zuſätze, welche im Titel angezeigt ſind, fallen größtentheils dem erſten Theile zu; aber es ſind hier, wie im zweiten Theile, die Grundanſichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen feſtgehalten, indem ſie der ſelige Verfaſſer auch nach wiederholter ſorgfältiger Prüfung noch als ſichere Ergebniſſe anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieſes Werk in der Freiburger Zeitſchr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Geſchichte des Ausgangs des Tempelherrnordens.

Von

Dr. Wilhelm Havemann,

ordentl. Profeſſor an der Hochſchule von Göttingen.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

So vielfach auch die Geſchichte des Ordens der Tempelherrn, deſſen Aufhebung ſeit mehr als fünf Jahrhunderten den verſchiedenartigſten Beurtheilungen unterzogen iſt, den Gegenſtand von Monographien abgegeben hat, ſo konnte dieſelbe doch erſt jetzt, nachdem die bedeutendſten Quellenſchriften in Bezug auf die innere Geſchichte und den ſchauerlichen Ausgang des Ordens in der Urſprache veröffentlicht ſind, umfaſſend und ohne daß Hypotheſen den Mangel geſchichtlicher Zeugniſſe nach Möglichkeit ausgleichen müßten, zuſammengeſtellt werden. Eine beſondere Hinweiſung auf den Reichthum an Intereſſe, welchen dieſer Gegenſtand bietet, auf die wichtigen Beiträge, welche er für die Geſchichte der Hierarchie in ihrem tiefen Verfall und für die Durchbildung der Königsgewalt in Frankreich gibt, würde überflüſſig ſeyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

In dem Unterzeichneten ſind erſchienen:

Der Menſch und die elementariſche Natur. Erſter Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 5 Ngr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Erlinde. Der Menſch und die elementariſche Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

In der philoſophiſchen Abhandlung, welche das erſte Heft bildet, erörtert der Verfaſſer mit ſeinem Geiſte die Beziehung des Menſchen zur Natur.

Die lateiniſche Diſſertation beſchäftigt ſich mit ältern Rechtsgrundgeſetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewiſſe Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieſer ſehr eigenthümlich kombinirten Trilogie iſt das dramatiſche Gedicht Erlinde, dem Stoff nach eine der vielen Undinenſagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetiſche Erſcheinung, wie dieſe, in unſern unpoetiſchen Tagen, hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetiſchen aus unſrer Zeit wird uns dann am meiſten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poeſie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unſres unſterblichen Goethe's Enkelſohn, dem es im geiſtreichen Spiele der Dichtkunſt heiliger Ernſt zu ſeyn ſcheint, vor vielen Andern für fähig und berufen für ſeinen Antheil mitzuwirken, daß die ſo vielfach in's Gemeine verirrte Poeſie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[131] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droſte-Hülshof.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poeſie werden dieſe geſammelten Gedichte einer deutſchen Sängerin von ſchon anerkanntem Rufe, welche vor wenigen Wochen geſtorben iſt, hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraſchenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet ſie die glücklichſte Naturempfindung und Naturanſchauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verſchwommene Naturſchwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Weſens in allen Sphären und Elementen mit ſcharfem Sinn zu erfaſſen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranſchaulichen weiß. Eine entſchiedene Originalität, welche er vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückſcheut, und das anſcheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernſt, Humor und Phantaſie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbſt manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das ſcharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht ſelbſt den Reiz dieſer Dichtungen, da ſie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem ſchönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechſeln. Ein großer, umfaſſender, edler Sinn, der ſich ſchon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt ſich auch in umfangreicheren Kompoſitionen hiſtoriſcher Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muſe der Dichterin, den Kreis des Lyriſchen durchbrechend, nach epiſcher Geſtaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit ſtrebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[88] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechſel zweier Deutſchen

herausgegeben

von

Paul Pfizer

im Jahr 1832.

Zweite Auflage.

8. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhaltsüberſicht:

I.

1ſter und	2ter Brief.	Werth und Bedeutung der deutſchen Philoſophie.
3ter und	4ter Brief.	Das Abſolute und die Welt als Probe deutſcher Realphiloſophie.
5ter und	6ter Brief.	Freiheit und Nothwendigkeit.
7ter und	8ter Brief.	Religion und Unſterblichkeit.
9ter und	10ter Brief.	Offenbarung und Chriſtenthum.
11ter und	12ter Brief.	Verhältniß der Philoſophie zur Poeſie und Bedeutung der Kunſt im Allgemeinen, ſowie Dichtkunſt in'sbeſondere.

II.

13ter und	14ter Brief.	Gegenwärtiger Zuſtand Deutſchlands in Beziehung auf Literatur, Kunſt, Staat und Leben.
15ter und	16ter Brief.	Kosmopolitismus und Nationalität.
17ter und	18ter Brief.	Stellung von Oeſterreich und Preußen gegen das übrige Deutſchland.
19ter bis	21ſter Brief.	Blicke in Deutſchlands Zukunft mit Gründen für und wider die Hoffnung einer feſteren Vereinigung der deutſchen Staaten. — Poetiſcher Anhang.

Wir wollen das vorſtehende Werk nicht empfehlen, weil es einer Empfehlung nicht bedarf, nachdem das Urtheil der Nation ſich ſeit bald zwei Decennien über daſſelbe ausgeſprochen hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

KARTE

vom Königreich Württemberg,

nach den beſten Hülfsmitteln entworfen und gezeichnet von C. von Gelbke.

In vier Blättern.

Zweiter Abdruck.

Mit einem Plan von Stuttgart 1847.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Märchen
des
Clemens Brentano.
Zum Beſten der Armen
nach dem letzten Willen des Verfaſſers herausgegeben
von
Guido Görres.

2 Thlr. gr. 8. brochirt. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: dieſem Haus ſey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit dieſen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir dieſe Märchen, zu deren Erben er die Armen einſetzte; ihnen ſollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings ſeiner dichteriſchen Phantaſie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweiſung der Unwiſſenden, zur Beſſerung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunſch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weiſe, daß die Summe des ganzen Honorars ungeſchmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poeſie, wie er es ſelbſt wollte, als eine barmherzige Schweſter, nicht um den Beifall der Welt, ſondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche ſie gaſtlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Mündlichkeit,
das Anklageprinzip,
die
Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht
in
ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen
dargeſtellt
und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder
geprüft von
Dr. C. J. Mittermaier,
Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Entwurf
einer
neuen Schulordnung
für die
gelehrten Anſtalten Württembergs,
(lateiniſche Schulen, Lyceen, Gymnaſien)
verfaßt
und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben
von der hierzu beauftragten
Commiſſion von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Miniſterium des Innern und des Kirchen- und Schulweſens wird der Vorſchlag einer neuen Schulordnung für die lateiniſchen Schulen, Lyceen und Gymnaſien Württembergs, wie derſelbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zuſammengeſetzten Commiſſion entworfen, ſammt einem einleitenden Vorwort und den am Schluſſe beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebſt deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverſtändigen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand auszuſprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.
Von
Lord Byron.
Aus dem Engliſchen. Im Versmaaß des Originals überſetzt von **Zedlitz.**

gr. 8. Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 161. Donnerſtag den 6. Juli 1848.

Gehenna of the waters! thou sea Sodom!
Thus I devote thee to the infernal gods!
Byron.
Marino Faliero.

Venedig.

Die einſt manch trauernd Lied beſang,
Umfluthete Venezia,
Die plötzlich aus den Polſtern ſprang
Und nach dem Dogenſchwerte ſah;
Nicht mehr vor Oeſtreich, das ihr fremd,
Den jochgewohnten Nacken bog,
Nein, ſich ein golden Panzerhemd
Um die entnervten Glieder zog:

Wie haſt du thatenkühn geprahlt,
Dreifarb'ge Flaggen aufgehißt,
Mit rother Schminke friſch bemalt
Dein Antlitz, das verblichen iſt!
Der früh'ren Größe Melodie
Hervorgeſucht und aufgetiſcht,
Und ſo das Herz der Nobili
Mit einem welken Traum erfriſcht!

Wärſt du nur noch die alte Magd,
Die in des Kaiſers Farben ſchritt!
Dein Leu zieht nie mehr aus zur Jagd,
Mit ſtolzem Ruf und ſtolz'rem Tritt.
Als deine Hand die Kette brach,
War es in trunknem Uebermuth,
Und nimmer wäſcht die neue Schmach
Vom Haupt dir die Lagunenfluth.

San Marcus Löwe, einſt ſo hehr,
Von allem Glanz und Ruhm entblößt,
Stürz' von der Säule dich in's Meer,
Dein letztes Räthſel iſt gelöst!

Thierkönig, dem beim Hahnenſchrei
Ein ſeltſam Grauen eigen war,
Du rufſt zum Schutz den Hahn herbei
Und brichſt dein Bündniß mit dem Aar!

Feodor Löwe.

Die Propheten der jüngſten franzöſiſchen Revolution.

Im vorigen Jahr, gegen Ende Juli's, als die bekannten unglücklichen Prozeſſe eine allgemeine Unruhe zu verbreiten angefangen und die Geſpräche über die Angelegenheiten des Staates nach langer Unterbrechung wieder die Oberhand über das Gerede von Frauen, Pferden und vom Theater bei der leichtſinnigen Jugend gewonnen hatten, war ich bei Tiſche mit einer zahlreichen, ſehr heitern Geſellſchaft, von der die Möglichkeit einer neuen Umwälzung ſehr lebhaft, aber ohne Zeichen großer Beſorgniß erörtert wurde. Einer von den Tiſchgenoſſen, nicht der ernſteſte unter den Gäſten, führte zu luſtiger Beleuchtung der vorliegenden Frage eine Anekdote an, die einige Zeit vorher in verſchiedenen Blättern beſprochen worden war.

Es ſollten nämlich zwei Hirtenknaben der dauphinéſchen Alpen von der Jungfrau Maria eine Offenbarung gehabt haben, in der ein noch bevorſtehender Umſturz und unberechenbares daraus entſtehendes Elend verkündet worden ſey. Faſt alle Anweſende brachen in lautes Lachen aus, Jedermann ſuchte durch voltairiſche Gloſſen und höhniſche Epigramme ſeinen Unglauben an den Tag zu legen; nur

eine der mitſpeiſenden Damen wurde blaß und ein paar Legitimiſten, die übrigens an der allgemeinen Heiterkeit ungeheuchelten Antheil nahmen, meinten, die Sache verdiene vielleicht doch nicht den Spott, den ſie erfahre; ſchon mehr als eine ſolcher Prophezeiungen ſey eingetroffen, und ſie würden gar nicht verwundert ſeyn, wenn auch dieſe ihre Beſtätigung fände; man brauche gar keine geheimnißvolle Sehergabe, um aus den Zeichen der Zeit auf etwas Außerordentliches zu ſchließen.

Da nahm ein Maler, der in Grenoble zu Hauſe und, wie manche ſeiner Landsleute, in myſtiſchen Ideen befangen war, das Wort und ſagte, er ſey, als die erſten Nachrichten von der wunderbaren Offenbarung in Umlauf gekommen ſeyen, gerade im dauphinéſchen Oberland geweſen und habe, da ihm Perſonen, denen er von jeher das größte Vertrauen geſchenkt, für die Wahrheit der Legende eingeſtanden, dem Trieb nicht widerſtehen können, ſich durch eigene Anſchauung darüber in's Klare zu ſetzen. Er habe daher in die Gemeinde, der die beiden Hirtenknaben zugehörten, ſich begeben, erſt dort bei reifen und umſichtigen Perſonen Erkundigungen eingezogen, überall den feſteſten Glauben an die übernatürliche Erſcheinung gefunden, und ſey endlich ſelbſt mit den begnadeten Kindern in Verbindung getreten. Dieſe haben ihm die Geſchichte auf das Unſchuldigſte erzählt, auf die verfänglichſten Fragen die ſchlichteſten Antworten gegeben, Aeußerungen des Zweifels und Argwohns haben ſie kaum begriffen, und daß man ſie einer Lüge fähig halten könnte, ſey ihnen nicht im Traume beigefallen. Im Lauf der Erzählung haben ſie ihm Steine gezeigt, die in einer Ecke des Gebirgs — wenn ich mich recht entſinne, in einer kleinen Grotte — aufbewahrt geweſen und deren Lage ihnen die Heilige entdeckt habe. Dieſe Steine nun haben, wenn man ſie entzwei geſchlagen, das Bild des gekreuzigten Heilands dargeſtellt und ſeyen ſo, ohne daß die Knaben ſelbſt daran dachten, eine Beſtätigung der wunderbaren Begebenheit geworden. Unſer Maler fügte, eh' er ſchloß, noch bei, die Umwälzung werde nach Ausſage der erleuchteten Alpenkinder ſtattfinden, um Frankreich wegen der Ueberhandnahme des Luxus zu züchtigen und eine Rückkehr zu größerer Sitteneinfalt zu bewirken.

Obgleich nun der Mann den ganzen Bericht mit wirklich andächtigem Ernſt und einem unverkennbaren Ausdruck von Wahrhaftigkeit vorgetragen hatte, ſo machte doch ſeine Mittheilung kein großes Glück; nur die Dame, die ſchon früher erblaßt war, wurde doppelt bleich, und die Legitimiſten ſchüttelten zugleich freudig und bedenklich die Köpfe, wie Einer, der hofft was er zu fürchten vorgibt. Die übrigen Alle machten ſich über die Erzählung und den Erzähler ohne Barmherzen luſtig, und namentlich den Kieſelſteinen mit dem Crucifix wurde arg mitgeſpielt.

Auf einmal ließ ſich an dem Ende des Tiſches eine heiſere Stimme hören; ſie gehörte einem fidelen Kauz, der, nachdem er als Student mißrathen war, drei oder vier Jahre in Afrika die Beduinenjagd mitgemacht hatte und vor Kurzem nach Paris zurückgekehrt war. „Meine Herrn und Damen," hub er feierlich an, „große Veränderungen ſind uns angekündigt, die Ordnung der Dinge ſoll zu Grunde gehen und eine neue Zeit ſoll anbrechen. Es wird eine fürchterliche Verwirrung geben und Leiden in Hülle und Fülle über Frankreich kommen. So ſpricht des Sehers Mund," und dabei deutete er unter ſchallendem Gelächter der ganzen Geſellſchaft mit einer komiſch erhabenen Geberde auf den armen Maler, „ſo ſpricht des Sehers Mund, aber ſeine Worte ſind wie Weizenkörner auf Felſen geſät, ſie gehen verloren und bringen keine Frucht. Nehmen wir aber, meine Brüder und Schweſtern in Chriſto, einmal an, der Geiſt rede aus ihm und die Zukunft ſey enthüllt vor ſeinen Blicken, nehmen wir an, der heutige Zuſtand der Dinge werde mit nächſtem aus den Fugen gehen und etwas Neues geboren werden, und trinken wir fröhlich darauf, daß die Welt, die aus dem bevorſtehenden Chaos ſich herausarbeiten wird, dem was wir Alle lieben und erwarten, möglichſt getreue entſpreche und in der Weiſe geſtaltet ſey, daß die Wünſche eines Jeden, der hier gegenwärtig iſt, dabei in Erfüllung gehen. Das wird freilich ſchwer halten und ſcheint nach menſchlichem Ermeſſen kaum begreiflich, aber bei Gott, der Alles kann, iſt kein Ding unmöglich, und ſo trinken wir denn Alle auf die Erfüllung unſerer Wünſche!"

Die Idee fand allgemeinen Anklang, man wollte erſt mit dem Tiſchwein, den man vor ſich hatte, anſtoßen. Der Hauswirth aber widerſetzte ſich, ließ Champagner und Sauterne ſo ſchnell als möglich aus dem Keller bringen, gab ſelbſt das Zeichen zum fröhlichen Werk, und Jeder trank, nach der Wahl ſeines Geſchmacks, einen langen Kelch Schaumwein oder ein Stengelglas weißen feinen Bordeaux auf ſeine bekannte oder heimliche Herzensmeinung. Da es aber Niemand, ſelbſt die Frauen nicht, bei Einem Mal bewenden ließ, und die gaſtliche Freigebigkeit des Hausherrn bei der Mehrzahl der Gäſte eine ungewöhnliche Erregung veranlaßte, ſo wurden am Ende eine Maſſe der ungleichartigſten Toaſte durcheinander ausgebracht, die ſonſt Verſchwiegenſten wurden zu Verräthern ihrer Geſinnung, und zwei Geſinnungsloſe zeichneten ſich dadurch aus, daß ſie, mit feuchter Seligkeit in den Augen und begeiſterter, ein wenig gebrochener Stimme alle erdenklichen Trinkſprüche deklamirten und nacheinander mit gleichem Jubel und gleichem Accent der Ueber-

zeugung als Carliſten, Conſervative und Republikaner ſich hinſtellten. Das Ganze endigte mit einem etwas taumlichen Ball im Freien auf dem „grünen Teppich der Natur;“ zwiſchen Pappeln und Ulmen, bei einem kleinen künſtlichen Teich, in den ſich einer der Tänzer nach einem eben vollendeten Walzer träumeriſch verirrte. Er wurde jedoch von einem proſaiſch gebliebenen Kollegen wieder herausgezogen. Dieſes Abenteuer beſchäftigte bald alle Gemüther, und von den Prophezeiungen war nicht mehr die Rede.

Am 24. Februar mußten ſich natürlich die Theilnehmer an jenem Eſſen, die, ſo viel ich weiß, an dem verhängnißvollen Tag alle in Paris waren, der merkwürdigen Weiſſagung und der tollen Scene, die ſie begleitet, erinnern. So oft ich ſeitdem Einem derſelben begegnete, wurden wir mit Plaudern darüber gar nicht fertig, und es nimmt mich wirklich Wunder, daß in den Zeitungen noch nichts davon zu leſen war. Um ſo auffallender iſt dieß, als die Menge der Menſchen gar nicht zu zählen iſt, welche „die Ereigniſſe“ vorausgeſehen und voraus verkündet zu haben behaupten. „Sie ſehen, daß ich Recht hatte.“ — „Was hab' ich Ihnen geſagt, hab' ich mich geirrt?“ — „Meine Befürchtungen waren denn doch gegründet,“ und noch fünfzig dergleichen Redensarten konnte man vier Wochen lang von Alt und Jung, von Krämern und Gelehrten, von albernen Jungen und ſelbſt von vernünftigen Leuten bis zum Ueberdruß hören. Ich perſönlich hatte unendlich von dieſer Zeitplage auszuſtehen und, wäre ich der ausgepichteſte Republikaner, ich hätte die Revolution wegen dieſer einzigen Peſtilenz verwünſchen können. Genie kann nicht Jeder haben, und ſich deſſen rühmen kann ſchicklicherweiſe Niemand, aber für einen Propheten gibt ſich ungeſcheut jeglicher Maulwurf aus. Prophetengabe iſt aber gewiß eine Art Genie und, was in unſern Tagen ſicher große Wichtigkeit hat, eine ſehr wohlfeile Art Genie. Wie ſollte es alſo befremden, daß ſich alle Welt dieſelbe beilegt?

Da kenne ich einen Advokaten; ob er viel zu thun hat, iſt mir nicht bekannt, ſehr überlaufen mit Geſchäften muß er eben nicht ſeyn, denn ich ſehe ihn gar zu oft auf der ſonnigen Heide des Müſſiggangs ſich umhertreiben. Das jedoch weiß ich ganz genau, daß er ſeit Jahren mit einer großen Reform beſchäftigt iſt, welche die Wohlfahrt Frankreichs und ſeine eigene Unſterblichkeit begründen ſoll. So weit ich die Sache kenne, iſt die Idee gar nicht ſchlecht und nicht nur philanthropiſch, ſondern auch ausführbar. Trotz dem hatte er ſchon ein halb Dutzend Miniſter vergebens belagert und bearbeitet; keiner wollte anbeißen; die Einen antworteten ausweichend, die Andern ſchlugen rund ab; in den Kammern dagegen hatte er ſich Anhänger und Gönner zu verſchaffen gewußt; Bugeaud namentlich zeigte ſich ſeiner Idee gewogen, auch einige Pairs ſprachen ſich vortheilhaft darüber aus; was aber am ſchmeichelhafteſten für den Erfinder ſchien, der von den Miniſtern ſo wenig beachtete Vorſchlag fand ziemlichen Anklang bei Hof. Louis Philippe ſelbſt trat als Fürſprecher deſſelben auf, die Prinzen nahmen ihn öffentlich in ihren Schutz, und der Herzog von Nemours beehrte den glücklichen Urheber mit einer Brillantnadel.

Ich ſeh' ihn noch, vierzehn Tage vor dem 24. Februar, im Café d'Orſai vor dem hellbrennenden Kamin ſtehen und, ſich die Hände wärmend, von der Gnade des Prinzen und der Gunſt des Königs mit außerordentlichem Behagen erzählen; die Sache, meinte er, könne jezt gar nicht mehr fehlſchlagen, wenn ſo hohe Perſonen in ſeinem Sinne wirkten, ſeyen ſo untergeordnete Weſen wie Miniſter gar nicht zu beachten. „Die Miniſter,“ ſagte er, verächtlich lächelnd, „die Miniſter vergehen, aber der Hof bleibt; darum iſt das Erſte, feſten Fuß zu faſſen im Schloß, dann wird man mit den Miniſtern ſchon fertig.“ Mit dieſen Worten verließ er mich und folgte dem Ruf, der ihn zu einer Partie Domino einlud.

Ich ſah ihn zufällig nicht mehr vor der Revolution, obgleich wir ſonſt faſt jeden Tag zuſammen kamen, aber am erſten Sonntag nach der verhängnißvollen Woche trafen wir uns wieder in demſelben Kaffeehaus und an demſelben Kamin. „Nun,“ rief er mir von weitem entgegen, „nun, hab' ich's nicht geſagt, dahin kommt man, wenn man allen Reformen entgegentritt, wenn man die beſtgemeinten Vorſchläge ohne Prüfung zurückweiſt, wenn man ſich einbildet, es könne den alten Schlendrian fortgehen bis in alle Ewigkeit! Ich hatte nie Vertrauen zu der ganzen Boutike. Der Hochmuthsteufel hat ſie zu Grund gerichtet. Was war am Ende dieſer Louis Philippe? Ein Glücksritter, dem ein gelungener Aufſtand eine Krone zugeworfen und der hernach ſich geberdete, als trüge er ſie von Gottes Gnaden. Und dieſe Herrn Prinzen, waren ſie nicht Tag und Nacht bemüht, ſich ein legitimes Anſehen zu geben? Nie konnte man ihnen beikommen ohne ein paar Tauſend Kratzfüße, und hatte man ihnen ſein Anliegen vorgetragen, ward man mit einem kalten „Es iſt ſchon gut,“ „Wir werden uns damit beſchäftigen,“ abgefertigt.

Die Brillantnadel, die die ganze Zeit auf meiner Zunge gelegen, wollte in dieſem Augenblick mit aller Gewalt herausfahren, aber es glückte mir, ſie noch auf der äußerſten Lippengrenze zurückzuhalten. Sie war vergeſſen von ihrem Beſitzer wie ein Ammenmährchen, wie eine Jugendfreundſchaft, wie die erſte Liebe von dem Bräutigam einer Bankierstochter. Er

ſey von Kind auf, betheuerte er, Republikaner geweſen und ſeine tiefſten Ueberzeugungen haben in der jetzigen Ordnung ihren wahren Ausdruck gefunden. Dieſe Sprache führte er etwa vier Wochen lang mit großer Wärme und Beſtimmtheit; bald darauf jedoch erkaltete ſeine Begeiſterung, er erlaubte ſich erſt leiſe, dann lautere und zornige Zweifel an der Republik, und jetzt fängt er wieder von der Brillantnadel an zu reden.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bonn, Juni.

Muſikfeſte. — Oeffentliches Leben.

Eben komme ich aus einem Konzert, worin Judas Macchabäus aufgeführt wurde. Die großartigen Chöre dieſer Compoſition machten jetzt einen doppelt tiefen Eindruck, weil alle Muſik, ſammt Kunſt und Poeſie, von der Politik verſchlungen ſind. Man athmete einmal in anderer Atmoſphäre, es war als ſtiege der Geiſt aus dem Nebel der Thäler auf ſonnige Höhen und trinke endlich wieder reine Gebirgsluft. Der Druck der Erwartung täglich neuer Ereigniſſe hatte das leichte Blut, dem man ſonſt in lauter, ungebundener Fröhlichkeit ſeine galliſche Vermiſchung ſo gut anmerkt, ſo gedämpft, daß ſogar das niederrheiniſche Muſikfeſt aufgegeben wurde, welches bereits ſeine ſilberne Hochzeit mit den Städten Köln, Düſſeldorf und Aachen gefeiert hat. Doch erſtand es in verjüngtem Maßſtab unter der zeitgemäßen Firma, „zum Beſten der deutſchen Flotte," und ſoll dem Fond derſelben einen nicht unbedeutenden Zuwachs überſandt haben. Acht Männergeſangvereine waren in Düſſeldorf zu dieſem Pfingſtfeſte verſammelt, bei welchem der göttliche Geiſt der Muſik ſich wieder in die Herzen vieler Tauſende ſenkte, die in politiſcher Dürre zu verſanden drohten, oder beſſer geſagt, von politiſcher Ueberfülle erdrückt wurden. Unſere Bonner Liedertafel, die vielbewunderte Concordia, hat ſich dort auf's Neue bewährt und den Sieg erſungen. — Auch zu Spaziergängen in unſer herrliches Thal lockten die Feiertage wieder die ernſten Gemüther, welche bisher zu ſorgenvoll waren, um ſeine Schönheit unbefangen genießen zu können, und nur auf den üppig wuchernden Reichthum des Feldes blickten, der ihre Furcht vor Nahrungsloſigkeit etwas beſchwichtigte. Jede Art von Luxus verſchwindet aus der Geſellſchaft; jeder Vernünftige beſchränkt ſich auf das Nöthigſte, um etwas für noch drückendere Zeiten zu erübrigen. So hat die in Geburtswehen einer blutigen Barrikadennacht in den Berliner Straßen emporgeſchoſſene Freiheit auch hier, wie in ganz Deutſchland, mit ihren erſt galoppirenden, jetzt ſchwankenden Schritten, alles friſche, frohe, auch alles induſtrielle Leben niedergedrückt. Nur in den Kneipen ſcheint zuweilen die alte Munterkeit zu herrſchen; aber auch dort wird um Deutſchlands Wohl und Weh beim Glaſe verhandelt, unter der Begleitung der ſchrillenden Stimmen herumziehender Harfenmädchen. Größere Gaſthäuſer ſind leer; wer reiſen muß, wohnt jetzt möglichſt einfach und meidet die fürſtlich ausgeſtatteten Räume der Hotels. Statt der geldſpendenden Fremden ſieht man Schaaren von bettelnden Handwerksburſchen, welche die Wohlthätigkeit der ſchon Gedrückten in Anſpruch nehmen, und auf ihren unheimlichen Phyſiognomien das Gepräge der Zeit zur Schau tragen. — Bisher haben Volksverſammlungen dem Handwerker auch noch die ſonſt ſo koſtbare Zeit geraubt; dieſelben ſind indeſſen jetzt bis auf einen demokratiſchen Verein zuſammengeſchmelzen, in dem man unter der Leitung eines Profeſſors eine Republik ſchaffen möchte, die aber hier ſchwerlich mehr Anklang findet als ihre Schweſtern, welche auf manchen Dörfern der Umgegend von einem Trupp junger Burſche beim Trommelſchall ausgerufen und belacht wurden.

Die einzige wirkliche revolutionäre Demonſtration übten die Bauern aus mehreren kleinen Städtchen am Rhein, indem ſie die Schleppboote beſchoſſen, welche ihre Pferde zum Transport der Schiffe überflüſſig und ſie brodlos machen; aber auch ihre Flintenſchüſſe ſind wieder verſtummt. Der überwiegende gute Volksgeiſt ſehnt ſich nur nach Wiederkehr der Ordnung, da er davon geiſtiges und materielles Wohl erwartet, und die Handwerker verlangen bloß Arbeit und die Aufhebung der Mahl- und Schlachtſteuer. Gottfried Kinkel wollte hier als Regenerator der geſunkenen Arbeiterklaſſe auftreten, doch hat er es zu wenig mehr als einigen Dankadreſſen gebracht. — An unſerer Hochſchule ſtehen ſehr viele Lehrſtühle verwaiſt. Nach Frankfurt und Berlin ſind zehn unſerer tüchtigſten Profeſſoren gewählt worden, worauf wir immerhin ſtolz ſeyn können; indeſſen gab die beſonders ſtarke Vertretung des Katholicismus bei dieſer Wahl bereits Anlaß zur närriſchen Sage, man wolle am Rheine wieder ein Kurfürſtenthum gründen und Bonn zur Reſidenz erheben. Jetzt eine Statuette modelliren, wo man Deutſchland in einen Koloß umſchmelzen möchte! Trotz der ewigen politiſchen Verhandlungen in der Geſellſchaft ſieht man hier, wie wohl allenthalben, ein, daß Niemand unſerer Zeit ein Horoſkop ſtellen kann, da ſich Meinungen und Ereigniſſe überſtürzen. Die Eile, mit welcher die Feſtungswerke von Köln und Koblenz zum Widerſtande gerüſtet werden, ängſtigt die Gemüther eben ſo ſehr, als der unbeſtimmte Charakter der Frankfurter und Berliner Verſammlungen. Jedenfalls fürchtet man weniger daß unſere ſanguiniſchen Nachbarn Luſt bekommen könnten, die Rheinländer ihre neueſte Française zu lehren, als das Gähren und Brüten im Oſten. Beſſer, der galliſche Hahn verſcharrte nochmals unſere Felder, als daß ein Völkerſtrom von der andern Seite die Kultur in ſeinen Fluthen begrübe. Hoffentlich ergeht es aber dem länderverſchlingenden öſtlichen Rieſen mit ſeiner vorgeblichen Interventien wie jedem Unberufenen, der ſich als Vermittler zwiſchen ein ſchmollendes Ehepaar drängt: der Fremde wird eilig abgefertigt und herzlicher als jemals halten die Seelen gegen die Außenwelt zuſammen. Unſere Verſammlungen ſind ja Brüdervereine, die nur wegen Meinungsverſchiedenheit ſtreiten; will ein Fuchs den Zankapfel zum Selbſtgenuſſe ſich aneignen, ſo ſtehen Alle wie Ein Mann gegen den Eindringling auf.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 33.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 162. Freitag den 7. Juli 1848.

We hört im Dorf fi Hüſt und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
Und „'s git gottlob e ſchöne Tag,"
Iſt alles, was me höre mag

Hebel

Aus Weſtphalen.

(ſ. Nr. 148—150.)

II.

Der Sonntag.

Schon wieder ein Gang nach Weſtphalen, nach jenem Lande, das um tauſend Jahre in der Geſchichte zurückgeblieben iſt, das ſich noch immer mit Geiſtern und Geſpenſtern herumſchlägt, noch keine Ahnung hat von moderner Bildung! Und nun noch obendrein ſolche harmloſe Schilderungen verkommener Zuſtände in einer Zeit, in der ſo viele wichtigere Dinge zu leſen ſind, als da ſind Parlamentsreden, Proteſte, Manifeſte, Schlachten, Barrikadenkämpfe, Diplomatenkniffe oder wenigſtens Redereien über Diplomatenkniffe und dergleichen Dinge! Ich könnte den einen oder andern der Leſer, der vielleicht mit dieſem tadelnden Ausrufe gegenwärtiges Blatt in die Hände nimmt, wieder an Immermanns Choc und Gegenchoc erinnern, wenn ich es nicht für dießmal in meinem Intereſſe vorzöge, den Inhalt meiner Mittheilungen auf gewöhnliche Weiſe zu vertheidigen. Demnach erlaube ich mir, dem obigen Vorwurfe Folgendes entgegen zu ſetzen.

Ich habe zwar die Ueberſchrift „Aus Weſtphalen" an die Spitze geſtellt, aber ohne damit ſagen zu wollen, daß die Zuſtände, die ich dem Leſer vorzuführen gedenke, nur in dem Lande zwiſchen Rhein, Weſer und Ems, oder gar nur in der preußiſchen Provinz Weſtphalen anzutreffen ſeyen. Vielmehr habe ich jenen beſchränkten Titel deßhalb gebraucht, weil meine Mittheilungen ſich hauptſächlich — ich wiederhole hauptſächlich — auf die Autopſie in dem alten Weſtphalen, alſo in dem Lande zwiſchen Rhein, Weſer und Ems ſtützen. Die Zuſtände ſelbſt finden ſich in mehr oder weniger bedeutenden Modifikationen in dem nichtfrieſiſchen Theile von Hannover wieder, in Braunſchweig, in einem Theil der preußiſchen Provinz Sachſen, in der Umgegend von Hamburg und vor allem in Schleswig, Holſtein und Lauenburg. Wollte man ein niederſächſiſches Wörterbuch ſchreiben, dann würden nach meiner Anſicht drei Städte dafür die geographiſche Baſis abgeben: Hamburg, Osnabrück und Münſter. Die Darſtellung des Volkslebens gewährt ja ſchon an ſich hohes Intereſſe, indem ſie uns nicht die Ideen und Anſchauungen dieſes oder jenes Menſchen vergegenwärtigt — wie etwa eines A. Ruge, der neuerdings neun Zehntel der deutſchen Bevölkerung für dermaßen unzurechnungsfähig erklärte, daß man ſie mit der Piſtole auf der Bruſt zur Vernunft zwingen müſſe — ſondern die Anſchauungsweiſe einer ganzen Gattung von Menſchen. Handelt es ſich nun aber darum, das Leben eines ſo bedeutenden Theils von Deutſchland zu ſchildern, ſo muß ſich dieſes Intereſſe um ſo mehr ſteigern, als wir gegenwärtig daran arbeiten, aus unſerer deutſchen Zerriſſenheit eine deutſche Einheit zu ſchaffen, und dabei für Viele die Gefahr nahe liegt, unſer Volk als einen bloßen Klumpen Wachs zu betrachten, lediglich dazu vorhanden, um es in eine beliebige Form zu bringen. Ein ſolcher Klumpen iſt aber, ſo Gott will, unſer Volk noch nicht, und wenn man gleichwohl für den Augenblick verblendet genug ſeyn wird, alles Leben in einen einfachen Mechanismus zwängen zu wollen,

ſo wird ſich dieß über kurz oder lang auf bittere Weiſe rächen. Unſer Charakter iſt nun einmal kein franzöſiſcher, ſondern ein deutſcher Charakter, der ſich nicht in die Feſſeln abſtrakter Begriffe ſchlagen läßt, ſondern vor allen Dingen dahin ſtrebt, das individuelle Leben auch nach ſeinem individuellen Geſchmacke und Dafürhalten zu geſtalten. Deßhalb ſey das höchſte Geſetz für die Zukunft dieſes: was die Familie leiſten kann, das ſoll die Gemeinde nicht thun wollen; was die Gemeinde ausführen kann, in das ſoll ſich der Staat nicht miſchen; was Sache des einzelnen Staates bleiben kann, dabei laſſe der deutſche Bundesſtaat ſeine Hände aus dem Spiele. Iſt aber einmal auf dieſe organiſche Weiſe die deutſche Einheit individuelles Beſitzthum geworden, dann iſt ſie auf einen Felſen gebaut, an den die Wogen des ſtürmenden Meeres vergeblich anſchlagen müſſen. Denn an Zähigkeit und Feſthalten am Hergebrachten findet namentlich der Norddeutſche nicht leicht ſeines Gleichen, und wozu er ſich einmal bequemt hat, das läßt er auch nicht leicht wieder fahren. Heute für Deutſchland zu ſchwärmen, morgen für die franzöſiſche Republik, und übermorgen vielleicht für einen Diktator, das iſt bei ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich habe bereits früher bei der Schilderung der Feier der Feſttage in Weſtphalen auf die Bedeutung derſelben als einigendes Band hingewieſen. Auch den Sonntag hob ich dabei hervor, inſofern dieſer Tag der einzige in der Woche ſey, an dem die Bewohner der einſam zerſtreuten Gehöfte vereinigt würden. Es ſey mir vergönnt, jezt dieſem ſiebenten Tage der Woche — nicht dem erſten, wozu ihn höchſt unangemeſſener Weiſe der Kalender macht — einige beſondere Zeilen zu widmen. Das was ihn von den übrigen Werkeltagen unterſcheidet, iſt zunächſt die körperliche Ruhe, deren der Landmann nach einem ſechstägigen Kampfe mit der Natur ſich erfreuen darf, aber eine Ruhe, vermöge welcher er zugleich nach der Zerſplitterung ſeines Denkens und Wollens im Einzelnen, Sinnlichen, in den Zwecken des täglichen Lebens, ſich ſo zu ſagen wieder zur Einheit zuſammen nimmt, ſich als Menſch und Herrſcher über die Natur fühlt. Es iſt das wonnige Gefühl des Sieges, das ihn beherrſcht, das Gefühl der Verſöhnung, das ſich des ſonſt ſo barſchen Menſchen bemächtigt. Chaotiſch liegen vor ſeinen Augen die vielfachen Plane der Woche; jezt ſinnt er denſelben nach, verkettet ſie mit einander zur Einheit und knüpft dieſe Einheit an das Walten einer höhern Macht. Der Handwerker, der Fabrikarbeiter u. ſ. f. hat nicht nur offenbare und deutliche Mittel vor Augen liegen, ſondern auch ein eben ſo offenbares und deutliches Ziel, und wenn er ſich auch erinnern ſollte, daß am Ende Alles von einer höheren Fügung abhängig iſt, ſo tritt dieſes Bewußtſeyn doch ſelten unmittelbar, leider oft nicht einmal mittelbar hervor. Beim Landmann findet das Gegentheil ſtatt: er kennt zwar die Mittel, aber nicht Ziel und Ende. Die Mittel liegen in ſeinen eigenen Händen: körperliche Arbeit, ein wenig Anregung, Klugheit und Erfahrung ſind hinreichend; das Ende, das glückliche Gedeihen der der Erde anvertrauten Saat liegt dagegen nicht im Bereiche ſeiner Berechnung, ſondern in ſeiner Hoffnung.

Bei dem Städter wiegt daher die verſtändige Berechnung vor, bei dem Landmanne die Geſinnung. Der Städter findet ſich leicht in das Neue, weil er nur Gegebenes zu formen hat und ſomit nicht die Sache als ſolche für ihn Bedeutung hat; der Landmann iſt an die beſtimmte Sache gefeſſelt, an den Boden, den er von ſeinen Altvordern ererbt hat und den er für ſeine Nachkommen zu verbeſſern und zu vergrößern hat. Jung Stilling vergießt Thränen, als ein alter Tiſch, an den ſich für ihn ſo manche liebe Erinnerung knüpfte, aus der Stube ſeines elterlichen Hauſes entfernt wird. Wir ſind an einen fortwährenden Wechſel der Hausgeräthe gewohnt, haben höchſtens noch einige Sympathie für einen alten Schlafrock, weil ſich der neue nicht ſo bequem dem Körper anſchließen will. Wir können heute dieſes, morgen jenes Haus bewohnen, ohne dadurch anders als höchſtens auf einige Tage in unſerem Comfort geſtört zu werden; der Landmann, ſelbſt wenn er noch ſo reich und ſein Haus noch ſo baufällig wäre, überläßt, wenn er einigermaßen ſchon bei Jahren iſt, den Neubau ſeinem Sohne, und dieſer führt ihn nicht gern eher aus, als bis die Eltern geſtorben ſind. Ich erinnere mich, daß vor etwa zehn Jahren auf einem Bauernhofe der Grafſchaft Ravensberg ein heilloſer Wirrwarr ausbrach, als der junge Beſitzer gegen den Willen des Vaters ein neues Haus gebaut hatte, weil das alte dem Einſturze nahe war, und nun ſeinen Vater zur Ueberſiedelung in die neue Wohnung bewegen wollte. Vergeblich das Bitten des Sohnes, vergeblich die Bitten und Vorſtellungen ſeiner übrigen Kinder, Verwandten und Freunde. Nur durch Liſt gelang es endlich, ihn von ſeinem Lehnſtuhle hinter dem Ofen, von dem er ſo lange Jahre dem Tiktak der gegenüberſtehenden Wanduhr zugehorcht, ſo manches Mährchen ſeinen Enkeln erzählt hatte, zu entfernen, und nur mit Gewalt, ihm den Eingang in das alte Haus zu verſperren. So etwas kann, wie ich glaube, außerdem nur noch in Schwaben und in einzelnen Theilen Oeſterreichs vorkommen, abgeſehen davon, daß ſich auch hier in allen größeren Städten und in deren Umgebung der ſinnende Geiſt ſo verloren haben wird, daß ſogar die ererbten Schmuckſachen ihre

ehemalige Bedeutung zu verlieren anfangen, geſchweige denn, daß ſie nach Weiſe unſerer Großeltern noch ſorgfältig Jahre lang verſchloſſen würden, um ſie nur bei außerordentlich wichtigen und feierlichen Gelegenheiten zu zeigen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Propheten der jüngſten franzöſiſchen Revolution.

(Fortſetzung.)

Wer iſt der Eigenthümer dieſes feinen, bleichen, etwas gereizten, ſelbſtgefälligen, doch im Ganzen guten Geſichts? Gewiß ein Schriftſteller von mittlerer Höhe. Er mag nicht ohne Anlage ſeyn, dieſelbe durch fleißige Uebung ausgebildet und vielleicht auch etwas gelernt haben; doch, fürcht' ich, werden ſeine Anſprüche weiter gehen, als ſeine Leiſtungen. So iſt es auch. Wir haben einen Mann vor uns, der fließend, aber ohne Nerv, gerundet, aber ohne Seele ſchreibt. Wenige Franzoſen ſind gleich gewiſſenhaft in Erforſchung der Thatſachen, aber auch wenige haften ſo zähe wie er an den einmal angenommenen Ideen. Er hat ſich, ob nach dem Drang ſeiner eigenen Natur oder durch die Fügung der Umſtände, das vermag ich nicht zu ſagen, dem Studium der minder gebildeten Völker Europa's mit einer Art Leidenſchaft hingegeben. Er hält namentlich viel auf die Sitten und Dogmen der Türken, nimmt an dem Schickſal der illyriſchen Slaven den innigſten Antheil; auch den romaniſchen Bewohnern der untern Donauländer iſt er gewogen, verachtet ſogar die Zigeuner nicht, und hat für die Kenntniß dieſer verſchiedenen Stämme in einer der geachtetſten Zeitſchriften Frankreichs eine Reihe recht ſchätzbarer Arbeiten geliefert. Da aber bisher von jenen fernen Gegenden und Menſchen das hauptſächlich mit ſich ſelbſt beſchäftigte Paris nur ſehr geringe Kenntniß genommen hatte und insbeſondere die Freunde und Bekannten unſeres Türkomanen und Philoſlaven durch deſſen Aufſätze in eine ganz neue Welt eingeführt wurden, ſo ſezte ſich derſelbe nach und nach die ſehr erklärliche Meinung in den Kopf, daß er der Kolumbus der erwähnten Regionen und Nationen ſey und das unvergleichliche Verdienſt beſize, den Allah- und-Mahomet-vergeſſenen Weltkindern an der Seine dieſe unbekannten Größen und heiligen Geheimniſſe enthüllt zu haben. Dazu kommt, daß er auf einer Reiſe in beſagten Zonen von Perſonen, die mit den Verhältniſſen vertraut waren, Anſichten über die Ereigniſſe der nahen und entlegenen Zukunft gehört hatte, von denen einige in Folge der nächſten Erſchütterungen ſich verwirklicht haben.

Das trug ſich vor etwa zwei Jahren zu, und in ſeinen Mittheilungen an das Publikum hatte er nicht ermangelt, alles an Ort und Stelle ihm Geſagte, wenn es nur halbweg zu ſeinen Wünſchen paßte, unter andern auch jene Vermuthungen anzuführen. Wie aber der Schuldner, ehe der Verfalltag erſchienen iſt, in dem Saus und Braus einiger fröhlichen Tage das geliehene Geld für das ſeinige anſehen und damit nach Belieben ſchalten und walten mag, ſo ließ ſich auch unſer Türkomane und Philoſlave verleiten, jene ihm gleichſam vorgeſtreckten Urtheile und Vorherſagungen als die ſeinigen zu betrachten, und da ſich dieſelben jezt, wie es ſcheint, als richtig erwieſen haben, ſo hält er ſich nun ſelbſt für einen Seher und meint, Allah habe in ſeiner Weisheit und Güte den Schleier der Zukunft ihm gelüftet.

„Wahrhaftig," ſagte er dieſer Tage zu einem Bekannten, „ich bin ganz erſchrocken über die Richtigkeit meiner Prophezeiungen: wenn Alles, was ich ſonſt noch geahnt und verkündet habe, eben ſo haarſcharf eintrifft, ſo ſteht großes Unheil uns bevor und halb Europa wird von Rußland aufgefreſſen." — Nicht lange werde es dauern, behauptete er, ſo könne man die ruſſiſche Flagge in Trieſt wehen und einen moskowitiſchen Proconſul in der Hauptſtadt der Magyaren thronen ſehen.

Ich ſtand zufällig dabei, als er dieſe ſchrecklichen Dinge vorbrachte, und erlaubte mir ſcherzhaft an die deutſche Sage zu erinnern, die Türken würden eines Tags ihre Pferde im freien deutſchen Rhein tränken. Er aber nahm den Scherz blutig ernſt, ſah darin eine neue Beſtätigung ſeiner Geſichte, ſezte auseinander, wie die Ruſſen erſt nach Conſtantinopel ziehen und einen Theil des ottomaniſchen Reichs erobern, dann türkiſche Reiterei in die ihrige einverleiben, in Deutſchland einbrechen und bis an den Rhein vordringen werden, und damit ſich Alles bis auf das Kleinſte erfülle, was geſchrieben ſteht, werden die ruſſiſch gewordenen Spahis ihre Roſſe im Rhein tränken, bis das große Heer endlich den Franzoſen in die Hände gerathe, die es in ſeine alten Grenzen zurückwerfen, Deutſchland befreien, Polen wieder herſtellen, ein illyriſches Reich gründen, Romanien für unabhängig erklären und den alten Glanz des Islam erneuen werden.

Ich war von dieſem Katalog künftiger Großthaten ganz geblendet, und hielt es daher nicht für gerathen, kritiſche Bemerkungen zu wagen, ſondern machte, da es ſchon auf Mitternacht ging, mich leiſe davon und ſtrebte bettwärts. Ich that einen tiefen, heiteren Schlaf, in meinen Träumen war keine Rede

von Ruſſen und von Türken, und als ich des andern Morgens erwachte, war ich geſtärkt, beruhigt, und dachte an nichts Arges. Aber, ach! kein Glück iſt beſtändig in dieſer trüben Zeit. Kaum war ich in der Straße, um nach dem Kaffeehaus, wo ich frühſtückte, zu wandern, da begegnete mir eine lange, dürre Geſtalt, mit einer ſehr entſchiedenen Naſe. Ich hatte ſie von weitem geſehen, als ein längſt bekanntes, aber auch lang gemiedenes Weſen erkannt, und daher Anſtalten getroffen, das entgegengeſezte Ufer der Straße zu gewinnen. Allein ſie hatte ihrerſeits mein Manöver bemerkt und ſchoß in gerader Linie auf mich zu. Ich machte gute Miene zum böſen Spiel und wir drückten uns die Hand. Es war der Bruder eines Dichters, den ich Methuſalem getauft habe. Dieſer Dichter iſt eine ganz fabelhafte Natur, und wenn Sie wünſchen, daß ich ihn ſchildere, müſſen Sie mir eine kleine Abſchweifung, was man gemeiniglich eine Epiſode nennt, geſtatten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Nothſtand. — R. Owen. — Blumenfeſte.

Wieder ein Chartiſten-Meeting verregnet! Sollte man nicht am Ende zu der Meinung verleitet werden, der Himmel habe ſich wirklich gegen dieſe armen Leute verſchworen? — Was hilft es aber? Das Feuer glimmt nur unter der Aſche, und eines ſchönen Tags, wenn der Himmel ſich nicht mit Wolken gerüſtet hat, und die Especial Constables es verſäumt haben, ſich mit den ſo oft vergeblich in die Hand genommenen Stöcken zu bewaffnen, werden ſie plötzlich in Heeresmacht daſtehen und dem lang verhaltenen Nothruf Gehör verſchaffen. Auch ſieht die Königin einem ſolchen Ausgang als einer Möglichkeit entgegen, und flüchtet, ſo oft ſie kann, mit Albert und ihren ſechs Küchlein nach der Inſel Wight. Après moi le déluge, mag ſie rufen und die Häupter ihrer Lieben zählen; ob ihr aber, wie der Herzogin von Orleans, die Botanik einen Erſatz für die eingebüßte Hofetikette bieten kann, möchte man bezweifeln. Ihre brittiſche Majeſtät iſt immer eine große Freundin der Dehors geweſen. — Das Land ſeufzt indeſſen unter der Laſt ſeiner mannigfachen Uebel. Der Handel ſtockt, die Fabriken ſtehen ſtill, die Armuth nimmt zu und das Murren der Unzufriedenheit wird lauter. Man hört die fernen, Unheil weiſſagenden Stimmen, und hört ſie mit Bangen; man will ihnen aber kein Zuckerbrod bieten, wie in Frankreich, man will ſie durch Furcht zum Schweigen bringen; aber ſie ſchweigen nicht! Hunger, Noth, Elend, erlittenes Unrecht und eine hoffnungsloſe Zukunft ſind ſchwer zu unterdrückende Triebe. Das Recht des Menſchen, unter dem weiten Himmelszelte ein Fleckchen zum Wohnen und ein Stück Brod zur Nahrung zu finden, iſt nicht hinweg zu läugnen. Upon the faith of a Christian! ſchwört man im engliſchen Parlament, und will auf dieſen Eid hin dem Juden den Platz darin verſagen; als ob jene Chriſten wären, die ihre Nebenmenſchen verhungern laſſen! Was könnte denn ein Jude mehr thun? — Robert Owen, der gute alte Robert, obwohl vierundſiebzig Jahre alt, iſt unermüdlich thätig, die Hoffnungen ſeines langen Lebens zu realiſiren, die Menſchheit als eine Geſellſchaft glücklicher Weſen leben zu ſehen. Er hat ſeit zwei Monaten in Paris gewirkt, geſtrebt, geſchaffen, hat tauſend Vorſchläge gemacht und Plane entworfen, hat Affichen drucken laſſen und Circulare umhergeſchickt, und endlich ein Büchelchen geſchrieben, das einen Dialog zwiſchen der Welt, Frankreich und Robert Owen enthält, in welchem der leztere die beiden erſteren lehrt, wie ſie es anzufangen hätten, um alle ihre Kinder zu kleiden, zu nähren und zu geſunden, vergnügten Weſen zu machen. So ſpaßhaft dieſe neue Dreieinigkeit auch ausſieht, ſo enthält doch die Sache viel Wahres und iſt der Subſtanz nach beachtungswerth, wenn gleich ſchwer ausführbar. Von anderer Seite werden Vorſchläge zur Auswanderung gemacht, denen dann wieder entgegengeſezt wird, daß ein ſolcher Ausweg nicht als Naturnothwendigkeit anzuſehen ſey, ſo lange in der Nähe der Hungerleidenden ſo viele unbebaute Landſtrecken liegen. In England allein ſind in dieſem Augenblick 3,454,000 Acker Land unkultivirt, in Wales 530,000, in Schottland 5,950,000, in Irland 4,600,000. Dieſes Land wäre doch erſt urbar zu machen, ehe man die Bewohner aus der Heimath in eine fremde, unwirthbare Ferne triebe. Aber woher das Geld nehmen, ſo lange man ſo viele Paläſte erhalten muß? Welche Strecke Landes könnte man nicht mit der Summe urbar machen, die ein einziger kleiner Inka alljährlich koſtet?

Der Mai hat uns nur dreiviertel Zoll Regen gebracht; der Juni aber deſto mehr und ſehr wenig warme Sonnenblicke daneben. Die ganze Natur prangt indeſſen im üppigſten Grün und Alles verſpricht eine reiche Ernte. — Die Vergnügungen haben trotz der ſtrömenden Wolken ihren Fortgang. Die Blumenfeſte in Chiswick haben ſtattgefunden; auch in Regents-Park, im botaniſchen Garten, ſind ihrer zwei abgehalten werden und haben eine Flora aufgewieſen, wie ſie vielleicht nur Englands Kunſtgärtner herzuſtellen vermögen. Bei dem erſten Feſt war die Königin mit ihren Kindern (die, gelegenheitlich geſagt, nicht ſehr hübſch ausſehen), bei dem zweiten erſchien die Fürſtin von Metternich am Arme des Herzogs von Beaufort, und nahm die verſchiedenen Zelte in Augenſchein, aber noch ehe die eigentliche Stunde für die Beſucher der Gärten geſchlagen hatte. In England ſtellt man die Blumen immer unter einer ſchützenden Leinwand auf, eine Vorſicht, die das ungewiſſe Klima erheiſcht; durch dieſes Einſchließen in kleine Räume wird aber der Zugang ſehr erſchwert, und der Ueberblick über das Ganze dieſer Blumenpracht geht verloren. Keine Roſe ohne Dornen!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 163. Sonnabend den 8. Juli 1848.

— Quem arripuit, tenet occidilque legendo,
Non missura cutem nisi plena cruoris hirudo.

Horat.

Die Propheten der jüngſten franzöſiſchen Revolution.

(Schluß.)

Ich ſtreifte vor langer Zeit, als ich keine Handſchuhe, dafür aber eine zerlöcherte Mütze trug, an dem Starenberger See umher, fuhr mit ein paar Reiſefreunden in einer leichten Barke das ſchöne tiefe Waſſer auf und ab, freute mich an den Bergen, die ganz duftig und verklärt, und beſonders am Abend wahrhaft berauſchend waren. Wir legten, um einzukehren, ſo oft als möglich an, unter andern auch beim freundlichen Leoni. Daſelbſt nun trafen wir einen deutſchen Barden, der ſpäter nach Italien gezogen ſeyn ſoll. Wir waren bald vertraut mit ihm geworden; er deklamirte uns ſeine Verſe vor und hielt Reden an uns, als wären wir das geſammte deutſche Volk. Ich erinnere mich weder ſeiner Verſe, noch ſeiner Reden ſehr genau, nur ein Satz iſt mir noch klar und vollſtändig im Gedächtniß verblieben: „Mir iſt ſo urſprünglich zu Muthe, daß ich Bäume ausreißen möchte.“ Aber auch dieſe großartige Stelle hatte ich längſt vergeſſen, als mir Methuſalem, der vorſündfluthliche Sänger, zum erſtenmal vor die Augen trat. „Jeder Zoll ein Baumausreißer!“ rief ich unwillkührlich aus, ſo urſprünglich, ſo uranfänglich erſchien mir der ganze Menſch. Das ſtruppige Haar, der maſſige Körperbau, die breiten Schultern, das reſpektable Geſtell, Alles gab mir das Bild des Außerordentlichen.

Methuſalem hatte ſo eben ein Gedicht von fünf- bis ſechshundert eng gedruckten Seiten in ſogenannter poetiſcher Proſa vollendet. Der Stoff dieſes Gedichts iſt aus der Zeit vor der Arche Noäh genommen und ſtellt die zunehmende Verderbniß der Urmenſchheit dar. Alles daran iſt, ſo weit ich es kenne, majeſtätiſch und grauenvoll, die Perſonen haben wenigſtens fünfzehn Fuß Höhe, mit Cedern und Palmen ſpielen ſie wie wir mit dem ſpaniſchen Rohr, und handeln immer wie Rieſen und ſprechen ſtets wie Götter.

Methuſalem ſelbſt iſt viel zu ſehr mit ſeiner lieben Urwelt beſchäftigt, als daß er ſich in eigener Perſon um den Druck ſeiner Dichtung und die Mittel, deren Glück in der Welt zu ſichern, bekümmern konnte. Die Vorſehung hat ihm daher einen Bruder gegeben, der neben zärtlicher Liebe zu Methuſalem und unbegrenzter Bewunderung ſeines Dichtergeiſtes eine hinlängliche Bekanntſchaft mit der jetzigen Pariſer Menſchheit beſitzt. Er iſt zugleich Myſtiker und Schwärmer für die Vergnügungen des Tages und der Nacht, und ſo ſah ich ihn eines Abends, nachdem er eine lange, ſalbungsreiche Rede über die Nichtigkeit des irdiſchen Treibens gehalten hatte, unverſehends, wie plötzlich von der Tarantel geſtochen, zum Erſtaunen der Anweſenden, einen der luſtigſten Tänze, die in dem modernen Babel zu Hauſe ſind, in aller Form beginnen. Dieſer Bruder hat den Druck des vorſündfluthlichen Epos geleitet, alle Probebogen mit unermüdlicher Sorgfalt durchgeſehen, die lobenden Anzeigen in den Zeitungen betrieben und ſeine ſämmtlichen Bekannten, ſo wie die Bekannten der Bekannten mit Exemplaren des Rieſenwerks verſehen und ihnen insgeſammt ein gründliches Studium deſſelben an das Herz gelegt.

Dabei ließ es jedoch der Unglückliche nicht bewenden. Er ging nach Verlauf von einigen Wochen

bei den Perſonen, die Exemplare erhalten hatten, herum, fragte ſie um ihre Meinung, und wenn ihm die erſte, wahrſcheinlich meiſt ausweichende Antwort nicht genügte, ließ er ſie eine förmliche Prüfung über die verborgenſten Einzelſchönheiten des Urgedichts beſtehen. Auch zu mir kam er eines Morgens. Ich war gar nicht auf ihn gefaßt; ich hatte erſt ein paar flüchtige Blicke in das Buch gethan, aber doch ſchon die Unmöglichkeit für mich erkannt, das Ganze in regelmäßiger Folge gewiſſenhaft zu leſen. So weit war ich, als der Fürchterliche erſchien. Beim Eintritt in das Zimmer rief er mir ſogleich zu: „Nun, wie haben Sie meines Bruders Epos gefunden?“ Ich ſtammelte ein paar allgemeine Bemerkungen, ſagte, es laſſe ſich darin allerdings ungewöhnliche Kraft nicht verkennen, allein die Welt, in der ſich die Dichtung bewege, ſey mir von Jugend auf zu fremd geblieben, als daß ich mich ſo ſchnell mit dem außerordentlichen Werke völlig hätte befreunden können. Dieſe Kritik ſchien ihn keineswegs zu befriedigen, und er merkte offenbar, daß ich von dem Gegenſtand ſeiner Bewunderung nur höchſt oberflächliche Kenntniß genommen hatte. Um ſich nun deſſen zu verſichern, um mich meiner Unwiſſenheit unwiderſprechlich zu überführen, verlangte er Auskunft von mir über den Inhalt und Werth verſchiedener Kapitel, oder wenn man will, Geſänge, von denen ich auch nicht die leiſeſte Ahnung hatte. Beſchämt erkannte ich meine geringe Bekanntſchaft mit der Dichtung, und verſprach nun mit Ernſt an das Studium derſelben zu gehen. Ich machte mich auch mit ziemlichem Eifer daran, aber es ging einmal nicht und ich ſtand, nach Ueberwältigung von, glaub' ich, ſechs Kapiteln, von dem mühſamen Unternehmen ab. Um aber nicht noch eine Prüfung auszuhalten, theilte ich meinem Hausmeiſter eine getreue Perſonalbeſchreibung von Methuſalems Bruder mit, und zwar mit der Weiſung, das beſchriebene Individuum in keinem Fall bei mir vorzulaſſen. Auf der Straße und in den Geſellſchaften, die ich beſuchte, erſchöpfte ich mich in ſinnreichen Vorſichtsmaßregeln, um dem Entſetzlichen nicht zu begegnen, und es gelang mir auch zwei Jahre lang, allen ſeinen Nachſtellungen zu entgehen.

Nach den Februartagen jedoch, da meine Aufmerkſamkeit von den verhängnißvollen Begebenheiten, die ich mit anſah, zu ſehr in Anſpruch genommen war, um mich an Methuſalem und ſeinen Bruder denken zu laſſen, fiel ich dem Quälgeiſt wieder in die Hände. Ich erwartete eine donnernde Rede der Entrüſtung, allein er war freundlich und ſanft und ſprach zu mir: „Wie Schade, daß Sie nicht den Muth hatten, Methuſalem auszuleſen! Sie hätten Alles, was kürzlich geſchehen, mit feurigen Zügen in ſeinem Buche geweiſſagt gefunden, und einmal hinweg über die rauhe, ungewohnte Form, der herrlichſten Poeſie genoſſen.“ Kurz, ſeine Vorwürfe waren ſo mild und ehrbar, ſeine Sprache ſo gütig und einſchmeichelnd, daß ich ihm mit einer Art von Wärme gelobte, zu ihm zu kommen und mich von ihm ſelbſt in die köſtlichſten Geheimniſſe der eigenthümlichen Dichtung einweihen zu laſſen. Er ſprach mir lebhaft zu, ich ſolle dieß ja nicht verſäumen, und verbreitete ſich von Neuem über die wunderbare Uebereinſtimmung der in Methuſalems Epos vorkommenden Viſionen mit den Ereigniſſen der jüngſten Zeit.

So treten die Anſprüche auf den Ruhm, in der Zukunft geleſen und die merkwürdigen Umwandlungen dieſes Jahres vorhergeſehen zu haben, bei den verſchiedenſten Gelegenheiten und in den mannigfaltigſten Formen hervor. Ich könnte von dieſer kurioſen Krankheit noch drei, was ſag' ich! noch zehnmal ſo viel Fälle, als ich hier angeführt, zuſammenſtellen, aber man muß ſich beſchränken, das iſt der Sterblichen Geſetz, und ihm gehorſam ſchließ' ich meine Muſterung.

Aus Weſtphalen.

(Fortſetzung.)

Der Sonntag hat alſo, um zur Sache zurückzukehren, nicht bloß die einfache Bedeutung eines Ruhetages, ſondern bringt zugleich die Stimmung religiöſer Andacht. Der Bauer erhebt ſich am Morgen zur gewohnten Stunde von ſeinem Lager; das Geſinde darf etwas länger wie gewöhnlich ſchlafen, wovon daſſelbe ſchon deßhalb Gebrauch macht, weil es den Abend des vorigen Tages und zum großen Theil die verfloſſene Nacht zu ſeinen beſondern Vergnügungen verwandt hat. Der erſte Gang des Bauern iſt nach ſeinem Acker, nicht um zu arbeiten, ſondern um ihn zu „beſehen.“ Grimm hat uns einen ſolchen Gang meiſterhaft in dem Mährchen: „vom Wettlaufen zwiſchen dem Haſen und Schwinigel auf der Burtehuter Heide“ vergegenwärtigt, einem Mährchen, das ſich billigerweiſe in allen Schulbüchern finden ſollte. Der „Schwinigel“ ſteht am frühen Morgen vor ſeiner Thüre und denkt: du kannſt wohl, während deine Frau die Kinder anzieht, einmal deine Steckrüben beſehen. Wie er dorthin kommt, findet er auf dem Acker auch den Haſen, der gekommen iſt, um ſeinen Kohl zu beſehen u. ſ. f. So findet auch der Bauer an der Schnaat (Grenze) ſeiner Beſitzungen in der Regel ſeinen Nachbar, der in ähnlichen Geſchäften ausgegangen iſt. Da wird dann ein Langes und Breites geſprochen über die Ausſichten auf das Gedeihen

der Früchte, über den Verkauf des Korns, über Anſchaffung neuer Ackergeräthe, über Viehzucht, über gegenſeitige Erfahrungen, Familienangelegenheiten u. ſ. f., bis endlich die Zeit des Imbtes * herangerückt iſt und Jeder ſich wieder nach ſeiner Wohnung begibt. Die Frage, wer aus dem Nachbarhauſe in die Kirche gehe und ob man ſich auf dem Wege zu derſelben wieder ſehe, bildet den Schluß der Unterhaltung. Zu Hauſe Geſchäftigkeit an allen Enden: vielleicht geht die Hausfrau ſelbſt zur Kirche und hat deßhalb die nöthigen Anweiſungen für die Bereitung des Mittageſſens zu geben, es muß für das Vieh geſorgt werden, man hat ſich auf eine außergewöhnliche Weiſe anzukleiden u. ſ. w. Endlich kommt das „Imbteſſen" und die „Zeit der Kirchengänger": ein neuer Abſchnitt des Tages iſt angebrochen.

Schon im erwähnten Mährchen vom Haſen und Schwinigel iſt der Charakter des Sonntagmorgens dahin angegeben, daß die Sonne „gloinig" aufgegangen iſt am Himmel und daß alle Kreatur vergnügt iſt. Daſſelbe findet ſich in allen niederſächſiſchen Volksliedern wieder, die des Sonntags erwähnen. Ich erinnere hier nur an den tiefgefühlten und hochpoetiſchen Anfang der vierten Strophe des Liedes von den „beiden Königskindern," ** in welchem der herbe Schmerz der Königstochter ganz einfach dem frohen Morgen gegenüber geſtellt:

„Et was up 'n ſunndag morgen,
de lüde wörn alle ſo fro,
nich ſo des Küniges dochter" u. ſ. f. **

und dadurch beſſer fühlbar gemacht wird, als es alle Schilderungen vermocht hätten.

Der Kirchengang, der natürlich oft ſehr weit iſt, vereinigt nach und nach die verſchiedenen Bewohner der einzelnen, eine Bauernſchaft bildenden Gehöfte. Der Hinweg wird unter Plaudereien über Tagesneuigkeiten verbracht, die ſelten über den engen Kreis der Familie, des Dorfes oder der Gemeinde hinausgehen. Gewöhnlich führt der Weg durch die Felder gerade auf den Kirchthurm zu: ein Zeichen, daß die Kirche einſt die Baſis für die Vereinigung des Dorfes mit dem Kirchſpiele abgegeben hat, und daß der Weg entſtanden iſt in einer Zeit, in der die zwiſchen beiden Orten liegende Mark noch nicht die Beſtimmung des Mein und Dein erlitten hatte. Auf dem Kirchhofe, der auf dem Lande noch zugleich Friedhof iſt, finden mannigfaltige Gruppirungen ſtatt: hier ein Soldat, der auf Urlaub nach ſeiner Heimath gekommen iſt, und nun natürlich die Aufmerkſamkeit der jungen Leute auf ſich zieht, dort Verwandte und Bekannte aus verſchiedenen Bauerſchaften, an einer andern Stelle endlich Leute mit Stöcken, das heißt ſolche, die nicht zur Gemeinde gehören. Denn um einen beliebten Paſtor zu hören, läßt man ſich einen meilenweiten Weg nicht verdrießen. Im Allgemeinen ſind eifrige Geiſtliche nicht gut auf dieſe Gruppirungen zu ſprechen, weil man da gewöhnlich ſo lange plaudert, als es nur eben angeht, um nicht die Predigt zu verſäumen, ja nicht ſelten dort faſt bis zum Schluß des Gottesdienſtes ſtehen bleibt. Die Aufmerkſamkeit in der Kirche iſt im Vergleich zu der Gewiſſenhaftigkeit, mit der man dieſelbe regelmäßig beſucht, nicht beſonders lobend hervorzuheben. Weiß der Geiſtliche keine Gefühlsſaiten anzuſchlagen, ſo iſt das Schlafen während der Predigt etwas Häufiges. Nach der Predigt abermals Gruppirungen und Beſuch der Kaufmannshäuſer, da man ſolche im eigenen Orte ſelten hat, und in der Woche die Zeit fehlt, um zur Herbeiſchaffung der nöthigen Bedürfniſſe ſo weite Wege machen zu können. Auf dem Rückwege wieder Geſpräche über ſchon erwähnte Dinge, oder auch, was indeß ſelten vorkommt, über die gehörte Predigt. Dann das Mittageſſen, und damit der Schluß des zweiten Tagesabſchnitts.

(Schluß folgt.)

---

* Imbt, Frühſtück, ein angelſächſiſches Wort. Es beſteht in der Regel aus Milchſuppe oder Haferſchleim u. dgl.

** Nach der Recenſion in der trefflichen Sammlung von Volksliedern, von L. Uhland, einem Werk, das jeder Deutſche beſitzen ſollte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Die Phyſiologie der Emeute

Es ſind ziemliche Jahre her, da begann in Paris die Zeit der „Phyſiologien" oder Naturgeſchichten; ſie wurden Mode wie die großen und kleinen Damenhüte, die ſpitzigen und viereckigen Schuhe, und tauſend andere Sachen. Nach der geiſtreichen Physiologie du mariage kamen Phyſiologien des Studenten, der Griſette, des Epiciers, der Lorette, des Schauſpielers, der Tänzerin, des Nationalgardiſten u. ſ. w. Noch aber hat Niemand daran gedacht, den Jammer der Freiheit zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchung zu machen, wiewohl es jetzt an der Seine nicht an Arten und Abarten deſſelben fehlt. — Dieſen Gegen-

ſtand hat nun J. Petit-Senn, einer der beſten Schriftſteller und Dichter Genfs, auf ſeine Weiſe behandelt, die Physiologie de l'émeute. Bei der genauen Blutsverwandtſchaft des deutſchen Krawalls mit der franzöſiſchen Emeute dürfte der Gegenſtand nicht ohne Intereſſe für Deutſchland ſeyn; wir geben daher Einiges aus dieſer Phyſiologie.

Es gibt heutzutage gar keine ergreifendere und feſſelndere Aktualität als die Emeute. Ehemals war ſie eine ſehr ſeltene Erſcheinung, Epoche machend in der Geſchichte der Völker und Städte; heutzutage muß ſie faſt als der Normalzuſtand im Volksleben angeſehen werden, als ein Zuſtand voll dramatiſchen Reizes und Erregung, wo Langeweile und Einförmigkeit keinen Augenblick Platz greifen können, wobei kein Gähnen möglich iſt und ſich der Mund nur zu Einem weit öffnet, nämlich zum Schrei: Aux armes! à bas le roi! à bas le gouvernement! à bas le ministre! oder zu andern impoſanten Rufen der Art, wobei die Herzen ſchlagen wie die Trommeln der Nationalgarde, der Bürgerwohlſtand aber geſchlagen wird. Der Schlaf ſelbſt, dieſer Tyrann, dieſer Uſurpator, dieſer mit Mohn gekrönte Deſpot, der ſich bisher zu viel Rechte über unſer ſchon ſo kurzes Daſeyn anmaßte, der Schlaf wird mit Recht auf viel weniger, auf ein beſcheiden Theil beſchränkt, beſonders für die Nationalgarde, die ihre Augenlider nicht ſo oft und nicht ſo lange ſchließt, als ihre Magazine. — Wer ſtarker Erregungen bedarf, kann jezt nicht klagen. Es iſt dafür geſorgt, daß wir fieberhaft aufgeregt bleiben im modernen Drama. Da folgt ein Schauſpiel auf das andere, und auch an die leiſeſte Anwandlung von Langeweile iſt nicht zu denken.

Die menſchliche Würde beſteht heutzutage darin, ſich immer und überall zu empören gegen jede Art von feſter Regierung, gegen Republik wie gegen Monarchie, von dem Deſpoten an, der ſeinen Fuß auf gefeſſelte Sklaven ſezt, bis auf die Polizeiverordnung, die den Gamins das aufrühreriſche Geſchrei verbietet. Kaiſer Titus ſagte vor faſt zweitauſend Jahren, er betrachte einen Tag ſeines Lebens für verloren, an dem er keine gute Handlung geübt. Die Pariſer können jezt daſſelbe ſagen, wenn bei ihnen vier- und zwanzig Stunden ohne Emeute oder Inſurrektion vergehen.

Die vorige Regierung ißt jezt nur die Suppe, die ſie ſich im Jahr 1830 eingebrockt hat; ſie hat damals dem Volke ſo oft wiederholt, daß die Inſurrektion ſeine heiligſte Pflicht ſey, man hat damals die Helden der drei Glorieuſes ſo hoch gefeiert, daß die Leute die Sache endlich im Ernſt genommen haben und den Straßenkampf gegen ihre Regierung für das edelſte und heiligſte Schlachtfeld halten, daneben für den kürzeſten und ſchnellſten Weg, um zu Penſionen und Stellen, zu Achtung und Ruhm bei der Nachwelt zu gelangen. — Der Zweck der Pariſer Emeuten iſt immer derſelbe: die beſtehende Regierung nach Wunſch und Belieben zu modifiziren, oder aber umzuſtürzen. Vielfach aber iſt die Form dieſer Inſurrektionen; ſie zerfallen in fünf Hauptgattungen: die ſingende Emeute, die Charivariemeute, die idylliſche Emeute, die Manifeſtationsemeute und die Barrikadenemeute. Betrachten wir nun dieſe franzöſiſche Pentarchie etwas näher.

(Fortſezung folgt.)

London, Juni.

(Schluß.)

Notabilitäten. — Stimmung gegen Deutſchland

Louis Philippe hat ſich indeſſen ganz ſtill gehalten. Er muß wie ein Dachs in ſeiner Höhle geſteckt haben, da die Blätter auch nicht einmal ſo viel von ihm ſagen konnten, daß er in einem Wagen ausgefahren ſey. Nur einmal, ſo ſcheint es, hat er ſeit vielen Wochen einen Beſuch bei der Herzogin von Kent in Frogmore Houſe abgeſtattet, und auch das mit einer Eile und Vorſicht, als habe er es förmlich darauf abgeſehen, Verſtecken mit dem Publikum zu ſpielen. Er ſoll ſehr hinfällig ſeyn, aber nicht niedergeſchlagen oder verſtimmt; im Gegentheil. Es verlautet jezt etwas von einem Vermögen, das er in Amerika angelegt habe; er wird es aber jedenfalls nicht mehr lange genießen. — Es heißt, Joinville ſey incognito in Paris; Louis Napoleon aber, von dem alle Zeitungen ſagen, daß er in Frankreich ſey, befindet ſich ganz ruhig in Englands Hauptſtadt, und ſoll auch gar keine Neigung haben, dieſelbe zu verlaſſen. So iſt er dießmal wenigſtens weiſer als die Partei, die ſich ſeines Namens zu unausſprechlichen Thorheiten bedient. Daß man ihn als Haupt für ſolche Zwecke auserſehen, verdient er freilich, wenn man an ſeine früheren Don Quixoteſchen Unternehmungen denkt; aber ein Haupt zu ſeyn, gleichviel für welchen Rumpf, iſt an ſich zu viel für ihn. Er iſt ein ganz guter Menſch, aber weiter nichts, und wer mit ihm umgeht, hört bald auf, etwas mehr als ein bon enfant in ihm zu ſuchen. — Guizot iſt wie verſchollen, und von Metternich hört man nur dann und wann, wenn der Haß hier lebender Oeſterreicher ihm einen Streich geſpielt hat. — Von Sir Henry Bulwer hört man deſto mehr; viele literariſche Namen treten für ihn in die Schranken, und reden die ſchönſten Dinge zu ſeiner Vertheidigung, ehe ſie noch wiſſen in wie weit er ſich weiß zu waſchen im Stande ſeyn wird. Punch hat ihm daher den Namen gegeben: »a porcupine with many friends« (ein Stachelſchwein mit vielen Freunden). — Ueber Deutſchland wird jezt auch nicht wenig geredet. Daß wir den Schleswigern beigeſtanden und noch beiſtehen, verzeiht man uns nicht; daß Preußen dabei faſt allein handeln müſſen, führt man als Beweis an, wie wenig Deutſchland ein einiges Deutſchland zu nennen ſey. Wir werden ſehen! Dazu iſt ſo eben ein Buch erſchienen: »Germany unmasked,« das unſer Verfahren in das ſchwärzeſte Licht ſtellt, und den Beweis zu führen ſucht, daß wir jedes Uebel verdienen, das die Zeit uns bringen mag. — Von Krieg will übrigens Niemand etwas wiſſen. Alle Journale ſagen, der Krieg ſey aus der Mode; die Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts dulde zur Beſeitigung politiſcher Streitigkeiten nicht mehr Mittel, die dem barbariſchen Zeitalter angehören. Ueberhaupt wünſcht man ſeit der Einführung des Freihandels den Kosmopoliten zu ſpielen, nur daß John Bull dieſe Rolle noch ſehr ſchlecht verſteht. Davon hat er vor einigen Tagen eine Probe abgelegt, indem er in einer Anwandlung von Nationalgefühl eine franzöſiſche Truppe auspfiff, die in Drurylane „Monte Chriſto" aufführen wollte. Da bereits zwei italieniſche Opern im Gange ſind, wurde damit des fremden Elements zu viel für John Bull, und er nahm ſich daher ernſtlich vor, alle Gentility bei Seite zu ſetzen und ſeine Unzufriedenheit durch Töne an den Tag zu legen, wie ſie ſeine in Schafsfelle gekleideten Vorfahren nicht wilder hervorzubringen vermochten. Die Journale haben ihn deßhalb tüchtig ausgezankt, und wir werden nun ſehen, ob Maſter John in der nächſten Woche fein ruhig und artig daſitzen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 164. Montag den 10. Juli 1848.

Wenn theure Heldinnen ſampt ihren ſchönen Gaben
Auch würden, wie ſonſt wir, getödtet und begraben,
Das doch unmöglich iſt, ſo ſagt' ich recht und frei,
Das unſers Landes Zier und Luſt geſtorben ſey.

Martin Opitz

Annette von Droſte-Hülshoff.

Die Poeſie, die große Verbannte unſerer Zeit, will ſich immer tiefer in ihre Wittwenſchleier hüllen; unſere Dichter verderben und unſere Dichterinnen ſterben. Herwegh und Freiligrath, einſt ihre Lieblinge, muß ſie als verlorene Söhne betrachten, die das Vaterland verlaſſen haben; aber noch ſchmerzlicher verwaiſt iſt ſie durch den Verluſt ihrer edelſten Tochter: Annette Eliſabeth von Droſte. Die ächteſte Dichterin Deutſchlands iſt geſtorben. Dieſe Kunde wird die Beſten des Volks mit Trauer erfüllen. Der Tod wird wieder ſein altes Vorrecht üben, dem Ruhme als Herold zu dienen, was nur langſam und im Stillen anerkannt wurde, laut zu verkünden. Im Pantheon weiblicher Größe wird der Name Annette v. Droſte heller leuchten als der irgend einer Zeitgenoſſin. Keine der gefeierten Sängerinnen des liederreichen Deutſchlands vermochte in ſo ureigener Form aus dem innerſten Weſen der Poeſie heraus zu ſchaffen. Man kann es wohl ſagen, in ihren Gedichten weht ein Shakeſpeareſcher Geiſt der Geſtaltung, wie er bis jezt noch keiner weiblichen Hand zu Gebote geſtanden. Ihr Genius ſteht überhaupt in naher Verwandtſchaft mit dem britiſchen.

Eine Aehnlichkeit mit Byron hat ſchon Villmar in ſeiner Literaturgeſchichte behauptet; doch iſt es wohl nur der Schwung ſeiner Phantaſie, an den Annette Droſte erinnert, fremd war ihr ſeine tragiſche Herzensleere, die Ruheloſigkeit ſeiner Seele, die Schwankungen zwiſchen glühender Leidenſchaft und eiſiger Menſchenfeindlichkeit, überhaupt alle die Symptome, die man mit den Stichwörtern Weltſchmerz und Zerriſſenheit zuſammenzufaſſen pflegt. Dagegen herrſcht eine Aehnlichkeit, die faſt an Gleichheit grenzt, zwiſchen Annette Droſte und Alfred Tennyſon, dem anerkannteſten engliſchen Dichter der Gegenwart. Einige Proben aus Freiligraths Ueberſetzungen deſſelben überraſchten die Dichterin ſelbſt faſt unangenehm, weil ſie fürchtete, man könnte ſie darauf hin einer Nachahmung zeihen. Beide beſitzen dieſelbe Innigkeit und Wärme ohne Leidenſchaft, daſſelbe Eindringen in die Poeſie des Naturlebens, dieſelbe maleriſche Ausführung der Einzelheiten und den ſittlichen Ernſt als Grundton aller Empfindungen. Beide haben das Reich der Poeſie auf der breiteſten Grundlage erbaut und trotz der privilegirten Roſe und Nachtigall auch die poetiſche Berechtigung von Heidekraut und Käfer bewieſen. Beſonders der deutſchen Dichterin * iſt es gelungen, den Demantſunken der Poeſie aus jedem Kieſel zu ſchlagen, die Weltſeele überall zu finden, und in ihren Gedichten offenbart ſich ein eigenthümlicher Pantheismus.

Ueberhaupt iſt ihre Originalität trotz dieſer angedeuteten engliſchen Verwandtſchaft unantaſtbar; ihre Eigenthümlichkeit wurzelt tief im Schooße deutſchen Lebens, prägt ſich in der ächt deutſchen Gemüthsrichtung aus, die in allen ihren Erzeugniſſen ausgeſprochen iſt und bekundet ſich in den deutſchen Landſchaftsbildern, die vor ihr wohl noch nie ſo lebenswahr gezeichnet worden ſind. Ihre Gedichte ſind der treueſte

* Capt. Medwin, der Freund Byrons und Shelleys, hat einige gelungene Ueberſetzungen aus der Sammlung der Dichterin in Bentley's Magazin veröffentlicht und weiſt ihr einen höhern Rang als ſämmtlichen engliſchen Dichterinnen an.

Ausdruck des urgermaniſchen Elements, deſſen Ueberreſte ſich in Weſtphalen, dem Heimathlande der Dichterin, noch ſo rein erhalten haben. Oft hat ihr Drang das Gepräge deſſelben bis in die kleinſten Einzelheiten wiederzugeben, und ſelbſt die Naturlaute der Sprache zu dieſem Zwecke zu benutzen, die allgemeine Verſtändlichkeit beeinträchtigt und dem oberflächlichen Leſer manches Hinderniß entgegen geſtellt. Nur feinere Organiſationen, denen der höhere Sinn für den Reiz des Schweren nicht mangelt, ſind im Stande die Ueberfülle dieſer Poeſie zu bewältigen und zu genießen. Man kann ſie recht eigentlich als Probirſtein brauchen, um das Maaß von Gemüthstiefe und poetiſcher Bildung der Leſer danach zu beſtimmen. Der flachen Auffaſſung, der Herzensdürre und der falſchen Empfindſamkeit wird der Kern dieſer poetiſchen Kraftnatur immer ungenießbar erſcheinen. Der frühe Tod, und mehr noch fortwährende Kränklichkeit verhinderte dieſes große Talent, ſich noch vielſeitiger zu entwickeln. Nur einzelne novelliſtiſche Verſuche geben Zeugniß, mit welcher Energie der Darſtellung und welcher Tiefe der pſychologiſchen Anſchauung ſie auch hier ſich des Stoffes zu bemächtigen wußte; im Nachlaſſe der Verſtorbenen ſind Bruchſtücke vorhanden, die beweiſen, wie viel ſie auch im Roman und Drama hätte leiſten können, wenn ihre literariſche Thätigkeit nicht gehemmt worden wäre.

Ein Blick in das Privatleben der Dichterin wird geeignet ſeyn, die Eigenthümlichkeit und Originalität ihres Weſens noch mehr hervorzuheben, und ſo ſey es denn geſtattet, daß Freundeshand in flüchtigen Umriſſen, aber unmittelbar nach dem Leben, eine Skizze davon entwerfe und für einen Augenblick den Vorhang von dem Heiligthum deſſelben hinwegziehe.

Die äußere Lebensgeſchichte der Dichterin iſt einfach verfloſſen, eingehegt in die Begrenzung geſicherter Standesverhältniſſe und eines von den Weltereigniſſen wenig berührten Landſtrichs. Sie ward am 12. Januar 1798 auf dem Rittergute Hülshoff bei Münſter geboren; ihr Vater war ein älterer Vetter des Erzbiſchofs Clemens Auguſt von Droſte, ihre Mutter eine geborene Freiin von Harthauſen, eine Schweſter des Schriftſtellers dieſes Namens. Ihre Erziehung ward ſehr ſorgfältig geleitet, beſonders erhielt dieſelbe eine bei der weiblichen Bildung ungewöhnliche Grundlage an poſitivem Wiſſen; ſchon in früher Jugend war Annette eine feſte Lateinerin. Neben einem hohen Grade von muſikaliſchem Talent entwickelte ſich die Neigung für Poeſie ſehr früh bei ihr; im achten Jahre verfaßte ſie ſchon einige Gedichte, die zwar nicht den kindlichen Geſichtskreis überſchritten, denn der Held war ein Haushahn, aber doch ungewöhnliche Anlage verriethen. Indeſſen wurde dieſelbe von der Familie durchaus nicht begünſtigt, weil ſie als Urſache der Zerſtreutheit und Kränklichkeit des Kindes galt. Vielleicht verlor ſich deßhalb im jungfräulichen Alter faſt jede Aeußerung des poetiſchen Talents bei Annetten; muſikaliſche Beſtrebungen und die Zerſtreuungen eines ſehr geſelligen Landlebens ſcheinen ihr auch wenig Zeit zu Beſchäftigungen mit der Feder gelaſſen zu haben.

Ganz unerwartet raubte ihr der Tod den ſchwärmeriſch geliebten Vater und einen hoffnungsvollen Bruder in kurzen Zwiſchenräumen, wodurch ihr innerſtes Leben ſo tief erſchüttert wurde, daß ſie in eine lebensgefährliche nervöſe Bruſtkrankheit verfiel, deren böſe Folgen ſie durch ihr ganzes Leben begleiteten. Reiſen und veränderte Umgebungen waren die einzigen Linderungsmittel. Sie beſuchte mehrmals den Rhein und lebte dort in Köln bei ihrem Oheim, dem Grafen Harthauſen, oder in Bonn bei ihrem ſehr geliebten Vetter, dem geiſtvollen Hermeſianer, Profeſſor Clemens Auguſt von Droſte. Dort ſchloß ſie innige Freundſchaftsbeziehungen mit ausgezeichneten Menſchen, namentlich auch mit Johanna Schopenhauer und ihrer Tochter, mit Simrock u. A. Viele ihrer ſchönſten Gedichte ſind im Andenken an dieſe Zeit geſchrieben, die unläugbar entſcheidenden Einfluß auf ihre Geiſtesrichtung geübt hat. Als ſie dann heimkehrte in das ſtille Weſtphalen, lebte ſie auf dem Wittwenſitz ihrer Mutter, dem Rittergute Rüſchhaus nahe bei Münſter, und zog ſich bald in die tiefſte Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Weſtphalen.

(Schluß.)

Hin und wieder findet in Weſtphalen im Sommer auch am Nachmittage Gottesdienſt ſtatt, doch ſcheint der Landmann wenig Sympathie für denſelben zu haben. Entweder beſucht man ſeinen Nachbar oder die „Frünnſcop“ im Dorfe, oder iſt bereits vor oder unmittelbar nach dem Schluſſe der Kirche zu fern wohnenden Verwandten gegangen, um bei dieſen einige Stunden zuzubringen. Das heiterſte Bild gewähren am Nachmittage die „Jungens“ und „Luitens“ (Mädchen) des Ortes, die ſich auf irgend einem der größeren Höfe, deſſen Beſitzer ein Jugendfreund ſeyn und ſelbſt Kinder und Geſinde haben muß, verſammeln. Da wird geſpielt, geſcherzt, Liebſchaften werden angeknüpft, Verabredungen zum Tanzen getroffen u. ſ. f., bis gegen Abend in der Regel der eine oder andere von ihnen etwas „zum Beſten“ gibt. Dazu

ſind moraliſch verpflichtet vor Allen diejenigen, die, etwa ein Jahr nach ihrer Confirmation, in dieſen Kreis geſelliger Vergnügungen eintreten wollen, ſowohl Burſchen als Mädchen; ferner der „Schweppenjunge" (Schweppe = Peitſche), der Kleinknecht geworden iſt, die Kleinknechte („lütke Knecht") oder die Kleinmägde, die zu Großknechten und Großmägden heraufgerückt ſind. Noch nicht confirmirte Kinder wagen ſich nur mit großer Scheu in ſolche Kreiſe, ſelbſt wenn es die Kinder vom Hauſe wären, da hier das Schweigen für ihre erſte Pflicht gilt. „Kinder" — und als ſolche werden alle die behandelt, die noch nicht confirmirt ſind — „müſſen auf das achtzehnte Wort paſſen," iſt das allgemein geltende Sprüchwort. Die älteren Leute bleiben entweder in der Stube oder ſetzen ſich in die Laube des ſtets mit einer lebendigen Hecke umzäunten Gartens.

Auch ſind Conventikel in einigen Gegenden nicht ſelten, und dieſe werden wieder aus meilenweiter Ferne von Gleichgeſinnten beſucht. Die Sprache iſt dann die verſtändlichere und bequemere niederdeutſche, während der öffentliche Gottesdienſt in hochdeutſcher Sprache gehalten wird. Religiöſe Verirrungen kommen nicht leicht vor. Das Volk hat in der Regel gegen dieſe Conventikel weniger zu erinnern als gegen den Beſuch der Bibelſtunden an den Werkeltagen, die hier und da ſeit Jahren von den Geiſtlichen in der Kirche gehalten werden. Häufiger als die Conventikel ſind die freien Geſpräche über religiöſe Gegenſtände am Nachmittage des Sonntags. Den erſten Anlaß und den hauptſächlichſten Stoff gewährt hiefür die am Morgen gehaltene Predigt. Was man da in der Kirche gehört hat, ſucht man ſich nun anſchaulich zu machen („eineggen"), wozu der Gebrauch der niederdeutſchen Sprache und die Belegung mit Beiſpielen nicht wenig beiträgt.

Der Geiſtliche nimmt in der Volksachtung eine außerordentlich hohe Stelle ein, unterliegt dafür aber auch der ſtrengſten Kritik. Namentlich hat ſich derſelbe ſo viel als möglich der Einmiſchung in weltliche Händel zu entſchlagen. Tanz oder Kartenſpiel würde eine unheilvolle Kluft zwiſchen ihm und der Gemeinde befeſtigen. Merkwürdig iſt die Beleſenheit in der Bibel an vielen proteſtantiſchen Orten, die nicht ſelten den Paſtor in große Verlegenheit bringt. Kann Jemand eine Stelle nicht verſtehen, zwei oder mehrere Stellen nicht mit einander reimen, ſo hat er nichts Eiligeres zu thun, als ſich zu ſeinem Pfarrer zu begeben. Und wehe dieſem, wenn er nicht zu helfen weiß, oder gar mit rationaliſtiſchen Experimenten vorrückt! Dieſer bibliſche Sinn iſt eine natürliche Folge der Lebensbedingungen des Landes. Das erſte Buch, das das Kind nach dem A-B-C-Buch und dem Katechismus in die Hände bekommt, iſt die Bibel, und ſie bleibt, da andere Bücher in dieſe entlegenen Striche nicht dringen und auf der andern Seite der einſame Menſch nach Unterhaltung verlangt, bis in ſein ſpäteſtes Alter das alleinige Leſebuch, das im Glück wie im Unglück dem Geiſte die nöthige Nahrung gewähren muß. Leider iſt damit auch ein Uebelſtand verbunden, daß nämlich die herrliche niederdeutſche Sprache allmählig ausſterben wird. Schon jetzt zeigt ſich dieß vielfach darin, daß das Niederſächſiſche noch am reinigſten und geſundeſten da geſprochen wird, wo die Bevölkerung überwiegend katholiſch iſt.

H. Boegekamp.

Sonette

aus der Zeit.

1.

Als jüngſt euch, wackre Barrikadenſtreiter,
Faſt ohne Blut der kurze Sieg gelungen,
Da iſt ſo mächtig euer Lied erklungen,
Und eure Seele wurde weit und weiter;

Und eure Stimme wurde breit und breiter,
Und jedes eurer Worte ward verſchlungen;
Ihr hattet euch zum Größten aufgeſchwungen
Und ſchient der Menſchheit allgewalt'ge Leiter.

Jetzt laßt ihr wieder eure Köpfe hangen,
Sagt, daß ſie euch von Neuem hintergangen,
Sagt, nöthig ſey's, daß ſich der Kampf erneue.

Die wir ſo ſtolz im Königshaus geſehen,
Ihr müßt jetzt betteln auf der Straße gehen,
Und Demuth lehrt der Hunger euch und Reue.

2.

Grau wird die Nacht, und es beginnt zu tagen,
Es glitzern ſeltner im Azur die Sterne,
Des Himmels Königin iſt nicht mehr ferne,
Und jubelnd hör' ich ſchon die Lerche ſchlagen.

Auch ich empfinde der Natur Behagen,
Das jeden Tag ich mehr empfinden lerne,
Und fühle, koſtend von des Lebens Kerne,
Zum wahren Glücke mich emporgetragen.

O! dämpfe, gute Seele, dein Vergnügen,
Trink nicht die Freude mit zu vollen Zügen,
Denk an die bunte Menge der Geſchicke!

Denk derer, die in dieſem Augenblicke
Darben und weinen, ſiechen und verſcheiden,
Denk' Aller, gute Seele, die da leiden!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Phyſiologie der Emeute

Die ſingende Emeute. — Bekanntlich ſind Lieder die obligate Begleitung der Volksunzufriedenheit, wie des Volksglücks. In ihnen ſpricht ſich mehr oder weniger melodiſch ſein Zorn aus. Delikate Ohren, Leidende, Kranke und Schlafende kommen dabei freilich oft ſchlecht weg; es bleibt aber doch bei dieſer Kraftäußerung und die öffentliche Ordnung wird nicht weiter geſtört. Dieſe Art Emeute beruht ſeit ſechs-und-fünfzig Jahren vorzugsweiſe auf der Marſeillaiſe, deren Worte und Töne für den Straßenrumor nicht alt werden. Ihre düſtere, blutige Gewalt ſchickt ſich trefflich zu aller politiſchen Verſtimmung. So wird ſie geſungen bei den Banketten der Verſchwörer, wo die Leute auch ſchon fallen, aber nur betrunken unter den Tiſch. In ihr ſprechen ſich alle Beſchwerden, alle Anſprüche und Forderungen aus. De Jourdain ſagt: »Que de choses dans un menuet!« Wie viel mehr aber liegt in dieſem Lied! Verlangen die Arbeiter Vermehrung ihres Arbeitslohns, ſo ſingen ſie die Marſeillaiſe; fordern die Bürger einiger Straßen eine Erweiterung ihrer Rechte, ſo ſtimmen ſie die Marſeillaiſe an; glauben ſich die Gamins durch eine Polizeiverordnung in ihrer Freiheit beeinträchtigt, ſo heulen ſie die Marſeillaiſe; langweilt ſich im Theater das überſättigte Publikum an einem Drama, ſo muß die Marſeillaiſe herhalten und geſungen werden. Dieſes Blut- und Rachelied iſt das immer bereite Organ für alle Volksunzufriedenheit, möge ſie Grund haben oder nicht. Nie werde ich vergeſſen, was ich im Jahr 1792 geſehen habe. Ein Haufe von Landleuten, voll Zorn und Unwillen, zog auf mit Stöcken, Dreſchflegeln und Senſen, wüthend heulten ſie die Marſeillaiſe; und warum dieß Alles? — Ihr Pfarrer wollte ihnen das Tanzen an einem gewiſſen Sonntage nicht geſtatten. Es war gar komiſch, dieſe Leute ganz empört und aus Leibeskräften ſingen zu hören: qu'un sang impur abreuve nos sillons! weil ſie nicht ſpringen und tanzen ſollten.

Die Charivariemeute. — Bei dieſer geht es ſchon ernſthafter her als bei der vorigen. Die öffentliche Ruhe wird mehr geſtört, und oft beginnt damit die Inſurrektion. Die Charivariſten hüllen ſich in das Dunkel der Nacht, denn ſie finden, daß dieſes beſſer zu ihrem Getöſe paßt als das Tageslicht, daß ſich beide gegenſeitig heben und zur Geltung bringen. Mißfällt ein Miniſter dem ſouverainen Volk, oder ein Deputirter ſeinen Wählern, hat ein Polizeiſſiziant die Gamins, dieſe Helden unſerer Zeit, in die Enge getrieben, ſo rottet ſich das erzürnte Volk zuſammen mit Keſſeln und Pfannen, Mörſern, hohlen Ochſen- und Bockshörnern, mit Glocken, Schellen, Pfeifen, Waldhörnern, Dudelſäcken und ähnlichen Inſtrumenten. Der erzürnte Haufe tritt unter die Fenſter des Schuldigen und beginnt ſein Concert-monstre, begnügt ſich aber nicht damit, ſondern wirft dem Delinquenten die Fenſter ein, zur großen Gefährdung ſeiner Frau und Kinder und Nachbarn. Darauf wird es einen Augenblick ſtill, bis auf einmal die Stentorſtimmen ſchreien: »à bas quelque chose!« oder »à bas quelqu'un!« Dann fängt das Bacchanal von vorn an und tobt wo möglich noch ärger als zu Anfang. Ehemals war die Polizei immer ſo kühn, unverſchämt und tyranniſch, ſich bei dem Charivari zu zeigen, um den tobenden Haufen zu zerſtreuen; jetzt iſt es nicht mehr ſo.

Die Manifeſtationsemeute. — Aus dem unbeſchränkten Aſſociationsrecht geht ein Schwarm von Klubs, Cirkeln, Geſellſchaften u. ſ. w. hervor, alle mit Fahnen, auf denen die Inſignien ihres politiſchen Strebens oder ihrer ſocialen Induſtrie ſtehen. Oft kommen dieſe Klubs auf den Einfall ſich zu vereinigen, mit Fahnen und unter Trommelſchlag, um der Regierung zu helfen oder ihr ihre Wünſche vorzutragen. Da dieſe müſſigen Leute, unbeſchäftigte Arbeiter u. dergl. nichts Nöthigeres zu thun haben, ſo ziehen ſie in Prozeſſion nach dem Sitz der Regierung. Die Führer wiſſen wohl, daß die Maſſe dieſer Leute ſo wenig Ueberlegung als beſonnenen Willen hat, und daß ſie ſich mit gewiſſen Phraſen führen laſſen, wohin die Häuptlinge wollen. Der Zug kommt an dem Stadthaus an, die Führer verlangen mit den Häuptern der Regierung oder nur mit Einem zu ſprechen. Sie werden ſogleich eingeführt, und nun reden ſie von Italien, Irland, Polen, von Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit, miſchen viele Phraſen ein über die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker, von der Deſpotie, von den Mißbräuchen der Gewalt u. ſ. w., lauter Worte, mit denen man ſeit Jahrhunderten die unbeſtimmter Sympathie und blindem Enthuſiasmus zugänglichen Maſſen aufregen, nach Willkühr gängeln und an der Naſe führen konnte. Was muß nun das haranguirte Mitglied der proviſoriſchen, interimiſtiſchen, exekutiven oder andern Regierung thun? Es muß den Maſſen große Freundlichkeit, Ergebenheit, Uebereinſtimmung mit ihren Anſichten zeigen, wo möglich mit etwas Bewunderung; das ehrenwerthe Mitglied muß mit gleich hochklingenden Phraſen, mit Anerkennung, Lob und Verſprechungen antworten, wobei etwas Poeſie guten Effekt macht; dabei dürfen die Phraſen von verehrender Hochachtung für das edle, großherzige Volk nicht geſpart werden. Wenn nach ſolcher Erwiederung die Redner der Manifeſtation ganz zufrieden geſtellt ſind, wenn ſie nicht den geringſten Grund zu übler Laune haben, gar keinen Vorwand ſich zu beklagen, ſo entſchließen ſie ſich zum Fraterniſiren. Man umarmt ſich, man drückt ſich die Hände und das beredte Mitglied der exekutiven Gewalt ſieht ſich von den kräftigen Händen der Arbeiter gepackt und im Triumph emporgehoben, was nicht ohne Schwanken und Gefahr abgeht. Der berühmte Redner und Dichter, dem ſeine poetiſchen Antworten ſchon oft das Glück bereitet haben auf die Schultern ſeiner Bewunderer gehoben zu werden, ſoll den Uebelſtand dieſer Ovation eingeſehen haben, denn er zeigt ſich jetzt nur noch zu Pferd öffentlich. Aber kurz vor dem 15. Mai war es drauf und dran, daß ihn die enthuſiaſtiſche Maſſe mit ſammt dem Pferd in die Höhe gehoben hätte. Wird aber die Manifeſtation der Maſſen nicht mit gehöriger Hingebung und gefälligem Eingehen auf den Antrag von dem antwortenden Regierungsmitglied empfangen, ſo iſt es den Führern ein Leichtes, mit wenigen Worten auf die Vorderſten des Haufens zu wirken: das Regierungsmitglied ſchwankt, fällt, und vielleicht die ganze Regierung mit ihm. Dieß haben wir zu Paris bei der Manifeſtation am 15. Mai geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 165. Dienſtag den 11. Juli 1848.

Worte ſind's, darauf die Welt
Ihrer Weisheit Pfeiler ſtellt;
Kraft iſt's, drauf der Heiland ſchaut,
Drauf er ſeine Tempel baut.

A. Knapp.

Armuth und Chriſtenthum.

(ſ. Nr. 152—154.)

IV.

Wir laſſen dem Reichstag und dem Kaiſer Kron' und Scepter und folgen der Spur des Kreuzes, das noch auf allen Kirchen thront, und heilbedeutend auch auf der Paulskirche der Kaiſerſtadt, durch die Zeiten, da jener große Fürſt „die souveraineté ſtabilirte wie einen rocher de bronce,“ bis zum heutigen Tag, da die abſoluten Kronen wanken und die ſouveränen Scepter knicken, und die Säbel ihrer Polizei ſo gut als die Federn und die Degen ihrer Schreiber in Splitter brechen.

„Philipp Jakob Spener, in Straßburg fromm und freiſinnig gebildet,“ ſo ſchreibt der geiſtreiche Haaſe in ſeiner Kirchengeſchichte, „nach kurzer akademiſcher Thätigkeit (1666) noch als Jüngling Senior der Geiſtlichkeit in Frankfurt, Oberhofprediger in Dresden und da in Ungnade gefallen (1691), Probſt in Berlin, war durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr ſtehe, das chriſtliche Leben über dem Buchſtabenglauben zu verlieren. So hielt er Verſammlungen in ſeinem Hauſe — collegia pietatis — zu frommer Erbauung aus der Schrift. Von den Schriftgelehrten furchtbar bekämpft, ſezte ſich die Richtung fort, zumal in Aug. Herm. Francke, erſt zu Leipzig, dann auf der als eine Burg der Freiheit den Zeloten gegenüber von ihm und Thomaſius, dem Hexenſcheiterhaufentödter, begründeten Univerſität zu Halle (1694). Wegen übertriebener Erweiſung ihrer Frömmigkeit im äußern Leben Pietiſten genannt, gaben ſie wirklich in Wiſſenſchaft und Lebensanſicht gewiſſe Blößen. Aber Franckes Pietismus erbaute das weltberühmte Waiſenhaus in Halle, „ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menſchenliebe für kommende Geſchlechter.“

Wie gelang ihm dieſer Wunderbau? Im Anfang und Fortgang ſchrieb er Nichts ſich ſelber zu, ſondern nannte ſich nur ein geringes Werkzeug in der Hand Gottes und ſagte oft: „Ich habe nur zugeſehen, was Gott gethan hat.“ Und was that denn Gott dabei? Eines Abends klagte der Bauaufſeher unſerem Francke, der lediglich mit ein paar Thalern den Bau begonnen und nur durch milde Beiträge ihn fortſezte: „unſer Geld iſt alle.“ „Deß freue ich mich,“ entgegnete der Gott und die Armen im Herzen tragende Bauherr, „denn das iſt ein Zeichen, daß uns Gott wieder Etwas geben wird; von Kindheit auf bekam ich ein neues Paar Schuhe, wenn die alten zerriſſen waren.“ Tags darauf liefen ſchon in aller Frühe zweihundert Thaler ein. So erfuhr er oftmals als Zeichen und als Wunder, was zum Arbeiten ihm das Beten helfe, und wie gerade wo die Noth am größten, Gott am nächſten ſey. Wieder einmal ging er mit ſchwerem Herzen (1698) auf den weitgedehnten Bauplatz, weil es ſchon wieder an Geld zu Kalk und Steinen fehlte. Da reichte ein Arbeiter ihm eine im Schutt gefundene Münze mit der Inſchrift: Jehovah Conditor Condita Coronido Coronet (Jehovah der Gründer kröne das Begründete mit der Krone der Vollendung). Das war dem frommen Mann ein Zeichen vom Herrn. Mit Gebet begonnen wurde das tägliche Geſchäft, mit Gebet beſchloſſen. Man lachte des Thoren, der ohne

Geld ſolch einen Rieſenbau beginne und ohne volle Kaſſen vollenden wolle. Wenn dieſe Mauer fertig wird, ſprach einer, ſo will ich mich daran hängen. Die Mauern ſtehen noch alle und kein falſcher Groſchen, geſchweige ungerechtes Blutgeld iſt darin, keine Staats- und keine Gemeindekaſſe ward dabei in Anſpruch genommen, und nicht einmal die Börſen und Sparbüchſen wurden leer, aus denen die Scherflein und die Summen dazu ganz allein gefloſſen ſind. Das war freilich ein Bauherr, dieſer Francke, der im Stande war, als (1694) ein ferner Freund ihn um Unterſtützung in ſeiner bedrängten Lage bat, weil er ſelbſt wie immer ohne Baarſchaft war, ein Werk zu ſchreiben, wozu er ſich die Zeit vom Abendeſſen abbrechen mußte, und den Ertrag der in Monatheften gedruckten Arbeit ſeinem armen Freunde zuzuweiſen.

Wer erinnert ſich nicht aus einem kleinen, aber köſtlichen Aufſatz über Beranger im heurigen Morgenblatt, welch ſegenſtrömendes Oelkrüglein im armen Hauſe ein Herz an Liebe reich zu ſeyn vermag? Man braucht demnach auch nicht gerade mit Francke „ein Pietiſt“ zu ſeyn, um ein unerſchöpfliches Werkzeug der Güte Gottes gegen ſeine ärmeren und ärmſten Kinder abzugeben. Glücklicherweiſe ſterben auch die Berangerherzen, die Herzen natürlicher Gottes- und Armenliebe nicht aus. Aber die natürliche Liebe iſt zu ſelten und zu wenig nachhaltig in der Regel, als daß ein ihr allein anheimgegebenes Geſchlecht nicht in den Tod verarmte.

So geſchah es denn, daß wo auf die Dauer und in Gemeinſchaft Liebeswerke gepflanzt werden, wo Rettungshäuſer für verwahrloſte Kinder, wo neue Armenhäuſer und Spitäler, wo innere und äußere Miſſion, Bibelanſtalten und Kleinkinderſchulen zu gründen waren oder zu unterhalten ſind, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aus gläubigem oder pietiſtiſchem Gebiete unter Sorgen und Mühen Anfänger und Vollender ſind. Wohl machen große Schläge auch große Menſchenmaſſen bereit zum Geben und zum Helfen, wohl ſteuern zu jenen andern Unternehmungen auch weltlicher Geſinnte redlich bei mit Rath und That; aber wahr bleibt's, die zwei-und-dreißig Kinderrettungsanſtalten in dem kleinen Würtemberg zum Beiſpiel haben ihren theuren und ſchwierigen Beſtand weſentlich in denſelben meiſt armen religiöſen Kreiſen, welche alljährlich viele Tauſende zur Miſſion zuſammenbringen, und welche in Kornthal ſich ein freies, blühendes Gemeinweſen gegründet, deſſen Tochter Wilhelmsdorf, in öder Gegend angelegt und deßwegen tief verſchuldet, ſie in Jahresfriſt durch eine frei zuſammengeſchoſſene Summe von über 50,000 Gulden ſo eben vom Verderben gerettet. Das thaten und thun Leute von der Gilde Petri und von den Zünften Pauli und Jakobi, Leute, die allerdings nichts übrig haben.

(Fortſetzung folgt.)

Annette von Droſte-Hülshoff.

(Fortſetzung.)

Hier nun entfaltete ſich erſt die Eigenthümlichkeit ihres Weſens und ihrer Muſe frei und ungeſtört, indem ſie ſich einem vollſtändigen Phantaſieleben hingab. Wer zu ihr kam, glaubte ein verzaubertes Land zu betreten, wo Thiere, Pflanzen und Steine, faſt ihre ausſchließliche Geſellſchaft, durchgeiſtet waren. Tagelang konnte ſie im Park oder auf der nahen Heide dem geheimnißvollen Weben und Leben der Natur lauſchen oder ſich in wiſſenſchaftliche, namentlich mineralogiſche Unterſuchungen vertiefen. Die Lage ihres Wohnorts inmitten der lautloſen Heide, der knorrigen Eichſtämme um die ſonnigen Wieſen und Kämpe, der verſteckten Waldplätze mit den tiefen Teichen, auf denen die Waſſerlilien ſich myſtiſch in die Schleier der Abendnebel hüllen, paßte vortrefflich zu dieſem poetiſchen Einſiedlerleben.

Dem Beſucher ward es ganz feierlich zu Sinn, wenn er über die Zugbrücke durch den ſtillen Garten ſchritt, wo bemooste Statuen im Grünen Wache hielten, die Blumen und Stauden ſich an die leeren weißen Bänke ſchmiegten und nur aus den Baumzweigen ſorgloſe Laute an ſein Ohr ſchlugen. Beklommen ſtieg er wohl über die Freitreppe in den Bilderſaal, wo noch ein leiſer Weihrauchduft aus der Hauskapelle wehte, die hinter braungetäfelten Flügelthüren verborgen lag. Hier vertiefte er ſich in das Anſchauen der Meiſterwerke altdeutſcher Schule, die für den Kunſtſinn der Beſitzerin zeugten, oder verweilte bei den Muſchelſchränken, wo die ſeltenſten Exemplare des Waſſerreichs prangten, bis plötzlich die Dichterin mit dem Sibyllenantlitz vor ihm ſtand: das blaue „Nirenauge,“ das in die Geiſterwelt ſah, die hohe Stirn, das reiche, nachläſſig geſchlungene Goldhaar — wahrlich ein ächtes Sibyllenantlitz, wenn es ernſt war. Aber das freundlichſte Lächeln eines überaus lieblichen Mundes bewillkommte den Gaſt, eine weiche weiße Kinderhand ſtreckte die Dichterin ihm entgegen und führte ihn, freilich nur als beſondere Vergünſtigung, in ihr kleines Wohnzimmer von eigenthümlich niedriger Bauart im Entreſol.

Schwalben niſteten dort an den Fenſterniſchen und jagten ſich zwitſchernd durch die Stube. Auf dem Schreibtiſch ſtanden große Schalen mit Feldblumen, in der Morgenfrühe mit botaniſcher Vorliebe zuſammen-

geleſen. Glasmalereien verdeckten das eine Fenſter und warfen ein ſchillerndes Licht auf die Wand, wo eine kleine Galerie von Porträts aus dem Freundeskreiſe ſich befand, darunter das bekränzte einer alten Bäurin, der Amme der Dichterin. Den größten Theil des Raumes behaupteten aber die Sammlungen von Seltenheiten, Elfenbeinſchnitzereien, Kunſtſachen, geſchnittenen Steinen von großem Werth, ein Münzkabinet, kurz ein ganzes ausgewähltes Muſeum im Kleinen. Nachdem die Dichterin mit unerſchöpflicher Geduld den Laien in dieſe ihre Lieblingsſtudien eingeweiht hatte, willfahrte ſie ſeinen Bitten und ſezte ſich an einen Flügel in Duodezformat, aus der Kindheit des Klavierbaus ſtammend, den ſie ſeines leiſen, harfenartigen Tons wegen ganz beſonders zu Begleitung ihres Geſangs oder zum Phantaſiren liebte. Ihre mächtige reine Stimme trug wie ihr ganzes Weſen den Stempel des Ungewöhnlichen; ſie ſang nie moderne Muſik, nur Volkslieder und eigene Compoſitionen, für die ſie meiſt Byron'ſche Gedichte gewählt hatte. Dicht neben dem kleinen Flügel ſtand ein großes Sopha, der Lieblingsplatz der Dichterin, auf das ſie ſich nach Art aller genialen Frauen in halb liegender Stellung mit untergeſchlagenen Füßen niederzulaſſen pflegte, wenn nämlich der Gaſt ſchon bekannt genug war, um die Hausgeiſter der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht zu verſcheuchen.

Wer in dieſen Polſtern ihr gegenüber Platz nehmen durfte, dem entfaltete ſich eine neue Seite ihres vielgeſtaltigen Talents, eine überaus glänzende Unterhaltungsgabe. Ihr Gedächtniß war die unerſchöpfliche Quelle von Vorfällen und kleinen Zügen aus der Wirklichkeit, die ſie mit ſprudelndem Witz und ächt dramatiſcher Lebendigkeit vortrug. Wie in ihren Gedichten ſtand ihr auch bei ihren mündlichen Erzählungen immer der bezeichnendſte, treffendſte Ausdruck zu Gebot; ihre humoriſtiſche Behandlung, die überraſchende Schnellkraft ihres Talents für Komik würden hingereicht haben, eine ganze Geſellſchaft zu einem homeriſchen Gelächter zu begeiſtern, aber unbekümmert um Beifall, folgte ſie nur ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und ſezte ihre mündlichen Luſtſpiele in Scene, wo und wie ſie gerade dazu angeregt wurde. Am beſten gelangen ihr Züge aus dem Volksleben, das ſie überall beobachtete und ſtets im charakteriſtiſchen Accent wiederzugeben verſtand. Das treuherzige Plattdeutſch ihrer Heimath hatte beſondern Reiz in ihrem Munde, aber nicht minder geläufig redete ſie in der Kölner und ſüddeutſchen Zunge.

(Schluß folgt.)

Sonette.

3.

Voll pfleg' ich mir den Kelch der Luſt zu gießen;
Was Luſt und Kurzweil meinem Geiſt gewähret,
Und was der Sinne mächt'ger Trieb begehret,
Wo es ſich bietet, will ich es genießen.

Ich weiß mein Ohr dem Pred'ger zu verſchließen,
Deß trübe Weisheit ſich von Grillen nähret,
Und deſſen Murren daraus ſich erkläret,
Daß längſt für ihn mehr keine Blumen ſprießen.

Nur Eine Frage hält mich in der Schwebe,
Läßt im Genuß mich oft die Würze miſſen,
Und trübt das ſonſt ſo heitere Gewiſſen:

Könnt' ich mit dem, was ich der Freude gebe,
So oft, ſo leicht nicht fremdes Elend lindern
Und manchen Frevel, den es zeugt, verhindern?

4.

Wer wünſcht von Fehl nicht ewig frei zu bleiben?
Wen reizet nicht der himmliſche Gedanke,
Mit thät'ger Unſchuld nie durchbroch'ner Schranke
Des Lebens Thun und Sinnen zu umſchreiben?

Doch läßt zum Böſen man ſo leicht ſich treiben;
Wir lieben es, daß unſ're Tugend ſchwanke,
Mit unſrem Fleiſch ſind ungern wir im Zanke
Und mögen nicht lebendig uns entleiben.

Und darum auch, o Herr der Herzen, flehe
Ich nicht zu dir, mich auf des Lebens Pfaden
Mit nie befleckter Reinheit zu begnaden.

Nur laß mich nie, was immer ich begehe,
Um meiner Schuld der Tugend Schein zu geben,
Die eigne Schwäche zum Geſetz erheben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Dänſche Bankerotte. — Die Preſſe. — Der Krieg.

Die ſich immer mehr verwickelnden europäiſchen Verhältniſſe, die ſich aufwerfenden, zum Theil ſehr ſchwer oder nur mit dem Schwert zu löſenden Zeitfragen bringen auch hier unbehagliche und verwirrte Zuſtände hervor, und drohen den ſonſt herrſchenden Wohlſtand auf lange Zeit zu untergraben. Der Krieg mit Dänemark, und jezt auch mit Schweden und Norwegen, die Bankerotte, welche in Folge deſſelben in Kopenhagen ſtattgefunden, haben harte Verluſte für die hieſige Handelswelt

und bereits für ſehr große Häuſer Zahlungsunfähigkeit herbeigeführt. Dieß wird um ſo ſchwerer empfunden, da man die Ueberzeugung zu haben glaubt, daß der däniſche Handelsſtand ebenſo perfid gegen den hieſigen verfährt, als die mit uns im Kriege begriffene Regierung unſern Truppen gegenüber. Man glaubt nämlich, daß die däniſchen Kaufleute die Zeitumſtände ausbeuten, um über die hier ſchuldigen Summen durch fingirte Bankerotte einen Strich zu ziehen; auch wären die in Maſſe erfolgenden Zahlungseinſtellungen däniſcher Häuſer kaum anders zu erklären, da ſie keine beſondern Verluſte zu erleiden hatten, trotz dem aber faſt Alle ſich inſolvent erklärten, die hier ſchuldeten. Daß die Dänen durch eine ſolche Handlungsweiſe ihren Kredit gänzlich untergraben, daß ihr Handel vielleicht für immer einen Stoß erleidet, iſt freilich anzunehmen; für den Augenblick aber ſind wir der leidende Theil und das Jahr 1848 wird ſchwarz im Kalender unſerer Kaufleute angemerkt werden. — Zu allen dieſen Uebelſtänden geſellt ſich die Aufregung der Gemüther und die drohende Stellung, die das Proletariat den Beſitzenden gegenüber angenommen hat, die Wühlereien der nach Macht und Anſehen Strebenden der Zähigkeit derer gegenüber, die die ſeither beſeſſene und nicht ſelten mißbrauchte Macht zu behaupten ſtreben. Die entfeſſelte Preſſe bringt Alles an's Tageslicht, was dieſes zu ſcheuen hatte, und es kann nicht fehlen, daß auch hie und da Ungerechtigkeiten begangen, völlig Schuldloſe durch ſie beſteckt werden. In dieſen Bienenſtock trägt jezt Jeder ſeine individuelle Meinung und ſucht ihr auf alle Weiſe Geltung zu verſchaffen; dort wird jeder Haß niedergelegt, jede Verdächtigung, ſowohl Einzelner, als ganzer Korporationen. Alles ruft nach Freiheit, Keiner will aber den gehörigen Preis dafür bezahlen, und fordern die Umſtände einen ſolchen, ſo ſchreit man. — Vielleicht würde das Unabänderliche mit mehr Geduld ertragen werden, wenn man ein größeres Vertrauen zu den Fürſten faſſen und namentlich die Kriegführung an unſern nördlichen Marken nur einigermaßen begreifen könnte. Der Rückzug der bereits ſiegreich in Jütland vorgedrungenen Preußen erfüllt alle Herzen mit ſchweren Bedenken, und der Glaube, daß Verrath darunter ſtecke, daß alle Fürſten gemeinſchaftlich falſch gegen ihre Völker ſpielen, bricht ſich immer mehr Bahn. Es heißt hier allgemein, der Krieg gegen Dänemark werde nur zum Schein geführt, um Rußland Zeit und Gelegenheit zu geben, in die deutſchen Marken einzufallen und dann im Verein mit den Fürſten und den dieſen treu gebliebenen Truppen die frühern Zuſtände wieder zurückzuführen. Auf keine andere Weiſe glaubt man es ſich erklären zu können, daß der Krieg im Norden, trotz der notoriſchen Schwäche des Feindes und der in den Herzogthümern aufgeſtellten außerordentlich großen Truppenmacht, zu gar keinen entſcheidenden Reſultaten führte. Mehreremale haben die Dänen ſich zur Schlacht geſtellt, entſchlüpften aber jedesmal wie durch ein Wunder: bald waren die Preußen, bald die Hannoveraner um eine Stunde zu früh vorgerückt und verhinderten dadurch die Vernichtung des Feindes. — Ich führe nur die allgemein hier herrſchende Meinung an, ohne mich ihr anzuſchließen. Das auf dieſe Weiſe mit den Völkern geſpielte Spiel wäre ein va banque der Fürſten, und müßte unfehlbar bringen, was ſie zu vermeiden wünſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Phyſiologie der Emeute.

Die idylliſche Emeute. — Sie iſt erſt neuerdings erfunden worden. In ihr ſehen wir ein Kind dieſes herrlichen Frühlings, aus deſſen Zweigen, Blüthen und Blumen ſie hervorgezangen zu ſeyn ſcheint. Dreißig- bis vierzigtauſend Republikanern, die nichts zu thun haben, fiel es auf einmal ein, ſich mit den reichen, farbigen, duftenden Gaben des Lenzes zu ſchmücken. So behängt und vor der Sonne geſchüzt zogen ſie mit Trommeln und Fahnen in Kolonnen nach dem Siz der Regierung. Sie glichen auf ein Haar dem wandelnden Birnamwald, der gegen Macbeths Schloß anrückt, nur machten die vielen Blumen den Zug heiterer, reinlicher und wohlriechender, als er ohne ſie geweſen wäre. In den Zweigen hing aber doch die Emeute, die ſich nur bucoliſch koſtümirt hatte, die Emeute, unter friſchen, ländlichen Farben unbedenklich und ungefährlich ſcheinend, ja unabweisbar in dieſer unſchuldigen, idylliſchen Geſtalt. So ſahen ſich denn die unruhigen Regierungsmänner genöthigt, dieſe improviſirten Tityrus mit offenen Armen auf's Freundlichſte zu empfangen, ungefähr wie Cleopatra den reichen Strauß, in dem die Natter ſteckte; zulächeln mußten ſie den aufſtändiſchen Springen und den verdächtigen Roſen, die da unter Trommelſchlag heranzogen.

Die Barrikadenemeute. — Die bisher angeführten Emeuten ſind wie die Bäume eines Laubgangs, der zu einem Schloß führt. Dieſes Schloß iſt die Barrikadenemeute, die man auch ultima ratio populorum nennen könnte, wie ſonſt die Kanonen ultima ratio regum hießen. Da ſtehen wir vor dem furchtbaren Bau von Pflaſterſteinen, Omnibus, umgeſtürzten Luruswagen, von Geräthen aller Art, eine wahre Cyklopenmauer am Anfang und Ende volkreicher Straßen, eine Befeſtigung, wodurch alle Communikation unmöglich wird. Beim Anblick dieſer improviſirten Wälle und Inſurrektionsfeſtungen laufen alle Feinde der eben beſtehenden Regierung herbei und ſchaaren ſich um den Steinhaufen. In Frankreich fehlt es den Inſurgenten nicht an einer Menge muthiger, handfeſter, waffenkundiger Leute, welche die Barrikaden mit Gefahr ihres Lebens vertheidigen und den Zweck des Kampfs tapfer verfolgen. Vor allem beſteht dafür eine zahlreiche, unternehmende, ſachverſtändige, immer verfügbare Miliz. Das ſind die nach ihrer Strafzeit entlaſſenen, oder aus den Bagnos und Strafhäuſern entflohenen Züchtlinge, andere Verbrecher, Diebe u. ſ. w., von denen in Paris immer eine Menge vorhanden und in nie ruhender mannigfaltiger Thätigkeit ſind. Dieſe robuſten Leute fürchten keine Gefahr, und ſind um ſo geneigter an Inſurrektionen Theil zu nehmen, als ihnen jede feſte, aufmerkſame und kräftige Regierung höchlich zuwider iſt, ebenſo Alle, die von ihr angeſtellt ſind und treu ihre Pflicht erfüllen, Ordnung und Geſetz aufrecht erhalten. Dieſe Leute ſtehen mit ihrer ganzen Energie im Vordertreffen der Inſurrektion und empfangen Befehle, Geld und Inſtruktionen von den ſichtbaren und unſichtbaren Führern in den höhern Schichten der Geſellſchaft. An ſie ſchließt ſich eine andere compakte Maſſe an, der gleichfalls Alles daran liegt, daß die Inſurrektion gelingt und zu ihrem Zweck gelangt; denn nur wenn ſie ſiegt, wenn ihre Partei zur Herrſchaft gelangt, können die Streiter auf Bürgerkronen, Belohnungen, Stellen und andere Vortheile rechnen, die für ſie aus einer neuen Regierung hervorgehen. Damit wurde im Jahr 1830 ein verführeriſches Beiſpiel gegeben. Alle, welche bei jener Inſurrektion nur im Geringſten verwundet worden waren, hat die durch ſie empporgekommene Regierung adoptirt, hat ihnen Orden, Penſionen, Stellen verliehen. Die kleinſte Verletzung bei Vertheidigung der Barrikaden gab unabweislichen Anſpruch auf Auszeichnung, Anſtellung oder Verſorgung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 166. Mittwoch den 12. Juli 1848.

Ruhe dir, und Kronen des Siegs, o Seele,
Weil du ſo ſchön warſt!

Klopſtock.

Annette von Droſte-Hülshoff.

(Schluß.)

Aus den heiterſten Genrebildern fand ſie durch den Humor, dieſes Produkt der ſtarken Empfindung und des ſcharfen Verſtandes, das ſeltene Beſitzthum der Frauen, ſtets den richtigen Uebergang in das Gebiet des Gemüths, in die Tiefen der Seele, die ſie wunderbar zu ergründen vermochte. Ein Zwiegeſpräch mit ihr führte an ſeinen Ausgangspunkten faſt immer in die höchſten Regionen des Denkens und Fühlens. Manch ſchöne Sommernacht wurde in dieſer Art verſchwärmt, und wenn die Morgendämmerung und das Lied der Vögel anbrach, fragten ſich die Freundinnen verwundert: „iſt es die Lerche oder die Nachtigall?“

Nie trat Abſpannung oder Stoffmangel bei ihr ein, ſelbſt durch ihre körperliche Schwäche wurde ihr Mittheilungstalent nicht beeinträchtigt. Aber dennoch fühlte ſie faſt nie das Bedürfniß der Geſellſchaft und Unterhaltung. Der tiefe Friede ihres Innern machte ihr jede Zerſtreuung entbehrlich, und die Thätigkeit ihrer Phantaſie belebte fortwährend ihre Einſamkeit. Die meiſten ihrer Gedichte entſtanden ganz ohne ihr Zuthun, faſt wie Viſionen, in einem halbwachen Traum, wenn ſie aus Schwäche auf ihrem Sopha oder dem Mooslager im Freien ausruhte.

Das Stillleben mit ihrer Muſe und einigen Vertrauten war ihr ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte es aufzugeben; indeſſen zwang ihr körperliches Leiden ſie dazu. Daſſelbe ſteigerte ſich beſonders im Winter zu einer faſt unerträglichen Höhe; die feuchte ſchwere Luft der weſtphäliſchen Niederungen beklemmte ihr die Bruſt; ſie mußte ſich ganz in die Schweiz überſiedeln, wo die reinen hohen Luftſchichten ihr augenblicklich Linderung gewährten. Sie lebte in Meersburg am Bodenſee auf dem Schloſſe und im Familienkreiſe ihres Schwagers, des Freiherrn Joſeph von Laßberg, des bekannten Hüters vom Nibelungenhort und ſo manchem andern Bücherſchatz, des lezten Ritters und adligen Schutzherrn von Kunſt und Wiſſenſchaft. Das Schloß deſſelben zeichnet ſich mit altersgrauen Zinnen auf grüner Bergwand maleriſch ab und iſt die Krone des Bodenſees zu nennen, der wie ein farbenſchillernder Metallſpiegel, in dem die Sonne blizt und die Wolken tanzen, ihm zu Füßen liegt. Die Thürme des alten Conſtanz ſchicken ihr Feſtgeläut nach Meersburg herüber und von der Höhe des Schloßhofs ſieht man das Abendroth bis zur dämmernden Nacht am weiten klaren Horizont glühen, der von der Perlenſchnur weißer Alpenhäupter eingefaßt iſt. Die Schönheit der Gegend labte das Auge der Dichterin; gelehnt an die Epheumauern des Schloſſes, ſo reich an hiſtoriſchen Erinnerungen, verſenkte ſie ſich in eine neue Phantaſiewelt.

Auch von außen kam ihr hier viel geiſtige Anregung, denn nach ächter Ritterſitte öffnete der Schloßherr allen gelehrten Zugvögeln und modernen Minneſängern ſeine gaſtlichen Hallen. Uhland, Schwab und ſo viele andere unſerer Dichter und Schriftſteller wurden dort beherbergt. Kein Reiſender von Bedeutung verſäumte es, zu der ſtattlichen Burg und ihren Kunſtſchätzen hinaufzuſteigen. Bekannt iſt es, daß Levin Schücking das Idyll ſeiner Jugend dort verlebte,

und die Gedichte, welche er und ſeine Beſchützerin dort geſchrieben, ſind ein duftender Kranz um die Schönheit des Bodenſees.

Eine Rückkehr in die Heimath, wohin die Bande der Familienliebe und trauter Gewohnheit die Dichterin von Zeit zu Zeit immer wieder zogen, konnte nicht von langer Dauer ſeyn, weil das Klima ihr weniger als jemals zuſagte. Kraftlos und entmuthigt trat ſie im Herbſt 1846 die lezte Reiſe nach dem Bodenſee wieder an. Die Aerzte erklärten ihren Zuſtand dort für hoffnungslos, unterſagten jede, auch die kleinſte Anſtrengung, ſogar Briefe durfte ſie nicht mehr ſchreiben. Nur heimlich vertraute die matte Hand dem Papier zuweilen ein Liebeszeichen für die trauernden Freundinnen in der Heimath, und damit die Klage: „dürft' ich nur ſchreiben, wie viel könnte ich dichten!" Gewiß hat die Phantaſie, der jede äußere Thätigkeit verſagt war, wie eine tropiſche Blumenwelt ihr Inneres überwuchert und entkräftet. Scheinbar trat eine Beſſerung ihres Zuſtandes ein, ſie war wieder heiter und geſprächig wie früher, da brach ihr Bruſtleiden plötzlich mit alter Heftigkeit aus, und als der Anfall vorüber war und abermals Geneſungshoffnung die Ihrigen erfüllte, führte am 24. Mai 1848 ein Herzſchlag unerwartet und ſchmerzlos ihr Ende herbei.

Wie eine ächte Dichterin hat ſie faſt nur mit dem Herzen gelebt und iſt am Herzen geſtorben. Welche Innigkeit der Empfindung dieſem großen Herzen eigen war, welche Wärme es ausſtrömte, das beweiſen die Bande der Liebe und Freundſchaft, die es hienieden umſchloſſen. Die Dichterin hat jedoch nur die heilige Liebe der Familie empfunden, die ohne Leidenſchaft zwar, aber um ſo unauflöslicher jede Faſer des Herzens an die geliebten Weſen knüpft. In der Freundſchaft hat wohl ſelten ein weibliches Herz ſo viel Enthuſiasmus hervorgerufen und getheilt wie das ihrige. Das Bild, wie es ihre Freunde von ihr in der Seele tragen, zeichnen zu wollen, müßte eine Profanation in den Augen derſelben ſeyn. Zu beklagen iſt es, daß auf den ausdrücklichen Wunſch der Verſtorbenen keiner ihrer reichen Briefe veröffentlicht werden darf; ſie geben das treuſte Abbild dieſer großartigen Erſcheinung.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Man heißt es darum ſo oft von gegneriſcher Seite unverantwortlich, wenn man dieſer armen Leute Geld und Brod ſo über Land und Waſſer fahren laſſe. Allein das iſt der Segen freier Liebesthat im Glauben, daß „je mehr ſie gibt, je mehr ſie nimmt," daß das Oelkrüglein nicht leer wird, daß von dieſen armen Pietiſten nur wenig Namen auf der Armenliſte, oder im Gantregiſter, oder in Spital- und Zuchthausbüchern ſich befinden. Bleib's dabei, honny soit qui mal y ponse! Table dieſes, klage jenes an bei ihnen; während andere feiern, arbeiten ſie doch auf dem Feld der Liebe im ſauern Schweiß des Angeſichtes. Es iſt unglaublich, wie groß die Thätigkeit dieſer Leute iſt von der Schurtanne bei St. Gallen bis zum rauhen Haus zu Horn bei Hamburg, vom Diakoniſſeninſtitut zu Kaiſerswerth bis zum rothen Haus zu Brüſſow in der Uckermark, vom Basler Miſſionshaus bis zu denen in Barmen, Dresden und Berlin, von Herrnhut bis nach der Königsau in Jütland und bis nach Königsfeld im Schwarzwald.

Was in Deutſchland der Pietismus, das iſt in Frankreich und England der Methodismus und Evangelicismus. Der Nothſchrei des armen Volks ging dieſen Chriſten an's Herz ſeit Jahrzehnten, während die Gegner bis heute erſt immer noch den Kopf um Verſtopfungsmittel ſich zerbrechen. Alle oben erwähnten deutſchen Wohlthätigkeitsanſtalten haben ihr Vorbild oder Abbild jenſeits des Rheins und Kanals, und in Deutſchland, Frankreich und England hat die evangeliſche Liebe weit die katholiſche überholt. Bibelverbreitung, Hausbeſuche zu Erbauung und Hebung leiblicher und geiſtiger Noth, Gründung von Schulen und Spitälern, von Armenwohnungen, von Armen-, Waſch- und Badanſtalten, Alles, worin die erfinderiſche Liebe dem Nächſten wohl thun kann, geht von Männern aus wie Agenor v. Gaſparin, wie Lord Aſhley, und von Frauen wie die unvergleichliche Freundin der Armen, Kranken und Gefangenen, die ſelige Miſtreß Fry, welche eine ſo würdige Nachfolgerin in Fräulein Amalie Sieveking in Hamburg hat.

Dieſe Liebesthaten und Liebeskreiſe ſtehen rein auf ſich und abſeits der Kirche, die als Staatsanſtalt für freie Thätigkeit nicht Raum hat, und fern vom Staate, der von freier Liebe nichts in ſeinem Polizeihandbuch findet. Das aber gibt jenen eine gewiſſe Enge des Bodens und der Geſinnung, eine Ausſchließlichkeit, welche außer dem geweihten Kreiſe übel angeſehen und darum ungern oder gar nicht nachgeahmt wird. Mit dem Geiſt der alten apoſtoliſchen Diakonie verbinden ſie gewiſſermaßen wenigſtens den Schein des katholiſchen Mönchs- und Ordensweſens.

Beſſer muß es ſich geſtalten, wo wenigſtens die Kirche einigen Boden bietet, wie ſich an jenem großen Verſuche des oben geprieſenen Kirchenmannes Chalmers in Glasgow zeigte. Dieſer außerordentliche Mann fand in ſeiner presbyterialen Kirche eine alte, dem apoſtoliſchen

Diakonate nachgebildete, aber im Laufe der Zeit völlig eingefrorene Form vor, die er mit praktisch christlichem Genie großartig zu beleben beschloß.

In der St. Johannispfarrei in Glasgow wären für den Pauperismus jährlich nöthig gewesen 80 bis 90,000 Thaler, während nur vorhanden waren 5332 Thaler. Nun erbot sich Chalmers, damit alle die Armen des Kirchspiels zu versorgen, nur sollte dasselbe in außerordentlicher Nothzeit an den übrigen Stadtwohlthaten Theil haben, ferner sollten die Armen dieser Pfarrei von den andern völlig getrennt gehalten werden, damit keine Fremden hineinkämen, und endlich sollte die Gemeinde, wenn ihre Almosenempfänger gestorben wären, auch keine Armensteuer mehr an die Stadt bezahlen, da sie ja aus der Kasse auch gar nichts mehr beziehe. Der Stadtrath von Glasgow ging nicht darauf ein; man verlachte den Phantasten, und wirkte ihm, dem furchtbaren Gegner des Armengesetzes, auf jede Weise entgegen. Er aber ging auch unter solchen schwierigen Verhältnissen getrost an das Riesenwerk, für das er sich im Besitze des nöthigen Zauberstabes wußte.

Auf die alte Einrichtung des in der Presbyterialkirche in Schottland vorhandenen Diakonats zurückgehend, theilte er die große arme Pfarrei in fünf-und-zwanzig Bezirke unter fünf-und-zwanzig Diakonen für je fünfzig Familien oder vierhundert Seelen. Die Diakonen waren ehrbare Männer verschiedenen Alters und Berufs. Nach ihrer Vorschrift hatten sie in die ihnen zugewiesenen Familien zu gehen und über die zum Almosen sich Meldenden zu erkunden: 1) gibt's noch Arbeit für sie? 2) was können die Freunde für sie thun? 3) sind sie Mitglieder einer Dissentergemeinde, die etwas für sie thun könnte? Im verneinenden Falle wurde weiter gefragt: 1) seit wann im Ort? 2) empfangen sie Almosen vom Hospital oder von einem andern Kirchspiel? Und ergibt sich nun die Nothwendigkeit einer Unterstützung, so fragt sich wieder: reicht etwa eine einmalige kleine Hülfe hin? wo nicht, so erfolgt die Vorstellung des Bittenden und Aufnahme unter die Almosenempfänger mit einer regelmäßigen Bewilligung, deren Größe die Versammlung der Diakonen festsezt.

Das scheint nun sehr mühselig und weitläufig zu seyn; aber das eigenthümliche praktische Geschick der Britten, sodann der Geist der Sache selber ergaben für einen Diakonen monatlich keinen größern Zeitaufwand, sobald die Sache im Gang war, als drei Stunden. Dann das Ergebniß? In den ersten vier Jahren betrug auf 10,000 Seelen die jährliche Summe für den neu entstandenen Pauperismus nur 442 Thaler, denn nur dreizehn neue Almosenempfänger kamen in der großen, von Armen sonst wimmelnden Gemeinde in vier Jahren hinzu. Ja, aber vielleicht konnten die Armen es bei dieser Weise nicht aushalten und wanderten aus oder wollten lieber Hungers sterben, als sich melden? Vielmehr zogen die fremden Armen haufenweise herein wegen der bessern Behandlung, die ihnen in dieser Pfarrei zu Theil wurde. Diese merkwürdigen Erfolge der aufsuchenden, menschenfreundlichen, wahrhaft dienenden Diakonenliebe zeigten, daß die Aufmerksamkeit, welche die Reichen den Armen beweisen, wirksamst der Armuth vorbeugt. Sonst klagt man so viel über Undank. Freilich ein paar Gulden kosten ja den Reichen nichts; wenden aber diese ihre Zeit an die Armen, statt ihres Geldes, so sehen die Armen, daß die Reichen ihnen eine werthvolle Sache opfern. Die Aufmerksamkeit als eine Theilnahme an ihrer Noth rechnen sie um so höher an, und sie schämen sich, durch dreiste Zumuthungen die zu belästigen, die das Aeußerste thun, die Noth zu lindern. Dieses Gefühl wirkt als ein Sporn auf die Anstrengungen der Armen; ihre Bemühung, sich selbst zu helfen, wird größer.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Schluß.)

Die Physiologie der Emeute.

Gewiß hat mehr als einer von den Blousenmännern an den Insurrektionstagen bei sich gedacht, wie der Huissier Loyal in den Plaideurs, wo er zu der andringenden Mannschaft sagt: »Oh, Messieurs les Gensdarmes, tirez donc! j'ai quatre enfans à nourrir!« was mit andern Worten heißt: »Un coup de fusil, je vous en prie, et ma fortune est faite.« Denn wenn auch die Insurrektion für's Erste unterdrückt und auseinander gesprengt wird, so wird doch genaue Rechnung geführt, in die alle Verletzungen sorgfältig eingetragen werden,

und wenn ſpäter eine zweite oder dritte Inſurrektion beſſern Erfolg hat, ſo werden mit den neuen auch die alten Poſten gewiſſenhaft abgetragen und die früher Verwundeten verlieren nichts dabei, daß ſie einige Zeit warten mußten. — Die Zahl der Inſurgenten wächst gleich um das Doppelte oder Dreifache durch die Arbeiter, die freiwillig oder gezwungen keine Arbeit haben, und die in Paris ſeit der Organiſation der Arbeit ungeheuer zugenommen haben. Sie können ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn ſie Barrikaden bauen und vertheidigen helfen. Solche Arbeit für die Inſurrektion wird beſſer bezahlt als die für irgend eine Regierung.

Zu den eben genannten drei Kategorien, die am Barrikadenbau und deren Vertheidigung Theil nehmen, kommt noch ein guter Theil Leute, die es ganz redlich meinen, gens de bonne foi, die keine eigene Meinung und Anſicht haben. Ohne eigentliche Ueberlegung ſtehen ſie zu den Inſurgentenhaufen und meinen damit etwas Gutes und Rechtes zu thun; ſie wollen vor Allem der Freiheit und dem Recht dienen, und dieſe meinen ſie bei denen zu finden, welche am lauteſten darnach ſchreien. Unter ihnen ſind ſchnellbegeiſterte, warmblütige und wackere Leute, von denen in den Februartagen die Strenge gegen Plünderer und Diebe ausgegangen iſt; auch eine Menge flotter Mädchen, Loretten, Griſetten und Studentenfrauen gehören dazu und zeigen oft großen Muth. Dieſe haben gar keine politiſche Meinung, ſondern folgen nur aus Anhänglichkeit denen, die ſich bei den Barrikaden ſchlagen; auch hängt ihr Herz am Ruhm oder daran, was gerade ſo genannt wird.

Barrikaden mit all ihren traurigen, lawinenartig anwachſenden Folgen, Zerrüttungen und Zerſtörungen, ſind nicht allein für Regierungen und Völker ein Damoklesſchwert, ſondern ſelbſt für die Männer, von denen die ſtürmiſche Bewegung ausgegangen iſt, weil ſie daraus für ſich Vortheil ziehen wollen. Des Schwertes Spitze wendet ſich gegen ſie, wenn ſie ihren ehemaligen Dienern und Trägern, die nun ihre Herren geworden ſind, nicht mehr ganz gefallen, wenn ſie nicht mehr mit der Volksluft allein zu ſegeln ſcheinen. Unglückliche Volksführer! iſt es doch, als ſäßen ſie mitten zwiſchen offenen Pulverfäſſern, während über ihren Köpfen und um ſie her Funken kniſtern, Funken eines Feuers, das nie erliſcht. Daß Leute in der Unbehaglichkeit ihrer geſellſchaftlichen und finanziellen Lage, Leute, die bei keiner Veränderung etwas zu verlieren, ſondern nur zu gewinnen haben, daß dieſe auf jedem Weg und durch alle Mittel nach den Vortheilen haſchen, die aus der Volksgunſt hervorgehen, das begreift ſich, nicht aber, wenn einen der Ehrgeiz dazu treibt. Dieſe Volkskandidaten laſſen ſich geſund und wohl auf den curuliſchen Sitzen nieder, bald aber kommen Nachtwachen, Anſtrengungen, Unruhe, Sorgen und Angſt, ſie werden bleich und mager, und wenn ſie heute oder morgen ihre Stellen verlieren, ſo gleichen ſie Gerippen, wie jetzt Lamartine. So viel ſcheint gewiß, daß die ſprüchwörtliche Redensart: „Glücklich wie ein König," lange vor den heutigen Emeuten entſtanden, und daß ſie für immer unter den erſten Barrikaden begraben werden iſt.

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Die Reformdeputation.

Mit dieſen und ähnlichen Fragen quält man ſich hier, namentlich ſeit geſtern, wo ſich die Nachricht verbreitet, Camphauſen habe allein aus dem Grunde das Miniſterium niedergelegt, weil der König von Preußen ſich geweigert habe eine ruſſiſche Depeſche mitzutheilen. — Was unſere ſpeziellen Verhältniſſe anbetrifft, ſo können wir es uns nicht verhehlen, daß wir auf einem Vulkane leben. Mit der Reform geht es nicht vorwärts, weil von oben offenbar der gute Wille zur Förderung derſelben fehlt und man durch Zögern das verlorene Terrain wieder zu erobern hofft, was indeß bei der freien Preſſe nicht möglich ſeyn wird. Unſere Reformdeputation, die aus Bürgern und Mitgliedern des Senats zuſammengeſetzt iſt, rückte in ſiebzehn bis achtzehn Sitzungen um keinen Schritt vorwärts, und macht ſich dadurch nicht nur verhaßt, ſondern ſogar lächerlich; auch hat es an Spottreden und Karrikaturen auf dieſelbe nicht gefehlt. Was wir überhaupt von ihr zu erwarten hätten, wenn ſie frei walten könnte, wenn die Frankfurter Beſchlüſſe ihr nicht hindernd in den Weg träten, zeigt zur Genüge ein von dem ehemaligen Kriminalaktuar, Dr. Aſcher, entworfenes und von ihr begutachtetes Preßgeſetz, als erſte Frucht ihrer vielen Sitzungen. Wir hoffen, daß man nicht den Muth haben werde, dieſes Preßgeſetz der Bürgerſchaft vorzulegen, und ſollte es geſchehen, ſo hat die zur Zeit noch ungeknechtete Preſſe bereits dafür geſorgt, daß es durchfallen muß. Es zeichnet ſich nicht nur durch eine außerordentliche Strenge, ſondern beſonders dadurch aus, daß der Willkühr Thor und Thür geöffnet würde; mit einem Wort, es iſt im höchſten Grade hinterliſtig, und der ärgſte Cenſurzwang wäre dieſem Preßgeſetze bei weitem vorzuziehen. — Es hat ſich hier ein Verein von allen bei der Preſſe Betheiligten dagegen gebildet, den ich aber für höchſt überflüſſig halte, ſchon weil in Frankfurt gewiß vor allen Dingen für Preßfreiheit geſorgt werden wird. Daß uns überhaupt von dorther alles Heil kommen müſſe, ſehen die in der ſogenannten Reformdeputation ſitzenden Intelligenzen auch ein, und eben deßhalb machte Dr. Baumeiſter, ein Mann, der auf der Höhe der Zeit ſteht, in der fünfzehnten Sitzung den Vorſchlag: mit der Ausarbeitung der neuen Verfaſſung zu ruhen, bis man ſich in Frankfurt über die allgemeinen Grundſätze einer ſolchen geeinigt haben würde. — In eben dieſer fünfzehnten Sitzung kam ein höchſt merkwürdiger Fall vor, der zum Beweiſe dienen möge, daß es uns weder an intelligenten, noch muthigen Männern fehlt, wenn gleich ihre Zahl verhältnißmäßig nur gering iſt. Ich habe bereits in meinem letzten Briefe erwähnt, wie die Bewohner des Stadtdeichs durch Drohung von Selbſthülfe es dahin brachten, daß ihre langjährigen, wohl gegründeten Beſchwerden auf einmal Gehör fanden. Dieſe für die betreffende Behörde wahrhaft ſchimpfliche Angelegenheit brachte ein wackerer Mann, Fr. Stammann, bei der Reformdeputation zur Sprache und verlangte die Suſpendirung dreier dabei betheiligten Rathsmitglieder, ſtrenge Unterſuchung der Sache und, nach Befund, Beſtrafung der Schuldigen. Sollte man es für möglich halten, daß ein anweſender Senator nach ſolchen Vorgängen noch die Naivetät hatte, den Vorſchlag zu machen, dieſe Angelegenheit dadurch der Kenntnißnahme des großen Publikums zu entziehen, daß man ſie nicht mit in's gedruckte Protokoll aufnähme? Dieſer Antrag wurde natürlich verworfen und die Bewohner Hamburgs erfuhren nun aus den öffentlich verkauften Protokollen, auf welchem Wege man ſich in dieſer Stadt ſein gutes Recht verſchaffen könne, nämlich durch Drohungen; es gelangte zugleich zur öffentlichen Kunde, daß es Männer im Senat gebe, die zu Gunſten der Korporation Geheimhaltung der von dieſer begangenen Sünden und Fehler beanſpruchen. Die Entrüſtung war ſo allgemein als gerecht, und ich wage nicht zu beurtheilen, was der Achtung vor dem Senat mehr Abbruch that, die Rechtsverweigerung oder der Vorſchlag der Geheimhaltung der Rüge des wackern Stammann; in den Augen der Gebildeten gewiß das letztere.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 167. Donnerſtag den 13. Juli 1848.

— Hofjunker, Spieler, Rath,
Fuchsſchwänzer, und was ſonſt nach Hof in Kutſchen führet.

Wernicke.

How weary, stale, flat, and unprofitable,
Seem to me all the uses of this world!

Shakespeare.

Ein Galatag in Madrid.

Seit Jahren hegte ich das größte Verlangen, Madrid zu ſehen, ohne dieſen Wunſch verwirklichen zu können, ungeachtet ich ſchon mehrmals in der Nachbarſchaft war. Jezt, wo ich in Vergleich der großen Strecke, die ich ſchon zurückgelegt, nur einen kleinen Umweg zu machen brauchte, um an das Ziel meiner Reiſe, nach Liſſabon, zu kommen, ſezte ich alles bei Seite, um meinen Wunſch zu befriedigen, und verließ in Valencia das Dampfſchiff, den Balear, auf dem man ſo bequem vorwärts kam, ſo wie die angenehmſte Geſellſchaft, mit der ich bis jezt gereist war, ſezte mich in eine unſaubere Diligence bei einer Hitze von 80° F. und ließ mich drei Tage und drei Nächte ohne Ruh und Raſt auf dem holperigſten Kunſtwege, und fortwährend in Staubwolken gehüllt, nach Madrid ſchleppen.

Es war eine der mühſeligſten Fahrten, die ich in meinem Leben gemacht. Bei einem Freunde vom diplomatiſchen Corps, der mich bereits erwartete, fand ich gaſtfreundliche Aufnahme und durch ihn ward mir auch ſogleich die angenehme Kunde, daß in einigen Tagen der ſiebzehnte Geburtstag der Königin durch große Gala bei Hof, nicht nur durch den üblichen Handkuß (Besamanos), ſondern auch durch einen Hofball gefeiert werden ſollte, wo denn die ſchicklichſte Gelegenheit ſich darbot, der Königin nicht nur vorgeſtellt zu werden, ſondern auch mit einemmale den Glanz dieſes Hofes und die vorzüglichſten Notabilitäten Madrids zu überſchauen, was gegenwärtig doppeltes Intereſſe hatte, da ſeit zwei Tagen die wichtigſten Veränderungen im Miniſterium ſo wie bei Hof vorgegangen waren. Narvaez, der jezt Allgewaltige, war erſter Miniſter geworden und ſein Freund Serrano, der Günſtling der Königin, hatte abtreten müſſen, um einer eingeleiteten Verſöhnung der Königin mit ihrem Gemahl nicht länger im Wege zu ſtehen.

Der königliche Geburtstag erſchien, der Geſandtſchaftsſekretär holte mich um drei Uhr Nachmittags zur Audienz ab, und auf dem großen noch ziemlich wüſten Platze vor dem Palais, welches ſeiner Vollendung noch entgegen ſieht, ſchwerlich aber in dieſem Jahrhundert, hielten ſchon mehrere hundert Wagen, die ſich ihrer Inſaßen entledigt hatten. Zu meiner Verwunderung ſah ich aber unter dieſen kaum ein Dutzend geſchmackvoller Equipagen, die meiſten waren längſt aus der Mode gekommene alte Wagen von mancherlei Geſtalten und Formen und mit erbärmlicher Beſpannung. Eine Menge Miethkutſchen, ſchlechte verbrauchte Cabriolets, ſogar Omnibus waren darunter. In der kleinſten Reſidenz Deutſchlands würde man ſich ſchämen, in ſolchen Fuhrwerken an den Hof zu fahren, und Madrid hat in dieſer Hinſicht keinen Vorzug vor Liſſabon, im Gegentheil, in Liſſabon hat die Auffahrt bei Hof, wenn auch die Wagen nicht viel beſſer ſind, wenigſtens den Vorzug, daß man unmittelbar vor die Treppe des Palais fahren kann, während man in Madrid bei Regen wie bei Sonnenſchein vor dem Palais ausſteigen und ſich erſt durch das gaffende Volk drängen muß, bevor man das Eingangsthor erreicht, wo zwei Schildwachen die andringende Menge zurückhalten.

In einer geräumigen Halle führte eine breite ſteinerne, aber nicht ſonderlich elegante Treppe, die auch nicht mit Teppichen belegt war, in die obern

Stockwerke. Auf beiden Seiten derselben waren Hellebardiere aufgestellt in ihre maltmodischen Costüm, wie es die Soldaten Friedrichs des Großen trugen, mit dem Unterschiede, daß sie keine Zöpfe hatten. Ihre Uniformen sind blau mit rothem Unterfutter, rothen Brustrabatten, Aufschlägen und Kragen, und diese mit silbernen Tressen eingefaßt, dazu große dreikantige Hüte, ebenfalls mit silbernen Borten, weiße kurze Unterkleider mit Schößenwesten, weit über die Knie reichende schwarze Tuchkamaschen. Diese Leute, lauter Veteranen, sind übrigens sehr geachtet und haben Offiziersrang, und ich bemerkte auch im Verlauf des Tages, daß sich viele von ihnen unter die Gesellschaft der Vornehmsten mischten und sich auch mit den Damen unterhielten. Dieses Corps, dem die Bewachung des Innern der königlichen Gemächer anvertraut ist, war es auch, welches sich vor fünf oder sechs Jahren bei dem nächtlichen Ueberfall von Verschwörern, welche die königlichen Kinder entführen wollten, so tapfer schlug, daß dieser Versuch vereitelt wurde.

Von der Treppe aus gelangten wir in einen großen Vorsaal, welcher die Zimmer der Königin vom großen Audienzsaale trennt, wo ein großes Hofpersonal in den glänzendsten Uniformen versammelt war. Durch ihre Mitte schreitend gelangten wir in den prachtvollen Audienz- oder Thronsaal, wo sich der größte Theil des diplomatischen Corps bereits versammelt hatte, und hier hatte ich das Vergnügen, manchen alten Bekannten wieder zu finden. Der Saal, der seine Fenster nach der Sonnenseite hat, wurde durch Jalousien ziemlich dunkel gehalten, damit die Monarchin, deren Thronsessel gegenüber stand, nicht durch das grelle Licht geblendet werde; und dieses Halbdunkel kam denn auch manchen andern Gesichtern zu gut, die das Licht scheuen und deren es an diesem Tage manche geben mochte.

Die Königin soll die Gewohnheit haben, etwas lange auf sich warten zu lassen; auch dießmal war es so, und die ganze illustre Gesellschaft der Diplomaten im Glanze ihres Civilisationsfirnißes hatte hinreichende Muße, ihren Gratulationssermon mehrmalen in Gedanken zu überhören; die herumschwänzelnden vergoldeten Ceremonienmeister, Hofmarschälle und Kammerherrn hatten Zeit nachzusehen, ob alles in Ordnung sey, und sich gegenseitig über die schmerzenden Leichdörner zu beklagen; die quiescirten oder abgesezten Minister konnten Fäuste in der Tasche machen gegen die neugebackenen, und diese mit gleißnerischen Gesichtern ringsum die Hände drücken und Jeden ihrer Protektion versichern. An solchen Tagen pflegen alle Gesichter Masken zu tragen und glatten Unsinn auf der Zunge zu haben; jeder spielt seine Rolle so gut er kann, und da alle das gleiche Spiel treiben, so wird keinem das lange Warten zur Last, jeder unterhält sich in seiner Art und lernt etwas dabei, wenn auch nichts Gutes. Ich für mein Theil schritt beobachtend die Länge und Breite des Saales ab, die sich wie 60 Schritte zu 30 verhielten; auch zählte ich auf der langen Thronseite und den beiden kürzeren Seiten vierzehn allegorische Statuen in Lebensgröße, sehr gut gearbeitet und mit einem schwarzen Firniß überzogen. Zu beiden Seiten des Throns standen Uhren in hohen Gehäusen von glänzendem dunkeln Holze; die eine hatte einen Rostpendel, den man seine Schwingungen vollbringen sah, die andere hielt ich für einen Barometer, der neben einem Throne gewiß an seiner Stelle ist. Fenster und Thürpfosten bestanden aus dem schönsten Marmor und die Tapeten aus dunkelm gewirktem Seidenstoff, der zu dem ernsten Gepräge des ganzen Saals sehr gut paßte. Von den Wänden glitten meine Augen zum Plafond, der flach gewölbt und gemalt war, wie man sagte von Meisterhand, was zu prüfen das Halbdunkel nicht erlaubte; die Hauptfiguren in den vier Ecken waren aber so täuschend durch den Pinsel dargestellt, daß man glaubte dieselben umfassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Bei der Chalmersschen Diakonie kam keine Vernachlässigung der Armen und keine Verschleuderung der Armengelder vor. In der Behandlung mußten immer Festigkeit und Freundlichkeit sich verbinden. Männer aus dem Volke wie aus höhern Klassen, Kaufmannsdiener und Beamte nahmen daran Theil. Zur Bestreitung der Ausgaben mußten vorzugsweise die Gotteskastengelder an den Kirchtagen dienen. Diese Einnahmen stiegen, seitdem man wußte, der Unterhalt der Armen hänge ganz von dieser Sammlung ab. So reich die Mittel nun flossen, so wurde doch nie auf den Ueberfluß der Mittel gebaut, sondern auf die Sorgfalt und den Nachdruck, mit welchem die Verwaltung geführt wurde. Grundsatz war: die alten Almosenempfänger werden fortunterstüzt, bis sie durch Tod abgehen, nur aber das mit aller Kraft und Weisheit gehindert, daß keine neuen Armen zu förmlichen Paupern werden. Da zeigte sich denn: „nicht eine große Kasse in sorglosen Händen, sondern eine kleine in den Händen weiser und wachsamer Beamten läßt eine allgemeine Erhöhung des Wohlstandes und der Sittlichkeit im Kirchspiele hoffen, wenn eben

dieſe Beamten unter ihren Mitmenſchen im Geiſte ächter Menſchenliebe wandeln und es als ihr ſchönſtes Ziel betrachten, wenn aller Armuth ihrer Bezirke entweder zuvorgekommen oder begegnet worden, weil unter ihrer Aufſicht die Betriebſamkeit zu ihrer geſunden Thätigkeit wieder erweckt und die natürlichen Quellen der Wohlthätigkeit wieder eröffnet ſind. Während die Zwangsarmenpflege das Wohlbefinden des Volks nicht vermehrt, ſondern in ſeinen Folgen alle Reichen arm und alle Armen ärmer macht als zuvor, dabei den Charakter beider verderbt, hebt die freiwillige durch die Allgewalt moraliſcher Urſachen die Wohlfahrt der arbeitenden Klaſſe leiblich und geiſtig."

Alle die gutgemeinten, aber ſchlecht bedachten, weil nur weltlich gemachten Staatsarmengeſetze konnten nicht alle Herzen um den angebornen Drang zur thätigen Liebe bringen. Da gibt es denn oft ein gewiſſes phantaſtiſches Almoſengeben, wobei einen oder eine aus höhern Klaſſen zufällig die Neigung anwandelt, in eine arme Gegend einen Ritterzug zu thun, um durch thörichte Spenden zugleich die Armen von ihrer ordentlichen Beſchäftigung abzulenken und in ihren Wohnungen die Elemente des ſittlichen Verderbens zu verbreiten. Gewiß iſt, daß die höhern Klaſſen weder mit den wirklichen Bedürfniſſen, noch mit den wirklichen Nöthen bekannt ſind und ſomit für gewöhnlich zu wenig, und wenn ſie dann einmal hineinblicken, zu viel thun, weil ſie ſich ſelbſt zum Maßſtab nehmen und nicht verſtehen können, wie ein vom Kind, das Salz holen ſoll, verlorner Groſchen die arme Mutter ſo unglücklich und ſtrafrichterlich machen kann, als ſie nicht der Verluſt von Hunderten. Darum iſt Weisheit vor Allem erforderlich, und ſie gibt ſich nur aus offenem Blick in die Erfahrung. Wenn ein vornehmer Herr zur Winterszeit eine Bettelgaſſe durchgeht und alle zerſchlagenen Fenſterſcheiben auf ſeine Koſten herſtellen läßt, ſo iſt das gut gethan; aber ſchon nicht, wenn er ſolchen, welche Gelegenheit, Recht und Kräfte haben, Jahr aus Jahr ein ihren Holzvorrath von überſtändigem Waldholz zu holen, ganze Klafter vor's Haus führen ließe; es würde jedenfalls faul machen, wahrſcheinlich aber ſchon am Abend verkauft, am andern Morgen vertrunken ſeyn, wie denn jener Berliner Don Quixote der Nächſtenliebe in einer Armengaſſe den Armen ihre ſchuldigen Miethzinſe in die Hand gab, die ſie dann ſtatt zum Hausbeſitzer alsbald in die Branntweinſchenke trugen.

Mehr als aus den höhern Klaſſen haben die Armengeſetze den Sinn für freies, freundliches Wohlthun und Beiſpringen gegen die Geringern bei der Mittelklaſſe begraben. Iſt's aber auch ein Wunder, wenn der fleißige Handwerksmann und Bauer zornig und hart wird gegen ſolche Mitbürger, welche mit Vermögen angefangen haben, dem Müßiggang und Wohlleben nachgezogen ſind, und während jener im Schweiße des Angeſichts ſeinen Trunk aus der Quelle mit der hohlen Hand trank, luſtig im Wirthshauſe zechten, und nachdem Alles verthan war, mit höhniſchem Pochen auf ihr Recht ſich zur Armenkaſſe drängten, auch wohl fortzogen über Land und Meer, und Weib und Kinder der Gemeinde zur Ernährung überlaſſen haben? In Gemeinden von vierzehn-, fünfzehnhundert Seelen koſten die Armen leicht über fünfhundert Gulden jährlich in beſten Zeiten. Gemeinden ohne Stiftungen gingen im Steuerzahlen, Gemeinden mit reichen Stiftungen im Müßiggang unter. Da wundere man ſich über Noth und Aufruhr heute.

Ueberall, nicht bloß in England (wo 1832 darüber erkannt wurde), kam da, wo die Armenausgaben am meiſten geſtiegen waren, auch die Sittlichkeit und Betriebſamkeit der arbeitenden Klaſſen am tiefſten herunter. Soll man alle oder auch nur die Hauptſchuld auf die Armen werfen oder auf die Reichen? Es iſt eine Geſammtſchuld, es iſt ein geſchichtlich nothwendiges Uebel, da einmal dieſe von der Sünde, dem Urübel beſeſſene Menſchheit nur durch Streit und Uebel zu Frieden und vorwärts kommt. Jedenfalls aber verdienen die höhern Klaſſen, nach Chalmers Urtheil, den Verluſt des Einfluſſes und der Achtung, die ihre Stellung und ihr Beſitzthum ſonſt ihnen verſchafft und erhalten haben würden. Die Entfremdung mußte eine feindſelige Geſinnung nähren und mit argwöhniſchen Vorſtellungen erfüllen. Nichtachtung iſt ja der Anfang von Verachtung. „In einem Sturme," ſo weiſſagte der große Mann, „wird ſich nicht bloß die Wildheit einer irregeleiteten, ſondern auch die Rache einer vernachläſſigten Volksmaſſe offenbaren, und die höhern Klaſſen werden da den vollſten Antheil an der Verantwortlichkeit für alle Gewaltthätigkeiten und Gräuel einer Revolution haben."

Wahr bleibt es: „nicht einmal ein freundlicher Gruß im Vorübergehen auf der Straße geht verloren, er hat eine gewiſſe Macht gewinnender Liebe in ſich, und der Werth eines ſolchen Benehmens wird zehnfach erhöht, wenn irgend ein Kind des Ueberfluſſes ſelbſt in die Häuſer der Armen geht und dann um ſo ſicherer einen Zugang findet in die Herzen. Aber gerade der Zauber, die Gewalt, die in Beweiſungen aufrichtiger Liebe und Theilnahme liegt, die mildernden, ſänftigenden Wirkungen perſönlicher Bekanntſchaft zwiſchen Höhern und Niedern ſind bei den unzähligen Projekten zu Verbeſſerung der Geſellſchaft ganz vorzüglich überſehen worden."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Nothwendigkeit der Verfaſſungsreform. — Die Beſchwerden der Vorſtadt St. Georg.

Eine andere, noch wichtigere Angelegenheit beſchäftigte in der letzten Zeit das hieſige Publikum auf's Lebhafteſte. Unſerer Garniſon war vor Jahren durch das Handlungshaus Merck und Compagnie eine Gewehrlieferung gemacht worden, und ſchon damals verlautete, daß dieſe Gewehre durchaus ſchlecht und der Ausſchuß einer Waffenlieferung an Mexiko ſeyen. Die Wahrheit dieſer Behauptung ſcheint ſich jetzt herausgeſtellt zu haben, denn nach dem Urtheile vieler Sachverſtändigen und nach dem der Soldaten ſelbſt ſind dieſe Gewehre durchaus unbrauchbar. Und mit ſolchen Waffen, durch einen Senator, einen Vater der Stadt geliefert, ſchickte man unſere Söhne dem Feinde entgegen! Auch ſollen die jetzt in und um Rendsburg liegenden Hanſeaten erklärt haben, nicht eher in's Feld rücken zu wollen, bis man ihnen brauchbare Flinten und auch Seitengewehre gegeben, die man ihnen gleichfalls verſagt hatte. — Dieſe ſaubern Dinge, und noch viele andere werden jetzt durch die Preſſe zur allgemeinen Kunde gebracht, und es iſt daher den Gewalthabern nicht zu verdenken, d. h. in ihrem Sinn und Geiſt, daß ſie darauf drangen, daß die Preſſe vor allem Andern zuerſt wieder beſchränkt werde, und daß ſie ſich nach einem Manne umſahen, der ihnen mit Ausſicht auf Erfolg dabei behülflich ſeyn könnte. Einen ſolchen glaubten ſie im ehemaligen Kriminalaktuar Dr. Aſcher gefunden zu haben und er entſprach auch ihren Erwartungen, wenn gleich nicht den Wünſchen und gerechten Forderungen der Menge. — Daß nach ſolchen Vorgängen die Achtung vor dem Senate, das Zutrauen zu demſelben unter Null geſunken iſt, verſteht ſich von ſelbſt; täglich wird in der That die Zahl derer größer, die die Fortexiſtenz des ſeitherigen Regiments für unverträglich mit dem Wohle des Staats und als unvereinbar mit den Anſprüchen unſerer Zeit halten. Lange wollte der eigentliche Kaufmann nicht daran glauben, daß Neuerungen dem Ganzen vortheilhaft ſeyn würden, und ſo bildete dieſer Stand gleichſam eine Phalanx, um das gewohnte Alte zu ſchützen; allein auch er wendet ſich mit jedem Tage mehr und mehr der Ueberzeugung zu, daß wir ſeither ſchlecht regiert und berathen geweſen, und daß nur eine gänzliche Umwälzung der Verfaſſung uns vor dem ſonſt ſichern Ruin bewahren könne. Männer, die noch vor Kurzem entſchieden reaktionär waren, kämpfen jetzt mit in den Vorderreihen des Fortſchritts, und daß wir eine Repräſentativverfaſſung erhalten werden, ſteht nicht mehr in Zweifel. Auch ſoll der Senat, jetzt gänzlich entmuthigt, vollkommen von der Nichthaltbarkeit ſeiner ſeitherigen Stellung überzeugt ſeyn, und zwar ſo, daß man ſeinem Rücktritt entgegenſehen darf.

Höchſt beklagenswerthe Ereigniſſe, die am 9. d. Mts. ſtattfanden, haben die Unzulänglichkeit unſerer jetzigen Behörden klar dargethan. Seit Jahren petitionirten die Bewohner der zwanzigtauſend Einwohner zählenden Vorſtadt St. Georg um Aufhebung der Thorſperre und um Hinzuziehung zur Stadt, mit der ſie alle Laſten theilen, ohne deren Vortheile zu genießen. Sie nennen ſich und ſind wirklich die Stiefkinder Hamburgs, und ſind mit Recht darüber aufgebracht, daß man ſie zwiſchen zwei geſperrten Thoren eingeſchloſſen, ihnen dadurch eine bedeutende Ausgabe auferlegt und ſie doch nicht von der Acciſe befreit hat. Auch in andern Rechten ſehen ſie ſich gekränkt; ſo muß z. B. ein Hausbeſitzer in St. Georg ſechstauſend Mark freies Geld in ſeinem Erbe haben, um in die Bürgerſchaft gehen zu dürfen, während in der Stadt ſelbſt nur dreitauſend dazu erforderlich ſind. So ſtehen die Vorſtädter auch unter eigenen Patronen und Vögten; erſtere ſind Mitglieder des Senats, letztere gewöhnlich ungebildet, roh, willkührlich und überaus habſüchtiger Natur, ſo daß es nicht an Veranlaſſungen zu gerechten Klagen fehlt. Den Bitten der St. Georger um Aufhebung der Sperre wurde mit der Antwort begegnet, der Staat brauche das Sperrgeld; auf die Geſuche um Einverleibung mit der Stadt, hieß es, es würden die ſtädtiſchen Grundſtücke dadurch entwerthet werden; andere Gründe wußte man nicht vorzubringen. Wenn nun ſchon der Unwille über dieſe Rechtsverweigerung ſeit Jahren ſehr groß geweſen war, ſo ſteigerte ſich dieſer noch ſeit Freigebung der Preſſe, die eine freie Beſprechung aller Uebelſtände geſtattete, mit jedem Tage mehr, und es wurde vielfältig geſagt, daß die St. Georger ſich gelegentlich ihr Recht nach dem Beiſpiele der Deichbewohner ſuchen, d. h. es mit Drohungen oder gar Gewalt erzwingen würden. Schon länger als acht Tage vor dem 9. Juni war allgemein bekannt, daß man das an dieſem Tage vor dem Steinthor ſtattfindende Volksfeſt, Lämmerabend genannt, zu einer Demonſtration gegen die Allen verhaßte Thorſperre benutzen wolle. Dieß war bei der gänzlichen Abweſenheit des im Felde dem Feinde gegenüberſtehenden Militärs — die Reſerve wurde nicht einberufen — um ſo bedenklicher; indeß hätte bei dem trefflichen Geiſte unſeres Bürgermilitärs dem Unheil durch ſtärkere Beſetzung der Wachen, durch Aufſtellung einiger Bürgercompagnien doch noch vorgebeugt werden können; allein man unterließ ſolches, und ſo erlebten wir, daß die Thore von der vom Feſte zurückſtrömenden Menge geſprengt, ein Thorflügel ausgehängt, die ſchwache Wachtmannſchaft vertrieben und Sperr-, Wach- und Acciſegebäude in Brand geſteckt, die herbeieilende Spritzenmannſchaft aber am Löſchen verhindert wurde. — Die Sorgloſigkeit der Behörden war ſo groß, daß der Oberſt der Bürgergarde erſt ſpät gefunden wurde, und man erſt nachdem der Unfug den Gipfel erreicht hatte, einige Bürgergardiſten zuſammenbringen konnte, ſo daß dieſen nichts weiter zu thun übrig blieb, als die Stelle der Häſcher zu vertreten, d. h. ſo viele Gefangene als möglich zu machen, die natürlich, wenn man ihnen ihr Verbrechen beweiſen kann, gebührend beſtraft werden, während die leer ausgehen, welche wegen grober Fahrläſſigkeit gleichfalls beſtraft zu werden verdienten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 31.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 168. Freitag den 14. Juli 1848.

Finis autem praecepti est charitas de corde puro, et conscientia bona, et fide non ficta, a quibus quidam aberrantes conversi sunt in vaniloquium. Scimus autem quia bona est lex, si quis ea legitime utatur.

Paulus
ad Timoth.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Wird der Frankfurter Noth-Quellen-Verſtopfungs-Ausſchuß dieß auch überſehen? Nun, wenn auch, ſo leben wir doch der guten Zuverſicht, daß alle Einleitungen zum Aufhören der bisherigen Trennung von Reich und Arm, Hoch und Nieder durch die liebe, tauſendmal geſegnete Noth der Zeit von dem großen Weltenlenker und Armenfreunde getroffen ſind. Die Noth wirkt elektriſch und magnetiſch zugleich. Volksverſammlungen ſodann, Bürgerwehr, Landesvertheidigung, und was die neue Zeit noch Alles bringt und fordert, werden trefflich ſchon gewirkt haben und weiter wirken, daß die unſelige Kluft zwiſchen den Ständen ausgefüllt werde, der Reiche mit offener Hand und freundlichem Herzen hinabſteige und den Armen zu Leib- und Seelenheil herauf an's Licht der lieben lichten Sonne hebe.

Das iſt ſo menſchlich ſchön und herzlich leicht, und es bedarf dazu keiner großartigen Totalorganiſationen, ſondern der Anſammlung von Einzelheiten, nicht durch Menſchen, die mit phantaſtiſchem Entzücken die weite endloſe Maſſe der ganzen Menſchheit umſpannen möchten, ſondern durch ſolche, welche jeder für ſich im Schweiße ihres Angeſichts in ihrem beſondern Kreiſe wirken. Dazu bieten die Armen nicht bloß ſittliche, ſondern ſelbſt wirthſchaftliche Handhaben und Hebel, von denen man gar keine Ahnung ohne Erfahrung davon hat. Es iſt eine völlig richtige Bemerkung, daß unter den niedern Klaſſen, ſelbſt in der ärmſten Familie, ſich noch ein Ueberſchuß an Mitteln findet, wodurch ein innerer Prozeß von Hülfe und Unterſtützung im Gang erhalten werden kann. Woher hatte denn die arme Wittwe des Evangeliums ihr Scherflein? Nicht aus der Armenſteuerkaſſe! Wie im Reichthum, ſo iſt in der Armuth ſelbſt innerhalb einer und derſelben Bettelgaſſe ein großer Unterſchied. So kann durch die Liebe ſchon in dieſen Kreiſen ſehr viel geſchehen, wenn nicht durch die geſetzliche Unterſtützung dieſe Thätigkeit gelähmt wird. Aber Geld iſt der Liebe Tod, und wenn der Arme Geld kriegt, ſo geht er um Mitternacht mit dem Sonnenſchirm aus, ſagt ſchon ein indiſches Sprüchwort. In den Vorſtädten von Glasgow werden jährlich von 250,000 Menſchen 1,200,000 Pfund für Branntwein ausgegeben — alſo über vierzehn Millionen Gulden! Der Profit der Pfandleiher beläuft ſich in derſelben Stadt jährlich auf eine halbe Million Pfund.

So iſt einer der größten Vortheile dieſes Bezirks-Beſuchs-Almoſenweſens, daß es ſo viele Mittel zu einer genaueren Erforſchung der Umſtände und Bedürfniſſe der Leute darbietet, und während es den Heuchler entlarvt, deſto mehr die ganze Aufmerkſamkeit auf die wirklich Nothleidenden, die es verdienen, zu richten fähig macht, welchen Gutes zu thun dann eine wahre Königskluſt iſt. Wir ſind feſt überzeugt, am Ende eines Jahres, nachdem ein ſolcher Beſucher auf die rechte Art mit zwei- bis dreihundert menſchlichen Weſen ſich beſchäftigt hat, und zwar in den widerſtrebendſten und fremdartigſten Gebieten, wird ihm die Wahrheit des Ausrufs von Hanna Moore entgegentreten: O wie wohlfeil iſt die Liebe! o wie koſtſpielig iſt die Eitelkeit!

Man meine aber nur nicht, als ob jede Ueberlegung in Sachen der Wohlthätigkeit immer aus Kaltſinn und Berechnung entſpringen müſſe, während doch gewiß erſt das die rechte Liebe iſt, welche nicht bloß ſchlechthin Gutes thut, ſondern auch darüber nachdenkt, wie ſie das, was ſie gibt, auf die ſegensreichſte Weiſe für die Bedürftigen gebe. Während die unweiſe Liebe heute Geld hinauswirft ohne Wahl, läßt ſie ſich morgen von Undank oder Laune oder Mangel auch dem Elendeſten entziehen. Aber in einem von der Diakonenliebe beſuchten Bezirke „muß es zu einer moraliſchen Gewißheit werden, daß keiner darin verkommt, und wenn ein neuer Tag anbricht, auch das tägliche Brod da iſt.“ Alſo nach dieſer Art darf erſtens kein Fall der Noth unbeachtet bleiben, aber immer muß zur Ortsarmenkaſſe erſt zulezt die Zuflucht genommen werden; dieſer lezte Schritt iſt ein nothwendiges Uebel. Zweitens muß immer die eigene Thätigkeit des Armen geweckt und geſehen werden, was er ſich ſelbſt etwa erwerben, ſodann wie er beſſer haushalten und ſparen könne, um ſein eigen Brod zu eſſen, und noch übrig habe zu geben den Dürftigern oder den wohlthätigen Anſtalten; denn nichts hebt ſo ſehr auf die ſittliche Stufe, da man ſich nicht mehr geben laſſen will, als das Bewußtſeyn, daß man ſelbſt noch geben kann. Ferner muß geſehen werden, was die Verwandten thun können; dann müſſen die Nachbarn erſucht werden um Hülfe, damit nicht auf einen der Makel des Almoſenempfangens komme. Der rechte Diakon darf ſo wenig als möglich dem Diakonencollegium zu thun geben; er muß das Ehrgefühl der Leute wecken, ſo wenig als möglich Almoſenempfänger unter ſich zu haben. — In der Unterſcheidung würdiger und unwürdiger Armen muß recht klar dargethan werden, daß die Leitung der Gemeindearmenpflege eine chriſtlich ſittliche iſt. Lezteß Mittel iſt, die Umſtände des Armen einem oder mehreren wohlhabenden Freunden mitzutheilen, welche nicht in der Gemeinde wohnen, und die dann durch eine kleine regelmäßige Unterſtützung oder durch ein einmaliges Geſchenk einer mit dem Elende kämpfenden Familie zu Hülfe kommen, damit ſie nicht zu der Stufe der einregiſtrirten Almoſenempfänger herabſinke.

Die Grundlage dieſer Armenpflege iſt eine tüchtige kirchliche Organiſation, die Bedingung des Erfolges und Beſtandes die Aenderung der Armengeſetze und der dadurch verderbten Anſichten und erfrorenen Geſinnungen. An den Armengeſetzen, und was daran hängt, ſcheiterte der Chalmersſche Verſuch nach achtzehnjährigen glänzenden Proben. Der Widerſtand der Juriſten gegen die Chriſten, des Staats gegen die Kirche, des Zwanggeſetzes gegen die freie Liebe zertrümmerte endlich das Werk des Segens, das nach Chalmers Abgang (nach Edinburgh) ſich noch lange gleichmäßig heilbringend in Glasgow fortbewährt hatte.

(Fortſezung folgt.)

Ein Galatag in Madrid.

(Fortſezung.)

Die Uhr zeigte die fünfte Stunde, als eine gedämpfte Stimme ſich vernehmen ließ: »Sa Majestad la Reyna!« Das ganze vergoldete Hofperſonal im offenſtehenden Vorſaal ſezte ſich in Bewegung und ſchritt der Königin voran in den Audienzſaal, während ſich daſelbſt das diplomatiſche Corps dem Throne gegenüber ſchnell in Linie formirte, nach dem Amtsalter, jeder Geſandte oder Geſchäftsträger im Vordergliede, ſeine Sekretäre und Attachés hinter ihm. Der Königin gegenüber rangirten ſie ſich von der Linken zur Rechten, und mein Geſandtſchaftsſekretär, als jüngſter im Amte, war der lezte in der Reihe, meine Vorſtellung daher auch der lezte Akt in dieſer Hofkomödie.

Die ſiebzehnjährige Königin, in der Blüthe ihrer alle Herzen gewinnenden lieblichen Geſtalt, in weißſeidenem Anzug mit langer Schleppe, welche von einem Kammerherrn getragen wurde, Hals und Arme reichlich mit Diamanten geſchmückt und als Kopfſchmuck auf dem ſchönen dunkeln Haar ein Krönchen von blizenden Brillanten, ſchritt mit dem freundlichſten Antlitz bis an die Stufen des Throns; hier wendete ſie ſich gegen das diplomatiſche Corps und machte eine ſo graziöſe Verbeugung gegen dieſe Stellvertreter der hohen Häupter, wie mir noch nie eine vorgekommen, ſelbſt nicht bei Theaterköniginnen, die ein beſonderes Studium daraus zu machen pflegen. Es war nur eine einzige Verbeugung, ein Vorbeugen des Körpers und dann ein Zurückſinken, worauf ſich die ſchöne Geſtalt wieder hob; eine Verbeugung, die alles in ſich faßte, was natürliche Grazie, gepaart mit königlicher Würde, darzuſtellen vermag. Dazu geſellte ſich ein Blizſtrahl aus ihren lebhaften lachenden Augen, den jedes diplomatiſche Individuum für ſich allein in Anſpruch nehmen konnte, und dennoch galt er dem Ganzen. Ich ſelbſt erſchrack darüber, als hätte er meiner unbedeutenden Perſon gegolten, und machte einen doppelt tiefen Bückling, aber erſt als ſie ſchon die Stufen zum Thronſeſſel hinanſtieg. Der Kammerherr breitete nun die lange Schleppe über die Rücklehne des Throns, eines ganz gewöhnlichen Armſtuhls mit rothſeidenem Polſter, worauf ſich dann die Majeſtät niederließ und alle Anweſenden mit

freundlichem Blicke zu muſtern anfing. Die Ehrendamen, an der Spitze die Camareira-Mor oder Oberhofmeiſterin, längſt über die Blüthenjahre hinaus, aber reichlich geſchmückt mit Ordensbändern und Diamanten, ſtellten ſich zur Linken des Throns und die Miniſter zur Rechten. Hinter dem Thronſeſſel ſtanden drei Oberhofchargen.

Jezt öffneten ſich die Flügelthüren des Saals zur Rechten der Königin, und herein traten wie ein Zug von Schneegänſen alle, welche der Ehre des Handkuſſes theilhaftig werden wollten. Einer nach dem andern ohne Rangordnung ſtieg die Thronſtufen hinan, beugte ſein Knie und die Königin reichte jedem ohne Anſehen der Perſon mit Freundlichkeit die Hand zum Kuß. — Seit Jahren hatte keine ſo große Concurrenz zum Handkuſſe ſtattgefunden — ich zählte nicht weniger als fünfhundert dieſer Küſſe — und zwar hauptſächlich, weil die Königin durch ihre lezten Miniſterialveränderungen, und beſonders durch die Beſeitigung des ſo allgemein verhaßten Finanzminiſters Salamanca, außerordentlich in den Augen aller derer gewonnen hatte, die es mit der Nation gut meinen. Außerdem mochte man auch wohl neugierig ſeyn, wie eine ſiebzehnjährige Königin ſich benimmt, die ihren Günſtling in's Exil geſchickt hat. — Ja Mancher, der einigen Grund hat, auf ſeine Geſtalt eitel zu ſeyn, hegte wohl gar die Hoffnung, die Augen der Majeſtät auf ſich zu ziehen, und man zeigte wirklich mit Fingern auf gewiſſe gut ausſehende Staatsfiguren und nannte ſie Prätendenten der königlichen Gunſt. Das ſchärfſte Auge mochte aber nichts entdecken, was einer beſondern Auszeichnung irgend eines dieſer Prätendenten von Seiten der Monarchin gleich ſah; ihr Blick ſchweifte gleich liebreich über Alle hin. Daß ſie von Herzen gutmüthig und mitleidig iſt, zeigte ſie wirklich bei dieſer Staatsceremonie. Ein kleines, altes, weißhaariges, ſchwachſichtiges Männchen, vielleicht eine große Notabilität vergangener Zeiten, nachdem es mit Mühe die Stufen zum Throne erſtiegen, mit ſchlotternden Beinen ſeine Kniebeugung gemacht und die Hand geküßt, und mit eben ſo vieler Mühe ſich wieder von den drei Stufen herabgefunden, verlor ſeine Richtung zur Ausgangsthüre und ſteuerte gerade auf die Ehrengarde der Damen los, die ihm den Weg verſperrten; der arme Mann ſchien aber ſo wirr im Kopfe, daß er immer von Neuem die Linie durchbrechen wollte, ſo daß ſich die meiſten Geſichter zum Lachen verzogen, Niemand aber ſo mitleidig war, den Mann auf den rechten Weg zu bringen. Die Königin gewahrte es und winkte einem Kammerherrn mit der Weiſung, den alten Mann zu geleiten.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Ereigniſſe in der hohen Welt. — Deutſche Muſiker. — Franzöſiſches Theater.

Es gibt hier Ereigniſſe, welche die ganze faſhionable Welt Londons in Bewegung ſezen und ſogar die großen politiſchen Begebenheiten in Schatten ſtellen, die eine gänzliche Umgeſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe Europa's herbeiführen können. Unter dieſen Begebenheiten ſtehen obenan: Jenny Linds wunderbare Vorſtellungen auf Ihrer Majeſtät Theater, der Polenball und die Wettrennen. Man ſieht daraus deutlich, der Uebermuth der Engländer ſtellt ſich über jene großen Zeitbewegungen. In der That, mit wenigen Ausnahmen ſcheint dieſes Ariſtokratenvolk noch immer den Wahn zu hegen, als ob es berufen ſey, die Welt wieder in die Angeln zu heben, aus denen die franzöſiſche Revolution dieſelbe gehoben hat, und deßhalb ſieht der Britte in der Regel mit einer gewiſſen großartigen Verachtung auf das herab, was ſich auf dem europäiſchen Continent begibt. Aber getroſt, die Reihe wird auch an euch kommen, ihr ſtolzen Häupter der britiſchen Ariſtokratie! — Jenny Lind trat auf dem Coventgardentheater zum erſtenmal als Lucia von Lammermoor in Donizetti's leichtfertigem und doch genialem Machwerk auf. Das Haus war zum Erdrücken voll, die dumpfe Stickluft erlaubte kaum zu athmen, und mehrere junge, ſchwachnervige Damen mußten ohnmächtig mit großer Anſtrengung aus der gewitterſchwülen Atmoſphäre an die freie Luft befördert werden. Außer der Königin Wittwe, Adelaide, bemerkten wir in den königlichen Logen den Prinzen von Preußen, den Herzog und die Herzogin von Sachſen-Weimar, den Prinzen Leopold von Neapel (Graf von Syracus) ꝛc. Die Zahl der illuſtern Perſonen erſten Rangs, welche ſich herbeigedrängt, die ſchwediſche Nachtigall zu hören und zu bewundern, war auenehmend groß, unter ihnen faſt alle fremden Geſandten und Miniſter. Jenny Lind riß die glänzende Zuhörerſchaft zur höchſten Begeiſterung hin. — Man begreift wirklich nicht, wo gewiſſe Berliner Kritiker die Ohren oder das Gefühl und den Kopf hatten, als ſie in ihren verkehrten Urtheilen über Jenny Linds jüngſte Vorſtellungen und Leiſtungen auf den Berliner Theatern von einem Clairobscür der Stimme faſelten, von einem Schleier, in welchen die Töne gehüllt, von den vernichtenden Strapazen auf den engliſchen Theatern und in den großen „Conzert-Races und Stakes," denen die zarte Stimme Jenny Linds erlegen ſey, und von dem entſchwebenen Frühlinge der nordiſchen Nachtigall, der auf immer dahingeſchwunden, weil die Nachtigall überhaupt nur einen Frühlingsmonat ſinge. Ihre hieſigen Erfolge ſtrafen ſolche Urtheile durchaus Lügen. — Der Polenball war, weil mehrere Zeitungen ſich mit Unwillen gegen denſelben erklärt hatten, zwar nicht ſo zahlreich beſucht wie ſonſt, indeſſen waren doch an ſiebenhundert Perſonen anweſend. Manche Blätter erklärten ſich mit maßloſer Heftigkeit gegen jede Theilnahme für die polniſche Nation, welche ſich während des lezten Aufſtands ſo empörende Grauſamkeiten und entehrende Handlungen habe zu Schulden kommen laſſen, daß es eine Schande für jede ehrbare engliſche Frau ſey, irgend Sympathie für dieſelbe kund zu geben. Da aber einmal die faſhionabelſten Damen und Herren der Londoner großen Welt die großartigſten Vorbereitungen gemacht

hatten, und phantaſtiſche, auf Polen und polniſche Sitten bezügliche, neu erfundene Tänze einſtudirt waren, wollte man dieſelben nicht aufgeben. Da wurden denn die weiße Adlerquadrille, die Eichenblattquadrille und die Lanzenquadrille, ſowie mehrere glänzende Mazurka's im polniſchen Koſtüm getanzt; beſonders aber machte die rothe Federquadrille, in der die Tanzenden gleich Mephiſto ſämmtlich mit rothen Federſchwänzen geſchmückt waren, Furore. Die Herzogin von Bedford, die Marquiſin von Sligo, Lady Hill, Lady Palmerſton, die Herzogin von Leeds, und wie die hohen Damen alle heißen, paradirten in den phantaſtiſchſten Koſtümen, welche ſich denken laſſen. Die größte Verſchwendung und Ueppigkeit wurde zu Gunſten der armen, unglücklichen polniſchen Nation wie zum Hohn entfaltet. Man weiß wirklich nicht, ob man mit mehr Spott oder mit mehr Verachtung auf ſolche frivole Aeußerungen einer erzwungenen Theilnahme für die Unabhängigkeit der Völker und für untergegangenes Heldenthum blicken ſoll. — Kaum war das Epſom-Rennen beendigt, ſo rannte Alles zu den Ascot-Rennen. Wahrhaftig, England iſt ein Wunderland; während in ganz Europa das höchſte Elend und die gräßlichſte Verwirrung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe herrſcht, während in England ſelbſt der Ausbruch eines allgemeinen Volksaufſtands jeden Augenblick droht, leben die Großen hier in grenzenloſer Schwelgerei, im Taumel des Wohllebens, als wäre Alles im beſten Geleiſe und gar nichts mehr zu wünſchen.

Verdienten Beifall haben in London vier- und zwanzig Muſiker gefunden, welche unter Leitung des Hrn. Lenſchow aus Berlin Concerte veranſtaltet hatten. Namentlich hat der Vortrag von Straußiſchen und Lannerſchen Walzern, welche nur deutſche Künſtler mit der erforderlichen Wärme und dem eigenthümlichen Ausdruck vorzutragen vermögen, den ungetheilteſten Beifall gefunden. Vorzüglich beliebt war die Kathinka-Polka. Dieſe Künſtlergeſellſchaft macht dem deutſchen Namen Ehre. Das franzöſiſche Theater hatte unter Alexander Dümas hier mit günſtigem Erfolge mehrere Vorſtellungen gegeben, als der engliſche Nationalhaß auf den engherzigen Einfall gerieth, einen Verein zu bilden, welcher es ſich zur Pflicht macht, gegen dieſe Truppe zu cabaliren, um ſich auf dieſe Weiſe wegen der Ausweiſung der an den Eiſenbahnen angeſtellt geweſenen engliſchen Arbeiter zu rächen. Leider hat dieſer jämmerliche Plan bei der gereizten Stimmung, welche in England gegen das Franzoſenthum herrſcht, mehr Anklang gefunden, als zu Ehre der engliſchen Nation zu wünſchen geweſen wäre.

Hamburg, Juni.

(Fortſetzung.)

Theater und Literatur

Die Laſt, welche die Bürgergarde ſeit dem Abzuge des regelmäßigen Militärs nach dem Kriegsſchauplatze zu tragen hat, iſt unter den obwaltenden Umſtänden eine faſt unerträgliche, und es fehlt natürlich nicht an Klagen und Unzufriedenheit. Weßhalb man den Bürgern in einer Zeit, wo ſie alle Wachen beſetzen und außerdem noch den Unruheſtiftern bei Tag und Nacht entgegentreten müſſen, das ſonſt übliche Exerziren nicht erlaſſen, begreift hier Keiner. Das heißt denn doch in der That die Geduld der braven Männer auf eine etwas allzu ſtarke Probe ſtellen. Ganz außerordentliches Mißvergnügen iſt auch noch dadurch unter den Bürgern hervorgerufen worden, daß man ihnen in der letzten Bürgerverſammlung die Bezahlung der zerbrochenen Fenſterſcheiben an den Häuſern mißbeliebter Rathsmitglieder bei den Märzkrawallen mit dreizehntauſend Mark aufgebürdet, und das, nachdem ſie zur Wiederherſtellung der Ruhe in jenen Tagen bereits mit ihrer Perſon bezahlt und überhaupt nicht den mindeſten Antheil an dem Unfug hatten, der nur von der ſolche Steuern nicht zahlenden Pöbelmaſſe begangen wurde. Mit unglaublicher Geduld bewachten und beſchützten ſie in jenen Tagen die Perſonen und das Eigenthum von Männern, die nicht unverdient vom Volkshaſſe getroffen wurden; zum Lohn dafür müſſen ſie jetzt auch noch den Beutel ziehen, um Millionäre für den etwa gehabten Schaden zu entſchädigen, während eine ſolche Entſchädigung den armen Gemüſehändlern verſagt worden ſeyn ſoll, deren Kartoffelvorräthe das Volk im Hungerwinter 1846 bis 1847 plünderte. — Es iſt überhaupt zu bemerken, daß es in unſerer Quaſirepublik eine noch anmaßendere Ariſtokratie gibt als in monarchiſchen Staaten, nur mit dem Unterſchied, daß bei uns der Geldbeutel und der Rathsherrntitel zu beſondern Bevorzugungen berechtigt.

Daß im Angeſicht ſo großer Weltbegebenheiten und bei der beſtändigen Spannung der Gemüther, Kunſt und Literatur, ſofern ſich letztere nicht auf die Politik und die Tagesbegebenheiten bezieht, auch bei uns gänzlich darniederliegen, iſt begreiflich. Die beiden Haupt- und mehrere kleine Nebentheater erhalten ſich nur mit der äußerſten Anſtrengung aufrecht, und unſer Stadttheater, einſt die Zierde Hamburgs, wäre bereits geſchloſſen, wenn ſich nicht auf die Aufforderung der beiden Directoren einige reiche Kunſtfreunde zu einer Unterſtützung der Anſtalt hätten willig finden laſſen. Indeß war dieſe ſo unbedeutend, daß, wenn ſich die Umſtände nicht ſehr bald ändern, die Theater doch werden geſchloſſen werden müſſen. Schon vor dieſer der Kunſt feindlichen Zeit war das Stadttheater in mißlichen Umſtänden, da Baiſon beim beſten Willen es nicht verſtand, das Intereſſe für ſein Inſtitut rege zu erhalten, und namentlich das recitirende Drama von ihm ſehr vernachläßigt wurde. Größern Fleiß verwandte er auf die Oper; allein auch darüber herrſchte ein Unſtern, indem faſt alle neuen Opern ſich die Gunſt des ſehr verwöhnten Publikums nicht zu erwerben vermochten. Bei der einen war der erbärmliche Text, bei der andern der Mangel an Originalität dem Erfolg im Wege, und ſo wurden Koſten und Fleiß vergebens aufgewendet. — Eine bedeutende Literatur hat Hamburg nie gehabt und wird ſie bei dem vorherrſchenden merkantiliſchen Sinn ſeiner Bewohner ſchwerlich jemals haben. Nur die Tageblätter werden mit Begierde geleſen und nur die rein politiſchen oder oppoſitionellen dürfen auf Erfolg rechnen. In der neueſten Zeit hat „die Reform“ durch tüchtige, zeitgemäße Aufſätze und eine bisher hier ungewohnte freimüthige Sprache ſchnell Glück gemacht und den Abſatz anderer Blätter ſehr vermindert. Das Auffallendſte iſt, daß man auf „die Reform“ und ähnliche oppoſitionelle Blätter von allen Seiten ſchimpfen und die Herausgeber Schreier nennen hört, und ſie doch mit der größten Begierde gekauft und geleſen werden. So ſoll die Auflage der Reform ſich in den paar Monaten auf mehrere tauſend Exemplare gehoben, die der farb- und geſinnungsloſen Blätter ſich um eben ſo viel vermindert haben. Um dem ſo läſtigen, zur Zeit noch beſtehenden Stempel zu entgehen, der bei manchen Blättern 25 Prozent beträgt, läßt man die Tage- und Wochenblätter im nahen Altona oder Wandsbeck drucken, wo die Preſſe jetzt ganz frei iſt. Dadurch wird aber den hieſigen Buchdruckern ein reeller Schaden zugefügt, ohne daß im Weſentlichen das bezweckt wird, was man bezwecken wollte: die Erdrückung mißliebiger Blätter durch die ſie vertheuernde Stempelabgabe. Dem Unweſen wird nun zu Frankfurt ein Ende gemacht werden, da nach den neueſten Beſtimmungen die Preſſe von allen Feſſeln der Art befreit werden ſoll.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 169. Sonnabend den 15. Juli 1848.

Ceremony is the superstition of good-breeding, despised by those who think, because admired by those who do not.

Addison.

Ein Galatag in Madrid.

(Fortſetzung.)

Als nun endlich der lezte Handkuß vorbei war, erhob ſich die Majeſtät, der Kammerherr ergriff die Schleppe, und ſo ſchritt ſie die Stufen herab, auf den auf dem Flügel ſtehenden Neapolitaniſchen Geſandten, den Prinzen Carini, zu, ihre Oberhofmeiſterin zur Rechten, einige Schritte hinter ihr. Sie machte die ſchönſte Verneigung, hörte den Sermon des Geſandten an, knüpfte daran eine kleine Unterhaltung, verneigte ſich darauf etwas leichter und wendete ſich dann an den engliſchen Geſandten, drauf an den franzöſiſchen u. ſ. w., bis endlich an meinen Geſandtſchaftsſekretär, der dann nach angebrachtem Glückswunſche mich vorſtellte. Nach einigen freundlichen Erkundigungen, die ich beantwortete, richtete ſie ſich nun wieder mit ihrer großen, unnachahmlichen Verbeugung an das ganze diplomatiſche Corps und verließ den Saal mit demſelben Ceremoniel, womit ſie eingetreten.

Beiläufig muß ich noch bemerken, daß während die Königin ſich mit einem der Geſandten unterhielt, ſtets ein mit vielen Orden geſchmückter Ceremonienmeiſter, hier introductor de los embaxadores genannt, hinter dem betreffenden Herrn ſtand und dieſen dann, ſo wie ſie ſich dem folgenden näherte, etwas bei Seite wies und den andern vorwärts, ſo daß der Nächſte nie vernehmen konnte, was die Königin mit dem Andern ſprach, er müßte denn ſehr feine diplomatiſche Ohren haben. Auch hinter mich ſtellte ſich der kleine vergoldete Introductor, ſchob mich vor, und nachdem mich die Königin verlaſſen, überreichte er mir eine ſehr elegant gedruckte Einladungskarte zum Ball, auf Befehl der Königin und von dem Mayor Domo unterſchrieben. Die eilfte Stunde war auf der Karte angegeben und daß man in Uniform erſcheinen möge. Eine Einladung zu ſo ſpäter Stunde, wo in andern Reſidenzen die Bälle beinahe zu Ende ſind, war mir ganz neu, und da man ſich hier erſt um Mitternacht auf einen ſolchen Ball begibt, der dann bis zum hellen Morgen dauert, ſo mußte ich mich wohl auf dieſe Nachtwache vorbereiten. Ich legte mich um ſieben Uhr zu Bette, da ich von den Strapazen eines vierſtündigen Stehens im Audienzſaal ermüdet war, und ſchlief ſanft, bis ich von meinem Freunde zu der königlichen Fête geweckt wurde.

Wer in Madrid keinen eigenen Wagen hat, bekommt an ſolchen Tagen ſchwer einen anſtändigen Miethwagen, wenn man nicht bei Zeiten ſich darnach umthut, denn der gewöhnlichen Einſpänner, der Caleſſinen, welche die Stelle der Fiaker vertreten, pflegt man ſich doch nicht zu bedienen, um zu Hof zu fahren. Kann man nun keines Wagens mehr habhaft werden, ſo ſucht man ſich auf andere Weiſe zu helfen. Man verabredet ſich mit dem Kutſcher eines ſchon gemietheten Wagens, daß er heute zweien Herren diene und erſt den, der den Wagen gemiethet, und wenn er dieſen an Ort und Stelle gebracht, auch den andern abhole. Bei einem ſolchen Vertrage bleibt aber die Nachhauſefahrt ſehr problematiſch. Auch ich ſah mich zu dieſem Auskunftsmittel gezwungen, und ich rechnete für die Heimfahrt auf mein gutes Glück.

Mit dem Schlag der Mitternachtsglocke traten wir in den Palaſt durch daſſelbe Eingangsthor und über dieſelbe Treppe, deren ich oben erwähnt. Die

Treppendekoration war aber dießmal in anderem Styl; man kam jezt nicht zu einer feierlichen und ernſten Audienz, ſondern zu einem geſellſchaftlichen Vergnügen, zu einem Freudenfeſte, und ſo waren denn die alten Kamaſchenkrieger mit ihren Hellebarden verſchwunden, und an ihrer Stelle waren zu beiden Seiten der Treppe, dicht aneinander gereiht, Lakaien in den buntſcheckigſten Livreen von blauem Tuch mit gelben und rothen Borten, ſchwarzen kurzen Beinkleidern und feuerrothen Strümpfen, aufgeſtellt. Sie vertraten die Stelle der Töpfe mit blühenden und wohlriechenden Gewächſen, womit man ſonſt die Treppen und Vorſäle der Balllokale zu ſchmücken pflegt, nur daß es zwiſchen jenen menſchlichen Gewächſen, die ſich übrigens ganz ſtattlich ausnahmen, nicht nach Blumen duftete.

Der Weg zum Ballſaal führte durch den Thronſaal, aus dem aber der Thron verſchwunden war, und dann durch einen zweiten. Der Ballſaal führt den Namen des Marmorſaals, weil ſeine Wände und Säulen ganz aus weißem und röthlichen Stuckmarmor beſtehen, von dem die Meiſten glauben, daß es ächter Marmor ſey, woran ja Spanien großen Reichthum hat. Der Saal iſt übrigens ſehr geſchmackvoll gebaut, obgleich nicht ſehr groß und viel zu klein für eine Geſellſchaft von achthundert Perſonen, welche eingeladen ſeyn ſollten.

Da ſich Alles in den Ballſaal drängte, fanden wir dieſen ſchon ſo voll Menſchen, daß man ſich kaum hindurchbewegen konnte, während die andern großen Räume leer blieben. Was mir am meiſten auffiel, war, daß in keinem Gemache weder Tiſch noch Stuhl ſich befand, wahrſcheinlich noch ein Reſt der altſpaniſchen Etikette, die auch noch zur Zeit des leztverſtorbenen Königs von Portugal am dortigen Hofgalt, und nach der ſich Niemand in den königlichen Zimmern niederſetzen durfte, wodurch denn die ſchönen Räume ein kaltes, nüchternes Anſehen erhalten. Auch wurden an beiden Höfen früher nie Hofbälle und Soireen gegeben, wobei man doch der Sitze nicht entbehren kann. Um dieſe nun zu erſetzen, ſtanden lange ſchmale gepolſterte Bänke, mit rother Seide überzogen, an den Wänden umher, worauf ſich vorzüglich die Damen niederließen; doch machten auch die Herren davon Gebrauch, wenn ſie Platz fanden. Selbſt für die königliche Familie war nur eine weiter von der Wand in den Saal vorgeſchobene kleine Bank ohne Rücklehne vorhanden, die gleich links neben dem Haupteingange zunächſt am Orcheſter ſtand. Die längere Bank hinter derſelben an der Wand war für Hofdamen und für die Frauen der Geſandten beſtimmt.

(Schluß folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

In Deutſchland hätte ſolche kirchliche Armenpflege nicht nur an dem Staate, ſondern auch an der zerriſſenen und völlig desorganiſirten evangeliſchen, ſo wie an der wenigſtens gelähmten katholiſchen Kirche ihre Klippen. Kirche und Staat müſſen ſich beſinnen auf ihre Rechte und Pflichten, und wie dadurch die Erfahrungen des Proteſtantismus und des Katholicismus, die Ergebniſſe des menſchlichen und des göttlichen Almoſenrechts mit dem in der Urkirche zu Grunde gelegten förderlich zu vermitteln wären.

Mit äußern Mitteln läßt ſich gründlich nimmer helfen. Da kann nur die Liebe dienen und das Bewußtſeyn der Pflicht erretten, wie Fallmerayer ſeinen Münchnern Wählern ſo ſchlagend geantwortet hat. Vor Allen zwiſchen beiden Theilung der Arbeit! Wir begrüßen die allenthalben und oft mit ſo ſchlimmer Abſicht geforderte Trennung der Kirche von dem Staate als die Bedingung dazu. Damit ſie allein Liebe ſey, hat die katholiſche Kirche den Staat verneint; damit er allein Recht ſey, hat der proteſtantiſche moderne Staat die Kirche verneint. Jezt wiſſen beide woran ſie ſind, was ſie ohne einander vermögen.

So bereite denn der Staat wie jeder leiblichen, geiſtigen und ſittlichen Kraft, ſo insbeſondere der Kraft der Liebe den Rechtsboden. Er höre auf in ihr Recht einzugreifen, dadurch daß er das gebietet, was nur die freie Liebe leiſten kann. Er laſſe die Kräfte ſich frei entbinden, allerwärts, nach allen Seiten, in aller Ordnung; er reiße alle böſen Schranken nieder, hebe alle übeln leiblichen und geiſtigen Zölle auf, verbeſſere die faulen Gemeinde-, Bürgerrechts- und Ehegeſetze, regle das Verhältniß von Lohn und Arbeit rechtlich, ſteure dem Wucher und Ueberſatz, ſuche ſolcherweiſe und durch Leihkaſſen, Banken, Kreditanſtalten, Gewerbeordnung und Gewerbeſchutz u. ſ. w. Wege und Mittel der Nahrung zu fördern, durch weiſen Haushalt der Verſchleuderung zu wehren und durch Erziehung, Bildung, Unterricht der Armuth vorzubeugen.

Der Staat thue Alles, was von Rechtswegen und durch Geſetze geſchehen kann; aber an die Stelle des Mitleidens, der menſchlichen Theilnahme und chriſtlichen Hingebung wolle er doch nicht mehr Verordnungen und Gebote mit Polizeigewalt und Zwangspflicht ſetzen. Die Armuth falle nicht dem Staate anheim und nicht der politiſchen Gemeinde: will er ſie pflegen, ſo hegt er ſie nur. Er behalte ſein Geld und ſeine Steuern zu Beſſerem; denn „alle öffentliche Unterſtützung, ſey es nun durch Armenſteuer oder

von den Händen der Reichen, iſt weſentlich moraliſch (alſo auch politiſch) ſchädlich, wenn Armuth überhaupt ihr Gegenſtand iſt. Dagegen gereicht ſie zu bleibendem Segen für die menſchliche Geſellſchaft, wenn ſie auf Kranken- und Erziehungsanſtalten gewendet wird.“ Thut der Staat das, ſorgt er, außer für Gewerbe und Nahrung, für Schulen und Schulmeiſter, Spitäler und Krankenhäuſer, für gemeinnützige Anſtalten bis zu Gemeinde-Back-, Waſch- und Badhäuſern hinunter, hebt er die übeln Waiſenhäuſer auf und unterſtützt er die chriſtlichen Familien und Geſellſchaften, die ſich der Erziehung von verwaiſten Kindern annehmen — für die Plage, die jeder Tag bringt, für die gewöhnliche Noth und Armuth, für das gottgeordnete Elend der Geſellſchaft ſorgt dann die von Zwangsſteuer und Schreiberaufſicht und Polizeiſtecken freie menſchliche Liebe, die als chriſtliche dienende Diakonenpflicht keinen Augenblick ſäumen wird ſich gemeindlich und kirchlich zu organiſiren. So wird die Kirche als freie ihre Hauptaufgabe in der dienenden, ſegnenden Liebe wieder finden und die bis jezt vereinzelten und ausſchließlichen Vereine, Geſellſchaften, Anſtalten werden heraus in's offene Gemeindeleben treten und duldſam, nur in Werken des Segens wetteifernd, das Netz der Liebe, nicht eines alleinſeligmachenden Glaubens über das ganze Vaterland auswerfen, damit nach dem ſchönen Gedanken Schellings auf die apoſtoliſche Kirche des Jakobus und die katholiſche des Petrus und die proteſtantiſche des Paulus die Menſchheitskirche des liebenden Johannes folge. — Statt „Organiſation der Arbeit“ ſticken wir dann vielmehr auf die deutſche Fahne „Organiſation der Liebe,“ der durch faule Geſetze und todte Formen deſorganiſirten Retterin einer ſonſt in Eigenſucht und Selbſtſucht untergehenden Welt.

Gegenüber den Tollheiten des Louis Blanc ſprach Victor Conſiderant im Arbeiterparlament am 22. März ſich alſo aus: „Nach dem Rechte iſt jeder Menſch eine freie Thätigkeit und Eigenthümer des Werthes, den er ſchafft. Die nicht arbeiten, haben auf nichts ein Recht als Arbeiter. Aber es ſind Geſchöpfe, die unſerer Gattung angehören, es ſind unſere Kinder, unſere Verwandten, überhaupt unſere Brüder, und ich behaupte, die welche Werthe ſchaffen konnten, haben die Pflicht, freiwillig einen Theil ihres Erzeugniſſes als nothwendigen Minimalantheil denjenigen zu überlaſſen, welche nicht erzeugen konnten. So gründe ich die Rechtsverfaſſung der Minimalgebühr für die Schwachen, als Menſchen, nicht als Arbeiter, auf das Gefühl der Brüderlichkeit, ich erhalte damit die Hingebung in den Menſchen, indem ich ſie aus der Willensfreiheit hervorgehen laſſe und nicht aus dem Geſetze. Denn wenn das Geſetz uns die Hingebung auferlegt, ſo ſind wir Maſchinen, durch den legalen Luftdruck in Bewegung geſezt, und keine freien, ſich hingebenden Menſchen mehr.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli

Erſter Eindruck.

Seit Jahresfriſt hatte ich Frankfurt nicht mehr geſehen, und was hatte ſich nicht Alles ſeitdem verändert! Was das ganze Vaterland durchzitterte, in Frankfurt fand es ſeinen Knotenpunkt. Es war Nacht geworden auf der Reiſe, kaum noch eine Stunde zu Mitternacht, als ſich die Paläſte der Freiſtadt mir zeigten. Nachts, wo die Häuſer ihre Augen geſchloſſen haben, ſich von der Außenwelt zurückziehen zum innern Leben, und in ſchweigſamen, oft unheimlichen Gruppen daſtehen, wie kennte ich da hoffen ſogleich einen neuen Eindruck zu bekommen von dieſen finſtern Geſtalten, ſogleich zu erfahren, was ſie unterdeſſen erlebt und gedacht? Und dennoch, kaum hatte ich die alten Mauern des Saalhofs begrüßt, ſo begegnete mir eine militäriſche Truppe. Wohl an dreißig Männer, gut bewaffnet, die Binde am Arm, zogen durch die Straße, Männer aus allen Ständen, denen man es anſah, daß ſie nicht zu Luſt und Spiel nächtlicher Weile den Vergnügungen des Familien- oder Geſellſchaftszimmers ſich entzogen, um Wache zu halten für die Mitbürger. Die Schutzwache zog vorüber; mein Auge folgte den dunkeln Geſtalten bis ihre Schatten verſchwanden, mein Ohr dem gleichförmigen Schritt, bis er verklang.

Warum mußte ich an Schillers Vers denken:

Weh denen, die dem ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn,
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden?

Die Schrecken der franzöſiſchen Revolution waren zu weit zurückgetreten, und in der ruhigen Studirſtube fing man an mit den Schaudergeſchichten von Marat und Robespierre die ermattete Phantaſie zu beleben. Es war doch Romantik darin, und nach Romantik verlangte der Sinn in unſerer jüngſten Vergangenheit, wo die Elle regierte und das Conreblatt und die Börnſteinſche Ueberſetzungsfabrik und der Frankfurter Bundestag. Nicht allein in Deutſchland war es ſo, ſondern auch in Frankreich. Weil man keine Revolution hatte, ſchrieb man Revolutionsgeſchichten. Thiers ſezte zur Probe in ſeinem Studirſalon Napoleons Hut auf ſeinen erfindungsreichen Kopf; Lamartine ſann auf Reden gegen die Jakobiner, als ob er auf den Bänken

der Girondisten säße, und Louis Blanc mischte sich mit seinen Gedanken und seiner Feder unter das zerlumpte Volk, fuchte mit ihnen gegen den Hungervertrag und schrie mit ihnen nach Brod und Arbeit. Da wurden die Bücher lebendig und auf einmal stand sie mitten im Volk, die Barrikadentochter, in der Rechten die Fahne, in der Linken das Schwert, die furchtbar schöne, zürnende, begeisternde, schreckliche Revolution.

Der Wind streicht durch die Straßen, er bewegt die schwarz-roth-goldenen Fahnen, die noch hier und da von den Festlichkeiten der lezten Tage an den Häusern hängen. Unter welchen Gefühlen mögen sie aufgesteckt worden seyn! Kennt ihr die Fabel von jener Beatrix, die in einem Schifflein hinauszog in die große Welt? Die Wellen schaukelten das Schifflein gar anmuthig, daß es dahin tanzte zur Luft der Schifferin; aber auf die Dauer wird Alles langweilig, und so meinte denn die ungenügsame Beatrix, es müßte doch schöner seyn, wenn die Wellen hoch gingen und der Sturm käme, daß man so im Galopp dahin führe. Und der Sturm war grausam genug, galant zu seyn. Bald rollten die Donner, leuchteten die Blize, der Sturm wühlte das Meer in seinen innersten Gründen auf und schleuderte berghoch die Wellen, daß Beatricens Nußschale hülflos umhergeworfen wurde im gewaltigen Kampf der aufgeregten Naturkräfte. Der Sturm war als Jupiter zu seiner Semele gekommen, und Semele erkannte zu spät, wie gefährlich es ist ihn zu rufen. — Diese Fabel von der Schifferin mochte wohl manchen jener ruhigen Bürgerinnen eingefallen seyn, als sie die Fahnen ausgesteckt mit dem Schwarz des Pulvers, dem Roth des Bluts und dem Golde, wie Freiligrath die Nationalfarben deutet. Man hatte geglaubt, als man mit der Schaar der Journalisten nach Preßfreiheit, Oeffentlichkeit u. s. w. schrie, wenn die Freiheit komme, so werde sie sich auch ordentlich aufführen, weil sie von so gebildeten Herren gerufen worden; sie werde sich mit dem ihr angewiesenen Plätzchen in der Weinstube und im Salon begnügen und Glacéhandschuhe anhaben. Und nun, welche Verwirrung! Da kommt eine ganze Schaar von „Freiheiten," und jede behauptet, die rechte zu seyn, jede hat eine Liste von Forderungen in der Hand, jede nimmt ungefragt Platz und sieht herausfordernd und drohend nach dem, der es in noch so höflichen Ausdrücken wagt, ihr Dieses oder Jenes abzuschlagen. Man ist nicht einmal Herr mehr in seinem eigenen Hause! Da ist's kein Wunder, wenn die Course wanken und das löschpapierne Auge des Börsenzettels thränende Blicke gen Himmel sendet.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Tagesneuigkeiten. — Der Anfang der deutschen Flotte.

Besonderes Glück machen auch die fast mit jedem Tage neu auftauchenden Karrikaturen, und die Spekulation hat sich bereits der Neigung der Menge für diese Ausgeburten der Kunst bemächtigt. Es wurden vor Kurzem ein bis zwei Louisd'or für gelungene Karrikaturzeichnungen geboten, die, da die Kunst bei Produktionen der Art gar nicht in Betracht kommt, leicht verdient werden können; ein witziger Einfall und eine schnelle Hand, und das Zerrbild ist da. — Eine eigenthümliche Industrie warf eine Zeitlang für die kleinen Buchdruckereien einen erklecklichen Gewinn ab. Beim Ausbruche der allgemeinen Aufregung in Frankreich und Deutschland, und des Kriegs mit Dänemark, trafen sehr oft in der Mitte des Tages mit den Eisenbahnzügen so wichtige Nachrichten ein, daß die Herausgeber der Zeitungen sie dem Publikum nicht bis zum folgenden Morgen vorenthalten mochten und deßhalb Extrablätter erscheinen ließen, die noch begieriger gekauft wurden, als die regelmäßig erscheinenden Zeitungen. Dieß brachte industriöse Buchdrucker auf den Einfall, gleichfalls ihr Glück durch Extrablätter zu versuchen, die an allen öffentlichen Plätzen, in allen Gassen ausgerufen wurden, und der Erfolg entsprach den gehegten Erwartungen: sie wurden stark gekauft. Bald aber überstürzte sich die Spekulation; jeden Tag erschienen solche Blätter, es stellte sich indeß bald heraus, daß sie entweder nur den Abendzeitungen entlehnte Nachrichten oder gar handgreifliche Lügen enthielten, und damit sank ihr Kredit mit jedem Tag, so daß sie jezt gar nicht mehr gekauft werden. Auch ist man zu der Einsicht gelangt, daß wirklich interessante Neuigkeiten durch die Herausgeber der privilegirten Zeitungen in Extrablättern mitgetheilt werden, und kauft so nur diese. Die Begierde nach solchen Neuigkeiten ist so groß, daß die von verschiedenen Seiten — in Hamburg und Altona — eintreffenden Eisenbahnzüge von Neugierigen ordentlich belagert werden. Namentlich ist man auf die Vorgänge in Berlin sehr gespannt, und so haben sich von dorther Kommende oft dazu verstehen müssen, von Tischen und Bänken aus im Bahnhofgebäude der andächtig zuhörenden Menge das Neueste mitzutheilen, wobei es auch an komischen Scenen nicht fehlte, indem diese gezwungenen Redner oft nicht das mindeste Rednertalent besaßen, oder Spaßvögel das Unglaublichste auftischten, was dann, mit Ausschmückungen versehen, durch die ganze Stadt getragen wurde.

Die drei hiesigen Schiffe, die den Kern der deutschen Flotte bilden sollen, sind ihrer Vollendung nahe, werden indeß wohl schwerlich auslaufen und es mit den vor der Elbe stationirten Dänen aufnehmen, da sie an sich, als frühere Kauffahrteischiffe, durch ihren Bau sich durchaus nicht zu Kriegsschiffen eignen, dann aber auch das Nothwendigste, gehörige Bemannung, noch immer fehlt. Sie ohne diese dem Feinde entgegenschicken, hieße sie ihm zuführen, und so sind sie bloße Paradestücke, von denen nicht das Vaterland, wohl aber die Rheder, welche sie angeboten, guten Vortheil ziehen werden. Denn wie es sich jezt herausstellt, wurden sie nicht der Stadt **geschenkt**, sondern nur **geliehen**, und zwar unter der Bedingung, daß sie auf Staatskosten reparirt und überhaupt in Stand gesezt, und sollten sie vom Feinde genommen werden, den Darleihern theuer bezahlt würden. Diese Männer legten also einen für ihren Beutel höchst vortheilhaften Patriotismus an den Tag, da sie entweder viel Geld, oder doch die mit großen Kosten reparirten Schiffe zurückerhalten. Frachten würden sie ja, bei völliger Blokade der Elbe, in dieser Zeit doch nicht damit verdienen können. So sieht es zum Theil überhaupt mit unserm Patriotismus aus. Nur die Frauen sind wirklich patriotisch; man sieht sie fast in jedem Hause mit hübschen Arbeiten beschäftigt und bemüht, durch öffentliche Ausstellungen und Verkäufe möglichst viel Geld dafür zusammen zu bringen, das dann zu patriotischen Zwecken verwendet wird. — Wenn man nun auch den Frieden wünschen muß, schon der schnellern innern Entwicklung Deutschlands wegen, so darf man doch nur einen für uns ehrenvollen wünschen, einen, wobei kein Fußbreit deutschen Bodens verloren geht. Doch fürchtet man, daß man Nordschleswig den Dänen wird abtreten müssen, da England und Rußland darauf bestehen sollen. — Das Gerücht geht hier, daß die Dänen einen Handstreich auf Kiel beabsichtigen; gelänge dieser, so könnten wir leicht auf kurze Zeit den Feind auch in unsern Mauern hausen sehen.

— ' —

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 170. Montag den 17. Juli 1848.

Terque quaterque mihi finitur carmine parvo
Pagina

Martial:

— Thorheit, weislich angebracht, iſt Witz;
Doch wozu iſt des Weiſen Thorheit nütz?

A. W. Schlegel
nach Shakeſpeare.

Fresken in der Paulskirche.

Erſtes Dutzend.

1. Vorhalle.

Das Sprüchwort: Narrenhände
Beſchmieren Tiſch und Wände,
Hat ſich, wie die Erfahrung lehrt,
In Kirchen allermeiſt bewährt.

So mag's auch von Sankt-Pauli heißen:
Indeß die ſieben (hundert) Weiſen
In ſeinen Wänden debattirt,
Hat ſie ein Narre angeſchmiert.

2. Ausverkauf.

☞ Ungeheuer billig!!! Fort mit Schaden!!!! ☜
☞ Das äußerſte Lager im Gange links!!!! ☜

„Kauft großblumigen Zitz, neumodiſchen, um den Fabrikpreis!"
Aber der Stoff iſt grob, aber die Farbe verſchießt.

3. Einem Ausgetretenen.

Als für den ſchweigenden Grimm das Wort du erfandeſt: „verdahlmannt,"
Dahlender Schwätzer du ſelbſt, kappte denn Niemand dich ab?

4. Leo Rugiens.

Abſtrahire nur fort; nur abſtrahire dein Fell nicht,
Brüllender Leu, ſonſt guckt oben der — Pommer heraus.

5. Si taceuisses, philosophus mansisses.

Menſchen zu fangen gedacht' er wie Petrus und viſchte im Trüben,
Aber ſtatt einer Partei fing er im Netze ſich ſelbſt.

6. Deutſche Einheit.

Sieben und dreißig in Eins: welch ſchwieriges Rechenexempel!
Ach, und der Quotient iſt bloß ein erbärmlicher Bruch!

7. Damaskus.

Mancher monarchiſche Saul ſitzt unter den Säulen der Paulskirch',
Den demokratiſches Licht wohl noch zum Paulus bekehrt.

8. Intra et extra muros.

Gründlich ergründen ſie drin des Volks zu begründendes Grundrecht,
Draußen indeß grundſchlecht iſt es dem Volke zu Muth.

9. Bauchrednerei.
(Ventre-Centre.)

Herrlich erweiſt ſich auch hier die natürliche Centrifugalkraft:
Spricht ein Centriloquiſt, laufen die Hörer davon.

10. Tel s'éclipse au premier qui brille au second.

Die zu Krähwinkel geglänzt, die Sterne verſchwinden in Frankfurt;
Scheint denn der Himmel daſelbſt ihnen nicht finſter genug?

11. Reichsverweſer.

Nomen et omen habet! Doch ſchrecke der doppelte Sinn nicht:
Aus der Verweſung ſteigt blühendes Leben empor.

12. Tribunicia potestas.

Der Präſident an die Tribünen.

Zu ſchweigen ſeyd ihr fein gebeten,
Damit ich meines Amts nicht walte;
Wozu wird denn das Volk vertreten,
Als daß es ſelbſt die Mäuler halte?

Armuth und Chriſtenthum.

(Schluß.)

„Ich will," ſprach Conſiderant weiter, „daß die ſociale Inſtitution und das Gefühl der Brüderlichkeit und der Humanität jeden in ſeinem Rechte conſtituirten Menſchen dahin führe, von ſeinem Rechte den ſocialſten, den durch das Prinzip der Pflicht gebotenen Gebrauch zu machen. Da unſere Genoſſenſchafter Menſchen und nicht reißende Thiere ſind, ſo wird man ſie ſehr leicht dazu vermögen, daß ſie frei von den Rechten eines jeden einen billigen Antheil abgeben, um die Minimaldotation für die Exiſtenz der Schwachen zu bilden. Dieſer Antheil wird mit der Entwicklung des ſocialen Reichthums zunehmen, und alle Rechte ſind vereinigt, alle Genoſſen wirkliche Genoſſen, und ſie zeigen ſich als Menſchen und Chriſten, weil ſie willig, frei für ihre ſchwachen Brüder thun, was ſie wollen, daß man ihnen ſelber thue."

Schöne Worte, ſchöne Grundſätze auch im Munde des ſocialiſtiſchen Fourieriſten, gegenüber den Thorheiten und Frevels des communiſtiſchen Arbeitergenerals! Wenn aber nun eben doch die Menſchen hin und wieder reißende Thiere, ſteinerne Herzen, gierige Wölfe, gefräßige Hamſter, ungleich theilende Löwen, ſchlaue Füchſe und falſche Katzen gegen ihre ärmeren oder einfältigeren Brüder und Vettern ſind? Wenn ſie ſich eben nicht freiwillig zu der Minimalgebühr und Minimaldotation herbeilaſſen? Wenn man ſie gar nicht ſo „leicht" dazu vermag, ſocialiſtiſch, brüderlich und human zu ſeyn? Dann wird der Socialismus ein Phantom, oder meinetwegen ein Ideal, der Staat aber der alte Armengeſetzgeber, Armenheger und Armenverderber ſeyn.

Es iſt eine wunderbare Sache um den Menſchengeiſt, er hat auch als gefallener Geiſt Ahnung und Trieb des Guten, aber auf ſich ſelbſt geſtellt, müht er ſich ab, jagt Winden nach, umarmt die Wolken, denkt und ſorgt ſich halb zu todt und fährt mit ſeiner Stange nur im Nebel um. Es iſt ſo, man muß es nur erlebt haben: was das Wiſſen ſucht, das hat der Glaube, was der Verſtand der Verſtändigen nicht ſieht, faßt in Einfalt ein kindlich Gemüth. Doch indem der Geiſt auf eigene Fauſt die Entdeckungsfahrten unternimmt, muß er den Doppelzweck erreichen, die Thorheit ſeines eigenen Menſchenwitzes einzuſehen und in der ſtofflich wohl vergeblichen Arbeit — denn ſeit achtzehnhundert Jahren hat die ganze Philoſophengilde nicht eine einzige Wahrheit entdeckt, die nicht durch Chriſtus ſchon geoffenbart geweſen wäre — ſich der Form und Uebung nach von Forſchung zu Forſchung zu erweitern und zum Gefäß der ewigen Wahrheit, die nicht gemacht wird, ſondern gegeben iſt, zu bilden.

So iſt es mit den zwei Lehrgebäuden des Socialismus und Communismus. Sie ſind völlig an der Zeit, nicht von heute zwar, ſondern weltalt, nur neu geformt. Sie ſind Ahnungen eines Richtigen und Nothwendigen, aber bleiben ohne „das Eine was Noth thut," Träume und Schäume, wo nicht Wahnſinn und Verbrechen. Das Evangelium predigt: liebe deinen Nächſten *als dich ſelbſt*; das Chriſtenthum erklärt *jeden* Beſitz nur für Gottes Lehen zum Beſten der Brüder: es iſt grundweſentlich ſocialiſtiſch und communiſtiſch und hat beides nicht bloß gelehrt, ſondern geübt von der Apoſtel Zeiten bis zum jüngſten chriſtlichen Armenverein. Ja, es gibt einen chriſtlichen Communismus, der ſich nur als Haushalter über ſeines Gottes Gaben weiß, und einen chriſtlichen Socialismus, der eine Gemeinde der Bruderliebe bildet. Ohne Chriſtus aber ſind beide unmöglich. Der allein gibt Glaube, Liebe, Hoffnung, Kraft der Selbſtverleugnung, Freiheit zur Selbſthingabe und pflanzt im Herzen die Früchte ſeines Geiſtes: Demuth, Sanftmuth, Mäßigkeit, daß der karge Reiche und der faule Arme aufhört ein *Dieb* zu ſeyn. Wollt ihr ein Land entchriſtlichen, ſo könnt ihr's eben ſo gut entvölkern: nur die Chriſtusliebe gibt *die* Menſchenliebe nachhaltig in die Herzen, welche der Selbſtzerfleiſchung, dem Kriege Aller gegen Alle ſteuert. Kein Geſetz in der Welt, keine ſchöne Rede und keine humanſte, klügſte Lehre vermag Freiheit und Pflicht, Freiwilligkeit und Geſetz in die Länge und in die Weite zu verbreiten, nur das milde Geſetz der Liebe Chriſti macht die Menſchen zu Herren ihrer ſelbſt und zu Dienern ihrer Brüder. Und Gott ſey Dank, daß die Wunderkraft des Evangeliums ewig iſt, die aus Löwen Lämmer, und aus Lämmern Helden macht.

Hoffen wir, eine freie Kirche werde in dem freien Staate bei wohlvertheilter Arbeit nach dem Geſetz des Rechts und der Liebe die Geiſter wieder anziehen, die

Herzen wieder anzünden und die Menſchen wieder zu einem Bund der Brüder vereinen, deſſen Liebe ſtark iſt wie der Tod und deſſen Eifer feſt iſt wie die Hölle, und dem's gelingen muß, durch Lieben und durch Leiden, durch Leben und durch Sterben eine Welt von ihrem Rechte und von ihrer Pflicht mit ganz anderem Erfolg zu überzeugen, als es dem Stab der Polizei und dem Dunſt des chriſtuslosen Redekünſtlers und der auf Fahnen flatternden und in Poeſien flunkernden „Bruderliebe“ gelingen kann. — Da wird dann auch die falſche Humanität zu einer wahren werden und dem Knaben ſeine Ruthe, dem Verbrecher ſeine Strafe, dem Unglück ſeinen Balſam, dem Müſſiggang, der aller Laſter Anfang iſt, den verdienten Hunger gönnen.

Der Staat hat ſich vermeſſen und verirrt, an Gottes und der Liebe Statt zu treten und von Rechtswegen einen jeden am Leben erhalten wiſſen zu wollen. Er hat in ſeinem neuen Heidenthum vergeſſen, daß „das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt die Schuld.“ Die moderne Staatshumanität will alle Schuld ſogar ohne weiteres zu bloßem Unglück ſtempeln; kein Wunder, wenn das herangehegte Unglück jezt wie Meereswogen auf ihr ſchuldvoll Haupt zuſammenſtürzt. Es iſt eigenthümlich, aber es iſt ſo: ohne Chriſtenthum verliert Alles allen Maßſtab, Kompaß, Grund und Zweck, ja Kopf und Herz. Jenes ſtellt uns unſer Leben und ſelbſt Leiden als Sache nicht des Rechtes, ſondern nur der Gnade dar. Ganz dem gemäß hat auch nicht jeder Menſch ein Recht auf Lebensunterhalt durch Andere, bloß weil er lebt. Nicht unſere Staatsarmenweisheit, ſondern jener franzöſiſche Richter hat Recht, welcher einem Diebe auf die Entſchuldigung, er hab's aus Noth gethan, und »il faut bien que je vive.« zur Antwort gab: »je n'en vois pas la nécessité.« Nicht in der Gerechtigkeit, ſondern in dem Mitleid von Menſch zu Menſch iſt das Heilmittel. „Das Geſetz,“ ſagt Chalmers, „welches dieſe göttliche Ordnung durchkreuzt und der menſchlichen Natur Gewalt anthut, bringt auch Unordnung und Zerſtörung in die außerhalb gelegenen Gebiete der menſchlichen Natur. Hat jeder ein Recht auf Unterſtützung, ſo darf es auch kein Unrecht ſeyn, dieſes Recht geltend zu machen.“

Der Staat kann heute von ſeinem Grundirrthum auf's tiefſte ſich überzeugen; was er ſich eingeſchenkt, muß er austrinken. Das Recht ſollte Alles ſeyn und ſelbſt an der Liebe Stelle treten im lieben Rechts- und Polizeiſtaat; ſo muß er nun wohl oder übel jedem auch Recht und Lohn ſelbſt ohne Arbeit geben. Die Almoſen hat er in Steuerzetteln aufgezehrt, warum ſollt' er jezt nicht voll genug ſeyn, um nun den leibhaftigen Großalmoſenpfleger abzugeben? Woran er geſündigt hat, daran wird er geſtraft. Er wird vernünftig werden und der Kirche ihr Recht der frei im Glauben thätigen Liebe, dem Arbeiter das Recht des Lohnes und Verdienſtes, dem Armen das Recht ſich ſelbſt zu helfen, dem Kranken das Recht von milder und nicht durch Schreibers Hand gepflegt zu werden, und dem Müßiggänger und Verſchwender endlich das große, unverjährbare Menſchenrecht des Hungerſterbens geben. „Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth; wer aber nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen.“

Der Staat hätte indeſſen ſchon Manches, vielleicht auch das grundverderbliche Staatsarmenweſen aufgegeben und verändert, wenn er das eine hätte thun können bloß mit Juriſten ohne Chriſten, und über den andern Graben ſchwimmen lernen, ohne in das Waſſer ſich zu wagen. Nun kommt die Noth und fährt auf Sturmesflügeln in die Zeit und in die Herzen, in die Paläſte und die Hütten, und es wird gehen. Friſch gewagt iſt halb gewonnen.

Heut und morgen iſt der Organiſationsausſchuß für Recht, Staat und Kirche noch nicht fertig, aber es iſt dafür geſorgt, daß aus dem Frankfurter Reichstag kein Regensburger werde. Mittlerweile möge Jeder Augen, Herz und Hände öffnen und im kleinen nächſten Kreiſe wirken. Die Zeit hilft mächtig heute den Männern, die ſie in des Lebens Wirbel ſtößt. Die ſanften Frauen aber, die mit den weichen Herzen und den milden Händen bisher Engel des Troſtes zu ſeyn ſo glücklich waren, meine Leſerinnen mögen mir erlauben, nächſtens mit einem kleinen Nachtrag über das, was eine ihrer edeln Schweſtern aus und für Chriſtenliebe wirkt, Erſatz zu leiſten für das, was dieſer Aufſatz ſie an Zeit und an Geduld gekoſtet haben mag.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Die Reichsverſammlung.

Die Zuſtände hier und ſomit Preußens — wer wollte die centrale Gewalt der Hauptſtadt auch unter den jetzigen Verhältniſſen ableugnen? — dürften zu einem Abſchluß gelangt ſeyn. Das Syſtem des Vermittelns zwiſchen dem, was vor der Revolution beſtand, und der neuen Aera, die von der Barrikadennacht ihren Urſprung nimmt, iſt vorüber; es war nicht länger haltbar. Das Miniſterium Camphauſen mußte fallen, wie redlich es ſich um die Wiedergeburt Preußens bemüht hat, weil es von der Vergangenheit ſich nicht losmachen konnte. Mag eine gewiſſe Pietät, nicht genug anzuerkennen im Privatleben, aber eine Tugend, die im öffentlichen nichts gilt, es verhindert haben,

auf den Trümmern des gefallenen Systems ein ganz neues aufzubauen, mag es vor dem Uebermaaß des Schuttes, der oft gewaltigen Mauerſtücke, aus denen der alte Bau gefügt war, nicht dazu gekommen ſeyn, weil ſein Arm erlahmte, bevor es jenen beſeitigen, dieſe abtragen konnte: ſo viel iſt klar, die Männer, die es zuſammenſezten, haben fruchtlos ihre Kräfte zerſplittert; ſie waren es nicht, die in einem Chaos Ordnung zu ſchaffen, die widerſtreitenden Elemente zu ſcheiden, zu bändigen vermochten. Dieß zu erreichen mußten ſie mit vereinten Kräften, ohne ſich irren zu laſſen, nach einem und demſelben Ziele hinſtreben; dazu kamen ſie nicht, denn ſie waren in ihren Grundprinzipien nicht einig; von dem beſten Geiſte belebt gehörten ſie doch verſchiedenen Fraktionen des vorigen Landtags an. Sie waren in der bewegteſten Zeit zuſammenberufen worden, weil ſie nach allen Seiten hin Vertrauen erwecken ſollten. Dieß war ein arger politiſcher Fehler in einer Zeit, wo es gilt zu handeln, nach Außen wie nach Innen, welche Wunden auch von neuem aufgeriſſen, wie viele erſt geſchlagen werden mögen. Deßwegen gelang es ihnen auch nicht, eine Phalanx um ſich zu ſammeln, die ſie vorſchieben konnten in das wogende Meer der Parteiungen, einen Damm ſich zu bauen, an dem die ungeſtümen Wellen ſich machtlos brächen; ihr Bau mußte wanken, weil ſeine Grundfeſten unterſpült wurden. Die den vollſtändigen Umſturz wollen, wirkten von der einen Seite; unermüdet thätig, haben ſie nicht lavirt, nicht abgewartet, nicht neuen Eventualitäten entgegengeſehen; ſie haben nicht nur gearbeitet, ſie haben auch etwas vor ſich gebracht. Von der andern Seite ſchlang die Reaktion ihre Polypenarme um das noch friſche Mauerwerk, ihre tauſend Fühlfäden drangen in die Fugen und löſten die Steine wieder, die kaum erſt aufgeſchichtet waren, denn der Mörtel hatte noch nicht Zeit gehabt zu erhärten, um die einzelnen Elemente zu einem Ganzen zu verbinden. So mußte es kommen, daß der mühſelig aufgeführte Bau zuſammenſtürzte, ehe er noch vollendet war. — Gegen die Thätigkeit der vorgenannten beiden Parteien zu ringen, ſie zu paralyſiren, muß die erſte Aufgabe des neuen Miniſteriums ſeyn. Wir ſind berechtigt, dieß von ihm zu erwarten, denn es darf ſeine Flügel freier regen als das abgetretene. Durch das Programm, mit dem es auftrat, durch welches es die Revolution anerkannte, ein Prinzip, deſſen Nichtanerkennung dem vorigen die erſte tiefe Wunde verſezte, hat es die Vergangenheit desavouirt, es hat ſich auf den Boden der Revolution geſtellt. Auf dieſem nur iſt der Aufbau des neuen Staats möglich, aber es iſt die höchſte Zeit, daß damit begonnen werde. Statt deſſen aber verlangte das Miniſterium die Abänderung des Adreſſentwurfs, der beiläufig geſagt mit anzuerkennender Mäßigung abgefaßt war; es verlangt ſie, weil unter den jezigen veränderten Umſtänden manche Paragraphen nicht mehr paſſen; es verlangt ferner die Adreßdebatte. — Alſo wieder Aufſchub, wieder Verzögerung, jezt, wo es vor Allem darauf ankommt, die erſten Fundamente zu legen. — Wir ſind ohne Geſetze. Der Staatsanwalt ſoll anklagen; jeder, der noch Sinn hat für das Recht, fordert es bei der frechen Verhöhnung der oberſten Begriffe von Sitte und Ordnung, aber jener hat kein Geſetz, worauf er fußen kann. Was gilt unſer Landrecht, wenn das, was ihm Geltung verlieh, nicht mehr beſteht? wie ſollen ſeine Paragraphen Anknüpfungspunkte bilden zum Klagakt? und ſolche zu ſchaffen, wozu jede Stunde drängt, wird hinausgeſchoben, immer wieder hinausgeſchoben, um einen beſcheidenen Wunſch (sic) der neu angetretenen Miniſter zu erfüllen, um über Prinzipien zu ſtreiten! Worte, Worte, nichts als Worte — das iſt die ſchwere Noth der Zeit!

(Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſezung.)

Erſter Eindruck.

Wohl mancher jener Bankiers, jener behäbigen Bürger, die damals, als die Blize des 24. Februars auch in Deutſchland zündeten, enthuſiaſtiſch zur Fahne der Freiheit ſchwuren, mögen in Gedanken ſehnſüchtig hinüberſchauen nach dem alten Mann in England, deſſen Trotz dieß Alles ſo brachte. Mehr wie einmal mögen ſie wie Auguſtus ausrufen: „Philipp, gib mir meine Millionen wieder!“ Da hängen ſie, die Banner des neu erwachten germaniſchen Lebens, da hängen ſie wie die Wirthshausſchilder, um zu verkünden, was da zu haben iſt. Aber wie die Wirthshausſchilder ſprechen ſie nicht immer die Wahrheit. Außen Jubel, innen Jammer; die Börſe weint, während das Stadthaus Reden hält, die Paulskirche Beſchlüſſe faßt.

Ein Mann geht gravitätiſch vorüber. Das mag wohl ein Abgeordneter ſeyn; ſein Schritt iſt unſicher wie der Schritt der ganzen Verſammlung, jezt zu langſam, jezt zu raſch. Sie muß eben erſt gehen lernen, wie ein Kind, und wir ſind ganz kleine Kinder des parlamentariſchen Lebens; freilich auch einige Knaben, friſche Knaben ſind unter uns, die gern Krieg und Revolution ſpielen, bis ein Stein vom Gegner ſie hart getroffen. — Geſang ertönt; es iſt eine Schaar Handwerksburſche, die naht. Der Mond bricht eben durch das Gewölk und ich ſehe das breite rothe Band, das ſich über die Weſte ſchlingt, die Hahnenfeder, die den Hut ſchmückt. Ich höre Namen, die unter Fluch und Begeiſterung in Deutſchland ausgeſprochen werden: Hecker, Struve; ich höre Hoffnungen ausſprechen, die die Geſellſchaft nicht erfüllen kann, weil ſie ewig mangelhaft ſeyn wird. Schwer hat das papierne Zeitalter an euch geſündigt, aber ob das Staatspapier und das Kreditſyſtem mehr als jezt die gedruckte Seite des Buchs und der Zeitung, ich kann es nicht entſcheiden. — Ich bin im Gaſthof. Glücklich habe ich noch ein Zimmerchen erhalten; ich öffne die Fenſter und blicke nach Goethe's Standbild. Wie? ſteht der eherne Mann nicht mehr auf ſeinem Poſtamente? Es iſt leer; hat ſich etwa eine vandaliſche Hand am Denkmal vergriffen? Aber wo kommen die Rieſenſchatten her, die über den Platz ſich breiten? Dort ſteht er ja, der alte Goethe; er iſt ſelbſt herabgeſchritten vom Sockel ſeines Monuments und hält Rückſprache mit dem großen Karl, der von der Brücke zu ihm herübergekommen. Goethe verſteht es ſich mit großen Herrn zu unterhalten; er hat es in Weimar-Karlsbad gelernt. — Noch ein Dritter iſt bei ihnen. Seltſame Trias! Der erſte Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs, der heidniſche Dichter, und der Jude; denn der lezte iſt kein anderer, als der angebetete, der gehaßte Apoſtel aus der Judengaſſe, Ludwig Börne. Was ſie da wohl miteinander ausmachen? Ob Börne ſich wohl freut, daß die Saat aufgegangen, die er in den Boden gelegt, oder ob bei all den neu geweckten Hoffnungen noch das alte Mißtrauen in ihm nachzittert? Und Goethe? Er lächelt wie der Olympiſche, und denkt ſein altes Xenion:

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben,
Dafür gibt man wieder Niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben ſchlecht:
Im Ganzen aber, wie man ſieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geſchieht
Was Kluges, Dummes auch je geſchah,
Das nennt man Welthiſtoria,
Und die Herrn Breiem's künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten,
Darin ſtudirt die Jugend mit Fleiß,
Was ſie nie zu begreifen weiß

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 171. Dienſtag den 18. Juli 1848.

Falstaff! fast asleep, and snoring like a horse!

Shakespeare.

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

Ich befand mich auf der Heimkehr vom Kaukaſus. Von den immergrünen Ufern des Phaſis kommend, war ich durch das Land der wilden Abchaſen gepilgert, dann zurückgekehrt nach dem kolchiſchen Hafenfort Redoute-Kale, von wo mich eine Koſackenbarke nach der ruſſiſchen Feſtung Ardiller führte, die ſich am Ausgangspunkte der Scheidelinie zwiſchen Abchaſien und den Stämmen der Dſhighetti erhebt. Hier ſollte ich ein an der Küſte kreuzendes Kriegsdampfſchiff erwarten, um meine Weiterreiſe nach der Krim anzutreten. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus H. v. N., einem jungen parfümirten Salonhelden, der Depeſchen vom Statthalter nach Odeſſa zu bringen hatte, ferner aus Kapitän Liſſenko, einem kenntnißreichen polniſchen Ingenieuroffizier, welcher ſeit langen Jahren in prometheiſcher Verbannung am Kaukaſus lebte, ohne Hoffnung, ſein Vaterland jemals wieder zu ſehen, und den Schluß des Kleeblattes bildete der grimmige Gjül-Baſſar, ein den Ruſſen unterworfener Tatarenhäuptling, der, nach Epauletten und Orden dürſtend, der Aufforderung des Kaiſers gefolgt war, ſich in Petersburg beides zu holen. Einen großen Orden hatte er, zur Belohnung für ſeinen ruſſenfreundlichen Entſchluß, ſchon in Tiflis bekommen, und er that ſich ſo viel darauf zu gut, als ob er ihn auf dem Schlachtfelde erobert hätte. Wie mancher ſtolze Krieger der Nachkommen der goldenen Horde hat ſich ſchon fügſam unter das ſchimmernde Joch ruſſiſcher Epauletten geſchmiegt!

Uebrigens ſchien Gjül-Baſſar eben nicht zu den Tapferſten ſeines Stammes zu gehören, wie wir bei den kleinen, oft nur ſcheinbaren Gefahren, welche unſere Reiſe bot, zu bemerken Gelegenheit hatten. Er war um ſein Leben beſorgt wie ein Kind, nicht aus Furcht vor dem Tode, wie er naiv ſagte, ſondern weil es doch ärgerlich wäre zu ſterben, ohne Petersburg geſehen zu haben. Er theilte ſeine Zeit ein zwiſchen Rauchen und Schlafen. Den größten Theil des Tages hindurch ſchlief er; ſobald er aber die Augen öffnete, that er zugleich auch den Mund auf, um ſeinen kleinen Diener zu rufen, der dann alsbald mit einer Pfeife herbeigeſtürzt kam, dieſelbe ſeinem Herrn zu überreichen. — Dieſer kleine Diener war zugleich Gjül-Baſſars Waffenträger; er trug nicht allein die Piſtolen und den gewichtigen Degen ſeines Herrn, ſondern mußte auch ſtets eine rieſige Flinte, die ihn ſelbſt an Größe weit überragte, mit ſich herumſchleppen, wobei er ſich komiſch genug ausnahm.

Gjül-Baſſar war uns eine nie verſiegende Quelle der Heiterkeit, beſonders wenn er ſich mit meinem Diener Giorgi, einem ſchlauen Armenier, der aus den Schwächen der Menſchen Vortheil zu ziehen wußte wie Wenige, unterhielt. Hin und wieder ging Giorgi, uns zu Gefallen, etwas zu weit mit ſeinen Scherzen; dann griff Gjül-Baſſar zornig nach ſeinem Dolche, aber der gewandte Armenier wußte immer gleich wieder einzulenken und den Tataren durch Schmeichelphraſen aller Art zu beruhigen. „Wie könnte ich es wagen, dich zu beleidigen? ich der Knecht, du der Herr! Was iſt ein Staubkorn gegen die Wüſte, was ein Tropfen gegen das Meer, was eine Nachtlampe gegen die Sonne — was bin ich gegen dich?“

Ueber vierzehn Tage hatten wir ſo in der langweiligen Feſtung Ardiller unſerer Erlöſung entgegen geharrt, in Folge der uns drückenden Hitze und Unruhe jeder dauernden Beſchäftigung unfähig. Nichts aber ſtimmt mißmuthiger als gezwungene Langeweile. Endlich kam das ſo lange erſehnte Schiff. H. v. N. hatte es zuerſt erſpäht und war gleich nach Hauſe geeilt, um für das Einpacken ſeiner Sachen Sorge zu tragen. Auf einem längeren Spaziergange außerhalb der Feſtung und in ernſtem Geſpräch mit dem polniſchen Kapitän begriffen, hatte ich gänzlich die drei Schüſſe überhört, welche mein ſonſt etwas pulverſcheuer Giorgi, angeregt durch die freudige Botſchaft, abzufeuern den Muth gehabt hatte. Wir waren weiter als gewöhnlich die Meeresküſte entlang geſchlendert.

„Ich glaube wir müſſen umkehren," ſagte der Pole; „es geht ſchon ſtark auf den Abend zu, eine Menge vom Baſar heimkehrender Dſhighetten haben uns geſehen, und wenn wir nicht vor Anbruch der Dunkelheit wieder in der Feſtung ſind, ſo könnte es uns leicht begegnen, heute noch gewaltſam von den überall lauernden Räubern zu Gaſte gebeten zu werden."

„Was iſt das?" fragte ich ſtatt aller Antwort, als ich, den Blick auf's Meer gerichtet, in der Ferne eine gewaltige Rauchſäule weiß aufwirbeln ſah. Der Pole ließ ſeine Augen nach der bezeichneten Gegend hinſchweifen. „Das ſcheint unſer Dampfſchiff zu ſeyn; ja gewiß, ſo iſt es," rief er; „da haben wir keinen Augenblick zu verlieren." Wie beflügelt eilten wir der Feſtung zu und wurden bald durch Giorgi, welcher uns auf halbem Wege entgegen kam, in unſerer Vermuthung beſtätigt. Halb athemlos kam ich im Zimmer an. Zu meiner Verwunderung ſah ich unſern tapfern Gjül-Baſſar noch auf ſeinem Teppiche liegen und ſchnarchen, als ob er einen neuen Orden dafür zu erwarten hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Galatag in Madrid.

(Schluß.)

Unterwarf man die Damen einer Muſterung, ſo fand man, daß nur die älteren, nicht mehr tanzenden einigen Diamantenſchmuck angelegt hatten, die jüngeren aber ganz einfach, doch nach der neueſten Mode gekleidet waren. Unter ihnen fanden ſich zwar einige hübſche Geſichter und ſchöne Geſtalten, aber in der großen Menge auch nicht eine einzige auffallende Schönheit. Die jungen Damen trugen durchgängig ein großes Blumenbouquet in der Hand, ſo groß, daß ſie ihr ganzes Geſicht dahinter verbergen konnten, und Manche wußte damit recht angenehm zu kokettiren, wie bei andern Gelegenheiten mit dem obligaten Fächer. Das Bouquet wurde auch beim Tanzen nicht abgelegt und ſpielte beſonders beim Walzen ſeine Rolle, wo es das halbe oder auch das ganze Geſicht verbarg und dann die feurigen ſpaniſchen Augen durch die Blumen und Blätter leuchteten.

Außer dem Umſtand, daß die Herren alle mit dem Hut in der Hand und dem Degen an der Seite die ſo abgeſchmackt gewordene Françaiſe tanzten, ſah man nichts mehr von der ehemaligen ſteifen ſpaniſchen Etikette; es ging in Allem ganz ungenirt zu, jeder bewegte ſich wie er wollte, man unterhielt ſich nach Gefallen, wandelte von einem Raume zum andern, wie in jeder Privatgeſellſchaft von gutem Ton, ſo daß ſelbſt die Erſcheinung der Königin, die erſt um ein Uhr erfolgte, von Niemand bemerkt wurde, als von denen, die zunächſt der Eingangsthüre ſtanden. Eben ſo wenig bemerkte man ihren Abzug nach beendigtem Ball.

In Begleitung der Königin erſchienen drei unerwachſene Sprößlinge des Infanten Don Francisco de Paula, Geſchwiſter des Gemahls der Königin, ein Prinz von dreizehn oder vierzehn Jahren, und zwei jüngere Prinzeſſinnen. Alle drei verſprechen keine körperliche Schönheit; ihre Geſichter ſind auch nichts weniger als geiſtreich, und beim Tanzen benahmen ſie ſich ſo linkiſch, daß der anweſende Tanzmeiſter fortwährend große Noth hatte ſie zurechtzuweiſen.

Nach dem Erſcheinen der Königin, die ſich ſogleich auf die erwähnte Bank niederließ und, wie es ſchien, in der roſigſten Laune war, die ihr ſo gut ſteht, nahm der Ball ſeinen Anfang, wobei es dem Ceremonienmeiſter nicht wenig Mühe koſtete, Platz für die Françaiſe der Königin zu gewinnen, wozu dieſe den neapolitaniſchen Geſandten, den Prinzen Carini, hatte auffordern laſſen. Carini hat eine etwas auffallende Geſtalt, man weiß nicht ob er alt oder jung iſt, er iſt von kleiner unterſetzter Statur, hat ein breites, zuſammengedrücktes Geſicht, kleine dunkle, ſtechende Augen, ſchwarzes anliegendes Haar; er trug einen gewöhnlichen Modefrack, aber von ſcharlachrothem Tuche mit ſchwarzſammtnen Aufſchlägen und Klappen, was ſeine Geſtalt noch auffallender machte. Er war der Einzige, der Hut und Degen beim Tanzen ablegte. Da die Françaiſen, wie ſie gegenwärtig nicht getanzt, ſondern nur abgeſchritten werden, eigentlich nur Converſationspromenaden ſind, ſo daß man oft die Touren darüber vergißt, ſo war auch die Königin in ihrer heitern Laune ſtets in froher Unterhaltung mit ihren zunächſt ſtehenden Bekannten begriffen; dabei ſchien ſie aber Alles zu bemerken, ihre Augen zeigten unendliche Beweglichkeit, ſie ſchweiften überall umher, ohne jedoch Zerſtreutheit

zu verrathen; aber wohl liegt etwas Unſtetes im Blick, was ſie eben intereſſant macht, indem dabei um den Mund ein muthwilliger Zug ſpielt, der an Schalkhaftigkeit, ja an Keckheit grenzt, wozu auch ihr etwas aufgeſtuztes Näschen trefflich paßt. Ihr dunkles Haar war geſcheitelt und bedeckte an den Seiten Ohren und Schläfe bis dicht an die Augenwinkel, und vereinigte ſich dann mit den Haarflechten, die am Hinterkopfe zuſammengewunden und mit Guirlanden grüner kleinblättriger Zweige umſchlungen waren, durch welche einzelne Brillanten wie Sterne durch ein Laubdach blizten. Sonſt trug ſie gar keinen Schmuck, nur ein einfaches geſchmackvolles weißes Ballkeid. Walzer wechſelten ſtets mit den Françaiſen ab. Den erſten Walzer tanzte die Königin mit dem franzöſiſchen Geſandten, dem Herzoge von Glücksburg, einem noch jungen Mann, wobei ſie alle ihre Grazie entwickelte und lange aushielt, ohne zu ermüden, wie ſie denn die ganze Nacht nicht eine einzige Tour ausſezte.

Im nächſten Zuſchauerkreiſe ſtehend hatte ich oft Gelegenheit, die ſchöne volle Geſtalt der Königin ganz nahe zu betrachten. Ich bewunderte den ſchönen reinen Teint des Nackens und der Arme, und konnte keine Spur von Hautausſchlag bemerken, an dem ſie, wie in manchen Blättern zu leſen war, leiden ſoll. — Eis, mancherlei Getränke, ſo wie Confituren, wurden im Ueberfluß herumgereicht von Dienern in ſchwarzen Fräcken und Escarpins, wobei ich die Bemerkung machte, daß die Spanier ſo ſehr auf Eis erpicht ſind, wie die Portugieſen bei ähnlichen Gelegenheiten, die unglaubliche Quantitäten davon zu ſich nehmen können. Dieſe Gierde nach Eis artet häufig in Unſchicklichkeit aus; gleich Raubthieren ſtürzt man auf die Diener los und plündert ſogar die Präſentirteller, welche für die Damen beſtimmt ſind, wenn dieſe nicht von Reſpektsperſonen begleitet werden, um ſie gegen die Angriffe zu ſchüzen.

Es freute mich, auf dieſem Ball zwei deutſche Landsleute wieder zu ſehen, deren Bekanntſchaft ich vor zwölf und ſechzehn Jahren in Liſſabon gemacht, und die hier in großem Anſehen ſtehen, der eine durch ſein Geld, der andere durch ſeine Tapferkeit. Beide hatten Don Pedro gegen Don Miguel gedient, der eine mit dem Kopf, der andere mit dem Schwert. Lezterer hatte es bis zum Oberſten gebracht und war Adjutant von Narvaez, und dieſer freute ſich gleichfalls mich zu ſehen, da ich ihm von ſeinen Verwandten in Deutſchland Nachricht geben konnte. Den andern aber mochte ich nicht anreden, da er mit dem großen Ordensbande der Isabel Catholica einherſtolzirte, Kammerherr der Königin iſt und, wie mir geſagt wurde, ſich nicht gern an vergangene Zeiten, wo er eine untergeordnete Rolle ſpielte, erinnern mag.

Um vier Uhr ging es zum Souper in eine ſehr lange, aber ſchmale Galerie, die einen ganzen Flügel des Palaſts einzunehmen ſchien. Hier ſtand eine eben ſo lange Tafel mit vielen hundert Gerichten bedeckt. An der vordern Seite lagen die Couverts, ohne Stühle oder Bänke davor, ſo daß das Souper ſtehenden Fußes eingenommen werden mußte. Hinter der Tafel ſtanden die Diener, welche ſervirten. Ob die Königin auch ſtehend ſoupirte, konnte ich nicht beobachten. Sie hielt ſich übrigens keine halbe Stunde beim Souper auf, worauf der Tanz wieder fortgeſezt wurde. Allein bevor alle abgeſpeiſt waren, wurde das Souper zum Dejeuner, denn der Tag graute ſchon im Oſten. Die Königin zog ſich unbemerkt zurück, die Muſik ſchwieg und jeder machte ſich auf, um im Gewühle von gähnenden und ſchläfrigen Lakaien und Kutſchern, die herum ſtanden und lagen, wohl gar ſich in's Innere des Wagens geſezt hatten und eingeſchlafen waren, die ſeinigen herauszufinden. Ich aber warf meinen Mantel um und ſchlich zu Fuß bei anbrechendem Morgen nach Hauſe. Geſpenſtiſch blickten die vor der Hauptfaçade des Palaſtes um Blumengärten und Springbrunnen herumſtehenden koloſſalen Statuen aller ſpaniſchen Herrſcher bis zum Alterthum hinauf, im Zwielicht mir nach, als wollten ſie ſagen: Du biſt gewiß kein Spanier, ſonſt kämeſt du nicht zu Fuß von der Königin Feſt. — Noch an demſelben Tage verließ ich Madrid.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortſezung.)

Der demokratiſche Congreß

Ich fand Frankfurt nicht nur als Siz des deutſchen Parlaments, ſondern gar als Verſammlungsort des deutſchen demokratiſchen Congreſſes. Es ſind ſchöne Träume, die Träume unſerer Demokraten, liebenswürdige Schwärmereien, die ſie aus ihren Herzen in die Wirklichkeit führen wollen. Zwar nicht Alle — manche von ihnen haben zu hoffen aufgehört, und was ſie noch bewegt, das iſt die Ueberzeugung des Arztes, der eine

lebensgefährliche Operation vernimmt, weil ſonſt nichts mehr das Leben retten kann. Noch ſchlimmere Leute, die das Weh des eigenen Schickſals Haß und Hohn gelehrt, haben wohl auch zu einer Fahne gegriffen, die die finſtern Plane ihrer Seelen zum Siege zu führen verheißt. Die alle Hoffnung verloren, und die mit vollen Segeln noch in das Leben hineinſteuern — ſeltſame Vereinigung — in dieſer Partei ſtehen ſie neben einander. Man will die Weltregierung ändern, gleich machen, was ungleich geſchaffen, die Menſchen zu Idealen machen, die eigentlich den mäßigſten Anforderungen nicht entſprechen. — Dieſe Fanatiker des Glücks, die einen Staat einrichten wollen, „wo die Geſammtheit die Wohlfahrt eines jeden Einzelnen verbürgen ſoll,“ haben vergeſſen, daß das Glück ſich nicht erzwingen läßt und daß, wie immer die Geſellſchaft ſich geſtalte, Elend ihr nothwendiges Gefolge iſt. Denkt an Rouſſeau! Wer, wie er, mit der Feder in der Hand friſch organiſirt, wer mit glühendem Herzen für Menſchenwohl Plane ſchmiedet, wer den Schmerz heilen will und dann ſeinen Planen durch die Preſſe Geſtaltung gibt, daß ſie mit ihren Zukunftsverheißungen auch Andere berücken: der ſollte doch erſt bedenken, ob er auch nur einer Familie, geſchweige einem Staat wirklich das Glück ſchenken kann, das er ihm geben möchte. Unter zehn Menſchen iſt gewiß Ein Ehrſüchtiger und Ein Habſüchtiger — es iſt eine ſchreckliche Wahrheit, aber darum nicht minder wahr — und dieſe zwei wird die Wohlfahrt Aller wenig kümmern, und trotz der beſten Geſetze werden ſie Mittel finden ihren Leidenſchaften Genüge zu thun. Der beſte Baumeiſter iſt der, der die vorhandenen Mittel am zweckmäßigſten zu benutzen verſteht. Wer aber mit theils ſchlechtem, theils gutem Material Vollkommenes leiſten will, kommt nicht zum Ziel. Mich gemahnt das ganze Treiben dieſer Weltverbeſſerer an jene gutmüthigen Menſchen, die für alle Krankheiten ein Hausmittel wiſſen. Sie zwingen dir das Mittel auf und halten es, im Vertrauen auf die Allgewalt ihrer Arznei, gar nicht für unrecht mit deinem Körper zu experimentiren. Der Körper, mit dem die Demokraten experimentiren möchten, iſt eben die ganze Geſellſchaft, die, von jeher ſchon ein großes Krankenhaus, von dieſen Heilkünſtlern eher in ein gefährlicheres als in ein hoffnungsvolleres Stadium gebracht wird. Wer die Concurrenz verbannt, ſanktionirt die Trägheit; wer den Arbeitslohn feſtſetzt, greift in das Innerſte des Verkehrslebens mit ſo verwundender Hand ein, daß das ganze Leben ſtockt. Es wird in dieſem Augenblick viel gethan werden für die untern Klaſſen, denn die Gefahr ſteht hinter den Reichen; auch kann man von Staatswegen durch gute Leihhäuſer, Sparkaſſen, Induſtrieſchutz, Arbeitshäuſer förderlich wirken; aber — der Menſchenfreund ſagt es mit ſchwerem Herzen — ſo lange es Menſchen gibt, wird es Unterdrückung und Elend geben. Die ſtürmiſche See, wie der Sumpf, ſie ſind dem Fahrzeug gleich gefährlich. Nordamerika, das freieſte Land der Erde, iſt keine demokratiſche Republik im Sinne unſeres demokratiſchen Congreſſes; in Nordamerika ſteht gleich neben der Freiheit die »independency,« die Unabhängigkeit, und all dieſe ſocialiſtiſchen Plane haben an den Ufern des Ohio und Delaware einen durchaus unfruchtbaren Boden gefunden, und iſt ja dort noch nicht einmal die Sklaverei verbannt. Dieſe Plane, die ſich auf dem Papier ſo gut ausnehmen, würden das auf's Neue hervorrufen, was man jetzt ſo bitter haßt, eine drückende Beamtenherrſchaft, und ich haſſe eine republikaniſche Büreaukratie ſo ſehr als eine monarchiſche. Der oberſte Grundſatz der freien Staaten, die Selbſtregierung, kann neben dem Beaufſichtigungsſyſtem nimmermehr zur Geltung kommen.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Plünderung des Zeughauſes.

Nichts deſtoweniger ſcheint ſich die Haltung der Behörden etwas kräftiger zu geſtalten. Der ſchmachvolle Angriff auf das Zeughaus hat einen zu tiefen Eindruck auf alle Schichten der Bevölkerung gemacht. Man durfte wagen, einige Perſönlichkeiten zu verhaften, die ſeit lange ihr Unweſen trieben und die bei jenen Vorgängen arg compromittirt ſeyn ſollen. Niemand hat ſich erhoben, ſie zu ſchützen, oder verſucht ſie zu befreien, etwas, das in der letzten Zeit an der Tagesordnung und des Erfolgs ziemlich ſicher war, wenn die Verhaftung im Entfernteſten auf politiſche Elemente zurückgeführt werden konnte. Der Vandalismus aber, mit dem jetzt eingeſchritten wurde, war doch zu ſchreiend, als daß irgend einer von allen denen, welche in ihrer zügelloſen Sprache die ſinnloſeſten Exceſſe in Schutz nahmen, höchſtens, wie ein Deputirter der Linken, ſie „als ein Schaumſpritzen der jungen Freiheit“ bezeichneten, ſolche That ernſtlich zu vertheidigen hätte unternehmen können. Dafür aber richteten ſie Hohn und Schmähungen gegen die Bürgerwehr; die unſichere Haltung einiger Bataillone an dieſem Tage gab einen willkommenen Vorwand, und zugleich wurden die, aus deren Reihen Schüſſe gefallen waren — und getroffen hatten, mit Verwünſchungen überhäuft. Was an dieſem Tag, der ein Tag der Irrungen zu nennen, gefehlt worden iſt, wird die eingeleitete ſtrenge Unterſuchung erſt näher an's Licht ſtellen. So viel iſt ſicher, daß die vollſtändige Kopfloſigkeit des proviſoriſchen Commando's im Augenblick der Gefahr einen großen Theil der Schuld trägt. Wo die Bürgerwehr richtig geführt wurde, und wo es überhaupt geſchah, hat ſie Muth und Beſonnenheit gezeigt. Drei ihrer Compagnien waren es, die vom Gensdarmenmarkt aus, wohin ſie zwiſchen zehn und eilf Uhr des Abends marſchirt waren, nachdem ſie ſechs Stunden müßig am Brandenburger Thor geſtanden, gegen das Zeughaus, das den Plünderern nach dem Abzug des darin ſtationirt geweſenen Militärs wehrlos preisgegeben war, im Sturmſchritt vorrückten. Sie drangen durch das zerſtörte Portal in den untern Raum, in dem die Rotte zuerſt ihr Werk begonnen hatte; es war nicht leicht vorwärts zu kommen, denn der Boden war überſäet mit umgeſtürzten Kugel- und Gewehrkiſten, mit Waffenſtücken und Kugeln, die die Plünderer nicht alle hatten aufraffen können. Im Hintergrunde ſprühte eine Fackel, ſonſt war es dunkel und umher glitten die unſaubern Geiſter, die nun, wo ſie den Ernſt ſahen, den Muth verloren hatten und Ausgänge ſuchten, ſich zu retten. Widerſtandslos ließen ſich die Meiſten das geraubte Gut abnehmen; zu großen Haufen thürmten ſich die Waffen, die ihnen unter Röcken und Blouſen hervorgezogen, aus den Händen gewunden wurden, die Kugeln, die ſie aus den Taſchen ſchütten mußten. Erſt nachdem die Bürgerwehr die Hauptſache gethan, rückte das neu aufgebotene Militär heran, und erſt nach der durch den Commandanten geſtellten Anfrage um Einlaß, der mit freudigem Zuruf gewährt wurde, zog es in das Innere hinein. Ihm wurde überlaſſen die noch undurchſuchten Räume von den etwa noch vorhandenen Plünderern zu ſäubern, während die unterdeß in großer Anzahl herbeigekommenen Bürgercompagnien, die größtentheils in den entfernteſten Stadttheilen unthätig auf Befehl gewartet, und endlich auf die zu ihnen gedrungenen Nachrichten von dem ſtattgehabten Attentat ohne Befehl ſich in Bewegung geſetzt hatten, das Gebäude von außen ſchützten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 172. Mittwoch den 19. Juli 1848.

London, this grand scene of business, gives an infinite variety of solid and substantial entertainments.

Spectator.

Streifblicke durch London.

Ich hatte vor einiger Zeit hier in London einen Nachlaß zu ordnen. Es war der Nachlaß eines Mannes, welcher im 64ſten Lebensjahre geſtorben, ein halbes Jahrhundert in London zugebracht, während der lezten dreißig und etlichen Jahren denſelben kaufmänniſchen Poſten bekleidet und ſeine Wohnung nur drei- oder viermal gewechſelt, mit ſeltenen Ausnahmen jeden Morgen den mindeſtens eine Stunde weiten Weg auf das Comptoir zu Fuß und Abends den Heimweg meiſt in gleicher Weiſe zurückgelegt hatte. Unter ſeinen Papieren fand ich ſein Tagebuch. Es war ſauber gebunden, zierlich geſchrieben und, wie ich bald erſah, mit ſtrengſter Regelmäßigkeit geführt. Bei ſolcher Regelmäßigkeit und einem zwiſchen der erſten und lezten Niederſchrift liegenden Zeitraume von 42 Jahren, 5 Monaten und 3 Tagen mußte die Schmächtigkeit überraſchen. Indeſſen enthielt es noch viel weniger als ich erwartete. Es enthielt lediglich Tag für Tag die Angabe, wo und was der Verſtorbene zu Mittag geſpeiſt und getrunken. Verheirathet war er nie geweſen, eine eigene Haushaltung hatte er auch nie gehabt, und ſo vermehrte es, wo möglich, die Einförmigkeit der Aufzeichnungen, daß er Jahrelang daſſelbe Speiſehaus beſucht und in ſeinen Genüſſen ſich außerordentlich ſtereotyp gehalten.

Daß Jemand kein Tagebuch führt, iſt aller Orten begreiflich; daß aber Jemand in London 42 Jahre lang eines führen und, obgleich er täglich durch die Straßen wandert, nichts Bemerkenswertheres zu verzeichnen finden kann, als was er gegeſſen und getrunken, nicht einmal die Wirren eines Nebeltags oder eines der hundert Begegniſſe, die ſich auf den Straßen drängen, das ſtreift an's Unbegreifliche. Die Mannigfaltigkeit und Ueberfülle der Gegenſtände können die Wahl ſchwer, können es einem Neulinge unmöglich machen, das Pikanteſte zu verzeichnen. Es gehört aber doch ſehr wenig Auffaſſungsgabe dazu, um aus dem raſtloſen, lärmenden Straßenleben ſich an Etwas zu erinnern, das eher aufgezeichnet zu werden verdient, als wenn es in jenem Tagebuche unzähligemale heißt: „Aß bei Pamphilons Lammskoteletten mit Spargel, Stachelbeertorte und Käſe, und trank ein Glas Doppelporter.“ Selbſt die Straßen deßhalb zu durchwandern, iſt nicht nöthig. Wie ich einſt Thränen in den Augen eines jungen Mädchens ſah, als ſie zum erſtenmal und unerwartet einen Felſen erblickte, ſo habe ich eine bejahrte Frau mit feuchten Augen das Fenſter eines Zimmers verlaſſen ſehen, von welchem ſie zum erſtenmal in das Getümmel einer Londoner Straße hinabgeſchaut. Es ziehen da Erſcheinungen vorüber, es ſtellen ſich Kontraſte heraus, es gehen Dinge vor, die London eben ſo eigenthümlich ſind wie ſeine Parks und ſeine öffentlichen Gebäude. Neben dem tollen Treiben der Thorheit ſteht der gewichtige Ernſt des Geſchäftsmannes, neben dem Hohnlachen des Neides weint das Elend.

Ein Jahr meines hieſigen Aufenthalts habe ich jenſeits des Waſſers gewohnt, worunter jeder Londoner die wohlfeile und folglich unfaſhionable Surreyſeite oder das rechte Themſeufer verſteht, ungefähr eine Wegſtunde von der Blackfriarsbrücke, in einer Gegend, um welche jezt Rauch und Sonnenſchein ſich ſtreiten. Meine Wohnung lag abwärts von einer der Hauptſtraßen, am Ausgange eines Gäßchens, deſſen eine

Seite eine lebendige Hecke bildete, wie man ſie tiefer im Lande meilenlang antrifft, und Nachts war Alles ſo ſtill und friedlich wie auf dem Dorfe. — Um neun Uhr Morgens ging ich nach der City. Im Winter, wenn es kalt war, trat ich vor meiner Hausthür auf einen hart gefrorenen Fußpfad; die Hecke und die darüber aufragenden Bäume waren weiß candirt, und die reinliche Fläche der Landſtraße fand ich von einer Menge Fahrgeleiſen gefurcht. Schon hundert oder zweihundert Schritte weiter fing die Stille an laut, die Helligkeit düſter, die Reinlichkeit ſchmutzig zu werden. Noch ſchrie der Schnee und kniſterte das Eis unter meinen Füßen. Auf einmal aber ging ich auf einem Trottoir. Erſt ſah dieſes aus, als wäre es mit feuchter Aſche beſtreut, dann verwandelte ſich dieſe in einen ſchwarzen ſchlüpfrigen Koth, welcher das Gehen beſchwerlich machte. Die Sonne, die in azurblauem Aether geſchwommen, wurde gelb, dann bräunlich, bis ſie, eine dunkelrothe Feuerkugel, in der Rauchatmoſphäre hing, aus welcher leichte ſchwarze Flocken niederkräuſelten. Auf den Leinwanddecken der vom Lande hereinkommenden Wagen lag noch der Glanz des weißen Reifs, zur Verwunderung der Straßengänger, deren Mehrzahl nicht wußte und nicht glauben wollte, daß es in der Entfernung einer Stunde reine Luft und klaren Himmel gebe. Gelber und ſchwärzer färbte es ſich vor mir; einer der ächten, jährlich wiederkehrenden Nebel war im Anzug. Gasflammen ſchoſſen in den Verkaufsläden empor, warfen irrende Schatten über die Straße und ließen Geſpenſter erſcheinen. Nicht lange, ſo ſtand ich auf der Brücke, und hier war der Nebel am ſtärkſten. Unten wogte und wirbelte es; vom Fluſſe keine Spur. Daß dennoch Dampfboote fuhren, zeigten ſchwarze aufwallende Rauchſäulen und durchbrechende Feuerzungen, bewies das Rauſchen der Schaufelräder und dumpfes Stimmengemurmel. Bisweilen geſchah es, daß gegen Mittag das Leichentuch ſich hob, ein Windſtoß es zerriß und ein Sonnenſtrahl durch die Spalte fiel, denn der wahre Londoner Nebel ſtellt ſich nur bei hellem Wetter ein. Doch überdauert er auch bisweilen den Tag und hat dann bei einbrechender Nacht Scenen im Gefolge, die ſich kaum beſchreiben laſſen. Die hohen Gasflammen der Laternen leuchten wie Pfenniglichter; die Führer der Omnibus verfehlen die Straßen, rufen einander zu wie Seefahrer auf ungekanntem Meere, und eine Fußwanderung iſt faſt ſo gewagt wie eine Reiſe ohne Kompaß durch die Wüſte.

Dieſelbe Lufterſcheinung, welcher ich vor Jahren eine halbe Stunde vor der Blackfriarsbrücke begegnete, beginnt jezt ſchon eine halbe Stunde früher. Das Haus, das ich damals bewohnte, ſteht jezt inmitten einer kleinen Stadt. Die lebendige Hecke und die Bäume und die Nachtruhe ſind verſchwunden. Aber alles dieſes findet ſich auf's Neue eine halbe Stunde weiter im Lande hinaus. Die ſtille Gegend von damals iſt eine geräuſchvolle Vorſtadt geworden und theilt das Loos aller Vorſtädte des rieſigen London, den mühſeligen Kampf um das Daſeyn. In der Stadt wird derſelbe Kampf gekämpft, vielleicht noch mühſeliger und angeſtrengter, nur minder öffentlich und greifbar, hinter funkelndem Meſſing, ſpiegelnden Scheiben, Marmorſäulen und Goldleiſten.

(Fortſezung folgt.)

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

(Fortſezung.)

„Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn auf die Beine zu bringen," ſagte H. v. N., „aber Nichts will fruchten bei dieſem kahlköpfigen Siebenſchläfer. Ihr Spitzbube von Giorgi hat ihn ſchon ſo oft mit der falſchen Nachricht von der Ankunft des Dampfſchiffes getäuſcht, daß er auch heute die wahre Nachricht für eine Erdichtung hält und beim Barte des Propheten ſchwört, ſich in ſeiner Ruhe nicht ſtören zu laſſen. Vergebens verſicherte ich ihn, ich habe das Schiff mit eigenen Augen geſehen; er ſchwur, man ſolle ihn nicht wieder anführen, und wälzte ſich ſchlaftrunken auf die andere Seite. Ich verſuchte ihn mit Gewalt aufzurütteln, aber da griff er drohend nach ſeinem Dolche. Was iſt mit dem Kerl zu machen? Ich werde ihn nicht wieder anrühren; wenn er nicht mit mitfahren will, kann er hier bleiben und bis zur Rückkehr des Schiffes Fortifikationskunſt ſtudiren."

Inzwiſchen kam des ſchläfrigen Tartarenhauptmanns kleiner Schwertträger zurück, welchen H. v. N. abgeſchickt hatte, ſich ſelbſt und ſeinen Herrn zu überzeugen, daß das Dampfſchiff kein Hirngeſpinnſt, ſondern eine große, ſichtbare Arche mit Schornſtein und Rädern ſey. Kaum war der Burſche in's Zimmer getreten, ſo erſchien auch ein Halbdutzend Soldaten, um unſere Sachen abzuholen. Es war die höchſte Zeit, aufzubrechen. Aus Mitleid für Gjül-Baſſar, deſſen Geſellſchaft auf unſerer neuen Meerfahrt ich nicht gern entbehren wollte, wandte ich das lezte Mittel an, ihn aus dem Schlafe aufzuſcheuchen, indem ich dicht über ſeinem Kopfe eine Piſtole abfeuerte. Er ſprang auf, rieb ſich ſchlaftrunken die Augen und ſah entſezlich dumm und grimmig aus, wie die meiſten Menſchen ausſehen bei plözlichem Erwachen, ehe ſie die trunkene Dämmerung, welche jedem langen

Schlafe folgt, ganz durchbrochen haben. Er ſchien ſich ſehr zu wundern, das Zimmer mit Pulverdampf und Soldaten angefüllt zu ſehen. Die aufgeſperrte Thüre, durch welche unſere Bagage hinaus und friſche Luft herein kam, brachte ihn bald zur Beſinnung.

Eine halbe Stunde ſpäter befanden wir uns ſämmtlich mit Sack und Pack auf dem Schiffe. Für Gjül-Baſſar, welcher nie im Leben ein Dampfſchiff geſehen hatte, ging eine neue Welt auf; er war jezt eben ſo trunken im Wachen, wie er früher im Schlafen geweſen. Er ſah jezt, daß es keine Fabel war, wenn wir ihm einſt erzählten, daß das erwartete Schiff, wie zu ebener Erde auf Rädern über's Waſſer laufe; er ſah überhaupt jezt ſo Manches, wovon ihm nie geträumt hatte, obgleich er über drei Viertheile ſeines Lebens unter Träumen und Schlafen zugebracht. Ich wich ihm aus ſo gut ich konnte, da er mich überall verfolgte und mich nach ſeiner alten Gewohnheit unabläſſig durch freudige Rippenſtöße auf Alles was ihn Wunder nahm, aufmerkſam zu machen ſuchte.

Die Sonne ging unter in ſo unbeſchreiblicher Pracht, wie ſie ſich nur dem Schiffer auf dem Meere und dem Wanderer in der Wüſte zeigt, als wollte ſie beide für die Mühen und Irrſale, die ihre ungebahnten Pfade bergen, belohnen. Der Anker war gelichtet; der Abſchiedsgruß der nach gemeinem Brauche vom Schiffe gefeuert wurde, hallte donnernd wieder in den Bergen von Ardiller; die muntern Delphine, welche bis dahin in tollen Sprüngen das Schiff umſpielt hatten, tauchten verſcheucht zurück in die Tiefe; durch den Knall waren auch die vielen Vögel, welche ſich auf Maſt und Takelwerk niedergelaſſen hatten, vertrieben; nur einige jener wunderbaren Inſekten umkreiſten uns, die jede Minute erzeugt und jede Minute tödtet, die unſichtbar leben und leuchtend ſterben. In froher Stimmung über den Wechſel der Dinge und neu gekräftigt von dem friſchwehenden Abendwinde, ſteuerten wir heitern Muthes der Küſte von Kolchis zu. Wir mußten nun auf dem prächtigen Kriegsſchiffe Magutſchy (der Mächtige) den ganzen Weg wieder zurückfahren, welchen wir vor wenigen Wochen auf unſerem beſcheidenen Barkaß, unter Sturm und Drangſal hergekommen waren. So leid es uns that, auf dieſe Weiſe nochmals ein gutes Theil Zeit zu verlieren, ſo angenehm war es uns auf der andern Seite, Gelegenheit zu haben, unſere Gaſtfreunde an der Küſte noch einmal zu ſehen.

Da der kommandirende General, Baron v. Budberg, mit ſeinem Stabe ſelbſt an Bord war und keine Feſtung unbeſichtigt ließ, ſo liefen wir erſt am dritten Tage wieder in den Hafen von Redut-Kalé ein. Von herrlichem Wetter begünſtigt, hatten wir uns in den erſten zwei Tagen nochmals all der bezaubernden Anſichten und großartigen Naturſchauſpiele zu erfreuen, welche die Küſte von Abchaſien in reicher Fülle bietet. Am dritten Tage aber erhob ſich gleich nach Mitternacht ein bedenklicher Sturm, welcher gegen Morgen immer ſtärker wurde, und drohte unſern „Mächtigen" ganz ohnmächtig zu machen. Zum Glück habe ich einen ſehr geſegneten Schlaf, und werde nur ſelten und unbedeutend von der Seekrankheit heimgeſucht. Bis vier Uhr Morgens hielt ich es aus auf meinem Lager, obgleich ich fortwährend hin- und herrollte, wie ein Kind in der Wiege. Da wurde es mir aber doch endlich in der Kajüte zu ſchwül und im Kopfe zu ſchwer; ich ſtand auf und verſuchte in die Kleider zu fahren, bei welchem Verſuche ich jedoch, trotz allem Widerſtreben, dreimal wie ein gläubiger Türk zu Boden ſinken mußte. Bei dem immer mehr überhand nehmenden Schaukeln und Stoßen hatte ich unendliche Mühe die Treppe hinaufzuklettern, um auf dem Verdecke friſche Luft zu ſchöpfen. Oben angelangt, kam mir die ganze Welt wie betrunken vor. Himmel, Erde, Meer und Menſchen, Alles ſchien von allgemeinem Taumel ergriffen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Haltung der Arbeiter.

In den erſten Berichten in den Zeitungen war von dem, was die Bürgerwehr geleiſtet, nicht die Rede; es ſchien als ob das Militär allein die Plünderer vertrieben hätte. Heftige Reklamationen der betheiligten Compagnien waren die Folge der ungenauen Berichte; auch der darum angegangene militäriſche Befehlshaber ſtand nicht an ſchriftlich zu bezeugen, daß er beim Einrücken in das Zeughaus die Bürgerwehr bereits angetroffen habe. Daß dieſe und andere Reklamationen überhaupt ſtattfanden, darf als ein gutes Zeichen angeſehen werden für den Geiſt, der noch in den Reihen der Bürgerwehr herrſcht, unerachtet aller Wühlereien, die ihn zu erſticken ſtreben. Daß böſer Wille,

verbunden mit Trägheit und Gleichgültigkeit, und der Mangel an Disciplin, ohne welche ein erfolgreiches Wirken überhaupt unmöglich iſt, viel Unheil ſtiften und den Glauben an das Inſtitut ſchwächen, muß zugegeben werden. Aber auch hier ſtellt ſich der Mangel eines Geſetzes als der Hauptgrund für viele der gerügten Uebelſtände heraus. Sie werden verſchwinden oder wenigſtens von geringerem Einfluß ſeyn, wenn das Inſtitut ſelbſt vernünftig organiſirt und geſetzlich begründet iſt, wozu endlich ernſtere Anſtalt gemacht wird.

Seit dem Zeughausattentat haben politiſche Demonſtrationen nicht weiter ſtattgefunden; die Führer, die ſie ſonſt nach Gefallen hervorriefen, haben ſeitdem die Ueberzeugung gewonnen, daß das Ziel, welches ſie ſich geſteckt und denen, die ſie um ſich geſchaart, vorgezeichnet haben, auf dem Wege der Ueberzeugung erreicht werden müſſe. Dagegen ſind es die Arbeiterbewegungen, die die Stadt noch in Unruhe verſetzen. Auch an jenem Tumulttage waren ſolche wie nach einem wohlüberlegten Plane hervorgerufen worden. Sie waren es, die viele Kräfte unnütz an den Thoren zurück- und von dem eigentlichen Schauplatz entfernt hielten. — Die Arbeiterdemonſtrationen werden friedliche genannt, weil die Theilnehmer daran ſie unbewaffnet ausführen und ſagen, daß ſie nur Bitten vorzutragen haben. Wenn dieß jedoch geſchieht, während Corps von drei- bis vierhundert Mann vor der Thür auf Antwort warten, ſo dürfte dieß eine etwas ſtürmiſche Weiſe zum Zweck zu gelangen genannt werden. Geſtehen wir uns nur, daß der Kampf in der Märznacht, an dem das Proletariat ſich am eifrigſten betheiligte, zugleich ein Kampf um die Berechtigung geweſen iſt, ſeine bis dahin fruchtlos beanſpruchte Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft einzunehmen. Dieſe Forderung iſt jetzt nicht mehr abzuweiſen. Die ſie ſtellen ſind ſich deſſen ſehr wohl bewußt, und ſie verſtehen dieſe Kenntniß zu benützen. Was ſie für die ungeheuern Summen, die bisher zu ihrer Beſchäftigung aufgewendet worden, geleiſtet haben, iſt ſo lächerlich geringfügig, daß es auf der Hand liegt, wie ſie nur gearbeitet haben, um nicht als Almoſenempfänger zu erſcheinen; ſie ſprechen es geradezu aus, daß ſie erhalten werden müſſen; wenn ſie etwas dafür thun, iſt es ihr guter Wille.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſetzung.)

Der demokratiſche Verein.

An der Ecke der Bockenheimer Gaſſe gegen die Promenade zu ſteht ein Gaſthof, der früher der „König von Preußen“ hieß. Nach den Ereigniſſen in Berlin hat das Hotel einen andern Namen angenommen; „deutſcher Hof“ prangt nun auf ſeinem Schilde. Der Mann hatte Recht, Preußen, Oeſterreich, Bayern ſollen ja aufgehen in Deutſchland, und von Preußen insbeſondere hatte es Friedrich Wilhelm IV. ſelbſt erklärt. Wie die Lehrer zur Förderung des Schulunterrichts ſich der Bilder bedienen, ſo hat dieſer Wirth gezeigt, was für populäre Mittel man beim politiſchen Unterricht anzuwenden habe. Wer zu ihm Schoppen Wein geht und den Wirthsſchild erblickt, muß ſich daran erinnern, daß es kein Oeſterreich, kein Preußen mehr, ſondern nur ein einiges Deutſchland gibt. In dieſem Gaſthofe nun hält die Linke ihre Verſammlungen und hat auch der demokratiſche Congreß ſeine Berathungen gepflogen. Männer von der Blouſe und der Feder, ja von der Kanzel und dem Schwert waren dabei vereinigt, junge Leute, denen das Leben erſt aufgeht und die in der mächtigen Zeit von ihrem Jugendmuthe friſch empor gehoben werden, Männer mit grauen Haaren, über welche ſchon manche Erfahrungen hinweg gegangen ſeyn müſſen, Männer der That und des Gedankens ſaßen neben einander. Der Zuhörer, ob aus Intereſſe, ob aus Neugierde, waren nicht wenige, doch nicht genug um den mäßig großen Saal ganz zu füllen. Die Damen fehlten auch hier nicht. Ich muß geſtehen, ich kann noch nicht recht daran glauben, daß das ſchöne Geſchlecht nur um als deutſche Cornelien deutſche Gracchen zu erziehen, hier wie in der Paulskirche ſich einfindet; ich glaube vielmehr — verzeiht mir, ſchöne Leſerinnen — daß da noch manche andere Gründe mit ziemlicher Kraft mitwirken. Sehen und geſehen werden, dieſer Gedanke führt ja gar manche auch in die Kirche. Auf Spaziergängen und Reiſen, mag ſich das Gebirge noch ſo maleriſch ausnehmen, hört man das Wort: „ſieh doch einmal, was die Müllers für ſchöne Kleider anhaben;“ wenn die Blumen noch ſo würzig duften, die Wolken noch ſo groteske Gruppen bilden, die Frage bleibt nicht aus: „wie ſteht mir mein Shawl?“ Dazu kommt, daß der parlamentariſche Kampf für die Frauen einen eigenen Reiz hat. Sie finden ſich wieder in jenen Gefechten des Witzes und des Widerſpruchs, und ſympathiſiren mit jenen Abgeordneten, die immer das letzte Wort haben müſſen. Das Interpelliren iſt uralte weibliche Sitte. Dabei ſpielen die Lorgnons eine große Rolle, hinauf und hinab, herüber und hinüber. Meine Ideale in dieſer Beziehung ſind Rococo. Ich denke mir das Weib, „wie es ſeyn ſoll,“ mit dem Fächer des Geziemens; ich kann mich noch nicht zu der Höhe emporſchwingen, wo alle Frauen Georg Sands werden.

Muſtern wir einmal die Reihe der Abgeordneten. Freiligrath — Freiligrath, der an den Ufern des Rheins einſt ein idylliſches Leben führte, deſſen Muſe ſonſt am liebſten in den Zelten des Arabers wohnte, in der Stille der Wüſte, hat die Idylle mit dem Klub vertauſcht, und ſeine Muſe iſt ein energiſches Weib geworden, das mit phrygiſcher Mütze am Steuerruder des Schiffes Revolution ſteht. Freilich, ſeitdem Freiligrath in St. Goar ein gemüthliches Dichterleben führte, hat der Mann etwas erfahren müſſen; das ſteht in ſeiner ganzen Haltung, in allen Zügen ſeines Geſichts geſchrieben. Freiligrath iſt eines jener poetiſchen Gemüther, die noch an ein Paradies auf Erden glauben, und deßhalb iſt er zu Vereinen getreten, die, wenn es gut geht, die Erde ſo ſchlecht laſſen, als ſie jetzt iſt. Dort iſt Johannes Ronge. Luther bekam ſein ſchwarzes Kleid vom Kurfürſten von Sachſen, und ſeitdem tragen ſich alle evangeliſchen Geiſtliche ſchwarz. Die Deutſchkatholiſchen müßten ſich nach dem Modejournal tragen, wenn ſie mit gleicher Conſequenz dem Stifter ihrer Confeſſion folgen wollten. Ich ſah Ronge zum erſtenmal; ich dachte mir ihn anders, ich erwartete ein ſchwärmeriſches Johannesgeſicht, eine Miſchung zwiſchen Melanchthon und Luther. Was erblickte ich? Braunen Frack, wenn ich nicht irre à la chasse, ein rothes ſeidenes Taſchentuch, einen großen Bart, ein ſorgfältig gepflegtes Lockenhaupt und endlich — ſein Geſicht. Was in dieſem geſchrieben ſtand? ich für meinen Theil konnte es nicht leſen. Die modiſche Bekleidung hindert, daß der Ausdruck eines Charakters ſcharf hervortrete, und wäre er auch noch ſo bedeutend. Ronge iſt alſo Demokrat, ſogar Mitglied des Permanenzausſchuſſes in Frankfurt geworden. Das iſt Alles ſchon einmal da geweſen. Gott behüte mich, daß ich an Thomas Münzer denke; die Parallele bietet vielmehr Frankreich in Abbé Chatel, dem Vorſtande der église catholique française.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 13. Mittwoch den 19. Juli 1848.

[99] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben **neu** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Woche.

Idyll-Novelle,

herausgegeben

von dem **Einsiedler bei St. Johannes.**

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der große Beifall, welcher der im Jahr 1843 ebendaselbst erschienenen Novelle des Verfassers: **„Die Wiederkehr"** (3 Theile, 6 Thlr. 15 Ngr.), zu Theil geworden ist, sichert auch dieser neuen Arbeit desselben eine günstige Aufnahme.

[139] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Roß, Reise nach dem Südpol. Für die Jugend und ihre Freunde bearbeitet von *r. Mit Abbildungen in Tondruck und 1 Karte. Leipzig, 1848. Geb. 1 Thlr. — Mit fein colorirten Abbildungen 1⅓ Thlr.

☞ Früher erschien der **„Nordpol"** und fand starken Absatz.

[97] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Prescott (W. H.), Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Von W. H. Prescott erschien durch denselben Uebersetzer bereits eben daselbst:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des früheren mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Fernando Cortez. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

Reiseleben
in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[141] In der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juni 1848.

Größere Aufsätze.

Die modernen Republikaner. — Die Bergleute von Royas in Mexiko. — Gränzverhältnisse zwischen Ungarn, Siebenbürgen und den Donaufürstenthümern. 2. Die commerciellen Verhältnisse. 3. Die socialen Gränzverhältnisse. — Die lachende Seite Jerusalems. — Eine Probe von L. Blancs Weisheit. — Die Rhonereise von Lyon bis ans Meer. — Ueber den Mokelé, ein unbekanntes Raubthier Centralafrika's. — Ein neuer Colonisationsplan in England. — Orientalischer Beitrag zur Sage von Kaiser Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuser. — Die Schifffahrtsgesetze in England. — Marschall Bugeaud über die Arbeiterfrage. — Reise nach Bosnien. VI. Aufenthalt in Travnik. — Paris und die Republik. — Die Araber auf Java. — Wissenschaftliche Forschungen über Bali. — Die Ufer des blauen Flusses und der Tempel des Confucius. — Die Alterthümer in Malta. — Eine Parallele. — Die religiösen Zustände der Gegenwart in Indien. — Briefe aus Texas. 1. Ankunft in Galveston: dessen Umgebungen; Adelsverein; Emigranten. 2. Seereise nach Indian Point; Aufenthalt daselbst; Landreise nach Neubraunfels; Schilderung der Umgebungen; der Verein und die Emigranten; Indianer. — Die Eisenbahnen in Frankreich. — Die Nasologie. — Die wallisische Sprache. — Belgien. — Der Krater des Kilauea auf den Sandwichinseln. — Die Aghovans. — Briefe aus Kleinasien. Von Tschichatscheff. Erster Brief.

Chronik der Reisen.

Ein Ausflug nach der Insel Bali. Erster Abschnitt: Die Reise. Zweiter Abschnitt: Allgemeine Bemerkungen. — Hofmanns Reise nach den Goldwäschereien von Sibirien. 1. Reise nach Barnaul.

Kleinere Mittheilungen.

Die Londoner geographische Gesellschaft. — Die Verbreitung des Christenthums auf Madagascar. — Ein neuer Nimrod in Südafrika. — Karte des alten Aegyptens. — Reisbau in

Holland. — Troglodytenstädte im nördlichen Afrika. — Alte Geographie des Departements Herault. — Bevölkerung der Republik Ecuador. — Dampfboote auf der Wolga. — Handel zwischen den Vereinigten Staaten und Canada. — Die Niederlassung am Ud. — Die Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen in England. — Die Inschriften aus Ninive. — Die wahrscheinlich älteste Handschrift der Iliade. Die Dampfschifffahrtsverbindung mit Australien. — Das Verbrechen des Unterrichts im Bibellesen. — Ueber die Pachtungen in England. — Die Dampfschifffahrt auf dem Ganges. — Die Anstrengungen des Ackerbaues in Frankreich. — Die Herausgabe der Inschriften von Khorsabad. — Die Verfälscher alter Münzen in England. — Die künstliche Wuth der französischen Terroristen. — Roberville über die Nationen des östlichen Afrika. — Jomard über die amerikanischen Alterthümer. — Aechter Socialismus. — Der Barubuswind im indischen Archipel. — Das Rhinocerosthorn als Gegengift. — Weißer Stierhirsch im indischen Archipel. — Englischer Ausfuhrhandel im April 1848. — Die Wählerzahl in Belgien. — Entbehrlichkeit der Lampenanzünder. — Der copirende Telegraph. — Unterirdischer Steinkohlenbrand in England. — Die Typha oder der Quarrenkolben bei den Kosaken. — Ein seltsamer Fall von Bigamie. — Merkwürdige bei Perm aufgefundene Silberschale. — Nachricht über Brosset. — Die republikanische Garde in Paris. — Böthlingk über die jakutische Sprache. — Die Zahl der aus Frankreich ausgewiesenen englischen Arbeiter.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[136] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische

Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1847. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. Allgemeine Landes-Chronik des Jahres 1847. Königliches Haus. — Bevölkerung. — Gesundheitszustand und Heilanstalten. — Bauten. — Witterung. — Naturerscheinungen. — Fruchtbarkeit und Preise der Lebensbedürfnisse. — Religiosität und Sitten. — Wissenschaften und Künste. — Oekonomischer Zustand. Landbau, Gartenbau, Seidezucht und Viehzucht. — Gewerbe, Handel und Verkehr. — Wohlthätigkeit. — Unglücksfälle. — Besondere Denkwürdigkeiten.

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Württembergs Bevölkerung in früheren Zeiten. — Die Ergebnisse der Weinlese des Jahres 1847. — Die Erntergebnisse von 1847. — Die Ergebnisse der bedeutenderen Wollmärkte in Württemberg im Jahre 1847.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Walachische Mährchen,

herausgegeben von

Arthur und **Albert Schott.**

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Diese Mährchen sind hier so mitgetheilt, wie sie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anspruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn sie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutschen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donaustraße unmittelbar in Verbindung steht; so streifen sie nach der andern in die romanische, slavische, griechische hinein. Manches ist sogar unmittelbar mit den Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch spät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Asien eingewandert seyn. Da bei jedem Volk das geistige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist, so schien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schicksale des walachischen Stammes, über sein Verhalten zu Christenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung seiner Sprache das Wichtigste zusammenzustellen. Der Leser findet also hier den ersten Versuch einer Geschichte der Walachen, dieses merkwürdigen Vorpostens romanischer Zunge gegen Osten. Der Anhang hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreste heidnischer Göttersage sind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweisen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[137] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXXIII. Jahrgang 1848.

Erster Band. Zweites Heft.

Mit einer Steintafel.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Untersuchung über die Vor- und Nachtheile einer allgemein durchgeführten Wiesenwässerung in Württemberg. — Resultate des Kirchheimer Wollmarktes 1847. — Ueber den Zustand der Zuchtstierhaltung in Württemberg. — Bekanntmachung der Specifikationen erloschener Patente. — Populäre Anweisung zur Bienenzucht. — Literatur. Knauer's hundertjähriger Hauskalender für das 19. Jahrhundert.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848.

Drittes Heft zweite Abtheilung.

[138] In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des dritten Hefts der deutſchen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die materielle Begründung des deutſchen Bundesſtaates durch die organiſche Geſtaltung der Staatengebiete. Von Dr. Joſ. Konr. v. Bangold, königl. württ. Generallieutenant a. D. — Einiges über die Stellung der Hochſchulen in unſerer Zeit. — Vorſchläge zu den Grundbeſtimmungen für das gemeinſame Zoll- und Handelsſyſtem Deutſchlands. — Oeſterreichiſche Zuſtände von E. Pipitz. — Eine deutſche Kriegsflotte. — Der Fünfziger-Ausſchuß. — Vorſchlag, allgemeines deutſches Münzweſen betreffend. — Vorſchläge zu einem allgemeinen deutſchen Münz-, Maaß- und Gewichtſyſtem. Von Wilhelm Nördlinger, Ingenieur der Paris-Straßburger Eiſenbahn. — Das militäriſche Oberhaupt des deutſchen Bundesreichs und der Oberfeldherr. — Chronologiſche Ueberſicht der wichtigſten Ereigniſſe von der Gründung der neuen franzöſiſchen Republik bis zur Eröffnung der deutſchen Nationalverſammlung.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Fauſt.

Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

Dritte Auflage.

8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Von demſelben Verfaſſer ſind früher bei uns erſchienen:

Die Albigenſer.	Freie Dichtungen. 2te Auflage. 8. . .	3	fl.	—	kr. od.	1	Rthlr.	25	Ngr.
Gedichte.	2 Bände. 8. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. 9te Aufl.	5	„	—	„ „	3	„	—	„
—	Elegante Taſchen-Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt. 8te Aufl.	6	„	—	„ „	3	„	15	„
Savonarola.	Ein Gedicht. 2te Aufl. 8.	2	„	42	„ „	1	„	20	„

Ferner:

Ueber Lenau's Fauſt von Johannes M.....n. . . . . 30 „ „ — „ 10 „

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Anton Klein

Militärkarte von Deutſchland

in 25 Blatt

herabgeſetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chriſtliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

geſammelt von

Dr. C. Grüneiſen,

Königl. württembergiſchen Oberhofprediger.

Elegante Taſchen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieſes chriſtliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Feſtgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentroſt. 5) Anhang, für die Reiſe und bei häuslichem Verluſte. Die Gebete ſind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zuſammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Daun und dem Herausgeber ſelbſt, verſehen. Mit den Gebeten wechſeln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern iſt die edle Sprache der Entſtehungszeit erhalten. Je mehr in unſern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, deſto gewiſſer darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausſtattung iſt im Format und auf dem Papier der eleganten Taſchenausgabe des Württembergiſchen Geſangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Bemerkungen

über die Verhältniſſe der deutſchen und däniſchen

Nationalität und Sprache

im Herzogthum Schleswig.

Nebſt einem Anhang über die ſkandinaviſchen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in ſeinen Schriften ſo beliebten Herrn Verfaſſer zunächſt bei der Abfaſſung gegenwärtiger Schrift vorſchwebte, war, die ethnographiſche Seite der ſchleswig-holſteiniſchen Frage aufzufaſſen, eine klare Ueberſicht der Verhältniſſe der deutſchen und däniſchen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie ſich dieſe Verhältniſſe, ſo wie ſie jetzt beſtehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß dieſe Schrift in folgende Hauptabſchnitte: Verhältniſſe der deutſchen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Oſten, Süden, Weſten und Norden. — Nationale und ſprachliche Wirren auf der cimbriſchen Halbinſel. — Urbevölkerung derſelben, die deutſchen Einwanderer aus Süden, die ſkandinaviſchen aus Norden, die ſich in Schleswig treffen und miſchen. — Schilderung dieſes Landes als ein von Jütland mehrfach geographiſch-phyſikaliſch geſondertes. — Anfängliche Verhältniſſe der ſchleswigſchen Dänen oder Südjüten zu ihren deutſchen Nachbarn. — Einfluß der Bündniſſe und Verſchwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holſtein auf die Verdeutſchung Schleswigs, auf die Einwanderung holſteiniſcher Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verſchwiſterung der beiden Länder Schleswig und Holſtein. — Fortſchritte des Deutſchthums in Schleswig unter der Herrſchaft der däniſchen Könige wie unter der der verſchiedenen Nebenlinien des oldenburgiſchen Hauſes. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch däniſch, in welchen Punkten es deutſch oder holſteiniſch zu nennen. — Kampf der hochdeutſchen und plattdeutſchen Sprache und Sieg der erſteren über die letztere, ſowie die daraus für die ſchleswigſchen Dänen entſpringenden Folgen. — Deutſcher Einfluß auf die Handelsverhältniſſe des Landes. — Statiſtik der däniſchen und deutſchen Sprache in Schleswig. — Einflüſſe der deutſchen Sprache auf das ſchleswigſche Däniſch und des Däniſchen auf das ſchleswigſche Deutſch. — Bemerkungen über die ſkandinaviſchen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Bei gegenwärtiger Reiſe-Saiſon erlauben wir uns auf nachſtehendes Handbuch wiederholt aufmerkſam zu machen:

Der Bodenſee

nebſt dem Rheinthale

von St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Von

Guſtav Schwab.

Zweite, verm. und verbeſſerte Auflage.

Mit 2 Stahlſtichen und 2 Charten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Die Brauchbarkeit dieſes Handbuchs iſt durch den vollſtändigen Verſchluß der erſten Auflage bewährt worden. Der Verfaſſer hat es nun durch ſorgfältige Durchſicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abſchnittes über die Dampfſchifffahrt, über die Flora des Bodenſee's, über die denſelben betreffenden Kunſtwerke, und durch ſehr bedeutende Zuſätze in topographiſcher Beziehung noch praktiſcher, ſo wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reiſenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meiſterhand gezeichnete und in Stahl geſtochene Anſichten, ſo wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodenſee und vom Rheinthale aufs Einladendſte ausgeſtattet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Handbuch

der

Dampfmaſchinenlehre

für

Techniker und Freunde der Mechanik.

Von

Dr. Chriſtoph Bernoulli.

ord. Prof. der induſtriellen Wiſſenſchaften an der Univerſität zu Baſel.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

8. cartonnirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 5 Ngr.

Indem wir dieſe dritte Auflage veröffentlichen, glauben wir die durch den ſtarken Abſatz bewahrheitete Ueberzeugung ausſprechen zu dürfen, daß weder die deutſche noch die franzöſiſche (und wahrſcheinlich auch nicht die engliſche) Literatur ein ähnliches Werk aufzuweiſen hat. Viele Schriften mögen Manches gründlicher und praktiſcher behandeln, wir zweifeln aber, ob irgend ein Werk exiſtirt, das annähernd das Ganze des Dampfmaſchinenweſens ſo umfaſſend und wiſſenſchaftlich geordnet, in mäßigſtem Umfang und für jeden Gebildeten verſtändlich, darſtellt, und das ſo fleißig alle Erfahrungen und Erfindungen bis zu den neueſten berückſichtigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 173. Donnerſtag den 20. Juli 1848.

Differtum nautis, cauponibus atque malignis.
Horat.

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

(Fortſetzung.)

Ein ernſter Oberſt, welcher ſonſt immer gemeſſenen, gravitätiſchen Schritts einherging, ſchlotterte an mir vorüber wie ein illuminirter Tanzmeiſter. Jeder ſchien ſeinen eigenthümlichen Gang zum Beſten des allgemeinen Schwankens geopfert zu haben. Der ganze Körperinhalt ſammt ſeiner Kraft und Schwere ſchien den Leuten in den überſprudelnden Kopf gefahren zu ſeyn. Ein allgemeiner Thatendrang von oben entwickelte ſich; jeder Mund verhieß Großes. Meine Augen ſuchten den unglücklichen Gjül-Baſſar, dem ſolch ein Schauſpiel etwas ganz Neues ſeyn mußte. Endlich entdeckte ich ihn; er ſtand am Rande des Schiffes mit zitternden, ſtark eingeknickten Knieen, mit beiden Händen ſich gewaltſam feſtklammernd, den Kopf über Bord gebeugt, mit den Augen nach oben und mit dem Munde nach unten ſtarrend — ſo ſtand mein gläubiger Freund da, ſeine Seele den Göttern der Höhe und ſeinen Magen den Göttern der Tiefe empfehlend.

Endlich, gegen zehn Uhr Morgens, ließ der Sturm nach, wodurch der Wirrwarr und das Schaukeln jedoch keineswegs vermindert wurden; die in der Nacht aufgeſcheuchten Rieſenwellen wollten ſich immer noch nicht zur Ruhe begeben und die mächtige Wallung des Meers dauerte unausgeſezt fort, ſo daß der Kapitän eine Landung für unmöglich erklärte. Der Hafen von Redut-Kalé iſt der ſchlechteſte, unſicherſte und unbequemſte, den ich je geſehen habe. Große Schiffe müſſen mehrere Werſte von der Stadt liegen bleiben und für kleinere Fahrzeuge iſt bei etwas unruhigem Wetter die Paſſage ſehr gefährlich, beſonders an der Stelle, wo man die heftige Strömung der Chopi zu paſſiren hat, welche ſich hier in's Meer ergießt. Wir waren daher nicht wenig erſtaunt, ein paar griechiſche Fahrzeuge, trotz des empörten Meeres, unter unglaublicher Anſtrengung auf uns zurudern zu ſehen. Ueber eine halbe Stunde hatten ſie gegen den Andrang der Wellen zu kämpfen, ehe es ihnen gelang die Strömung der Chopi zu durchbrechen. Die ſchwankenden Fahrzeuge wurden von den ungeſtümen Wellen wie Nußſchalen hin und her geſchleudert, aber die kühnen Griechen ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern arbeiteten unermüdlich vorwärts und kamen auch endlich glücklich durch. Die griechiſchen Schiffer ſind die thätigſten und unternehmendſten aller Seefahrer, vorausgeſezt, daß ihnen ihre Mühe mit Gold aufgewogen wird. Auch dieſesmal hatten ſich, wie ich ſpäter erfuhr, die Führer der erwähnten Fahrzeuge nur für eine bedeutende Summe bewegen laſſen, die mühſame Ueberfahrt zu wagen. Die Paſſagiere, welche ſie uns zuführten, beſtanden aus den Familien des Generals von R., des Staatsraths S. und des Barons v. T., größtentheils alte Bekannte aus Tiflis, wovon Einige nach der Krim, Andere nach Deutſchland zu reiſen beabſichtigten. Wir freuten uns ſehr über die unverhoffte Ankunft der neuen Gäſte, deren feine Bildung und geſellſchaftliche Annehmlichkeiten wir ſchon früher genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Bevor wir nun unſere Rückreiſe von Redut-Kalé antreten, halte ich es für nöthig, euch mit unſerer

Schiffsgeſellſchaft, welche aus den verſchiedenartigſten Elementen zuſammengewürfelt iſt, etwas genauer bekannt zu machen. Wir ſehen hier Ruſſen, Deutſche, Engländer, Polen, Juden, Armenier, Türken, Griechen, Abchaſier, Mingrelier, Imerier und Tſcherkeſſen, worunter einige Gefangene und andere aus Hungersnoth zu den Ruſſen Geflüchtete. Die Ruſſen machen natürlich den größten Theil aus, da die eigentliche Mannſchaft, mit Ausnahme weniger Offiziere, aus Ruſſen beſteht. Ein Offizier vom Generalſtabe iſt ein Deutſcher, und der Kapitän des Schiffes, Mr. Martin, iſt ein Engländer. Die Zahl der ganzen Schiffsgeſellſchaft, welche bei den verſchiedenen Feſtungen, wo wir täglich anlegen, bald ab- bald zunimmt, beläuft ſich im Durchſchnitt auf 1500 Köpfe. Bald ſind es Soldaten, bald Offiziere mit ihren Familien, bald Kranke oder Verwundete, bald Marketender und Handelsleute, welche aus einer Feſtung in die andere geführt werden, ſo daß ein großer Theil der Paſſagiere täglich wechſelt, wodurch wir an Ruhe verlieren, was wir an Mannigfaltigkeit gewinnen. Da außer den Offizieren, wegen Mangel an Raum, nur wenige Paſſagiere in den Kajüten ein Unterkommen gefunden haben, ſo ſind die meiſten gezwungen unter freiem Himmel zu campiren, wodurch das Verdeck in eine wahre Muſterkarte von Völkern umgewandelt iſt, wo man vom pyramidenförmigen Hute des hochmüthigen Perſers herab bis zur platten Mütze des genügſamen Imeriers die ſeltſamſten und maleriſchſten Trachten bunt unter einander ſieht, und zugleich Gelegenheit hat, die Sitten und Gebräuche der verſchiedenen Völker vom Morgen bis zum Abend zu ſtudiren.

Unternehmen wir, um die Leute etwas genauer kennen zu lernen, einen kleinen Spaziergang über das Verdeck. Hier gleich zur Linken, hart am Borde des Schiffes, bemerken wir ein Kleeblatt wohlbeleibter, dick beturbanter Türken. Sie ſitzen da, in ihre hellfarbigen Mäntel gehüllt, ernſt, ſchweigſam, mit untergeſchlagenen Beinen, unaufmerkſam auf Alles, was um ſie her vorgeht; ſie ſprechen nicht, ſie ſehen nicht, ſie denken nicht, ſie hören nicht; zum einzigen ihrer würdigen Zeitvertreib rauchen ſie langſam und feierlich ihren Tſchibuk mit ſo hochwichtiger Miene, als ob von jedem Puff, den ſie ausblaſen, das Schickſal eines Reiches abhinge. Ich habe nie die Reiſenden begreifen können, welche in dieſem gleichgültigen, Alles verachtenden Stolze der Türken etwas Großes, Beachtungswerthes finden. Beachtungswerth iſt dieſer Stolz allerdings, aber nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt. Worauf hat denn wohl ein Türk Urſache ſtolz zu ſeyn? Etwa auf ſeine Trägheit, Dummheit, Unwiſſenheit, auf ſeine unnatürlichen Gelüſte? Seit Sultan Mahmuds Reformen hat man in Conſtantinopel ein lebendiges Beiſpiel vor Augen, wie wenig uns an dem entnervten, kraft- und markloſen Volke zu bewundern übrig bleibt, wenn man ihm ſeine Waffen, ſeine bunten Gewänder und ſeinen Turbän nimmt.

(Fortſetzung folgt.)

Streifblicke durch London.

(Fortſetzung.)

In den neuen Vorſtädten, welche aus einer Häuſerreihe längs der Landſtraße beſtehen und keine Hintergaſſen haben für arme Leute, die, weil ſie keinen Kredit erhalten, für baares Geld kaufen müſſen, iſt die Errichtung eines Verkaufsgeſchäfts eine kopfloſe Spekulation. Mitunter blickt betrügeriſche Abſicht von vornherein durch; es gibt aber auch Fälle, die dem Herzen weh thun. Ein junges Ehepaar zieht heraus, miethet eines der ſchnell aufgeſchoſſenen, zwei Stock hohen und ein Bogenfenſter breiten Häuſer. Der Mann iſt Handwerker oder Commis in einer Kohlenniederlage, die Frau hat Putzmachen gelernt, und in Kurzem füllt ſich das Parterrefenſter mit Kinderröckchen, Mützchen und Aehnlichem, Alles zu fabelhaft niedrigen Preiſen. Dazwiſchen klebt ein Papier: „Der erſte Stock zu vermiethen.“ Allein das Haus iſt zu friſch, das Ameublement zu dürftig, der Raum zu eng für einen ordentlichen Miether. So bleibt das Quartier leer, oder weil der Hauszins bezahlt ſeyn will, wird es einem Manne überlaſſen, der in einer benachbarten Leimſiederei arbeitet und ſeine Frau, ſeine vier Kinder und ſeine wenigen Habſeligkeiten hineinzwängt, ſo gut es geht. Von nun an bezeugt der ſchmutzige Vorhang des Bogenfenſters die inwohnende Armuth. Die niedlichen Sachen, die hinter dem Fenſter lagen und hingen, ſind nicht länger ſichtbar. Andere von gröberem Stoffe und gröberer Arbeit haben ihren Platz eingenommen, und es leidet keinen Zweifel, daß ſie den ganzen Waarenvorrath ausmachen. Plötzlich eines Morgens bleiben die Laden geſchloſſen. Die Inſaſſen ſind ausgeflogen, ſey es um ihr Heil in einem andern Kirchſpiele zu verſuchen, oder in einer noch kleineren Wohnung nahe bei des Mannes Geſchäft ihre getäuſchten Hoffnungen zu verbergen. Die Geſchichte des jungen Ehepaars erzählt die Geſchichte Tauſender, ſeyen es nun Gemüſehändler, oder Nadler, oder Papierverkäufer. Nur Einzelne behaupten ſich einige Jahre; dann ſind die Hintergaſſen fertig und dorthin ziehen ſie. Die Häuſer längs der Landſtraße werden erweitert, zwei,

drei Laden zu Einem durchgebrochen und an bemittelte Krämer vergeben, oder die Straße erhebt ſich zu voller Reſpektabilität, indem ſie alle Krämer fortweiſt, und zulezt bleibt nur das ein Geheimniß, was aus den erſten Bewohnern geworden.

Bereits um ſechs Uhr früh ſezt ſich die Menſchenfluth nach der City in Bewegung. Die Früheſten ſind Handarbeiter und Thürhüter; auch zeigt ſich hie und da ein Ladendiener und ein Colporteur. Um acht erſcheinen truppweiſe die Handlungscommis und Advokatenſchreiber; dann kommen die ſogenannten Neun-Uhr-Herren, denen die Zehn-Uhr-Herren folgen. Leztere ſind meiſt älter und geſezter als erſtere. Viele langen im Omnibus an, aber die Meiſten gehen zu Fuß. Sie treffen Bekannte, mit denen ſie ſeit Jahren denſelben Weg gegangen ſind, und ihr Geſpräch iſt faſt immer ein heiteres. Dabei haben ſie ein Auge für die ausgeſtreckte Hand des hungrigen Bettlers und kleines Geld für ihn in der Taſche, ein herzliches Wort für Jeden, der ſie anredet, ein freundliches Nicken für Jeden, der ſie grüßt. Alles dieß unterliegt jedoch dem Wandel; wenn ſie gegen Abend heimgehen, ſind ſie oft verdrießlich, mürriſch, kurz angebunden, wahrſcheinlich aus noch anderem Grunde, als weil, wie man ſagt, juſt vor der Tiſchzeit jeder Londoner mürriſch und kurz angebunden iſt.

Deutſche Muſikanten in runden weißen Hüten finden ſich eben ſo ſicherlich ein wie italieniſche Knaben mit Drehorgeln und Leierkaſten, weißen Mäuſen und Murmelthieren. Sie durchpilgern London bis an die äußerſten Grenzen und ſpielen ſich wieder zurück. Dabei die Bemerkung, daß die Londoner Straßenmuſik, die noch vor wenigen Jahren die Ohren zerriß, ſich beträchtlich gebeſſert hat. Leider gilt das nicht von den Verhältniſſen der vielen jungen Frauenzimmer, die am Tage durch die Straßen eilen, ein dünnes Buch oder eine Notenrolle in der Hand. Ihr Geſicht, ihre Haltung, ihr Gang ſind häufig der Ausdruck ihres Innern. Sie ertheilen insgeſammt Unterricht, und es iſt nicht ſchwer, von ihrem Aeußern auf ihre Befähigung zu ſchließen. Eines aber iſt gewiß: keine hat ihren Beruf aus freiem Willen gewählt. Alle preßt die Schraube der Nothwendigkeit, die Sorge für das Leben, und je bitterer in London das Brod ſchmeckt, das ſolcher Unterricht erwirbt, deſto natürlicher wird er als eines der lezten Rettungsmittel betrachtet. Leidensgefährten ſind die jungen Männer mit Porteſeuilles unter dem Arm — Maler, die für zwanzig Stunden ſechs Thaler erhalten. Sie mögen es nicht, daß man ihre Kleidung muſtert; ſie kennen die Mühe, die es koſtet, in fadenſcheinigen Kleidern einen Anſtrich von Reſpektabilität zu behaupten. Selbſt beim kälteſten Wetter haben ſie weder Mantel noch Ueberrock. Sie wollen, weil ſie müſſen, der Kälte Trotz bieten und werden oft von ihr überwältigt. Um wie viel glücklicher erſcheinen ſogar die Schiebkärrner, die Gemüſe und Obſt zum Verkauf umherführen, oder die Bäckerlehrlinge, die den Kunden das Brod zutragen! Sie ſind im Verhältniß die Freien und deßhalb Zufriedenen.

Mit jedem Schritte, der den volkreichſten Stadttheilen näher liegt, mehrt ſich das Getümmel und die Zahl der Ausrufer. Die Lokale der Gewerbtreibenden ſehen geſchäftiger aus und zeigen größere Vorräthe. Doch fehlt es auch hier nicht an ſolchen, deren Exiſtenz von unzuverläſſigen Mitteln und Wegen bedingt wird, wo Fleiſchſpeiſen der verdächtigſten Art zum Verkauf ausliegen oder mit Kreide auf ſchwarzen Täfelchen angeſchrieben ſteht: „Friſch gebratene Schafsköpfe jeden Abend von acht bis eilf;“ „Bartabnahme für vier Pfennige;“ „Einkauf von Knochen und altem Eiſen,“ mit dem Zuſatze: „Heilung eines blau geſchlagenen Auges in fünf Minuten für ſechzehn Pfennige;“ „heute Abend um ſieben Tanz, die Perſon drei Pence (23 Pfennige), Erfriſchungen inbegriffen.“

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Der demokratiſche Verein.

Karl Grün iſt ein ſchwacher Körper zu ſo rieſenhaften Planen. Weiterhin Pelz, Löwenſtein, Effellen; erſterer ein Mann in Jahren, bekanntlich viel gewandt und viel gewandert; der andere Jude nach Ausdruck und Haltung; der lezte noch ein junger Mann mit vergeiſtigtem Geſicht: dieß ſind die drei Führer des Frankfurter Arbeitervereins. Die Kölner, Annecke, Gottſchalk, lezterer beſonders hervorragend durch ſeine Rednergabe, Ludwig Feuerbach, Moriz Carrière, und noch manche andere

bekannte Namen ſtehen auf dem Verzeichniſſe. Julius Fröbel iſt Vorſitzender, ein ſchöner Mann von gebietendem Anſehen, von gewandtem Benehmen. Neben ihm iſt Bayrhoffer, ein ſcharf geſchnittenes Geſicht, ein logiſcher Verſtand. Endlich iſt Metternich anweſend. Die Ironie des Schickſals hat zwei ſo grellen Antipoden gleichen Namen gegeben. So ſüßlich der Diplomat ausſieht, ſo gebietend ſieht der Republikaner aus, deſſen mächtige, in eine Blouſe gehüllte Geſtalt, deſſen Energie in Rede und Geſinnung einen tüchtigen Kämpfer verheißt, wenn die republikaniſchen Ideen einmal Fleiſch werden ſollten. — Und ſie ſollen Fleiſch werden, das iſt der ernſtliche Wille des Congreſſes, dafür zeugen ſeine Verhandlungen. Der Congreß hat die Vereine centraliſirt und organiſirt. Es iſt alſo in zwei Tagen für die Republikaner geſchaffen werden, wornach Deutſchland ſchon ſeit drei Monaten ſtrebt, was im Fünfzigerausſchuß vergebens verhandelt werden iſt und ſeit acht Tagen in der Paulskirche debattirt wird, ohne daß man einen Schritt vorwärts gekommen. Zwar der Centralausſchuß der Demokraten in Berlin ſoll durchaus keine Diktatur, keine proviſoriſche Regierung, kein Revolutionsausſchuß werden, dagegen hat man ſich feierlich verwahrt und ihm ſeine Competenz genau vorgezeichnet; er ſoll nur für die Vereine ein Einigungs- und Mittheilungspunkt werden, allein „du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.“ — Eine ziemliche Zeit raubten der Verſammlung die Anträge der Mitglieder, über die man zwar meiſt zur Tagesordnung überging, die aber in ſo großer Zahl eingekommen waren, daß ſie dennoch Stunden wegnahmen. Wer ſie alle aufgezeichnet hätte, wie ſie ſo bunt durcheinander auf dem Tiſch des Präſidenten niedergelegt wurden, er hätte ein ſchönes Bild von den Beſtrebungen der Partei. Es ſchien freilich nur ein Scherz, wenn einer den Antrag vorbrachte, es möchten die Fürſten gebeten werden, zur Beruhigung Deutſchlands ihre Kronen niederzulegen; aber das ſchien denn doch ernſter gemeint, daß mit dem Staatsvermögen die Gemeindevermögen bereichert werden ſollen. „Man müßte ſie erſt haben, ehe man darüber verfügen könnte,“ war die Antwort. Bamberger, ein junger Mann, der während der Tage der Erregung bis kurz vor dem Ausbruche der Mainzer Unruhen die dortige Zeitung redigirt hatte, brachte das pikante Kapitel der Emancipation der Frauen zur Sprache; man ſolle den Verſuch machen, meinte er, und ſie in den Vereinen zulaſſen. Es wurde motivirte Tagesordnung beſchloſſen: der demokratiſche Congreß habe ja die gleiche Berechtigung Aller zu ſeinem oberſten Grundſatz gemacht. — Ob die republikaniſche Geſinnung in Deutſchland bereits die Oberhand gewonnen, darüber hörte ich im Congreſſe die widerſprechendſten Meinungen. Einige waren hellſehend und verſtändig genug, einzuräumen, ſie habe noch nicht die Majorität, namentlich wurde dieß von Sachſen behauptet, und auch von der Republik Frankfurt geäußert, es ſeyen daſelbſt keine demokratiſchen Elemente.

Die Würfel liegen auf dem Tiſch, die Parteien ſtehen an demſelben, das Spiel kann beginnen. Man ſpielt um die ſchönen Länder des deutſchen Reichs. Spielt nur immer zu; wenn ihr auch in der Hitze des Spiels überſeht, daß unterdeſſen die gehofften Gewinnſte von den Nachbarn hinweg getragen werden ſind, was thut das? ihr habt doch geſpielt. Armes Vaterland!

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Flucht aus Berlin

Man hat in neuerer Zeit verſucht, ſolcher Willkühr entgegen zu treten; man hat theilweiſe Accordarbeit anſtatt der im Tagelohn eingeführt; man hat die Maſſe der hier befindlichen Arbeiter zu verringern geſucht, indem man neue Arbeitsſtellen an der Oſtbahn, die wieder in Angriff genommen werden iſt, eingerichtet und denen, die ſich dahin überſiedeln wollen, freie Beförderung durch die Eiſenbahn zugeſagt hat. Dieſe Verſuche ſind mehrfach gelungen, aber ſie haben auch Widerſpruch und Widerſtand zur Folge gehabt und unter den Arbeitern ſelbſt zu blutigen Kämpfen geführt, weil es welche gibt, deren Anforderungen über die Grenzen des Billigen und Möglichen hinausgehen, und andere, die doch noch eine Grenze anerkennen und ihrer Ueberzeugung wegen, die ihnen zugleich Arbeit und Exiſtenz ſichern ſollte, von jenen angegriffen wurden, ihre Ueberzeugung auch realiter zu verfechten hatten.

Daß Berlin unter ſolchen Umſtänden immer leerer werden muß von Allen, denen Mittel und Umſtände die Flucht erlauben, liegt in der Natur der Sache. Wenn früher Amerika als ein Aſyl betrachtet wurde, wohin ſich diejenigen flüchteten, denen es im Vaterland zu enge wurde, die ſich der Feſſeln entledigen wollten, die ſeine Inſtitutionen um ſie geſchlungen, Andere dahin gingen, nur um ihr Glück zu machen, ſo richten jetzt auch diejenigen ihre Blicke nach dem fernen Welttheil, welche früher ſolche Excentricitäten mitleidig belächelten oder häufiger noch verurtheilten. Dort ſind die Zuſtände geordnet, hier iſt das Chaos; darum wollen die fliehenden Egoiſten ſich dorthin retten, die Undankbaren. Was ihnen Berlin bis jetzt an Freuden bot, haben ſie mitgenoſſen, aber ſeine Leiden wollen ſie nicht mit uns theilen. Wenn auch nicht alle das ferne Land zum Zielpunkt nehmen — ſie fürchten wohl auch den Weg über den Ocean und die Schiffsgelegenheit fängt an zu mangeln — ſo wollen ſie wenigſtens aus Berlin fort um jeden Preis; der Boden brennt ihnen unter den Füßen. Die Vornehmen gehen, ſie finden keine Ebenbürtigen mehr; ſie wollen nicht unter der Herrſchaft des Pöbels ſtehen, wie ſie das neue Regiment nennen; auf ihren Gütern werden ſie wenigſtens nicht fortwährend daran erinnert, daß ihr Reich zu Ende iſt, und man iſt ihnen hier zu ungezogen. Es iſt wahr, das elegante Element iſt aus dem Berliner Leben entſchwunden; man ſieht keine glänzenden Equipagen mehr, die bunten Uniformen, die ſonſt die Straßen und Plätze mit ihren heiteren Farben belebten, werden vergebens geſucht. Es werden ſchlechte Cigarren auf der Straße geraucht, und der Dampf bringt die Damen zur Ohnmacht; Berlin iſt eben keine Reſidenz mehr, wer kann hier alſo noch mit Anſtand wohnen? Die Reichen ferner fliehen aus Furcht vor Plünderung und weil ſie kein Vertrauen haben auf die, welche berufen ſind ihr Eigenthum zu ſchützen; aber ſie bereiten ihre Auswanderung gehörig vor und ſichern, was ſie zurücklaſſen müſſen, ſoweit eine Sicherheit in der jetzigen Zeit überhaupt möglich iſt. Viele endlich fliehen aus wahrer Seelenangſt, mit Preisgebung von Hab und Gut; in jedem bärtigen Geſicht ſehen ſie den wilden Republikaner, der ihnen an Leben und Ehre will, jede Ungezogenheit des polizeilich gar nicht beaufſichtigten Volks, jeder Maueranſchlag im aufregenden Sinne ſtößt ihnen Todesſchrecken ein. Dieſe ſchaden Berlin am meiſten, denn ſie verbreiten Angſt und Sorge in den Provinzen, ſie vermehren den Haß, den jene gegen die Hauptſtadt nähren, und ſie verhindern die Verſöhnung, die zum Heile dieſer wie des ganzen Landes von allen Parteien herbeigeführt werden ſollte.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 35.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 174. Freitag den 21. Juli 1848.

Miraris beatae
Famum et opes strepitumque Romae.
Horat:

Streifblicke durch London.

(Fortſetzung.)

Wer zu verſchiedener Tageszeit an den Wagenſtänden vorübergeht, wird bald bemerken, daß beim Beginn der Geſchäftsſtunden die Cabführer beſonders regſam ſind. Man blicke die Wagenreihe hinab, und ein Dutzend Finger ſchnellen empor, den Blick zu beantworten, während eben ſo viele Stimmen rufen: „ein Cab, Herr?“ Oft wenn ich die müſſigen Reihen geſehen, iſt es mir unbegreiflich geweſen, wie das Gewerbe die Leute nähren kann. Nur Wenige ſind Eigenthümer, die Meiſten Miether, und die Tagesmiethe eines einſpännigen Cab beträgt vierzehn Schillinge, d. h. vier Thaler zwanzig Groſchen. Fügt es ſich freilich, daß der Morgen ſchön iſt und um zehn oder eilf Uhr Regen einfällt, ſo mag das die Auslage decken und Ueberſchuß geben. Das heitere Wetter hat aus dem Hauſe gelockt, der Regen treibt zurück und die Fahrtare iſt niedrig. Wie auf einen Zauberſchlag verſchwinden die Cabs, zerſtäuben nach allen Richtungen, und der Mann, der die Pferde tränkt und dafür von jedem abfahrenden Cab einen halben Penny empfängt, muß flink ſeyn, um die Gebühr nicht einzubüßen. Außerdem iſt es wunderbar, wie ſchnell ein plötzlicher Schauer die vollſten Trottoirs verödet. Wer keinen Schirm hat oder ſich dadurch nicht hinreichend geſchützt glaubt, flüchtet unter Wetterdächer, bedeckte Durchgänge und offene Einfahrten, zählt die fallenden Tropfen mit mehr oder weniger Ungeduld und lacht demungeachtet über die Witze, welche der Eintritt oder das Vorüberrennen eines Durchnäßten unausbleiblich zur Folge hat. Solche Schauer, wie ſie unerwartet niederſtürzen, halten in der Regel auch nur kurze Zeit an, und weil ſie ſcheinbar oft aus blauem Himmel kommen, belehrt der Londoner den Fremden, bei Sonnenſchein den Regenſchirm mitzunehmen, und bei Regenwetter zu thun wie ihm beliebt.

Der Winter iſt vorüber, der Frühling kommt und mit ſeiner Ankunft verändert ſich noch Anderes, als daß die Straßenlampen nicht mehr um drei Uhr Nachmittags angezündet, die Rauchſäulen dünner, die Streifen blauen Himmels zahlreicher, die dicken ſchweren Ueberröcke der Herren gegen den leichten Taglioni, die Pelze und Mäntel der Frauen gegen Shawls und Mantillen vertauſcht werden. Maler klettern in den Vorſtädten an den Häuſern hinauf, die Façaden zu verzieren; in den Gärten vor denſelben beſchneiden mächtige Scheeren die Buchsbaumeinfaſſungen, mähen Sicheln den Raſenplatz und rollen eiſerne oder ſteinerne Walzen ihn glatt; frühe Blumen ſproſſen auf und friſch mit Kies belegte, feſt geſchlagene Gänge geben dem Ganzen den Anſtrich der Reinlichkeit; die kahlen Zweige der die Straße ſäumenden Bäume fangen an zu grünen und der Epheu, der dem Winter und dem Rauche getrotzt, treibt neue Spitzen. Bald gelangt der Flieder zur Blüthe und vervollſtändigt die Aehnlichkeit der Landſtraße mit einem ländlichen Spazierwege.

Wenn inzwiſchen das innere London ſeinen grauen Himmel und ſeinen Schmutz behält, ſo hindert dieß doch nicht, daß Tauſende, die dort wohnen, es jeder andern Stadt vorziehen. Tauſende denken noch heute wie Dr. Johnſon, gelehrten und groben

Andenkens, vor Jahren gedacht und geſchrieben. „Das Glück, in London zu leben," ſagt er, „kann nur der ermeſſen, der es eine Zeitlang genoſſen. Ich wage zu behaupten, daß es im Umkreiſe von zehn Meilen um den Ort, wo ich ſitze, mehr Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftliche Bildung gibt als im geſammten übrigen Königreich." In verwandter Weiſe ſpricht ſich Davy aus. „London war für mich," ſagt er, „die große Schaubühne intellektueller Thätigkeit, das Feld jeglicher Unternehmung und jeglichen Strebens, die Metropole der Geſchäfts-, der Gedanken- und der Handelswelt. Die erleſenſte Geſellſchaft lud den Geiſt täglich zu ihren Banketten, mit einer Abwechslung, daß er ſich nie überſättigen konnte, indem neue Gegenſtände der Politik, Literatur und Wiſſenſchaft ihn in ſteter Spannung erhielten."

Für andere Tauſende iſt dagegen London ein Ort der Nothwendigkeit, eine Art Gefängniß, wo ſie einförmige, geiſttödtende Tretmühlenarbeit zu verrichten haben. Maſchinenmäßig wickeln ſie ihren Tag, ihre Woche, ihr Leben ab, und kennen nicht das Verlangen, ein grünes Feld zu ſehen. Als Sonntagsfreude lehnen ſie an den Straßenecken, trinken in einer Schenke oder ſitzen und ſpielen in der dumpfigen Unterſtube einer abgelegenen Taverne. Man ſtelle ſich auf eine der Brücken, beobachte die vorüberfluthende Strömung, und man erblickt Muſterbilder des Jammers, wie vielleicht nur London ſie aufweiſen kann. Es iſt nicht allein Armuth und Entblößung, was man ſieht, es iſt hoffnungsloſes Elend mit der Gier des Wolfs in den eingefallenen Zügen und mit der Sprache des Wahnwitzes in den glühenden Augen. Sie ſtrömen mit der Maſſe, aber ſie gehören nicht zu ihr. — Dann drückt auch die angeſtrengte Arbeit in der Einwirkung auf den Körper ſich nirgends ſichtbarer aus als in London. Der Mann dort mit der hohen Schulter, dem rechts geneigten Kopfe, dem linken vorwärts geſchobenen und dem rechten zurückgehaltenen Arme mit gekrampften Fingern iſt ein Feiler in einer Maſchinenfabrik. Der hinter ihm in verſchoſſenem Rock, mit gebückter Haltung, geſchweiften Beinen, ſchleppendem Gange und dem rechten unſtät ſchwingenden Arm — der Schneider iſt nicht zu verkennen. Ein Dritter mit grober, unreiner, um die Hüfte aufgerollter Leinwandſchürze, der weit, aber langſam ausſchreitet und den linken Fuß einwärts kehrt — er iſt ein Tiſchler. Gleich der körperlichen Beſchäftigung hat die geiſtige ihr Gepräge, und es bedarf nicht des Scharfblicks eines Lavaters, um aus den Geſichtern abzuleſen, wer in Wolle, Seide, Eiſen, Zucker, Indigo oder Staatspapieren „macht."

(Schluß folgt.)

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

(Fortſetzung.)

Etwas weiter finden wir ein kleines Häuflein Griechen gelagert. Sie tragen hohe rothe Mützen, elegant geſchnittene, mit Stickerei verzierte blaue Jacken und weite kurze Schalwari (Beinkleider) von gleicher Farbe. Man ſieht's ihren lebhaften, aber unzuverläſſigen Augen, ihren verſchmitzten, berechnenden Geſichtern gleich an, daß es Handelsleute ſind. Dicht neben den Griechen kauern einige Armenier, mit den Fingern, ohne Beihülfe von Meſſer und Gabel, ihr Mittagsmahl dem Munde zuführend. Sie haben ihr blaues Obergewand mit den aufgeſchlitzten fliegenden Aermeln, um ſich's bequem zu machen, bei Seite gelegt und ſitzen da mit ihren hohen, ſtumpf zulaufenden Mützen aus ſchwarzem Schaffell, in engem, mit dem Gürtel umwundenem Archeluk und weiten, hellfarbigen Beinkleidern. Auch ihnen ſieht man's auf der Stelle an, daß ſie Kaufleute ſind, und man weiß nicht, ob man bei genauer Beobachtung ihres Geſichts ihnen oder den Griechen den Preis der Schlauheit zuerkennen ſoll. Man hat in Rußland, um die Schlauheit und die Kniffe der handeltreibenden Völker des Orients in ihren verſchiedenen Graden zu bezeichnen, ein Sprüchwort, welches alſo lautet: „Zwei Juden gegen Einen Ruſſen — zwei Ruſſen gegen Einen Perſer — zwei Perſer gegen Einen Armenier — zwei Armenier gegen Einen Griechen: ſo bleibt ſich der Handel gleich." Nach dem zu urtheilen, was mir darüber zu Augen und Ohren gekommen, wird dieſes Sprüchwort durch die Erfahrung vollkommen beſtätigt.

Wenden wir uns weg von dieſen Repräſentanten der Schlauheit und des Betrugs, und gehen wir einige Schritte weiter auf unſerer völkermuſternden Wanderung. Wir finden da vor uns, die einen ſitzend, die andern ſtehend, ſechs bis acht Imerier, vom Knaben- bis zum Mannesalter. Es ſind einfache, harmloſe, wohlgebaute, aber ärmlich gekleidete Leute. Man ſieht, daß ſie gekleidet ſind, wie es der Zufall eben gewollt hat. Der Eine trägt einen abgeſchabten Tſcherkeſſenrock, welchen der Schneider gewiß nicht für ihn beſtimmt hat, der Andere eine Jacke, deren Aermel einen halben Fuß zu lang ſind; Einige gehen mit, Andere ohne Schuhe. Von ihrer hübſchen Nationaltracht iſt ihnen nichts übrig geblieben, als ihre ſeltſam geformte platte Mütze, ein kaum das Obertheil des Kopfes bedeckendes ſteifes, dunkelgefärbtes, filzartiges Stück Zeug, von unter dem Kinn zugeknüpften Bändern gehalten. Die Imerier führen

als Grund der Entſtehung ihrer ſonderbaren Kopfbedeckung an, es ſeyen früher die Wälder ihres Landes ſo dicht und undurchdringlich geweſen, daß Niemand darin hätte gehen können, ohne ſeine Mütze zu verlieren; man wäre deßhalb, um dem Kopfe Schutz und den Zweigen und Dornen Trutz zu bieten, auf die Erfindung der eben beſchriebenen feſten Plattmütze gekommen. Die Sache hat etwas für ſich.

Während die Türken unſeres Schiffes ſtarr und unbeweglich daſitzen, die Griechen, Perſer, Juden und Armenier hingegen über gemachte oder noch zu machende Handelsſpekulationen ſprechen und ſinnen, ſingen die Imerier heiter und ſorglos ein Lied vor ſich hin. Haben ſie das eine Lied zu Ende geſungen, ſo fangen ſie ein anderes wieder an und unterbrechen ihre tönende Beſchäftigung nur zuweilen und ziehen ſich ſcheu zurück, wenn einige von den Damen oder den Offizieren des Schiffs in ihre Nähe kommen. Uebrigens muß der Liederſchatz dieſer guten Leute eben nicht groß ſeyn, da man ſie überall und immer dieſelben Geſänge wiederholen hört, welche noch dazu ſämmtlich einer frühern Zeit ihre Entſtehung zu verdanken haben. Man findet unter dieſen imeriſchen Volksliedern einige ganz allerliebſte; das hübſcheſte und unter dem Volke ſelbſt beliebteſte davon, welches ich auch hier jeden Tag ſingen höre, hat Dubois in ſeinem trefflichen Reiſewerke in der Ueberſetzung mitgetheilt, weßhalb eine nochmalige Wiederholung überflüſſig erſcheinen dürfte.

Nach Tiſche, wenn es ruhiges Wetter iſt, tanzen die Matroſen einen Nationaltanz. Alles nimmt Theil an der Unterhaltung, von allen Seiten ertönt lautes Händegeklatſch im Takt mit den Bewegungen der Tänzer; Griechen, Armenier und Juden vergeſſen ihre Schachergedanken, um dem muntern Treiben auf dem Verdeck zuzuſehen, die Türken allein bleiben ernſt und unbeweglich auf ihrem Platze ſitzen, ohne ſich einmal nach der bunten rührigen Menge hinter ihnen umzuſehen. Ein Türk wird eher fünfmal den Arm zum Kopfabſchlagen, als fünfmal den Fuß zum Tanzen aufheben.

Die Winde, des Meeres ſtürmiſche Buhlen, haben ihre Geliebte verlaſſen, die jezt heitern Antlitzes mit der Sonne liebäugelt und uns geduldig weiter ſchaukelt auf ihrem wogenden, farbenbunten Schooße. Wir haben unſern Rückweg nach Kertſch angetreten und landen bei der Veſte Sſuchum-Kalé. Ein ehrwürdiger Greis, in ſilberverziertem, blauen Gewande, und gefolgt von ſtattlicher Reiterescorte, kommt auf uns zugeritten. Das iſt Kazi-Morgana, der alte Abchaſenfeldherr, früher der Prophet der Freiheit in den Gebirgen von Abchaſien und einer der furchtbarſten Feinde der Ruſſen, jezt General in ruſſiſchen Dienſten.

Während der General v. Budberg mit ſeinem Gefolge nach Sſojuk-Sſu, der Reſidenz des Herrſchers von Abchaſien reitet, um mit dem Fürſten Michail Schirwaſchidſé Unterhandlungen zu pflegen, beſuche ich in Geſellſchaft der Damen die herrlichen Gartenanlagen von Sſuchum-Kalé, und finde, nachdem wir Alles beſehen haben, noch Zeit, mit Herrn Belline, Konſul aus Odeſſa, einen Ritt in die Umgegend zu machen, wo maleriſche Fels- und Bergpartien, eine üppige Vegetation, kurz Naturſchönheiten jeder Art das Auge entzücken. Unſere unermüdlichen Reitthiere tragen uns die ſteile Anhöhe hinauf, wo die Ruſſen, der geſunden Lage wegen, eine Militärkolonie angelegt haben. In der Mitte der Kolonie ſteht ein alter, ehrwürdiger Nußbaum, der ſeiner Größe und ſeines rieſigen Umfangs wegen an der ganzen Oſtküſte des Pontus berühmt iſt. Unter den Zweigen dieſes Rieſenbaums kann ein ganzes Bataillon Soldaten campiren.

Wir kehren auf unſer Schiff zurück; bald kommt auch der General mit ſeinem Gefolge nach, und wir ſteuern weiter nach der Feſtung von Bambor, der Reſidenz des trefflichen Generals von Wrangel. Wir verweilen an jedem Orte nur gerade ſo lang als nöthig iſt, um das Geſchütz, die Feſtungswerke, das Hoſpital, die Militärkolonie, die neuen Anlagen und Bauten zu beſichtigen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Während wir ſo Alles in Augenſchein nehmen, hat der Kapitän unſeres Schiffs ſchon wieder eine Anzahl Paſſagiere entlaſſen und andere dagegen aufgenommen. So bietet ſich uns täglich die größte Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Bilder dar. Bald wird das Auge erfreut durch den Anblick der großartigen Naturſchönheiten, die uns umgeben, und bald wird es getrübt durch den Anblick eines Trupps unglücklicher, kranker Soldaten, die ihren dumpfen Hütten entriſſen, aus einer ungeſunden Gegend in eine geſundere geführt werden, um ihr freudenloſes Daſeyn noch auf ein paar Jahre zu verlängern. Sie ſchwanken umher wie Schatten, und man weiß nicht was grauer und fahler ausſieht, ob ihr bleifarbenes Geſicht oder der grobe Mantel, der ihre welken Glieder umhüllt. In allen Feſtungen, welche wir berühren — und es ſind ihrer über zwanzig an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres — ſehen wir uns vergebens unter den Soldaten nach einem friſchen, muntern Geſichte um; die Geſichter der armen Menſchen ſind alle ſo faltig, ſo aſchgrau wie die Säcke, in welchen ihr Commisbrod ſteckt. — Doch was ſage ich? Hier wird vor uns eine Compagnie gemuſtert, lauter friſche, lebenskräftige Burſche; auch nicht Einer darunter, auf welchen die obige Beſchreibung paßte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Juli.

Die proviſoriſche Regierung. — Das Heer- und Wehrweſen.

Unſere derzeitige proviſoriſche Regierung iſt ihrer Entſtehung und ihrem Weſen nach im Grunde eine republikaniſche, ſo wenig man auch hier anderweitig im Allgemeinen von einer Republik etwas wiſſen zu wollen ſcheint. Die proviſoriſche Regierung iſt nicht allein aus dem Willen des Volks hervorgegangen, ſondern ſie wird auch noch immer von dieſem Willen getragen, und wenn ſie auch nur im Namen des Monarchen regieren will, der ja unfrei ſeyn ſoll, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſer unfreie Monarch gegen dieſe ſeine wahre oder angebliche Unfreiheit fortwährend eben ſo laut und hartnäckig proteſtirt, wie gegen die proviſoriſche Regierung ſelbſt. Wie nun aber auch immer die Stellung der proviſoriſchen Regierung ſeyn mag, ſo iſt doch ſo viel klar und unumſtößlich, daß ſie nicht allein eine Nothwendigkeit war, ſondern auch entſchieden die beſte und landesfreundlichſte iſt, die wir hier jemals gehabt haben, und daß das Land ihr treuer und liebevoller anhängt, als irgend einer früheren von Gottes Gnaden, obgleich ihr Regiment nicht gerade in eine Roſenzeit für's Land gefallen iſt. Die Perſönlichkeit des gleichſam als Präſident an ihrer Spitze ſtehenden Beſeler iſt zu bekannt, als daß ich hier etwas über ihn anzuführen brauchte. Er iſt ein kräftiger, entſchieden deutſcher Charakter, wenn gleich mehr eine nationale, als politiſche Größe. Der Graf Reventlow-Preetz war früher als ein ziemlich ſtarrer Ariſtokrat bekannt; ich glaube auch nicht, daß er dieſer ſeiner politiſchen Geſinnung in jüngſter Zeit ſonderlich untreu geworden iſt, und die möglichſte Wahrung der Intereſſen der hieſigen Ritterſchaft und einer geſellſchaftlichen Ariſtokratie überhaupt war wohl neben ſeinem bekannten Dänenhaſſe der Hauptgrund, weßhalb er ſich der proviſoriſchen Regierung als integrirender Theil angeſchloſſen hat, während man andererſeits ihn wohl nur deßhalb in dieſelbe aufnahm, um die hieſige Ritterſchaft in die Bewegung mit hinein zu ziehen. Der Graf iſt übrigens einer conſtitutionellen Verfaſſung gewiß nicht abgeneigt, vorausgeſetzt, daß die Ariſtokratie darin ihre gebührende Stelle findet, und er wird daher vornehmlich auf eine tüchtige Vertretung der Ritterſchaft und eine ariſtokratiſch geſtaltete erſte Kammer hinzuwirken ſuchen. — Der Prinz von (Schleswig-Holſtein-Sonderburg) Auguſtenburg, Bruder des Herzogs gleichen Namens, war früher Statthalter der Herzogthümer und Oberbefehlshaber der hier garniſonirenden Truppen, mußte aber dieſe Würde im letzten Regierungsjahre Chriſtians VIII. niederlegen. Er iſt ein tapferer Ritter für die Erbanſprüche ſeines Hauſes, und da er beliebt bei den Soldaten und ein entſchloſſener Mann iſt, ſo verdankt man ihm hauptſächlich den ſo raſchen Uebertritt des hieſigen Militärs zur Landesſache, und namentlich auch die ſchnelle und unblutige Einnahme der Feſtung Rendsburg, wovon der Erfolg der Bewegung zunächſt abhing. Dieß iſt das bleibende Verdienſt des Prinzen, das ihm gutgeſchrieben werden muß, wogegen aber leider ſein Kriegsminiſterium und ſein Oberbefehl im Felde keineswegs der Art iſt, daß man damit zufrieden ſeyn kann. Der Prinz beſitzt offenbar weder die Eigenſchaften eines guten Kriegsminiſters, noch die eines guten Obergenerals, und man wünſcht daher immer entſchiedener ſeine Entfernung von dieſem Poſten, die indeſſen wohl ſchwerlich zu ermöglichen ſteht. Der Advokat Bremer aus Flensburg iſt ein warmfühlender Patriot und ein ſehr rechtſchaffener Mann, daher allgemein beliebt und geachtet. Der Kaufmann Schmidt aus Kiel iſt dortiger engliſcher Conſul, ein in Handels- und Schifffahrtsangelegenheiten erfahrener Mann. Das ſechste und zuletzt hinzugekommene Mitglied der proviſoriſchen Regierung iſt der Eiſenbahndirektor Olshauſen, früher Redakteur des Kieler Korreſpondenzblattes und noch Eigenthümer deſſelben. Olshauſen iſt ein durchgebildeter, entſchiedener politiſcher Charakter demokratiſchen Glaubens und vielleicht die bedeutendſte politiſche Perſönlichkeit im ganzen Lande. Er war zur Zeit der Errichtung der proviſoriſchen Regierung als Abgeſandter des Landes zu Kopenhagen, aus welcher Löwengrube er ſich nur mit genauer Noth rettete, und man dachte, wie es ſcheint, nicht an ſeine Mitaufnahme in die Regierung; allein die Stimme der Volkspartei erhob ſich ſo laut und kräftig für ihn, daß man ihr nachgeben mußte, wie ungern dieß auch vielleicht von manchen Seiten geſehen wurde, da er den Altbewährern natürlich ein Dorn im Auge iſt, auch wegen ſeiner frühern neuholſteiniſchen Tendenzen bei manchem Schleswig-Holſteiner alten Stils noch immer nicht ſonderlich angeſchrieben ſteht. Er gilt wegen ſeiner ſtarken demokratiſchen Richtung bei vielen für einen Kryptorepublikaner und ſeine zahlreichen politiſchen Gegner gehen gar ſo weit, ihn communiſtiſcher Beſtrebungen zu beſchuldigen, ohne vielleicht ſelbſt an die Wahrheit dieſer albernen Beſchuldigung zu glauben. Die proviſoriſche Regierung erfreut ſich, wie gleich Anfangs bemerkt wurde, der Liebe und Achtung des Landes, man fürchtet ziemlich allgemein das, was nach der proviſoriſchen Regierung kommt, und iſt der Meinung, der einzige Fehler derſelben ſey der, daß ſie nur als proviſoriſche daſtehe. Wir haben hier endlich nach langer Zeit eine Regierung, die patriotiſch denkt und ein Herz für Land und Volk hat. Man vorzimmert nicht bei ihr, ſie iſt Allen zugänglich, ertheilt raſche und gute Entſcheidungen und iſt äußerſt thätig; was Wunder daher, wenn man mit ihr zufrieden iſt und keine andere ſich wünſcht? — Die Unabhängigkeitserklärung traf das Land in einem ſehr wehrloſen Zuſtande. Von dem hieſigen Militär ſtand nur die ſchwache dienſtthuende Mannſchaft unter den Waffen, bei weitem die meiſten Offiziere waren Dänen, und eine Bürgerwehr gab es, außer in Altona, noch gar nicht. Es fehlte zudem an dem nöthigen Heergeräth, die Ausrüſtung war ſehr mangelhaft, ja ſelbſt an hinreichenden Waffen gebrach es und die Feſtung Rendsburg befand ſich in einem völlig vertheidigungsloſen Zuſtand. Nur unterſtützt von etwa zweitauſend zwar muthigen, aber ſchlecht organiſirten und ſelbſt nur mittelmäßig angeführten Freiſchärlern, konnten natürlich die hieſigen wenigen und führerloſen Truppen dem Anfalle der Dänen nicht widerſtehen, ſondern mußten ſich vor ihnen bis nach Rendsburg zurückziehen. Wären die Preußen, wären ſpäter die Truppen des zehnten Armeecorps dem hieſigen Lande nicht zur Hülfe gekommen, ſo würde es wahrſcheinlich wieder unter die Botmäßigkeit der Dänen gerathen und damit einem großen Drucke entgegengegangen ſeyn, denn die ſchnell in einigen Gegenden improviſirte Volksbewaffnung bedeutete nicht viel, ſie lief meiſtens ſogleich beim Herannahen der Dänen in alle vier Winde und lieferte ſodann mit großer Gutmüthigkeit ihre Waffen aus. Nur auf Fehmarn und in Eiderſtedt herrſchte etwas größerer Muth und mehr Entſchloſſenheit bei der Bevölkerung, und ſie hätte wahrſcheinlich einfallenden Dänen Widerſtand geleiſtet.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 175. Sonnabend den 22. Juli 1848.

Haec dicit Dominus exercituum: Ego tuli te de pascuis sequentem greges, ut esses dux super populum meum.

Lib: Regum II.

An Johann von Oeſterreich.

Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge,
Mit dem Auge hell und frei,
Gott mit dir und deinem Werke!
Führ's mit dem aus, feſt und treu!

Du, der ungern in Paläſte
Einſt geſetzet ſeinen Fuß,
Lieber trug zum Felſenneſte
Eines Adlers ſeinen Gruß;

Du, der oft im Morgenſtrahle,
In der Alpen Kräuterduft
Trank aus mächtigem Pokale
Der Natur die Bergesluft;

Du, der in der Wälder Hallen,
Auf der Gemſe Felſenſpur
Las in Kräutern, Stein, Metallen
Früh das Leben der Natur;

Du, der mit dem Pflug gefahren,
Der ſich ſelbſt gepflanzt den Kohl,
Deſſen Höflinge einſt waren
Schlichte Bauern in Tirol:

Führ' uns aus dem Dunſt in's Freie,
Schaff' uns Allen Bergesluft!
Auf denn mit Tirolertreue,
Wenn dein mächtig Hifthorn ruft!

Auf denn, auf mit frohen Schwingen,
Kreiſend um dein Silberhaar,
Daß dir muß der Sieg gelingen,
Deutſcher Jugend kühner Aar!

Juſtinus Kerner.

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

(Fortſetzung.)

Ganz richtig! Das ſind Soldaten, welche erſt vor acht Tagen aus Rußland angekommen ſind und noch einexercirt werden müſſen. Dieſe wackern Burſche haben noch keinen Sommer hier mitgemacht; nur ein halbes Jahr Geduld, und ihre Augen werden ſo matt und ihre Wangen ſo blaß ſeyn wie die ihrer Brüder.

Aber iſt denn dem Uebel gar nicht abzuhelfen? »Nebo wüssoko, Czar daloko!« (der Himmel iſt hoch, der Kaiſer iſt weit.) — Das iſt die gewöhnliche Antwort des im Unglück lebenden Ruſſen. Dem Uebel wäre nur abzuhelfen, könnte man mit einem Zauberworte Berge verſetzen, Sümpfe austrocknen, böſe Dünſte verſcheuchen und Segen und Gedeihen pflanzen, wo bisher nur Siechthum und Elend gewachſen. Was hier unter den vorwaltenden Umſtänden zur Verminderung der allgemeinen Noth gethan werden kann, geſchieht gewiß von Seiten des umſichtigen Chefs, General v. Budberg, der einer der edelſten und würdigſten Männer iſt, die ich je im Leben kennen gelernt habe. Aber die Schwierigkeiten, mit welchen er hier zu kämpfen hat, ſind gar zu groß und die Mittel, die ihm zu Gebote ſtehen, ſind gar zu gering.

Es ergriff mich ein wehmüthiges Gefühl, als ich die unglücklichen neuangekommenen Opfer des Krieges und des Siechthums in Reih und Glied aufgeſtellt ſah. Sie wiſſen nicht, warum man ſie ihrer

Heimath entriſſen und Tauſende von Werſten weit her in dieſes fremde Land geſchleudert hat; ſie wiſſen nicht, um was ſie kämpfen, noch gegen wen ſie kämpfen. Das Einzige, was ſie wiſſen, iſt, daß ſie ihre Heimath nie wieder ſehen werden.

Doch hinweg mit dieſen düſtern Betrachtungen, die unwillkührlich aus der Seele in die Feder ſpringen! Suchen wir den Schatten, welchen wir dadurch auf unſere Erzählung geworfen, durch Anführung einiger der vielen heitern Bilder, die uns auf unſerer Fahrt ergözten, zu verſcheuchen.

Wir landen in Sſotſcha, derſelben Feſtung, in welcher Madame Pépin, tapfern Andenkens, ihre Sporen verdiente. Die Nachricht der Ankunft des kommandirenden Generals verbreitet ſich immer gleich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Küſte. Von allen Seiten kommen Häuptlinge und Gemeine zu Fuß und zu Pferde herangezogen; die Häuptlinge, um mit dem General zu unterhandeln, die Gemeinen, um das wunderbare Otſch-Gjemmi (wörtlich: Feuerſchiff), welches ohne Segel und Ruder fährt, zu begaffen. Auch dieſesmal hat ſich eine ſtaunende Menge am Ufer verſammelt, und viele von ihnen bezeigen Luſt auf's Schiff zu ſteigen, werden jedoch von den Soldaten und Matroſen kurz zurückgewieſen.

„Sollte der Anblick eines ſolchen Kriegsfahrzeuges," fragte ich einen neben mir ſtehenden Offizier, „den Tſcherkeſſen nicht die Ueberzeugung von der überlegenen Macht der Ruſſen einflößen?" — „Nicht im mindeſten," erwiderte der Gefragte. „Dieſe Leute haben, ihre Verhältniſſe mit uns anbetreffend, weder Willen noch Gedanken; ſie folgen ganz der Leitung und den Eingebungen ihrer Häuptlinge, von denen die meiſten zu wiederholtenmalen in Conſtantinopel geweſen, wo ſie in dem ſchönſten Hafen der Welt Hunderte von Schiffen aller Nationen geſehen haben, welche ſie natürlich bei ihrer Unwiſſenheit ſämmtlich als im Dienſte des Sultans ſtehend betrachten, und im Vergleich mit welchen ihnen die wenigen von unſern Schiffen, die an ihrer Küſte kreuzen, höchſt unbedeutend erſcheinen. So lange bei den Tſcherkeſſen der Glaube an die Allmacht des Sultans und an die von ihm zu erwartende Hülfe noch ſo feſt wurzelt wie bisher, wird an ihre vollkommene Unterwerfung nicht zu denken ſeyn."

Kaum waren wir an's Land geſtiegen, ſo drängten ſich eine Menge Tſcherkeſſen auf den General zu, ihn mit Bitten und Anliegen beſtürmend. Der Eine ſuchte dabei dem Andern das Wort abzuſchneiden, und es entwickelte ſich wieder ein ohrenverwirrendes Schreien und Lärmen, welches durch unter den am Ufer ſtehenden Zuſchauern ausgebrochene Zänkereien noch vermehrt wurde. — „Das gibt faſt denſelben Auftritt hier, wie neulich beim Scheibenſchießen in Ardiller," bemerkte, ſich zu mir wendend, der oben erwähnte Offizier. — „Was gab es denn da?" fragte ich neugierig.

(Schluß folgt.)

Streifblicke durch London.

(Schluß.)

Bei einer Wanderung durch die Stadt muß im Bereiche der kleinen Londoner Gewerbe mancherlei auffallen. Nichts bleibt ungenuzt. Vor der Thür eines Mannes, der Ueberſchuhe und Schmutztreter verfertigt — eiſerne, unter'm Fuß befeſtigte Ringe, pattens — ſtehen Körbchen mit den von den buchenen Sohlen abgeſchnittenen Stückchen, brauchbar zur Erhitzung der Plattſtähle; der Inhalt des Körbchens koſtet einen Penny. Unfern davon unter einem Wetterdache, das zur Hälfte einen Verkaufsladen ſchüzt, ſind ein Mann und zwei oder drei Knaben mit Sägen und Spalten von Holz zum Feueranzünden beſchäftigt. Der Eine ſägt die Klöze zu der erforderlichen Länge; ein Zweiter ſpaltet ſie in die üblichen Stäbchen; ein Dritter bindet dieſe mit Hülfe eines kleinen Hebels und einer ſtarken Oeſe wunderbar ſchnell und genau zu Bündelchen, deren eines im Einzelverkauf den obligaten Penny koſtet. Obgleich dieſes Gewerbe zu den kleinen gehört, erheiſcht es nicht unbeträchtliches Kapital. Am Ufer des Surreykanals kenne ich einen Holzhof im Umfange eines halben Morgens, wo aus Canada gebrachte Fichtenſtämme in der Höhe von dreißig oder vierzig Fuß aufgeſtapelt liegen, um von zweiter Hand zum Anzünden der Londoner Kohlenfeuer in der beſchriebenen Weiſe zerſchnizelt zu werden. — Weniger Kapital bedarf das Schuhflicker-Handwerk, das immer noch in Höhlen betrieben wird, halb auf der Straße, halb im Keller, und deren Inſaſſen von früh bis Abend thätig ſind. Sie repräſentiren ein, wie es ſcheint, unſterbliches Geſchlecht, zu deſſen Eigenthümlichkeiten es gehört, daß noch Keiner, ſelbſt wenn er die Mittel dazu hatte, ſeine Höhle gegen ein wohnlicheres Lokal vertauſcht hat. Auf ziemlich gleicher Fläche ſtehen diejenigen, die von einem Fleiſcherladen zum andern ziehen, um die Sägen zu ſchärfen und friſch zu zähnen. Sägen in einem Fleiſcherladen mag manchen deutſchen Leſer befremden, oder hat in den lezten Jahren die Civiliſation in Deutſchland auch den Fortſchritt gemacht, daß die Fleiſcher dort nicht mehr wie ſonſt zum Zertheilen der Fleiſchſtücke Aexte und Beile gebrauchen, die Knochen

zerſplittern, die kleinen Splitter in das Fleiſch treiben und dadurch das Leben unvorſichtiger Eſſer gefährden? Thun ſie jezt, wie ſeit lange ihre engliſchen Brüder, die ſtatt der Beile ſich ſeiner Sägen und ſcharfer Meſſer bedienen, mit lezteren das Fleiſch bis auf den Knochen und dieſen mit erſteren ſo ſauber zerſchneiden, daß es nicht ein Greuel, ſondern eine Luſt iſt zuzuſchauen? Den fraglichen Schärfern genügt zu ihrem Geſchäfte ein halbes Dutzend Feilen, ein Hammer und eine ſogenannte Sägebank, eine Bank mit Schrauben und Klammern und blau angeſtrichen. Die Schärfer ſind ein luſtiges Völkchen; ſie pfeifen, trällern oder ſingen, während ſie am Rande des Trottoirs ihre Arbeit verrichten.

Eine andere Art von kleinerem Gewerbe wird in den Läden geübt, wo Abgänge von Rind- und Schöpſenfleiſch, von Speck und Käſe in Häufchen zu einem Penny Verkaufsartikel ſind. Daß ſie beſonders appetitlich ausſehen oder in die Zahl der Leckerbiſſen gehören, dürfte über den Kreis der Käufer hinaus ſchwerlich behauptet werden; jedenfalls geben ſie einen Beweis mehr, daß in London nichts ungenuzt bleibt und daß, wie gering und ſelbſt widrig eine Waare auch ſey, ſie ihren Käufer findet. Uebrigens bieten der New Cut im Lambeth, das obere Ende der White Croß Street und Clare Market dem wißbegierigen Fremden vielfache Gelegenheit, in Betreff der animaliſchen Nahrungsmittel der unterſten Stände Erfahrungen zu ſammeln.

Eine eigene Klaſſe bilden die Jungen, die ſo viel beſitzen, um für eigene Rechnung Zeitungen zu verkaufen. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend kennen ſie keine Ruhe, keine Raſt. Ob irgend eine wichtige Neuigkeit eine zweite oder dritte Auflage veranlaſſen werde, wittern ſie mit untrüglichem Inſtinkt. Wer nach London kommt und ein eigenthümliches Schauſpiel ſehen will, verfehle nicht ihre Börſe zu beſuchen. Sie iſt allerdings kein Gebäude, ſondern wie vor Jahrhunderten die Londoner Kaufherren ſich zu beſtimmter Stunde unter Gottes freiem Himmel in der Lombardſtraße trafen, ſo finden ſich die Zeitungsjungen Nachmittags vier Uhr in der nach dem Strand einmündenden Katharinenſtraße zuſammen, und während die Wechſelgeſchäfte jener Tauſende von Pfund Sterling betrafen, beſchränken ſich die Tauſchgeſchäfte dieſer auf Schillinge und Pence. Aber es ſtellt ſich heraus, daß mancher Junge ſeinen Penny ſo nuzbar umzuſezen weiß, wie der Mäkler oder Stockbroker ſein Pfund. Einmal in der Nähe des Strand, gehe der Fremde nach dem Somerſethauſe. Er wird in der Säulenhalle zwei Männer gewahren mit wettergebräunten Geſichtern, Jacke und Beinkleid von blauem Tuch und, was den Matroſen vollends bezeichnet, mit ſpiegelhell polirten Schuhen. Im viereckigen Hofe des Somerſethauſes iſt ein Admiralitätsbüreau zur Auskunftsertheilung für Seeleute. Dieſen Anweiſung zu ertheilen, wohin ſie ſich zu wenden haben, iſt die ſelbſt übernommene Miſſion jener beiden Männer, und die ſprüchwörtliche Freigebigkeit des Seemanns läßt den Dienſt nur unvergolten, wenn ihm alle Mittel dazu fehlen.

Auf ſo verſchiedenen Angeln dreht ſich das kleine Gewerbe. Am mannigfaltigſten zeigt es ſich Sonnabends bei einbrechendem Dunkel, wo Kleinhändler alle Straßenecken belagern, laute und ſchrille Rufe die Verkaufsartikel nennen und Lockungen jeder Art ihre Anziehungskraft erproben ſollen — hier vor einem Kleidermagazin in Form einer vom Inhaber bezahlten Muſikbande, die bis zur Mitternachtsſtunde weithin ihre Töne entſendet, dort durch die Verkündigung, daß, wer für zwölf Pence kauft, drei zurück erhält. — Viele ſieht man dann einhergehen mit ſchweren blauen Beuteln, wie die Advokaten ſie haben. Aber die Leute ſind weder Rechtsgelehrte, noch enthalten die Beutel Pergamente und Akten. Einen blauen Beutel zu tragen, ſchadet Niemand an ſeiner Reſpektabilität; daher vertritt ein ſolcher die Stelle eines Korbes, und was ihn ſchwer macht, iſt vielleicht eine für den morgenden Mittag wohlfeil erhandelte Schöpſenkeule mit den unvermeidlichen Kartoffeln. Der blaue Beutel rettet den Schein, und ſey immerhin arm, ſagt der Londoner, nur laß Niemand es ſehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der große Aufſtand

Man hatte von der lezten Revolution gerühmt, daß ſie keinen Bürgerkrieg veranlaßt, kein Blut vergoſſen habe, außer im Kampf gegen die Truppen Ludwig Philipps, und man ſchrieb überall das Wort „Brüderſchaft“ zum Zeichen der Uebereinſtimmung der Gemüther an. In den erſten Tagen konnte man auch wirklich glauben, daß die Einführung der republikaniſchen Verfaſſung Allen genügen, alle Gemüther beruhigen werde. Aber ſchon im April, und noch mehr am 15. Mai ſah man, daß es

zwei mächtige Parteien in der neuen Republik gebe. Die eine will keine ſociale Umwälzung, ſondern allmählige Verbeſſerungen, wie ſie jeder Vernünftige will; die andere, in welcher die Communiſten die Hauptrolle ſpielen, will die geſellſchaftliche Ordnung geradezu umſtürzen, die Vermögenden berauben, um die Unbemittelten wohlhabend zu machen, die Gebildeten von den Aemtern entfernen und dieſe den Ungebildeten geben. Zu dieſer Partei geſellt ſich dann die Hefe des Volks, die aus den Gefängniſſen, beſonders aus den Bagnos entlaſſenen Verbrecher, welche in den Strafanſtalten weit öfter ſchlimmer als beſſer werden. Dieſe Menſchen ſind eine wahre Plage für die Geſellſchaft in Frankreich; faſt bei allen Diebs- und Räuberbanden, bei allen Aufſtänden ſind ſie ſtark betheiligt. Sie ſind zwar nicht immer roh, aber von Grund aus verderben. Das Pönitentiarſyſtem, welches man an ihnen hie und da verſucht hat, kann ihnen das Gehirn verrücken, aber gebeſſert hat es noch keinen von ihnen. Dieſe Elemente, zu welchen ſich dann noch die Anhänger der aus Frankreich vertriebenen Dynaſtien geſellten, vereinigten ſich zum Aufſtand, der nach einigen kleinen Verſuchen am 23. Juni ausgebrochen iſt und erſt nach viertägigem Kampf und Blutvergießen unterdrückt werden konnte. Dieſer Aufruhr hatte offenbar zum Zweck, die jetzige Regierung zu ſtürzen, Barbes und Blanqui an die Spitze einer neuen Regierung zu ſtellen, etwa auch den zweideutigen Ledru-Rollin ihnen beizugeben, und dann die Vermögenden zu plündern oder ſo hart zu beſteuern, daß die Unbemittelten ſich dadurch in gewiſſem Grade bereichern könnten. Sie hatten dieſen Zweck ſchon bei der Februarrevolution, und daher führten ſie auch immer den Ausdruck: „ſociale Republik“ im Munde; es iſt der Krieg der Proletarier gegen die Anſäßigen und Eigenthümer. Damals konnten ſie bloß die Vertreibung der Orleanſchen Dynaſtie und die Einführung der Republik durchſetzen; damit war ihnen aber bei weitem nicht gedient; ſie wollten etwas Reelleres, etwas unmittelbar Vortheilhafteres. Sie machten einige Verſuche, ihr Vorhaben durchzuſetzen, beſonders ſeit ſie ſahen, daß die Wahl zur Nationalverſammlung nicht in ihrem Sinn ausgefallen war, und ſie alſo von dieſer Seite wenig zu erwarten hatten. Dieſe Verſuche mißlangen, und der vom 15. Mai hatte die Verhaftung der Anführer und unruhigſten Köpfe, Barbes, Blanqui, Raſpail, zur Folge, wie auch die Auflöſung der ſonderbaren Leibwachen, welche einige der neuen Regierungsmitglieder ſich beigelegt hatten. Aber dadurch war das Uebel keineswegs beſeitigt; denn andererſeits wuchs es durch eine Einrichtung, welche immerhin gut hätte wirken können, wenn man dabei weniger kopflos zu Werk gegangen wäre. Dieß waren die ſogenannten Nationalwerkſtätten, welche dazu dienen ſollten, den von ihrer Handarbeit Lebenden, welche einſtweilen durch die Revolution in gezwungenen Ruheſtand verſezt waren, Arbeit und Unterhalt zu verſchaffen. Die Art aber, wie dieſe Werkſtätten eingerichtet worden waren, bleibt ein Schandfleck für die proviſoriſche Regierung; ihrem Ungeſchick iſt zum Theil alles Unheil, das ſeitdem über Paris gekommen, zuzuſchreiben. Statt großartige, gemeinnützige Arbeiten zu unternehmen, verwendete die Regierung die Leute zum Ebnen der Spaziergänge und Straßen in den Champs Elyſées, zur Erweiterung des Marsfeldes u. ſ. w., und da dieſe unbedeutende Arbeit faſt ein Spiel war und zwei Francs täglich einbrachte, ſo fanden ſich über hunderttauſend Menſchen ein, um ſich zu derſelben einſchreiben zu laſſen. Man verſichert, daß ſich unter denſelben ſogar Literaten und Künſtler befunden haben, welche dieſes leichte Mittel Geld zu verdienen dem Hungertode vorzogen. Als nun die ſogenannten Nationalwerkſtätten zu ſolchem Umfang angewachſen waren, mußte auch eine dieſer Größe entſprechende Verwaltung angeordnet werden, und ſo entſtand denn ein ungeheures Diſkaſterium, das aus Emile Thomas Schreiben in den Tageblättern bekannt geworden iſt.

(Fortſezung folgt.)

Schleswig-Holſtein, Juli.

(Fortſezung.)

Die Freiſchaaren.

Zur Verſtärkung unſerer ſchwachen Streitkräfte wird jezt die ganze Mannſchaft von zwanzig bis fünf-und-zwanzig Jahren unter die Fahnen gerufen und die Stände werden endlich die allgemeine Militärpflicht beſchließen, durch welche Maßnahme das hieſige Heer ſo anſehnlich verſtärkt werden dürfte, daß es in Verbindung mit einigen noch gebliebenen Freiſchaaren künftig hoffentlich den Dänen allein die Spitze wird bieten können, woran bis jezt gar nicht zu denken war. Viele Ungelegenheit und Plage macht auch die Bekleidung der Truppen, weil man ſchon der Verwechslung wegen die Soldaten unmöglich in der alten däniſchen Uniform ſtecken laſſen kann, eine neue Bekleidung aber begreiflicherweiſe nicht allein Geld, ſondern auch Zeit koſtet, im Grunde aber weder das eine noch das andere im Ueberfluß vorhanden iſt. — Die Freiſchaaren, wenigſtens die von auswärts herbeigeeilten, haben uns faſt ſämmtlich wieder verlaſſen, da man ihrer Hülfe freilich für den Augenblick nicht länger bedarf, auch die militäriſche Oberbehörde ihre Entfernung wünſchte, weßhalb auch keine neuen Freiſchärler angenommen werden. Von den Freiſchaaren iſt nur die von der Tannſche geblieben und anſehnlich verſtärkt und ſoldatiſch organiſirt worden. Sie hat noch neulich einen kühnen Zug gegen die Dänen gemacht und ihnen bei Hadersleben eine tüchtige Schlappe beigebracht. Das Urtheil über die Freiſchaaren lautet verſchieden. Am ſchlechteſten ſtehen ſie natürlich bei den preußiſchen Soldaten, und namentlich bei der preußiſchen Garde angeſchrieben, was aber ſeinen guten, natürlichen Grund in politiſchen Ereigniſſen und Anſichten hat. Jedoch haben jezt auch der General Wrangel und ſeine Gardeoffiziere ihnen in Folge ihres neulichen tapfern Benehmens bei Hadersleben eine öffentliche Belobung ertheilt, während ſie ſich früher ſtets an den Freiſchärlern rieben und mit tiefer Verachtung auf ſie herabſahen. Muth und Ausdauer darf man den hieſigen Freiſchaaren im Allgemeinen wohl nicht abſprechen, aber ſie wurden vielfach ſchlecht angeführt und verwendet, ihre Ausrüſtung war mangelhaft, und da für ihre Verpflegung ſo gut wie gar nicht von oben geſorgt wurde, ſo litten ſie oft Noth an Allem und mußten ſelbſt für ſich ſorgen, wobei es denn natürlich nicht immer ganz ordentlich herging und einige Klagen der Bevölkerung laut wurden. Daß ſie aber Geld oder andere Dinge geraubt und ſich an Perſonen vergriffen hätten, darüber verlautet durchaus nichts. Uebrigens waren ſie begreiflicherweiſe ſehr bunt zuſammengeſezt und neben den gebildetſten und achtungswertheſten Leuten befanden ſich in ihrer Mitte auch die entgegengeſezten Elemente. — Was das hieſige Verfaſſungswerk betrifft, ſo hat es bis jezt noch geruht, da der Krieg die ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit in Anſpruch nahm. Jezt ſind übrigens die alten Stände des Landes zuſammengerufen, um unter andern auch ein neues Wahlgeſetz für eine conſtituirende Verſammlung zu berathen und allgemeine Militärpflicht einzuführen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 176. Montag den 24. Juli 1848.

Mit dieſem Tage beginnt ein neuer Zeitabſchnitt in der Geſchichte, und Ihr könnt ſagen, Ihr ſeyd dabei geweſen.

Goethe

Federzeichnungen aus Frankfurt.

Erzherzog Johann, der Reichsverweſer.

Wo ſoll ich anfangen, wo enden? Wie ſoll ich die Ereigniſſe der lezten Tage, die eine der wichtigſten, folgereichſten Epochen der deutſchen Geſchichte zu eröffnen ſcheinen, würdig beſchreiben? Leben wir noch in Deutſchland, dem Vaterlande der Theorien, Widerſprüche, Einreden und der reiflich erwogenen Beſchlüſſe, in der Heimath der Bedenklichkeiten, der Hemmungen, der freiwilligen und unfreiwilligen Zögerungen? Eine vollziehende Centralgewalt wird conſtituirt, Einer, und zwar ein Fürſt, an ihre Spitze geſtellt, eine Deputation ihm zugeſendet, und kaum erhalten wir Nachricht von ihrem feſtlichen Empfang in Wien, kaum die Botſchaft, Erzherzog Johann habe die Wahl angenommen, ſo weilt er ſchon, von Segenswünſchen des herbeiſtrömenden Volks umgeben, in unſerer Mitte!

Von jener merkwürdigen Sitzung der geſetzgebenden Reichsverſammlung am 24. Juni an, wo Gagern den Präſidentenſtuhl verließ, um, an der Debatte theilnehmend, von der Rednerbühne die gewichtigen Worte vernehmen zu laſſen, daß die proviſoriſche Centralgewalt einem Einzigen übertragen, daß dieſer von der Nationalverſammlung unmittelbar gewählt, aus den höchſten Sphären der Geſellſchaft genommen werden müſſe, und daß neben ihm kein Bundestag mehr denkbar ſey, haben wir recht eigentlich in fieberhafter Spannung gelebt. Die Parteien maßen ſich im hitzigen parlamentariſchen Kampfe; die Rechte, die Linke, das Centrum ſchickten ihre geübteſten Kämpfer auf die Wahlſtatt. Reichsverweſer oder Präſident, verantwortlich oder unverantwortlich, ſtand auf den Panieren, um die ſich die Parteien ſchaarten. Oft wuchſen Ungewitter, Sturm und Wogen ſo furchtbar, daß dem Schiffe des Vaterlandes der Untergang drohte. Endlich aber verzog ſich das Ungewitter, der Steuermann wurde des Fahrzeugs wieder Herr, die Wogen ebbten, der Himmel wurde heller, und nur noch zuweilen rollt am fernen Horizont ein zürnender Donner, ohne zu ſchaden, aber noch an den Kampf der Elemente erinnernd.

Während in Paris ein Aufruhr in einer Stärke wüthet, wie ihn ſelbſt die ſchrecklichſten Zeiten des Terrorismus nie geſehen, die gebietende Hauptſtadt dem Belagerungszuſtande verfällt, die viermonatliche Freiheit einen Dictator findet, entwickelt ſich bei uns nur im hitzigen Parteienkampfe das Geſetz zur Einführung einer vorläufigen Reichsgewalt. Endlich, Donnerſtag den 29. in der 27. Sitzung der Reichsverſammlung, wird nach vorhergegangener namentlicher Abſtimmung Johann Erzherzog von Oeſterreich zum Reichsverweſer in Deutſchland feierlichſt proklamirt. Ein dreifaches Lebehoch ertönt von den Abgeordneten, die ſich von ihren Sitzen erheben und die Hüte ſchwenken, donnernder Beifall von den Tribünen, lebhafte Zuſtimmung von den Sitzen der Frauen. In demſelben Augenblicke, drei Minuten nach halb drei Uhr Nachmittags, verkündet es der Donner der Kanonen, das Geläute aller Glocken, das Wehen der Fahnen vom Dom dem draußen harrenden Volke, den benachbarten Städten, daß dem deutſchen Volke ein ſelbſtgewähltes Oberhaupt geworden. Das Jahr 1806 traurigen Andenkens ſah mit der Gründung des Rheinbundes das deutſche Reich in Trümmer zerfallen; der 29. Juni

des Jahres 1848 ſah zum erſtenmale ſeit Jahrhunderten das deutſche Volk berufen, ſich für ſeine Geſammtangelegenheiten eine Regierung und an ihre Spitze ein Haupt zu ſetzen.

Die Wichtigkeit des Augenblicks hatte Jung und Alt ergriffen. Trotz des Regens füllten ſich Straßen und öffentliche Plätze; lebendige Gruppen, freudige Geſichter überall. Der Zuſtand der Ungewißheit iſt vorüber, die drohende Anarchie gebändigt, eine beſſere Zukunft winkt. Alle Fenſter ſchmücken ſich mit den deutſchen Fahnen; das Wetter hellt ſich auf, die heitere Abendſonne zerſtreut das Gewölk, die Menge ſammelt ſich vor Gagerns Haus, dem bei einer improviſirten Serenade ein lautes Hoch ertönt.

Schon am andern Tage verläßt die aus fünf Abgeordneten beſtehende Geſandtſchaft unſere Stadt, dem Erzherzog die Wahl des deutſchen Volks zu verkünden. Frankfurt ſah den lezten Kaiſer krönen, es wird den erſten vom deutſchen Volke gewählten Reichsverweſer in ſeine Mauern einziehen ſehen. Wird er die Wahl annehmen oder nicht? Wird es ihm gelingen, die wild empörten Wogen zu beſänftigen, die überfluthenden Ströme zu dämmen, den Kampf der widerſtrebenden Elemente zu verſöhnen, neue Bahnen zu brechen? Wird er den Geiſt des Jahrhunderts verſtehen und die Morgenröthe einer beſſern Zeit am nächtlichen Himmel heraufzubeſchwören im Stande ſeyn? — das waren die Fragen, die in Aller Herzen, auf allen Lippen waren. Bereits der ſiebte Juli löste den erſten dieſer Zweifel. Der Erzherzog hat die ihm übertragene Würde angenommen; die an ihn geſendete Deputation iſt überall mit Jubel, Feierlichkeiten, Feſt- und Fackelzügen, mit fürſtlichen Ehren empfangen worden. Wer aber ſchildert unſer freudiges Erſtaunen, als der Präſident am Morgen des 10. Juli der Reichsverſammlung verkündet, die Ankunft des Reichsverweſers werde ſchon morgen erfolgen? Einer theilte die überraſchende Nachricht dem andern mit; aus dem Schooße der Paulskirche ging die frohe Kunde wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Nachmittags erſchien bereits eine Proklamation des Senats an die Bürger, ſie auf die hohe Bedeutung des Ereigniſſes aufmerkſam zu machen. In der Mitte der Bürgerſchaft bildeten ſich ſogleich die Feſtcomités, die es über ſich nahmen, dem morgenden Einzug den entſprechenden Glanz zu verleihen. An allen Kunſt-, Buch- und Bilderladen erſchien wie auf Einen Schlag das Bildniß des Erzherzogs. Alle Fenſter ſchmücken ſich mit Blumen, Fahnen, Teppichen und Kränzen. Die Geſchworenen der vier Hauptgewerbe, die Buchdrucker, die Künſtler- und Sängervereine werden aufgefordert, in feſtlichen Aufzügen zu erſcheinen, und ſagen freudig ihre Mitwirkung zu. Die freiwillige Cavallerie holt den Reichsverweſer an der Grenze des Stadtgebietes ein; reitende Gensdarmerie ladet die Ortsvorſtände der benachbarten Dorfſchaften ein, ſich durch Deputationen und Schutzwachen an den Einzugsfeierlichkeiten zu betheiligen; die ſämmtliche bewaffnete Macht, Linie und Stadtwehr, iſt angewieſen, ſich in der bisher üblichen Reihenfolge aufzuſtellen. Eine Deputation der Bürgerſchaft wird den Reichsverweſer bei ſeiner Annäherung gegen die Stadt durch eine feierliche Anrede bewillkommen u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Eine Frühlingsfahrt auf dem ſchwarzen Meere.

(Schluß.)

„Bekanntlich ſind die meiſten unſerer Soldaten ſehr ſchlechte Schützen und dienen in dieſer Beziehung den Tſcherkeſſen zum Geſpötte. Es wurden deßhalb in lezter Zeit in Ardiller ſo wie in andern Feſtungen Schießübungen angeordnet. Vor einem kleinen Erdaufwurf auf dem großen Weideplatze, welcher ſich weſtlich von genannter Feſtung hinzieht, war eine große Scheibe befeſtigt, auf welche die Soldaten aus angemeſſener Ferne feuerten. Die nahewohnenden Dſhighetten, durch das fortwährende Geknall aufmerkſam gemacht, kamen in großer Anzahl herbeigelaufen, um zu ſehen, was das Schießen zu bedeuten habe. Lange konnten ſie gar nicht darüber in's Reine kommen; ſie ſahen das Feuern, hörten die Kugeln pfeifen, aber ihre ſpähenden Blicke ſuchten vergebens nach dem Feinde, dem das tödtende Blei gelten konnte. Anfangs glaubten ſie, hinter dem Erdaufwurfe ſäßen Leute verſteckt, welche die Ruſſen mit ihren Kugeln herauslocken wollten. Als aber das Schießen immer fortdauerte und ſich doch Niemand rührte, kamen ſie endlich auf die richtige Vermuthung, die Kugeln ſeyen lediglich auf die fernſtehende Scheibe gemünzt. Nun erhob ſich unter ihnen ein Kichern und Schreien, wie es nur das rauhe Organ der Tſcherkeſſen hervorzubringen im Stande iſt. Es wollte ihnen gar nicht einleuchten, was unſere Soldaten für eine tolle Wuth auf die große Scheibe Holz hätten, daß ſie dieſelbe von oben bis unten mit Kugeln durchbohrten. — Uebrigens hatte dieſes räthſelhafte Scheibenſchießen wenigſtens den günſtigen Erfolg, die Tſcherkeſſen glauben zu machen, wir müßten einen ungeheuern Vorrath von Pulver und Blei beſitzen, da wir dieſen koſtbaren Kriegsbedarf ſo verſchwenderiſch an einem unſchuldigen Stücke Holz vergeudeten.“

Die vornehmſten der anweſenden Häuptlinge, Aſſlan-Bey, der Dſhighett, und Berſek-Bey, der Ubüch, folgten dem General in die Gemächer der Feſtung, wo die Unterhandlungen ſich über drei Stunden lang hinzogen. Das Langweiligſte dabei für die ruſſiſchen Unterhändler iſt immer die weitſchweifige Anrede der Tſcherkeſſen, welche ſich, ohne den zu verhandelnden Gegenſtand zu berühren, erſt eine oder ein paar Stunden lang um die gleichgültigſten Dinge dreht. Dann können auch die Tſcherkeſſen die vorgeblich uneigennützigen und edlen Abſichten durchaus nicht begreifen, welche die Ruſſen bei ihrer Beſitznahme der Länder des Kaukaſus leiten. „Wenn es wahr iſt," folgern ſie, „daß, wie ihr ſagt, euer Land ſo groß iſt und ſo reich an Korn, Früchten und edlen Metallen, wenn es wahr iſt, daß ihr in ſo prachtvollen Städten wohnt, die aus lauter Tempeln und Paläſten beſtehen, warum bleibt ihr denn nicht in eurem ſchönen, großen Lande, wo ihr in Ueberfluß und Frieden leben könnt? warum kommt ihr, um mit Gefahr eures Lebens in unſern unwirthbaren Wäldern und Schluchten zu wohnen, wo Krankheit und Krieg jährlich Tauſende von euch hinraffen, und wo ihr Nichts von dem findet, was eure prachtvollen Städte euch bieten? Ihr ſagt, daß ihr gekommen ſeyd, um uns glücklicher und weiſer zu machen; wir können aber nicht glauben, euer großer Padiſchah laſſe jährlich ſo viele Tauſende von euch, ſeinen Freunden, hinſchlachten, bloß um uns, ſeine Feinde, glücklicher und weiſer zu machen. Wahrlich, wir waren glücklicher, ehe wir euch kennen lernten, und weiſer ſind wir durch euch auch nicht geworden."

Das iſt der Hauptgegenſtand aller Unterhandlungen zwiſchen Rußland und den Bergvölkern. Nebengegenſtände ſind Klagen über die Unterdrückung des Handels, das Abſperrungsſyſtem und die dadurch erzeugte Hungersnoth ꝛc. Die Häuptlinge der Tſcherkeſſen ergehen ſich in ihren Reden gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken, und ihre Antworten ſind oft voll Schärfe und Witz. — „Ergebt euch!" lautete einſt General Roſens Aufruf an Hamſad-Bey, den Vorgänger von Schamyl, „ergebt euch! aller Widerſtand iſt vergeblich; die Heere, welche ich gegen euch führe, ſind zahllos wie der Sand am Meer!" — „Meine Heere aber," entgegnete Hamſad-Bey, „ſind wie die Wellen des Meers, die den Sand hinwegſpülen werden."

Ein ähnliche Antwort gibt Schamyl, der Prophet von Himri, als ihn der ruſſiſche Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Fall der Weigerung ſeinen Sohn zu tödten, welcher ſich in den Händen der Ruſſen befindet. — „Tödtet meinen Sohn," erwidert Schamyl; „ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen." — „Liegt dir," fragten die Ruſſen, „das Schickſal deines Sohnes ſo wenig am Herzen?" — „Weniger," antwortete Schamyl, als das Schickſal meines Volkes."

Während der General ſich im Innern der Feſtung mit ſeinen kriegeriſchen Gäſten unterhielt, gingen die übrigen Häuptlinge, welche ſich weniger durch Schmuck und Kleidung, als durch ſtolzere Haltung und Körpervorzüge von den Gemeinen unterſchieden, in eifrigem Geſpräch begriffen, unruhig auf und nieder. Es gewährt unbeſchreibliches Vergnügen, dieſe kräftigen hohen Geſtalten mit ihren blitzenden Augen, ihrem ausdrucksvollen Geſichte, ihrem ſtolzen Gange und ihren lebhaften und ungezwungenen Bewegungen zu ſehen. Welch ein herrliches Volk müßte dieß ſeyn, wenn hier die Bildung des Geiſtes der des Körpers entſpräche! In körperlicher Beziehung ſind wir civiliſirten Abendländer im Vergleich mit den Tſcherkeſſen ein verkrüppeltes Geſchlecht. Warum hat die Gegenwart kein einziges Volk aufzuweiſen, bei dem Körper und Geiſt auf gleich hoher Stufe der Bildung ſtehen?

Friedrich Bodenſtedt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Juli.

(Schluß.)

Das Proletariat. — Der Krieg.

Was die hieſige politiſche Stimmung betrifft, ſo weiß die große Maſſe der Bevölkerung eigentlich noch wenig von der Bedeutung der großen Bewegung in Deutſchland; der Krieg mit Dänemark und ſein Ausgang iſt faſt das einzige politiſche Thema, das obherrſcht, und nur in den Städten findet ein regeres politiſches Leben und Bewußtſeyn ſtatt, das ſich in Volksverſammlungen und Bürgervereinen oft ſehr kräftig ausſpricht, aber eben deßhalb von den hieſigen Altbewahrern ſtark verläſtert und angegriffen wird. — Die Lage des hieſigen Proletariats iſt im Allgemeinen um vieles beſſer als in andern Ländern Deutſchlands, obgleich damit nicht geſagt ſeyn ſoll, daß keine Verbeſſe-

rung ſeiner Lage wünſchenswerth ſey. Die Verbeſſerung des Proletariats auf dem Lande iſt denn auch gegenwärtig ein Augenmerk der proviſoriſchen Regierung, die zu dem Ende eine Commiſſion ernannt hat, um die Lage der Inſten und Tagelöhner zu unterſuchen. Dieſe Commiſſion hält in den verſchiedenen Bezirken Sitzungen, wozu einige Bauern und Tagelöhner aus denſelben gezogen werden, damit ſie ihre Anſichten und Beſchwerden vernehmen könne. Schlimm iſt es nur, daß die Erwartungen und Forderungen der Inſten und Tagelöhner dadurch ſo hoch getrieben ſind, daß ſie dieſelben ſchwerlich erfüllt ſehen möchten, und dann zu dem Glauben, den ſie bereits ausſprechen, verleitet werden dürften, die Regierung wolle wohl ihre Forderungen erfüllen, aber die Bauern und Gutsbeſitzer ſeyen dagegen. — Das Betragen der Bundestruppen wird ziemlich allgemein gelobt, namentlich das der Preußen, die ſogar dem Landmann hin und wieder bei ſeiner Feldarbeit geholfen haben. Das ganze zehnte deutſche Armeecorps, das ziemlich buntſcheckig zuſammengeſetzt iſt, hat ſich denn im Verein mit den preußiſchen Hülfstruppen allmählig hier eingefunden, da die drohende Stellung der Schweden und die an den Küſten kreuzende ruſſiſche Flotte eine größere Machtentfaltung verlangt, als der däniſche Krieg an und für ſich erfordern möchte. Die Dänen erfreuen ſich übrigens des Waſſers, ihrer Kriegsſchiffe und der dafür ſo günſtigen Verhältniſſe Schleswigs. Stünden ſie auf einer der holſteiniſchen Heiden, fern von ihrem Lieblingselement und ihren Kriegsſchiffen, ſo würde es bald mit ihnen vorbei ſeyn, da ihre ganze Stärke nur ungefähr achtzehntauſend Mann beträgt, ſie auch unter gleichen Verhältniſſen niemals einen Kampf mit den Deutſchen aushalten konnten. Namentlich haben ſie bis jetzt ein deutſches Hurrah und einen Bayonettangriff niemals zu ertragen vermocht, was ſie auch ſelbſt einräumen, während ſie ſich allmählig an dieſe Kampfesweiſe zu gewöhnen ſuchen. Daß der Däne niemals ein guter Landſoldat war, iſt bekannt genug. Sein Element war von jeher das Waſſer, weßhalb auch das ganze Volk in frühern Zeiten in Seemannstracht einherging. Sein abgeſchmacktes Schießen mit Bomben und Kanonen auf jeden einzelnen Menſchen, der ſich blicken läßt, erſcheint doppelt lächerlich, weil die Kanonen faſt niemals treffen, wovon namentlich unſere Freiſchärler erzählen können. Ein Haufe Studenten und Turner ſtand bei Flensburg länger als eine halbe Stunde unter dem Kartätſchenfeuer eines däniſchen Kriegsſchiffs, ohne einen Mann zu verlieren, obgleich der Däne mit ganzen Lagen feuerte

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Der große Aufſtand.

Emile Thomas war zum Director der Anſtalt ernannt worden und hatte ſich wie ein Paſcha eingerichtet. Seinem eigenen Geſtändniſſe zufolge hatte er für dreißigtauſend Franken Kutſchen und Pferde angeſchafft, welche, wie er behauptete, ihm und ſeinen Untervorſtehern unentbehrlich geweſen ſeyen. Eine Menge von Beamten, beſonders Aufſehern waren ernannt; alle bekamen ſchöne Gehalte und hatten wenig zu thun. Die Hauptſache war das Auszahlen des Taglohns, das ſehr pünktlich ſtattfand und eine Million nach der andern aus der Staatskaſſe holte. Hätte das Unweſen noch lange gedauert, ſo wäre der geſammte Staatsſchatz daraufgegangen. Dieß war aber nicht das einzige Unheil, das aus den Nationalwerkſtätten erwuchs. Man hat einen Theil der nunmehr eingegangenen proviſoriſchen Regierung im Verdacht, daß ſie bei dieſer Einrichtung den machiavelliſchen Plan hatte, eine Legion von handfeſten Burſchen zu bilden, die ihr im Nothfalle zur Ausführung jeder Unternehmung behülflich ſeyn, und allenfalls gegen die Bürgerſchaft ſelbſt dienen könnte. Man meint, in dem jetzt eingeleiteten Criminalprozeſſe werde ſich dieſer Handel aufklären; aber das gehoffte Licht wird ſchwerlich je erſcheinen, es ſind zu viele Leute dabei betheiligt. So viel iſt gewiß, daß die ungeheure Schaar der bei den Werkſtätten eingeſchriebenen Tagelöhner ganz militäriſch organiſirt war und im Nothfall ſogleich mit ihren Centurionen und Dekurionen auftreten und zu Felde ziehen konnte. Seit Lamartine, der Anfangs ſo gefeierte, ſo hoch geachtete Dichter und Staatsredner, mit Ledru-Rollin unter einer Decke ſpielte, muthmaßte man das Aergſte, und gleiche Verachtung und gleicher Haß hat beide getroffen. Nie iſt wohl ein Staatsmann tiefer gefallen als Lamartine; ſein Fall iſt noch ſchlimmer als der eines Engels, den er in einem eigenen Gedichte geſchildert. Gottlob, es ſind jetzt beide außer Thätigkeit, und hoffentlich werden ſie nicht wieder an's Staatsruder kommen; aber das Unheil, das ſie über Frankreich gebracht haben, wird ſchwer zu heilen ſeyn. Sie haben ſich unter den Verwünſchungen aller Rechtlichen zurückgezogen, und ihr Gewiſſen muß ihnen bittere Vorwürfe machen. Es iſt gewiß, daß ein großer Theil der aufrühreriſchen Menge bei der letzten Empörung aus Arbeitern der Nationalwerkſtätten beſtand, ſowie, daß ſie noch während des Bürgerkriegs ihren Taglohn ausgezahlt bekamen. Wahrſcheinlich iſt das bei mehreren der Erſchoſſenen oder Gefangenen vorgefundene Geld der Taglohn, den ſie den Arbeitern zu zahlen hatten, nicht, wie man vermuthet hat, von fremden Mächten geſendetes Geld zur Beförderung der Zwietracht in Frankreich; leider bedurfte es keines fremden Geldes, um den Hader zwiſchen den Parteien zum Ausbruch zu bringen, und ſchon lange ſah man vorher, daß das Feuer des Aufruhrs endlich auflodern werde. Seit der Aufhebung der proviſoriſchen Regierung hatte man die dringende Nothwendigkeit eingeſehen, die abſcheulichen Nationalwerkſtätten aufzuheben und bloß noch die Arbeiter zu unterſtützen, welche trotz aller Bemühung keine Arbeit finden können. Dieſes ſollte eben in's Werk geſetzt werden, als die Empörung ausbrach, und man kann leicht denken, daß ſie denjenigen erwünſcht kam, welche ſich für unbedeutende Arbeit auch ferner hätten gerne gut bezahlen laſſen. Dieß war eine ſehr angenehme Lebensart für ſie. Ueberhaupt hat der Hang zur Bequemlichkeit in dieſer üppigen Zeit großen Antheil an den ſtattgefundenen Bewegungen. — Bekanntlich ſind die Pariſer Meiſter in der Kunſt des Barrikadenbaues geworden; dießmal aber haben ſie ſich ſelbſt übertroffen, und das Journal des Débats vermuthet mit Recht, daß ſie Kunſtverſtändige an der Hand hatten, vielleicht Ingenieurs, und daß die proviſoriſche Regierung in der Vorausſicht, daß ſie bald gegen die nicht ſo leicht zu revolutionirende Bürgerwehr Barrikaden zu errichten haben werde, die Kunſt des Barrikadenbaus ſtudiren ließ, was jedoch von Lamartine entſchieden geleugnet wird. Vielleicht ſind dieſe Studien und Plane den Empörern zu gut gekommen, und wenn dieſes wahr wäre, ſo laſtete ein Fluch mehr auf der proviſoriſchen Regierung. Das Journal des Débats iſt freilich verdächtig in ſeinen Beſchuldigungen wider die republikaniſche Regierung, welche ſich an die Stelle des ſo lange von ihm geprieſenen Guizotſchen Regiments geſetzt hat. Bekanntlich umfaßte die Empörung den geſammten Nordeſten von Paris, alſo die Vorſtädte Poiſſonière, St. Denis, St. Martin, St. Antoine, St. Marcel und St. Jacques, ein Halbkreis, in dem der eigentliche Pöbel haust, und wo außerdem eine Menge Fabriken und Werkſtätten liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 177. Dienſtag den 25. Juli 1848.

Melius est a sapienti corripi, quam stultorum adulatione decipi.
Ecclesiastes

Henriette Paalzow.

Ein Erinnerungsblatt von A. v. Sternberg.

Es war eine trübe, ſtürmiſche Novembernacht, als ein einſamer Wanderer, die Straßen Berlins durchirrend, in die Canzianſtraße einlenkte und daſelbſt vor einem Hauſe ſtehen blieb, das ſeine weitläuftige Fronte nah am Waſſer und gegenüber dem Garten des kleinen Palaſtes Monbijou ausdehnt. Dieſes Haus zeigte bei ſo ſpäter Nachtſtunde dunkle Fenſter bis auf eines im obern Stockwerke, und auch hier floß nur ein blaſſer Schimmer in die Nacht, von einem Lichte ausgehend, das ſeinen Standpunkt nicht veränderte und bis in die frühe Morgenſtunde ſeinen dürftigen Glanz ſpendete. Die Straße in dieſer Gegend iſt immer einſam, aber in dieſer Nacht ſchien es, als komme ſie nie mit dem Leben und Treiben einer großen Stadt in Berührung. Der Fluß trieb ſeine dunkeln Wellen geräuſchlos dahin, die entblätterten Bäume des Gartens drüben waren in Nebelpyramiden verwandelt und ſtanden grau und regungslos, die wenigen mit Holz und Früchten beladenen Kähne, die hier ihren Haltplatz hatten, machten dieſes Gemälde düſterer Einſamkeit noch düſterer, indem ſie mit ihrem bretternen Ueberbau im Dunkel, in dem ſie lagen, wie koloſſale Särge ausſahen, bereit, dem Blicke vollends zu entſchwinden und in die Tiefe zu verſinken. Das Auge des einſamen Wanderers wandte ſich hinauf zu dem einen matterleuchteten Fenſter, und während er ſo blickte und vergangener Tage Leid und Freud, und das Geſchick des Menſchen, Lohn und Mühe des arbeitenden Geiſtes, Blüthe und Frucht und zerfallende Aſche der irdiſchen Werke in ſeiner Seele Bilder hervorriefen, heulte der mitternächtliche Sturm, die Einſamkeit durch ſeine dumpfen, melancholiſchen Akkorde unterbrechend, an ſeinem Ohr vorüber.

Dieſer Wanderer iſt der Schreiber dieſer Zeilen, und oben, wo das einſame Licht brennt, liegt die ſterbliche Hülle einer edlen Frau, die abgerufen worden iſt, nachdem ſie ihr Tagewerk vollbracht, nämlich das Schöne zu pflegen, das Wahre zu lieben und das Gute zu thun. Wohl ihr! Friede ihrer Aſche!

Wenn wir das Leben dieſer Frau betrachten, ſo erſcheint darin nichts, was irgend von dem Gange, den ein Frauenſchickſal zu nehmen pflegt, abwiche; wenn wir jedoch ihre literariſche Erſcheinung in's Auge faſſen, ſo ſehen wir etwas in der That ſehr Ungewöhnliches, etwas, das der Erklärung bedarf, nämlich einen Ruf, einen Ruhm, der gleichſam über Nacht koloſſal emporwuchs, und der in keinem Verhältniſſe ſteht mit dem Werthe der Produktionen. Hier iſt ein Geheimniß der Zeit verborgen, hier iſt eine der myſteriöſen Miſſionen, die im Dunkel ertheilt, im Dunkel ausgeführt werden und von denen der oft am wenigſten etwas weiß, dem ſie zu Theil geworden.

Wir ſind keineswegs Anhänger der herrſchenden Gier, Alles und Jedes auf politiſche Motive zurückzuführen und eine Thatſache ſo dünne zu hämmern, bis es gelingt, ſie durch die Thürſpalte in den Tempel der Geſchichte zu ſchieben. Wir wollen gerne anerkennen, daß es noch künſtleriſche Beſtrebungen geben kann, die wie Blumen den blauen Himmel der Poeſie über ſich haben und die fette Erde des müſſigen, ſpielenden Schönheitstriebs unter ſich. Allein bei dem

Gegenſtande, der uns hier vorliegt, wäre es unmöglich, und wenn es auch möglich wäre, doch unſtatthaft, das Treiben der Zeit außer Acht zu laſſen. Wie geſagt, unſere Schriftſtellerin hatte eine Miſſion übernommen, allein ſie wußte nicht darum, und wenn man es ihr geſagt, ſie hätte es nicht geglaubt, ſo frei, ſo unbekümmert glaubte ſie zu ſchaffen. In dieſem Glauben lag ihre Liebenswürdigkeit, die Naivetät ihres Talents. Hätte ſie gewußt und klar durchſchaut, wie eine Partei ſie nuzte, wie eine Zeitrichtung ſie zum Organ brauchte und aus eigennüzigen Rückſichten ſie pries, ſie hätte ſofort die Feder niedergelegt; denn ſie fühlte wohl, daß ſie, wenn auch den Muth, doch weder die Kraft noch das Talent hatte, wie eine George Sand, in bewußter Sendung kriegeriſch aufzutreten. In ihrem Sinne diente ſie harmlos der Schönheit; vielleicht hatte ſie nebenbei auch noch die Abſicht, auf ſanftem Wege zu beſſern, moraliſch zu läutern; was man aber aus ihren Büchern herauslas, das war Anpreiſung des Königthums, Lob der feudalen Größe des Adels, Hinweiſung auf das Feſthalten kirchlicher Einrichtungen in ſtreng confeſſionaler Richtung, und endlich über Alles Verdammung aller neuen, auf ſociale Reform hinzielenden Ideen. Ich ſage, das las man aus ihren Büchern heraus; ihr ſelbſt träumte nicht davon, daß ſie dieſe Grundſäze predige; ſie hatte alle dieſe Dinge vorgebracht, weil ſie ihr von Kindheit auf nahe lagen. In einer Zeit, die nicht, wie die unſere, auf politiſche Stichworte lauſcht, hätte man alle dieſe Beziehungen nicht herausgefunden, man hätte dieſe Betrachtungen ruhig bei Seite liegen laſſen, man hätte dieſe Romane geleſen, wie man Romane zu leſen pflegt, als mehr oder minder glücklich componirte Gemälde der frei ſpielenden poetiſchen Schöpferkraft.

Wir ſehen alſo, daß der Ruhm unſerer Schriftſtellerin ein gemachter war, und dieß erklärt auch die plözliche Emporgipfelung deſſelben, ſo wie das raſche, pfeilſchnelle Zurückſinken in den Staub. Es wäre das Werk wahrer Freundesliebe, die edle Frau von dieſem perfiden Ruhme zu retten und ihr das ſchöne Verdienſt, das ſie wirklich beſizt, das weder die Mitwelt noch die Nachwelt ihr wird rauben können, ungeſchmälert zu retten. Wir können in dieſen Zeilen eine Aufgabe dieſer Art nicht erfüllen, ein Erinnerungsblatt kann nur eine Skizze geben, aber dem Literarhiſtoriker, der bei dieſem Gegenſtande anlangt, wäre eine ſolche Ehrenrettung — dießmal umgekehrt eine Rettung nicht vor Schmähung, ſondern eine Rettung vor falſcher Ehre — gar ſehr anzuempfehlen.

Wir wenden uns jezt zu ihrer perſönlichen Erſcheinung, zu ihrem Leben und ihrer Stellung in demſelben, und hier ſey es dem Aufzeichner dieſer Zeilen erlaubt, als Augenzeuge zu ſprechen.

(Fortſezung folgt.)

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Schluß.)

Unter allen dieſen und noch vielen andern Anordnungen verging der 10. Juli und ein Theil der Nacht. Leider ſchien der in der Nacht fallende Regen keinen günſtigen Tag zu verſprechen; aber am frühen Morgen des eilften erhob ſich ein friſcher Oſt. Bis gegen Mittag blieb der Himmel bedeckt, dann hellte ſich der Horizont auf und gegen Abend lachte der ſchönſte Sonnenſchein.

Schon um ſieben Uhr Morgens wirbelten die Trommeln, ſchmetterten die Trompeten. Linienmilitär, Stadtwehr, Schuzwachen, Zünfte, Feſtordner ſammelten ſich an den ihnen beſtimmten Plätzen. Beſonders erfüllte die Menge die Straße, die vom Allerheiligenthor bis zur Zeil führt, den Weg, den der Reichsverweſer nehmen mußte, um zum ruſſiſchen Hof, ſeinem Abſteigequartier, zu gelangen. Vor demſelben prangte eine Abtheilung Stadtwehr und eine Abtheilung Linie als Ehrenwache.

Wir aber eilten in die Paulskirche, wo der Abgeordnete Kirchgeßner die bekannten Vorſchläge der geſtern zu dieſem Behufe gewählten Commiſſion in Bezug auf den Empfang des Reichsverweſers der Verſammlung mittheilte. Ueber dieſes Progamm entſpann ſich, durch die Linke hervorgerufen, eine unerquickliche Debatte, die dem alten Arndt Gelegenheit zu treffenden Bemerkungen und körnigen Worten über Würde, Schicklichkeit und Humanität gab. Wir enteilten bald wieder der Paulskirche und miſchten uns unter das Volk, das ſchon ſeit frühem Morgen in reger Fröhlichkeit durch die Straßen ſchwirrte.

Aber der ſehnlich und früh Erwartete ſollte noch lange auf ſich harren laſſen. Statt um eilf, kam er erſt Abends gegen ſechs Uhr. Doch war an keine Ermüdung zu denken. Wer einen Platz an einem Fenſter inne hatte, wich nicht davon. Getafelt wurde unter freiem Himmel und auf offener Straße; Speiſewirthſchaften und Schenken hatten ſich nicht zu beklagen. Dem Militär ließ die Stadt für den angeſtrengten Dienſt reichliche Erquickungen zufließen. Der ruſſiſche Hof glich einem Hauptquartier; dort wartete Deputation an Deputation, Abgeordnete, Mitglieder des Feſtcomité's, Feſtordner, Offiziere, Beamte kreuzten ſich in buntem Gewühl.

Endlich um fünf Uhr Nachmittags verkündeten die ersten Kanonenschüsse und das Geläute aller Glocken, der Reichsverweser habe das Weichbild unserer Stadt berührt. Aber erst um sechs Uhr hielt der Erwählte unter dem stürmischen Jubelrufe der Menge, beim Klange der Musik aller Stadtwehrcorps, dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze, seinen feierlichen Einzug in die Stadt selbst. Am Allerheiligenthor brachte ihm die Zunft der Küfer den Ehrentrunk im gewichtigen silbernen Pokale zu. Von diesem Punkte an bis zum russischen Hof bildeten auf beiden Seiten der Straßen die Innungen mit ihren prachtvollen Fahnen, die verschiedenen Abtheilungen der Stadtwehr und das Linienmilitär Spaliere. Der Erzherzog Reichsverweser in einfacher österreichischer Uniform saß, umgeben von der freiwilligen Cavallerie, im offenen, von sechs herrlichen Rossen gezogenen, ihm entgegengesandten Stadtwagen; zu seiner Linken der Vicepräsident v. Andrian, ihm gegenüber der erste Schriftführer Dr. Jucho mit v. Saucken, Mitglieder der Deputation; die übrigen folgten. Des freudigen Zurufs, des Wehens mit Tüchern, des Streuens mit Blumen war kein Ende.

Kaum im Gasthaus zum russischen Hof aus dem Wagen gestiegen, vom Senat und der Deputation der Nationalversammlung empfangen, zeigte sich Johann, von ihnen umgeben, auf dem Balkon. Er winkte um Ruhe und sprach mit lauter Stimme die schönen, erfreulichen Worte, die in allen deutschen Zeitungen zu lesen gewesen. Stürmischer Jubel folgte dieser in tiefer Stille gehörten Anrede. Hierauf defilirten sämmtliche Festtheilnehmer unter klingendem Spiel und fortwährendem Jubelruf.

Stiller wurde es nun auf den Straßen und Alles bereitete sich auf den feierlichen Fackelzug vor, der gegen zehn Uhr vom Untermainthor ausgehend, mit Musikcorpsbegleitung sich nach der Zeil zum russischen Hofe durch dichtgedrängte Menschenmassen langsam bewegte. Lebehoch erschallte von Neuem und rief den Gefeierten wieder auf den Balkon. Chöre der Gesangvereine begrüßten ihn, worauf er seinen Dank für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit in kurzen kräftigen Worten ausdrückte.

Mittwoch der 12. Juli war der denkwürdige Tag, an welchem der Erzherzog Reichsverweser in die Reichsversammlung eingeführt wurde. Militär und Stadtwehr bildeten Spaliere vom russischen Hofe bis zur Paulskirche, die von Menschenwogen umfluthet wurde. Glücklich wer eine Karte zum Eintritt in dieselbe erhalten hatte. Im Innern saß die Menge dicht gedrängt, die Frauen nicht bloß an den ihnen reservirten Plätzen, sondern unter den männlichen Zuhörern, sogar unter den Deputirten. Aufmerksamkeit erregte der alte Gagern, der mitten unter den Berichterstattern saß und trotz seines hohen Alters sich mit Allen, die ihn begrüßten, mit jugendlicher Lebhaftigkeit unterhielt. Um neun Uhr wurde die Sitzung eröffnet und die lange Zeit bis zum großen Augenblick fast ganz mit Heckschers Bericht über den Empfang der Deputation auf dem Weg und in Wien ausgefüllt. Endlich verkündeten Glockengeläute und Geschützsalven den Aufbruch des Reichsverwesers von seiner Wohnung.

Unter Voraustritt der Deputation und unter Vortragung zweier mächtiger deutschen Fahnen betrat der Reichsverweser in schlichter schwarzer Kleidung, ohne irgend eine Auszeichnung, nach vier Uhr die Paulskirche. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Abgeordneten von ihren Sitzen, der Präsident der Reichsversammlung empfing ihn auf der Estrade, geleitete ihn an den für ihn bestimmten Sessel und hielt mit lauter Stimme die Bewillkommungsrede. Hierauf verlas der Schriftführer Biedermann von Leipzig das Gesetz über die Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland, worauf der Präsident im Namen der Versammlung sich vom Reichsverweser die wiederholte Erklärung erbat, zum Ruhm und Wohlergehen des Vaterlandes dieses Gesetz halten und halten zu lassen. Nun erhob sich Johann und antwortete mit kräftiger, allgemein vernehmlicher Stimme, was seit einigen Tagen so viele tausend deutsche Herzen mit Freude erfüllt hat. Anhaltender und stürmischer Beifall folgte diesen Worten, worauf der Reichsverweser, von der ganzen Reichsversammlung begleitet, die Paulskirche verließ.

Soll ich vom Jubel erzählen, der den Reichsverweser am 14. Abends im festlich erleuchteten Theater empfing, und der sich noch mehr steigerte, als er, an die Logenbrüstung tretend, unter lautloser Stille baldiges Wiederkommen mit Frau und Kind versprach? Das bedeutungsvollste Ereigniß vor seiner am 15. Juli erfolgten Abreise ist die vielversprechende Proklamation, die der Präsident in der Sitzung dieses Tages der Reichsversammlung vorlas und die nun den Weg in alle Zeitungen gefunden haben wird, ist die Bildung eines provisorischen Reichsministeriums, und das Programm, welches zwei der eben ernannten Minister über den Geist ihrer Amtsführung in derselben Sitzung der Reichsversammlung vorlegten. Unsere Segenswünsche aber begleiten den Reichsverweser auf seiner Reise. Möge er bald zurückkehren, um dem deutschen Vaterlande Einheit und Ruhe nach Innen, Anerkennung und Macht nach Außen, dem Volke wahre Freiheit, dem Gesetze Kraft und Schutz zu verleihen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

Der große Aufſtand.

An die Vorſtädte ſchloſſen ſich einige vor der Stadt liegende Gemeinden oder ſtarke Dorfſchaften an, wie Lavillette und Lachapelle, welche ebenfalls von Fabrikarbeitern wimmeln, und beim Mangel an regelmäßiger Beſchäftigung eine ungeheure Menge müßiger Hände liefern. So wird begreiflich, wie in ſo kurzer Zeit, in einigen Stunden, eine ſolche Maſſe von Barrikaden in den engen Straßen, welche eigens dazu gewählt worden, errichtet werden konnte. Manche ſtellten wahre Feſtungswerke vor und konnten nur durch anhaltendes Kanonenfeuer über den Haufen geworfen werden. Eine wachſame Regierung hätte allerdings dem Uebel vorbeugen können. Sie mußte Kunde haben vom Vorhaben der Meuterer; ſie konnte leicht Truppen in die Stadt ziehen und die Nationalgarde unter die Waffen rufen. Schon zwei oder drei Tage zuvor hatten Aufläufe ſtatt gefunden, und die Polizei hatte ſicher nicht ermangelt, die Regierung auf die ſchlimmen Zeichen aufmerkſam zu machen, die ſie beobachtet. Wenn die Regierung alſo keine Vorkehrungen traf, um das Uebel in der Geburt zu erſticken, ſo darf man argwohnen, daß ſie es nicht gewollt hat. Auch die Klubs, in denen geradezu zum Aufruhr gereizt worden war, waren offen geblieben, und die elende Commiſſion der exekutiven Gewalt hatte nicht das mindeſte dagegen gethan. So konnte ſich denn die Empörung ungehindert in ungeheurem Halbzirkel ausdehnen, ſich der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude bemächtigen, aus welchen ſich Lager und Forts machen ließen, und von allen Seiten Munition und Hülfe an ſich ziehen. Von dieſem Halbzirkel aus konnten ſie dann gegen den nicht beſetzten Theil der großen Stadt vorrücken, ſich eines Poſtens nach dem andern bemeiſtern, beſonders des Rathhauſes, welches ihr Halbkreis bereits von weitem einſchloß, und wo ſie wahrſcheinlich eine Regierung aus ihrer Mitte eingeſetzt hätten, wie dort im Februar ſich eine proviſoriſche gebildet hatte. Es iſt ein Glück, daß man einen General zur Hand hatte, der in Algerien die Kunſt gelernt hat, mit Leuten, welche keine eigentlichen Krieger ſind und ſich nicht im offenem Felde zeigen, fertig zu werden, und daß die Nationalverſammlung die Nothwendigkeit begriff, dieſem Mann die ganze Kriegsmacht anzuvertrauen. Cavaignac faßte ſogleich den Entſchluß, den großen, von den Aufrührern beſetzten Halbzirkel, in welchem ſie viele Leute gezwungen hatten, die Waffen mit ihnen zu ergreifen, von vorne und auf den beiden Seiten zugleich anzugreifen und ihnen alle Zufuhr von den übrigen Revieren abzuſchneiden. Dieſer mit großer Energie ausgeführte Plan hat bekanntlich den beſten Erfolg gehabt und dem Bürgerkrieg am vierten Tag ein Ende gemacht, nachdem viele tauſend Opfer dieſer unſeligen Zwietracht gefallen waren. Paris hat niemals einen mörderiſcheren Krieg in ſeinen Mauern geſehen als den, der vom 23. bis zum 26. Juni gewüthet, und dem Erzbiſchof und einem halben Dutzend Generalen das Leben gekoſtet hat. Paris hatte während dieſes fürchterlichen Kampfes ein Ausſehen wie wohl niemals. Um alle Verbindung zwiſchen den Aufrührern und den von ihnen nicht beſetzten Stadttheilen aufzuheben, hielt die Bürgerwehr ſtrenge Wache auf den Gaſſen und Plätzen. Magazine und Buden waren geſchloſſen, kein Wagen fuhr mehr durch die Straßen, aller Verkehr hatte aufgehört, die ungeheure Volksmenge blieb in den Häuſern eingeſchloſſen und ſchien ganz verſchwunden. Dieſer Zuſtand hätte unmöglich lange dauern können, ohne das größte Elend hervorzubringen. Wenn Tauſende von Krämern nichts verkaufen, Tauſende von Handwerkern keine Arbeit liefern können, wenn die mannigfaltigen Beſchäftigungen der Volksmenge plötzlich ſtill ſtehen, wenn keine Lebensmittel mehr in die Stadt kommen, wenn keine Familie mehr von den Ihrigen, welche in entfernten Stadttheilen wohnen, Nachricht bekommen kann, ſo muß dieſer Stillſtand alles Lebens, aller Bewegung in der ungeheuern Stadt die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen. Aber glücklicherweiſe hörte er am vierten Tage auf, und bald kam Alles wieder in Gang, freilich nach großem Verluſt an Zeit und Arbeit, und nach manchen Entbehrungen. Die Furcht vor Hungersnoth verſchwand, die Zufuhren von Lebensmitteln begannen ſogleich wieder, und die Märkte wurden wie gewöhnlich mit allen Bedürfniſſen verſehen. — Daß die Schauſpiele geſchloſſen waren, verſteht ſich von ſelbſt; wer hätte an Beluſtigung denken können, während es ſich um Seyn oder Nichtſeyn handelte, während in mehreren Stadtrevieren das Blut in Strömen floß! Einige Schauſpielhäuſer waren ſogar in proviſoriſche Hoſpitäler umgewandelt, und das Aechzen der Verwundeten war an die Stelle des Geſangs und der Orcheſtermuſik getreten. Mehrere Schauſpiele ſind auch bisher geſchloſſen geblieben, und die Direktionen werden nicht wiſſen wie ſie wieder beginnen ſollen. Sie ſind verſchuldet, und die Kapitaliſten wollen kein Geld für Unternehmungen hergeben, welche ſo ſchlechte Ausſichten für die Zukunft haben. So lange die Politik die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelt, ſo lange der Pariſer Aufruhr und die Unruhen in ſo vielen Ländern Europa's die reichen Fremden entfernt halten, ſo lange Tauſende von Familien wegen ihrer Exiſtenz beſorgt ſeyn müſſen, können die Theater nicht einmal auf die Vergütung ihrer Koſten rechnen. Wahrſcheinlich werden mehrere ganz zu Grunde gehen. Wenn Alles drunter und drüber geht, können unmöglich zwanzig ſolcher Unternehmungen gedeihen; die Hälfte iſt ſchon zu viel, bis wieder eine Zeit der Ruhe und des Wohlſtands eintritt. Ebenſo iſt es mit Literatur und Kunſt; und es läßt ſich leider vorausſehen, daß die öffentliche Ruhe ſobald nicht wieder hergeſtellt wird. Es gibt eine Partei, welcher daran gelegen iſt, daß die Unordnung fortdaure, und die Zeitumſtände ſind ſo beſchaffen, daß noch viel zu befürchten ſteht. Die Nationalwerkſtätten und die gefährlichſten Klubs ſind zwar aufgehoben und die Communiſten mit ihrem Projekte der Gütertheilung, oder vielmehr der Güterplünderung verſprengt, aber das Elend iſt geblieben; ein großer Theil des Volks darbt wie zuvor, und wohl mehr als zuvor; denn die Empörung hat abermals manche Erwerbsmittel zerſtört. Dieſer darbenden Volksmenge muß geholfen werden; wo ſollen aber neue Hülfsquellen gefunden werden, da von allen Seiten Unterſtützung verlangt wird?

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 36.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 178. Mittwoch den 26. Juli 1848.

Tibi, pessime mundi
Arbiter, immittam ruptis Titana cavernis,
Et subito ferière die.

Lucan.

Lieder aus Frankfurt.

Das Palais.

So lange ſah mein Aug' dich nicht,
Du trübes Haus von rothem Stein;
Nie konnte hier mit hellem Licht
Der Tag zum Bundestag hinein.

Drin lag die Freiheit eingeengt,
Siech und gefangen auf dem Stroh,
Bis ſie ſich ſelbſt den Weg geſprengt
Und vom Pallaſt zur Hütte floh.

Nun ſtehſt du da verwaiſt zumal,
Belaſtet mit der Völker Fluch,
Und prahlend flattert vom Portal
Das dreigeſpaltne Bannertuch.

Das du umzogſt mit ſcharfem Band
Das du verboteſt und verrieſſt,
Das alte Reichspanier erſtand,
Und du, der lange ſchlief, entſchlieſſt.

Der alte Bundestag verſchied,
Und mit ihm brach was morſch und faul,
Ihm ſang ein kurzes Sterbelied
Die helle Glocke von Sankt Paul.

Börnes Haus.

Der Mainſtadt enge Judengaß',
Mit ihren Giebeln hoch und braun,
Mit ihrem Pflaſter allzeit naß
Und ihren morgenländ'ſchen Frau'n:

Nur manchmal dringt ein Sonnenblitz,
Ein ſeltner Gaſt, in dich hinein,
Als grüße er den Wittwenſitz
Von Rothſchilds greiſem Mütterlein.

Das ſind die alten Buden meiſt,
Mit wirrem Trödel, buntem Miſt,
Der Geiſt auch noch, der Schachergeiſt,
Der hier verdammt zu wandeln iſt.

Die Gaſſe iſt ein Schmerzenszug
In Juda's gramvollem Geſicht:
Ein übervoller Opferkrug,
Der vor des Altars Stufen bricht.

Doch da ein Klang, der ſtark und mild,
An's Herz und in die Seele ſchlägt:
An dieſem Haus ein Marmorſchild,
Das Ludwig Börnes Namen trägt.

Aus deinen Bruderpforten, Jud',
Die ſchönſte Segenswolke floß,
Die ſich auf fremdem Grund entlud,
Bis rings die Saat in Halme ſchoß.

Sie hat mit tiefem Ton gegrollt,
Den Strahl geworfen in die Nacht;
Was ſie getränkt, was ſie gewollt,
Steht nun in voller Blüthenpracht,

Und ſendet ſeinen beſten Duft
Und legt der Freiheit Frühlingslaub
In Père Lachaiſe auf Börnes Gruft,
Zum Gruße dem Prophetenſtaub.

Am 11. Juli.

Das Feſt war aus! In Jubelton
Trat grüßend er von dem Balkon.
Da plötzlich klang ein kecker Schrei:
„Die Republik allein macht frei!“

Das Schiboleth jezt der Partei.
Der ſchlaue Ruf der Lorelei,
Die auf der Felſenkante winkt,
Indeß ihr Haar wie gülden blinkt.

Der Schiffer ſchaut das ſchöne Weib,
Den heißen Blick, den weißen Leib,
Er muß, wie er auch kämpfen mag,
Verdoppeln ſeinen Ruderſchlag.

Und wie ihr Lied ſtromüber ſchallt,
Zieht's ihn mit magiſcher Gewalt:
„Komm, lieg' an meinem Buſen warm,
Mein Haar iſt Gold und du biſt arm,“

Und ſo beſtrickt und liebeswund,
Reißt ihn der Strudel in den Grund.
Das falſche Weib im Zauberſchein
Sieht lachend in den Strom hinein.

Du alter Herr, der da verſchwand,
Gott mache ſtark dir Herz und Hand,
Daß du mit klugem Geiſt und Griff,
Vom Felſen hältſt das deutſche Schiff!

Feodor Löwe.

Henriette Paalzow.

(Fortſetzung.)

Ich ſah Henriette Paalzow im Herbſte des Jahres 1840 zum erſtenmal; damals war meine Bekanntſchaft mit ihr nur flüchtig. Eine Reiſe, die ich im Winter von 1840 auf 1841 in meine Heimath antreten mußte, entfernte mich auf einige Monate aus Deutſchland. Als ich nach Berlin zurückkehrte, hatte ſie das Wohlwollen, das ſie mir gleich anfangs gezeigt, für mich bewahrt, und dieſes Wohlwollen ging bald in ein eben ſo zartes wie treues und ausdauerndes Freundſchaftsgefühl über. Bis auf den lezten Augenblick ihres Lebens habe ich von ihr Beweiſe einer edlen, mit feinem Gefühlsſinn vorſorgenden und in hingebender Theilnahme beſtändigen Geſinnung erhalten. — Ich will die Eindrücke meines erſten Beſuchs beſchreiben. Sie waren für meine Freundin nicht günſtig; man mußte dieſe edle Natur näher kennen, länger beobachten, um ſie ſo zu ſchätzen, wie ſie es wirklich verdiente. Ihre erſte Erſcheinung, obgleich ſie eine ſchöne Frau war und die beſte geſellſchaftliche Haltung zeigte, nahm dennoch nicht für ſie ein. Sie hatte etwas Förmliches, Abgemeſſenes, ſogar Starres, es wehte Einen aus Wort und Miene eine Kälte an, die etwas Entmuthigendes für den Beſucher hatte, der ſich ihr mit Vertrauen und herzlichem Wohlmeinen nahte. Hieran hatten aber zwei Uebelſtände Schuld: erſtlich ein körperliches Gebrechen — ſie hörte nicht gut, und deßhalb maskirte ſie, wie ſo viele Schwerhörende thun, ihre gezwungene Theilnahmloſigkeit an manchen Geſprächen durch ein äußeres Zeichen von Nichtbeachtung, das auffällig ſeyn mußte, wenn man die Urſache nicht kannte. Der zweite Uebelſtand war eine ſittliche, falſch verſtandene und falſch ausgeübte Maxime: ſie glaubte durch den Anſchein vornehmer Ueberlegenheit und kühler Abweiſung ihre Stellung zu ſichern und die Würde ihrer edlen und excluſiven Natur nach außen hin zu wahren. Es wäre dieß nicht nöthig geweſen, denn gewiß Niemand, der ihr nahe kam, fiel es ein, irgendwie verletzend gegen ſie aufzutreten; ſie ſchien jedoch dergleichen immer zu fürchten und die Ruhe, der unerſchütterliche „Abandon“ der wahren vornehmen Naturen ging ihr daher ab. Innerlich, in Geſinnung und Sitte war ſie durch und durch würdig, die äußere Würde fehlte ihr, weil ſie zu abſichtlich darnach ſtrebte.

In der Cantianſtraße, einer neuerbauten Straße, die in der Mitte einen Kanal der Spree und gegenüber die Gärten des Luſtſchloſſes Monbijou hat, befindet ſich das Haus, deſſen oberes Stockwerk, das ein wunderſchönes Thurmgemach mit drei großen hellen, in der Rundung angebrachten Fenſtern hat, ſie bewohnte. Man mußte eine hohe, nicht durch ihren Bau, nur durch ihre Höhe beſchwerliche Treppe hinaufſteigen, ehe man auf einen kleinen Treppenflur gelangte und hier auf einem Schild, blau mit goldenen Lettern, die Namen „Profeſſor Wach“ und „Frau Majorin Paalzow“ erblickte. Hier wohnte das ſich ſo innig liebende Geſchwiſterpaar ſchon ſeit lange. Man gelangte zuerſt in ſeine Zimmer und fand hier hübſche Kunſtgegenſtände ausgeſtellt, alles in einer eleganten und künſtleriſch ſinnigen Ordnung. War ein großes Gemälde fertig geworden, ſo brachte der Bruder gewiß, wenn es ſich nur irgend thun ließ, daſſelbe vom entfernten Atelier in die Wohnung herüber, um der Schweſter den ungeſtörten Anblick zu gewähren. In allem, was er that und ſprach, dachte er an ſie. Aus den Zimmern des Bruders gelangte man in den Salon und von dieſem in das eben be-

zeichnete Thurmgemach, in welchem ein Kamin ſich befand und eine kleine Bibliothek an den ſchmalen Wänden zwiſchen den breiten Fenſtern aufgeſtellt war. Der Salon hatte zwei Fenſter und war im Hintergrund mit einer runden Niſche verſehen, in der ein Sopha im Halbrund Platz fand, vor dem Sopha der Tiſch und über dieſem ein Bronzelüſtre, der mit damals noch ſeltenen Gasflammen brannte und ein faſt zu helles Licht über dieſen Theil des Gemaches ausgoß, beſonders günſtig aber einen ſehr ſchönen Abguß der bekannten antiken Muſe mit dem Schleier beleuchtete, die hinter dem Halbrundſopha in der Vertiefung der Niſche aufgeſtellt war. An Bildern enthielt der Salon das Beſte und Anſprechendſte der Sammlung des Profeſſors, unter andern einige Landſchaften von Kügelgen, Kopien nach Porträts von Peisne, einige niedliche Skizzen in Oel, landſchaftliche Bilder aus den Romanen der Schweſter darſtellend, dann ein paar Porträts des Bruders, ihn im Knabenalter, im Mannesalter darſtellend, und neben dem Schreibtiſch die Statuette von Wilhelm v. Humboldt, von Rauch modellirt. Einige Reliefs in Gyps gaben hie und da zerſtreut ebenfalls paſſende Ornamente ab. Auf dem Flügel ſtand ein hohes Cruzifix und darunter eine Statuette der heiligen Jungfrau. Dieſes allzuernſte Gebilde war, meiner Anſicht nach, in einem Salon nicht wohl angebracht. Reiche, wenn es die Jahreszeit irgend erlaubte, blühende Gewächſe und Stauden füllten die Fenſtertiſche.

In dieſem wohnlichen, eleganten Raum kam nun dem Eintretenden die Bewohnerin grüßend entgegen. Früher, ehe ſie von ihren körperlichen Leiden niedergebeugt war und den Polſterſtuhl ſelten verlaſſen durfte, ſah man ſie oft, ihre Gäſte bewillkommend, inmitten des Gemaches ſtehen, in eine ſchwarzſeidene, in ſchweren Falten niederfallende Robe gekleidet, die hohe Geſtalt ungebeugt, der ſchöne Kopf mit den dunkeln Augen und dem vollen weichen Haar gewöhnlich mit einem Spitzenhäubchen geſchmückt, in deſſen Tiefe ſich dunkelglühende Nelken oder eine in's Schwarzrothe ſpielende Roſe verbargen. Sie machte ungefähr einen Eindruck wie das Bild einer belle Madelaine, das man im Fouquéſchen Frauentaſchenbuch dargeſtellt ſah. Dennoch war nichts Unmodernes oder gar Veraltetes in ihrem Coſtüm und in ihrem Weſen; ſie verſtand es, die mittelalterliche Romantik mit dem neueſten Modealmanach in Einklang zu bringen. Ich habe ſelten eine Frau gekannt, die ſich mit ſo feinem Geſchmacksſinn zu kleiden verſtand; ſie wählte nie etwas Bedeutungsloſes oder nur Zufälliges zu ihrem Putz; alles, auch das geringſte Bändchen und Kettchen, mußte künſtleriſche Uebereinſtimmung dem Auge darſtellen, und doch hatte dieſe Anordnung nichts Pedantiſches. Es war immer die ſchöne Frau, die in guter Geſellſchaft zu leben gewohnt war, und die wußte, was ſie kleidete. Ich habe ſie auf dem Krankenbette geſehen, und immer war dieſe graziöſe, künſtleriſche Anordnung vorherrſchend.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

Der Empfang des Erzherzogs Johann

Gott ſey Dank, daß für das arme zerriſſene Deutſchland endlich ein proviſoriſches Oberhaupt gefunden iſt! Es war die höchſte Zeit, ſollte nicht der letzte Reſt von Ordnung und Geſetz vollends zu Grunde gehen und die ſchauerliche Freiheit der Anarchie, die leider nur zu Viele wollen, unſer blühendes Vaterland verwüſten. Hier erregte die Kunde von der Ernennung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer große Freude unter dem größten Theil der Bevölkerung, doch gab ſie ſich nicht offen kund. Wußte man doch nicht, ob der Erzherzog die Wahl annehmen, ob er ſie vielleicht nur unter gewiſſen Bedingungen annehmen werde. Darum wartete man ruhig, ehe man jubelte. Als aber die ſichere Nachricht von der Annahme hieher gelangte und faſt gleichzeitig die Meldung erfolgte, daß der Reichsverweſer auf ſeiner Reiſe nach Frankfurt Leipzig berühren werde, da brach der ungemeſſenſte Jubel aus, und in ſchnellſter Schnelle rüſtete man ſich zum feierlichen Empfange des neuen Reichsoberhaupts. Am Morgen des 10. Juli prangte die Stadt im glänzendſten Feſttagsſchmucke. Von allen Thürmen und öffentlichen Gebäuden, ſo nicht minder von einer großen Menge Privathäuſern wehten ſtolze Banner in den deutſchen und ſächſiſchen Farben. Beide Bahnhöfe, der Dresdner und Magdeburger,

waren mit frischem Eichenlaub geschmackvoll verziert und ein aus schwarz-roth-goldnen Stoffen zierlich erbautes Zelt zum Empfange des hohen Gastes auf dem erstgenannten Bahnhof in Bereitschaft gesetzt. Zu beiden Seiten der Eisenbahn flaggten bis zum Weichbilde der Stadt zahllose Fahnen, und dazwischen drängten sich Tausende, um den sehnlichst erwarteten Zug ankommen zu sehen und mit Jubelruf begrüßen zu können. Schon um 10 Uhr Morgens trat die gesammte Bürgerwehr nebst den Hülfscompagnien, aus dem prächtigen Corps der Turner, der Buchhändler, Künstler- und Veteranen-Compagnien bestehend, sowie unsere Garnison unter die Waffen und zog mit klingendem Spiel auf die Bahnhöfe. Nach fünfstündigem Harren kam endlich Nachmittags um 3 Uhr der Zug an. Glockengeläute, Böllerschüsse und unaufhörlicher Freudenruf begrüßten den Erzherzog, als er an der Seite unseres Königs, der ihm das Ehrengeleit gab, unter das Volk trat. Regierungsrath Demuth, in Abwesenheit des Bürgermeisters Klinger dessen Stellvertreter, hielt im Namen des Stadtraths eine Standrede, die der Reichsverweser freundlichst erwiederte. Diesem Empfange, dem Abgeordnete aller Behörden beiwohnten, folgte ein kleines Mahl, gleichsam unter den Augen des zahllos versammelten Volks, das ungestört Zutritt zu dem offenen Zelte erhielt, belebt durch mehrere kernige und ernst heitere Toaste. Das offene, biedere Auftreten des Erzherzogs gewann ihm rasch Aller Herzen, und aus voller froher Ueberzeugung, daß er der Mann seyn werde, seyn müsse, unter dessen Leitung das deutsche Vaterland zur Einheit und zu neuer politischer Macht gelangen könne, jauchzte ihm jeder Mund ein tief gefühltes Willkommen zu, klang dem Scheidenden ein viel tausendstimmiges Lebewohl nach. Der 10. Juli 1848 wird Leipzig unvergeßlich bleiben; er gab Anlaß zu einem Volksfeste, wie es nicht oft gefeiert wird. Daß man dem Mann Vertrauen schenkt, den die Wahl des Volks an die Spitze Deutschlands gerufen hat, zeigt sich bereits in dem neu erwachenden Geschäftsverkehr, spricht sich aus in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es nunmehr besser werden müsse. Hält man nur die Hoffnung fest und sucht man unverdrossen das wiederkehrende Vertrauen zu einem gesetzlichen Zustand fester zu begründen, dann wird es in der That besser werden und es braucht uns nicht mehr maßlos vor der Zukunft zu bangen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der große Aufstand.

Die Plebejer sind in der neuern Zeit so zahlreich und so dringend geworden, daß sie sich mit Worten und Versprechen nicht mehr abspeisen lassen, sondern mit den Waffen in der Hand Abhülfe ihrer Noth verlangen. Die provisorische Regierung, welche Fehler über Fehler beging, war so unvorsichtig, alle Einwohner von Paris zu bewaffnen. Der erste Gebrauch, den die Proletarier von den Waffen machten, war, daß sie dieselben gegen die richteten, die sie ihnen gegeben, und die exekutive Gewalt, welche die heimliche Absicht hatte, sich mittelst solcher bewaffneten Banden aufrecht zu halten, ist zuerst gestürzt worden. Sie hat einer andern Behörde weichen müssen, welche allerdings das Regieren besser verstehen wird als Ledru-Rollin und Lamartine. Es wäre aber thöricht zu glauben, daß nun Alles vorbei sey und man nichts mehr zu fürchten habe; die Masse der Proletarier ist noch immer da, und bereit, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um sich selbst zu helfen. Es sind unter ihnen viele Tausende der tollkühnsten Menschen, die sich durch nichts abschrecken lassen, und da sie nichts als ein elendes Leben zu verlieren haben, das ihnen gleichgültig ist, dieses Leben nicht schonen, wenn es gilt, sich ein besseres Leben zu erobern. Dieß haben sie beim letzten Kampfe hinlänglich bewiesen. Andererseits schonen sie eben so wenig das Leben Anderer, und der Tod des Erzbischofs von Paris, der ihnen Worte des Friedens und der Versöhnung bringen wollte, beweist, daß diesen Verwegenen nichts ehrwürdig, nichts heilig ist. Es heißt, man habe das Leichenbegängniß der gefallenen Nationalgardisten und Soldaten nicht bis zum Bastilleplatz, wo die Säule mit den unterirdischen Gewölben steht, fortzusetzen gewagt, und die Leichname deßhalb einstweilen in die Magdalenenkirche gebracht, weil man erfahren habe, auf dem Zuge dahin solle General Cavaignac mit seinem Generalstabe durch eine Höllenmaschine, ähnlich der Fieschischen, erschossen werden, was bei einem Zuge von einer halben Meile zwischen den Häuserreihen längs der Boulevards leicht, wo nicht ungestraft in's Werk gesetzt werden konnte. Indessen hat Cavaignac in der Nationalversammlung versichert, daß jetzt in und um Paris fünfzigtausend Mann zusammengezogen seyen; rechnet man die Pariser Nationalgarde hinzu, so hat man eine furchtbare Macht beisammen, welche hoffentlich einen so allgemeinen Ausbruch der communistischen Wuth, wie der letzte war, verhindern wird. Man hat daher auch schon mehr Vertrauen, und das Steigen der Fonds an der Börse beweist, daß sich auch die Spekulanten beruhigen und am Zustande der Staatskasse nicht verzweifeln. Es fragt sich nun, was man mit den Tausenden von Insurgenten machen wird, die man gefangen genommen und mit denen man alle Gefängnisse und Gewölbe von Staatsgebäuden angefüllt hat. Gleich Anfangs war beschlossen worden, sie jenseits des Oceans zu transportiren. Dieß hat aber seine Schwierigkeiten. Frankreich besitzt keine so großen Kolonien, daß eine solche Menge von Verbrechern dort ohne Gefahr für die Sicherheit der Kolonisten untergebracht werden könnte. Daß es aber dringend ist, diese Menschen aus Frankreich und sogar aus Europa zu entfernen, ist für Jedermann augenscheinlich; wo soll man nun mit ihnen hin? Nach Algerien, hieß es zuerst, wo allerdings Raum für viele tausend Ansiedler ist, sollten sie nicht gebracht werden, weil man dieses für einen Theil von Frankreich geltende Land nicht mit solchen Leuten anfüllen wollte, welche dort ebenfalls ihr Barrikadenwesen treiben, und noch dazu die arabischen Stämme zum Aufruhr reizen, mithin die Sicherheit der französischen Bevölkerung auf's Spiel setzen könnten. Von diesem Gedanken scheint man seitdem abgegangen zu seyn, und es heißt nun, daß man die Strafbarsten, besonders die aus den Bagno's Entlassenen, nach Cayenne, der größten der französischen Kolonien, senden, die bloß Verführten aber in Algerien als Landbauer ansiedeln wolle. Wählte man unter letztern besonders diejenigen aus, welche Frau und Kinder haben, und ließe diese mitziehen, so könnten aus diesen Leuten vielleicht nützliche Landbewohner werden. Die Lust zum Barrikadenerrichten würde ihnen vergehen und die Neigung zu einem arbeitsamen Leben in ihnen wieder erwachen. Da von den andern keine Besserung zu erwarten ist, so will man sie in Cayenne zu Arbeiten auf Rechnung des Staats anhalten, wie die Engländer mit ihren Convicts zu Botany-bay verfahren. Dazu ist aber ein gerichtliches Urtheil erforderlich, das schwerlich so bald erfolgen kann, da der vor Gericht Gezogenen über sechstausend sind, welche alle einzeln nach vorhergegangener Untersuchung abgeurtheilt werden müssen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 179. Donnerſtag den 27. Juli 1848.

— The whining school-boy,
With shining morning face, creeping like snail
Unwillingly to school.

Shakespeare.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

1.

Sie haben viel verloren, daß Sie nicht dabei waren, als wir, zwei fahrende Scholaren, vor etlichen Wochen aus Aibling nach der Eulenau wanderten. Eulenau — ſchon der Name bezeichnet ein würdiges Ziel für eifrige Akolythen der Minerva, und einer von uns lag noch ſo recht kindlich am jungfräulichen Buſen der „Blauäugigen," mein Begleiter nämlich, ein unbefangener Schuljunge aus beſagter Eulenau, der eben aus der Marktſchule heimkehrte zu den ſeligen Träumen ſeiner Kinderzeit, den ſonnabendlichen Schmalzkücheln und den Ferkeln des Kloſenbauer, ſeinen Geſpielen. Wir hatten uns am Wege zuſammengefunden, die Aehnlichkeit des Berufes förderte die Annäherung, und bald hatte ſich ein für mich zum mindeſten lehrreiches Geſpräch entwickelt. Der jugendliche Weiſe aus der Eulenau zeigte eine in ſeiner Eigenſchaft als bayeriſcher Bauernbube ſeltene Mundfertigkeit und war weit entfernt, mit jener glotzenden und ſtotternden Naivetät mich beſtechen zu wollen, wie dieß der Idylle der Bildung gegenüber nicht ſelten gelingt. Er war zudem zu rein gewaſchen, als daß ich nicht ſein kluges Augenpaar hätte blinzen ſehen, auch ſtand ich nicht an, den beträchtlichſten Theil dieſes ſeines gewürfelten Weſens dem Einfluſſe unſeres Schulweſens gutzuſchreiben.

Im Verlaufe unſeres Geſprächs kamen mir freilich einige Bedenken, ob die literariſche Errungenſchaft des Kleinen mit ſeinem Mutterwitze gleiche Wage halte, indeſſen bei ſeinen Jahren hat er noch Ausſicht, der Vortheile eines neuen Schulplans theilhaftig zu werden. Zu dieſem Schulplane gab derſelbe auch Fingerzeige, von denen nur zu bedauern, daß ſie nicht in den Akten der Entwurfskommiſſion Platz finden werden. — Für's erſte erklärte er, er gehe „nicht gern" in die Schule. Nicht etwa, daß ihm der Weg zu weit, die Wetterunbilden zu läſtig, das Dienſtbotenmahl beim Herr Pfarrer über Mittag zu ſchmal geweſen wäre; ſelbſt der Herr Lehrer „wär nöt ſo letz." Er hat an der ganzen Schule nichts auszuſetzen, als eben den Umſtand, daß man dort etwas lernen ſoll. Der frühere Haslſtock des Magiſters hatte ebenfalls nicht ſeinen Beifall, er gab dem neuen ſpaniſchen Röhrchen unbedingt den Vorzug. An dieſes Röhrchen knüpfte er höchſt wirkſam einen Beleg für das von den Dramatikern etwas vernachläſſigte Walten der Nemeſis. Um ſich einzuſchmeicheln, hatte der Hausmeiſter-Jörgl das dauerbare Rohr dem Lehrer überbracht, und ſiehe da, er bekam damit die erſten „Tatzen." Dieſes Zauberſtäbchen und ſeine Wirkungen ſchienen mir weit mehr das Hauptaugenmerk bei ſeinen Studien zu ſeyn als die ihm gebotenen Wiſſenſchaften, von denen er nicht ganz genau anzugeben wußte, worin ſie eigentlich beſtünden. Er ſagte nur, aus zwei Bücheln, aus dem Namenbüchl und dem Gottbüchl ſey er bereits draus, und aus dem dritten werde er auch bald draußen ſeyn. Er ſchien ungemein getröſtet, daß er ſo bald mit allem ſeinem Wiſſen zum Durchbruch kommen ſolle.

Unter uns geſagt, der Junge ſchilderte mit dieſem unſchuldsvollen salse dictum unſer ganzes Landſchulweſen. Man geht da wirklich nur in die Schule um des „Hinauskommens" willen. Es wird ſo wenig geboten, was das Sitzen auf den harten Bänken

vergeſſen machte, noch immer kann man nicht glauben, daß auch einen Bauernbuben die bibliſche Geſchichte, wenn er ſie neun Jahre lang lieſt, langweilen könne, und noch fragt man, warum es ſo ſchwer ſey, federfertige Gemeindevorſteher zu finden, wenn achtzehnjährige Feiertagsſchüler Katechismus-Denkverslein abſchreiben. Iſt's nicht thunlich, neben dieſen ganz guten Dingen auch noch andere zu bieten, deren Brauchbarkeit der bäueriſche Schuljunge und ſein Vater alsbald begreifen, ein Wiſſen, das ſich in Feld, Wald, Stall, in der Gemeinde- und Gerichtsſtube verzinst, da denn doch unſer Landmann zeitweiſe auch noch irdiſche Zwecke zu erfüllen hat, z. B. das Abgeben von Zehnten und Steuern. Dieſes, wir dürfen wohl nicht annehmen gefliſſentliche Vorenthalten einer nutzbaren, entſprechenden Bildung des Landvolks möchte bei der eigenthümlichen Stellung, in welche durch die lezten Jahre der Bodenbeſitzer dem herriſchen Conſumenten gegenüber gekommen iſt, bei dem durchſchnittlich wachſenden Wohlſtand und der ſinkenden Moralität des Bauers über kurz oder lang eine Wendung der Geſellſchaftslage herbeiführen, die nicht auf den Rollen jener Staatstaktiker vorgemerkt iſt, welche mit dem Volke mehr im Himmel als auf Erden zu manövriren gewohnt ſind.

Unter ſolcher Gedankenwucht ſeufzend, entließ ich meinen Begleiter, während er friſchweg dahin lief, ſeine drei überwundenen Büchlein im Schulſack, und dabei etwas Knödlbrod für die alte Jägerliesl, ſeine Pflegemutter. Ich beneidete den kleinen Weiſen aus der Eulenau. Wer da ſagen könnte: aus dieſem Büchlein bin ich draußen, und aus dieſem lezten werd' ich auch bald draußen ſeyn!

Dieſes Ungenügen, leider darum gewonnen, weil wir mehr als drei Büchlein leſen, ließ mich auch in dem ſtillen Aibling nicht länger weilen. Wie lange kann ſich der Menſch beruhigen mit den anſpruchloſen Reizen einer Gegend, die einem ſchönen, noch ungedruckten Gedichte gleicht, mit zweckloſem Schweifen auf Spazierwegen, die der Verſchönerungsverein ſäuberlich über alle Hügel, zu allen Ausſichten anbahnt, und wie lange jenes unerklärlichen Durſtes ſelbſt in der labenden Lindennacht eines Bierkellers Herr werden? So zog ich denn fort aus dem heitern Markte, der jezt, wie zu merken, daran iſt ſich als Kur- und Erholungsort geltend zu machen, wozu ihn eben ſo ſeine Lage als die Badeanſtalt berechtigt, die der Arzt gleich elegant als zweckmäßig in ſeinem wunderhübſch gelegenen Hauſe errichtet hat.

Auf Umwegen ſollte es nach Roſenheim gehen. Das zwiſchen den Heerſtraßen gelegene Land gibt der Entdeckungsluſt ein weites Feld. Abwechslung überall zwiſchen Wald und Acker, und den Blick nach Süden tröſten die Berge mit ihren phantasmagoriſchen Spielen. Auf meinem ungefähren Pfade fand ſich vorerſt das mächtige Herrenhaus Marlrain, ein Bau wie alle aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, ein übrig gebliebenes Original zu „Wennigs bayeriſchen Rentämten.“ Einige reichsfreie Grafen von Marlrain und Hohenwaldeck befinden ſich noch dort in prunkhaften Bildniſſen, ihrem Schloſſe aber ergeht's wie den meiſten: die Nachkommen haben weder Luſt noch Mittel, dieſe Räume auszufüllen, und darüber werden die Goldlambris ſchwarz, die Spiegel taub, die Tapeten reißen und die Fenſterſcheiben brechen; die Elemente nehmen Platz im Salon und Kabinet, und ſie gehen mit den Möbeln nicht ſo zierlich um wie einſt jene ſchönen Damen und ſtattlichen Kavaliere, von denen es mich nicht wundern ſollte, wenn ſie einmal weinten wie wunderthätige Madonnenbilder. Apropos, in der Schloßkapelle finden Sie eine Marienſtatue, die ſeit neuerer Zeit ein buntſeidenes Halstuch trägt, gleich einer anſtändigen Bürgersfrau. Die ſtrenger gewordenen Sittlichkeitsbegriffe mußten auch hier es gutmachen, wenn das lare vorige Jahrhundert ſelbſt beim Zuſchnitt von Madonnengewändern dem Zeitgeiſte gefröhnt hatte.

(Fortſezung folgt.)

Henriette Paalzow.

(Fortſezung.)

Dieſe ſtolze Geſtalt à la belle Madelaine ſah man alſo vor ſich ſtehen. Ein ungezwungener Empfang war faſt unmöglich; man wurde ceremoniös begrüßt, mit leiſen Worten und einem faſt gnädigen Wink der feinen, ſchmalen, magern Hand auf einen Sitz gewieſen. Nun entſpann ſich ein ſehr förmliches, abgemeſſenes, leiſes Geſpräch. Die herzlichen Freundlichkeiten, die man ihr in Betreff ihrer Schriften ſagen wollte, wurden wider Willen zu kalten Complimenten; man war mit ſich ſelbſt unzufrieden, man fühlte ſich nicht heimiſch, und der Entſchluß, den man beim ſchnell abgebrochenen Beſuch auf der Treppe faßte, war der, daß man gewiß nicht wieder kommen wolle. Dann empfing man aber ein Zettelchen — und ſie verſtand deren ganz köſtliche zu ſchreiben, voll liebenswürdiger Laune und poetiſchen Sichgehenlaſſens — das Einen zu einem Abend einlud, und man kam, obgleich man ſich vorgenommen hatte nicht wieder zu kommen. Man hatte die Hoffnung, es werde nun beſſer gehen; aber nichtsdeſtoweniger wieder derſelbe ſteife Empfang, dieſelbe Entmuthigung. Der Abend iſt indeſſen dennoch ſehr belebt; Wach, im Betragen das Gegentheil der Schweſter, iſt die freund-

liche, höfliche Zuvorkommenheit ſelbſt, die Gäſte ſind zum größern Theil Berliner Notabilitäten vom erſten Rang. Ich ſah hier gleich am erſten Abend Rauch, Schelling, den Bildhauer Tieck, Begas und mehrere andere Künſtler. Unter den Damen waren einige, die ich ſchon bei Hofe geſehen; eine ſehr genaue Freundin, eine liebenswürdige Frau, die Generalin Minutoli, erleichterte der Wirthin des Hauſes die Ausübung der Pflichten der Geſelligkeit. Bedienung und Beleuchtung waren vortrefflich, ohne im mindeſten an den unfeinen Pomp und Glanz reicher Bankierhäuſer zu erinnern. Alles der Art, was man oft in ſehr guten Häuſern in Berlin findet, hatte dem gebildeten Künſtlergeiſte weichen müſſen, der hier, verbunden mit der Kenntniß deſſen, was in der feinen Geſellſchaft in der That als paſſender Comfort und Luxus gilt und aufgenommen wird, waltete. Die kleine Geſellſchaft ſaß beim Souper an einzelne Tiſche vertheilt — die Zuſammengruppirung ließ ſich das Geſchwiſterpaar nicht nehmen, und man fand immer Zettelchen mit Namen ausgelegt — und erging ſich in fröhlichem, ungebundenem Geſpräch. Der Künſtler Henſelt gab öfters Impromptüs zum Beſten, die belacht wurden. An einem dieſer Abende ſah ich hier auch die Frau von Bacherach (Thereſe) zum erſtenmal. Auch meine Landsmännin, die Senatorin Baroneſſe Uexküll, eine würdige Erſcheinung, noch im Alter voll Anmuth, kam mir hier unerwartet entgegen.

Oefters wurde Henriette Paalzow von der Gemahlin des Prinzen Wilhelm beſucht, und auch die Fürſtin Liegnitz ließ ſich die vielen Treppen nicht verdrießen, um einen liebgewordenen Umgang fortzuſetzen. Ueberhaupt machte der Hof viel aus ihr und ihren Schriften. Der König, die Königin laſen ihre Romane, und ein Künſtler von Bedeutung wurde angewieſen, für das königliche Album mehrere Scenen aus dem damals gerade ungemeines Aufſehen machenden Roman „Thomas Tyrnau" in Waſſerfarben darzuſtellen. Die Blätter geriethen ganz wohl. Der Beifall, der ihr gezollt wurde, der mit faſt ſtürmiſcher Haſt angefachte Ruhm waren aber keine ihres Genius würdige Geſchenke. Die hätte viel weniger bekommen ſollen, um mehr zu bekommen. Man lobte, las und rühmte ſie — wie ich ſchon am Anfang dieſes Aufſatzes bemerkt — weil es die politiſche Stimmung der Geſellſchaftsſchichten, in der ſie lebte, gerade ſo wollte. Alles andere, was die ſchöngeiſtige Literatur in jenen Tagen hervorbrachte, ſollte nicht geleſen, ſollte nicht gelobt werden, weil es mehr oder minder die Farbe politiſcher Mißliebigkeit an der Stirne trug. So hörte man denn, wenn man näher hinlauſchte, daß ſich hinter dieſem pomphaft aufgeblaſenen Lob nur ſchlecht der ſpöttiſch lächelnde, oder ſchläfrig gähnende Tadel verbarg. Selbſt bei Hof, ſelbſt vom König konnte man derlei vernehmen. Henriette Paalzow jedoch vernahm nichts davon, und ſie iſt bis an ihr Ende in der ſeligen Ueberzeugung geblieben, daß man ſie in ihren Produktionen wahrhaft ſchätze und bewundere. Ihr Verleger ſchrieb ihr von den tauſenden von Exemplaren, die raſch Abſatz gefunden, von den neuen Auflagen, die nöthig wurden; wie hätte ſie, eine Frau, und zwar eine von Eitelkeit nicht freie, träumen ſollen, daß dieſer Ruhm nur die Seifenblaſe des Augenblicks war, und daß ihre hohen Freunde und Bewunderer ſie hinterrücks verſpotteten, während ſie ſie offen lobten? Dieſe bittere Enttäuſchung iſt ihr erſpart worden; ſie hätte ſie durchkoſten müſſen, wenn ſie dieſe Tage, Tage der Vernichtung ſo manchen Scheins, erlebt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Girardin. — Chateaubriand.

Man behauptet, während der Empörung ſeyen manche Leute aus der Hefe des Volks in den Vorſtädten mit Körben ausgezogen, um zu plündern. Dieſe Leute ſind nun freilich weit vom Ziel ihrer Hoffnungen, und wenn ſie vollends mit den Inſurgenten auf den Barrikaden gefochten haben und mit den Waffen in der Hand ergriffen worden ſind, ſo laufen ſie Gefahr, übers Meer geführt zu werden und unter einem ganz fremden Himmelsſtrich leben zu müſſen, wo keine Schätze in Körben zu ſammeln ſind, und wo ſie vielleicht mühſelig die Früchte der Erde werden ſammeln müſſen. Die kommuniſtiſchen Lehren, welche ſolche Folgen gehabt haben, ſind nun ganz verſchrieen, und ſchwerlich wird künftig einer der kommuniſtiſchen Lehrer es wagen, wie bisher den Grundſatz aufzuſtellen, daß das Eigenthum ein an der menſchlichen Geſellſchaft begangener Diebſtahl ſey.

Seitdem eine Art Diktatur der elenden Regierung der exekutiven Gewalt ein Ende gemacht, hat die Straßenliteratur aufgehört, das heißt, es werden keine Tageblätter, keine Aufrufe, keine Bemerkungen mehr an den Mauern angeheftet, und auch der Zeitungshandel auf den Gaſſen hat abgenommen, da mehrere wüthende Tageblätter einſtweilen aufhören mußten und man bis auf Weiteres die Zeitungskautionen wiederhergeſtellt

hat. Dieß war nöthig; es iſt aber ſchade für die Leſewelt, denn ſie bekommt nun nicht mehr die kurioſen Sachen zu leſen, die man ihr an den Mauern und in den kleinen Tageblättern zu Einem Sou auftiſchte. Jedoch hat Cavaignac verſprochen, daß dieß nicht lange dauern werde, und daß die Preßfreiheit, welche nun einmal ein Recht der Nation iſt, vollſtändig wieder hergeſtellt werden ſolle. Dieß verſteht ſich von ſelbſt; welche Regierung auch immer hier an's Ruder kommen mag, wenn ſie nicht die Preßfreiheit achtet, ſo iſt ſie im voraus verurtheilt und verloren. Girardin, der das Publikum ſo gern mit ſeiner Perſönlichkeit unterhält, hat ihm durch ſeine Verhaftung und durch die Suſpendirung ſeines Journals »la Presse« hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung gegeben. Er iſt nun wieder frei; ſein Journal wird auch nicht lange mehr verboten bleiben, und dann wird er Gelegenheit haben, ſich nach Herzensluſt über die erlittenen Unbilden zu beklagen. Es gingen allerlei Gerüchte über den Grund ſeiner Verhaftung; einige wollten wiſſen, er ſey von Rußland beſtochen worden und habe deßhalb auf die Abdankung des Kriegsheers gedrungen; andere behaupteten, man habe Beweiſe dafür, daß er ein Orleaniſt ſey und Verbindungen mit der Dynaſtie angeknüpft habe. Da er aber ſo ſchnell wieder in Freiheit geſetzt worden, ſo darf man wohl vermuthen, daß keines von dieſen Gerüchten gegründet iſt, und der einzige Grund ſeiner Verhaftung war wohl eine falſche Beſchuldigung und der feindſelige Ton, den er in ſeinem Journal wider die jetzige Regierung angeſtimmt. — Alexander Dumas ſcheint den Plan zu einem neuen Journal aufgegeben zu haben; er ſchreibt einſtweilen im Journal »la Patrie,« hat aber gar kein politiſches Anſehen, und er wird wohl thun, ſich wieder dem Roman und dem Drama zuzuwenden. — Während der heftigen Erſchütterung durch die letzte Empörung, welche das Publikum gegen alles andere faſt gleichgültig macht, iſt der Tod des berühmten Chateaubriand, der ſonſt allgemeines Aufſehen erregt hätte, faſt unbemerkt vorüber gegangen. Er litt ſchon lange an Altersſchwäche; die Vereitlung ſeiner politiſchen Hoffnungen hatte ihm ſeine letzten Tage verbittert, und er iſt mitten unter einem neuen politiſchen Sturm dahingegangen. Nachdem er in ſeiner Jugend ziemlich liberale und unabhängige Grundſätze geäußert hatte, war er ſpäter ein faſt leidenſchaftlicher Anhänger der ältern Bourbonen, und er hatte ſie mit ſeiner lebhaften Einbildungskraft gleichſam idealiſirt. Als ſie aber wieder zum Throne gelangten, mußte er erfahren, daß ſie dieſem Ideal keineswegs entſprachen oder ſich auch nur näherten. Dennoch blieb er ihr Anhänger. Die Orleaneſche Dynaſtie mißfiel ihm höchlich, und nun mußte zu ſeinem Kummer noch in den letzten Stunden ſeines Lebens die Republik wieder auftauchen. Der geniale Schriftſteller hat ein ſehr trauriges Ende gehabt, aber bis zum Tode viele Freunde und warme Bewunderer behalten. Dg.

Leipzig, Juli.

(Fortſetzung.)

Die politiſchen Parteien

Es lag eine trübe, ſchwüle Luft über Leipzig in den letzten zwei Monaten. Die Angſt vor dem, was kommen möchte, die Furcht vor dem Zuſammenbrechen aller geſetzlichen Ordnung laſtete ſchwer auf Jedermann, und die erſten Lebenszeichen der conſtituirenden Nationalverſammlung waren nicht geeignet, dieſe Furcht zu beſiegen. Blieb es, mit Ausnahme eines unmächtigen Aufruhrverſuchs, der kindiſch genannt werden müßte, hätte er nicht wahrſcheinlich einen tieferen Rückhalt gehabt, in unſerer Stadt ruhig, ſo war dieſe Ruhe doch keineswegs ein Zeichen inneren Glücks und gefeſteter Zuſtände. Die politiſchen Parteien, geſondert und bis zu einem gewiſſen Grad organiſirt in den verſchiedenen Vereinen, die ſie bildeten, treten ſich von Woche zu Woche ſchroffer entgegen, und da von oben herab in Folge des gewährleiſteten Aſſociationsrechts auch offenbarem Mißbrauch dieſer Freiheit nicht geſteuert wurde, ſo machte ſich die an Zahl zwar nicht ſtarke, an Keckheit und Thatenluſt aber deſto mächtigere Partei des ſocialen Demokratismus immer mehr geltend. Sie war es, die durch ihre nicht raſtenden Wortführer den „Vaterlandsverein“ in ſeiner jetzigen Geſtalt dem Ruin nahe gebracht hat, die den „deutſchen Verein“ unermüdlich anfeindet und geradezu als reaktionär bezeichnet, die auf Republik als die einzige gute, vernünftige und wünſchenswerthe Staatsform offen hinwies und dafür Propaganda zu machen ſuchte. Der „republikaniſche Klub,“ welcher ſpäter entſtand und ſich in dem „Republikaner“ ein eigenes Parteiorgan gründete, hat nichts gemein mit dieſen radikalen Demokraten, deren Abzeichen das zweideutige rothe Band iſt. Jener Klub ſcheint ſich mehr in den Grenzen politiſcher Diskuſſion zu halten und das Volk erſt über die Vorzüge der Republik aufklären zu wollen, ehe er es mit deren Segnungen faktiſch zu beglücken gedenkt. Dieſes wirre, bunte, krauſe Durcheinander der verſchiedenſten politiſchen Meinungen brachte die Geſammtheit der Leipziger Bevölkerung in eine wunderliche Stellung. Dem übrigen Lande und wohl auch Deutſchland gegenüber galt Leipzig, als Herd der politiſchen Bewegung, von jeher für radikal; es mußte von der geſammten Nation noch mehr dafür gehalten werden durch die Wahl ſeines Reichstagsabgeordneten, wie denn die Wahl der meiſten ſächſiſchen Abgeordneten mit Recht auf eine überwiegende Mehrzahl politiſch radikal, ja ſogar republikaniſch Geſinnter ſchließen ließen. Blum, Schaffrath, Joſeph, Henſel, Günther, Wigard, Reßmäßler, Scharre ꝛc., ſie alle ſind eifrige Mitglieder der Linken, zum Theil der äußerſten Linken, und dennoch ſteht das ſächſiſche Volk in weit überwiegender Mehrzahl nicht auf dieſer Linken, ſondern im Centrum. Ließe man jetzt abſtimmen, Kopf für Kopf, ob das Volk mit der Wirkſamkeit ſeiner Abgeordneten zufrieden ſey und ob es das wünſche, was dieſe in der Paulskirche zu Frankfurt durchzuſetzen ſuchen, ſo bin ich feſt überzeugt, nur eine unbedeutende Minorität würde dieß bejahen. Es iſt wichtig, dieſe auffallende Erſcheinung, die wohl auch in andern deutſchen Ländern vorkommen mag, genauer in's Auge zu faſſen und ſich der Gründe bewußt zu werden, die ſie hervorgerufen haben. Wenige Worte genügen, dieß anzudeuten. Der politiſche Indifferentismus, der bei den Wahlen in erſchreckender Weiſe ſich zeigte, iſt daran ſchuld. Faſt nur die politiſch Entſchiedenen wählten neben einer Menge Gleichgültiger, während die Hälfte, ja noch mehr der Wahlfähigen die Sache gehen ließ, wie ſie wollte. So erhielt der politiſche Radikalismus entſchieden die Oberhand und ſetzte faſt überall ſeine Kandidaten durch, während der Liberalismus arg in's Hintertreffen kam. Ich halte dieß gerade für kein Unglück, da das Gegengewicht der Linken ſehr nöthig iſt im Parlament, um der Rechten zu gehöriger Zeit kräftig den Daumen auf's Auge zu ſetzen; nur dann würde es ein Unglück ſeyn, wenn die Linke immer ſiegreich wäre, denn Vieles, was ſie will, iſt praktiſch völlig unausführbar und würde uns in namenloſes Unglück ſtürzen. Diejenigen aber, die jetzt unter uns erſchrecken über die Männer der Linken, dieſe mögen bedenken, daß, wer politiſch reif ſeyn will, auch politiſch thätig ſeyn muß. Sie mögen alſo ein nächſtes Mal ſich kräftiger bei den Wahlen betheiligen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 180. Freitag den 28. Juli 1848.

— Es vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beifalls Woge treibt.

Goethe

Henriette Paalzow.

(Fortſetzung.)

Was aber nicht Schein war, war die aufrichtige Achtung, die man ihr in den höchſten Kreiſen in Rückſicht ihres Charakters zollte. Die ſelbſt ſehr würdige Prinzeſſin Wilhelm war — und läugnete es nirgends — ihre Freundin. Es war ein feſtes, ſtarkes Band, das zwei edle weibliche Naturen an einander knüpfte. Und ſo beſaß ſie viele wahre und treue Freunde in allen Klaſſen der Geſellſchaft. Ihre Dienſtboten liebten ſie mit Aufopferung, die Armen, an die ſie unausgeſezt theilnehmend dachte, hingen ihr mit einer Art religiöſer Innigkeit an. Aber der, der ſie am meiſten liebte, deſſen ganzes Leben ſie gleichſam übergoldete und mit Wärme und Licht erfüllte, war ihr Bruder. Dieſes Verhältniß war eben ſo ſelten als groß und rührend. Eine ſolche Geſchwiſterliebe — wo mag ſie wohl ſo wie hier gefunden werden? Schon vor ihrer Verheirathung lebte ſie mit dem Bruder zuſammen und nach der Trennung ihrer Ehe wieder, und zwar bis zuerſt ihn der Tod abrief. Im Hauſe der Eltern ſchon ſcheinen ſich die Geſchwiſter zuſammengefunden zu haben, durch gleiche Neigungen, durch ähnliche Begabung, ſie zur Poeſie, er zur Malerei. Aber auch ſie malte und er dichtete; ſtreng geſchieden waren dieſe Manifeſtationen des ſchöpferiſchen, bildenden Geiſtes für Beide nicht. Die Muſik, als dritte ſchöpferiſche Kunſt, kam hinzu, um dieſes Paar, das eben ſo dem Geiſte, wie der leiblichen Abſtammung nach Bruder und Schweſter war, noch enger zu verbinden. Sie ſoll eine hinreißend ſchöne Stimme gehabt haben und eine gute Geſangmethode; was mich betrifft, ich habe ſie nicht ſingen hören; ſie hatte die Ausübung einer ihr einſt ſo liebgewordenen Kunſt bereits aufgegeben.

Das Leben des Geſchwiſterpaars vor der Heirath der Schweſter verfloß in Berlin in glücklichen Verhältniſſen. Das Atelier des Bruders, der damals jung und ſchön, und noch dazu aus den Befreiungskriegen zurückgekehrt, in militäriſch-patriotiſchen Ehren glänzte, wurde faſt täglich vom Prinzen Wilhelm und von deſſen Gemahlin beſucht. Henriette machte die Honneurs des Atelier. Die junge Fürſtin lernte das bildſchöne Fräulein Wach kennen und lieben. Der preußiſche Patriotismus von 1815, dem die Fürſtin huldigte und dem ſie Opfer brachte, führte, wie es ſcheint, in Verbindung mit Poeſie und Malerei, die Fürſtentochter dem jungen Künſtler ebenfalls näher. Der Fürſt ſtand als ſchöner, ritterlicher Held dieſen bevorzugten jungen ſtrebenden Geiſtern zur Seite. Es muß dieß eine ſchöne Zeit geweſen ſeyn, denn Henriette ſprach noch mit Begeiſterung von dieſen Tagen ihrer ſchönen, in Blüthenfülle mannigfacher Art ſich entfaltenden Jugend. Später kam die trübe Zeit einer zwar nur kurz dauernden, aber, wie es ſcheint, mit vielem läſtigen Beiwerk — unter andern auch Krankheit, ſchlimme Wohnung, Entfernung von den Lieben — beſchwerten Ehe. Sie lebte mit ihrem Mann in einer Stadt am Rhein, wo der Hauptmann von Paalzow in Garniſon ſtand. Der Bruder kam, wo es ſich irgend thun ließ, um die Schweſter zu einer kleinen Erholungsreiſe abzuholen. So beſuchten ſie Münſter, Köln und Bonn. In Münſter gewann Henriette durch einen längeren Aufenthalt viele Freunde, und die charakteriſtiſche Lokalität dieſer

uralten katholischen Stadt hat ihrer Phantasie manche lebendige Farbe auf die Palette gelegt für die Romanschilderungen späterer Jahre. Ich weiß mich zu besinnen, daß sie mir höchst lebendig und in anmuthigster Komik — was sonst nicht in ihrer Weise lag, denn Gabe für Witz, Persiflage, Komik ging ihr durchaus ab — Einiges von ihrem dortigen Zusammentreffen mit grotesken, noch aus alten Reichszuständen herüberragenden Persönlichkeiten mittheilte. In Köln, was interessant für ihre literarische Richtung ist, fühlte sie zuerst den mächtigen Drang zur schriftstellerischen Produktion, und sie arbeitete, von Gesprächen mit dem Bruder angeregt, ein Trauerspiel: „Marie Nadasti" aus, das sie nicht für den Druck bestimmte und das sie erst wenige Jahre vor ihrem Tode auf meine Bitten der Oeffentlichkeit übergab. Es eignet sich nicht für die Bühnendarstellung, wohl aber verdient es als eine geistvolle Skizze liebevolle Beachtung.

Als die Ehe getrennt war, kehrte sie nach Berlin zurück, und nunmehr wohnte sie wieder mit dem Bruder zusammen, der unterdessen seine Künstlerzüge nach Rom gebräuchlicherweise abgethan hatte und in seiner Heimath als ein Stern erster Größe am Kunsthimmel glänzte. Die Schwester theilte seinen Ruhm und die Annehmlichkeiten der in finanzieller Hinsicht verbesserten Lage. So viel mir bekannt ist, trennten sie sich von jezt an nicht mehr. Ihr häusliches Glück war begründet, weder er noch sie fanden Anreiz, es in anderweitigen Verbindungen zu suchen; sie hatten sich, sie wünschten nicht Jemanden hinzutreten zu sehen; Freunde und Genossen gewiß recht viele, aber nicht ein engeres Bündniß des einen Theils, das den andern verdrängt haben würde. Zu den Freunden der frühern Zeit gehörten W. v. Humboldt und Stegemann, mit dessen Tochter, der geistvollen Frau v. Olfers, sie bis an ihr Lebensende freundschaftlich verbunden blieb. Als sie schon schwer erkrankt war, ließ sie sich doch noch in den Salon der Frau v. Olfers, die im selben Hause wohnte, herabtragen; dort sprach sie ihre Freunde und Verehrer aus der Ferne konnten sich ihr nahen. Sie selbst empfing in der lezten Zeit keine Besuche mehr.

Nachdem ich angedeutet, wie Henriette Paalzow in ihrer äußern Erscheinung sich zeigte, bleibt mir noch übrig, die Eindrücke zu berühren, die ihr Gespräch, ihre Worte und Meinungen machten. Was man „eine geistreiche Frau" zu nennen pflegt, das war sie durchaus nicht. Ihre Unterhaltung sprühte weder in Witzfunken, noch war sie ein in Facetten geschliffener Edelstein, der überall hin Flammenblitze hinspielen läßt; im Gegentheil konnte das leise, nur langsam vorrückende Gespräch, durch kein Witzwort, durch kein Bonmot unterbrochen, durch kein Aufblitzen genialer Ungebundenheit rege erhalten, wohl leicht in eine hausbackene Vernünftigkeit, in eine schleppende Monotonie guter, aber alltäglicher Erfahrungs- und Beobachtungssätze auslaufen. Da sie nicht gut hörte und dabei auch nicht gerne anhaltend sprach, überdem sehr viele Gegenstände des Gesprächs nicht für passend hielt, so konnte wenig anders mit ihr verhandelt werden als das Oberflächlichste über Poesie, und eine lobende Kritik ihrer Romane, die sie immer gerne hörte, obgleich sie verständig genug war einzusehen, daß der Lobende oft nicht verstand, oft sogar nicht einmal gelesen hatte, was er lobte; aber sie hörte dennoch das Lob gern. Dann liebte sie gewisse Frauengespräche über Kleidung, Ameublement, Badereisen, Bekanntschaften. Eine andere Art mit ihr, und zwar lebendiger als sonst zu verkehren, war die patriotische und die religiöse Saite zu berühren. Sie war eine Altpreußin vom Scheitel bis zur Sohle, sie kannte und dachte nichts anderes als den Ruhm Preußens, als Liebe und Ehrfurcht für die herrschende Dynastie, und hier konnte man ihr treues patriotisches Herz schwer verwunden, wenn man modern kosmopolitisch von einem Aufgeben aller bestimmten Nationalitäten zu Gunsten der allgemeinen Völkerentwicklung u. dgl. sprach; und sicherlich hätte sie zu den Schritten, die ihr angebeteter Fürst in unsern Tagen zu thun sich entschlossen hat, mißbilligend und gedankenvoll das Haupt gewiegt. Noch mehr wie Altpreußin war sie jedoch Altlutheranerin. Mit der minutiösesten Ausführlichkeit zerlegte sie sich alle historischen Bestandtheile ihrer Confession und hing an den Thesen Luthers, wie sie die Altlutheraner in jenen Tagen neu aufgefrischt festsezten, mit einer Glaubensinnigkeit, die der Gefühlskraft ihres Herzens alle Ehre machte, obgleich sie den poetischen Horizont ihrer Anschauungen sichtlich verringerte. Da sie nun einmal keine kirchlichen Abhandlungen und keine Predigten schrieb, sondern Romane, so that dieser docirende Eifer — im Jakob von der Rees kommen seitenlange theologische Einschiebsel vor — der plastischen Gestaltungsfähigkeit und dem bunten Theater handelnder Personen, das sie aufstellte, großen Eintrag. Wurde man so weit mit ihr vertraut, daß man diese Themate des Gesprächs, nämlich den Patriotismus und die Kirchlichkeit aufbringen konnte und mochte, so war sie, die sonst wohl kühl, etwas pedantisch und allzusehr in prüden Anstandsformen sich zurückhielt, in der That lebhaft, sie sprach laut und deutlich und konnte sogar rhetorisch deklamiren. Ich habe einem solchen Gespräch zugehört, wo sie einen Preußenfeind zu bekehren sich vornahm, und nun in überraschender Folge, in schlagenden Beispielen und historischen Daten eine eben so große Fülle begeisterter

Vaterlandsliebe als ungewöhnlicher Detailkenntniß der Geſchichte darlegte. Aehnliche Kämpfe führte ſie zu Gunſten ihres geliebten Altlutherthums, wo ſie dann aber von einem oder dem andern ihr befreundeten Prediger, die ſelten in ihrem Salon fehlten, treulich unterſtützt wurde. Aber man weiß, daß derlei Geſpräche nicht für Jedermann ſind und daß „eine geiſtreiche Frau“ unſerer modernen Salons ſie eher vermeidet als hervorruft. Sie ſind zu ſchwerfällig; es gehört dazu mehr „Lunge,“ als man in ein paar Abendſtunden, die doch nur einem angenehmen Müſſiggange geweiht ſind, verbrauchen will.

(Schluß folgt.)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Durch allerlei kleine Orte geräth man nach Beyharting, einſt ein Kloſter, an dem wie überall das Bräuhaus als Reliquie hinterblieb. Schon zeigen ſich die Thürme von Tuntenhauſen, ein Zwillingspaar, zuſammengewachſen gleich dem ſiameſiſchen, ein wunderliches Stück Bauwerk vom Jahr 1513, eine etwas corrupte Gothik, doch nicht ohne maleriſche Wirkung. Tuntenhauſen erfreut ſich eines geachteten Namens unter den Marianiſchen Gnadenorten des Bayerlands, obwohl das erſte Mirakel nur vom Jahr 1441 datirt. Die Mönche von Beyharting leiteten den Wallfahrtsbeſuch, der ſich beſonders hob, ſeit die Andacht der bayeriſchen Herzoge ſich mit einiger Vorliebe hieher wandte. Der Doppelthurm iſt z. B. ein Werk der Gebrüder Wilhelm und Ludwig. Herzog Ferdinand, der den heirathsluſtigen Kölner Erzbiſchof Gebhard mit Feuer und Schwert zu bekehren ſuchte, übrigens ſelbſt die Mesalliance mit der ſchönen Maria Pettenpeck ritterlich durchführte, hatte ſich auch zur Tuntenhauſer Madonna verlobt in den Stürmen von Bonn und Godesberg, und ſein Neffe, Max I., baute die abgebrannte Kirche wieder auf. Eine Unzahl Votivbilder deckt die Wände derſelben, die ſtattlich und ſtolz auf einem derben Bühel über die gedrängten Häuſer ausblickt, eine Nährmutter ihrer Bewohner. Die Tafeln erzählen Gnaden und Wunder genug; mir genügte eines, ein poetiſcher Kindertraum mitten in der authentiſchen Proſa der übrigen. Des Zänglwirths Töchterlein, Maria Eliſabetha, fällt am 24. Juli 1679 in Tuntenhauſen in den Brunnen. Ihre Geſpielen hatten ſie hinabſtürzen ſehen. Die troſtloſen Eltern ſuchen nach der Leiche des Kindes; indeſſen kommt der Knecht und meldet, die kleine Eliſabeth ſchlafe ſüß und ſelig daheim auf ihrem Bettlein. „Eine ſchöne Frau,“ erzählt das Kind, „hat mich in's Bett getragen.“ Nach Jahren bekommt das Mägdlein einen Kupferſtich zur Hand, Maria von Tuntenhauſen, und alſogleich erkennt es in ihr „die ſchöne Frau aus dem Brunnen.“

Von dieſem Wunder umklungen gleich, den Melodien eines frommen Einſchläferlieds, erſchien mir vielleicht die Landſchaft an der ſtillen Glon, die ich durchzog, ſchöner als jenen, die ſie auch kennen. Zum Weiler Weiron lenkt die Straße von einer anſtändigen Höhe nieder. Am Haag daneben niſten ſchreiende Droſſeln, breite Aeſte bieten Schatten; da mag der Wanderer raſten und ſich die Welt beſehen. Viel Leben im Vordergrund, Häuſer im Obſtbuſch, goldfahle Saaten, Wieſengründe am Flüßchen, hügelab, hügelauf runde Waldſtellen, und eine weite, weite Ebene im Nordoſt, auf der die Sonne eben promenirt mit mächtigen Strahlenſäulen, wie mit Meilenſtiefeln. Alles recht vortrefflich, wie am ſechsten Schöpfungsabend, nur zwiſchen Erde und Himmel ſtreckt ſich in melancholiſchem Dunkelblau der endloſe Tannenforſt, ein ſkeptiſcher Gedankenſtrich. Am Rande der freundlichen Thalmulde von Oſter-München begegnen uns wieder ſchöne Exemplare von Eichen, wie dieſe in den Vorlanden der Bergkette beinahe im monumentalen Sinne vom vorväterlichen Urwald ſich erhalten haben. Gälte die Eiche nicht ſchon ſeit dem klaſſiſchen Zeitalter unſeres Volks als Symbol deſſelben, ein einigermaßen im Vergleichen ſtarker Deutſcher müßte ſie heute noch dazu erklären. — Ein ſchöner Baum! Er ſteht ſo ehrlich, wurzelfeſt, kerngeſund auf ſeinem Fleck, hat ein ſolides Grün, nicht zu hell, nicht zu dunkel, trägt auch ſeine gewiſſermaßen genießbaren Früchte, wird ſehr alt und ſchadet ihm nicht leicht ein Wetter, wenn er einmal zu ſeinen Jahren gekommen. Aber, du lieber Gott, was iſt das für ein Zickzack an Aſt- und Blatt, wie langt ſein Gezweige ſo zerfahren nach allen Winden in tauſenderlei Ecken und Biegungen hinaus, wie iſt da ein zuſammenhaltender Umriß des Ganzen kaum zu finden! Und was hat der Baum nicht, wie kein anderer, von Auswüchſen, abgeſtorbenem Geäſt, allerlei Schmarozerpflanzen und anhänglichem Unkraut zu tragen und zu leiden, bleibt aber doch ein beſonnenes, gutherziges, treues Holz. Die Eiche iſt ganz beſtimmt der erſte germaniſche Gedanke in der Kosmogonie geweſen; das fühlt jeder von uns, beſonders wenn er lange keine Eiche mehr geſehen. Wenn man aus dem Süden kommt, lauter runde üppige Formen, lauter ſaftige, leuchtende Farben im Kopf, und es ſtehen mit einemmale, wie etwa an der italieniſchen Hauptroute bei Murnau, auf weichem Hügel ein Dutzend ſcharfſlantige Eichen, wie Silhouetten abtretend vom froſtigrothen Abendhimmel, ſo ſind die Klopſtockſchen Ergüſſe zu entſchuldigen, in welchen man ſeinem italieniſchen Reiſegefährten quell' albore veramente tedesco präſentirt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Fortſetzung.)

Die politiſchen Parteien. — Die Preſſe.

Den Sachſen charakteriſirt vorzugsweiſe ein tief ausgeprägter Sinn für Ordnung und Geſetzlichkeit. Die Erfahrungen eines ſechzehnjährigen conſtitutionellen Lebens haben dieſen Sinn noch bedeutend geſchärft, weßhalb auch die Märzrevolution bei uns mehr die Geſtalt gründlicher Reformen annahm. Wenn nun im Laufe der lezten Monate und in Folge der tiefen Erſchütterungen der alten Staatsformen an die Stelle ruhiger Entwicklung haſtiger Umſturz trat, ſo mußte dieß die politiſch Beſonnenen mit gerechter Sorge erfüllen. Zu dem benachbarten Altenburg rief man laut nach der Republik, in einzelnen Orten unſeres Landes ſuchte die demokratiſche Partei gleiche Wege einzuſchlagen und es ſchien, als könne bei fortdauernder Unſicherheit der Zuſtände dieſe Partei mehr Boden gewinnen, als die Maſſe der Bevölkerung wünſchte. Dieſen Beſtrebungen traten diejenigen Vereine, welche für Beibehaltung der conſtitutionell-monarchiſchen Staatsform waren, abwehrend entgegen. So ging aus dem Schooße des hieſigen „conſtitutionellen Vereins“ jene Petition: „keine Republik!“ hervor, welche bis jezt 27,000 Unterſchriften im Königreich fand. Die Gegner ſahen darin bloß reactionäre Beſtrebungen und agitirten natürlich dagegen. Die von Sachſen nach Altenburg geſchickte militäriſche Hülfe, um den Bahnhof als ſächſiſches Staatseigenthum zu ſchützen, veranlaßte eine Volksverſammlung, die eine Deputation nach Dresden abſendete, um über den Zweck dieſer Militärſendung ſich zu erkundigen und das Miniſterium gleichſam dieſes Schrittes wegen zur Rede zu ſetzen. Andere Volksverſammlungen folgten und die darin auftretenden Redner ſprachen meiſt im Sinne der äußerſten Linken, die ſich ſelbſt radikal-demokratiſch nennt. Um dieſelbe Zeit machte man Kokarden für republikaniſch Geſinnte und verkaufte ſie auf offener Straße. Ein paar Bürger, durch dieſes Treiben geärgert, erlaubten ſich am Johannistage, die Firma des Verkäufers eigenmächtig abzureißen, was einen Auflauf verurſachte, der gegen Abend eine große Menge Menſchen herbeizog, zu Demonſtrationen vor dem Polizeigebäude. Anlaß gab und endlich einige Katzenmuſiken nach ſich zog. Aus Beſorgniß, es möchten daraus noch größere Unordnungen entſtehen, ward um zehn Uhr Generalmarſch geſchlagen und Bürgerwehr wie Garniſon unter die Waffen gerufen, die während der Nacht eine Menge Verhaftungen vornahmen. Alle dieſe Vorgänge erbitterten die ruhigen Bürger auf's Höchſte, da ſolche nutzloſe Störungen den Verkehr immer mehr in's Stocken brachten und man annehmen mußte, daß einige wenige Lärmer die Unruhe gefliſſentlich erhalten wollten. Ein geringfügiger Anſtoß hätte leicht großes Unglück herbeiführen können, da die Bürger, ohnehin durch ſtrengen Dienſt in ihren Geſchäften gehindert, ſchonungslos eingeſchritten ſeyn würden, um mit Gewalt Ruhe zu erzwingen. Ein paar Feuersbrünſte, die zwei Tage hinter einander um die gleiche Stunde ausbrachen, vermehrten noch die Beſorgniſſe und führten die allzu Aengſtlichen zu der Annahme, es ſey Bosheit im Spiel, während doch bloß ein unglücklicher Zufall obwaltete. Hätte der inzwiſchen ausgebrochene Kampf der rothen Republik gegen die Regierung in Paris eine andere Wendung genommen, wer weiß dann, welche Ereigniſſe auch bei uns eingetreten wären! Zwar benehmen ſich unſere Arbeiter in ihren Verſammlungen ſtets gemäßigt, daß aber einige der wildeſten Volksredner die Forderung an das Miniſterium zu ſtellen wagten, es ſolle den Arbeitern auf Koſten des Staats Waffen geben, ſonſt könnten ſie für die Ruhe der Stadt nicht ſtehen, bewies doch ziemlich deutlich, was man beabſichtigte. Es iſt mir nicht bewußt, ob das Miniſterium auf dieſe Forderung geantwortet hat. Fernere Volksverſammlungen unterblieben und die demokratiſche Partei iſt ſeitdem viel ſtiller geworden. Vielleicht hat ſie eingeſehen, daß in unſerer Stadt, wie in ganz Sachſen, die demokratiſche Republik zur Zeit noch keinen Boden gewinnen kann.

Die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer hat bei uns allgemeinen Beifall im Volke gefunden, obwohl viele der ſächſiſchen Abgeordneten nicht für dieſelbe geſtimmt haben. Es iſt ſeitdem wieder mehr Ruhe in die Gemüther gekommen, und treten nicht neue Störungen ein, ſo wird ſich auch das Vertrauen wieder finden und mit dieſem der Verkehr von Neuem aufleben. Allgemein entrüſtet war man über den Aufruf der radikal-demokratiſchen Partei in der Nationalverſammlung, von deren Wirken man hier gar nichts wiſſen will. Könnten dieſe Herren hören, wie das Volk über ſie urtheilt, die Ohren würden ihnen ſehr unangenehm klingen. Das Volk will aufrichtig die Freiheit, aber die auf Geſetz und Ordnung ruhende Freiheit; es will den politiſchen Fortſchritt, nicht aber die permanente Revolution. Einheit und Einigkeit, verbunden mit Macht, iſt Wunſch des geſammten deutſchen Volks, und damit es dieſe erhabenen Güter erlange, iſt es nöthig, daß die radikale Minorität ohne Lärm und immerwährenden Einſpruch der nicht radikalen Majorität ſich willig füge. Kommen dereinſt dieſe politiſch ewig Unzufriedenen zurück in ihre Heimath, ſo werden ſie kaum große Anerkennung für ihre Thaten finden. Hier wenigſtens iſt die Stimmung mit Ausnahme der ihnen huldigenden Partei entſchieden gegen ſie.

Traurig hat bisher die politiſche Erſchütterung auf die Preſſe gewirkt. Kaum liegt ein anderer Geſchäftszweig ſo tief darnieder, als der Buchhandel. Wir ſind im Beſitz des ſo ſchwer errungenen Gutes der Preßfreiheit, und können es leider nicht genießen, weil ſich Niemand um die Erzeugniſſe der Preſſe kümmern mag. Wie lange dieſer troſtloſe Zuſtand noch anhalten wird, weiß Gott allein. Literatur und Kunſt leiden darunter unſäglich. Die Buchhändlermeſſe war denn auch ſo ſchlecht wie möglich. Zwar konnte man über Abſatz nicht klagen, da der Buchverkauf beim Ausbruch der Revolution für geſchloſſen gelten konnte, allein der klingende Ertrag des gemachten Umſatzes blieb großentheils aus. Die Ausländer, namentlich die Dänen, zahlten gar nicht, die Oeſterreicher nur ſehr ſpärlich. Nach Rußland wurde der Büchervertrieb durch neue ſtrenge Geſetze unglaublich erſchwert. So haben wir denn ſchon ſeit Monaten im Grund genommen gar keinen Buchhandel mehr im gewöhnlichen Sinne.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 181. Sonnabend den 29. Juli 1848.

Ueberall willkommne Gaste,
Trautes Reiseziel!

Karl Mayer

Aus dem bayerischen Oberlande.

(Fortsetzung.)

In dieser erhöhten Stimmung mögen Sie sich immerhin erhalten, wenn ich Sie an der Romantik des kleinen hochgiebligen, lindenbeschatteten Edelsitzes Roin und der lockenden Fernsicht in's „Ent-Innerland" vorüber nach der Kolonie Groß-Karolinenfeld abseits führe. Mitten in einer Torfgrube ist innere Erhebung niemals störend. Sie wissen, der vielseitige Weltverbesserungseifer am Anfang unseres Jahrhunderts setzte 1802 auf diese ausgedehnte Moosfläche, unter unbehülfliche bayerische Bauern ein Häuflein findiger, rühriger Pfälzer, mitten unter den stagnirenden Katholicismus der Umgebung den petulanten Protestantismus. Heutzutage zeigt sich als Ergebniß eine lange Häuserzeile, die sich eben aus dem primitiven Hüttenwerk in festere Formen umpuppt, mit unendlichem Fleiße erzielte, hinreichend fruchtbare Felder unter ungeheuern Torfstichen, ein kahles Kirchlein fast am Ende der Ansiedlung, als wollte es selbst andeuten, es dürfte hier seines Bleibens nicht seyn. Wahrhaft „überrheinisch" klingt es, im pfälzischen Dialekte von der Frau Pfarrerin sprechen zu hören, wo ringsum bojoarische Zungen nur von den Tugenden der „Jungfern Köchinnen" rühmliches melden. Scheint nun auch Scholle und Klima dem überpflanzten Dogma nicht recht günstig, so gedeihen desto besser die Bekenner und Nichtbekenner desselben; sie erzielen eine zahlreiche Nachkommenschaft, sind gesucht als unermüdliche, kundige Feldarbeiter, vertragen sich gut mit den Nachbarn und vereinen importirte und autochthone Vorzüge in ihrem Stamme, indem sie unter andern bereits „mit bayerischer Fertigkeit, aber auch mit pfälzischer Energie," wie man uns sagte, Bier trinken.

Aus diesem ungewohnten und wohl auch ziemlich unwirthlichen inoculirten Wesen eilen wir in's Innthal hinab nach Rosenheim. Der Markt führt eine weiße Rose im Schilde und wird die galante Blasonirung genehmigen, mit welcher wir ihn als die Rose der bayerischen Märkte bezeichnen. Niemand wird die Vorzüge des freundlichen Ortes, der mit jungfräulich stolzer Bescheidenheit die längst verdiente städtische Mauerkrone von sich weist, bereitwilliger anerkennen als Ihr Oberländer Briefsteller. Höchst behaglich lebt sich's da, wenn man sein Daseyn theilt in erlaubte Pflege des Leibes unter „Kreiderers" trefflicher Obsorge, gewürzt von der Geselligkeit der gastfreundlichen Rosenheimer, und in nothwendig gewordene Abläuterung des Gemüths durch Promenade, welche jene wohl auch Ihnen nicht ganz fremde zeitübliche Mißvergnügtheit verdauen helfen sollen. Dennoch — die Kur wollte nicht anschlagen, und so müssen Sie denn mit mir weiter schweifen; die Berge sind so nah und das bayerische Stück Innthal ist ganz schön. Brannenburg kennen Sie gewiß, das dort in patrimonialer Herrlichkeit, stattlich und behaglich, wie ein hochgräfliches Corpus in brokatener Weste, die zinspflichtigen Gefilde anlächelt. In Flintsbach findet sich im Wirthshausflur auf einer Tafel die Unterschrift zu diesem Bilde; sie lautet:

„Wirth, schaff Wein,
Jung, schenk ein,
Monsieur, trink aus,
Bauer, zahl aus."

Als Gegenſtück erſcheint uns aber nach wenigen Schritten die Ruine Falkenſtein. Im wuchernden Buchenhaag liegt das hinfällige Gemäuer friedfertig und gemüthlich, anzuſehen wie ein alter Burgherr, der als Eremit in laubumrankter Klauſe Buße thut. Tröſtlicher noch beruhigt über den Verfall jener guten alten Zeit der Anblick des ſtattlichen Ober- und Nieder-Audorf, und in Mühlbach laſſen wir uns ruhig nieder zur näheren Betrachtung von Land und Leuten.

Vom Weber an der Wand darf ich nicht unterlaſſen Ihnen mitzutheilen, daß er noch immer mit ſeinem Neſte gleich einer Eidergans im Felſen ſteckt, ſchöne Blumen erzieht, trefflichen Kaffee verabreicht, gute und ſchlechte Verſe bereitwillig in ſein Fremdenbuch aufnimmt und an ſeinem ganzen romantiſchen Apparat ſo wenig Schaden gelitten hat, daß ich mehrere Stunden dort in der Hoffnung zubrachte, es möchte mir wie Spindlern ein Novellenſtoff in die Hand gerathen, welcher Ihren Leſerinnen das Andenken an dieſes oberländiſche Schwärmerplätzchen hätte auffriſchen können. Leider bedurfte kein liebender Seppel weder Braut- noch Todtenkränze aus den bekannten Ewigkeitsblümchen, und ſo mußte unverrichteter Sache wieder abgezogen werden. — Dafür gerieth man unverhofft auf ein anderes Feld der Poeſie, das in Audorf faſt eifriger kultivirt wird als der Kartoffelbau und der Weinberg des Herrn, auf das Feld der Dramatik, für welches das Dorf die tüchtigſten Arbeiter, Dichter wie Schauſpieler, aufzuweiſen hat.

Es hat ſich hier die ſonſt im Gebirge ziemlich allgemeine Luſt für das Theater ſo nachhaltig entwickelt, daß ſie kaum mehr aus den Lebensgewohnheiten des Volkes herauszuſchneiden ſeyn wird, wenn auch die weltliche Polizei ihr Meſſer dazu noch in neueſter Zeit anſezte und die geiſtliche zu dieſer Operation ihr zuvorkommend das Inſtrument ſchliff. Kennen Sie die tiroliſchen Bauerntheater, ich meine die ächten, wie ſie im Innthal allerwärts noch vor zehn Jahren und da und dort noch heute zu treffen? Saßen Sie einmal vor einer Bühne in dem ſtattlichſten Schnörkelſtyl einer Rococoſtockuhr, aus Jaspisſäulen, Poſaunenengeln, Citronenguirlanden und Marmorpyramiden conſtruirt, in einem Parterre, wo „für Sonnenſchein und Regen beſtens geſorgt iſt," wie der Zettel ſagt? — Kennen Sie das Laſter in rothen Hoſen und die Unſchuld mit neugewaſchenem Schnupftuche, hörten Sie je einen Schutzgeiſt Recitative und ſchmelzende Arien ſingen? Erinnern Sie ſich vielleicht deſſen, was Immermann in ſeiner Tiroler Reiſe davon ſagt? Dann haben Sie einen Anhaltspunkt zur Kritik der Audorfer Bühnenzuſtände, denn hier beſtand das ländliche Drama in dieſer erbeigenen Geſtalt bis auf unſere Tage, die auch ihm mit dem Untergange drohen gleich allem, was nicht in einer Staatsakte garantirt iſt, wie etwa das Königreich Griechenland, die deutſchen Conſtitutionen, das Beſatzungsrecht von Ferrara u. dgl.

(Fortſetzung folgt.)

Henriette Paalzow.

(Schluß.)

Aus natürlichem Inſtinkt, dem ſie nie Worte gab, waren daher die ſogenannten geiſtreichen Frauen der Verewigten zuwider. Sie konnte auch die literariſchen Koketten nicht leiden, und am übelſten bei ihr angeſchrieben war die Gräfin Hahn. Der Mangel aller und jeder moraliſchen Grundlage bei dieſer geiſtig ſchönen, aber nicht geiſtig edlen Frau war ihr, die immer den größten Nachdruck auf Demuth, Selbſterkenntniß und das Sichunterordnen des Weibes dem edlen und großen Manne gegenüber legte, am meiſten zuwider. Eine Frau, die nur ſich vergöttert, dabei Gott und Welt, über die ſie frivol aburtheilt, nicht kennt und nicht kennen will, ſtand ihr nicht allein ſchroff, ſondern ſogar feindlich gegenüber. Sie hatte indeſſen mit der Gräfin Hahn ein Verhältniß gemein: auch ſie hatte ſich von ihrem Manne getrennt. Aber wie ganz anders als jene dachte ſie über die Auflöſung dieſes Bandes! Während die Gräfin ihr Mißgeſchick als frivolen Romanſtoff ausbeutete, tauſend Schmähungen auf den Mann häufte, tauſend Liebkoſungen und Beſchönigungen für ſich in Anſpruch nahm, dachte Henriette Paalzow nur mit einer Art Scheu an eine Licenz, die ſie ſich im Uebermaß geiſtiger Bedrängniß, das ſie nicht länger zu ertragen vermocht, genommen, gegen die Gebote ihrer Kirche und gegen die Ausſprüche ihres eigenen Gewiſſens, das ihr ſagte, daß das Weib, das einmal Pflichten übernommen und beſchworen habe, dieſe erfüllen müſſe, daß überhaupt nicht Ausſicht auf ſtetes Glück, auf ununterbrochenes egoiſtiſches Behagen beſtimmend ſeyn müſſe, wenn ein Weib ſich zur Ehe entſchließt. Henriette Paalzow ſchied aus der Ehe als eine Gebeugte, mit einem Vorwurf Belaſtete, den ſie ſich, nicht dem Mann machte, denn ſie entſchuldigte ihn immer, und nie wandte ſie die Gewalt ihrer Feder an, das Inſtitut der Ehe der Menge verächtlich und lächerlich zu machen. Die hohe moraliſche Kraft dieſer Frau iſt hier am meiſten zu verehren und zu bewundern. Sie wollte nie und nimmer Andern ein Glück rauben, das ſie zu finden nicht verſtanden hatte oder nicht berufen war. Alles, worin ein Herz, und war es das ärmſte und verlaſſenſte, Glück und Friede fand,

war ihr heilig; sie tastete nicht daran, und hätte sie dafür für sich den Ruhm einer ganzen Generation erkauft.

Mit einer andern Schriftstellerin unserer modernsten Literaturperiode stand sie dagegen in ganz gutem Vernehmen, mit Fanny Lewald, der Verfasserin mehrerer social theoretischen und neue Gesellschaftsdogmen vortragenden Romane. Hier sah Henriette Paalzow Wahrheit und jene weibliche freiwillige Unterordnung unter den höhern gesetzgebenden Geist des Mannes, die sie nie bei einem Weibe, am wenigsten bei einer selbst produzirenden Frau vermissen mochte. Bei Fanny Lewald fand sie das Glühen für Ideen, nicht das Glühen für das eigene Ich und dessen kurze Bezüge zur Außenwelt. Bei Fanny Lewald fand sie die Menschheit und nicht den kleinen Salon. Das Alles war für sie hinreichend, um manches in den Meinungen und Ansichten der kosmopolitischen jungen Schriftstellerin, die die radikalsten Ansichten gegen Adel und Thron, Kirche und Dogma entwickelte, zu ertragen oder gar zu entschuldigen. Ich sah beide Frauen oft zusammen, und die Altpreußin und die Jungpreußin, und die Altlutheranerin und die getaufte Israelitin, die keiner Kirche angehörte, gefielen einander recht gut, während alle meine Versuche scheiterten, Henriette Paalzow einmal mit der Verfasserin der „Faustine" zusammenzuführen. Man soll daher nicht meinen, daß unsere Freundin verstockt oder einseitig in ihren Ansichten erstarrt war; sie suchte und ahnete die Wahrheit und die Ueberzeugung bei ihrem Nächsten; nur wo sie Selbstvergötterung und Affektation fand, geschminkte innere Lüge, da wich sie zurück, denn da konnte sie nur feindlich oder spottend auftreten, und beides verstand sie nicht.

Bei Angriffen auf ihre Schriften war sie sehr reizbar, allein sie verzieh und übersah dergleichen, wenn sie nur glauben konnte, daß der Angriff nicht aus unlauterer, feindseliger Quelle herrührte. So kam ich eines Tages mit einigen Zeichnungen zu ihr, die ich entworfen hatte, um sie in meinem Werkchen „Tutu" zu veröffentlichen. Auf einem dieser Blätter war sie, die Gräfin Hahn, und ich weiß nicht mehr welche unbedeutende Berliner Schriftstellerin, ich glaube Frau v. Arnim, dargestellt; dazu hatte ich im Text einige Zeilen geschrieben, die sich scherzend über die Produktionen meiner Freundin ergingen. Bevor ich diese Dinge dem Druck übergab, hielt ich es für angemessen, sie erst um Erlaubniß zu fragen. Sie las die Stelle, besah sich das Bild und ertheilte mir lächelnd die Erlaubniß. Ich dankte ihr und drückte ihr dafür meine Freude aus. Ich wußte wie reizbar sie war, allein auf meine feste Freundestreue bauend, erlaubte sie mir diesen für sie nicht ganz willkommenen Scherz. Ueber Laube's Kritiken in der damals von ihm redigirten „Zeitung für die elegante Welt" sprach sie sich öfters gegen mich aus und schrieb auch einen Aufsatz „über den Styl," den sie, als eine Erwiderung auf Laube's Aussprüche, zu veröffentlichen beabsichtigte. Es unterblieb; sie fühlte eine Scheu, raisonnirend oder gar kritisirend aufzutreten; noch weniger schien es ihr angemessen, Angriffe, die auf ihre Produktionen gerichtet waren, selbst zu bekämpfen. Auch wollte sie sich nie nennen, so oft ich auch in dieser Beziehung meine Ansichten ihr entgegenstellte; denn mir ist der umschreibende pretiöse Titel: „von der Verfasserin dieses oder jenes Romans" immer zuwider gewesen. Hat man die Oeffentlichkeit zu scheuen, so verberge man sich ganz, hat man sie nicht zu scheuen, so spiele und kokettire man nicht mit einer halben Oeffentlichkeit. Zudem ist diese langweilige, schleppende Umschreibung, die eigentlich die Engländer aufgebracht haben, eine Verunzierung des Titels.

Ich breche hier diese skizzenhaften Mittheilungen ab; vielleicht bietet sich mir noch einmal Gelegenheit, umfassender, und auch auf den Geist, den Charakter und den Werth ihrer Schriften und ihrer literarischen Erscheinung eingehend, über sie zu sprechen. Es sey mir nur noch erlaubt zu bemerken, daß ihr Ende ein sehr schmerzvolles war. Sie litt unsäglich; ein sehr komplizirtes Uebel, in dessen Bekämpfung die ärztliche Kunst bereits seit langen Jahren alle ihre Mittel erschöpft hatte, legte sie erst nach großen Qualen dem Tod in die Arme. Geduldig litt sie, im Augenblick des Todes standhaft und ergeben, ein herrliches Vorbild für ihre Lieben, die über ihren Verlust untröstlich waren. Man konnte in vollem Sinne des Worts sagen: „ein edler Geist verließ die Erde." Auf demselben Gottesacker, wo Berlin schon so viele seiner Berühmtheiten hat verschwinden sehen, neben den Ruhestätten eines Schleiermacher, Steffens und Anderer, wurde auch sie an der Seite ihres Bruders bestattet.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Berlin**, Juli.

Theater.

Den Eindrücken einer gemüthlicheren Stimmung Berlins nachgebend, schreibe ich Ihnen dießmal nicht von Politik, sondern von andern Dingen, auf die ein guter Deutscher immer wieder zurückkommen muß — von Kunst und Literatur. Ziehen Sie daraus nicht den Schluß, als ob hier das Interesse an der Politik erkaltet wäre; dieß ist durchaus nicht der Fall;

aber die Politik ſelbſt iſt toleranter geworden, ſie verſchlingt nicht alles Intereſſe mehr allein, wie früher, ſie läßt uns Zeit und Freiheit, auch an etwas Anderes zu denken. Auf eine Ermäßigung des politiſchen „Pathos“ in Berlin iſt aus mehreren Symptomen, namentlich aber auch daraus zu ſchließen, daß jezt, obwohl der Sommer vorſchreitet, die Theaterräume wieder gefüllter ſind, und beſonders die Opernvorſtellungen ſich ſehr großen Zuſpruchs erfreuen. Man findet, daß ein Schauſpiel, eine Oper unterhaltender iſt als eine Klubdebatte — welch eine Veränderung! Ich glaube, daß man wohl thut auf eine gewiſſe Mannigfaltigkeit der Anregungen und Beſchäftigungen zu ſehen, und will in der Hoffnung, daß auch die Leſer dieſer Meinung ſind, geradezu über Theaterneuigkeiten berichten.

Glücklicherweiſe habe ich es mit zwei neuen Stücken zu thun, die ſelbſt mehr oder weniger mit der politiſchen und ſocialen Tendenz der Gegenwart in Rapport ſtehen, obwohl ſie beide vor den Februar- und Märztagen geſchrieben ſind. Das erſte iſt Tiphonia, Tragödie in fünf Akten von Karl Zwengſahn. In dem pſeudonymen „Karl Zwengſahn“ iſt „Langenſchwarz“ enthalten; ich glaube aber, daß der wirkliche Autor ſich hinter dieſen Namen noch einmal verſteckt hat, denn das Stück iſt, was man auch dagegen einwenden kann, für den bekannten Improviſator und Literaten Langenſchwarz viel zu gut. Den Inhalt bildet die Bekehrung einer deſpotiſchen Königin und das Gericht, das an ihr erfüllt wird durch ihren eigenen Entſchluß. Ralph, König der Markomannen, übergibt ſeiner Tochter Tiphonia, in der er einen wahrhaft königlichen Geiſt zu erkennen glaubt, die Herrſchaft ſeines Landes. Allein in der Fürſtin lebt ein tyranniſcher Sinn, der jezt ungehemmt hervortritt. Sie unterdrückt ihr Volk, hält ihren Vater in Gefangenſchaft und ſieht ihr Glück, ihren Ruhm darin, daß ſie ihre Willkühr zum Geſetz des Landes macht. Zur Zeit, als noch ihr Vater herrſchte, hat Isko, der Fürſt der Wenden, ſie kennen und lieben gelernt; er kommt nun an ihren Hof, um ihre Hand zu werben. Mit Schmerz und Unwillen erfährt er, welche Verwandlung hier vorgegangen, und will ſogleich das Land wieder verlaſſen; aber auf die Bitten des angeſehenſten Mannes am Hofe entſchließt er ſich zu bleiben, um, wenn es möglich wäre, die immer noch Geliebte von ihrer Verirrung zu heilen. Sein Mittel iſt, dieſelben deſpotiſchen Grundſätze in noch ſtrengerer Conſequenz zur Schau zu tragen und Tiphonia dadurch theils über ſich ſelbſt aufzuklären, theils zu gewinnen. Dieſes lezteren gelingt ihm ſo ſehr, daß die Königin von Bewunderung, von Liebe zu ihm ergriffen wird und das Geſtändniß ihrer Neigung nicht zurückhalten kann. Da führt Isko den beabſichtigten Streich: er behandelt dieſe Neigung als unfürſtliche Schwäche und drückt in verächtlichen Worten ſein Bedauern aus, ſich in der Königin geirrt zu haben. So verwundet wird das Herz Tiphonia's auch von anderer Seite beſtürmt und ihr Sinn endlich gebrochen. Auf Zureden Isko's hat ſie ihren Vater an ihren Hof beſchieden. Der unzufriedene Theil des Volks hat ſich bei Gelegenheit einer neuen Willkührhandlung Tiphonia's um Ralph geſchaart, und dieſer ſich entſchloſſen, die Feindin der Freiheit ſeines Volks zu bekämpfen, um in der Ueberwundenen vielleicht die Tochter wiederzufinden. Das Glück der Waffen ſchwankt; aber nicht der Sieg Ralphs ſoll Tiphonia niederwerfen, ſondern das Wort eines freien Mannes. Jener Große, der Isko zu bleiben bewogen, hat mit Ralph gegen ſie gekämpft und iſt gefangen worden. Den Tod erwartend tritt er vor ſie und ſchildert ſie, wie dem Manne das deſpotiſche Weib erſcheinen muß. Die Worte edelſter Indignation bringen das ſchon erſchütterte und gebeugte Gemüth zur völligen Klarheit über ſich ſelbſt. Sie erkennt, wie ſie gefehlt, was ſie an ſich und Andern zerſtört; ſie macht Frieden mit ihrem Vater; aber ihre Schuld glaubt ſie nur durch ihren Tod ſühnen zu können: ſie nimmt Gift und gibt ſterbend dem Vater die Herrſchaft wieder zurück. Zu dem Entſchluß zu ſterben hat die Ueberzeugung beigetragen, daß der Geliebte ſie nach ihrer Bekehrung völlig verachten müſſe, durch ihren Tod aber vielleicht umgewandelt werden könnte; ſterbend erfährt ſie, daß Isko nur den Schein eines Deſpoten ſich gegeben, um ſie zu retten.

(Fortſezung folgt.)

Leipzig, Juli.

(Fortſezung.)

Literatur.

Von einem Büchermarkte iſt gegenwärtig nicht die Rede. Die meiſten Preſſen feiern, zwei Drittheile der Setzer ſind arbeitslos geworden; was gedruckt wird, iſt literariſch gleich Null. Leichte Flugblätter, für den Tag beſtimmt und das flüchtige Bedürfniß des Tages ſtillend, bilden die derzeitige Literatur. Regſam iſt nur die politiſche Preſſe, allein auch dieſe macht keine Freude, da ſie großentheils nicht würdig gehandhabt wird. Dem wahren Freunde der Literatur kommt oft ein Grauen an, betrachtet er unbefangen dieſe erſten Früchte der Preßfreiheit. Freilich ſagt er ſich, daß es nicht wohl anders kommen konnte, daß eine derartige Uebergangsperiode eintreten mußte, aber verhehlen kann er ſich doch auch nicht, wie groß die Gefahr iſt, wenn der gegenwärtige Zuſtand für längere Zeit Dauer gewinnt. Betrachtet man die Zeitungen, und zumal die eigentlichen Parteiblätter, ſo erſchrickt man vor dieſem Ton und Styl, der mit der freien Preſſe eingeriſſen iſt. Mich dünkt, man ſollte dieſe Tochter der Freiheit höher in Ehren halten, um ſich ihrer werth zu zeigen, und ſeit man des freien Wortes Herr iſt, auch Herr des Gedankens bleiben, den man in das keuſche Gewand der Sprache kleidet. Von alledem iſt jezt wenig zu ſpüren. Die Meiſten ſchreiben eben, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, und denken etwas Großes zu thun, wenn dieß ſo plump wie möglich geſchieht. Ich zweifle, daß man in ſolcher Weiſe große Fortſchritte in Humanität und ächter Bildung machen wird, hoffe jedoch auch hier auf baldige Aenderung, da ich dem geſunden Sinne des Volks zu viel Takt zutraue, um annehmen zu können, es werde lange Geſchmack finden an dieſer ſtyliſtiſchen Anarchie. — Die erſten Wochen der neuen Freiheit ließen eine Menge Zeitſchriften wie Pilze aufſchießen, von denen die meiſten eben ſo raſch wieder verwelkten. Gehalten haben ſich nur „die Reform“ von Ruge und Oppenheim, die Anſpruch macht auf die Wirkſamkeit einer großen politiſchen Zeitung und ganz das Gepräge ihres Gründers zur Schau trägt. Später tauchte „der Republikaner“ auf, Organ des „republikaniſchen Klubs,“ redigirt von Hans von Streit, Bartholdi und Th. Oelkers. Von derſelben Partei ſcheint ein Witz- und Scherzblatt „Zopf und Schwert“ auszugehen, das einigermaßen dem Berliner „Krakehler“ ähnelt. Als Beilage und Ergänzung zum hieſigen „Tageblatt“ entſtand das „Abendblatt,“ von Profeſſor Dr. Schleiter redigirt, beſtimmt zu Beſprechungen ſächſiſcher und vorzugsweiſe Leipziger Angelegenheiten. Leider iſt es mit Ende Juni aus Mangel an hinreichender Theilnahme ſchon wieder eingegangen. Wie ich höre, geht der „deutſche Verein“ damit um, ein beſonderes Vereinsorgan zu gründen und durch mehrere Ausſchußmitglieder redigiren zu laſſen. Dieſes neue Blatt wird wahrſcheinlich ſchon künftigen Monat in's Leben treten.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 37.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 182. Montag den 31. Juli 1848.

Pro Deûm atque hominum fidem! victoria nobis in manu, viget aetas, animus valet. — Quia igitur expergiscimini? Ea illa, illa, quam saepe optastis, libertas, praeterea divitiae, decus, gloria in oculis sita sunt! Sallust.

Aus der Reichsverſammlung.

(ſ. Nr. 129. 130. — 158—160.)

III.

Wir ſind im deutſchen Hof zu Frankfurt. — Die Männer, die Sie hier ſehen, ſind von der „ultra-demokratiſchen Partei in der Verfaſſung-gebenden Nationalverſammlung," wie ſie ſich ſelbſt nennen. Das Andere, was da zu beiden Seiten eſſend und trinkend ſizt, und was ſich am untern Ende des Saales drängt, iſt Publikum, größtentheils aus Leuten beſtehend, welche jenen Männern anhängen und wie ſie das Glück des Vaterlandes in der republikaniſchen Staatsform gefunden zu haben wähnen. Am obern Ende der mittlern Tafel iſt ein leergehaltener Stuhl, auf welchen die Redner ſteigen. Ein Vorſitzender wird jeden Abend gewählt, der das Wort verleiht und auf Ordnung hält; die Rede wird nur den Mitgliedern der Nationalverſammlung gewährt und die äußern parlamentariſchen Formen werden beobachtet.

Werfen wir einen Blick auf dieſe mittlere Tafel. Wir finden hier manchen Mann, mit dem uns, trotz der entgegengeſezten politiſchen Meinung, ſonſt wohl in andern Verhältniſſen engere Bande verknüpften. Da ſitzen Venedey, Raveaux, die milden Vertreter einer unpraktiſchen Richtung, die von einer, aus allen civiliſirten Völkern des Erdballs gebildeten einigen und unauflöslichen Gemeinde träumen, deren Kultus die Freiheit iſt. Es ſind treuherzige Schwärmer, die der Freund der Poeſie lieben muß, die in ihrem Reiche ja ſchon längſt dieſe Idee verwirklicht hat, deren Reich aber bekanntlich nicht von dieſer Welt iſt. Mit dieſen Schwärmern der Freiheit im baarſten Gegenſatze ſtehen die Praktiſchen, deren Augen weit über den Ocean hinwegſchweifen und in Amerika den glücklichſten Staat ſehen, der ſeinen Bürgern Alles gewährt, was der Menſch nur wünſchen kann. Große Handelsverbindungen und materieller Reichthum ſind das, wonach ſie ſtreben; gleichmäßigen Wohlſtand für Alle, durch gleiche Berechtigung für jeden zu erzielen möglich, ſtellen ſie auch uns in Ausſicht. Aber ſie irren in dieſer Annahme. Wo die erſte Ziffer falſch iſt, muß es das ganze Exempel ſeyn. Amerika mit dem ungeheuern Flächenraume und der geringen Bevölkerung, frei waltend, ohne bedrohliche Grenznachbaren, mit den unbefangenen Wünſchen einer jugendlichen Nation, die erſt jezt in das Mannesalter getreten iſt, ohne tauſendjährige Erinnerungen an Glanz und Elend, ohne den Stachel des lächerlichſten Ehrgeizes, der ſtets an Ueberhebung, Auszeichnungen und dergleichen denken läßt, durch ſeine Lage zum weltbeherrſchenden Handel berufen, zur Hervorbringung und Auffindung alles deſſen befähigt, was vom Eispol zur Mittagslinie gedeiht, frei gebietend über die unermeßlichen Kräfte faſt einer ganzen Erdhälfte! und dagegen ein Land, eingekeilt zwiſchen den mächtigſten Reichen der alten Welt, mit welchen ein entſcheidender Zuſammenſtoß einmal unvermeidlich ſeyn wird; mit ſchmalen Küſtenſtrichen, ohne überſeeiſche Kolonien und einer im ganzen armen, aber mäßigen Bevölkerung, die ſich von ihren liebgewordenen Kleinigkeiten, von Vorurtheilen und Thorheiten nicht losmachen kann, die von ihren inſtinktmäßigen Zuneigungen und Abneigungen nicht laſſen will, die in ihrem Innern einen romantiſchen Kern bewahrt, deſſen Ausſtrömungen

mit wunderbarer Kraft auch über die politiſche Magnetnadel gebieten; eine Nation, die ſeit zweihundert Jahren eine Maſſe von Denkern, Künſtlern und Gelehrten erzeugt hat, während in dieſer langen Zeit nur ein paar große politiſche Menſchen in ihr genannt werden, die aber auch den Stempel ihrer Abkunft dadurch bewährten, daß ſie mit halber Seele dem bewußten Denken, mit halber dem unbewußten Fühlen anhingen, daß ſie Feldherr und Geſetzgeber waren, daneben aber Dichter und Aſtrolog.

Außer dieſen bezeichnen wir noch zwei Schattirungen dieſer Partei des Umſturzes, wie ſie eigentlich benannt werden ſollte. Die erſte Schattirung wird von dem Ehrgeize beherrſcht. Es ſind Leute, die klug genug ſind einzuſehen, daß die Bewegung, ſelbſt die ſtärkſte, ſie nicht zur Höhe bringen wird, ſondern daß der Umſturz allein, der das unterſte zu oberſt kehrt, ihnen dazu verhelfen kann. Ein Fortſchieben bringt ſie nicht weit und auf den Wogen der Bewegung treiben große Talente, reiche Erfahrungen, hohe Eigenſchaften, die eher an das Ziel gelangen werden, die aber von der Umſturzpartei verdächtigt wurden und in die Tiefe herabſinken müſſen, wenn das Niedere emporgehoben wird. Dieſe Leute haben oft die rechte Begabung, deren ſie bedürfen; ſie verſtehen es, mit gewaltiger Lunge den Raum zu beherrſchen, den Lieblingsklepper der Menge mit der Kunſt des Stallmeiſters die Schule durchmachen zu laſſen, die Leidenſchaften aufzuſtacheln und ſich ſelbſt für die Zeit der Revolution zu ihren Unternehmungen eine Dispenſation zu geben, mit der ſie in ruhigen Zeiten ſicherlich aus Gründen der Bedächtigkeit zurückgehalten hätten.

Dieſer Schattirung ſchließt ſich unbedingt noch die tiefſte der republikaniſchen Farben an. Aus ihren Schatten hebt ſich eine zornentbrannte, händelſüchtige Maſſe hervor, mit noch unentwickelten Begierden, die nach Umſtänden in das Grenzenloſe ſchweifen und nach Allem zu greifen bereit ſeyn wird. Es ſind dieſe Leute jene Habenichtſe oder Taugenichtſe, wie ſie der alte Jahn nennt, die von jeher gern gut leben und nicht arbeiten mochten, die von der Arbeit laufen, wenn ſie ſich ihnen darbietet; es iſt zum Theil auch jenes intelligente Proletariat, wie einer der fahrenden Literaten mit zu viel Selbſtlob ſeine Genoſſenſchaft mir einmal bezeichnete, lauter Leute von denen die Geſellſchaft, wie ſie noch im Augenblicke zuſammenhält, am meiſten zu fürchten haben ſoll. Dieſe ſchlechten Menſchen und ſchlechten Muſikanten, die ſie ſtets waren, machen ihre Künſte jezt vor der kritikloſen Menge und friſten ihr Daſeyn durch Arbeiterzeitungen, die von den Arbeitern, die ſie durch Lehre und That beglücken wollen, vorläufig gehalten und bezahlt werden müſſen, oder ſie ſchöpfen aus jener räthſelhaften Quelle, welche die Krawalle und Katzenconcerte befruchtet, den Geſellen und Soldaten Wein zahlt, den Angeworbenen für Hecker Handgeld und Sold ſpendirt und ſo auf jede Weiſe für Ausrottung der ſchmählichen Tyrannei, die auf uns laſtet, und für die Herbeiführung eines goldenen Zeitalters der Freiheit Sorge trägt.

Ich werde Ihnen jezt mehrere Namen nennen, deren Träger ſich an der Tafel in der Mitte des Saales aneinander reihen, ohne ſie in dieſe oder jene der Klaſſen, die ich eben hier aufgezählt, zu bringen. Dieß wäre ein politiſches Cenſoramt, welches mir hier gar nicht zukäme, dem ich mich auch nicht gewachſen fühle, wie jeder es ſollte, der jezt ſchon mit einem Urtheile hervortreten möchte. Vor dem Schluſſe der Akten in erſter Inſtanz iſt Niemand dazu befähigt. Oft täuſchen die Merkmale, und wenn ſie noch ſo untrüglich ſcheinen; weiß man wo dem Menſchen der Schalk ſizt? Auch in den ernſteſten Zeiten iſt er da, nur muß bemerkt werden, daß darunter nicht ein harmloſer Eulenſpiegel, ſondern Mephiſtopheles leibhaftig gemeint ſey.

(Fortſezung folgt.)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſezung.)

Daß ſeit mehr als hundert Jahren in Ober-Audorf Komödie geſpielt wurde, wiſſen dort alle Menſchen, auch ſolche, die niemals Komödie geſpielt, wie der Herr Vikar, der ſo ſehr dieſe Lügenkunſt auszurotten bemüht iſt. Noch leben zwei der alten Spielführer, die vor mehr als vierzig Jahren die heutige Audorfer Bühne reſtaurirten. Zu einem von dieſen führte mich gutes Glück und Eifer für derlei Dinge. Am Burgbüchel im ſchattigen Verſtecke von Apfel-, Pflaumen- und Birnbäumen und Bäumlein, zwiſchen Kohl und Blumen, Kraut und Unkraut iſt ein altes Häuschen untergekrochen, deſſen morſche Giebel- und Laubenbretter außergewöhnliche Farbenpracht und ſeltenes Bildwerk aufweiſen. Durch die niedere Pforte ſchlüpft man zu einer zweiten noch demüthigeren, und geräth ſo in ein Kämmerlein, geräuchert, gebeizt und eingeſtaubt von den ausgetretenen Dielen des Bodens bis zu den Spinngeweben der Decke. Haus- und Handwerksgeräthe ſtößt und drängt ſich, ganz und zerbrochen, um eine Drehbank, und vor ihr ſizt auf ſchwachbeinigem Schemel ein alter Menſch, der Maler Rentſch. Er malt eben derbe Röslein auf den hölzernen Sarkophag eines Bauernmädchens.

Es bedurfte wenig, um ihn zum ſprechen zu bringen über die einzige Luſt, faſt möchten wir ſagen

den einzigen Zweck ſeines Lebens, das Theaterſpielen. Vielmals hatte ihn die unter den Triumvirn wechſelnde Würde eines Meiſters oder Spielführers geziert, und ſein mürbes Gedächtniß wußte noch immer trefflichen Beſcheid auf den Brettern und im Regiebuche. In einer eigenen Hütte erhob ſich die mit Dekorationen und Garderobe reich ausgeſtattete Bühne. Ueber fünfhundert Gulden waren verwendet worden, um Wald, Saal und den unentbehrlichen Kerker nebſt einer erklecklichen Anzahl Königsmäntel, Blechharniſche, Federbüſche und Engelsperrücken herzuſtellen. Sie werden das Wirkſame und Anlockende ſolcher Behelfe nicht leicht in Abrede ſtellen können, auch fand die Einrichtung in dem ununterbrochenen, zahlreichen Zulaufe des Publikums die gebührende Anerkennung. Den ganzen Sommer über wurde an allen Sonntagnachmittagen geſpielt und die oftmaligen Repriſen der zwei bis drei für die Saiſon einſtudirten Stücke ermüdeten die bäuriſchen Beſucher nicht im mindeſten, die oft meilenweit, beſonders aus dem benachbarten Tirol, dieſen Genüſſen nachgingen. Aus ihren freudig geſpendeten Sechſern beſtritt man die Koſten, etliches fiel in die Armenbüchſe, und kaum ein paar Gulden verpraßten die Schauſpieler ſelbſt in Bier und Braten bei einem Tanz, mit dem ſie ſich am Jahresſchluſſe ihrer Leiſtungen belohnten. Die Audorfer Bühne hatte unter des Rentſch-Malers Leitung ihre ſchönſten Tage geſehen; damals gab man die ſchönſten „G'ſpiele," hatte die beſten Spieler und die G'wander waren noch nagelneu. „Sie ſpielen jezt ſchon auch noch," ſagte der alte Impreſario, „weiß aber weiters nicht wie's ausfällt." Und dabei ließ er ſeinen Kopf etwas ſeithalb nach der Bruſt ſinken und lächelte dazu ſelbſtgefällig oder erinnerungsſelig, wie Sie lieber wollen.

Auf ſeine ſpärlichen Scheitelhaare warf die Sonne eines Sommerabends warme Lichter, zitternd kleckſte er mit ſtumpfem Pinſel die Zinnoberblumen auf den Sarg und ſchwazte dazu unaufhörlich von ſeiner Komödiantenzeit. So verließ ich ihn in einem Dunſtkreis vertrockneter Farben, faulenden Wuſtes, nichts Lebendiges um ſich als einen Geraniumſtock. Ich war nicht ſo glücklich, ſeinen Gefährten, den Peter Binder, Nagelſchmied und Nachtwächter, perſönlich kennen zu lernen. Dagegen gerieth ich zu einem der jüngſten Theaterfreunde von Audorf, einem höflichen Schneider Namens Schroll. Er konnte die Geſchichte des Audorfer Theaters bis auf unſere Tage fortführen. — Als die drei Männer abgetreten waren, kam die Bühne in die Hände des Hofwirths, und eine neue Geſellſchaft that ſich hervor; unter allgemeinem Beifall gab man 1845 den „Prinzen von Tennenmarkt" und „Otto von Wittelsbach." Noch im vorigen Jahre wurde unter geiſtlicher Bewilligung geſpielt, da ſich aber nach des Hoftirolers Peter Proſch Ausſpruch „Widdum und Wirthshaus ſelten gut vertragen," ſo kam es, daß als die Audorfer heuer (1847) beim Gericht in Roſenheim um die Erlaubniß baten, ſich und andere mit der edlen Kunſt des Schauſpielens ergötzen zu dürfen, ihnen ſolches Begehren rund abgeſchlagen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juli.

(Fortſetzung.)

Journaliſtik. — Theater.

Organe literariſchen Strebens und Wirkens im edleren Sinne ſind „die Grenzboten" von Kuranda und „die Europa" von Kühne. Beide haben ſich in dem Wirrſal politiſch-leidenſchaftlicher Kämpfe über den Parteien zu halten gewußt, und literariſchen Takt wie äſthetiſchen Geſchmack in dem anarchiſch wilden Treiben zur Richtſchnur ihres Handelns gemacht. Schon dieß verdient unter ſo bodenlos zerſtörten Verhältniſſen Anerkennung. Beide Zeitſchriften nahmen von Anfang an warmen Antheil an der politiſchen Bewegung Deutſchlands, ohne jedoch das literariſche Intereſſe, das immer äſthetiſche Färbung verlangt, aus den Augen zu verlieren. Bei dem raſchen und gänzlichen Verſtummen der Muſen finden wir in dieſen Zeitſchriften, die inzwiſchen rein politiſch-literariſch geworden ſind, wenigſtens noch deren wohlthuendes Walten. Geiſt, Anmuth, Grazie ſind hier noch vorhanden und werden hoffentlich immer in ihnen ein freundliches Aſyl finden. Uebrigens hat „die Europa" ſeit dem erſten Juli ein neues Gewand angezogen. Die Wochenſchrift iſt ein Tageblatt geworden und erſcheint mit Ausſchluß des Sonntags täglich in einem halben Bogen. Kuranda, gegenwärtig in Frankfurt als Abgeordneter bei der Nationalverſammlung, iſt von der Redaktion der „Grenzboten" zurückgetreten, die nunmehr Eigenthum Guſtav Freytags, des bekannten Verfaſſers der viel beſprochenen „Valentine" geworden ſind, und

von dem Genannten im Verein mit Julian Schmidt und Julius Kaufmann redigirt werden. Auch die „Leipziger Zeitung," das Organ der ſächſiſchen Regierung, ſeit dem Tode Gretſchels interimiſtiſch von dem ehemaligen Cenſor, Profeſſor Dr. Marbach redigirt, geht mit nächſtem Monat in andere Hände über, wie ich höre, auch dießmal wieder nur interimiſtiſch. Dr. Wuttke, vor Kurzem zum ordentlichen Profeſſor der Geſchichte ernannt, ſoll die Uebernahme der Redaktion ausgeſchlagen haben, was ſehr zu bedauern iſt, da gerade dieſer thätige, ſcharfſinnige und geiſtvolle Gelehrte auch hinreichenden politiſchen Takt und Charakterfeſtigkeit beſitzt, um eine politiſche Zeitung in unſern bewegten Tagen zu leiten. — Im Uebrigen kann von Literatur nicht die Rede ſeyn. Eine einzige beachtenswerthe Erſcheinung ſey noch erwähnt; dieß iſt „die Gegenwart," eine Art Fortſetzung und Ergänzung des Brockhauſiſchen Converſationslexikons. Die beiden erſten Hefte bringen leſenswerthe Artikel, z. B. eine ausführliche Schilderung der neueſten franzöſiſchen Revolutien und deren Urſachen, Verbreitung der Deutſchen über die Erde ꝛc. Das Werk verſpricht umfangreich zu werden und verdient Empfehlung, inſofern es möglichſte Gründlichkeit mit anſprechender Form zu vereinigen ſich bemüht.

Ganz darnieder liegt, wie allerwärts, auch bei uns das Theater. Von einem Wechſel der Direktion ſcheint gegenwärtig nicht mehr die Rede zu ſeyn, wahrſcheinlich weil unter den jetzigen Auſpicien auch der kühnſte Spekulant zu ſolchem Wagniß keinen Muth hat. Geſpielt wird nun zwar noch, aber meiſt vor leeren Bänken. Auch Gaſtſpiele namhafter Mimen können das Publikum nicht locken. Der Sinn für künſtleriſchen Genuß fehlt eben und läßt ſich nicht wieder erwecken, ſo lange ausſchließlich die Politik Vornehm und Gering in Anſpruch nimmt. Die Schauſpieler ſind inzwiſchen auf halbe Gage geſetzt, und demunerachtet hat die Direktion noch Verluſte. Einige der vorzüglicheren, darunter Wagner, haben uns verlaſſen.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortſetzung.)

Theater

Dieſes Drama iſt nicht ohne Geſchick angelegt und durchgeführt; es iſt in blühender Sprache, in wohlklingenden Verſen geſchrieben und nicht arm an Stellen, die bei dem heutigen Publikum zünden, ohne daß ſie mechaniſch eingelegt und auf ſolche Wirkung kokett berechnet wären. Eine wackere Arbeit voll rhetoriſchen Schwungs, aber keine Dichtung, keine poetiſche Realität, ſondern eine abſtrakte Phantaſie, ein dramatiſches Rechenexempel. Daß die Perſonen des Stücks keine hiſtoriſchen Wenden und Markomannen ſind, verſteht ſich von ſelbſt; wir werden in ein ideales Land geführt zu verſinnlichten Begriffen fürſtlicher Perſonen, die eine pſychologiſche Bekehrung vernehmen und an ſich vernehmen laſſen. Wie leidenſchaftlich dieſe ſich nun geberden, ſo können wir doch keinen Moment glauben, daß wir wirkliche Menſchen vor uns haben; wir empfinden keine Theilnahme, wie für Menſchen, ſondern ſehen nur unſern Verſtand beſchäftigt; und nur dem ausgezeichneten, lebensvollen, empfindungsſtarken Spiel einer Crelinger gelingt es, uns im lezten Akt doch noch zu ergreifen und zu rühren. Ich geſtehe, daß ich während der Vorſtellung immer wieder daran denken mußte, welche unendlichen Vortheile der Dichter hat, der an die Wirklichkeit, ſey es der Vergangenheit oder der Gegenwart, ſich hält. Hier iſt Natur, hier iſt Nothwendigkeit, hier iſt Mannigfaltigkeit, hier iſt Kraft und Friſche; und welche herrliche Aufgabe, dieſe Wirklichkeit noch zu übertreffen, das weſentlich Gute und Schöne derſelben in ein vollkommenes Bild zu vereinigen und dem Leſer oder Zuſchauer zugleich mit dem Reiz der Natur den Reiz naturergänzender Phantaſie zu bieten! Nur von dem Reſpekt vor der Wirklichkeit aus kann, wie eine neue Kunſt überhaupt, ſo namentlich auf eine neue dramatiſche Dichtkunſt beginnen. Mag man anfangen mit Werken, die in gewiſſem Sinn noch den Charakter einer Copie an ſich tragen, der ſchöpferiſche Geiſt wird ſich frei machen und in kunſtvoller Bewältigung des wirklichen Stoffes eben ſeine größte Dichterkraft zeigen.

Das andere Stück iſt Graf Waldemar, Schauſpiel in fünf Abtheilungen, von G. Freytag. Der Held iſt ein blaſirter Wüſtling, der aber einen ritterlichen Geiſt und edle Elemente in ſich hat, daher einer Umwandlung fähig iſt. Dieſe wird bewirkt durch die Tochter eines Gärtners, deren natürliche Liebenswürdigkeit ihm Zuneigung, deren Charakter ihm Achtung einflößt. Der verwöhnte, degoutirte Graf reißt ſich los von ſeinen ariſtokratiſchen Verhältniſſen und verbindet ſein Geſchick mit dem des Naturkindes und ihrer Familie. Die erſten drei Akte dieſes Drama's ſind ſehr anziehend; man findet darin ganz den Verfaſſer der „Valentine" wieder, der den Zuſchauer durch eine fein bemeſſene Handlung in reizender Spannung zu erhalten verſteht. Aber mitten im Vergnügen erkennt man ſchon die Mängel des Stücks. Waldemar iſt nicht wahr genug gezeichnet, und wenn er es wäre, iſt er nicht bedeutend genug, um unſern entſchiedenen Antheil zu gewinnen. Er prahlt mit ſeiner Weltverachtung, kokettirt mit ſeiner Herzloſigkeit und ſpielt den genialen Wüſtling; es iſt aber doch kein rechter Ernſt hinter ſeiner Blaſirtheit. Die ſchöne Gärtnerstochter iſt ebenfalls nicht ganz ächt; ſie erinnert hie und da an Gretchen und führt zuweilen doctrinär moraliſche Reden, die, wenn auch nicht dem Inhalt, doch der Form nach über ihren Horizont gehen. So fragt ſie einmal den Helden: „Wird die Fürſtin den Kleinen ſelbſt lehren, was Recht und Unrecht iſt?" Im vierten Akt wird die Fürſtin Udaſchkin in ihrer egoiſtiſchen Leidenſchaft fatal; der Wechſel zwiſchen den Aufwallungen des Zorns und der Liebe in dem reizbar launiſchen Gemüth iſt nicht poetiſch genug behandelt. Der fünfte Akt zerſtört aber, und zerſtörte auch bei der hieſigen Aufführung die ganze Wirkung des Drama's. Die Scene, wo der Held der Fürſtin das ihr entrungene Terzerol wieder gibt, mit der Aufforderung, ihn zu erſchießen, und ſie es annimmt, um es zu thun, machte eine komiſche Wirkung; die Beiden erſcheinen dabei durchaus albern, aller Ernſt des Stücks war compromittirt. Als der Vorhang fiel, verſuchten Einzelne zu klatſchen, wurden aber durch gelindes Ziſchen ſogleich zur Ruhe gebracht. Der an Erfolg gewöhnte Autor, der in der Loge des Generalintendanten anweſend war, wird davon ſchlecht erbaut geweſen ſeyn. Wie ich höre, ſoll er ſich aber ſchnell getröſtet haben und auf Stücke denken, die in der gegenwärtigen Zeit beſſer die Probe halten können. Unrecht würde er thun, wenn er den Waldemar ganz fallen ließe und nicht der Noth unſerer Bühnen mit einem Stück zu Hülfe käme, das ſich wenigſtens einige Zeit auf dem Repertoire erhalten könnte. Der lezte Akt iſt leicht ſo umzuarbeiten, daß die Handlung würdig und wirkſam ſchließt; er könnte ſogar ſehr zeitgemäß werden, wenn der Verfaſſer den Entſchluß Waldemars, bürgerlicher Thätigkeit ſich zu widmen, gründlicher motivirte und den bloß genießenden Ariſtokraten und Reichen in ſeinem verwandelten Helden ein poetiſches Vorbild aufſtellte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregiſter Juli.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Zum 29. Juni 1848. 160.
Venedig. Von F. Löwe. 161.
Sonette. 164. 165.
Fresken in der Paulskirche. 170.
An Johann von Oesterreich. Von J. Kerner. 175.
Lieder aus Frankfurt. Von F. Löwe. 178.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller. 157—159.
Blicke auf die Literatur und Beredsamkeit der neuen französischen Republik. 157.
Aus der Reichsversammlung. 158. 159. 160. — 182.
Die Propheten der jüngsten französischen Revolution. 161—163.
Der erste Stockböhme. 160.
Aus Westphalen. 162—164.
Annette v. Droste-Hülshoff. 164—166.
Armuth und Christenthum. 165—170.
Ein Galatag in Madrid. 167. 168. 169. — 171.
Eine Frühlingsfahrt auf dem schwarzen Meer. 171—176.
Streifblicke durch London. 172—175.
Federzeichnungen aus Frankfurt. Von A. Clemens. 176. 177.
Henriette Paalzow. Von A. v. Sternberg. 177—181.
Aus dem bayerischen Oberlande. 179—182.

Korrespondenz.

Dresden. 157. — Aus Germanien. 157. 158. 159. 160. — Frankfurt a. M. 159. 160. — 169. 170. 171. 172. 173. — Bonn. 161. — London. 162. 163. — 168. — Genf. 163. 164. 165. 166. — Hamburg. 165. 166. 167. 168. 169. — Berlin. 170. 171. 172. 173. — 181. 182. — Schleswig-Holstein. 174. 175. 176. — Paris. 175. 176. 177. 178. 179. — Leipzig. 178. 179. 180. 181. 182.

Literaturblatt.

Nro. 46.

Reise. Ocean und Mittelmeer, Reisebriefe von Karl Vogt. — Vermischte Schriften. Johann Jakob Wagners kleine Schriften, herausgegeben von Philipp Ludwig Adam.

Nro. 47.

Politik. Die materielle Begründung des deutschen Bundesstaates durch die organische Gestaltung der Staatengebiete. Von Dr. Jos. Kenr. v. Bangold. — Biographie. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Herder, Heyne, Schröder ꝛc. — Lyrische Dichtkunst. Hölty's Gedichte. Mit 48 Vignetten, erfunden und radirt von G. Schlick, chemitypirt von Piil.

Nro. 48.

Altdeutsche Literatur. 1) Der Heiland (Heliand). Altsächsische Evangelienharmonie, übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. — 2) Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Dr. Karl Simrock. — 3) Märe von Sente Annen, Erzbischove ei Kolne bi Nini. Von neuem herausgegeben von Dr. H. E. Bezzenberger. — 4) Daz Märe von Vroun Helchen sünen. Aus der Ravennaschlacht herausgehoben von Ludwig Ettmüller. — 5) Guy von Waleis, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg. Uebersetzt von Wolf Grafen von Baudissin. — 6) Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Eduard Kausler. — 7) Vier Schriften von Johann Ruysbroek in niederdeutscher Sprache. Mit einer Vorrede von Dr. C. Ullmann. — 8) Lesebuch der poetischen National-Literatur der Deutschen von den ältesten bis auf die neueste Zeit. Herausgegeben von K. G. F. Frommann und Ludwig Häuffer.

Nro. 49.

Kriegsgeschichte. Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus offiziellen Quellen. — Länder- und Völkerkunde. Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volks aus den Erinnerungen eines alten Justizbeamten. — Dichtkunst. 1) Gedichte von Sigismund von Riesbeck. — 2) Karlingisches Heldenbuch. Sagenlieder von Karl dem Großen. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Simrock.

Nro. 50.

Tagespresse. 1) Das verjüngte, oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann von E. M. Arndt. — 2) Ein Wort an die deutsche Nation von Joh. Georg Aug. Wirth. — 3) Monarchie oder Republik? Ein Urtheil von Julius Fröbel. — Kunstgeschichte. Vorschule der bildenden Kunst der Alten. Von Dr. Hermann Hettner. Erster Band. Die Kunst der Griechen.

Nro. 51.

Länder- und Völkerkunde. 1) Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Von William H. Prescott. — 2) Die Entdeckung und Eroberung von Mexiko, nach des Bernal Diaz del Castillo gleichzeitiger Erzählung bearbeitet von der Uebersetzerin des Vasari. — Geschichte. Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Aufhebung des Ordens (1540—1773) von S. Sugenheim.

Nro. 52.

Politische Schriften. Politische Denkwürdigkeiten aus Oelsners Schriften. Herausgegeben von Dr. G. Oelsner-Monmerqué. — Vermischte Schriften. Freundschaftliche Briefe von Dr. Gustav Klemm.

Nro. 53.

Reise. Entdeckungsreise nach dem Süd-Polar-Meere in den Jahren 1839—1843. Von Sir James Ross. Deutsch von Julius Seybt. — Sternkunde. Beiträge zur Dynamik des Himmels, in populärer Darstellung von Dr. J. R. Mayer, Stadtarzt in Heilbronn.

Kunstblatt.

Nro. 33.

Andeutungen zur Geschichte der christlichen Skulptur. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 34.

Entwürfe zu den Fresken in der Friedhofshalle zu Berlin, von Dr. Peter v. Cornelius. — Das Standbild Wilhelms I. und der Bildhauer Rauch. — Kapelle Brancacci. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 35.

Andeutungen zur Geschichte der christlichen Skulptur. (Schluß.) — Literatur. Zerstreute Gedankenblätter über Kunst, von C. Köster. — Bauwerke. — Denkmal. — Malerei. — Plastik.

Nro. 36.

Berliner Briefe. Von T. L. S. — Plastik. — Lithographie. — Bildwerke. — Literatur.

Nro. 37.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Versteigerung.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

August.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersezungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 183. Dienſtag den 1. Auguſt 1848.

Hippolyta. — This is the silliest stuff that ever I heard
Theseus. — The best in this kind are but shadows, and the worst
Are no worse, if imagination amend them.
Shakespeare.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Sie haben kaum einen Begriff von der tiefen Betrübniß und Verſtimmung, den dieſes Verſagen ihrer angeborenen liebſten Beluſtigung in die ſonſt geduldigen Gemüther warf. „Ich habe nichts übriges, aber ich laß mir Alles koſten, wenn wir wieder ſpielen dürfen; 's iſt meine einzige Freude," ſo ſagte mein Schneider. Sein Vater hatte Theater geſpielt und war nach eigenhändiger Aufſchreibung bei der Paſſionsvorſtellung 1802 „ein Jud geweſen," ſeine Schweſter ſpielt noch die traurigen Weibsbilder recht ſchön, er hat auf dem Podium gehen gelernt und in Alexandrinern gelallt, und nun ſollte die Familie um ihren ſtillen Ruhm kommen, da doch ſchon ſein kleiner Bube bald hätte mitſpielen können! Aus der Kammer herab holte er ſeinen beſten Schatz, unter Flecken und Flicken breitete er ein Dutzend Manuſcripte aus, ſezte den ſchreienden Jungen im blanken Hemde mitten darunter, und ich ſollte ſelbſt urtheilen, was zu rügen und zu verbieten ſeyn ſolle an den Erzeugniſſen der einfältigen Landmuſe und ihrer Verehrer.

Mögen Sie einen Blick thun in dieſe Werke unbeachteter Poeten, die im Taglohn arbeiten oder ſonſt ſich redlich nähren und Sonntags nach Hochamt und Veſper dieſe Schauſpiele in unbeholfenen Buchſtaben niederſchreiben? Vergeſſen Sie dabei nicht, daß ſie bei einem dickleibigen Drama oft gerade das Papier bezahlt erhalten, daß ihr Name nicht einmal auf dem Zettel genannt wird, zum höchſten ein bäuriſcher Akteur einem von ihnen geſteht, er ſpiele am liebſten in ſeinen Stücken, „weil ſie ſo viel leicht zu merken ſeyn." — Das Paſſionsſpiel — hier in Verſen vom Jahre 1777 — gleicht natürlich allen, die uns denſelben Stoff dargeboten als „Trauerſpiel aller Trauerſpiele." Seelen in Pilgramskleidern ſingen den Chorus. Weniger bibelfeſt iſt der Verlauf in dem Adventſpiel „Chriſti Geburt." Wenn Maria und Joſeph unter ſehr groben Bethlehemiten Herberge ſuchen, und die gemüthlichen Hirten, die in Paläſtina mit ihrer Unterinnthaler Mundart, ihren Schmalznocken und chriſtlichen Geſinnungen ſo gut durchkommen als in der Thierſee oder in Kitzbüchel, dem Chriſtkindlein neben Ochs und Eſel ihr Mitleid und ihre Freuden vorſchwögeln, wer denkt da nicht an Hans Hemmling und van Eyck? Freilich bei dem guten heiligen Dreikönig Kaſpar, dem beim Frühſtück der Sternwartdiener von dem bewußten Stern Meldung thut, worauf er ſogleich mit etlichen Kameelen die Reiſe antritt und mitten in der Wüſte, das Perſpektiv unter'm Arm, den beiden andern Potentaten begegnet, trägt die fromme Naivetät bereits einen Reifrock, und dem Könige Herodes, der ſeine Miniſter per Er abkanzelt und ſeinen Sohn erdroſſelt, indem er ſagt: „in der Noth ſo kann man alls brauchen," ſtünde ein Zopf nicht ſchlechter als manchem landsmänniſchen Tyrannen zwiſchen 1701 und 1799.

Die weltlichen Probeſtücke mag „Griſeldis" Ihnen anempfehlen, ganz im Gewande des Volksbuches. Wie gut hört es ſich an, wenn die ſchüchterne Schäferin dem Markgrafen auf ſeinen Heirathsantrag erwidert: „Ich habe es nit verdient, mich mit dieſer Sprache zu verirn." Da ſind dann noch Erik, der übelberüchtigte, hernach wohlbekehrte Räuber, die heilige

Rothburga, der Geduldſpiegel oder die Königin Roſamunda, lezteres ein Meiſterwerk, worin Medellius, ein „Hofherr und Verräther," wie er im Perſonenregiſter angeführt iſt, die ſchönſten Schandthaten gegen einen unſchuldigen Prinzen Roſamarus und die noch unſchuldigere Königin verübt, bis endlich dem betrogenen König Agamemnon die Augen durch den Geiſt deſſelben Prinzen geöffnet werden und der Böſewicht als „Selbſtmörderer" ſeine entſprechende Belohnung erhält. Auch Genoveſa fand ſich vor in Geſellſchaft der ächten Hirſchkuh, als „Trauergeſchichte für Mütter und Kinder," welche dabei über des luſtigen Rathes Humor zu lachen und über die bedrängte Pfalzgräfin gleichzeitig zu weinen Gelegenheit finden. Ein Beiſpiel übrigens, wie ehrlich es die Leute mit ihrem Komödieſpielen meinen, mag ein ſogenannter Theaterbrief ſeyn, den Golo zu erhalten hat und der im Buche zufällig liegen blieb. Er trug redlich ſeine gehörige Adreſſe: „Herrn Simon Golo, Hofmeiſter in Siegfriedsburg an der Moſel, Wohlgeborn."

Was ſoll man aber dazu ſagen, wenn ſich dieſe Bauern von politiſchen Dramen erſchüttern laſſen? Die franzöſiſche Revolution mußte auch auf dieſen Brettern durchgemacht werden, und man darf überzeugt ſeyn, durch das Trauerſpiel „Ludwig Capet" (noch 1846 geſpielt) iſt es den ſchlichten Begriffen hier Orts erſt recht klar geworden, was es Einfältiges um eine Revolution iſt und wie wenig dabei profitirt wird. Wenn Robespierre zu dem König, dem bei ſeiner Verurtheilung „ſchwach" wird, ſpricht: „Belieben Sie einen Stuhl zu nehmen," und obendrein bei der Abſtimmung meint: „Wer wird die Sache ſo genau nehmen?" wenn „Philipp von Orleans, Graf," als ordnungsliebender Mann dringend anräth, „daß das Königthum abgeſchafft und ein ordentlicher Freiſtaat eingerichtet werde," und Peletier äußert: „bei dieſen Zeiten muß man ſich an Alles gewöhnen," ſo ſind die beruhigendſten Gründe gegeben, es werde die Zuhörerſchaft nur mit Abſcheu von ſolchen Greueln ſich wenden und ſich mit aufrichtiger Theilnahme den hübſchen Arien hingeben, in welchen die Prinzeſſin Eliſabeth das verblendete Frankreich der Rache des Himmels anempfiehlt.

(Fortſezung folgt.)

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſezung.)

Sehen Sie jene unzierliche Fleiſchmaſſe — doch ich will das Bild veredeln, indem ich es in das Gebiet der Künſt hebe: — denken Sie ſich einen Silen, mit der ganzen Kraft eines Peter Paul Rubens gemalt, und Sie haben, den ich Ihnen nennen will: Robert Blum. Glauben Sie nicht, daß ich hier meine Feder in Haß und Galle tauche, um einen Feind zu zeichnen. Ich fühle im innerſten Herzen eine Abneigung gegen Blum, allein ich bin gezwungen, Fähigkeiten bei ihm anzuerkennen, die eine gewiſſe Achtung einzuflößen im Stande ſind. Es wäre mir nicht möglich, ihn häßlich zu ſchildern, wenn er ein Adonis wäre.

Betrachten Sie Blums Geſicht, ſo finden Sie zuallererſt in ſeinen Zügen den Ausdruck von Sinnlichkeit und Weichlichkeit. Die niedere Stirne iſt von einem dicken Haarwuchſe in der Mitte begrenzt, die Augen ſind klein, mattblinzelnd, die Naſe iſt kurz und dick und nicht mit dem Stirnbeine ſo verbunden, wie es den Stempel des Edeln der Geſichtsbildung aufdrückt, ſondern ſie ſtrebt zwiſchen den Augen fleiſchig hervor, der Mund iſt ebenfalls klein, von ſchmalen Lippen umfaßt; nur der ſtarke Nacken und der dichte Bart am Kinn, der in eine Spize ausläuft, geben dem Ganzen den Ausdruck, der ihm gebührt, den Ausdruck der Kräftigkeit, die Blum unläugbar beſizt. — Alles Uebrige iſt aber damit im Widerſpruch, wenn wir noch die Stimme ausnehmen wollen. Blum tritt leiſe auf, iſt höflich und abgemeſſen in Beziehungen des gewöhnlichen Lebens, wie mir viele ſeiner Bekannten ſagten, iſt nachgiebig bis dahin, wo das Gebiet ſeiner Conſequenzen beginnt, dann aber ſcheint er unbeugſam.

Wenn wir den Mann näher und ſeinem innern Werthe nach betrachten, ſo finden wir, daß es weniger das Angeborene, als das Angeeignete iſt, was ihn auf ſeine Höhe hob und ihn dort noch jezt hält. Blum beſizt offenbar jene Klugheit, die im Leben weiter bringt; er iſt vorſichtig, er wagt nicht viel auf einen Saz, außer wenn es gilt, viel zu gewinnen. Sein früheres Leben iſt bekannt. Er wurde im Elend geboren, er wuchs ohne Erziehung auf, er mußte ſchon in früheſter Jugend ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt verdienen. Von der Leiter des Maurers, dem er Mörtel und Sand auf die Gerüſte trug, erklimmte er die erſte Staffel ſeines Glücks, die Couliſſenleiter, die zu den obern Lampen des Theaters führte, welche er anzünden durfte. Von hier ſchob er ſich in die Garderobe des Theaterdirektors, von da in die Tageskaſſe, dann in das Kaſſenbüreau; dann hob er ſich in das Bereich der Tagespreſſe, endlich in die politiſche Wirkſamkeit, wo er bald zu einer ungewöhnlichen Bedeutung gelangte. Dieſe Laufbahn beweiſt, was ich eben ſagte. Wäre Blum ein naturwüchſiges Talent geweſen, er hätte ſich vom Handlangerbuben zum Werkmeiſter emporgeſchwungen. Er hätte die Griffe abgeſehen, hätte ſich verwendbar

gezeigt und wäre in der Gunſt des Meiſters geſtiegen, bis er feſten Fuß gefaßt haben würde. Wäre er aber aus der unfreiwilligen Mörkelzuträgerei aus Liebe zur Bühne dieſer zugelaufen, hätte er mit dem Lampenputzen begonnen und als Heldenſpieler geendet, ſo würde dieß wieder für einen unbezwingbaren innern Trieb geſprochen haben. Allein überblickt man dieſen Lebenslauf, ſo findet man, daß der bloße Zufall ihn beſtimmte, und daß derjenige, der ihn durchgemacht, niemals eine Ahnung von dem haben konnte, was der nächſte Augenblick ihn ergreifen hieß. Bei großen Männern, zu denen ich Blum aber auch gewiß nicht rechne, iſt dieß nie der Fall. Um einen der größten anzuführen, ſo kann im Artillerieoffizier der Keim zum künftigen Kaiſerfeldherrn doch gewiß eher gedacht werden — es iſt ja immer nur das höchſte, fernſte Ziel auf derſelben Bahn — als in dem Maurerbuben nur die erſte nächſte Station, die zum Theaterkaſſier führte. — Allerdings hat Robert Blum Fähigkeiten; allein die eine Fähigkeit, die alle andern in ihm bei weitem überragt, iſt die berechnende Klugheit, welche ſich die Gelegenheit nie entſchlüpfen läßt, aber auch die richtige ſtets zu entdecken verſteht. Dieſe Fähigkeit hat ſich bis jezt ihm günſtig bewährt, allein da ſie zu den paſſiven gehört, ſo kann in einer Strömung wie die jetzige ihre Kraft auch trügen und im Drange der Moment vorüber rauſchen, der nie wieder zu gewinnen ſteht.

Aus dieſer perſönlichen Eigenthümlichkeit iſt, glaube ich, der Widerſpruch, der ſich in Blums äußerer Erſcheinung offenbart, zu erklären. Was nun aber dem Volksmanne, ihn ſtützend, zur Seite treten muß, wenn er eine Wirkung, wie ſie Blums Ehrgeiz ſtets beabſichtigt, erreichen will, iſt rein äußerlicher Natur und offenbar vom Studium des Theaters, dem er Jahre lang nahe geſtanden, herzuleiten. Man hört vielfältig, Blum ſey ein großer Volksredner. In der That thun ſeine entſchiedenen Reden Wirkung auf die Maſſe. Ich hatte, bevor ich ihn kannte, einige ſeiner Reden geleſen, die er bei entſcheidenden Gelegenheiten mit großer Anerkennung gehalten, und ſchüttelte verwundert den Kopf, weil ſie mir leer vorkamen und ich nicht nur die Phraſe darin fand, die mir beſonders in politiſchen Reden unleidlich iſt, ſondern ſogar auf Gemeinplätze ſtieß, die ein geiſtreicher Menſch Anſtand nähme mit Abſicht auf Wirkung niederzuſchreiben, bloß um nicht verkannt zu werden. Aber deßhalb iſt Blum doch ein bedeutſamer Volksredner. Er bewältigt ſeine Zuhörer, es ſtrömt gleich einer dämoniſchen Kraft aus ihm und feſſelt. Iſt aber die Rede zu Ende, ſo zergeht die Wirkung wie eine Seifenblaſe, denn Blum vermag nicht zu überzeugen. Sein Wiſſen iſt beſchränkt, daher läßt er ſich nur ſelten darauf ein, das Gebiet des Poſitiven zu betreten; wenn er glänzt, ſo ſteht er auf der banalen Höhe der Zeitſtichworte: Volksſouveränetät, Tyrannei der Fürſten, Freiheit, nach dem allgemeinſten und populärſten Begriffe, Vaterlandsliebe u. ſ. w. In dieſem Kreiſe, faſt mit denſelben Worten, wiederkäut er ſeine Ideen und wird ſtets wie ein Liebling vom Volke, wie ein Führer von ſeiner Partei empfangen. Als Agitator iſt Blum wie wenige hervorzuheben. Noch eine andere Kraft iſt es aber, die er in der parlementariſchen Debatte mit vielem Geſchick zu handhaben weiß: die Blößen ſeiner Gegner ſich im Fluge zu merken und ſie bald ſpottend, bald ernſt zurechtweiſend aufzudecken und zu geißeln. Dieß bewundert ſelbſt der intelligentere Theil ſeiner Zuhörerſchaft; das Andere bewundern bloß die blinde Partei und die Galerien. Trotz dieſer hervorragenden Eigenſchaften hat Blum aber auch ſchon Niederlagen erlitten, wie die, als er das preußiſche Miniſterium einmal verleumdet hatte, indem er eine ihm mitgetheilte Klatſcherei von der Tribüne als Thatſache zu verkünden wagte; dann, ſo oft er das Wort nahm, um nothgedrungen ſein Prinzip zu vertreten, ohne von den Dingen, um die es ſich handelte, das Geringſte zu verſtehen. — Blum liebt es, mit Schwert und Blut zu drohen und eine Schreckenszeit gleichſam als Hoffnung und Troſt für alle Freunde der Freiheit in Ausſicht zu ſtellen. Allein er thut es nicht zu oft; er ſpricht auch friedlich, trotz ſeiner inneren vulkaniſchen Natur. Der dort neben ihm ſizt, geht darin deſto weiter.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Schluß.)

Dramatiſche Jahrbücher.

Ich habe in einem frühern Bericht erwähnt, daß vom 1. April ab zwei „Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur“ hier erſcheinen würden, die Monatsſchrift von Profeſſor Rötſcher und dazu eine Wochenſchrift von Dr. Bernhardi. Dem leztern Unternehmen ſind indeß die politiſchen Ereigniſſe verderblich geworden; es wurde ein Heft gedruckt, aber nicht ausgegeben, und ſchwerlich wird dieß künftig geſchehen. Rötſ-

ſcher und ſein neuer Verleger Trewitzſch ſind ſtandhafter geweſen; ſie ließen jeden Monat regelmäßig ein Heft erſcheinen und ſind entſchloſſen, das Unternehmen hinüberzuführen in beſſere Zeiten. Auch jezt ſoll die Theilnahme zwar nicht hinreichend, aber doch immer noch größer ſeyn, als man erwarten konnte; es iſt mithin zu hoffen, daß ruhigere Zeiten für die Dauer des Journals entſcheiden werden. Die bis jezt erſchienenen drei Hefte enthalten ſehr intereſſante und werthvolle Arbeiten. In dem erſten hat Rötſcher den „Plan zur Errichtung einer Theaterſchule für darſtellende Künſtler“ veröffentlicht, den er in Folge einer amtlichen Aufforderung ausgearbeitet und dem Cultusminiſterium vorgelegt. Obwohl dieſer Plan von L. Tieck in allen Punkten gebilligt und für höchſt zweckmäßig und praktiſch ausführbar erklärt war, ſo zögerte man doch, ihn auszuführen; und natürlich iſt für die nächſte Zeit hieran noch viel weniger zu denken, als vor den Märztagen. Wenn aber die neue politiſche Ordnung feſtgeſtellt iſt, wird man in Berlin gewiß um ſo eher bemüht ſeyn, auch das Theaterweſen neu zu geſtalten und die Bühne durch zweckmäßige Einrichtungen — wozu vor Allem eine Theaterſchule gehört — zu einer wirklichen Kunſt- und Volksbildungsanſtalt zu erheben. Die neue Zeit wird in Deutſchland überhaupt — dieß müſſen wir hoffen — der Kunſt und der Wiſſenſchaft förderlich, nicht hinderlich ſeyn; die freien Deutſchen werden eine Ehre darein ſetzen, in dieſer Beziehung hinter den bevormundeten nicht zurückzuſtehen, ſondern über ſie hinauszugehen. Von den übrigen Beiträgen Rötſchers erwähnen wir: Kritiſche Erläuterungen über die bühnengerechte Darſtellung von Shakeſpeare's Romeo und Julie — der Begriff des dramatiſchen Originalwerks und das Recht, ſeine Grenzen geſetzlich feſtzuſtellen — Mittheilungen aus dem dritten Theil der Geſpräche Eckermanns mit Goethe über dramatiſche Literatur und Theater, mit erläuternden und kritiſchen Bemerkungen. In dem zweiten dieſer Aufſätze beweiſt der Verfaſſer, daß die Entſcheidung der Frage, wo der Begriff des Originalwerks beginne, nicht in das Gebiet des Rechts, ſondern in das der äſthetiſchen Kritik falle und immer nur für jeden konkreten Fall erfolgen könne, daher kein Gerichtshof ſich anmaßen dürfe, darüber eine geſetzliche Beſtimmung feſtſtellen zu wollen. In dem dritten Aufſatz gibt er einen geiſtreichen Commentar zu mehreren Ausſprüchen Goethe's, die in ihrer Klarheit, Friſche und geiſtigen Nobleſſe eben in gegenwärtiger Zeit den angenehmſten Eindruck machen. Eine ausführliche Arbeit im zweiten und dritten Heft: „Erklärung der Tragödie Prinz Hamlet von ſeinem Freunde Horatio,“ enthält eine Menge feiner und eigenthümlicher Bemerkungen. Sie rührt nach Angabe der Redaktion von einem Manne her, der einer praktiſchen Lebensthätigkeit angehörend, dennoch aus freier Neigung und Begeiſterung der tiefſinnigen Tragödie mehrere Jahre ſeines Lebens gewidmet hat. Im erſten Heft ſteht ein längerer Aufſatz von Melchior Meyr: über „das wahre hiſtoriſche Drama,“ worin der Verfaſſer Einwendungen, die ſeine frühere Arbeit über das hiſtoriſche Drama erfahren, zu widerlegen und ſeine Theorie ſpeziell mit den Anſichten Schillers und Leſſings über das hiſtoriſche Drama auszugleichen ſucht. Das Thema ſcheint mir durch dieſe zweite Arbeit erſchöpft; ob die produktiven Talente, für welche der Verfaſſer vorzugsweiſe geſchrieben zu haben behauptet, die theoretiſchen Gedanken durch poetiſche Thaten beſtätigen werden, muß die Zeit lehren. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß das Publikum dem Unternehmen den Uebergang in eine Zeit erleichtere, wo es durch das Bedürfniß getragen und gehalten ſeyn will.

Leipzig, Juli.

(Schluß.)

Der Oſtmarkenverein.

Noch muß ich eines Vereins gedenken, von dem ich ſchon früher hätte ſprechen ſollen, da ſeine Wirkſamkeit eine rein national deutſche iſt und bisher auch von allen Seiten die dankbarſte Anerkennung gefunden hat. Dieß iſt der „Verein zur Wahrung der deutſchen Sache an den öſtlichen Grenzen,“ kurzweg der „Oſtmarkenverein“ genannt. Es bildete ſich derſelbe im Hinblick auf die verabſcheuungswürdigen Meuchelreien der Polen gegen die Deutſchen mit dem feſten Entſchluß, jenen deutſchen Brüdern, die ſchutzlos der Brutalität ſlaviſcher Wühlereien bloßgeſtellt waren, reitend die Hand zu reichen. Obwohl klein an Zahl im Verhältniß zu andern Vereinen, hat der „Oſtmarkenverein“ doch unbeſtreitbar durch ſein energiſches und raſtloſes Wirken viel Gutes geſtiftet. Anfangs nur auf Polen ſein Augenmerk richtend, erweiterte er ſpäter ſeinen Geſichtskreis, als die ſlaviſche Frage die Blicke von ganz Deutſchland auf ſich zog. Das grobe Auftreten der Czechen den Deutſchen in Böhmen gegenüber gab dazu den erſten Anſtoß. Auch war es dieſer Verein, auf deſſen Aufforderung der bisherige Leiter der ſlaviſchen Sprachen an hieſiger Univerſität, Dr. Peter Jordan, ein Wende aus der Oberlauſitz, ſeiner Stelle enthoben ward, weil derſelbe thätig mitgewirkt hatte zur Zuſammenberufung des Slavencongreſſes in Prag, der ſo ſchmählich im Prager Blutbad unterging. Schon ſeit Jahren trat dieſer Mann in ſeinen „ſlaviſchen Jahrbüchern,“ die er in deutſcher Sprache herausgab, dem Deutſchthum feindlich entgegen; indeß ließ man ihn gewähren, da der Forſchung die literariſche Debatte geſtattet ſeyn muß und ſein ganzes Wirken mehr als panſlaviſtiſche Grille betrachtet wurde, die man leider nicht für ſo gefährlich erachtete, als ſie wirklich war, wie die Geſchichte der jüngſten Vergangenheit uns gräßlich genug bewieſen hat. Die Entfernung Jordans war nach ſeinen neueſten deutſchfeindlichen Unternehmungen eine Nothwendigkeit. Die urdeutſche Univerſität Leipzig durfte den Slavomanen, der offen Propaganda für das zukünftige Slavenreich machte, nicht länger dulden. Man hat ihm, fürchten wir, ohnehin zu lange Gelegenheit gegeben, ſeine gefährlichen Lehren auszuſtreuen, und wer mag wiſſen, ob nicht auch in die friedliche wendiſche Bevölkerung der Lauſitzen mancher Kern gefallen iſt, der dereinſt unerfreuliche Früchte trägt! Spuren, unverkennbare Spuren der panſlaviſtiſchen Propaganda zeigen ſich bereits unter dieſem an Zahl kleinen Reſt altſlaviſcher Bevölkerung. Das beweiſt das Entſtehen mehrerer wendiſchen Zeitſchriften, während bis auf die allerneueſte Zeit dieſer Bruchtheil des Slaventhums keine Literatur beſaß. Hoffentlich ſind den ſorgloſen Deutſchen durch die polniſchen Metzeleien und das wilde Raſen der modernen Huſſiten in Prag die Augen endlich aufgegangen, und mit ihnen das Bewußtſeyn des ächten Patriotismus, der ſie einſehen laſſen wird, daß, wer herrſchen und gedeihen will, vor Allem ſich ſelbſt gerecht werden, und ehe man fremden Nationalitäten die Hand reicht, erſt ſeine eigene ſtark und kräftig machen muß. Der Deutſche war bisher zu ſehr Kosmopolit, um ſich andern Völkern gegenüber Geltung zu verſchaffen. Kann er es über ſich gewinnen, in Zukunft vor Allem und ganz erſt Deutſcher zu ſeyn, dann wird ihm die Achtung fremder Nationen nicht mehr entgehen. Unter vielen andern wird das große einige Deutſchland auch dieſe Aufgabe zu löſen haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 184. Mittwoch den 2. Auguſt 1848.

Satis loquentiae, sapientiae parum; vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat. Sallust.

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Es iſt Arnold Ruge. Laſſen Sie uns einmal den Mann in Augenſchein nehmen. Ich halte von Lavaters Wiſſenſchaft mehr, als von der Wiſſenſchaft Galls. Auf den erſten Blick zeigt Ruge's Kopf durchaus nichts, was den Denker verriethe, nichts, was auf eine große Eigenſchaft der Seele ſchließen ließe. Es iſt das Gewöhnliche, was wir hier finden, wie wir es unter unſern Landsleuten überall antreffen, eine Miſchung von Phlegma und Gutmüthigkeit, die ſich nicht ſelten im Lächeln kund gibt. Die Geſtalt iſt groß, aber nicht kräftig, die Hülle voll, aber ſchlaff, das Gerüſte der ſchönen Form entgegen, die Haltung unbekümmert, nachläſſig, der Hals etwas krankhaft vorgebeugt, der Schädel am Vordertheile entblößt, hinten nur noch ſparſam mit gelblichen Haaren bedeckt, die Augen hinter Brillen verſchanzt. So ſtellt ſich uns der Mann der ſcharfen Dialektik dar, den wir einſt in den Halleſchen Jahrbüchern mit ſo großer Aufmerkſamkeit vernahmen. Wenn wir ihn auf der Tribüne hören, ſo gelingt es ihm ſelten, uns zu feſſeln. Der breite Vortrag ſchwimmt ebenmäßig dahin und kann durch die ächt pommerſche Ausſprache, die Ruge anklebt, nicht eben an Reiz gewinnen. Dieſe Ausſprache verbindet das Weiche des Märkiſchen mit den plumpen Hauchen der Anwohner der Oſtſeeküſte, was ſich beſonders im e wie ä und im a wie o (faſt wie das engliſche all) kund gibt. Hat man ſich in ſolcher Weiſe eine gewiſſe Zeit von einem Ruge'ſchen Vortrage wiegen laſſen, ſo wird man plötzlich durch etwas emporgerüttelt; man weiß nicht gleich, was es iſt, das dieſe Wirkung macht; endlich beſinnt man ſich, daß der Redner ſchon einmal in derſelben Rede daſſelbe geſagt hat. Der halblaute Zuruf ſeiner Partei, die dieſes Rückwärtslaufen des den Fortſchritt predigenden Redners ſehr unpaſſend finden muß, ſucht ihn zur Beſinnung zu bringen; die Worte: „Schließen! Schluß!“ tönen immer lauter, und zwar nicht, wie man ſie oftmals von den Gegnern vernimmt, in feindlicher Abſicht, um dem wirkſamen Worte den Fluß abzuſchneiden, ſondern in der freundlichen, die Schwäche des Verbündeten nicht bloßzuſtellen. Dieſe Wiederholungen ſind bei Ruge nicht ſelten, und mehr als einmal iſt es ihm ſchon begegnet, daß er das Ende mit dem Anfang in denſelben Worten aneinander ſchweißte, ſo daß ſeine Rede einem Kreiſe glich, freilich nicht einem Zauberkreiſe, der uns mit unwiderſtehlicher Macht bannte, ſondern jenem bekannten Sinnbilde der Zeit, von der wir uns hier geſtehen mußten, daß ſie uns unſäglich lang geworden war.

Ruge iſt ein entſchiedener Mann des Blutes. Zu ſeinen liebſten Wiederholungen gehört die Formel, daß Revolutionen ſich nicht mit Glacéhandſchuhen und kölniſchem Waſſer machen laſſen, ſondern daß ſie Blut verlangen. Wie jener General einſt ſagte: zum Kriege gehören drei Dinge: Geld, Geld und wiederum Geld, ſo gehöre zu Revolutionen Blut, Blut und wiederum Blut. Der große Philoſoph vermag es ſich nicht klar zu machen, daß man zur guten Herſtellung irgend einer Sache eines gewiſſen Maßes von nothwendigen Ingredienzien bedürfe, und daß man mit der Ueberſchreitung die Sache nur

verderbe. Unſere Revolution bedurfte nicht mehr Blut zu ihrer Vollendung, als bis jezt gefloſſen iſt; was wir erreicht haben zu befeſtigen, dazu bedarf es des Blutes nicht, ſo lange ſich kein Widerſtand zeigt; es wäre Luxus, das Blut unſerer Brüder zu vergießen, ſo lange die Dinge keine andere Wendung nehmen; es wäre aber Verbrechen, das Blut von Tauſenden zu opfern, um den tollkühnen Verſuch zu wagen, die Idee von ſehr Wenigen zu verwirklichen und zu dieſem Zwecke die Dummheit, das Elend, ſelbſt die Niederträchtigkeit durch Gold und unhaltbare Verſprechungen anzuwerben.

In der That, die ſchulweiſe Form, die den Philoſophen verräth, abgerechnet, iſt mir Ruge meiſt wie ein Phantaſt erſchienen; nicht ſo gutmüthig und edel wie Raveaux und Venedey, die von Einheit und Brüderlichkeit träumen, ſondern unheimlich und grauſenhaft, die Blicke rückwärts gerichtet, nach jener Zeit, da die großen Vorbilder Marat und Robespierre ihr Freiheitswerk durchführten. Ruge ſieht dieſe Zeit im Geiſte: der Bürgerkrieg wird ſich entzünden, Alles was ihn begleitet, wird zur Erſcheinung kommen; die Verdächtigung, der Verrath am eigenen Herde, das Beil des Henkers über allen Häuptern, der Stammgenoſſe, der Nachbar als Blutrichter ſeines Nachbars, Alles! Ruge ſprach ſo kalt von dieſer Zeit, anſcheinend ſo vernünftig über die Nothwendigkeit ihres Eintritts, ſo zuverſichtlich, daß das Vaterland nur durch dieſe Lache watend die Oaſe des innern Friedens wieder erreichen könne, daß man ſich mit Abſcheu von ihm weggewendet haben würde, wenn nicht das ehrliche, gleichgültige Geſicht, das er zu den Schreckensworten machte, ihn als einen Menſchen gezeigt hätte, der es liebt, ſich in Lieblingsträume zu verſenken, und der zum Scherze die ernſten philoſophiſchen Redeformen anwendet, wie man den verkehrten Pelz umwirft, damit die Kinder ſich vor dem Wauwau fürchten ſollen.

Die Dinge in Deutſchland müßten durch verheerende Sturmfluth ſehr viel weiter getrieben werden, ſollte einſt Ruge zu der von ihm geträumten furchtbaren Bedeutung gelangen. — Aus dem Extremen ſeiner Richtung, ſo wie aus dem Charakter ſeiner Vorträge, die nicht auf das Praktiſche, nicht auf die Abhülfe der zunächſtliegenden Noth eingehen, ergibt ſich von ſelbſt, daß Ruge keinen eigentlichen Einfluß übt und nicht ſo wie Blum als Führer der Partei zu betrachten iſt. Trotz der Verachtung der Glacéhandſchuhe und des kölniſchen Waſſers und ſeiner Vorliebe für Blut, trotz den Worten, die Ruge auf offener Straße vor vielen Hunderten ſprach: die Zeit ſey gekommen, wo man mit Dachziegeln und Kanonen antworten müſſe, nämlich den Tyrannen, konnte der Halleſche Philoſoph kein Mann des Volkes im eigentlichen Sinne werden. Unſer Volk iſt nicht blutdürſtig, obgleich tapfer und groß, wenn ſein Blut für ſein Recht gefordert wird. Man gewinnt die Deutſchen nicht, wenn man ihnen eine Schreckenszeit in beſtändiger Perſpektive vorhält, und man macht ſich bei dem deutſchen Volke in ſeiner Geſammtheit nicht beliebt, wenn man Pariſer Greuel bei ihm als Mode einführen will; und Ruge hat ſeit lange ſchon das Unglück gehabt, durch ſeine Pariſer Sympathien unſer patriotiſches Gefühl zu beleidigen, und ſeine Erklärungen von der Tribüne, die ihn dem zürnenden Börne an die Seite ſtellen ſollten, verhallten in das Leere, da ihm alle Bedingungen fehlen, die uns das Kind der Judengaſſe groß erſcheinen laſſen.

Wenn ich hier die am häufigſten Genannten und Hervorragendſten, die oben an der Tafel des deutſchen Hofes ihren Platz genommen haben, zu ſchildern verſucht habe, ſo wird es mir ſchwer, weitere bedeutende Originale zu finden. Man nehme mir's nicht übel, aber ich muß vorſichtig ſeyn. Ich möchte nicht gern in den Fehler gerathen, aus dem manchem Touriſten mit Recht ein ſchwerer Vorwurf gemacht wird, Privatleute vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, und als ſolche betrachte ich gar Viele, von denen man bis jezt nur im engen Kreiſe gewußt hat, die auch im engen Kreiſe ihre Geltung haben mochten, und die jezt die ihnen gebotene Gelegenheit, ſich zu compromittiren, mit leichtſinniger Selbſtüberſchätzung ergreifen, indem ſie einen höhern Standpunkt einnehmen, einen weitern Geſichtskreis beherrſchen wollen. Ich werde dieſe Indiskretion nicht begehen, da meine Rückſichten andere ſeyn müſſen, als die, welche ſtenographiſche Berichte der Nationalverſammlung ſich auferlegen.

Wenden wir uns zu Jenen der äußerſten Linken; dort hebe ich ein Paar hervor: es ſind die Herren Zitz und Schlöffel, der Advokat aus dem goldenen Mainz und der Fabrikant aus dem hungernden ſchleſiſchen Weberbezirke; jenes die ſtolze, herrlich gelegene Stadt am Rhein, die aus Uebermuth und in alten Erinnerungen zur Jakobinermütze greifen will; hier das ächte Proletariat, das die magern Hände zum Betteln oder zum Plündern ausſtreckt und ſich hiernach ſeine Idee der Freiheit gemodelt hat.

Zitz iſt ein großer, kräftiger Mann mit ſchönen Geſichtszügen. Als überrheiniſcher Advokat verſteht er ſich auf das Plädiren; er weiß die draſtiſchen Momente hervorzuheben, und ohne beſonders viel Scharfſinn aufzubieten, ſie ganz natürlich zu beleuchten. Der Vortrag dieſes Redners in der bekannten Mainzer Angelegenheit brachte eine Wirkung hervor, die an die melodramatiſchen Erſchütterungen der franzöſiſchen

Bühne erinnerte. Es iſt Schade, daß Zitz darin zu weit geht, und um die Wirkung noch zu verſtärken, faſt in einen heulenden Ton fällt, wodurch ſein Zweck vielleicht nach einer gewiſſen Seite hin, die er beſonders im Auge hat, erreicht wird, während er die Gegenſeite anwidert. In ſeiner äußern Erſcheinung liegt der Ausdruck der Entſchiedenheit, der von der kräftigen Geſtalt noch erhöht wird; allein ſelbſt ſeine Freunde ſagen, daß dieſe Aeußerlichkeit eben nichts anderes ſey als ſolche.

(Fortſezung folgt)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſezung)

So beiläufig iſt nun das Repertoire unſeres Theaters beſchaffen, ſolche Stoffe hat Johann Georg Hadl „theatraliſch geſezt," oder der Ortbeck Joſeph Obermair „aus den alten Reimen in die Redensart gebracht," ſo dichtet Michel Lehner, Maler in Kränzach, und der Tagwerker Schmalz in Rattenberg. — Aber nur für ſolche Werke haben die Theatergäſte in Audorf Augen, Ohren und wahrhaftig auch Herzen. Nicht leicht ſieht man das Volk aufrichtiger lachen und weinen, als vor dieſen Bühnen. Ohne allen Rückhalt gibt es ſich der Täuſchung hin, die in ihm tiefere Eindrücke zurück läßt, als die Wirklichkeit. So großen Antheil die Luſt, ſich zu vergnügen, daran hat, wenn dieſe Menſchen zum „G'ſpiel" gehen, eben ſo unwillkührlich überlaſſen ſie ſich der Wirkung, und es iſt intereſſant, nach einer Vorſtellung die Urtheile und Lehrſprüche zu vernehmen, die ſie mit nach Hauſe tragen. Nur mit Abſicht und Verzicht auf lichte Augen und Vernunft mag man überſehen, daß die reinmenſchliche Seite in den guten Leuten bei dieſen tragiſchen Anregungen wirkend und nachhaltig zu Tage kommt, ein Zuſtand, der in ihrem Leben um ſo ſeltener iſt, je mehr man glaubt das Menſchenthum in ihnen nur für ein beſſeres Jenſeits zurechtmachen zu müſſen.

Nenne man es eine optimiſtiſche Anſicht, aber es wollte uns nicht genügen, in dieſem ſo eifrigen, ausdauernden Verlangen des Volks nach ſeiner uralten Beluſtigung, dem Schauſpiel, in der gleichen Luſt der bäuriſchen Mimen wie ihres Publikums nur öde Gaffergierde, eitel Begehren nach einem paar groben Späßen, nach Gelegenheit zu leichtfertigem Verkehr und — etwas Durſt zu erblicken. Nicht überall ſtellt ſich Unfug und Unſittlichkeit da ein, wo ſie nach herkömmlichen Paſtoral- und Polizeitheorien vorausgeſezt werden. Und ſollte nicht manchmal der Schaden, den man für die Moral des Bauers bei ſeiner Schauſpielliebhaberei zu verhüten eifert, dem Nutzen gleichkommen, den er aus gewiſſen Predigten mit nach Hauſe nimmt?

Es ſollen ſich nun die Theaterfreunde von Audorf weidlich bemüht haben, um wieder in ihr fadenſcheiniges Paradies, in ihre Sammtwämſer und unter ihre Pappdeckelkronen zurückkehren zu dürfen. Lauter geſezte, vernünftige Männer waren es, die da erklärten, ſie wollten Komödie ſpielen wie ehedem. Klein war ihre Hoffnung, groß ihre Luſt, aber der Vikar iſt ihr Gegner. Sie wiſſen, auch der Papſt nennt ſich einen Vikar, es kann alſo leicht geſchehen, daß ein Vikar ſich für den Papſt hält und ſeine Bauern es beinahe glauben. Dennoch ſuchten ſie einige Gründe für ſich aufzubringen, außer der klingenden Thatſache ziemlichen Gewinns durch den Zuſpruch ſo vieler Gäſte. Sie meinten, jeder Menſch dürfe erlaubten Freuden nachgehen, auch ſey's ihnen darum zu thun, ihr bischen Leſen und Schreiben annehmlich fortzuüben; zu dem meinten ſie nicht, daß es heilſam wäre, wenn ſo viel verboten würde, was man ſeit unfürdenklichen Zeiten für erlaubt erachtet u. ſ. w. — Die Ober-Audorfer Theaterliebhaber wollen ſogar wiſſen, es könnte jezt in der Stadt eher etwas zu machen ſeyn mit ihrer Angelegenheit, und hoffentlich nicht zu leichtgläubig geben ſich Dramaturgen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen den ſchönſten Vermuthungen hin.

Sprechen wir nun noch in dem ſchüchternen Klöſterchen zu Reiſſach ein. Es ſizt ſich an einem heißen Sommertage ſo erquicklich in dem kühlen Refektorium unter den braunen Heiligenbildern. Die wenigen Mönche, Karmeliter, ſind faſt alle Franken. Man hat ſie gern, wenn ſie auch den Weibern, die von ihnen Mittel für verherte Kühe begehren, ſagen: „pflegt ihr euer Vieh fleißig, und betet, wenn's Zeit dazu iſt, ſo braucht ihr keinen Herenrauch." — Freilich, der Aufklärung und Duldung gegenüber, die den Jungfernbund in Flintsbach gründete und das Audorfer Theater abſtellte, werden ſich dieſe Mönche nicht halten können.

J. F. L.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

Das Parlament.

Die Paulskirche hatte bis zum April 1848 keine Geſchichte; es iſt eine neue Kirche, ganz und gar ein Kind der Gegenwart. Was ihr bis jezt gefehlt, wird ihr nun im reichlichen Maß: ſie macht Geſchichte, die von ganz Deutſchland. Das Parlament! Iſt's ein Traum? Aus allen Provinzen, aus allen Stämmen des großen Landes, von der Oſtſee und von dem adriatiſchen Meere, von der Oder und vom Rhein ſitzen ſie da, vereint zu einer Berathung über gemeinſchaftliche Angelegenheiten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes. Und dennoch iſt es daſſelbe Deutſchland, auf deſſen Landkarte es einem grün und gelb vor den Augen wird, daſſelbe Frankfurt, von deſſen Wartthürmen man ein halbes Dutzend deutſche Herrenländer überſehen kann. Doch was iſt da zu verwundern? Hat das liebe heilige römiſche Reich nicht auch beſtanden? und die deutſche Karte trug damals noch viel mehr Farben, als ſie jezt zeigt. Sind dem deutſchen Kaiſermantel nicht die buntſcheckigſten Lappen aufgenäht worden? Als er neu gefertigt wurde in Rom von eines Papſtes Hand, da wars ein ſtolzes Kleid für einen Mann voll Mark und Würde, er hing majeſtätiſch herunter von den Schultern des Gekrönten, und Europa kniete vor ihm. Deutſchland und Frankreich waren ungetrennte Theile ſeines Reichs, und Italien, in deſſen Norden ein deutſcher Stamm ſich ausgebreitet, die unterwürfige Schöpferin der neuen Würde. Der Slave ſchickte Geſandte, der Däne ſuchte Frieden, und ſelbſt von dem damals unendlich fernen Aſien herüber kamen koſtbare Geſchenke und Boten der Freundſchaft, die Harun al Raſchid abgeſendet. Ils sont passés, ces jours de fête! Es klingt wie ein Mährchen von Kaiſer Karls Tafelrunde. — Noch ein halb Jahrtauſend ſpäter war der Kaiſermantel für die Ottonen und Hohenſtaufen, für den böhmiſchen Karl ein würdiges, ſtolzes, gebietendes Gewand. Dann kam der Max und der ſpaniſche Karl; ſie waren die lezten, die den Mantel ganz beſaßen: der lezte Ritter und der erſte Diplomat — wie nahe lagen ſich damals die Extreme! Die Reformation zerrte am Mantel, daß er von einander riß. Er wurde mit blutigem Faden geflickt während des dreißjährigen Kriegs; gutmüthige Nachbarn, als da ſind Frankreich, Schweden ꝛc., ſchnitten daran herunter, Preußen trennte ein Stück nach dem andern ab, Sachſen nähte ein fremdes Stück an u. ſ. w. Da kam der Eroberer vom Rhein herüber, betrachtete lachend das alte Kleid, nahm ſein Schwert aus der Scheide, und mit einem ſpöttiſchen Hieb trennte er es, daß es herunter fiel von den Schultern der alten Germania, die arm und elend ſich verſteckte. Ihre Kinder aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als die einzelnen Fezen aufzuraffen. Stattliche Kleidchen machten ſich Auſtria und Boruſſia daraus, und auch die andern waren nicht ſäumig. — Nun geht ein junger Geiſt durch unſer Land, ein friſcher Lebenshauch ſtrömt durch alle Adern der alten Mutter, und ſie hat ihre Kinder zuſammenberufen, um mit ihnen wieder ein Haus zu bauen, ein großes Haus, prächtig von Innen, mächtig nach Außen. Wenn es ihr nur nicht geht wie dem alten Lear, daß die Kinder nicht mehr herausgeben wollen, was ſie bekommen, oder ſich vielmehr genommen, daß ſie nicht zur Bettlerin, zum Geſpötte wird, die einſt ſo reiche, mächtige Frau. — In der Paulskirche ſizt die Mutter mit ihren Kindern, und da berathen ſie mit einander, was ſie zurückgeben, was ſie behalten wollen. Die alten Zierrathen des alten Hauſes, noch vor einem halben Jahr in der Rumpelkammer gelegen, hat man wieder hervorgeſucht. Man hat wieder ſchwarz-roth-goldne Vorhänge aufgemacht, wie vordem. Die Vorhänge wären alſo ſchon da! — Wird man wohl aus den Kammern, aus den Böden, aus den Raritätenkabinetten alle die alten Möbel wieder zuſammenbringen können und wollen, wie ſie einſt im Hauſe der Mutter beiſammen geſtanden? Das gäbe einen erbaulichen Anblick! Oder wird man drüben bei den Engländern oder bei den Franzoſen ſich die Einrichtung erwerben? Leztere machten gerne mit uns ein Haus, und wir könnten zuweilen auf ihren Bänken ſchlafen, die aber häufig über Nacht umfallen. Nein, laßt uns lieber uns einrichten, wie es ſich für uns eignet, denn jedes Haus hat ſeine beſondern Bedürfniſſe.

Ehrfurchtgebietend iſt der Anblick des Parlaments nicht; es ſind keine alten Römer, die da beiſammen ſitzen, gravitätiſch in ihre Togen gehüllt, es ſind auch keine Barone im ſtählernen Kleide, oder in der prächtigen ſpaniſchen Hoftracht; es ſind Herren in Fräcken und Röcken, den unkleidſamſten, würdeloſeſten Gewändern, die je ein Jahrhundert erfunden, es ſind Leute des neunzehnten Jahrhunderts, regſame, redſelige, intelligente Menſchen, nicht ſteif, nicht förmlich, nicht ſtill. Auch in den Häuſern des großbritanniſchen Reichs, auch in der franzöſiſchen Verſammlung ſieht es nicht beſſer aus, und die Nordamerikaner zeigen auch hierin, daß ſie ſich nirgends Zwang anthun und in Allem ihre eigenen Herren ſind. Wer da verlangt, daß fünfhundert Menſchen, um der Nation äußerlich mehr zu imponiren, bei den unbedeutendſten Gegenſtänden, in der drückendſten Hize immer in feierlicher Haltung ſich hinſtellen ſollen, hat ſehr Unrecht. Allein der Menſch iſt einmal ſo, er denkt ſich gerne eine wichtige Verſammlung auch äußerlich bedeutend. Aber ein recht lebendiges Bild bietet die Verſammlung, und das Auge des Geiſtes und das Herzohr — mit der phantaſievollen Henriette Ottenheimer zu reden — haben hinlänglich Beſchäftigung in der Paulskirche, wenn auch nicht gerade ein weltgeſchichtlicher Gegenſtand verhandelt wird, oder der Sturm ſo mächtig dahinbraust, daß die Glocke des Präſidenten ihn nicht mehr beſchwichtigen kann. Ich habe ſie geſehen die Männer des Volks, als ſie in lautleſer Stille den Namen deſſen ausſprachen, der, der Erſte unter den Deutſchen, das Scepter des neuerſtandenen Reichs in die Hand nehmen ſollte; aber ich habe ſie auch geſehen die Paulskirche, als der Zwiſt in ihr ſo laut geworden war, unten, oben, auf den Bänken und auf den Galerien, daß die Stentorſtimme des Vicepräſidenten kaum vernommen wurde und Seiron endlich rathlos ſich bedecken mußte. Als Heckſcher, der Mann der Ueberzeugung und der Conſequenz, der ſchärfſten Dialektik und der energiſchſten Feſthaltung an dem einmal richtig Befundenen, als Heckſcher ſein Amendement trotz der drohenden Haltung der Paulskirche nicht zurücknehmen wollte, und ſo das Geſetz über die Centralgewalt auf's Neue in's Unbeſtimmte hinausrückte — hat wohl dieſer Mann damals daran gedacht, daß er der Erſte ſeyn ſollte, den dieſes Geſetz auf die gefährliche Höhe eines Reichsminiſters führte?

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 14. Mittwoch den 2. August 1848.

[145]

Anzeige
von
Parfumerie-Waaren und chemiſchen Produkten
welche allein ächt zu haben ſind bei:
Johann Conrad Gütle, in Nürnberg.

Die vielen Nachfragen nach dieſen Produkten beſtätigen immer mehr die Nützlichkeit derſelben, indem ſie den Beifall fortwährend finden, welchen ſie wegen ihrer Güte allerdings verdienen. Daß ſolche von ſehr vielen Perſonen mit gutem Erfolg benutzt wurden, darüber ſind eine Menge glaubhafter Zeugniſſe vorhanden, die zum Theil gedruckt und in öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden ſind, und auf Verlangen vorgezeigt werden können. Dieſe Produkte, welche theils zur Toilette und weſentlichen Verſchönerung des Körpers gehören, enthalten nur ſolche Artikel, die der Geſundheit ganz unſchädlich, und deßwegen auch von der betreffenden Behörde ärztlich atteſtirt ſind.

Bei Beſtellungen beliebe man den Betrag dafür ſogleich mit einzuſenden, da die hieſige Poſt kein Remboursement gibt. Briefen und Geldern beliebe man obige Adreſſe vollſtändig aufzuzeichnen und durch die Poſt franco zu befördern, worauf die Zuſendung ſogleich erfolgt.

1) Eau de Chine.
Pour noircir les cheveux.

Tinktur, um rothe, graue und helle Haare nach Belieben dauerhaft braun und ſchwarz zu färben.

Dieſe Tinktur iſt von der unfehlbarſten Wirkung, und dient dazu, eine verhaßte Farbe der Haare, ohne den geringſten Nachtheil oder Empfindung, vollkommen dauerhaft dunkelbraun oder ſchwarz zu färben. Die damit braun oder ſchwarz gefärbten Haare behalten dieſe Farbe für immer; ſie geht nicht ab, erleidet durch Waſchen und Brennen keine Veränderung. Die gefärbten Haare ſiud von den natürlich braunen oder ſchwarzen auf keine Weiſe zu unterſcheiden.

Die Flaſche 1 fl. 30 kr. Ein Kiſtchen von 6 Gläſern koſtet nur 8 fl.

2) Essence pour faire croitre les cheveux.
Eſſenz zum Haarwachſen.

Dieſe Eſſenz dient zugleich als Hautſtärkung bei Perſonen, deren Haare ſtark ausgehen, oder ein kahler Fleck oder Platte vorhanden oder zu befürchten iſt, wo ſie bewirkt, daß die haarloſen Stellen wieder mit Haaren bewachſen, ſie mögen durch Krankheit, Hautſchwäche oder Alter ausgegangen ſeyn, und das fernere Ausgehen derſelben in ganz kurzer Zeit völlig aufhört. Sie verbeſſert und vermehrt den zum Wachsthume der Haare nöthigen Nahrungsſaft, verhütet das Austrocknen des Haarbodens und der Haare, befeſtigt die lockern, daß keine mehr ausfallen, gibt der Haut neue Kräfte und ſetzt ſolche in den Zuſtand, daß Haare da wachſen müſſen. Auf gleiche Weiſe befördert ſie den Wachsthum des männlichen Bartes, welcher dadurch zu einer ſeltenen Schönheit gezogen werden kann.

Die Flaſche 1 fl. Ein Kiſtchen von 6 Gläſern koſtet nur 5 fl.

Neues cosmetiſches Schönheitsmittel.
3) Byron-Water,
oder
das berühmte Byron-Waſſer.
Vorzüglichſtes Waſchwaſſer für Damen.

Das neueſte und beſte Cosmetikum, Byron-Water genannt, hat in der Toilette der Damen und der Herren großes Intereſſe erregt, und wird als unübertreffbares Kunſtprodukt, von welchem Werthe noch keines da war, ſehr geſchätzt. Die ächte, wahre Vorſchrift blieb bis jetzt Geheimniß. Doch Paris verdankt das Recept zu dieſem unvergleichlichen Waſſer einer der ſchönſten Damen Englands, welcher es Lord Byron, während ſeines Aufenthalts im Orient, ſandte, wo er ſo glücklich war, ſolches durch hohe Protektionen ganz ächt zu erhalten. Dieſes außerordentliche Cosmetikum gibt den Georgierinnen und Circaſſierinnen, welche mit Recht für die ſchönſten Frauen der Welt gelten, das glänzend ſchöne Ausſehen. Das Byron-Waſſer iſt eine rein vegetabiliſche Compoſition, welche nichts enthält, was den Gebrauch ſchädlich machen könnte. Es gibt der Haut, indem es dieſelbe beſtens reinigt, den ſchönſten Teint und ſchützt ſie vor allen Flecken, Runzeln und dem Verderben durch die Zeit und Alter, und iſt für alle Perſonen beiderlei Geſchlechts von weſentlichem Nutzen. In Paris wird es ſeit einiger Zeit in ungeheurer Menge verfertigt und ſeiner Koſtbarkeit wegen zu höheren Preiſen verkauft, wo ſolches von Perſonen aus allen Ständen und Altern begierig geſucht und ſehr fleißig verbraucht wird. Die Damen im Serail des Groß-Sultans haben dieſes köſtliche Waſſer zum gewöhnlichen Gebrauche in ihrer Toilette, wie Lord Byron glaubhaft verſicherte.

Einzeln die Flache 1 fl. Ein Kiſtchen von 6 Gläſern koſtet nur 5 fl.

Es wird auf Flanellläppchen gegoſſen und nach dem gewöhnlichen Waſchen auf der Haut am Körper, vorzüglich im Geſicht, an Hals, Bruſt, Armen und Händen verrieben, wo es bei öfterem Gebrauche bald den erwünſchten herrlichen Erfolg leiſtet. Man miſcht auch ſchon etwas davon unter das Waſſer, womit man ſich vorher abwäſcht. Eine hinreichende Quantität in Bäder gethan, erfriſcht und ſtärkt den Körper wunderbar und verſchafft der Haut jene Reinheit und geſunde Elaſticität und Schönheit, wie ſie nur der höchſten Jugendfriſche ſonſt eigen ſeyn kann. Dieſes vorzügliche Schönheitsmittel hat überdieß die vortreffliche Eigenſchaft, daß es die Sommerflecken vertilgt und eine von Sonne und Luft verdorbene Haut in reinſter Schönheit wieder herſtellt.

Wer ſich von der Unſchädlichkeit der Ingredienzen, wovon dieſes koſtbare Produkt bereitet wird, überzeugen

oder ſolches ſich ſelbſt anfertigen will, kann auch die ächte, verbürgte Vorſchrift gegen angemeſſenes Honorar unter der Bedingniß erhalten, daß die ſich darum Meldenden ſolche nur für ſich bekommen und ſelbe unter keinem Vorwande einem Andern mittheilen oder bekannt machen dürfen.

4) Remede contre les poils

ne croissent où l'on ne veut pas en avoir.

Neuerfundenes Mittel zur Vertilgung der Haare an Stellen, wo man ſie nicht haben will.

Haare, welche durch ihre Gegenwart einen widerlichen Anblick verurſachen, zu entfernen und ganzlich auszurotten, dazu dient dieſes Mittel, welches ohne den geringſten Nachtheil oder Empfindung geſchieht.

Man macht von dieſem Mittel mit Waſſer einen Brei an, legt ſolchen auf eine mit Haaren bedeckte Stelle, wo ſelbe weg ſollen, läßt die Maſſe einige Minuten lang darauf ſtehen und wäſcht ſie dann mit Waſſer wieder ab, worauf die Haare verſchwunden, die Stelle ſo glatt erſcheint, als ob der beſte Barbier daſelbſt ſein Meiſterſtück gemacht hätte. Jedenfalls iſt dieſes Mittel ganz ſicher und probat und erſetzt das Raſirmeſſer, beſonders für Damen, auf das vollkommenſte, da dadurch der Bart und andere Haare ſo rein abgenommen werden können, wie es kein Barbier ſo ſchön zu machen im Stande iſt.

Einzeln 1 fl. Ein Kiſtchen mit 6 Flaſchen 5 fl.

5) Teinture Circassienne.

Très propre pour blanchir parfaitement la peau et à rendre le teint frais.

Circaſſiſche Schönheits-Tinktur.

Dieſe durch Erfahrung genau geprüfte Tinktur leiſtet alles, was man von einem Mittel zur Erhaltung der Schönheit nur erwarten kann. Einige Tropfen davon in eine Schale Roſen- oder auch Brunnenwaſſer gethan und mit einander vermiſcht, gibt ein vorzügliches Abwaſchwaſſer, deſſen man ſich mit außerordentlichem Nutzen täglich bedienen kann. Es macht ein geſunde, weiße und feine Haut, reinigt dieſelbe von allen Mängeln, gibt ihr in der That Geſundheit und Kraft, erhält ſie bis ins Alter ſchön und iſt derſelben vollkommen unſchädlich.

Die Flaſche 1 fl. Ein Kiſtchen von 6 Gläſern koſtet nur 5 fl.

6) Essence de Naples.

Neapolitaniſche Eſſenz.

Ein ſicheres und unſchädliches Mittel, den kupferigen Ausſchlag, Kupfergeſicht, Hitzblätterchen und rothe Naſe zu heilen.

Gegen dieſe unangenehmen Uebel hat man ſchon einige Mittel mit Erfolg vorgeſchlagen, aber durch vieljährige Erfahrung und Verſuche hat man in dieſer Eſſenz ein für die Haut ganz unſchädliches, ſehr wirkſames, ja ganz untrügliches Mittel gegen dieſe läſtigen Uebel gefunden.

Man beſtreicht die Haut täglich mehreremale mit dieſer Eſſenz und läßt ſie eintrocknen. Je öfter, deſto beſſer. Ein anhaltender Gebrauch bringt ſelbſt ſehr hartnäckige und eingewurzelte Uebel weg.

Auch kann dieſe Eſſenz als Vorbeugungsmittel gegen obige Uebel ſehr gut gebraucht werden, wenn man das Geſicht Morgens und Abends damit beſtreicht. Man gibt hiermit die feſte Verſicherung, daß es durchaus nicht ſchädlich iſt.

Die Flaſche koſtet 1 fl. Das halbe Dutzend 5 fl.

7) Huile acoustique pour retablir l'ouie.

Das berühmte Gehör-Oel,

zur Heilung der Taubheit, womit Harthörige das vollkommenſte feinſte Gehör wieder erlangen und ſogar die Taubheit bei alten Perſonen heilt.

Dieſes iſt nicht von Dr. Maurice, ſondern eine ſchon ältere, vielfältig erprobte, höchſt ſchätzbare Erfindung, die durch viele und lange Erfahrungen bewährt iſt. In den meiſten Ländern iſt die auszezeichnetſte, gute Wirkſamkeit dieſes höchſt wichtigen Heilmittels ſchon ſeit vielen Jahren bekannt, da in den allermeiſten Fällen die Leidenden jener Zeit ſichere, ſchnelle und dauerhafte Heilung dadurch fanden. Gegen alle Uebel der Harthörigkeit, als Sauſen und Klingen, den ſogenannten Ohrenzwang, Vertrocknung der organiſchen Theile, rheumatiſche und gichtiſche Zufälle in den Ohren, wo kein anderes Mittel helfen wollte, dient dieſes Oel.

Man tränkt Baumwolle damit und legt dieſe, täglich erneuert, in die Ohren. Das verhärtete Ohrenſchmalz wird dadurch aufgelöst, die Gefäße geſtärkt und das Trommelfell in die naturgemäße Spannung gebracht. Nachtheilig kann dieſes Oel nie werden.

Gewöhnlich reicht ein kurzer Gebrauch hin, um das gute Gehör wieder herzuſtellen.

Iſt das Ohr durch verhärtetes Ohrenſchmalz verſtopft und dadurch das Gehör bedeutend geſchwächt, ſo erweiche man es durch das Gehöröl, indem man von ſolchem etwas auf Baumwolle gießt, des Abends beim Schlafengehen in das Ohr ſteckt und ſich während der Nacht auf die andere Seite legt. Des Morgens wende man ſich um, ſo läuft das Oel mit dem aufgelöſten Ohrenſchmalz heraus und das Gehör iſt nach kurzem Gebrauche wieder hergeſtellt. Die aromatiſchen Zuſätze dieſes Oels oder Balſams ſtärken zugleich die geſchwächten Gehörorgane, die Nerven und die Haut des Ohrs und bringt ſolche in heilſame Thätigkeit. Die Erfahrungen, welche kenntnißreiche Männer über dieſen Gegenſtand machten, bürgen für die Wahrheit dieſer Angaben.

Dieſes ſchon ſeit vielen Jahren bekannte und durch kein neueres erſetztes oder übertroffenes Mittel iſt einzig und allein nur bei uns, den Relikten des Erfinders, ächt zu haben.

Das Gläschen 1 fl. 30 kr. Das halbe Dutzend 8 fl.

8) Essence vermeille pour relever le teint.

Eſſenz zur Belebung der Geſichtsfarbe, um ein gar zu bleiches Angeſicht geſund roth zu machen, ohne Nachtheil, vielmehr mit Beförderung der ganzen Geſundheit.

Dieſes kann auf ganz natürliche, unſchädliche Weiſe geſchehen, wozu dieſe Eſſenz dient.

Man wäſcht ſich zur Erreichung des vorgeſchriebenen Zweckes täglich des Morgens das Geſicht damit, und bald wird ſich eine geſunde Farbe deſſelben einſtellen, ſolches ſehr vortheilhaft verſchönern und von Runzeln und Flecken rein bleiben und neues Leben in die erſchlafften Hautgefäße bringen, die Circulation der Säfte befördern und einem ſonſt bleichen, abgelebten Antlitz neue Lebhaftigkeit und Friſche der Jugend geben.

Die Flaſche koſtet 1 fl. Das halbe Dutzend 5 fl.

9) Teinture pour les dents.

Vortreffliche Zahntinktur.

Dieſe Tinktur iſt bereits ſeit vielen Jahren ihrer Vortrefflichkeit wegen bekannt und geſchätzt. Sie iſt ein die Zähne reinigendes und das Zahnfleiſch ſtärkendes Mittel, welches allen üblen Geruch beſeitigt, das Faulen der Zähne verhindert und die Stockungen, welche oft der Grund des heftigſten Schmerzes ſind, aufhebt. Der Gebrauch dieſer Tinktur iſt ſehr einfach.

Sie iſt durchaus unſchädlich, ſowohl für die Zähne, als auch wenn etwas davon verſchluckt oder getrunken wird, vielmehr iſt ſie ſehr zuträglich und ſtärkend für den Magen.

Solche iſt dem Verderben durchaus nicht unterworfen.

Die Flaſche koſtet 1 fl. — 6 Flaſchen in einem Kiſtchen 5 fl.

10) Remede contre les maux de dents.

Unfehlbares Mittel gegen Zahnſchmerzen.

Man hat zwar ſchon manche Mittel zur Linderung dieſes unausſtehlichen Schmerzes erfunden, aber manch-

mal wollte doch das eine oder das andere nicht ganz helfen. Das hier vorgelegte iſt ganz unfehlbar, was durch die genannten Autoritäten vollkommen beſtätigt wird.

Bei einer Verſammlung der Londoner medicinischen Geſellſchaft berichtete Herr Blacke, daß das Ausziehen der Zähne künftig unnöthig ſey. Er ſagte, er ſey im Stande, das ſtärkſte Zahnweh durch Anwendung dieſes Mittels zu vertreiben. Herr Fag, der amerikaniſche Zahnarzt, welcher gegenwärtig war, machte viele Verſuche damit und beſtätigte, daß in den meiſten Fällen, wo Wundärzte zum Ausziehen der Zähne aufgefordert, durch obiges Mittel jedesmal Hülfe geleiſtet werden könnte. Man tränkt Baumwolle damit und legt es an oder in den Zahn.

Da ſich dieſes Mittel viele Jahre gut erhält, ſo ſollte es in jedem Hauſe ſtets vorräthig ſeyn.

Das Fläſchchen 1 fl. Das halbe Dutzend 5 fl.

11) Elixir Royale.

Engliſche Lebens-Eſſenz oder das beſte Magen-Elixir.

Ein vortreffliches, ſtärkendes Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten, beſonders als ſtärkendes Magen-Elixir längſt bekannt. Die ausgezeichneten, guten, ſchätzbaren Eigenſchaften der engliſchen Lebens-Eſſenz ſind ſeit langer Zeit ſchon in allen Ländern ſo anerkannt, daß eine weitere Erklärung darüber zur Erſparung des Raumes billig wegbleiben kann.

Dieſe Lebens-Eſſenz beſteht aus den ausgezeichnetſten Arzneiſpecies und hat ſeit vielen Jahren durch vielfältige Erfahrungen in allen Ländern in mancherlei Krankheiten ſich als höchſt heilſam erwieſen und iſt ganz beſonders als vorzügliches Magenmittel gegen Indiaeſtion und Beſchwerden in den Eingeweiden ſehr wirkſam und leiſtet ſichere, wohlthätige Hülfe. Ueberhaupt iſt ſie in allen Krankheiten, die von ſchlechter Verdauung, verdorbener Galle, Unreinigkeit, Anſammlung von Schleim u. dergl. entſtehen, ein Mittel, dem der Vorzug vor vielen andern gebührt.

Zu dieſem höchſt wichtigen Zwecke wird das berühmte engliſche Magen-Elixir oder Lebens-Eſſenz hiemit der Aufmerkſamkeit und Beachtung des Publikums empfohlen.

Morgens und Abends einen halben Eßlöffel voll von dieſer Eſſenz genommen, gibt dem ganzen Lebensſyſtem eine Art Aufſchwung, Kraft, Muth und Stärke.

Dieſe Eſſenz, von beſter Qualität und mit Sachkenntniß bereitet, wird das Glas für 1 fl. und das halbe Dutzend für 5 fl. verkauft.

Mehrere gerichtsärztliche Atteſte über die Unſchädlichkeit dieſer Produkte, ſo wie eine große Anzahl Zeugniſſe von angeſehenen Perſonen, welche die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieſer Sachen beſtätigen, ſind in einem größern Catalog abgedruckt, welcher auf Verlangen jedem Abnehmer mitgetheilt wird, da der Raum hier mangelt, um ſolche herzuſetzen. Eine Fortſetzung dieſer Anzeige von ähnlichen Artikeln wird gleichfalls ausgegeben.

---

[98] So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Tarnow (Fanny),

Zwei Jahre in Petersburg.

Aus den Papieren eines alten Diplomaten.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die erſte Auflage dieſes intereſſanten Romans war bereits ſeit einigen Jahren vergriffen, es wird derſelbe daher in ſeiner neuen Geſtalt um ſo willkommener ſeyn.

Leipzig, im März 1848.

F. A. Brockhaus.

---

[143] In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Eckermann's, J., Geſpräche mit Goethe.

3ter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 2 Rthlr.

---

[144] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Dinglers Polytechniſches Journal.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Der aus 24 Heften beſtehende Jahrgang dieſes Journals koſtet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Juniheft.

Inhalt: Verbeſſerungen an Dampfmaſchinen und Schiffstreibapparaten, von Macintoſh. Mit Abbild. — Platte Verbeſſerungen an Dampfkeſſeln. Mit Abbild. — Ueber den Einfluß der Heizflächen auf die Verdampfung der Lokomotivenkeſſel, von Ney. Steinle. — Ventilirapparate für Gebäude, Wagen und Schornſteine von Tuck in Paris. Mit Abbild. — Maſchine zum Zuſammenfalten von Zeitungen und andern Papieren, von Birchall. Mit Abbild. — Beſchreibung der Weizenwaſchmaſchine des Mühlenbauers Trogiſch zu Grunau. — Beſchreibung einer vom Schloſſermeiſter L. A. Rennebarth in Berlin konſtruirten Kaffeemühle. Mit Abbild. — Apparat um den Syrup vom kryſtalliſirten Zucker mittelſt Centrifugalkraft zu trennen, von Mapſair und Hill. — Ueber elektriſche Telegraphen, von Jacobi. — Ueber die Anwendung des Eiſenvitriols zum Reinigen des Leuchtgaſes, von Prof. Martens. — Verfahren, das Leuchtgas in einer einzigen Operation vollſtändig zu reinigen; von Hrn. Mallet. — Ueber die Darſtellung künſtlicher Rubine und geſchmolzenen Bergkryſtalls, von A. Gaudin. — Die Kunſt, Carneole, Chalcedone und andere verwandte Steinarten zu färben, von Nöggerath. — Bericht über die Fortſchritte in der Photographie, der Société d'Encouragement in Paris erſtattet von Seguier. — Bericht über die Preisbewerbung hinſichtlich der Bereitung mittelſt Kartoffeln, der Société d'Encouragement in Paris erſtattet von Balard. — Miscellen. Die Stimmung des Nils, welche Mehemed Ali ausführen läßt. — Ueber die Schweißbarkeit des galvaniſirten oder verzinkten Eiſens. — Boulard's mit Blei überzogenes Eiſenblech. — Einfache Probe um Fälſchungen von Silbermünzen u. ſ. w. zu entdecken, von Runge. — Kemps Brennmaterial für Steinkohlengasfabriken. — Maſchinenſchmiere von Delaunay. — Anwendbarkeit der Schießwolle bei grobem Geſchütz. — Apparate zum Trocknen der Baumwollengewebe und anderer Zeuge, von Pochez. — Verfahren, jedes Leder waſſerdicht zu machen, von Prof. Artus. — Vortrefflicher Zahnkitt von W. Stein. — Stucco a lucido, von W. Salzenberg.

---

[146] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Was iſt die Cholera

und wie kann man ſich vor ihr am ſicherſten verwahren?

Nebſt Angabe der bewährteſten Heilung derſelben.

Von

Dr. J. Ennemoſer.

Zweite verbeſſerte Auflage.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Ngr.

Die böſe orientaliſche Seuche iſt zum zweitenmale vor der Thüre und Rath und That wird wieder nothwendig. Es iſt deßhalb dieſes früher ſo gut aufgenommene Schriftchen nach den beſten und neueſten Erfahrungen zu einer neuen Auflage, zugleich mit der Angabe der bewährteſten Heilung dieſer Krankheit verbeſſert worden. Der Leſer wird die auf dem Titel geſtellten Fragen bündig beantwortet und jedenfalls heilſamen Rath darin finden, auch dann, wenn der gefürchtete Gaſt wegbleiben ſollte.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Vademecum des Mechanikers

oder

praktiſches Handbuch

für Mechaniker, Mühlbauer, Ingenieurs, Techniker und Gewerbsleute.

Von

Joh. Guſtav Bernoulli,

Maſchinenfabrikant zu Immendingen.

Sechste Auflage.

8. Velinp. Cart. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

1. Angabe und Vergleichung der gebräuchlichſten Maaße und Gewichte. Numerotirſyſteme für Baumwoll- und Leingarne. — 2. Berechnungen von Flächen mit geradlinigter Begrenzung. — 3. Berechnung von Kreisflächen. — 4. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeſchloſſen ſind. Tragbarkeit der Schiffe. Straßenverrechnung. — 5. Berechnung der Oberfläche und des Inhaltes von Körpern. Diverſe Verhältniſſe. — 6. Inhalt und Gewicht des Waſſers in cylindriſchen Röhren. Inhalt von Fäſſern. — 7. Von der Reibung. — 8. Ueber die Steifigkeit der Seile. — 9. Von dem dynamiſchen Effekte der Kräfte. Meſſung des Nutzeffektes vermittelſt des Dynamometers von Prony. — 10. Von den mechaniſchen Potenzen. Vom Hebel. Vom Rad an der Welle. Von der Rolle. Von der ſchiefen Fläche. Vom Keile. Von der Schraube. — 11. Auffindung des Schwerpunktes. Schwerpunkt bei Schiffen. — 12. Berechnung fallender Körper. Tabelle über die Geſchwindigkeiten bei verſchiedenen Fallhöhen. Regeln für geworfene Körper. — 13. Berechnung der Rammmaſchinen. — 14. Berechnung der Pendelbewegungen. — 15. Vom ſpecifiſchen Gewichte. — 16. Berechnung des Gewichtes eines Körpers. Gewicht von Eiſenblech, von Metallplatten, von Eiſenſtangen, von Blei- und Zinnröhren. — 17. Zur Berechnung des Luftballons. — 18. Von der Stärke der Materialien. — 19. Von dem ſenkrechten Widerſtande der Körper. — 20. Longitudinaler Widerſtand. Stärke der Seile. Patentketten von Brunton. — 21. Transverſalſtärke der Körper. — 22. Reſultate verſchiedener Verſuche über die Transverſalfeſtigkeit. Tabelle über krumme Hölzer. — 23. Dicke der Wellzapfen. Tabelle für die Wellzapfen zu Waſſerrädern. Tabelle für die Wellzapfen zu Schwungrädern. — 24. Von Räderwerken. Tabelle über die Raddurchmeſſer. — 25. Dimenſionen der verſchiedenen Theile an Rädern. — 26. Transmiſſion vermittelſt endloſer Riemen. — 27. Berechnung des Waſſerdrucks. Dicke von Waſſermauern. — 28. Ueber einige andere Geſetze der Hydroſtatik. Druck der atmoſphäriſchen Luft. — 29 Berechnung der hydrauliſchen Preſſen. — 30. Waſſermenge, die aus Oeffnungen fließt bei conſtanter Druckhöhe. Waſſermenge bei nicht vollſtändiger Contraktion. Waſſermenge bei Ueberfällen. — 31. Ausfluß des Waſſers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten. — 32. Von der Geſchwindigkeit des Waſſers in Flüſſen und Kanälen. — 33. Bewegung des Waſſers in Kanälen und Röhren und Beſtimmung der Neigung derſelben. Beſtimmung der Dicke der Röhren. — 34. Von der Benützung der Waſſerkräfte. — 35. Von den Waſſerrädern. Von dem Nutzeffekte der verſchiedenen Arten Waſſerräder. Tabelle zur Beſtimmung der Anzahl Umgänge. — 36. Von den verſchiedenen Theilen der Waſſerräder. — 37. Beiſpiele zur Berechnung der Waſſerräder. Poncelet'ſches Waſſerrad in der fürſtlich fürſtenberg'ſchen Mahlmühle zu Donaueſchingen. — 38. Berechnung der Turbinen. — 39. Berechnungen über Mahlmühlen. Kunſtmühle zu Neuſtadt. — 40. Windmühlen. — 41. Berechnung von Waſſerpumpen. Von der Kolbenreibung. Nutzeffekt bei einer Handpumpe. Berechnung größerer Pumpen. Druckpumpwerk zu Mahlſtetten (württ. Oberamt Spaichingen). — 42. Von den Feuerſpritzen. — 43. Von den Schwungrädern. Schwungrad für das großherz. badiſche Walzwerk zu Tiefenſtein bei Waldshut. Id. für das Walzwerk des Hrn. Carl Schedl zu Kleinzell bei Wien. — 44. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. — 45. Von den Schornſteinen. — 46. Von der ſpecifiſchen Wärme der Körper. — 47. Heizkraft verſchiedener Brennmaterialien. — 48. Uebergang der Körper vom feſten Zuſtand in den flüſſigen. Schmelzgrade verſchiedener Körper. Andere bemerkenswerthe Hitzgrade. — 49. Data zur Berechnung von Dampfmaſchinen. Tabelle über den Dampfdruck. Wärmegehalt des Dampfes. — 50. Berechnung der verſchiedenen Theile des Dampferzeugungsapparats. Heizfläche. Tabelle über Dimenſionen und Gewicht von Keſſeln. Id. Keſſeldicken. — 51. Beſtimmung der Dimenſionen der hauptſächlichſten Theile der Dampfmaſchinen. Beſtimmung der erforderlichen Quantität von Brennmaterial. — 52. Beſtimmung des Nutzeffektes von Dampfmaſchinen ohne Expanſion. — 53. Berechnung des Nutzeffektes bei Expanſionsmaſchinen. Von den Cornwaller Maſchinen. — 54. Tabellen über Dampfmaſchinen. — 55. Dampfſchiffe. — 56. Von den Dampfwägen. — Berechnung der Locomotive Jackſon. Dimenſionen einiger Locomotiven. — 57. Cylindergebläſe. Tabelle über Druck und Geſchwindigkeit des Windes. Dampfmaſchinengebläſe auf dem fürſtlich fürſtenberg'ſchen Eiſenwerke zu Amalienhütte bei Donaueſchingen. — 58. Von den Ventilatoren. — Anhang. Von der praktiſchen Anwendung des Dampfes zum Forttreiben der Projectile. Geſchwindigkeit abgeſchoſſener Kugeln. Id. des Schalles. Regeln für das Bohren und Abdrehen. Geſchwindigkeiten der Hülfsmaſchinen in den mechaniſchen Werkſtätten zu Immendingen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Beſchreibung

des

Königreichs Württemberg.

Fünfundzwanzigſtes Heft.

[147] In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beſchreibung

des

Oberamts Nürtingen.

Herausgegeben von dem

königl. ſtatiſtiſch-topographiſchen Büreau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Anſicht von Nürtingen und vier Tabellen.

Im Vorwort zum 1ſten Hefte der Oberamtsbeſchreibungen iſt angezeigt, daß ein Heft durchſchnittlich 9 Bogen ſtark ſeyn und den Preis von 54 kr. nicht überſteigen werde. Die Redaktion derſelben (das ſtatiſtiſch-topographiſche Büreau) behandelt aber die Beſchreibung nunmehr weit erſchöpfender als früher, und darum haben auch die neueren Hefte einen weit größeren, oft mehr als den doppelten Umfang erhalten. Es iſt daher der Billigkeit angemeſſen, daß jedes einzelne Heft zu einem der Bogenzahl deſſelben entſprechenden Preiſe verkauft werde, welchen für die Zukunft die Verlagshandlung in unſerem Einverſtändniſſe jedesmal nach der Bogenzahl beſtimmen wird.

Stuttgart, im Oktober 1847.

K. ſtatiſtiſch-topographiſches Büreau.

In Uebereinſtimmung mit vorſtehender Erklärung des königl. ſtatiſtiſch-topographiſchen Büreaus iſt der Preis dieſes neuen Heftes mit einem Umfang von 14¾ Bogen und 1½ Bogen Tabellen, auf 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. feſtgeſetzt worden.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die lyriſchen Gedichte

von

Juſtinus Kerner.

Vierte, ſehr vermehrte Auflage.

Elegante Taſchen-Ausgabe in engliſchem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlſtich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 185. Donnerſtag den 3. Auguſt 1848.

Die von Urſprung aus
Einer Mutter entſtammen,
Als ein großes Haus
Sollen ſie wohnen beiſammen.
Rückert.

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

Wir müſſen das Elſaß zurückverlangen, ſagen die einen, zurücknehmen, die andern. Alle ſtimmen darin überein, daß wir es eben haben ſollten, ob nun Rede oder Schwert es gewinne. Ich für mein Theil halte das ausgeſprochene Wort nur für die kürzere Bezeichnung eines vielumfaſſenden Begriffes. Wir beten im Vaterunſer ums tägliche Brod, und meinen damit eine ſolche Menge von Gegenſtänden, daß das Brod darunter nur als Zugabe erſcheint; gerade ſo begehren wir nach dem Elſaß. Das Verlangen an ſich erſcheint mir allerdings natürlich und gerecht, doch möchte ich, wenn ich etwas zu entſcheiden hätte, darüber keinen Krieg anfangen. Der Krieg wird leider von ſelber kommen.

Leider? Das iſt wohl nicht das rechte Wort, und aus mir ſprach's der Spießbürger in der Beſorgniß um ſeines dunkeln Daſeyns Behaglichkeit. Wir ſehen nämlich ſo deutlich, als ſterbliche Augen durch die Schleier der Zukunft blicken mögen, daß der Himmel beſchloſſen hat, die deutſchen Lande ein Deutſchland werden zu laſſen.* Der Werth des einen großen Vaterlandes im Gegenſatz zu den vielen Vaterländchen wird dann nach Art der Demantenberechnung zu ermeſſen ſeyn. Der edle Stein wächst bekanntlich im Preiſe nicht nach der einfachen Steigung, wie etwa ein Zuckerhut, bei welchem ſogar das Pfund im Ganzen etwas billiger zu ſtehen kommt als im Einzelnen; der Werth des Demanten ſteigert ſich von Karat zu Karat der ungetheilten Größe in ſchier unglaublichem Maße. Wer acht-und-dreißig Demanten von verſchiedener Größe zu einem einzigen verſchmelzen könnte, der würde ſtatt des zuſammengerechneten Werthes dieſer acht-und-dreißig Steine einen Schatz beſitzen, welchen alles gemünzte Metall auf Erden nicht bezahlte. Gerade ſo wird zum zerſplitterten Deutſchland ſich das vereinte verhalten, doch dürfte die Vereinigung kaum anders vor ſich gehen, als gewaltſam zwiſchen Hammer und Ambos. Wie lange das Verfahren dauern wird, wer beſtimmt das zum voraus? Den Anfang der Verſchmelzung erlebt zu haben, das iſt auch ſchon etwas werth, und wer von uns die herrliche Zukunft nicht mehr ſieht und auch nicht für ſie ſterben darf, der ſtirbt wenigſtens im Schein des aufgehenden Morgenroths. Sollte ich heute abgerufen werden, ſo ſcheide ich mit nicht minder feſter Zuverſicht auf Gottes Barmherzigkeit für meine arme Seele, als auf ſeinen Rathſchluß, welcher das Vaterland im lezten Feuer der Prüfung läutert. Wenn nun dieſes Feuer Krieg heißen ſollte, ſo geziemt uns im Hinblick auf das Ziel keine Klage, weil ſich den Mitteln bequemen muß, wer des Zweckes begehrt.

Doch das nur beiläufig, da hier nicht von den Mitteln und Wegen die Rede ſeyn ſoll, ſondern von einem beſtimmten Endzweck. Die Frage wirft ſich auf, ob die entfremdeten Landſtriche, zunächſt alſo das Elſaß, ſich naturgemäß mit dem Stammland wieder vereinigen können? Ich halte eine ſolche Einverleibung für die unausbleibliche Folge der neuen Gedankenrichtung, welcher unſere Zeit ſo entſchieden ſich hingibt. Wort oder Schwert werden nur Werkzeuge

* Dieſe Zeilen wurden Anfangs Juni geſchrieben.

ſeyn in den Händen des waltenden Geiſtes, von denen immer eines vollendend eingreift, wo das andere nicht ausreicht. — Zur Erläuterung ſey hier ein Rückblick auf die Vergangenheit geworfen, damit ſich Satz und Gegenſatz einander gegenüber ſtellen.

Als vor zwei Jahrhunderten der weſtphäliſche Friede den dreißigjährigen Krieg abſchloß, da war das göttliche Recht der Kronen längſt ſchon eine vollendete Thatſache. Land und Leute waren Gegenſtände des Beſitzes, gerade wie Landgüter, Häuſer und andere nutzbare Erbſtücke. Wer damals geſagt hätte: „der Fürſt iſt des Landes erſter Beamter und ſein Amt nur darum erblich, damit nicht bei jeder Erledigung eine neue Wahl das Anſehen der Krone beeinträchtige, die Kraft der vollziehenden Gewalt lähme,“ der wäre zum wenigſten gehenkt worden, wenn ihn das Volk nicht als einen Gotteslästerer geſteinigt hätte. Die Heiligkeit des Amtes war längſt in Saft und Blut der Herrſchergeſchlechter übergegangen, die Würde zum Erbadel geworden. Im Jahrhundert des weſtphäliſchen Friedens und ſeiner ſaubern Nachfolger durfte Ludwig XIV. getroſt ſagen: »L'état c'est moi;« der Einfall war kein Frevel, ſondern nur der geiſtreich kurze Ausdruck für beſtehende Zuſtände. Der König von Frankreich hatte von Kindheit auf nie etwas anderes geſehen, aus den Zeiten ſeines Vaters her nie etwas anderes vernommen, inſofern er überhaupt ſein Ohr irgend einer Kunde der Vergangenheit neigte; war's da ein Wunder, wenn er auch nichts anderes glaubte? Richelieu und Mazarin waren Werkzeuge der Vorſehung geweſen, um Frankreich groß und mächtig zu machen; in Ludwigs XIV. beſchränktem Sinn hatten ſie nur für den König und deſſen Hofſtatt gewirkt. Die ausgezeichneten Staatsmänner hatten den ſtolzen Adel unter das Joch gebeugt — die Geſchichte lehrt: damit Frankreich ein ungetheiltes Ganzes werde und bleibe; doch Frankreich meinte: damit Fürſten, Grafen und Herrn des Königs Bediente würden und das Mark ihrer Grundholden im nichtswürdigſten Prunk vergeudeten, um den Glanz des Hofes zu erhöhen. Wie ein Ludwig zu Paris, dachte ein Leopold zu Wien, nur daß aus der Hofburg die franzöſiſche Leichtfertigkeit der Sitten verbannt blieb. Der Kaiſer wollte in allen ſeinen Erblanden unumſchränkter Herr ſeyn. Im Reiche war's nicht wohl möglich; ſeit 1648 war jeder Reichsſtand anerkannter Maßen ein kleiner Ludwig XIV., der in angeſtammter Machtvollkommenheit aus göttlichem Recht Land und Leute beſaß. Schon der Ausdruck beſitzen iſt bezeichnend für die Anſchauungsweiſe. Ohne dieſe Lehre vom Beſitz wäre das Reich unter Karl V. nicht um die Niederlande gekommen, und ſomit um ſeine Bedeutung zur See; dieſelbe verkehrte Anſchauungsweiſe hat uns zweimal um das Elſaß gebracht, einmal im ſiebzehnten Jahrhundert, da es der Franzoſe nahm, hernach im neunzehnten, da wir's ihm ließen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Schlöffel iſt wohl noch kräftiger gebaut als Zitz und trägt einen langen Bart dazu. Man hat nicht häufig Gelegenheit, den Mann zu hören, und ich würde ihn hier gar nicht nennen, wenn ſein Name nicht oft in öffentlichen Blättern vorgekommen wäre. Seine Geſinnung iſt entſchieden für die baldige Einführung der republikaniſchen Staatsform, und ich glaube, daß er wohl zu denen gehört, die bei veränderter Conſtellation ihre Meinung nicht ſo leicht ändern würden.

Sagen Sie nicht, daß ich dieſe Herren mit Abneigung ſchildere; ich kann eben nicht anders über ſie ſchreiben, als wie meine Beobachtung mich leitet. Um Ihnen meine Unparteilichkeit zu beweiſen, will ich jezt einen Mann herſetzen, der das Problem löst, daß ſtrenge politiſche Gegner ſich anziehen können; wenigſtens iſt dieß von meiner Seite der Fall. Ich fühle ſo recht innerlich Anerkennung und Neigung für Vogt aus Gießen, obgleich ich mich ihm bis jezt noch nicht perſönlich genähert habe und es wohl auch niemals thun werde. — In der Galerie der nennenswertheſten Männer der Linken ſteht Vogt gewiß mit obenan. Seine ſchöne Kräftigkeit würde ihn wahrhaft zieren, wenn er ſie mit einem anmuthigen Anſtande zu verbinden wüßte; ich will nicht einmal die großartige Würde hier als Beiſpiel aufſtellen, die Gagerns Eigenthum iſt und die er nicht erreichen könnte; daß ich aber keinen ſalonfähigen Anſtand hier meine, verſteht ſich von ſelbſt. Was Vogt in ſeinem Weſen ausdrückt, mag ich nicht roh nennen, wie es von manchen ſeiner Gegner geſchieht, denn ich fühle mich zu ihm hingezogen; allein das Anſehen, das er ſich gibt, wenn er nach ſeiner Rede die Tribüne verläßt, der in den Nacken geworfene Kopf, der trotzig umherfahrende Blick, der zu ſtolzem Hohne verzogene Mund, bis zu den hin und her geworfenen Armen und dem mächtig ſtampfenden Tritt, iſt von Anmuth und Würde ſehr weit entfernt, es iſt Sturm und Drang, die Karrikatur der Kraft. Ich bedaure das, denn könnte Vogt dieſer Gewohnheit entſagen, ſo ſtünde ihm leicht der edlere Ausdruck eines wahrhaft ſtarken und gebildeten Geiſtes zu Gebote.

Vogt iſt Profeſſor in Gießen und ein gelehrter Mann; dabei iſt er aber wirklich geiſtreich, eine Gabe,

die ſelbſt berühmten Gelehrten unter uns ſpärlich zugetheilt iſt, und ganz und gar Humoriſt. Vogt iſt nicht halb ſo böſe als ſeine Worte lauten, in ihm wohnt ein Gemüth, das ſich nicht zurückdrängen läßt, wenn ihn die Debatte noch ſo ſehr erhizt hat. Geht er zu weit, ſo genügt manchmal ein leiſer Zuruf des Präſidenten, und ich ſah es ſchon, daß er rückgewendet die leiſe Weiſung anhörte und mit gutmüthigem Lächeln Folge zu leiſten verſprach. — Allein Vogt vergißt ſich oft und überhört dann im Feuer ſeiner Rede ſelbſt den lautern Zuruf des Präſidenten, ſelbſt die Klingel, ſelbſt den ihn umtobenden Lärm, den Zuruf von hundert Stimmen, und ſucht dieß Alles mit ſeiner ſchrillenden, ſchnarrenden Stimme zu überſchreien. Das iſt mir leid, aber ich muß das Bild, welches ich mit Vorliebe entworfen, ſelbſt mit dieſen Zügen wieder vernichten. Der Wahrheit die Ehre.

Was ſich noch zu den hier Genannten an der mittlern Tafel reiht, ſind Leute, welche man noch vor Kurzem im großen deutſchen Reiche nicht kannte, die man nicht kennen konnte, da das große deutſche Reich ſelbſt noch nicht vorhanden war. Es ſind die Raupen, die mit dem neuen Sommer ausgeſchlüpft ſind und im Glanze der politiſchen Sonne umherkriechen, bis ſie ſich hier und dort eingeſponnen haben werden. Ich bin überzeugt, daß die Meiſten von ihnen daran bereits ernſtlich denken; unſere Jugend iſt auf das Praktiſche gerichtet. Daß man dabei nicht nach einer Verſorgung im gewöhnlichen Sinne trachtet, iſt gewiß; man erkennt ſeine Zeit. „Die kühnen Griffe“ ſind an der Tagesordnung. Miniſterien, Präſidentſchaften, Diktaturen ſtehen in Ausſicht. Alles iſt zu haben und zu erlangen für den ungemeſſenſten Ehrgeiz, nur keine Krone — ſie bleibe daher aus dem Spiele. Die meiſten dieſer Herren ſind junge Advokaten; daß denen, welche unter dem napoleoniſchen Geſetzbuche wirken, der mündliche Vortrag geläufiger iſt, als den Aktenmenſchen der deutſchen Landrechte, kann Niemand in Verwunderung ſetzen. Einer der regſamſten, und gewiß auch geiſtreichſten iſt jener kleine ſchwächliche Mann mit dem bleichen, ausdrucksvollen Kopfe und dem ſchwarzen Bart, Simon aus Trier; der andere, kräftiger, mit derberen Zügen und wilderem Bartwuchſe iſt Weſendonk; jener gleichgültig ausſehende, hübſche mit ſchwarzem glänzendem Haar iſt Schaffrath, beide aus der preußiſchen Rheinprovinz.

Ich will nicht weiter gehen und Ihnen alle Namen der Linken nennen, bis zu den wirklich Unbedeutenden, die hier verſammelt ſind. Es genüge Ihnen, hier die Führer der Partei und ihre Hauptſtreiter mit einigen Zügen geſchildert zu finden.

Wenden wir jezt die Blicke nach dem obern Ende des Saales, wo ein Redner ſo eben mit lauter Stimme den wirren dumpfen Lärm, der überall tönt, zu beherrſchen ſucht. Es iſt Wiesner aus Wien, den die Zufälligkeit in das Vorparlament brachte, daß er gerade der einzige Oeſterreicher war, den man zur Hand hatte, als man auch dieſen Staat darin vertreten zu ſehen wünſchen mußte. Wiesner iſt derſelbe, der mit löblichem Fleiße die „Denkwürdigkeiten der öſterreichiſchen Cenſur“ im vorigen Jahre herausgegeben hat. Der Muth, der dazu erforderlich war, iſt nicht hoch anzuſchlagen, wenn man bedenkt, daß dem Schriftſteller, der nicht für das Theater etwa mit Glück zu ſchreiben verſtand, das ungünſtigſte Loos in Wien zu Theil wurde und daher Jeder von einiger Befähigung ſich gedrungen ſehen mußte, eine beſſere Stellung im ſogenannten Auslande zu ſuchen. Wiesner war in dieſem Falle. Er hatte einen Verleger in Stuttgart gefunden, war dann nach Heidelberg zur deutſchen Zeitung gekommen, von hier nach Frankfurt zum Vorparlament, hierauf in die Reichsverſammlung und zur Redaktion der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, welcher er ſeit Kurzem enthoben wurde.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Der große Garten.

Unſer nahe an der Stadt gelegener „großer Garten“ hat ſeit ſeiner Schöpfung durch den Kurfürſten Johann Georg den Zweiten verſchiedene Stadien durchlaufen. Seine Blüthenperiode fällt in die Regierungsjahre der beiden Könige von Polen aus ſächſiſchem Stamme. Von Zeit zu Zeit bevölkerten ihn damals im Sommer die zahlreichen Schaaren ihrer unterthänigſtgehorſamſten Diener, von der Excellenz an bis hinab zum Hundejungen und der ſogenannten Extrafrau, nebſt allem, was zwiſchen dieſen Extremen des Hoflebens an Rieſen und Zwergen, ſchleppentragenden Mohren und Türken, hoch-, hochwohl-, wohl und niedriggebornen Hanswurſten jeden Schlags, deßgleichen Affen, Meyſen, Bologneſern u. ſ. w. mitten inne lag. Das Alles bildete in den grünen prachtvollen Lindenalleen eine Art Paradies um den theils rechten, theils leoniſchen Königsſtamm, deſſen Pracht die ſtädtiſche Neugier, wie die der benachbarten

Dörfer herbeilockte. Mitunter wurden auch dieſen Neugierigen von Seiten des Hofs beſondere Feſte, Schauſpiele und dergleichen unter freiem Himmel herablaſſend gegeben, manchmal gar Geld ausgeworfen, wobei die vorkommenden gottloſen Prügel der Kämpfer um daſſelbe vielen ſie aus der Ferne mit den Augen genießenden eine beſondere Ergötzlichkeit gewährten. Vorzüglicher Achtung wurden im „großen Garten“ die Faſanen gewürdigt, die zwiſchen hohen, viereckig geſchnittenen Buchenwänden ein Heimathsrecht exerzirten, das Niemand irgendwie ſtören durfte, der ſich nicht gewaltigen Unannehmlichkeiten ausſetzen wollte. Soll doch in der Nähe ihrer Hecken ein Bild mit einem Beil und einer blutenden Hand aufgeſtellt geweſen ſeyn, mit der Unterſchrift: „Wer ſtöret der Faſanen Land, dem haut man ab die rechte Hand.“ Dieſe harte Drohung, wenn ſie überhaupt mehr als eine Drohung war, kam freilich nie zur Ausführung, dagegen gerieth einer und der andere plebejiſche Faſanengourmand in's Zuchthaus, wenn er ſeinem verwegenen Appetit nicht zu widerſtehen verſtand und dabei erwiſcht wurde. Ganz umſonſt hatten übrigens die Faſanen ihre Begünſtigungen ebenfalls nicht. Sie wurden nämlich von eigens dazu angeſtellten Grünröcken legaliter dann und wann vom Leben zum Tode gebracht, außerdem auch noch an feſtgeſetzten Tagen von einer dazu geladenen hohen Nobleſſe feierlich weggeſchoſſen, eine Ehre, die dergleichen undankbares Vieh ſchwerlich nach Würden zu ſchätzen wußte. In derſelben Art überlebte die Faſanenkultur ſogar noch den ſiebenjährigen Krieg, der den „großen Garten“ doch bereits in eine halbe Wildniß verwandelt hatte. Das Jahr 1813 machte dem Weſen oder Unweſen ein Ende mit Schrecken, doch nur um den höchſtverwilderten Raum allmählig in eine weit glänzendere Phaſe zu erheben. Die beſchränkenden Buchenwände konnten um ſo eher wegfallen, da die Faſanen durch illegitime Schüſſe zuletzt ebenfalls gänzlich weggefallen waren. Die Baum- und Wieſenpracht des geräumigen Platzes wurde ſeitdem durch die geſchmackvolle und thätige Verwaltungsbehörde immer beſſer hervorgehoben und in den Waldpartien für mannichfache köſtliche Ausſichten nach der Ferne geſorgt, das ſchöne lang ganz unbenutzt gebliebene Schloß in der Mitte wurde der Sitz des ſächſiſchen Alterthumsvereins und diente überdieß neuerdings im Sommer zuweilen zu ausgezeichneten Konzerten höhern Styls. Schon ſeit geraumer Zeit bewirkte man, mit Hülfe mehrerer aus der glänzenden Rococoperiode ſtammenden plaſtiſchen Kunſtwerke und Marmorgruppen, deren Exiſtenz durch Verborgenheit vor Raub und Vernichtung geſichert worden, eine gänzliche Umgeſtaltung dieſes Parks. Natur und Kunſt ſcheinen faſt gleiche Anſprüche auf denſelben zu haben und ihn zu einem Lieblingsaſyl für alle Freunde ländlichen Genuſſes zu machen. Den ganzen Sommer hindurch wurden daſelbſt an feſtgeſetzten Tagen Konzerte gegeben. Die mehr oder weniger elegante Welt pflegte ſich bei denſelben um ſo zahlreicher einzufinden, weil ſie wirklich bei einem äußerſt geringen Eintrittspreiſe ſich ſehr auszeichneten.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Juli

(Fortſetzung.)

Das Parlament.

Nicht in ſo bewegten Sitzungen, während einer ruhigen Debatte, wo die Bänke halb leer, die Mitglieder der Linken zum Theil beim Bier, die der Rechten zum Theil in einer nahen Conditorei ſind, wollen wir in das Parlament eintreten. Auch die Aeußerlichkeit verlangt ihr Recht; wir wollen rechts und links mit Muße blicken, und die Leute auch erſt kennen lernen, wie ſie mit zugeknöpften Charakteren und Geſichtern daſitzen, ruhig, freundlich, Geſpräch und Händedruck wechſelnd, auf verſchiedenen Seiten ſich zuſammengruppirend. Es kommt dann ſchon die Zeit, wo ein Eriſapfel in die Verſammlung geſchleudert wird, wo die Leidenſchaften erwachen, die Charaktere ſich vor uns entfalten, die Phyſiognomien die Wahrheit ſagen, und die Beredtſamkeit Siege erringt oder Niederlagen erleidet, ſey es mit den Waffen der Sophiſtik, ſey es mit denen der Wahrheit.

Eben wird die Paulskirche geöffnet. Wir bringen uns glücklich durch die dreifache Eintrittskarten-Douane, legitimiren uns vollkommen und treten erwartungsvoll ein. Noch ſind die Bänke leer; nur eine Schaar Damen hat hinter uns Platz genommen, und nur eben auf den Galerien ſind bereits Sitze gefüllt, theils von ſolchen, die immer ihren beſtimmten Platz behaupten wollen, theils von Kindern der Provinz, die nicht genug eilen können zum neuen Schauſpiel zu kommen und Den darin als Akteur zu erblicken, zu deſſen Wahl auch ſie ihre Stimme gegeben haben. Der Zeiger rückt langſam vorwärts, langſam füllt ſich das Haus. Ein paar Journaliſten ſind eingetreten, gleichgültig, nachläſſig, wie man etwa in eine Geſellſchaft tritt, die man Tag für Tag beſucht. Sie ſpitzen ihre Bleiſtifte, bringen ihr Papier in Ordnung und beginnen ihr Verwort zu ſchreiben. Da und dort plaudert auch einer mit einem eben angekommenen Mitglied des Parlaments; denn das Haus hat es nicht vergeſſen, daß die Preſſe einer der Meiſter war, die es errichtet, und wer da die Namen derer lieſt, die darin ſitzen, wird Viele finden, die durch die Preſſe ihren Platz errungen. Kuranda, Schuſelka, Biedermann, Kolb erinnern an die Preßkämpfe der neueſten Zeit; Wirth und Eiſenmann an die Journaliſtik der dreißiger Jahre.

Während Einer nach dem Andern ſich einfindet, wollen wir den Schauplatz ein wenig in's Auge faſſen. — Die Paulskirche iſt eben kein Meiſterſtück der Architektur. Allein dem Zwecke, dem ſie nun dient, würde ſie vollkommen genügen, wäre die Akuſtik beſſer. Damit ſteht es aber ſehr ſchlecht. Wem nicht von der gütigen Natur neben ſeinem Verſtande und ſeiner Rednergabe auch eine vortreffliche Lunge geſchenkt iſt, kann in dieſem Hauſe auf keine Erfolge rechnen. Ich habe Redner in der Verſammlung wieder gehört, die ich ſchon früher öfters vernommen, und war erſtaunt über den Unterſchied. Die Stimme, die mir früher ſonor vorkam, ſchien mir nun kaum verſtändlich, ſchwach und ohne Halt. Einem andern Bedürfniſſe, dem der äußern Wärme für die Winterszeit — an der innern fehlt es wahrhaftig nicht — wird, wie ich höre, demnächſt abgeholfen werden. Die Orgel iſt hinter einer Bretterwand verſteckt worden, und gerade unter ihr befindet ſich das Büreau, hinter dem auf einer Draperie der wieder zum Leben gekommene Reichsadler ſich erhebt. Eine Germania prangt über dem Büreau; zu beiden Seiten ſind paſſende Verſe angeſchrieben, die, glaube ich, von Herwegh ſind. Vor dem Büreau iſt der Rednerſtuhl. In dem mäßig großen Raume zwiſchen ihm und den im Halbkreis herumlaufenden Bänken ſtehen die Tiſchchen der Stenographen und Sekretäre. Natürlich, daß die Bezeichnungen „Linke, linkes Centrum, rechtes Centrum und Rechte“ nicht fehlen. Sogar der Name „Berg“ könnte vorkommen, da das Podium ſich mählig erhebt. Doch ſind keineswegs die Plätze alle prinzipiell gewählt. Manche, namentlich ſpäter Eingetretene, haben ihren Sitz genommen, wo ſie eben noch einen ſolchen fanden.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 38.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 186. Freitag den 4. Auguſt 1848.

Plerumque in convivis consultant, tamquam nullo magis tempore aut ad simplices cogitationes patent animus, aut ad magnas incalescat. Tacitus.

Aus der Reichsverſammlung.

(Schluß.)

Wiesner iſt ein Mann, der im Sprechen immer viel Ingrimm zeigt, dabei aber die Phraſe ſehr liebt und ſtets zu weitläuftig wird. Ein Redner, der von ſeinem Gegenſtande durchdrungen iſt und viel darüber zu ſagen weiß, iſt immer kürzer als derjenige, der mit einem unbeſtimmten Verlangen das Wort ergreift, der in's Maßloſe hinein überzeugen möchte und daher Alles ausſpricht, was ihm in den Sinn kommt. Nicht ſelten flicht Wiesner auch ſogenannte ſchöne Diction in ſeine Rede. Er fängt mit leiſer Stimme, gleichſam ſchwankend an, lenkt dann grollend in ein breites, ausgefahrenes Geleiſe und ſucht unter donnerndem Gepolter ein Ziel. Das Ziel, welches er gewöhnlich erreicht, iſt freilich nicht das, welches ein aufmerkſamer Zuhörer ſich allenfalls hätte denken können; eine Ueberraſchung, für welche man dem Redner ſchwerlich dankbar ſeyn kann.

Die Worte, die an dieſen Abenden im deutſchen Hofe vernommen werden, wirken gewöhnlich auf die Zuhörer in dem Grade, daß den Sprechern lauter Beifall folgt; oft werden ſie auch unterbrochen. Sprechen ſie von den Fürſten, ſo ruft irgend ein derber Baß vom untern Ende des Saales her: „Nieder mit ihnen!“ oder: „Wir brauchen keine Fürſten!“ Daſſelbe iſt bei den Worten: Thron, Bundestag, Miniſter, Höfling, Ariſtokrat u. ſ. w. der Fall. Das Wort Volksſouveränetät, oder die Redensart: „Wir ſind ſouverän,“ oder: „Jeder Deutſche iſt ſouverän geboren“ und dergleichen, wird dagegen ſtets von ungeheuern Bravos begleitet.

Und während die politiſchen Gemüther ſo erregt werden, während ein Wiesner bramarbaſirt, ein Ruge philoſophirt, ein Blum perorirt, während dort ein unbekannter Kleinſtädter aus dem nördlichſten Winkel des Vaterlandes für irgend ein herzogliches Provinzchen die Republik verlangt, hier der Bewohner eines Winkels zwiſchen Pleiße und Saale dieſelbe Weisheit nun vor ganz Deutſchland auszukramen vermeint, die eine Harmonie von Biertrinkern ſeines Wohnortes in Staunen verſetzen konnte und ihm den Namen des deutſchen Lamartine zuzog, ruft man nach Wein, Bier und Braten und pflegt mit ächt deutſcher Gemüthlichkeit und Gründlichkeit ſeines Leibes. „Dieſes Geſchlecht kann ſich nicht anders freuen als bei Tiſch,“ ſagt unſer Schiller, und ſo lange dieſe Kardinaltugend uns verbleibt, glaube ich nicht an die franzöſiſche Terreur in deutſchen Gauen.

In dieſem Saale, den bis vor wenigen Wochen die äußerſte Linke zu ihren Verſammlungen ſich erwählt hatte, hielten auch die Abgeordneten der demokratiſchen Vereine, die ſich zu einem Kongreß geſtempelt hatten, und wohl auch mit einem ſich überſchätzenden Stolze wohlgefällig ſich unſern „Nationalconvent“ nannten, die Sitzungen, welche während ihres zwei- oder dreitägigen Beiſammenſeyns in Frankfurt ſtattfanden. Außer den Mitgliedern mochten wohl ein paar hundert Zuhörer zugegen ſeyn. Dieſe Zuſammenkünfte zeigten ſchon in ihrer äußern Färbung einige charakteriſtiſche Merkmale. Man ſah viele Blouſen, abenteuerliche Mäntel und Hüte, mitunter Köpfe, die auf abgelegenen Waldwegen dem begegnenden Reiſenden nicht eben Vertrauen erwecken könnten. Ehe die Sitzung begann, ſaß man im Hofe herum bei Bier,

Wein, Schinken, Käſe. Darin begegnen ſich Ultramonarchiſten und Ultraradikale bei uns, und das bricht der blutigen Revolution die Spitze ab. Es iſt eine ſchöne Sitte von den Alpen zur Nordſee, dem Fremden, deſſen Bekanntſchaft man eben gemacht, ſo wie dem Landsmann und Freunde, dem man zufällig begegnet, das Glas, aus dem man eben getrunken, darzureichen und ihn Beſcheid thun zu laſſen. Es lebe die deutſche Gemüthlichkeit! Wir wollen nicht ſpotten über unſern Hang zum Trinken, der dem Germanen von der Völkerwiege angehört, und über das ſchöne Ceremoniell, welches ſich damit verbunden hat, und daß zum Trunke der Imbiß gehört, iſt eben ſo wenig lächerlich.

Im Hofe des deutſchen Hauſes hatte einer jener unzähligen Lichtbilderfabrikanten ſeinen gläſernen Käfig zuſammengefügt, um einen und den andern von der Verſammlung der Demokraten zu konterfeien. Es hatte ſich aber ein viel ſtolzerer Vogel in dem Käfig gefangen, den kaum das Volk unten erlauſcht hatte, als ſein Name wie ein Wetterleuchten durch die Reihen flog. Man hob die Hälſe, man ſtellte ſich auf die Zehen. Richtig, er war es! Bald darauf öffnete ſich der Käfig und herunter ſtieg die ſchwanke Leiter ein ſtarker ſtämmiger Mann mit kühnem, ernſtem Blick, der unter dem Spottruf: „Es lebe der deutſche Kaiſer!“ den Hof verließ. Es war Gervinus.

In der Sitzung, welcher Fröbel präſidirte, herrſchte viel Ordnung während der Debatte, wenn dieſe ſelbſt gleich nur auf den gewöhnlichen Rädern fortrollte und hier und dort ein Stück von der noch ſtehenden ſchützenden Mauer des Staates einzureißen bemüht war. Stürzte dann ein ſolches Stück, ſo erhob ſich tumultuariſches Freudengeſchrei und man ſchien des Sieges gewiß zu ſeyn. Von hoher Rednergabe, hinreißender Kraft, bewältigendem Eindrucke war nichts zu verſpüren; vielmehr das nüchternſte und unbedeutendſte Zeug, mit der beliebten Brühe aufgetiſcht, und doch waren Feuerbach, Carrière, Freiligrath, Ronge zugegen; allein es ſprachen größtentheils nur ſehr junge, gänzlich unbekannte Leute.

Ronges eigentlicher Wirkungskreis iſt in den Abendverſammlungen des Eſſighauſes, einer Bierbrauerei, die in dieſer Zeit vor allen andern in Gunſt ſteht. Man erzählt, daß der Beſitzer an einem Abende ſchon für 500 Gulden Bier und für 200 Gulden Käſe verkauft habe. Ich erzähle hier, was ich gehört habe, da ich darüber keine beſondern Nachrichten einziehen konnte. So viel kann ich aber ſagen, daß der Lärm, die Reden, das Singen, das Durcheinanderſchreien, wenn ich Abends vorübergehe, ungeheuer herausſchallen und weithin vernommen werden. Hier ſoll nun Ronge, nach der Ausſage ſehr Vieler, die es verbürgen — er ſelbſt hat dagegen auf gewiſſe Weiſe in einem Frankfurter Blatte proteſtirt — eine nicht erbauliche Rolle zu ſpielen übernommen haben. Man will behaupten, daß er es in der deutſchen Gemüthlichkeit in dem oben bezeichneten Sinne zu weit treibe. Er ſoll hier die Marſeillaiſe ſingen, auf dem Tiſche tanzen, auf den Zuruf: „Hannes, predig' einmal für die Deutſchkatholiken,“ oder: „Hannes, predig' einmal für die Republikaner,“ auf ein Bierfaß ſteigend Folge geleiſtet haben u. ſ. w. Wie geſagt, das wird Alles erzählt, behauptet von Leuten, welche dabei Augenzeugen geweſen ſeyn wollen, allein mehr kann ich nicht ſagen, da ich ſelbſt dieſen Ort nie beſucht habe.

Hier habe ich Ihnen nun ein oberflächliches Bild jener Seite der Volksvertreter zu entwerfen geſucht, welche man gewöhnlich die Linke zu benennen pflegt. Ich muß geſtehen, daß ich es nicht mit Vorliebe entworfen, und daß ich die Geſchilderten zwar ſcharf beobachtet habe, aber aus perſönlichem Umgange nicht im Geringſten kenne. Ich habe nie die Gelegenheit hiezu geſucht. Es iſt möglich, daß ein anderes Auge ſie anders betrachtet, eine andere Feder ſie anders ſchildern wird; man wird mich parteiiſch ſchelten und vielleicht ſelbſt parteiiſch ſeyn; es wird Andere geben, die darthun werden, daß es ſich vortrefflich mit dieſen Männern leben laſſe, daß ſie im vertrauten Verkehr ehrenwerth, liebenswürdig, treu, ehrlich ſind, und bei weitem jenen Männern vorzuziehen, die ſich ihre Gegenfüßler nennen. Immerhin; es wäre ungerecht, wollte ich mir über Alles dieſes ein Urtheil anmaßen, und ich habe mich ſchon im Anfang dieſer Schilderung hiegegen verwahrt. Allein das will ich behaupten, und glaube es zum Theil durch meine Schilderung dargethan zu haben, daß dieſe Linke nicht bloß der Zahl nach, ſondern auch hinſichtlich der Kenntniſſe und Fähigkeiten in der Minderheit ſteht, und wenn ſie augenblickliche Erfolge erhielt, ſie dieß jenem unabweislichen Theil ihres Prinzips zu verdanken hat, der von Allen anerkannt wird, und dem ihr nicht abzuſprechenden jugendlichen Feuer und regſamen Ungeſtüm, deſſen die andere Partei zu ihrem Nachtheil ſich überheben zu können glaubt.

Ich werde Sie nächſtens in den engliſchen Hof führen, wo Sie Hochtories und Centrum, die Gewaltigen in der Paulskirche, finden werden.

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Fortſetzung.)

Das war die alte Zeit, welche ſich mit dem Jahr 1848 zu einem beſtimmten Abſchnitt geſchloſſen

hat, inſofern es nämlich im Leben Abſchnitte geben kann. Was wir hier Abſchnitt nennen, gleicht keinem Hag und keiner Mauer, ſondern iſt ein Uebergang, der anerkanntermaßen eine gewiſſe Linie überſchritten hat. Die neue Zeit, welche ſich damit entwickelt, ſezt in Frankreich dem Sprüchlein Ludwigs des Vierzehnten den Ruf entgegen: »L'état c'est nous.« in Deutſchland ſtellt ſie den Satz von der Oberherrlichkeit des Geſammtwillens auf, demgemäß die königliche Gewalt kein unmittelbar göttliches Recht mehr behaupten kann. Sobald nun der Oberbefehl im Staate, ſey er erblich oder bloß lebenslänglich, oder gar nur auf beſtimmte Friſt übertragen, wiederum zum Amt geworden, ſo hebt ſich auch folgerichtig der Begriff eines Eigenthums von Land und Leuten auf, und weder ein König noch ein Freiſtaat werden im Stande ſeyn, einen Beſitz zu behaupten, der ihnen nicht aus dem Recht der volksthümlichen Einheit zuſteht. Die Folgerung iſt unabweisbar richtig, ſo ſchwierig auch die Verwicklungen ſind, zu denen ſie führt. Sie iſt es, welche die tſchechiſche Frage anregt, die — für mich einſtweilen „ein böhmiſches Dorf" — hier nicht in den Kreis meiner Betrachtungen gehört. Nicht minder wird ſie, vielleicht in ganz kurzer Zeit, vom Boden am ſüdlichen Fuße der Alpen uns nur diejenigen Striche laſſen, wo die romaniſche Bildung ſich ohne eigentliche Berechtigung feſtgeſezt hat und von wo ihr Uebergewicht wieder zu verdrängen ſeyn wird. In Grenzländern iſt eine Miſchung der Stämme und Sprachen nicht immer zu vermeiden, und da muß denn die eine oder die andere Geſittung, ſtatt ausſchließlich den Platz zu behaupten, eben nur vorherrſchen. Trieſt iſt im Uebergang zum Deutſchthum begriffen, Venedig eine geiſtige Eroberung für die Zukunft; Friaul wird ſich in ähnlicher Weiſe behaupten laſſen und die Scheidelinie möglicherweiſe ſich von der Berner Klauſe zum Comerſee ziehen. Die Behauptung von Padua, Vicenza und Verona dünkt mich unwahrſcheinlich, die von Mailand rein unmöglich, ſobald einmal zwiſchen Deutſchland und Frankreich die Nebenbuhlerſchaft um den Beſitz der Lombardei ein Ende genommen. Mailand war von jeher ein Pfand in der Hand des einen gegen die Gelüſte des andern. Die Frage der künſtlichen Grenze bleibe vor der Hand auf ſich beruhen; ich habe es hier allein mit der natürlichen Grenze zu thun, und zwar nur mit einem kleinen Strich, welchen ich aus eigener Anſchauung kenne. Rede jeder von den Länderſtrecken, die ihm bekannt ſind; es wird von vielen gar manches zu ſagen ſeyn, bis wir den vollſtändigen Ueberblick gewonnen haben.

Der Strom, welchen wir vorzugsweiſe mit dem Beinamen des deutſchen bezeichnen, ergießt ſich zwei Meilen unter Bregenz in den Bodenſee, deſſen Becken er bei Conſtanz wieder verläßt. Dieſer Strom nun wird in der Sprache der Verträge immerdar als Deutſchlands Grenze bezeichnet, obwohl die Anwohner ſeines linken Geſtades von deutſchem Stamm ſind. Nur da, wo der Rhein in den rhätiſchen Gebirgen ſeinen Urſprung nimmt, erſcheinen deutſche und romaniſche Grundſtoffe in etwas buntſcheckiger Miſchung; doch iſt er dort auch noch kein Strom, wozu ihn erſt der Zuſammenfluß des Hinterrheins mit dem vordern bei Reichenau (oberhalb der Stadt Chur) bildet. Von Reichenau bis Rotterdam wohnen an beiden Ufern unzweifelhaft deutſche Stämme, die nach den ewigen Geſetzen der Natur zu einander gehören wie der Bruder zum Bruder.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Fortſezung.)

G a g e r n.

In vielfachen Gruppen ſtehen die Mitglieder rings herum, nur noch einige Minuten wird es dauern, bis die Sitzung beginnt. Beginnen wir einſtweilen unſere Umſchau. — Wo iſt Gagern? Das iſt gewiß die erſte Frage. Eben geht er zum Präſidentenſtuhl. Der hohe Mann, wie zum Präſidenten geboren, in deſſen Mienen der Ausdruck der Würde und des Ernſtes mit einer herzgewinnenden Milde und Freundlichkeit ſich verſchlingt, und in deſſen ganzer Haltung Männlichkeit, Entſchloſſenheit und das Selbſtbewußtſeyn der Kraft liegt, das iſt Gagern. Aber das iſt noch lange nicht der ganze Mann; um ihn ganz kennen zu lernen, muß man ihn nicht vor der Sitzung, muß man ihn während derſelben, während der Augenblicke beobachten, wo die Debatte zum Zwiſt, die Rede zum Geſchrei wird. Man muß ihn ſehen, wenn er in wichtigen Momenten ſelbſt herabſchreitet vom Stuhle des Präſidenten zur Tribüne und durch ſeinen Ausſpruch die Entſcheidung des Hauſes beſtimmt. Ich habe noch nie einen Mann geſehen, deſſen äußeres Auftreten ſchon ſo mächtig wirkte, wie das Gagerns, geſchweige Jemand, der der äußern Form in ſolchem Maße den innern Gehalt zu leihen vermochte. Bei der Abſtimmung über die Mainzer Angelegenheiten, als die Majorität dem Berichterſtatter und Antragſteller das Wort verweigerte, und Tags darauf Anklagen und ſpitzer Tadel über dieſe Tyrannei der Mehrheit gehört wurden, da war es Gagern, der mit der ihm eigenthümlichen Beſcheidenheit und Gewandtheit den von ihm nicht verſchuldeten

Fehler der Mehrheit auf ſich nahm, und mit den ſchönen Worten: „Wir müſſen alle erſt lernen,“ die Hand zur Verſöhnung bot. Dagegen wenn die Galerie ſtatt zuhörend handelnd wird, wie drohend, wie befehlend ſprechen dann ſeine Blicke hinauf zu der tobenden Menge! Gleiten dieſe Blicke ab, dann muß die Aufregung ſchon bedeutend ſeyn. Nie noch aber iſt es ihm mißlungen, die Ruhe wieder herzuſtellen, wenn er mit ſtrengem Blicke ſich vorwärts beugt, und nachdem er ſeine Glocke ertönen laſſen, mit dem Ausdruck der Strenge und den Worten: „Ruhe auf den Galerien!“ ſie heftig vor ſich niederſetzt. Und wieder, wenn unten im Saale die Leidenſchaften ſtürmiſch aufgeregt, die Regeln der Geſchäftsordnung überſprungen ſind, der, jener das Wort verlangt, da, dort Reklamationen erhoben werden, hüben und drüben mehr gebrummt als geſprochen wird, und er ruft: „Sie haben jetzt nicht zu reden!“ — „Ihnen gebührt das Wort nicht!“ — „Laſſen Sie den Redner ſprechen!“ ſo iſt's als ob der Geiſt der Ordnung wieder zurückkehrte, und Alles fügt ſich, wenn auch Mancher widerwillig. „Ich proklamire Erzherzog Johann von Oeſterreich zum erwählten Reichsverweſer!“ — mir war's, während Gagern dieſe Worte ſprach, während er ſpäter die Anrede hielt an den Reichsverweſer, als ob nicht ein Einzelner, nicht ein Menſch ſie geſprochen. Mißverſtehen Sie mich nicht: an eine alberne Parallele, wie ſie Hofpoeten und Liebesdichter zwiſchen Göttern und Menſchen ziehen, denke ich wahrlich nicht. Mir war's, ſage ich, als hörte ich den Geſammtausdruck der Maſſe, die verkörperte Idee, wenn Sie wollen, den Chor der Griechen. Noch Eines: Nach der Debatte einer ganzen Woche war man nicht dahin gelangt, die Parteien über den Entwurf des Centralgewaltgeſetzes einander näher zu bringen. Anträge und Gegenanträge lagen vor, Keiner wollte von den einmal gefaßten Anſichten laſſen; der von Schoder vorgeſchlagene Vermittlungsantrag fand bei der Rechten und dem rechten Centrum keine Unterſtützung, und Niemand wußte, wie die Majorität zu gewinnen ſey, die gerade dieſem Geſetze in Deutſchland ſo Noth that. Von der Wirkung einer Rede war gar nichts mehr zu erwarten, denn man hatte über ein halbhundert Redner gehört und voll Ermüdung den Schluß der Debatte beſchloſſen. Da ſprach Gagern ſein: „Ich thue einen kühnen Griff,“ und hätte man ſogleich abgeſtimmt, vielleicht wäre Einſtimmigkeit das Reſultat geweſen, ſo überzeugt war man, daß nur der Gagernſche Vorſchlag der richtige, der annehmbare ſey.

(Schluß folgt.)

Dresden, Juli.

(Schluß.)

Der große Garten. — Theater

Im jetzigen Sommer hatten auch dieſe Konzerte, wie alle geſellſchaftlichen öffentlichen Luſtbarkeiten, durch den finſtern Ernſt des Lebens ſehr an Theilnahme verloren. Um ſo geſpannter war man auf das Reſultat eines für den Johannistag angekündigten neuen Unternehmens, bei welchem die Tonkunſt die Herrſchaft ihrer Töne bis in die entlegenſten Partien des geräumigen Gartens erſtrecken ſollte. Und ſiehe da, das Projekt bewährte ſich, ſogar in einer ſo bedenklichen, geldarmen Zeit wie die jetzige, auf die wunderbarſte Weiſe, obſchon der Eintrittspreis den gewöhnlichen bei weitem überſtieg. Es wurden dießmal beſondere Eintrittsbillete ausgegeben, welche zugleich als Lotterieloose galten, wodurch jeder Inhaber auf einen Gewinn Anſpruch hatte. Man dachte nämlich für die Einnahmsſumme inländiſche Spitzenwaaren, deren Verfertiger der bitterſten Armuth preisgegeben waren, zu kaufen und ſolche nachher zur Verloſung zu bringen. Die Sache war mit rühmlicher Schlauheit berechnet. Neben den Vielen, welche ihr Scherflein ausdrücklich zu Linderung der Noth der erzgebirgiſchen Fabrikarbeiter opferten, gab es wohl eben ſo Viele, welche ohne den Reiz eines möglichen Hauptgewinns ſich am Unternehmen nicht betheiligt hätten. So geſchah es denn, daß die bedeutende Zahl der Billets für die Größe des Verlangens im Publikum nicht zureichte, indem mehr als achttauſend Theilnehmer ſich gefunden hatten. Statt eines einzigen Muſikchors gab es dießmal einen Verein von vielen, welche einen anſehnlichen Raum des Gartens mit ihren Tönen belebten. Der Mittelpunkt des Ganzen war das Palais mit zwei neben demſelben errichteten Reſtaurationszelten. Von da aus überfluthete die männliche und weibliche Eleganz der Stadt den Garten. Wer auch von den vielen Reſtaurationen keinen Gebrauch machte, bewegte ſich in der Volksmaſſe behaglicher, als ſeit langer Zeit der Fall geweſen, mit herum. Vielleicht hatte hier ein ähnlicher Menſchenzuſammenfluß nur einſt bei der treibhausartigen Ländlichkeit unter den beiden Königen Auguſt von Polen ſtattgefunden. Das über alles Erwarten gelungene Projekt war abermals von dem unermüdlichen Frauenverein ausgegangen. Die Geſammteinnahme ſoll mehr als dreitauſend Thaler betragen haben. Noch viel bedeutender würde ſolche geweſen ſeyn, wenn nicht gerade Nachmittags einige heftige Gewitterregen die dem Konzerte zuſtrömenden neuen Gäſte zum Theil verſcheucht hätten.

Deſto weniger wollen in Folge der beſorglichen Zeitverhältniſſe die emſigen theatraliſchen Beſtrebungen gelingen. Das gelungenſte Neue ſo gut wie das gediegenſte Alte haben unſere beiden Schauſpielhäuſer in der letzten Zeit dargeboten und die Künſtler großentheils ihren beſten Fleiß darauf verwandt, ohne dadurch der für den Moment ganz ermatteten Theilnahme an der Schauſpielkunſt wieder aufhelfen zu können. Wenn ſogar den beiden Hoftheatern das hinreichende Zuſchauerperſonal mehr als jemals durch die Politik entzogen wird, ſo wäre es wohl kein Wunder, wenn der weitentfernten Sommerbühne auf Reiſewitzens, zumal in der Hitze der vorletzten Tage, das Publikum gänzlich abginge. Ich weiß nicht, ob dieß der Fall iſt, das aber iſt gewiß, daß von der hieſigen Exiſtenz der Matthesſchen Schauſpieler nun ſchon ſeit mehreren Wochen kein Anſchlagzettel ein Zeichen gibt. Dagegen hat ſich ein „dramatiſcher Verein“ gebildet, der ſeine Spekulation darauf gründet, während des jetzigen Sommers in der großen Wirthſchaft des „großen Gartens“ noch acht theatraliſche Vorſtellungen zu geben. Auf den raſtloſen Wohlthätigkeitstrieb der hieſigen Einwohnerſchaft rechnend, hofft der Verein, daß ſich das wohlhabendere Publikum um ſo mehr für die Sache intereſſiren werde, da der Zweck die Gründung eines allgemeinen Gewerbe- und Unterſtützungsfonds zu Leihkapitalien iſt. Es fragt ſich aber freilich, ob nicht endlich ſogar der beſte Wille an Erſchöpfung der fortdauernd ſo ſehr in Anſpruch genommenen Kraft ſcheitern muß. — Gutzkow iſt nach langer Abweſenheit wieder zurückgekehrt. Aus Dankbarkeit für die lebendige Theilnahme vieler ſeiner Verehrer an dem Verluſte ſeiner Gattin ſoll er einen durch die Lithographie vervielfältigten Brief, gleichſam als Manuſcript für Freunde, erlaſſen haben, in dem er ſeinen näheren Bekannten die Umſtände ſehr rührend mittheilt. — Sind wir auch bis jetzt im Ganzen von den an ſo vielen Orten vorgekommenen Unruhen und Unordnungen verſchont geblieben, ſo iſt doch noch immer dem Gewerbe und Handel beinahe jedes Glied gelähmt. Selbſt der in neueſter Zeit immer großartiger gewordene hieſige Jahrmarkt, welcher ſo eben ſtattfand und durch die köſtlichſte Witterung gar freundlich gefärbt wurde, bekam eben dadurch bei näherer Anſicht einen höchſt ernſten, ja düſtern Charakter.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 187. Sonnabend den 5. Auguſt 1848.

Neminem regnare passuros, unde periculum libertati foret. Id summa ope tuendum esse, neque ullam rem, quae eo pertinet, contemnendam. Livius.

— Matter deep and dangerous,
As full of peril, and adventrous spirit,
As to o'er-walk a current, roaring loud,
On the unsteadfast footing of a spear.
Shakespeare.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

Von Cervin,

Chef des Generalſtabs der Legion

Erſter Brief.

Der Kriegszug der „deutſchen republikaniſchen Legion" vom Stadthaus zu Paris bis in den Wald bei Niederdoſſenbach iſt eine der merkwürdigſten Epiſoden im großen Epos dieſes thaten- und wortreichen Jahrs. Alle Beiträge zur äußern, und noch mehr zur innern Geſchichte dieſes Unternehmens müſſen willkommen ſeyn, wenn ſie auch der Natur der Sache nach von unmittelbar Betheiligten herrühren. Daß dieſe, bewegt von den großen und kleinen Leidenſchaften des Augenblicks, mehr oder weniger ſich von dem entfernen, was man den objektiven Standpunkt nennt, thut dem Werth ihrer Mittheilungen keinen Eintrag. Die künftige Forſchung wird aus den verſchiedenen Zeugenausſagen den Thatbeſtand zu ermitteln und das rechtskräftige Urtheil zu fällen wiſſen. So glauben wir denn, daß wir bei keinem Leſer, welcher Partei er auch angehöre, wegen der Mittheilung der folgenden Briefe einer Entſchuldigung bedürfen. Des Beluſtigenden findet ſich genug darin, aber auch zu traurigen, ja zu niederſchlagenden Betrachtungen iſt nur zu viel Gelegenheit geboten. Der Mangel an Einigkeit unter Menſchen, welche Deutſchland die Einheit bringen zu können wähnten, ihre Zwietracht, ihr Neid, ihre Eiferſucht, unzähmbarer Hang zur Willkühr, der eigenſinnige Hochmuth, der ſich nicht unterordnen will, dieß Alles macht dieſe Handvoll ſchwindelköpfiger Vertreter aller deutſchen Stämme zu einer ambigua Germania, zu einem Spiegelbilde Deutſchlands; und dieß iſt es, was dieſe Geſchichte ſehr lehrreich macht, wenn auch kein Menſch etwas dabei lernt, was ſie mit ſo mancher lehrreichen Geſchichte gemein hat.

Aus der ewig denkwürdigen Revolution vom Februar war die Republik entſprungen. Wir Deutſche in Paris hatten mit Herz und Hand zum großen Werke geholfen; jezt aber, da die neue Ordnung der Dinge ſich befeſtigte, war unſere Rolle in Frankreich ausgeſpielt. Wir hatten den Franzoſen geholfen zur Erringung der Freiheit, man betrachtete uns als Brüder, aber wir waren und blieben Fremde; bei der Einrichtung des neuen Hausweſens waren wir überflüſſig. — Das fühlten wir Alle und unſere Blicke ſchweiften ſehnſüchtig nach Oſten. Wir wußten, daß in Deutſchland ſich viele revolutionäre Elemente angehäuft hatten, daß der hie und da geſammelte Brennſtoff nur des zündenden Funkens harrte. Die Pariſer Revolution, ſo hofften wir Alle, ſollte wie ein Blitz hinein ſchlagen. Uns alle packte das Heimweh. Nach Deutſchland, nach Deutſchland verlangte Jeder, Jeder fürchtete zu ſpät zu kommen, um an dem „Völkerſchmauſe" Theil zu nehmen. „Fürſten zum Land hinaus!" das war unſere Loſung.

Mir brannte der Boden unter den Füßen. Jeder Tag, den ich weiter in Paris zubrachte, ſchien mir eine Verſäumniß; man mußte ja in Deutſchland losſchlagen, und ich wäre unglücklich geweſen, wenn ich durch meine Schuld bei dem Kampfe gefehlt hätte. — Mit wahrhaft fieberhafter Ungeduld ſah ich den Nachrichten aus Deutſchland entgegen. Ich erinnerte mich an den Eindruck, den die Julirevolution dort hervorgebracht, und da das Volk während der ſiebzehn Jahre in ſeiner politiſchen Bildung bedeutend vorgeſchritten war, ſo hoffte ich, daß die Wirkung der Februarrevolution eine bei weitem großartigere ſeyn, daß die Hauptſtädte Deutſchlands ſich erheben und dem Beiſpiel von Paris folgen würden.

Während dieſer Zeit der Unruhe und Erwartung hörte ich, daß ſich in Paris eine „deutſche demokra-

tiſche Geſellſchaft“ unter dem Präſidium Herweghs gebildet und beſchloſſen habe, die Deutſchen in Paris zu einem Truppencorps zu vereinigen, welches man nach Deutſchland ſchicken wolle, um dem ſich erhebenden Volke als Anhaltspunkt und Stütze zu dienen. — Obgleich ich ſchon andere Verbindungen zu ähnlichem Zwecke angeknüpft hatte, entſchloß ich mich doch, mich dem Näherliegenden anzuſchließen, und ging zu Herwegh. Dieſer theilte mir mit, daß die Mitglieder der deutſchen demokratiſchen Geſellſchaft ſich am Nachmittag an der Magdalenenkirche vereinigen und von dort auf die Ebene Monceau marſchiren werden.

Ich fand mich zur beſtimmten Zeit ein und traf am Sammelplatz etwa achthundert Arbeiter aus allen möglichen deutſchen Vaterländern. Die meiſten hatten auf den Barrikaden mit gekämpft und Alle ſchienen von dem beſten Geiſte beſeelt; das heißt, ſie waren, wenn man ſie hörte, vollſtändig davon überzeugt, daß für Deutſchland nur Heil zu erwarten ſey, wenn man ſeine ſechs-und-dreißig Fürſten verjagte; zu dieſem Zwecke Gut und Blut daran zu wagen, war ihr feſter Entſchluß. — Als Herwegh auf dem Platz erſchien, brachte er die ſo eben eingetroffene Nachricht, daß in Wien eine Revolution ausgebrochen und Fürſt Metternich verjagt ſey. Dieſe wichtige Neuigkeit wurde mit dem größten Jubel aufgenommen; ſogleich aber miſchte ſich einiges Mißtrauen in die Freude, da eine Revolution in der Hauptſtadt Oeſterreichs ſelbſt die kühnſten Hoffnungen übertraf.

Der Abmarſch wurde verzögert, da man eine Fahne erwartete, welche Herr Heinrich Börnſtein ſchicken und auf welche die eben erwähnte freudige Nachricht geſchrieben ſeyn ſollte, damit ſie ſofort ganz Paris mitgetheilt würde. Eine andere ſchöne, ſchwarz-roth-goldene Fahne wurde von einem in Paris anſäßigen Deutſchen der Geſellſchaft geſchenkt. — Endlich ſezte ſich der Zug unter Trommelſchlag nach der Ebene Monceau in Bewegung. Dort angekommen, wurden die bereits in „Sectionen“ eingetheilten Leute mit großer Mühe in Ordnung geſtellt; ein ehemaliger preußiſcher Offizier, Herr Reinhardt Schimmelpfennig, hatte den militäriſchen Oberbefehl.

Die Uebungen ſollten angefangen werden und ich begann die mir zugetheilte Section zu ordnen und ihr die Anfangsgründe der edlen Waffenkunſt beizubringen, als es den Führern einfiel, daß es zweckmäßig ſeyn dürfte, die Leute noch einmal zu fragen, ob ſie auch feſt entſchloſſen ſeyen, Paris zu verlaſſen und zur Unterſtützung der deutſchen Brüder nach Deutſchland zu ziehen. Wer dieſen Entſchluß nicht theilte, wurde aufgefordert zurückzutreten. Zu meinem großen Erſtaunen blieben mir von meiner Section nur ſechzehn Mann, mit welchen ich indeſſen meine Exercitien fortſezte.

Die Stimmung der Leute war ganz vortrefflich. Sie waren ruhig, beſcheiden und vollkommen geneigt, ſich jeder militäriſchen Anordnung zu fügen, und hätte man von vorn herein die nöthige Feſtigkeit gezeigt, hätte Einigkeit unter den Comitémitgliedern geherrſcht, ſo hätte man aus den vorhandenen Elementen eine Truppe bilden können, welche den Vergleich mit den beſten der Welt aushielt. — Reinhardt Schimmelpfennigs Fähigkeiten reichten indeſſen nicht aus, ein ſolches Corps zu organiſiren, und da dieß Jedem einleuchtete, ſo wollten ſämmtliche Comitémitglieder ihm beiſtehen, wodurch er nur noch verwirrter wurde und eine heilloſe Confuſion entſtand. — Als wir von dem Exercirplatze abmarſchirten, nahmen wir unſere Richtung nach den Boulevards, um die erſtaunten Pariſer mit der neuen deutſchen Fahne und unſern republikaniſchen Geſinnungen bekannt zu machen. Unterwegs ſchloſſen ſich noch viele Deutſche an und unſer Zug hatte eine bedeutende Länge. Vor dem Hotel des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Lamartine reſidirte, wurde Halt gemacht. Börnſtedt, den ich hier zum erſtenmal ſah, unterrichtete die Leute von dem Zweck dieſes Anhaltens, und alsbald erſchallte aus unſern Reihen der laute Ruf: »Vive la république allemande! vive la république universelle! vive Lamartine!«

(Fortſetzung folgt.)

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Fortſetzung.)

Von Rheineck bis Conſtanz heißt das Ufer des Bodenſees im Munde des Volkes das Schweizer Ufer, im Gegenſatz zum ſchwäbiſchen Geſtade; dieſelben Namen ſetzen ſich längs des Rheins bis Baſel fort. Hier iſt überall die Bevölkerung ganz rein deutſch, ſo daß die romaniſchen Sprenkel und Striche erſt weit davon anfangen, ſüdöſtlich an den Abhängen des Bernardins, ſüdweſtlich beim Genferſee und dem von Neuenburg. Die Schweizer zwiſchen dem obern Rhein und dem Neuenburger See ſind nicht nur Deutſche im Allgemeinen, ſondern gehören auch noch insbeſondere zu dem Bruderſtamm, welcher oberhalb des Bodenſees die weſtliche Seite des Arlberges bewohnt, unter dem See auf dem ſüdöſtlichen Schwarzwald zu treffen iſt und ſo den Gau abrundet. Die alten Eigenthümlichkeiten dieſes Stammes haben ſich in bemerkenswerther Weiſe auf dem ſüdöſtlichen Schwarzwald

erhalten, in dem Bezirk, welcher im Munde der Einheimiſchen gewöhnlicher noch der Niederwald geheißen wird, während ſie das ganze Gebirg kurzweg den Wald nennen. Hier liegt die ehemalige Grafſchaft Hauenſtein, das ſogenannte Hotzenländchen, ein ziemlich unbekannter Erdwinkel, den näher zu betrachten ſchon der Mühe lohnt. Er iſt vom großen Gau ein Pröbchen, welches der Himmel noch beim deutſchen Vaterlande ließ, zum Pfande unverjährbaren Rechtes.

Bis zur lezten Verflüchtigung deſſen, was man „das heilige römiſche Reich deutſcher Nation" zu nennen pflegte, beſaß das Haus Oeſterreich an Vorlanden, außer den vorarlberg'ſchen und ſchwäbiſchen Herrſchaften, die Landgrafſchaft Breisgau mit der Hauptſtadt Freiburg. Der alte Breisgau fand ſeine Begrenzung zwiſchen der Bertholdsbaar und dem Rhein, zwiſchen der Ortenau und der badiſchen Herrſchaft Röteln; dieſer Landſtrich führt heute noch den angeſtammten Namen, doch der vorderöſterreichiſche Breisgau umfaßte noch die Mark Ettenheim, Triberg mit ſeinen zehn Vogteien, die Städte Villingen und Breunlingen und den Niederwald mit den vier rheiniſchen Waldſtädten.

Die vier Waldſtädte ſind: Waldshut, Säckingen, Laufenburg, Rheinfelden. Waldshut, jezt eine badiſche Amtsſtadt, ſah vom hohen Geſtade hinüber auf habsburgiſches Land und war eine trutzige Veſte zur Waldeshut. Säckingen, ebenfalls ein badiſcher Amtsſitz, reicht mit ſeiner Brücke auf den Schweizer Boden hinüber. Die Doppelſtadt Laufenburg ſteht unter getheilter Herrſchaft. Den Namen führt der Ort von den Stromſchnellen, woran er liegt. Groß-Laufenburg lehnt ſich links an den Felſen mit den Trümmern der alten Grafenburg; Klein-Laufenburg klebt rechts am ſteilen Uferhang, und eine ſteinerne Brücke, erbaut die Stadt zu verbinden, trennt ſie jezt. Wie Groß-Laufenburg gehört auch Rheinfelden zu der unnatürlichen Verbindung deutſcher und romaniſcher Stämme, welche wir die Eidgenoſſenſchaft oder die Schweiz heißen. Am rechten Ufer, wo das Waldgebirg ſich zum Rheinthal ſenkt, war vor Alters die allemanniſche Landſchaft Albgau zu finden, nordwärts begrenzt durch die Wutach, gen Niedergang durch die Ausläufer des Feldbergs zwiſchen der Murg und der Werra. Alb und Murg ſind Flußnamen, die ſich innerhalb der Grenzen des jetzigen Großherzogthums Baden doppelt finden, weßhalb vor einer Verwechslung zu warnen iſt.

Die Alb (wohl auch obere Alb genannt), von welcher der Albgau den Namen führte, entſpringt auf der Höhe des Waldes, nicht gar weit von der Stelle, „wo der Dengle-Geiſt in mitternächtige Stunde uffeme ſilberne Gſchirr ſi goldeni Sägeſe denglet„ Auch auf die Kindheit des Bergſtroms wird ſo ziemlich paſſen, was der Sänger aus dem Wieſenthal von ſeinem heimathlichen Gewäſſer ſingt; die Wieſen und die Alb ſind zwei Schweſtern, deren größte Verſchiedenheit von Anfang an nur in der Richtung beſteht, die ſie nehmen. Der ganze Albgau iſt Bergland, das von den wildeſten Berghöhen allmählig ſich in's Rheinthal verliert. Hoch oben im Albthal, zwiſchen finſtern Bergen, lag die kleine Zelle an der Alb (Cella alba) in der Einöde, wohin mondenlang in jedem Jahr nicht Einmal der Sonnenſtrahl dringt. Dieſe Zelle war der beſcheidene Urſprung der ſpäterhin ſo ſtolzen, ſo reichen und ſo berühmten Abtei Sankt Blaſien. Als die Gaue zu Grafſchaften wurden, theilte ſich der Albgau in die obere und untere, von den herkömmlichen Mahlſtätten Stühlingen und Hauenſtein geheißen. Von den alten Landgrafen zu Stühlingen werden kaum ein paar Namen genannt, von denen zu Hauenſtein gar keiner, ſo daß Niemand recht weiß, wie Hauenſtein zu Habsburg gekommen. Die Grenze zwiſchen dem obern und untern Albgau bildet die Schlücht (oder Schlucht), ein kleiner Bergſtrom, der ſich zwiſchen Waldshut und Thiengen mit der Wutach vereinigt, gerade bevor dieſe in den Rhein fällt. Die Eigenthümlichkeiten der Bewohner des Landes entwickelten ſich dermaßen verſchieden, daß die Schlücht als weſtliche Grenze von Schwaben galt.

Den Namen erhielt die untere Grafſchaft von der Veſte Hauenſtein, die oberhalb von Laufenburg ſich im Rhein ſpiegelt. Nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes von Habsburg-Laufenburg fiel Hauenſtein als Mannslehen an Habsburg-Oeſterreich heim, denn Land und Leute waren ein Beſitzthum, und Niemand hörte auf die Bauerſchaft, welche ſchon damals behaupten wollte, ſie gehöre zum Reich, nicht aber zu Oeſterreich. Streit und Einſpruch waren ganz von derſelben Art, wie jener Zwiſt, welcher das deutſche Reich zu allererſt um das Hochland beim Vierwaldſtätter See brachte. Dort im Gebirg ſaßen freie Leute auf ihrem Erbe, und daß Habsburg dem Bauer und dem Hirten ſeine altdeutſche Freiheit beſtritt, das veranlaßte die Gründung des Schweizer Bundes. Hauenſtein aber blieb beim Reich und unter habsburgiſcher Landeshoheit, doch ſo, daß die meiſten Grundholden dem Gotteshaus zu Sankt Blaſien, dem Frauenſtift zu Säckingen und einigen adligen Grundherrn zinspflichtig wurden. Dieſe Lage hatte der Bauer gemeinſam mit dem armen Mann in Schwaben; er wurde hörig und zum Theil leibeigen, doch die friſche Luft, welche von jenſeits des Rheins ihn anwehte, ließ die Erblehne angeſtammter Freiheit in ſeinem Herzen nicht ausſterben.

Auch im Aeußern bewahrt das Volk ſeine urſprüngliche Eigenthümlichkeit, ſo daß noch bis zum heutigen Sage der „Hotz“ ſeinem Ahnherrn gleicht. Hochgewachſen und ſtarkgliedrig iſt er ein überaus ſtattlicher Mann. Maleriſch nimmt die alterthümliche Tracht ſich aus. Ein ziemlich kurzes Röcklein, Tſchopen geheißen, ſchwarz von Farbe, deckt den breiten Rücken und die mächtigen Schultern. Der Tſchopen, beim Hals ganz eben ausgeſchnitten, hat nicht den leiſeſten Anſatz zu einem Kragen; auf der Bruſt geht er nicht anders zuſammen als durch zwei Bänder, die in der Herzgegend Saum und Saum gleichſam mit Gewalt einander nähern, ſo daß das Kleidungsſtück offenbar nur beſtimmt iſt, Seiten, Arme und Rücken zu bedecken.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juli.

(Schluß.)

Die Oppoſition im Parlament.

Neben Heinrich v. Gagern ſitzt Soiron, der erſte Vicepräſident der Nationalverſammlung. Wenn Gagern mehr ein Mann des Gedankens ſcheint, ſo ſcheint Soiron mehr ein Mann der That, der nicht lange zögert, ſondern raſche Entſchlüſſe faßt, und den Muth und die Kraft hat, ſie raſch durchzuführen. Soiron iſt nicht beſonders groß, aber ſehr ſtark. Das volle, kräftige, faſt brüske Geſicht wird von einem ſtarken Bart umſchattet. Seine Stimme iſt weniger angenehm als durchdringend, und wie er ſelbſt ſagt, ſie kann etwas vertragen. Bei der Entſchiedenheit, mit der er auftritt, und der die Milde Gagerns fehlt, hat er ſchon manchmal die Parteileidenſchaft durch ſein Präſidentenwort weniger verſöhnt, als nur augenblicklich verſtummen gemacht. Andrian, der zweite Vicepräſident, hat ein intereſſantes Geſicht und die Formen der großen Welt. Er iſt bekanntlich der Verfaſſer von „Oeſterreichs Zukunft.“ Bis jetzt hat er meines Wiſſens noch nicht auf dem Präſidentenſtuhl geſeſſen. — Unter den Sekretären haben heute Biedermann und Mering die Plätze inne Biedermann hat etwas Gefälliges, Feines, ich möchte ſagen Gelecktes; er iſt wie ſein Styl; Mering dagegen hat etwas Energiſches, das innere Selbſtſtändigkeit und ſtarkes Feſthalten an den gewonnenen Reſultaten und dabei Offenheit verräth. Daß er dadurch manchmal zu Paradoxen gelangt, deſſen ſind die Protokolle Zeugen.

Wir wenden uns nun zur Linken. Ich laſſe mir die Linke nicht ſchelten, wenn ich auch gar manche ihrer Vertreter nicht loben, gar viele ihrer Grundſätze nicht unterſchreiben möchte. Aber wollen wir ehrlich conſtitutionell ſeyn und nicht mit dem großen Hut: „conſtitutionelle Monarchie auf der breiteſten Grundlage“ reaktionäre und partikuläre Gelüſte überdecken, ſo müſſen wir zugeſtehen, das die Linke gerade ſo nothwendig zur Entwicklung der Verfaſſung iſt, als die Rechte, als die Centren. Sie iſt eben die Controle der Regierung, das hundertfache Auge des Argus — allenfalls auch auf einem Pfauenſchwanze — und die Regierung, d. h. das verantwortliche Miniſterium bedarf einer ſolchen Controle; denn wer mit der Macht bekleidet iſt, überhebt ſich gerne derſelben. Zugegeben das alte Sprüchwort: „tadeln iſt leichter, als beſſer machen;“ zugegeben, daß die Maſſe ſich nicht viel mit Erwägung ſchwieriger und verwickelter Verhältniſſe abgibt, und einem oberflächlichen Machtſpruch der Oppoſition lieber beiſtimmt, als einer reiflichen, aber minder raſchen Entſchließung, ſo iſt doch andererſeits auch wahr, daß in ruhigen Zeiten die adminiſtrative Gewalt ſehr viele Mittel beſitzt, ſich Freunde zu machen und allen dieſen Rückſichten die Wage zu halten. Freilich die neueſte Zeit in Deutſchland hat mancherlei Erfahrungen gebracht, die mit den parlamentariſchen Gewöhnungen in Frankreich und England gar nicht harmoniren. Hat in Großbritannien ein Whigminiſterium das Toryminiſterium verdrängt, ſo ſetzen ſich an demſelben Tage, wo das neue Miniſterium an die Spitze tritt, die Whigs zur Rechten. Ihre Freunde ſind Miniſter geworden, und ſie unterſtützen ſie. Bei uns war das anders. Der Märzwind hat die alten Kabinette auseinander geblaſen, die Noth zwang die Regierungen, aus den Oppoſitionsbänken, ſelbſt aus dem Kerker Volksmänner in die Miniſterien zu rufen. Was thaten nun die ehemaligen Freunde der neuen Miniſter? Unterſtützten ſie etwa die nun mächtig gewordenen Volksmänner? O nein! im Gegentheil, ſie ſchimpften auf ſie, *weil* ſie Miniſter geworden, ſie machen nun ſelbſt Oppoſition gegen die frühere Oppoſition. Zu dieſem ſeltſamen Beginnen gibt es aber einen erklärlichen Grund. In Deutſchland nannte man vordem alles Oppoſition, was nicht gerade dem car tel est mon plaisir der hohen Regierungen beiſtimmte. Als nun der Tadel und die Preſſe Zungen bekamen, die Parteien ſich geſtalteten, gingen die früheren Oppoſitionsmitglieder in den verſchiedenſten Richtungen auseinander, und ſo wurden aus den ehemaligen Freunden Gegner und Feinde. Jene Fünfzig, die in Heidelberg den Grund zum Vorparlament gelegt, ſucht ſie nun in der Reichsverſammlung, und ihr werdet ſie auf den verſchiedenſten Bänken finden. Geht es doch in dieſem Augenblick in Frankreich gerade ſo: die Phalanx, welche die Macht Louis Philipps durchbrach, und an deren Spitze Odilon Barrot ſtand, hat ſich längſt in ſich bekriegende Heerlager getheilt. Die dynaſtiſche Linke, die Republik des National, die Republik im Sinne der Reform, und endlich die Icarier, die Bourgeiſie und die Ouvriers fechten im Februar *mit*, im Juni *gegeneinander*. *Eines* nur iſt es, worin es in Frankreich, in England keinen Parteiunterſchied gibt, worin ſogar in Ungarn neueſter Zeit alle Parteien ſich vereinigt haben: die Erhaltung der Integrität des Vaterlands und ſeiner Würde nach Außen. Hoffen wir, daß der Vorwurf Stavenhagens, den er in dieſer Beziehung neulich bei der Frage über die Wehrverfaſſung Deutſchlands in der Reichsverſammlung ausſprach, ein ungegründeter ſey, und auch in der Paulskirche Alle wie *ein* Mann ſich erheben, wo es ſich um jene Punkte handelt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 188. Montag den 7. Auguſt 1848.

— Quid opus teneras mordaci radere vero
Auriculas?

Perſius.

Fresken aus der Paulskirche.

Zweites Dutzend.

1. Noch einmal: deutſche Einheit.

Sämmtliche Stämme vereint, welch undurchdringlicher Urwald!
Schad' nur, daß man den Wald noch vor den Bäumen nicht ſieht.

2. Emancipation.

Namentlich Judas Stamm, der duftend-ſchmarotzeriſch ausſchlägt,
Macht mit erotiſcher Pracht ſich vor den übrigen breit.

3. Neues Wechſelrecht.

Emancipirt nur fort; es verwechſelt ſich nur die Methode:
Früher beſchnitten ſie ſich, jetzo beſchneiden ſie euch;
Ehmals nannten ſie ſelbſt ſich des heiligen römiſchen Reiches
Kammerknechte, zu Reichskammerherrn macht ihr ſie heut'.

4. Vierte Bitte, nebſt Anhang.

Unſer reichstägliches Brod, langmüthiges Volk, gib uns heute;
Salz, wenn auch attiſches nicht, gibt die Debatte dazu.

5. Radetzky gegen Ruge und Karl Albert.

Tapferer Degen, du ſchlugſt zwei Fliegen im nämlichen Schlage:
Die zu Cuſtazzo auf's Haupt, jene zu Frankfurt auf's Maul.

6. Zur Naturgeſchichte.

O germaniſches Volk, wohl hältſt du den Hecker mit Recht hoch:
Schuf doch unläugbar dich Mutter Natur zum Kameel.

7. Wirth.

Welch ſchöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
An ſeinem Grabe kann die Inſchrift ſtehn:
Er ſtarb wie Moſes auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von fern geſehn.

8. Venedey.

Herr Jakob hat gar lange Zeit
Um Deutſchland, ſeinen Schatz, gefreit,
Und endlich iſt die, ſo er kricht,
Beſehn bei Licht, die Rechte nicht!

9. Laube.

Pfui, Junker Heinz, wie ungezogen!
Wer lehnt ſich denn auf Ellenbogen?!
Man ſieht, du kommſt aus Böhmen her, —
Ob Wäldern oder Dörfern mehr?

10. Jordan

Der Jordan, der einſt links geſtoſſen,
Hat, ſagt man, jetzt ſich rechts ergoſſen;
Wenn nur ſein Ende das nicht iſt,
Daß er im todten Meer zerfließt!

11. Non ex quovis Ligno(vsky) fit Mercurius.

Ehmals ſchlug er für Don Karlos
Kühn das Leben in die Schanze;

Minder oder mehr gefahrlos
Bricht er jezt im Siegerkranze
Mit der Linken ſeine Lanze,
Immer auf die ſtärkſte Schaar los.
Ritter Roland in Hiſpanien,
Wollt' er gegen Frau Chriſtinen,
Don Quirote in Germanien,
Gegen Fräulein „Freiheit" dienen,
Vogt als Rozinante reitend,
Gegen Ruges Windmühl' ſtreitend.

12. Wohnungsveränderung.

Ihr Berjer Frankforts nimmer wißt,
Wo Eure Judengaß jezt iſt;
Ihr meint wohl: drunne bei der Zeil?
Behüt' es: die iſt alleweil
Auf Sancti Pauli Galerie;
Da mauſchelt und da ſchachert ſie,
Notirt, wie ſonſt die Metalliques,
Die Monarchie, die Republik,
Und hält ein klein Conto-corrent
Für's große deutſche Parlament.

Dreizehn als Zugabe.
Einer liebiſchen Elſter gewidmet. *

Wenn du wieder einmal ein Blatt Epigramme mir auszupfſt,
Schmählich verſchweigend das Beet, wo du des Raubs dich erfrecht,
Brich dann wenigſtens nicht der Bedeutung Spitze dem Blatt ab,
Ach! und zerſtöre mir nicht täppiſch den künſtlichen Stiel!
Daß du nicht ſprechen kannſt, das wußt' ich; allein mit der Uebung
Hätt'ſt nachſprechen du wohl, dächt' ich, am Ende gelernt.

* Vgl. Original im Morgenblatt Nr. 170, Montag 17. Juli.

8. Intra et extra muros.

Gründlich ergründen ſie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indeß grundſchlecht iſt es dem Volke zu Muth.

Und Copie in der Frankf. Didaskalia, Nr. 207, Freitag 28. Juli.

Diſtichon.

Gründlich gründet Ihr drin des Volks zu begründendes Grundrecht.
Draußen indeß iſt grundſchlecht dem deutſchen Volke zu Muth.

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Fortſetzung.)

Die Bruſt deckt das rothe „Leible," ein Stück Zeug, dem ein gleiches auf dem Rücken (unter dem Rock) entſpricht, die beide über den Schultern und unter den Achſeln durch Bandſchleifen aneinander halten. Das Leible fällt nicht ganz ſo tief nieder als der Tſchopen, doch immerhin tief genug, um eine Art Schürze vorzuſtellen. Die kurze Hoſe, ſchwarz wie der Rock, fällt bauſchig und regelmäßig gefältelt über die Knie', und ihrer Form entſprechen mehr oder minder aufgebauſcht die Aermel. Die ſtrammen Waden ſind von weißen Strümpfen umſpannt, deren Farbe meiſtens tadellos iſt wie der ſchneeige Hemdkragen, der auffallend breit ſich über die Schultern legt. Die weiße Wäſche iſt ein Staat, worauf die Hausfrauen überaus viel halten. Das Haar trägt der Hotz rundgeſchnitten und wulſtig, ſo daß der nervige braune Hals ringsum ganz frei und ſichtbar bleibt, wodurch die rüſtige Geſtalt mit dem ausdrucksvollen Antlitz ein ſcharfes Gepräge wilder Kraft erhält, ein Gepräge, das ganz beſonders in die Augen fällt, wenn hie und da ein einzelner Hauenſteiner ſich an Markttagen oder bei kirchlichen Feierlichkeiten zu Freiburg zeigt. Wenn er unter den Landleuten vom obern Wald, vom Kaiſerſtuhl und aus der Ebene feſten Trittes ſtolz und aufrecht einherſchreitet in ſeiner alterthümlichen Tracht, um Kopfeslänge alles Volk überragend, gleicht er mit den mächtigen Gliedmaßen, dem trutzigen Angeſicht und dem ſpottbereiten Munde einem Kämpfer von Sempach oder Morgarten.

Eigenthümlich wie des Hotzen Ausſehen iſt auch ſeine Geſchichte. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ſtifteten die Waldleute die Hauenſteiner Einung von acht Bezirken, zu allererſt gegen äußere Feinde, weil „der Heilige" keinen Schutz gewährte (unter dem Heiligen iſt Sanct Bläſi, nämlich die Abtei Sanct Blaſien zu verſtehen). Bald wurden „die acht Mannen" ſich der eigenen Kraft auch gegen die Herrſchaft bewußt. Im Jahr 1371 überfielen ſie das Stift und führten deſſen Amtleute gefangen hinweg. Aehnliches vollführten ſie vier Jahrzehnte ſpäter. Der Kloſtervogt wollte ein Weib gefangen von dannen führen, weil ſie des Heiligen Gefälle verkürzt habe; da griffen die Hotzen ihn mit ſeinen Knechten und warfen ihn in den Thurm. Sie hatten von ihren Oberherrn, den Herzogen in Oeſterreich, ſchon längſt das koſtbare Vorrecht erworben, in allen Fällen nur im Ländchen ſelbſt von ihres Gleichen gerichtet zu werden. Auch ihre Verwaltung beſorgten ſie ſelbſt durch freie Wahl der Vorſteher, welche allein der Einung Rechenſchaft ablegten. Ihr Recht, Waffen zu tragen, wird ſchon in den Briefen jener Tage ausdrücklich erwähnt. Seltſamerweiſe, ſagt ein Geſchichtſchreiber, liefen neben dieſen Freiheiten die drückendſten Laſten der Leibeigenſchaft fort, da nur ein Theil der Waldleute ſeine und ſeiner Güter altdeutſche Freiheit bewahrt hatte. Kein eigener Mann durfte ein anderes Weib freien, als ein eigenes-

nahm er dennoch eine Freie, ſo waren die Kinder nichtsdeſtoweniger leibeigen. Alle unehelichen Kinder gehörten dem Heiligen mit Haut und Haar. Dieſe und andere Laſten, im grellſten Gegenſatz zur volksthümlichen Freiheit, mußten die Waldleute bei jeder Gelegenheit daran erinnern, wie unnatürlich und unwürdig dieſer Druck ſey. Auf dieſen Widerwillen gegen geiſtliche und weltliche Herrſchaft rechneten die Eidgenoſſen, als ſie darauf ausgingen, ihre Stammesgenoſſen auf dem Wald ſich zu verbrüdern. Der Plan einer ſolchen Vereinigung kam nicht zur Ausführung, doch wuchs der Geiſt der Unabhängigkeit unaufhaltſam und im Stillen fort.

Um dieſen unvertilgbaren Zug der Herzen dreht ſich von da an Jahrhunderte hindurch die Geſchichte jener Landestheile, und wird fortan ſchwerlich ruhen und raſten, bevor ſich vollführt, was die Natur begehrt, nur daß vermuthlich in kurzer Friſt der magnetiſche Strom nicht mehr von Norden nach Süden gehen dürfte, ſondern von Mittag gen Mitternacht. Als die Schweiz noch zog, da war im Verhältniß zum Wald ihr Gewicht um vieles geringer, als die Maſſe des einen großen Vaterlandes, welches demnächſt ſeine Anziehungskraft auf die deutſchen Gaue der Eidgenoſſenſchaft üben wird.

Von den Grundzügen der Verfaſſung des Hotzenländchens ſind folgende die bezeichnendſten. Jede Einung wählte alljährlich ihren Achtmann, die Achtmannen erkoren aus ihrer Mitte den Rebmann, der ihre Geſammtheit dem Waldvogt gegenüber vertrat. Die Verwaltung und das bürgerliche Recht beſorgten die Achtmannen in ihren Einungen, und vom Einzelnen ging die Berufung an ſie alle, wenn ſie an gewiſſen Tagen unter der alten Linde zu Gericht ſaßen. Der Waldvogt ſprach Recht in peinlichen Fällen, — für Kaiſer und Reich, behaupteten die Bauern, während Habsburg dagegen ſagte: für das Erzhaus. Zu Gurtwihl im Propſteiſchlößchen hauste der Kloſtervogt, der geſetzt war über die eigenen Leute und über die Hörigen der Abtei.

Unter den Kriegsſtürmen des ſiebzehnten Jahrhunderts ging auch im Hauenſteinſchen alles drunter und drüber; dennoch vergaßen die Bauern nicht ihre alte Verfaſſung, ſo wie die Oberherrn nicht ihre alten Vorrechte, nur daß Kaiſer Leopold I. im Jahr 1704 die Leibeigenſchaft in der Einung aufhob. Der Heilige ſagte nichts dagegen; vielleicht ſah er ſelber hinlänglich ein, daß es ſich für eine geiſtliche Körperſchaft am allerwenigſten ſchicke, getaufte Chriſten als Eigenthum zu beſitzen; zugleich aber kam es ihm vor, als müſſe er um ſo hartnäckiger die hergebrachten Nutzungen feſthalten. In der Sache ſelbſt mochte Sanct Blaſi das Geſetz für ſich haben, doch die Art, in welcher das Stift ſein Recht geltend machen wollte, forderte den Gegenſtoß heraus. Die entlaſſenen Leibeigenen hatten ſich unbefangenen Gemüthes der erlangten Freiheit gefreut und dieſelbe wie ein Geſchenk hingenommen; dann aber wurden ſie gleichſam mit Gewalt zum Nachdenken über ihre Stellung gebracht, und da geriethen ſie denn auf die Folgerung, daß ihre Höfe „mit Wunn und Weid'“ von Gottes und Rechts wegen eben ſo frei ſeyn müßten, wie ſie ſelber. Sie konnten das freilich nicht aus Briefen und Büchern beweiſen, wie z. B. in unſern Tagen W. Zimmermann in ſeiner Geſchichte des großen Bauernkriegs an den Tag gelegt hat, daß der deutſche Bauer auch ein geſchichtliches Anrecht auf Freiheit beſitzt; doch die mangelnde Wiſſenſchaft erſetzte ſich durch die Sage. Wie im Traum das menſchliche Bewußtſeyn ſich in Bilder kleidet und wir, vom Schlaf befangen, eine angenehme Regung oder ein ſchmerzliches Gefühl nur mit der Ausſtattung bunter Einbildungen empfinden, ſo auch wird im Volke das Wiſſen zum Mährchen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Juli.

Der Auszug der Studenten.

„Es knallt, aber es verhallt,“ hat einmal der alte Thibaut geſagt. Das mag auch von unſern Studentengeſchichten gelten, welche die letzten Wochen ausfüllten. Ein miniſterieller Erlaß hatte den von einer Minorität der Akademiker gegründeten demokratiſchen Verein aufgelöst; was darauf erfolgte, iſt bekannt. Am Morgen des 17. Juli verſammelten ſich auf dem Karlsplatze, mit geringer Ausnahme, alle Jünger der Wiſſenſchaft, beinahe ſechshundert an der Zahl, mit wehenden Fahnen, mit wanderluſtigen Geſichtern, die Wandertaſche auf dem Rücken, theilnehmend umringt von den wimmelnden Zuſchauern. In großer Stille und Ordnung ging der Zug, von Tauſenden aus dem Volke umringt, nach dem Bahnhof. So groß iſt der in den Gemüthern überall aufgehäufte Zündſtoff, daß es nur eines jungen, wie es ſcheint begabten, achtzehnjährigen Menſchen

bedurfte, Hirſch aus Magdeburg, um dieſe politiſchen Erregungen heraufzubeſchwören. Er hielt auch noch vor der Abfahrt vom Gipfel eines Gebäudes eine kurze Anrede an die Bürger. All die jungen Geſichter ſahen recht hoffnungsvoll und vertrauend aus den Wagen heraus, und noch einmal flogen all die ſchmucken Mützen in den winkenden Händen. In dem für die übrigen Reiſenden beſtimmten Wagen ſaß ein Mann mit mächtigem Barte. „Das iſt der Hecker!“ ſagte Jemand von den Umſtehenden. Alles lachte und jener lachte mit. Ein Anderer hing aber jezt wirklich ein großes Bild Heckers aus dem Wagen und fuhr ſo mit davon, zum allgemeinen Vergnügen. So nahe ſteht die Ironie neben dem Tragiſchen, und ich möchte hiemit nicht bloß die Leichtfertigkeit unſerer Epoche charakteriſirt haben, denn es iſt eben doch auch der tiefere im Leben wurzelnde Humor. Von den vier- bis fünfhundert ausgezogenen Studenten kehrten manche Ausreißer ſogleich wieder um, die Weſtphalen und Preußen hatten ohnehin ihr Zurückbleiben mit einem glänzenden Commers aufwärts am Felſenufer des Neckars gefeiert. Zu den Muſenſöhnen, welche ſich der gaſtlichen Pfalz vertrauten, gehörten auch zwei Griechen, zwei Grafen Romans aus Zante. Unter die Bezüge, welche man oft zwiſchen Zahlen findet, dürfte eingereiht werden, daß die drei Studentenauszüge, welche in dieſem Jahrhundert zu Heidelberg ſtattgefunden, immer durch zwanzig Jahre von einander getrennt waren: 1808, 1828, 1848. Der verlezte, der von 1828, war hochpolitiſch; man wollte damals an die Burſchenſchaft. Bei dieſer Gelegenheit trat Mittermaier, deſſen Haus auf dem Karlsplatze ſteht, in ſehr gelehrtem Negligé unter die Studenten und beſchwor ſie, ſich nicht unglücklich zu machen. Ehe er aber ſeine Beredtſamkeit weiter entwickeln konnte, rief ihm einer zu: „Aus Ihnen ſpricht das Louis'er-Fieber.“ Dießmal konnte der berühmte Juriſt ſeine Zöglinge nicht abmahnen; das Parlament hält ihn fern. „Es maiert ſich in der Mitte,“ iſt eine in der Paulskirche ſehr heimiſch gewordene Redensart. Man muß ſich überhaupt immer wieder von neuem wundern, mit welcher Dampfkraft die Zeit an den ſchönſten Feldern der Popularität vorbeifährt. Davon weiß auch Gervinus zu erzählen. „Die Hofrathszeitung“ heißt hier im Volk die deutſche. Ich weiß nicht, ob er an der hiſtoriſchen Niederlage erkrankt iſt, welche die Doktrinärs durch die Reichsverweſerswahl erlitten — es iſt ſehr geſcheuten Leuten immer gar ſchmerzhaft, einmal unrecht haben zu ſollen — aber leider kam Gervinus mit äußerſt angegriffener Geſundheit von Frankfurt heim, ſo daß er eine Badekur, ich glaube in Baden-Baden, braucht. Mit Wehmuth betrachte ich dieſe Intelligenzen, dieſe Männer, welche die Zeit ſo weit getragen haben und nun von ihr nicht weiter getragen werden, dieſe Männer, die der einen Partei zu weit vorausgeeilt, der andern zu weit zurückgeblieben, feindlich zwiſchen beide geſtellt, mit Gewiſſen und Ehrgeiz ſicher ſchwere Kämpfe zu beſtehen haben. Die weiße Gervinusvilla, ſonſt der edle Sitz des Wiſſens und der Kunſt, wie einſam blickt ſie über die grünen Wellen zu mir her! Dieſes ganze Neckarufer iſt verwaiſt von ſeinen geiſtigen Größen. Hier das Haus Weikers, das Gervinus gebaut, der Garten, den er angelegt im geſprengten Felſen. Der Nachbarſchaft wegen fällt mir Berthold Auerbach ein, der an der Brücke in einem ſchloßähnlichen, mit faſt orientaliſchem Luxus eingerichteten Gebäude wohnte, und hier des Lebens höchſtes Glück, des Lebens bitterſtes Weh im raſchen Schickſalswechſel erfuhr. Die Frau, die er wie ſeine gute Fee heimgeführt, ſtarb nach der Geburt des erſten Kindes, das der Verfaſſer „der Profeſſorin“ kürzlich zu ſeinem Schwiegervater nach Breslau brachte. Robert Mohl hat ſeinen Herd in der Hauptſtraße in einem jener ſchönen alten Patrizierhäuſer gewählt, durch deren dunkle Vorhallen man in das heitere Grün des Gartens und der Berge blickt.

(Schluß folgt.)

Aus Sachſen, Juli.

Die Noth der Zeit.

Leipzig als Handelsſtadt hat mehr als die meiſten andern Städte Deutſchlands durch die Ereigniſſe der lezten Monate gelitten. Vorher war Leipzig vor allen andern großen Städten Deutſchlands dadurch ausgezeichnet, daß es faſt gar keine Proletarier hatte. Der Verkehr war daſelbſt in den lezten Jahren im ſelben ſtarken Verhältniß geſtiegen, wie die Bevölkerung, und Jedermann fand daher lohnende Beſchäftigung. Das hat ſich nun freilich ſtark geändert. Mehrere der bedeutendſten Handlungshäuſer ſind dem Bankbruch nahe gebracht, und nur die Allgemeinheit der Nothverhältniſſe und die dadurch veranlaßte Nachſicht ſchüzt ſie vor dem Untergang; aber ihre Geſchäfte, ſo wie die der meiſten andern Kaufleute ſind auf die Hälfte zurückgebracht, wodurch eine große Anzahl von Handlungsdienern brodlos geworden iſt. Die Zahl der leztern wird noch vermehrt durch Kaufleute, welche bisher ein ſelbſtändiges Geſchäft betrieben haben, dieſes aber in Folge der Zeitumſtände ganz haben aufgeben müſſen. Noch ſchwerer laſten dieſe Verhältniſſe natürlich auf den Handarbeitern aller Art. Faſt alle Fabrikanten Leipzigs haben einen großen Theil ihrer Arbeiter entlaſſen müſſen. Gebaut wird faſt gar nichts, während in den lezten Jahren Tauſende von Arbeitern bei den zahlreichen Neubauten in der Stadt und in der Nähe derſelben beſchäftigt waren. Nun hat zwar die Stadtbehörde Erdarbeiten beginnen laſſen, bei denen ein Theil dieſer Arbeiter Beſchäftigung findet, andere werden theils durch ihre glücklicheren Gewerbsgenoſſen, theils durch Spenden wohlhabender Bewohner Leipzigs unterſtüzt, aber gerade dieſe ſind in einer Lage, welche ſie dem Müſſiggange, und ſomit der Entſittlichung in die Arme führt. Sie treiben ſich in den Schenken und auf der Landſtraße umher, und man hat ſchon mehrfach vernommen, daß Wanderer auf abgelegenen Wegen in der unverſchämteſten Form um Unterſtüzung erſucht, oder auch geradezu räuberiſch angefallen worden ſind. — Unter ſolchen Umſtänden darf man ſich nun freilich nicht wundern, daß die Mehrzahl der Bewohner den Bewegungen der lezten Monate und ihren Anſtiftern nicht eben hold iſt. Solche Leute nennt man jezt — freilich mißbräuchlich — Reaktionäre. Leute, die wirklich einem Verſuche frühere Zuſtände zurückzuführen die Hand bieten möchten, gibt es in Leipzig ohne Zweifel ſehr wenige; denn ein ſolcher Verſuch würde die Verkehrsverhältniſſe noch viel gründlicher zerrütten, als ſie es jezt ſchon ſind. Die Bemühungen dieſer ſogenannten Reaktionäre beſchränken ſich daher darauf, die Aufgeregten und Unzufriedenen ſo viel als möglich zu beſchwichtigen, ſie wenigſtens von gewaltſamen Ausbrüchen ihrer Unzufriedenheit abzuhalten. Aber gerade dieſes Bemühen wird von denen, welche die Aufregung zu erhalten oder zu vermehren wünſchen, als ein reaktionäres bezeichnet. Mit vollem Recht ſagte vor einigen Tagen Jemand in dem Leipziger Tageblatt: „Was heißt bei unſern Aufwieglern ſträfliche Reaktion? Antwort: Jede beſonnene Belehrung unſerer Mitbürger ohne modiſche Schlagworte, jeder Verſuch ſie zu ermahnen, daß ſie die errungenen Vortheile ohne gewaltſame Störung der Ordnung ausbeuten möchten, kurz jeder Wunſch nach Frieden und Wiederherſtellung des Vertrauens, während diejenigen, die ſich Männer des Fortſchritts nennen, Hader und Zwietracht predigen.“

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 189. Dienſtag den 8. Auguſt 1848.

Non sunt duo, sed una caro. Quod ergo Deus conjunxit, homo non separet.
Matthaeus.

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Fortſezung.)

Das Mährchen von der uralten Hozenfreiheit wurde folgendermaßer erzählt. Zu Hauenſtein auf der Veſte ſaßen die Herrn und Grafen. Der lezte des Stammes, Graf Hans, ſchenkte durch leztwillige Verfügung dem Lande die Freiheit, ſo daß es auf ewige Zeiten zum Reich gehören ſolle und keinen Herrn über ſich erkenne, als die Majeſtät des Kaiſers. Damit die freie Bauerſame ihre Reichsunmittelbarkeit für alle Zeiten behaupte, ordnete Graf Hans die Verfaſſung der Einungen und ſezte den Waldvogt ein, welcher des Volkes Schreiber ſey. Dieſer Graf Hans war ein fabelhaftes Weſen, hervorgegangen aus dem Gedächtniß eines Grafen Johannes IV. von Habsburg-Laufenburg, welcher als öſterreichiſcher Beamter dem Walde eine Zeit lang vorgeſtanden. Zu der Sage geſellte ſich die ununterbrochene Einwirkung der Stammesgenoſſen vom linken Rheinufer im Vereine mit der Erblehre, welche die Wiedertäufer im ſechzehnten Jahrhundert ſo eigenthümlich zur Anſchauung gebracht hatten und die in unſern Tagen unter dem Namen des Communismus wieder auftritt.

Die Hauenſteiner waren von jeher ein Volk von Grüblern, von erregbarſter Einbildungskraft, leichtgläubig bis zum Uebermaß, wo ihnen gefiel, was ſie vernahmen, und von unbezähmbarem Starrſinn im Beharren bei vorgefaßter Meinung. Das Muſterbild eines ächten Hozen aber war ſeiner Zeit der Bauer Hansfriedeli Albiez von Buch, gewöhnlich der Salpeterhans geheißen, weil er ſich mit Salpetergraben beſchäftigte, ſo oft ſein kleines Gut nicht ſeiner Hände bedurfte. Er ſtammte von eigenen Leuten ab, doch hatte ſeine Großmutter, eine Schweizerin, ihn zur Liebe der Freiheit aufgezogen. Von ihm ſagt ein einheimiſcher Geſchichtſchreiber, der Pfarrer Joſeph Lukas Meyer von Gurtwihl: „Ziemlich hohen Wuchſes, mit langem Mannesbarte geziert, ſprach er ſchon durch ſein Aeußeres Jedermann an. Aus ſeinen tiefliegenden Augen blizten ſcharfe Funken hervor. Sein Gewerbe, das ihn von Haus zu Haus führte, übrigens den Bauern nicht angenehm war, hatte ihm eine feine verſchmizte Weiſe eigen gemacht. Mit ernſtem, düſterem Sinn verband er eine üppige Einbildungskraft. Mit dem Selbſtgefühl ſiedelte ſich Uebermuth und Rauheit in ſeinem Gemüth an. Nie ließ ihn ſein herber Witz im Stich; aus dem männlichen Mund quoll volltönend die kräftige Rede. Als Volksredner übertraf ihn keiner. Er beſaß die Kunſt, nach Umſtänden ſich zu ſchmiegen, ſeine Aeußerungen zu mäßigen oder zu ſteigern, bis er ſah, wie er im Strome ſeines Vortrags die Zuhörer hinreißen möge. Mit viel Verſtand begabt, widerſezte er ſich dennoch jeder Belehrung und erſchien zugleich hohen Sinnes, aber trozig, gefaßt, aber auch aufbrauſend. Ueberdieß beſaß er die damals noch ſeltene Kunſt des Leſens und Schreibens. Was er behauptete, galt bei ſeinen Jüngern wie ein Orakelſpruch, und ſie gaben keinen andern Grund an, als: „Er hat's geſagt.“ Man achtete ihn auch als einen frommen Mann, weil er oft nach Todtmoos und Einſiedeln wallfahrtete, kräftig den Roſenkranz betete, fleißig zur Kirche ging.“

Das erſte Auftreten dieſes „Volksmannes" fällt in das Jahr 1719, wo er ſich in offenem Dinggericht den Anſprüchen des Stiftes Sankt Blaſien widerſezte. Die Waldleute fielen ihm zu, und im Stillen entſtand die Bruderſchaft der Salpeterer. Die Lehre, welche zu Anbeginn nur von uraltem Recht bäuerlicher Freiheit geſprochen, bildete ſich nach und nach weiter aus und lautete endlich, theilweiſe ähnlich den Satzungen der rothen Fahne unſerer Tage: „unter Gottes Leitung wird das goldene Zeitalter wiederkehren. Die Fürſten werden abgeſchafft, Herrn und Soldaten todtgeſchlagen, Steuern, Abgaben und Zinſe für immer aufgehoben. Jedermann wird frei ſeyn und nur das Wort Gottes allein richten. Die erwählten Brüder theilen ſodann die Güter ihrer Gegner unter ſich. Alle Angelegenheiten ſchlichtet der Hausvater unter dem Baume vor ſeinem Hauſe im Kreiſe der Seinigen. Bevor aber dieſe Zeit ankommt, müſſen die Erwählten theils in Kerkern ſchmachten, theils Folter und Tod erdulden." Aus dieſen Anfängen entwickelten ſich Unruhen, welche ſich ein paarmal zu offenem Aufruhr ſteigerten und zu Blutvergießen, Einkerkerung und Hinrichtungen führten, ſo daß der lezte Theil der Verheißung um ſo vollſtändiger in Erfüllung ging, je weniger der erſte ſich verwirklichte. Die Erzählung der Salpetererbewegung in ihren verſchiedenen Abtheilungen vom Jahr 1727 an bis 1755, mit dem Nachhall von 1815 gehört nicht hierher, ſo anziehend und lehrreich die Ereigniſſe auch klingen würden. Hier muß die Bemerkung genügen, daß eine wirkende Urſache der Fieberanfälle offenbar die unnatürliche Trennung der Stammesgenoſſen war, die durch Urſprung und ununterbrochene Beziehungen von jeher zu einander gehörten und in angeborenem Drang ſtets der Wiedervereinigung zuſtreben. Dieſer unbewußte Trieb arbeitet unabläſſig im Herzen des Volks, zur Stunde gerade ſo wie vor einem Jahrhundert, da ein Anwalt von Baſel, Doktor Linder, die Hauenſteiner Bauern gegen Sankt Blaſien und gegen das Erzhaus aufwiegelte, um ſie, ihnen ſelbſt ſchier unmerklich, dem Bunde der Eidgenoſſenſchaft zuzuführen.

Das Hotzenländchen endet gen Niedergang auf den Höhen zwiſchen Murg und Werra. Jenſeits der Werra ragt ein anderer Gebirgsſtock, ebenfalls ein Ausläufer des Feldbergs, der, ſüdweſtlich vorgeſchoben, ſich bis gegen Baſel hin erſtreckt und die linke Wand des Wieſenthales bildet. Das Wieſenthal, berühmt als Hebels Heimath, iſt der Schwerpunkt des Gaues zwiſchen der Werra und der Waſſerſcheide des Blauen. Die thatſächliche Hauptſtadt dieſes betriebſamen Bezirkes ſtellt Baſel vor, ohne daß die gewaltſame Trennung durch Grenzpfähle, die noch gewaltſamere Abſperrung durch Zollinien die gegenſeitigen Beziehungen hätten aufheben können. Geſchichtlich und natürlich gehört die alte Biſchofsſtadt der Landſchaft zu, während ihre Verbindung mit der Schweiz geradezu nur eine künſtliche, eine gezwungene heißen kann. Das haben, um von frühern Vorgängen zu ſchweigen, die Zeichen der Zeit nach dem Jahre 1830 gar deutlich an den Tag gelegt, als Baſel von Seiten der Eidgenoſſenſchaft wie ein Stiefkind behandelt wurde, und unter einem großen Theil der Bürgerſchaft ſich mehr als einmal die Neigung zum Anſchluß an Baden regte. Wäre in den dreißiger Jahren das Gebiet der ehemaligen Landgrafſchaft Sauſenberg Beſtandtheil eines mächtigen Reiches geweſen, ſtatt dem kleinen Großherzogthum Baden anzugehören, ſo würde dieſer Anſchluß vermuthlich erfolgt ſeyn. Heute nun iſt Baden, wenn ſchon ein ſelbſtſtändig abgeſchloſſenes Land, doch kein Sondergebiet mehr, ſondern gehört in lebendiger Gliederung dem deutſchen Reiche zu; auch iſt thatſächlich der Begriff fürſtlichen Beſitzes von Land und Leuten abgethan, und ſo dürfte es ſich eines ſchönen Morgens fügen, daß von allen losgetrennten Theilen des deutſchen Landes gerade Baſel zu allererſt wieder dahin zurückkehrte, wohin es um ſeiner innerlichſten Neigung und um ſeiner äußern Wohlfahrt willen gehört.

(Fortſezung folgt.)

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſezung.)

Wer Paris kennt, weiß, daß es von der Ebene Monceau, an der Madelaine vorbei, die Boulevards entlang bis zur Rue du Temple und von dort nach dem Hôtel de Ville ein ſehr weiter Marſch iſt. Das Hôtel de Ville war für dieſen Tag unſer Endziel; wir wollten hier in Maſſe die Regierung um Waffen bitten, damit wir im Stande wären für die Freiheit unſerer Landsleute mitzukämpfen. — Unſere Promenade dauerte ſehr lange; denn alle dreihundert Schritte machte man Halt, um einen der Aprilangeklagten anzuhören, welcher mit beneidenswerther Stentorſtimme ſehr feurige Reden über das Thema hielt: „das Zeitalter der Könige iſt vorüber, das Zeitalter der Volksherrſchaft hat begonnen." Er fand ein zahlreiches Auditorium, denn es war, glaube ich, Sonntag und die Boulevards wimmelten von Spaziergängern. — Es war finſter, als der zu ungeheurer Stärke angeſchwollene Zug vor dem Hôtel de Ville anlangte. Der Franzoſe mit der Stentorſtimme hielt ſeine lezte Rede und forderte darin das franzöſiſche Volk auf, uns

Waffen zu geben, welche Bitte von Allen mit lautem Ruf wiederholt wurde.

Da viele der Führer noch für denſelben Abend eine Zuſammenkunft im Café Muhlhouſe verabredet hatten, ſo fand ich mich auch dort ein und erfuhr hier das Nähere über die Entſtehung der deutſchen demokratiſchen Geſellſchaft. — Adalbert von Bornſtedt, der bekannte Redakteur der Brüſſler deutſchen Zeitung, war kurz nach der Pariſer Revolution nach Paris gekommen. Da die dort anweſenden Repräſentanten aller Nationen ſich vereinigten, der proviſoriſchen Regierung eine glückwünſchende Adreſſe zu überreichen, ſo brachte Bornſtedt eine ſolche auch von Seiten der Deutſchen in Vorſchlag; dieſelbe fand Anklang. Zwei Entwürfe zu dieſer Adreſſe, einer von Herwegh, der andere von Venedey, wurden vorgelegt und in einer kleinen Verſammlung discutirt. Venedeys Adreſſe wurde verworfen, die Herweghs angenommen. — Die Adreſſe, die aus den Journalen bekannt iſt, wurde überreicht und von dem Juſtizminiſter Cremieux beantwortet. Bei der Ueberreichung waren unter andern auch drei Abgeſandte der Londoner Communiſten, und ein Herr Doll, der im Jahr 1842 in Koblenz arretirt und feſtgeſetzt worden, weil er zum Bund der Geächteten gehört hatte. — Dieſer „Bund" war zu jener Zeit von Venedey geſtiftet worden, der damals noch nicht daran dachte, einſt Mitglied eines lauwarmen deutſchen Parlaments zu werden, ſondern einer der wüthendſten Fürſtenfreſſer war. — Durch das Verwerfen ſeiner Adreſſe war er auf's Empfindlichſte gekränkt worden. Er zog ſich von der Geſellſchaft zurück und beſchäftigte ſich von nun an damit, Artikel gegen die deutſchen Demokraten in der Kölner Zeitung zu veröffentlichen. „Umgeſattelt" hatte er indeſſen ſchon ſeit längerer Zeit.

Zugleich mit dieſer Adreßkommiſſion, oder ſchon etwas früher, hatte ſich eine andere kleine Geſellſchaft von Deutſchen gebildet, zu der jener Doll gehörte. Beide Geſellſchaften vereinigten ſich und man beſchloß, „die deutſche demokratiſche Geſellſchaft" zu bilden, zu deren Leitung ſogleich ein Comité gewählt wurde; und da man einen vortheilhaft bekannten, in Deutſchland gut klingenden Namen an der Spitze zu ſehen wünſchte, ſo trug man Georg Herwegh die Präſidentſchaft an. Dieſer neigte ſich damals zu den Communiſten und war, wenn ich nicht irre, Mitglied ihres Klubs in Paris. Was ihn beſonders zur Annahme beſtimmte, war der Umſtand, daß ihm daran lag, die Präſidentſchaft den Händen Bornſtedts zu entreißen, deſſen Namen — ob mit Recht oder mit Unrecht, weiß ich nicht — weder in Paris noch in Deutſchland einen guten Klang haben ſollte.

Das Comité, welches ich bei meinem Eintritt in die Geſellſchaft vorfand, beſtand erſtlich aus dem Präſidenten Herwegh und den Vicepräſidenten Bornſtedt und von Löwenfels. — Herr von Löwenfels war Lieutenant bei einem preußiſchen Infanterieregiment und Lehrer der franzöſiſchen Sprache und der Mathematik bei der Diviſionsſchule geweſen. Aus Liebe zum Lehrfach hatte er nach kurzer Dienſtzeit ſeinen Abſchied genommen und war Schullehrer geworden. Nach der Revolution kam er nach Paris und zeichnete ſich hier unter den Deutſchen durch ſeinen Eifer, leider aber auch durch ſeinen, wenn auch ſehr ehrenhaften Ehrgeiz aus. Das höchſte Ziel ſeines Strebens war es, als Befehlshaber eines Heers ſein Vaterland in Erſtaunen zu ſetzen. Uebrigens war er damals noch nicht Republikaner, ſondern ſchwärmte für die Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſerthums.

Unter den andern Comitémitgliedern nenne ich nur Karl Börnſtein, Doll, Fuhrmann, Reinhardt Schimmelpfennig und Sturmfels; ich muß ehrlich geſtehen, daß ich die Namen der andern Mitglieder nicht kannte. Karl Börnſtein diente früher bei der öſterreichiſchen Artillerie und ſchwang ſich dann zum Feldwebel bei einem Infanterieregiment empor. Als in Gallizien Unruhen ausbrachen, wurde er — damals war er noch Artilleriſt — dorthin geſchickt. Zum Schlagen iſt es zu jener Zeit, ſo viel ich weiß, nicht gekommen; allein in Paris war es unter den Deutſchen allgemein bekannt, daß Karl Börnſtein, der in Ungarn ſein Regiment verlaſſen mußte, „einen Feldzug in Polen," oder den polniſchen Krieg mitgemacht habe, ob aber als General oder Korporal, darüber waren nur Wenige unterrichtet, ich nicht. Fuhrmann und Sturmfels waren mir und der Welt bisher unbekannt geblieben, aber ſehr brave Männer.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Sachſen, Juli.

(Fortſetzung.)

Die Republikaner.

Mit etwas mehr Recht werden die hieſigen Freunde der Ruhe und Ordnung von den Gegnern Philiſter genannt. Es ſind ohne Zweifel viele unter ihnen, welche auch die ſchlimmſten politiſchen Zuſtände ſich gerne gefallen laſſen würden, wenn ſie dabei ſich in Ruhe und Behaglichkeit ihrer Reichthümer erfreuen dürften. Ich möchte aber freilich nicht dafür bürgen, daß viele von denen, welche jetzt am eifrigſten den Egoismus dieſer Phi-

liſter ſchelten und anklagen, dieſer ihrer Geſinnung vollkommen treu bleiben würden, wenn ſie plötzlich mit einigen Hunderttauſenden von Thalern ausgeſtattet würden. Wenigſtens iſt es eine unbeſtrittene Thatſache, daß alle diejenigen, welche ſich hier mit beſonderem Eifer für den Fortſchritt intereſſiren und vor den Ränken der Reaktionäre warnen, nicht mit irdiſchen Schätzen überhäuft ſind. Dieſe Leute ſind meiſt Literaten oder Advokaten. Leipzig iſt bekanntlich der Mittelpunkt des deutſchen, namentlich des norddeutſchen Buchhandels, und es beherbergt daher ſchon ſeit längerer Zeit eine beträchtliche Anzahl von Schriftſtellern. Unter dieſen ſind nun viele, welche weder Aemter noch reiche Frauen haben, und welche ſich auch bisher keiner beſondern Anerkennung und in Folge deſſen keiner beträchtlichen Honorare erfreuten. Dieſe Herren haben ſich nun mit beſonderem Eifer der Politik gewidmet, und ſich zu dieſem Ende mit einer Anzahl junger Juriſten verbunden, welche man früher königlich ſächſiſche Umſonſtarbeiter zu nennen pflegte. Die Gewohnheit der frühern deutſchen Regierungen, die Mehrzahl ihrer Beamten ſechs, acht, zehn Jahre unentgeltlich arbeiten zu laſſen, hat offenbar die Bewegungen der lezten Monate ſehr gefördert. Ein großer Theil der jungen Männer, welche unter jener Einrichtung litten, hat ſich zu Leitern dieſer Bewegung aufgeworfen, und unter ihnen finden ſich nicht ſelten eifrige Vertheidiger jener ſeltſamen Anſicht, nach welcher die Uebelſtände, über welche man ſich jezt beklagt, von der monarchiſchen Regierungsform durchaus untrennbar, mit der republikaniſchen Regierungsform dagegen eben ſo entſchieden unverträglich ſind. Es gibt mithin nach dieſer Anſicht ein außerordentlich bequemes Mittel, alle Leiden der Gegenwart zu beſeitigen: man führe die Republik ein, und alles Uebrige macht ſich von ſelbſt. — Indeſſen muß man unſern Leipziger Republikanern zugeſtehen, daß ſie bei weitem weniger wild und blutdürſtig ſind als die Republikaner einiger benachbarten Großſtädte. Sie erklären ſogar, daß ſie die Republik nicht mit den Waffen der Gewalt, ſondern mit den Waffen des Geiſtes einführen wollen; auch verſichern ſie, daß ſie zunächſt nur eine republikaniſche Einrichtung der deutſchen Centralregierung verlangen. Ob die einzelnen Staaten Deutſchlands und namentlich Sachſen künftig ebenfalls Republiken werden ſollen, darüber haben dieſe Herren, wie es ſcheint, noch keinen definitiven Entſchluß gefaßt, ja einige unter ihnen gehen ſogar in der Mildherzigkeit ſo weit, daß ſie erklären, ſie würden es vielleicht erlauben, daß Sachſen bis zum Tode des jetzigen Königs noch Monarchie bleibe. Andere erklären zwar dieſe Nachgiebigkeit für unſtatthaft, verſichern aber doch, auch ſie wollten den König von Sachſen nicht ganz abſetzen, er ſolle vielmehr Präſident der neuen ſächſiſchen Republik werden, und ſich ſogar eines Dienſteinkommens von 40 bis 50,000 Thalern erfreuen.

(Schluß folgt.)

Heidelberg, Juli.

(Schluß.)

Rückkehr der Studenten

Wenn man all dieſe verödete Häuslichkeit ſieht, all dieſe leeren Gelehrtenzimmer, von denen einſt ſo viele Geſchenke der Wiſſenſchaft ausgegangen ſind, ſo fragt man ſich, welche Erfahrungen dafür der laute Markt des Tages in die Wagſchale legen wird, und fühlt ſich gerührt von den Opfern, welche dieſe Männer dem Vaterland bringen zu ſeinem neuen und größten Dombau, deſſen Verhalle die Paulskirche iſt. Heidelberg ſelbſt hat durch den Umſchwung der Dinge verloren, wie denn Frankfurt wohl die einzige Stadt in Deutſchland ſeyn dürfte, welche augenblicklich dadurch gewonnen hat. Hier iſt kaum mehr eine Spur von dem frühern Durchzug der Fremden. Die Engländer reiſen natürlich jezt nicht auf dem veſuviſchen Continent. — Im Ganzen ſchien es hier bis zu den neueſten Dekreten ganz idylliſch ruhig, denn die Bürgerſchaft hielt ſeit dem Ausbruch im Frühling die Feuerſtoffe ſtreng darnieder. Nachdem aber die Studenten abgezogen waren, konnte man manch heftiges Wort hören; es hatten in der Nacht vorher Katzenmuſiken bei dem Univerſitätsamtmann u. ſ. w. ſtattgefunden; jezt wurden Volksverſammlungen beſchieden; der bekanntlich aus dem Parlament getretene Hofrath Kapp hielt vom Balkon des Rathhauſes eine Rede, und Deputationen wurden beſchloſſen. Indeſſen ließen ſich's die Studenten an der Hardt ganz wohl behagen und kehrten erſt nach Verfluß von acht Tagen zurück, als die Auflöſung ſämmtlicher Demokratenvereine in Baden den Grund der Entfernung gehoben hatte. Von allen Häuſern, aus allen Fenſtern flatterten die deutſchen Fahnen, als die Muſenſöhne zurückkamen. Freilich konnte man auch hin und wieder vernehmen: „Meine Fahne kommt nur dann wieder heraus, wenn der Reichsverweſer einzieht.“ Heidelberg hatte aber nun doch wieder ſeine lächelnde Phyſiognomie. Selbſt von dem prächtigen altersbraunen Söllerhauſe bei der Hauptkirche, auf deſſen Sims Gras wächst, vom Gaſthaus zum Ritter, in welchem einſt der Götz über Nacht herbergte, wehte Schwarz-Gold-Roth, und all die hübſchen Mädchen arbeiteten wieder an den offenen Fenſtern der Erdgeſchoſſe, und all die gemalten ſteifen Pfeifenköpfe, all die geſtickten Sammtmützen und Tabaksbeutel in den ſchmucken Laden waren nicht mehr verwittwet. Möchte aber nicht für die Regierungen eine Lehre in der Thatſache liegen, daß in ein paar Tagen zu Neuſtadt die Zahl der Anhänger des demokratiſchen Vereins unter den Studenten von vierzig auf ſechzig geſtiegen war, darunter Mancher, der beim Auszug ſich noch entſchieden gegen die Tendenz des Klubs erklärt hatte? — Wir erlebten kürzlich den Durchzug einiger Leute von Herweghs Schaar, die von Bruchſal in ihre Heimath (Trier) ſpedirt wurden. Im Publikum circulirt der Witz: Herwegh laſſe eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte erſcheinen, in Spritzleder. — Einige Verhaftungen haben ſtattgefunden, darunter der Zeichner einer Karrikatur, welche hier in allen Bilderladen hing, in denen gewöhnlich die gelehrten conſervativen Geſichter der berühmten Profeſſoren mit fac simile, neben dem Kleeblatt Hecker, Struve und dem Statthalter von Conſtanz prangen, der Erzherzog Johann neben dem Verbannten von Muttenz in ſeiner Rednerzeit auf der badiſchen Tribüne. Das erwähnte Blatt ſtellt den deutſchen Michel vor, als Patient. Er ſpricht zu ſeinem Arzt: „Herr Doktor, wann werd' ich denn von den vier-und-dreißig Blutegeln befreit?“ Dieſer erwiedert: „Lieber Michel, ich will dir noch einen vorne an die Stirne ſetzen.“ Dieſer lezte aber trägt die Habsburger Züge. Die übrigen vier-und-dreißig haben alle die betreffenden Wappen der Fürſtenhäuſer auf dem Rücken. Es gibt Leute, welche meinen man ſollte den Reichsverweſer ſtatt als Blutegel als Pelikan darſtellen, der ſich die eigene Bruſt aufreißt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 190. Mittwoch den 9. Auguſt 1848.

— Manſit concordia discors.
Lucan.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

In jener Zuſammenkunft im Café Muhlhouſe nahm mich Reinhardt auf die Seite und eröffnete mir, er wolle das Commando niederlegen, wenn ich bereit wäre es zu übernehmen. Ich entgegnete, die Entſcheidung darüber müſſe wohl dem Comité überlaſſen werden, es ſcheine aber wünſchenswerth, daß ein erfahrener General an unſere Spitze trete. — Am andern Abend, in einer Verſammlung bei der Madelaine, näherte ſich mir Herr von Löwenfels und ſprach ſeine Unzufriedenheit über Reinhardt und den Wunſch aus, daß ich an deſſen Stelle das Kommando übernehmen möchte. Da ich indeſſen keine Schritte zu dieſem Zwecke that, ſo blieb die Sache einſtweilen unentſchieden.

Bornſtedt war von Allen der thätigſte; er hatte in der Straße Montmartre 64 ſein Quartier aufgeſchlagen und ein „Central-Büreau" eingerichtet. Jeden Abend beſuchte er die verſchiedenen Pariſer Klubs und ſprach unaufhörlich, um die Franzoſen für unſere Sache zu intereſſiren und ſie geneigt zu machen, uns Geld und Waffen zu geben. Seine Bemühungen hatten Erfolg, wir bekamen etwa 150 Gewehre geſchenkt und es ging wenigſtens ſo viel Geld ein, um die laufenden Ausgaben zu beſtreiten. Plakate mit Aufforderungen zur Unterſtützung waren an allen Straßenecken zu finden und das Centralbüreau war vom Morgen bis zum Abend von Leuten voll, welche ſich in die Liſten der Geſellſchaft eintragen ließen. — Die Comitéſitzungen fanden in einem Wirthshaus der Straße Montorgueil ſtatt. Man hatte die Führer der Sektionen, die von nun an Compagnien genannt wurden, mit hinein gezogen, und in dieſer Eigenſchaft fand auch ich dort Eingang. — Dieſe Sitzungen mißfielen mir gründlich. Von einer Diskuſſion war faſt nie die Rede, denn jede dem Comité mißliebige Bemerkung wurde von den Leitern deſſelben mit verletzender Heftigkeit abgewieſen. Der Unwille gegen dieſe Diktatur und gegen die im Ganzen herrſchende Unordnung war allgemein. Mich machte dieß ſo mißmuthig, daß ich mich zurückzuziehen beſchloß, wenn dieſem gewaltthätigen und dabei kindiſchen Treiben nicht ein Ende gemacht würde.

Während die ganze Thätigkeit des Comités ſich hauptſächlich darauf beſchränkte Geld zuſammen zu bringen, waren die Leute der Legion äußerſt ungeduldig. Die Meiſten hatten ihre Arbeit aufgegeben und wollten nicht nutzlos ihr Geld in Paris verzehren. Sie trieben zum Abmarſch; man hielt ſie von einem Tag zum andern hin und machte ſie endlich ſo böſe, daß ſie förmlich rebellirten. — Ihr Charakter hatte ſich überhaupt in der lezten Zeit merklich geändert, und daran waren Louis Blanc, Bornſtedt und das Comité Schuld. Louis Blanc machte die franzöſiſchen, Bornſtedt die deutſchen Arbeiter verrückt. Man ſchmeichelte ihnen auf's unverſchämteſte, ſo daß ſie endlich glauben mußten, die ganze Revolution ſey nur durch ſie und für ſie gemacht worden. Mancher beſcheidene, fleißige Arbeiter wurde dadurch ein aufgeblaſener fauler Narr, der verlangte, die Regierung ſolle dafür ſorgen, daß er faulenzen und gut leben könne. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der beſſere Theil der Arbeiter nicht ſo dachte.

Aehnliche Dinge wie Louis Blanc predigte Bornſtedt unſern Leuten, bei denen er ſich dadurch populär machte, daß er ſie Du nannte und ſich von ihnen ſo nennen ließ, und daß er ihre Kleidung und ihre Manieren annahm. Er wußte es zu veranſtalten, daß Arbeiter im Comité aufgenommen wurden, was auch ganz zweckmäßig und vernünftig geweſen wäre, wenn er nicht gerade ſolche Leute ausgeſucht hätte, welche beſonders lenkſam und beſcheiden waren und nur dazu dienten, ſeinen Einfluß zu verſtärken und falſche Ideen von Freiheit und Gleichheit zu verbreiten. — Dadurch wurde in der Legion ein Geiſt hervorgerufen, der aller Ordnung und Disciplin ſchnurſtracks entgegen war. Bei einer militäriſchen Expedition iſt es durchaus nöthig, daß die Anführer von den Leuten als etwas Beſonderes betrachtet werden; dieß iſt aber unmöglich, wenn man ihnen tagtäglich predigt: „die Anführer ſind nichts Beſſeres als ihr, ſie ſind eure Diener, und diejenigen, welche ſich durch ihre Schritte und ihr Benehmen von euch auszeichnen wollen, ſind Ariſtokraten.“

Es war gewiß keiner unter uns, der die Grundſätze der wahren Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht im Herzen getragen hätte; allein es war ſicher ein falſcher Weg, dieſe Gleichheit dadurch herbeiführen zu wollen, daß die Gebildeten die Sprache und die Manieren der Ungebildeten nachahmten, und die Brüderlichkeit beſteht ſchwerlich darin, mit den Leuten Schnaps zu trinken und ſich mit ihnen zu duzen. — Dieſe unverdauten Ideen von Freiheit und Gleichheit haben uns unendlichen Schaden gethan und das Scheitern unſeres Unternehmens herbeigeführt. Herwegh machte durch ſeine Anſichten, wenn ſie auch von denen Bornſtedts ſehr weit entfernt waren, das Uebel noch ärger. Drang ich auf Einführung militäriſcher Ordnung, ſo konnte er wüthend werden und rief einmal über das andere: „Ich will keine Soldaten! ich will keine Kamaſchenknechte!“ — Ich war genöthigt die Sache gehen zu laſſen wie ſie ging, und ſie ging herzlich ſchlecht.

Um die Ungeduldigſten der Legion aus Paris fortzuſchaffen, wurde in einer Comitéſitzung auf Bornſtedts Vorſchlag beſchloſſen, daß an einem der nächſten Tage 500 Mann abmarſchiren ſollten. Vergebens machte ich auf die Unmöglichkeit aufmerkſam, in dieſer Friſt die nöthigen Mittel herbei zu ſchaffen, wozu in der That noch nicht das geringſte geſchehen war. Die Folge davon war, daß man 250 Mann unter Reinhardts Führung faſt ohne Geld und ohne Marſchroute nach Straßburg abſchickte.

Da einem Geſetz gemäß jeder deutſche Arbeiter, der in ſeine Heimath zurückkehren wollte, eine Marſchroute mit Geldunterſtützung bis an die Grenze erhielt, ſo gaben ſich Herwegh und Bornſtedt Mühe, dieß auch für unſere Leute von der proviſoriſchen Regierung zu erwirken, mit der Hoffnung, daß dieſe ſich geneigt zeigen möchte, uns zugleich mit Waffen, Munition und Geld zu unterſtützen. Man verhandelte mit Ledru-Rollin, Flocon und andern einflußreichen Leuten und fühlte ſich veranlaßt, auf einige ihrer Aeußerungen ſanguiniſche Erwartungen zu bauen, welche man unvorſichtig genug den Leuten auftiſchte. Beſcheidener Zweifel wurde mit Heftigkeit zurückgewieſen. — Man verſäumte indeſſen kein Mittel, die Regierung zu einem günſtigen Entſchluß zu ſtimmen und gewiſſermaßen zu zwingen, namentlich durch Einwirkung auf das Volk, das durch Reden in den zahlreichen Klubs und durch wiederholte öffentliche Manifeſtationen veranlaßt werden ſollte, ſeinen ſouveränen Willen unzweideutig auszuſprechen. — Einige dieſer Manifeſtationen waren in der That großartig und von dem beſten Erfolg in Bezug auf die Stimmung der Pariſer, ſo daß wir ſicher unſern Zweck erreicht hätten, wenn nicht Lamartines Feſtigkeit die Bemühungen unſerer Freunde in der proviſoriſchen Regierung wenigſtens zum Theil zu nichte gemacht hätte. — Unſer eifrigſter und aufrichtigſter Freund war der jetzige Handelsminiſter Flocon, bekanntlich der Geſinnungsgenoſſe und politiſche Verbündete Ledru-Rollins. Flocon iſt nicht allein ein durchaus rechtlicher, achtungswerther Mann, ſondern auch ein ächter Republikaner in der vollſten und ſchönſten Bedeutung des Worts. Ihm waren die Angelegenheiten der Fremden ſpeciell übertragen, und in beſſere, wohlwollendere Hände konnte unſere Sache nicht fallen. Hätte es von ihm allein abgehangen, ſo würden wir Alles erhalten haben, was wir wünſchten und bedurften.

(Fortſetzung folgt.)

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Fortſetzung.)

Eine neue Bürgſchaft dieſer einſtigen Rückkehr ergibt ſich in unſern Tagen aus einer Erſcheinung, die, an und für ſich nur allzutraurig, den lebendigen Zuſammenhang der gewaltſam getrennten Glieder beweiſt. Zu Muttenz, in der Nähe von Baſel, hat der Aufruhr ſein Werbezelt aufgeſchlagen, und nicht die Nähe allein iſt es, ſondern die ſtete innere Beziehung, welche die Gefahr der Einwirkung bedingt. Straßburg iſt eben ſo nahe bei Kehl, als Baſel dem Wieſenthal, aber der Zuſammenhang dort bei weitem nicht ſo lebendig und darum die Wirkung in viel

geringerem Grade zu ſpüren, trotz aller Mühe der Freiſchärler im Rebſtock zu Straßburg. Die Beziehungen des Elſaßes, namentlich des untern, zum großen Vaterlande werden überhaupt erſt dann wieder in den rechten Trieb ſchießen, wenn Baſel einmal zu ſeiner natürlichen Beſtimmung zurückgekehrt iſt. Ich ſetze nämlich voraus, daß dieſer Umſchwung auf dem Wege der Entwicklung vor ſich gehe, nicht unter den Donnern der Geſchütze, denn der Krieg läßt bekanntlich keine Berechnung in Einzelheiten zu, und wer im Ganzen des Ausganges erwähnt, dem darf es auf einen Unterſchied von hundert Jahren mehr oder weniger nicht eben ankommen. Die geiſtigen Beziehungen zwiſchen Baſel und dem Elſaß ſind viel inniger und regſamer, als zwiſchen Elſaß und dem rechten Rheinufer, was zum Theil wohl auch daher rühren mag, daß ein Theil des Oberelſaſſes einſt der Eidgenoſſenſchaft unmittelbar zugehörte.

Zu Straßburg und in den andern Städten des Elſaſſes iſt ſchon viel Franzenthum bürgerlich geworden. Länger als ein Jahrhundert hindurch hatte namentlich Straßburg, die alte Reichsſtadt, ſich der wälſchen Einflüſſe mit Hartnäckigkeit und mit Glück erwehrt. Da kam die Zeit der großen franzöſiſchen Umwälzung. Die alte Freiheit, zum Mährchen eingeſchrumpft, wurde in Frankreich wieder jung und zur grünen Wirklichkeit, während in Deutſchland die beſagte Pflanze nicht gedeihen wollte, ſondern der Zopf in Ehren blieb. War's da ein Wunder, daß der kernkräftige Bürgerſtolz auch mit Herz und Gedanken ſich von einem Vaterlande wandte, das ihn ohnehin ſchon ſo ſchmählich im Stich gelaſſen hatte? Franzöſiſch war fortan gleichbedeutend mit frei, und um der Freiheit willen ließ der deutſche Mann im Elſaß ſich's gefallen, in den Lauten einer fremden Sprache Recht zu nehmen um Mein und Dein, ſich auf franzöſiſch taufen, verheirathen und begraben zu laſſen. Nicht minder wurde franzöſiſch geſchrieben und geſprochen, wo ſich's um Leben, perſönliche Freiheit und Ehre handelte, aber es geſchah öffentlich vor den Augen der Welt, während drüben das deutſche Recht noch in ſeinen dunkeln Kanzleien und Keuchen wohnen blieb. So fand der deutſche Befreiungskampf die wackere deutſche Stadt Straßburg ſchon ſehr verwälſcht, und als nun im Friedensſchluß die verbündeten Mächte ſich der Feigheit ſchuldig machten, Ludwigs XIV. Raub den wiedereingeſetzten Bourbons zu laſſen, ſo konnte es ſicherlich denen von Straßburg Niemand verargen, daß ſie mit Herz und Seele ſich dem Land zu eigen gaben, dem ſie ſo zu ſagen an den Hals geſchleudert worden. Doch bei alledem iſt ſogar in Straßburg der Kern deutſch geblieben, nicht minder in den andern Städten, und auf dem Lande iſt das Volk ſeinem Stamme vollends nicht entfremdet. Der Bauer im Elſaß iſt ein Deutſcher geblieben durch und durch, ſteht auch immerhin noch in vielfacher Wechſelbeziehung zu ſeinem Blutsfreund am rechten Geſtade, doch zeigt ſich ein merklicher Unterſchied im Fühlen und Denken, im Reden und Handeln der Leute hüben und drüben. Das Landvolk in den Niederungen des rechten Ufers beweiſt eine gewiſſe Schläfrigkeit und Gedankenlahmheit, mit Ausnahme einzelner Bezirke, namentlich des ſogenannten Hanauer Ländchens unterhalb Kehl. Den Namen der Hanauer führen die Leute dort noch aus den Tagen, in welchen der Graf zu Hanau ihr Oberherr geweſen iſt, wie denn überhaupt das Reich bekanntlich einen noch viel buntſcheckigern Anblick darbot, als ſpäter der deutſche Bund. Die Hanauer in Baden ſind ein munteres, aufgewecktes Volk, gerade wie die Elſäſſer, und von dieſen kaum zu unterſcheiden, in mancher Hinſicht wohl mehr verbunden mit ihnen durch den Rhein, als von ihnen getrennt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Rückblick auf den großen Aufſtand.

Die Pariſer erholen ſich allmählig von dem Schrecken des ſo unerwartet ausgebrochenen Bürgerkriegs, der mehreren tauſend Menſchen das Leben gekoſtet und die Hoſpitäler mit Verwundeten angefüllt hat, und man erzählt nun etwas kaltblütiger die einzelnen Umſtände dieſes fürchterlichen Kampfs. Man überzeugt ſich immer mehr, daß wenn nicht ſogleich der Beſchluß gefaßt worden wäre, General Cavaignac den Oberbefehl anzu-

vertrauen, der Staat in der größten Gefahr geſchwebt hätte. Barbes hatte, wie es ſcheint, in ſeiner Haft die Zuverſicht, daß er am 23. Juni befreit werden würde, und er gedachte dann ſogleich an die Spitze der Regierung zu treten. Er ſoll ſich an dieſem Tage recht ſchön geputzt und zum Kommandanten geſagt haben: „Sie können mich ſchon jezt freilaſſen; in einigen Stunden werde ich doch ſicher abgeholt. Es wird Sie nicht gereuen, mir dieſe Gefälligkeit erwieſen zu haben.“ Der Kommandant war aber nicht ſo leichtgläubig, und wohl ihm! Niemand kam, um Barbes im Triumphe abzuholen, und ſein Kriminalprozeß wird fortgeſezt. Natürlich wären beim Gelingen der Inſurrektion nicht allein Barbes, ſondern auch ſeine beiden Gefährten Blanqui und Raſpail aus dem Gefängniß gezogen und zu hohen Aemtern berufen worden. Man ſoll zwar bei einem der Inſurgenten einen Entwurf gefunden haben, in welchem Schuſter, Tiſchlergeſellen und Schmiede als Miniſter bezeichnet ſind. Dieß war aber wohl nur der Plan irgend eines Winkelklubs in einer Vorſtadt. Die ihn ausgeheckt, haben dafür gekämpft, ſo gut als die andern, und ihr Leben auf's Spiel geſezt, aber der Sieg, wenn er errungen worden wäre, hätte nicht dieſe armen Leute, ſondern die Häupter der ultrarepublikaniſchen Partei, die Redaktoren der Journale Réforme, Peuple constituant, Démocratie pacifique an's Ruder gebracht; jene armen Schlucker, welche ſich einbildeten, ſie könnten die Miniſterien unter ſich vertheilen, wären mit einigen kleinen Aemtern oder mit einer Geldſumme abgeſpeist worden. Obgleich nun aber der Abſchaum der Pariſer Bevölkerung und die Arbeiter, die ſich bei den ſogenannten Nationalwerkſtätten hatten einſchreiben laſſen, die Mehrzahl der Inſurgenten ausmachten, ſo ergibt ſich doch aus der Unterſuchung bereits ſo viel, daß ſich auch Leute aus den höhern Ständen darunter befanden, ohne daß man bis jezt recht einſieht, was ſie bei der Empörung zu gewinnen hofften. Bekanntlich hat man ſogar einen ſiebzigjährigen ehemaligen General unter den Inſurgenten gefunden, und ein Bataillonschef vom Generalſtab, der eben beauftragt werden war, die Gefangenen zu verhören, iſt als ihr Mitſchuldiger erkannt und verhaftet worden. Noch jezt tritt Abbé Lamennais, deſſen Republikanismus in wilde Demagogie überzugehen ſcheint, als eifriger Entſchuldiger der Inſurgenten auf (ſie offen zu vertheidigen, wagte er bisher noch nicht), und ſie haben noch manche andere Freunde in den demagogiſchen Tageblättern. — Einige Stunden lang war der Ausgang des Kampfs zweifelhaft. Die Nationalgarde, welche über den communiſtiſchen Zweck des Aufſtands keinen Zweifel hegen konnte, unterſtüzte zwar die Truppen mit ziemlichem Eifer, und an mehreren Stellen zeichnete ſie ſich ſogar durch Tapferkeit aus; aber nicht alle Bürger beſizen kriegeriſchen Muth; manche wichen zurück, einige ließen ſich von den Inſurgenten entwaffnen, andere erſchienen gar nicht auf dem Kampfplaz, und in den Vorſtädten machten nicht allein manche Nationalgardiſten, ſondern auch ihre Offiziere gemeinſchaftliche Sache mit den Inſurgenten. General Cavaignac ſoll entſchloſſen geweſen ſeyn, im Fall die Inſurrektion ſiegen würde, ſich lieber ſelbſt zu erſchießen, als den Siegern lebendig in die Hände zu fallen; und in der That haben die Inſurgenten den General Brea, der ſich an der Barrière von Fontainebleau in ihre Mitte begeben hatte, um ſie zu bewegen die Waffen niederzulegen, ſo grauſam bis zum Tode mißhandelt, daß jeder Krieger den Selbſtmord ſolch kläglichem Ende vorziehen würde. Man hatte einige Beſorgniß hinſichtlich der Haltung der ſogenannten mobilen Nationalgarde, eines ſeit der lezten Revolution neu errichteten Corps, in welchem viele junge Leute, ſogar manche gamins de Paris, aufgenommen worden waren, die ſich eben im Februaraufſtand ausgezeichnet und durch ihre Barrikaden und ihren Angriff auf die Linie den Sturz der Orleansſchen Dynaſtie befördert hatten. Erſt ſeit wenigen Monaten ſind dieſe jungen Leute unter militäriſche Zucht geſtellt und eingeübt worden. Man mußte befürchten, daß beim Anblick neuer Barrikaden die alte aufrühreriſche Luſt in ihnen erwachen möchte. Aber die Kriegszucht, die Montur und die ſtarke Löhnung ſcheinen ſie zu guten Soldaten umgeſchaffen zu haben. Sie haben ſich wacker gehalten, die Barrikaden geſtürmt, ohne Unterlaß auf die Inſurgenten geſchoſſen, und ihnen iſt zum Theil der Sieg zuzuſchreiben.

(Fortſezung folgt.)

Aus Sachſen, Juli.

(Schluß.)

Die Republikaner.

Ziemlich zahlreich vertreten iſt hier auch jene andere Klaſſe von Politikern, welche ſich ſelbſt Demokraten nennt, von andern aber Communiſten genannt wird. Vor einigen Wochen war dieſe Partei ungemein thätig, ſie überredete die Arbeiter, und wie es ſcheint ſich ſelbſt, daß der Tagelohn ein Ding ſey, welches willkührlich höher oder niedriger geſchraubt werden könne, und daß daher die Arbeiter, wenn ſie nur gehörig zuſammenhielten, ſich einen beliebigen Lohn leicht erzwingen könnten. Sie fanden mit dieſer Lehre einige Zeit hindurch vielen Anklang und zogen ſich dadurch den Haß aller „Philiſter“ zu. Dieſer Haß machte ſich beſonders im Leipziger Tageblatt Luft, in welchem ſich unter Anderm folgende Anzeigen fanden: „Sollte es nicht bald an der Zeit ſeyn, den würdigſten unſerer modernen Staatskünſtler und Volksbeglücker Monumente zu errichten mit der Aufſchrift: „Das verarmte, aber dankbare Vaterland ſeinen Wohlthätern?“ Man reſervire aber ein paſſendes Plätzchen für ein ſpäteres Denkmal zur Erinnerung an die vergangenen glücklichen Zeiten und an die Männer, denen wir ſie zu verdanken haben, mit der Aufſchrift: „Wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er auf's Eis tanzen.“ Ein anderesmal las man daſelbſt: „Fünf bis ſechs gebrauchte Volksaufwiegler, von denen der eine noch faſt wie neu iſt, ſind billig zu verkaufen. Wer und wo? erfährt man an jedem öffentlichen Orte.“ — Waſſer auf die Mühle dieſer Witzbolde war es nun beſonders, als bekannt wurde, einer der eifrigſten Verkämpfer der Leipziger Republik habe vor einiger Zeit einem Spediteur einen Torniſter zur Verſendung übergeben, und ſich bei dieſer Gelegenheit zwei Thaler auszahlen laſſen; dieſen ſchuldenbelaſteten Torniſter habe aber Niemand annehmen wollen, und als er geöffnet worden, habe man darin ein — Ofenbein gefunden. Dieſes Ofenbein haben unſere Witzlinge längere Zeit ausgebeutet, und unter Anderm ſogar eine Abbildung deſſelben in ſauberem Holzſchnitt gegeben. — Als unzweifelhafte Thatſache ſtellt ſich heraus, daß Leipzig im Ganzen und Großen keineswegs für die Republik geſtimmt iſt. Selbſt in der Zeit der größten Aufregung waren unſere Republikaner weder ſehr zahlreich, noch ſehr aufgeregt und entſchloſſen. Einige unter ihnen geſtanden es ſchon damals mit einiger Beſchämung ein, daß nicht nur die badiſchen, ſondern auch die Berliner Republikaner „ganz andere Kerle“ ſeyen, als die Leipziger. Schon in der Mitte des Juni ſchien die republikaniſche Begeiſterung Leipzigs faſt ganz erloſchen; die Altenburger Barrikaden brachten zwar wieder einiges Leben in die Partei; aber dieſes Leben ermattete ſchon nach wenigen Tagen wieder, und die Wahl des Reichsverweſers ſcheint, für die nächſte Zukunft wenigſtens, in Leipzig der republikaniſchen Agitation ein Ende gemacht zu haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 191. Donnerſtag den 10. Auguſt 1848.

— Bénissons Dieu,
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit-il!

Béranger.

Die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz.

(Schluß.)

Es iſt eigentlich noch nicht gar ſo lange her, daß in der Erdbeſchreibung zu leſen ſtand: „Elſaß iſt eine Landgrafſchaft in Deutſchland, welche gegen Niedergang durch die Vogeſen von Lothringen, gegen Aufgang durch den Rhein von Schwaben getrennt wird; gegen Mitternacht grenzt ſie an die Pfalz und ſüdlich an den Sundgau.“ Die Landgrafſchaft war ſomit ein Abſchnitt der deutſchen Grenzländer am linken Rheinufer gegen die romaniſchen Gebiete hin, die hier ganz in der Nähe auf der Waſſerſcheide des Gebirges ihre natürliche Abmarkung finden, und von Baſel bis hinab zur Pfalz fällt der nothwendige Zuſammenhang der beiden Seiten des Rheinthales ſo von ſelber in die Augen, daß der unbefangene Sinn nur mit Mühe begreift, wie es menſchlichem Gutdünken nur irgend möglich war, zu trennen, was Gott ſichtlich zuſammengefügt. Nicht viel weniger unbegreiflich bleibt es, wie geſagt werden mag, daß zwar Deutſchland einen Vortheil darin finden dürfte, ſich Elſaß wieder zu vereinigen, der Landſtrich jedoch in ſeiner Verbindung mit Frankreich beſſer daran ſey. Beſſer daran, als etwa mit einem abgeſchloſſenen Großherzogthum Baden, das wäre möglich; doch ſchon als Baden ſich dem preußiſchen Zollverein geſellte, war der handgreifliche Nutzen kein Grund mehr für die franzöſiſche Vorliebe, und darum ſchrieb vor ſechs oder ſieben Jahren bereits ein Elſäßer die denkwürdigen Worte: „Wäre Straßburg deutſch, wir würden den Rhein nicht verwildern laſſen, ſondern ihn fein in Ordnung halten um unſerer Schifffahrt willen; wäre Straßburg deutſch, im Zollverband würde es durch ſeine Lage einer der erſten Handels- und Stapelplätze werden. Mit dem Wohlſtand der Stadt würde der Wohlſtand des Landes rings umher ſteigen, und wie ein Mittelpunkt des Verkehrs würde Straßburg durch ſeine Hochſchule zum Brennpunkt geiſtigen Lebens auch auf's Neue ſich geſtalten.“

Straßburg iſt offenbar zur Hauptſtadt eines bedeutenden Landſtrichs zu beiden Seiten des Stromes beſtimmt und wird dieſe Stellung einnehmen, ſobald einmal die unnatürliche Scheidewand gefallen, welche die Stadt von ihrem Vaterlande trennt. Wie dieſe Scheidewand im Verlaufe der Entwicklungen fallen muß, darauf iſt oben ſchon hingedeutet worden. Eine andere Frage wird die ſeyn, unter welchem Namen außer dem allgemein deutſchen die Vereinigung wird zu geſchehen haben? Dieſe Frage war bedenklich, ſo lange die Lehre vom fürſtlichen Beſitz noch ausſchließlich galt; zu jener Zeit hätte Straßburg etwa eine großherzoglich badiſche Stadt werden dürfen, doch jezt iſt einzig die Rede davon, ſie dem deutſchen Reiche wieder einzuverleiben, und da wird hoffentlich keine Hoſeiferſucht gegen eine Verbindung mit dem badiſchen Land Verwahrung einlegen dürfen. Dem Reiche würde es gerade nur von Nutzen ſeyn, wenn das ſchwache ſchmale Land an der Grenze ſich zu einer ſtarken Vormauer geſtaltete, wenn zu Straßburg ein Markgraf Wache hielte, deſſen Mittel im richtigen Verhältniß zur Wichtigkeit ſeines hohen Amtes ſtünden. Ein Anrecht auf dieſen Beruf beſizt Baden nicht allein durch ſeine örtliche Lage, es hat

daſſelbe auch erworben. Dieſen doppelten Anſpruch zu verkennen, wäre eine Ungerechtigkeit, und dazu eine höchſt unkluge, weil ſie ſich ſofort ſelber beſtrafen würde.

Mögen dieſe Hindeutungen auf die natürliche Grenze vom Bodenſee zur Pfalz, wie auf die unſterblichen Wechſelbeziehungen der gewaltſam getrennten Theile unter ſich dazu beitragen, den Blick der aufrichtigen Vaterlandsfreunde darauf hinzulenken. Meine Worte und Winke, ich weiß es ohnehin, werden nicht dazu beitragen, den Lauf der Entwicklungen zu beſchleunigen, aber ich ſchrieb ſie in dem tröſtlichen Bewußtſeyn nieder, daß auch keine Macht der Erde die naturgemäße Entwicklung mehr hemmen mag, und daß mancher, der beim Leſen meiner Schrift halb zürnend, halb mitleidig die Achſeln zuckt, künftighin einmal in ſeinen Gedanken mir Abbitte leiſten wird. Und wenn wir etwa nicht erleben, daß ſich vollführe, was hier als unausbleiblich vorausgeſagt wird, das Recht wird darum nicht zum Unrecht. So lange noch eine deutſche Zunge ein deutſches Wort zu reden vermag, ſoll ſie laut und verſtändlich begehren, daß wir endlich ein Unrecht und eine Schmach tilgen, welche unſere Väter in ihrer Schwäche und in ihrem Unglück ſich mußten gefallen laſſen.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Den Polen ging es übrigens nicht beſſer als uns, und das gleiche Schickſal brachte uns näher zuſammen. Die Gleichheit unſerer Abſichten machte uns ohnehin zu natürlichen Verbündeten; aber der Umſtand, daß für ſie unzweifelhafte Sympathien im franzöſiſchen Volke ſchon ſeit Jahren vorhanden, während die für uns noch von ſehr jungem Datum waren, veranlaßte uns zu engerem Anſchluß an ſie. — Der Weg der Polen führte überdieß durch Deutſchland, und es erſchien uns ſehr natürlich, daß ſie mit uns gemeinſchaftliche Sache machten, wie wir entſchloſſen waren, auch für ihre Freiheit mit ihnen zu kämpfen.

Die Regierung hatte endlich ſowohl uns als den Polen die Marſchunterſtützung bis an die Grenze bewilligt; wir wollten aber hauptſächlich Waffen haben, und verſuchten es noch einmal durch eine gemeinſchaftliche Manifeſtation auf das Volk zu wirken und durch dieſes der Unentſchloſſenheit der Regierung ein Ende zu machen. — Die Polen, welche Paris verließen, wollten nämlich Sonntag den 25. März der Stadt ihren Dank für die lange Gaſtfreundſchaft überbringen, und die Republikaner aller Nationen ſchloſſen ſich an dieſem Tag ihrem Zug an, der dadurch und durch zahlreiche Pariſer zu einem der großartigſten in dieſer ganzen Zeit wurde. — Der Platz vor dem Hotel de Ville war ſo dicht mit Menſchen beſetzt, daß buchſtäblich zwiſchen ihnen kein Apfel zur Erde fallen konnte. Hunderte von Fahnen von allen möglichen Farben und mit den verſchiedenſten Inſchriften flatterten, unter ihnen auch die zwei ſchwarzroth-goldenen an der Spitze eines ungeheuern Zugs.

Als der Empfang der Deputation vorüber war und die einzelnen Züge abmarſchiren wollten, führte uns der Zufall an die Seite eines Haufens franzöſiſcher Handwerker. Die Rufe: vive la République! vive l'Allemagne! wurden ausgetauſcht und bald vermiſchten ſich beide Züge. Jemand hatte den glücklichen Gedanken, die beiden deutſchen neben den beiden franzöſiſchen Fahnen an die Spitze zu ſtellen, und ſo marſchirten wir, Deutſche und Franzoſen Arm in Arm, unter Trommelſchlag und begleitet von ſtürmiſchem Beifallruf, nach dem Baſtilleplatz. Als wir bei der Juliſäule ankamen, nahm Alles die Hüte ab und die Fahnen ſenkten ſich tief vor dem Grabmal der Juli- und Februarhelden, als der Zug um daſſelbe die Runde machte. — Von da ging der Zug die Boulevards entlang, durch die Rue de la Pair auf den Vendomeplatz, wo von den Franzoſen dem Bürger Cremieux, dem Juſtizminiſter, ein Lebehoch gebracht wurde. — Cremieux dankte vom Balkon herab. Auf dem Concordeplatz trennten wir uns von den Franzoſen, nachdem einige feurige Reden ausgetauſcht worden waren und ſich alle herzlich umarmt hatten.

Dieſer Zug hatte einen ſehr guten Eindruck hervorgebracht und das Volk in Paris war ſehr günſtig geſtimmt. Zu jeder andern Zeit würden wir von den Pariſern Alles erhalten haben, was wir an Waffen und Geld bedurften; allein man glaubte die Waffen noch ſelbſt zu brauchen und niemals war das Geld in Paris ſo ſelten; auch thaten uns die Polen Schaden, da wir faſt überall mit ihnen theilen mußten, während ſie niemals mit uns theilten.

Herwegh und ich waren unterdeſſen mehrmals bei Flocon geweſen. Er erklärte uns, daß die Regierung unſere Abſichten nicht unterſtützen wolle und von nichts weiter Notiz nehmen könne als davon, daß die deutſchen Flüchtlinge und Arbeiter nach Hauſe zurückkehren, wozu man ihnen gern behülflich ſeyn wolle. Was ſie in Deutſchland zu thun beabſichtigten, gehe die Regierung nichts an, ſie könne aber nicht geſtatten, daß ſie Frankreich bewaffnet durchziehen; Waffen würden wir von der Regierung auf keinen Fall erhalten. — Nachdem der Miniſter der Republik geredet, ſprach auch der Republikaner, der Bürger und Journaliſt Flocon zu uns und wir bedauerten ſehr lebhaft, daß er nicht an Lamartines Stelle ſtand. Durch Flocons

Empfehlungen erhielten wir persönlich einigen Kredit, durch welchen wir in den Stand gesezt wurden, Schuhe, Blousen und Hemden für die bedürftigsten unserer Leute anzukaufen.

Die Comitésitzungen, in denen wenig geschah, hatten unterdessen ihren ungestörten Fortgang, ebenso die Versammlungen der gesammten Mannschaft, wozu gewöhnlich eine geräumige Reitbahn in der Chaussée d'Antin gemiethet wurde. Man hatte zwar die Absicht, die Leute in diesen Versammlungen zu organisiren, allein dazu blieb meistens sehr wenig Zeit übrig, weil man den Franzosen den Zutritt gestattet hatte und diese eine unbesiegbare Redelust haben, welche übrigens auch von unsern Comitémitgliedern getheilt wurde. Bornstedt, Börnstein und Andere sprachen mit den Franzosen um die Wette und Jeder bemühte sich, die Leute immer mehr aufzuregen, welche durch die Nachrichten von den Revolutionen in Wien und Berlin und die andern freudigen Neuigkeiten aus Deutschland bereits hinlänglich aufgeregt waren. — Ich hielt daher alle diese Reden für überflüssig und zeitraubend, und da stets dasselbe wiederholt wurde, bekam ich förmlich einen Ekel davor und konnte mich nicht entschließen ebenfalls das Wort zu nehmen. Herwegh sprach auch selten und meist nur, um den Leuten den richtigen Gesichtspunkt anzugeben, von welchem sie unsere Expedition betrachten sollten. — Er sagte ihnen, daß man sie keineswegs dazu werben oder überreden wolle. Wer sich nicht dazu von selbst getrieben fühle, solle entweder hier bleiben, oder sich allein seine Marschroute holen, um einzeln nach Deutschland zu gehen. Jeder ziehe dorthin auf *seine eigene Hand und Verantwortung*. Man möge ja nicht glauben, daß uns, wenn wir nach Deutschland kämen, Wohlleben und Bequemlichkeit erwarten; im Gegentheil, es erwarte uns nichts als *Hunger und Kanonen*. Wer darauf nicht gefaßt sey, der möge zurückbleiben. Das wurde den Leuten nicht einmal, sondern hundertmal wiederholt.

Außer den Deutschen meldeten sich auch eine große Menge Franzosen, welche den Zug mitmachen wollten; ja ganze Bataillone der Garde mobile erklärten sich bereit mit uns zu marschiren. Da wir aber den bornirten Patriotismus unserer Landsleute kannten, so wiesen wir alle diese Anerbietungen, obwohl mit großem Bedauern, zurück. — Ich gestehe sehr gern, daß diese Nothwendigkeit mir vielen Kummer machte, besonders da uns die Franzosen fort und fort erklärten, daß sie an Eroberung gar nicht dächten, sondern einzig und allein als Republikaner den Wunsch hegten, die deutschen Brüder von ihren Tyrannen zu befreien, wie wir ihnen in Paris geholfen die Freiheit zu erringen. — Trotz aller Vorsicht gelang es aber doch einigen Franzosen, sich in unsere Colonnen einzuschmuggeln; allein ihrer waren höchstens zehn.

Wir hatten die Absicht, mit den Polen zusammen in Deutschland aufzutreten; allein man rieth ihnen wie uns lebhaft von diesem Vorhaben ab, und zwar aus folgenden Gründen. Die deutschen Regierungen, sagte man, könnten und würden den Polen den Durchzug durch ihre Gebiete, vielleicht selbst bewaffnet, nicht verwehren; anders sey es mit uns, und wir müßten erwarten, vom Militär angegriffen zu werden. Zögen die Polen mit uns, so müßten sie natürlich mit uns gemeinschaftliche Sache machen und sich mit und für uns schlagen, und dadurch geriethen sie in eine feindliche Stellung zu den deutschen Regierungen, und der Marsch nach Polen, wo man sie mit Sehnsucht erwarte, würde verzögert oder gar unmöglich gemacht. Diese Gründe bewogen uns von unserem Vorhaben abzustehen.

Endlich waren wieder vierhundert Mann bereit abzumarschiren. Sie waren besser ausgerüstet als die der ersten Colonne. Jeder Mann erhielt auf dem Marsche frei Quartier und außerdem einen Franc für den Tag. Die Colonne marschirte mit Trommeln und Fahnen an der Spitze, die Offiziere waren mit Degen bewaffnet. — Da die Polen an demselben Tag abzogen, so war ein großer Zusammenfluß von Menschen zu erwarten, und ich beschloß die Colonne selbst bis Vincennes zu führen, um grobe Unordnungen zu verhüten, da ich mir denken konnte, daß beim Abschied viel getrunken werden würde.

Morgens sieben Uhr waren unsere Leute an der Barrière du Trône versammelt. Sie sahen sehr stattlich aus, denn wir hatten so viel wie möglich dafür gesorgt, daß sie gleich gekleidet waren. Sie trugen eine graue Leinwandblouse mit einem Gürtel und einen breitkrämpigen grauen Hut, welcher mit der deutschen Kokarde und einer kleinen dreifarbigen Feder geschmückt war. — Zum Abmarsch bereit, hatten wir unsere Marschroute noch nicht. Die Leute waren aber nicht mehr zu halten gewesen, und da man sie mehrmals vertröstet, so hatte ich ihnen auf mein Ehrenwort versprochen, daß sie an diesem Tage *jedenfalls* abmarschiren sollten, gleichviel ob mit oder ohne Marschroute. — Herwegh war noch mitten in der Nacht bei Ledru-Rollin gewesen, und dieser hatte alle Beamte auf die Beine gebracht. Endlich gegen neun Uhr brachte Herwegh die Marschroute, aber wir konnten noch nicht abziehen, da die der Polen noch nicht fertig war und die mit ihren Fahnen uns begleitenden Pariser Corporationen es gern sahen, daß wir mit diesen zusammen abmarschirten.

(Fortsezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortſezung.)

Proudhon. — Schickſalswechſel

Es befanden ſich unter dieſer mobilen Nationalgarde ſechzehnjährige Jungen, welche mit einem Muth in's Feuer gingen, der alten Kriegern Ehre gemacht hätte. Die Wuth der Inſurgenten gegen dieſe unbärtigen Gegner war auch grenzenlos, und manche, die ihnen in die Hände fielen, wurden unbarmherzig niedergemacht. Sie ſchoſſen aus den Fenſtern der Häuſer und hinter den Barrikaden auf ſie, und tödteten viele. Die Mobilen rächten ſich dafür, ſo gut ſie konnten. Alle Inſurgenten, die ihnen in die Hände fielen, wurden ohne Gnade erſchoſſen oder erſtochen. Manche ſchreckliche Züge ſind in den Zeitungen bekannt gemacht worden, einige wohl ohne hinlängliche Bürgſchaft. Es iſt traurig, daß die Mobilen im Kampf gegen ihre Mitbürger ihren Beruf zum Kriegerſtand haben bewähren müſſen; es iſt aber gewiß, daß Frankreich jezt an ihnen vortreffliche Soldaten beſizt, die beſonders in den Stadtgefechten wichtige Dienſte leiſten können. Seit die Inſurrektion unterdrückt iſt, beſezen ſie die neuen Forts um Paris herum und bewachen zum Theil die Inſurgenten, die man in die Kaſematten jener Forts eingeſperrt hat. Es iſt natürlich, daß dieß den Zorn der Gefangenen reizt. Man erzählt, in den erſten Tagen nach der Inſurrektion ſeyen verwundete Inſurgenten in den Hoſpitälern von ihren Betten aufgeſprungen und über verwundete Mobile hergefallen; auch haben die Zeitungen berichtet, daß einige Tage lang in verſchiedenen Revieren von Paris aus den Häuſern auf einzelne Mobile, welche durch die Gaſſe gingen, meuchleriſch geſchoſſen worden iſt. In einigen Tageblättern ſuchen die Communiſten noch ihre Grundſäze zu vertheidigen; der unerſchrockenſte dieſer Vertheidiger iſt Proudhon, welcher leider auch Mitglied der Nationalverſammlung iſt und dort ſeine gehäſſigen Grundſäze in Geſezze verwandeln würde, wenn er die Macht dazu hätte. Aber zum Glück hat er nur wenige Anhänger dort, und auch die kleinen Tageblätter (ſein eigenes iſt nebſt mehreren andern ſogleich nach der Inſurrektion durch einen Machtſpruch der exekutiven Regierung aufgehoben worden) haben wenig Einfluß. Da indeſſen dieſe Blätter wohlfeil ſind, ſo werden ſie von den Arbeitern gekauft und geleſen und nähren bei dieſen Leſern Hoffnungen, welche nicht in Erfüllung gehen können, ohne die ganze geſellſchaftliche Ordnung über den Haufen zu werfen. Ein Verſuch, den Proudhon gemacht hat, um in der Nationalverſammlung etwas wider das Eigenthum durchzuſezen, iſt ihm gänzlich mißlungen; er ſchlug nämlich vor, der Staat ſolle von allen Grundeigenthümern ein Fünftel ihres Einkommens fordern und die Hauseigenthümer in Paris zwingen, ein Drittel des Miethzinſes nachzulaſſen; dieß war allzu toll, als daß es vom Comité, welches dieſen Vorſchlag zu begutachten hatte, nicht hätte verworfen werden ſollen. Hoffentlich wird er es bei dieſem mißlungenen Verſuch bewenden laſſen; ſeit die Communiſten auf der Gaſſe haben unterliegen müſſen, können ſie nicht erwarten, daß ſie in der Nationalverſammlung den Sieg davon tragen, und die ältern Tageblätter fallen ohne Barmherzigkeit über Proudhon her, deſſen Schriften allerdings dazu beigetragen haben den Pöbel aufzuregen.

Louis Blanc, der in den erſten zwei Monaten der Republik eine ſo wichtige Rolle geſpielt und im Luxemburger Palaſt ſo großen Einfluß auf die Handwerker geübt hat, iſt, ſeit man ihn ganz bei Seite geſezt hat, wie verſtummt, und ſeine Rolle ſcheint zu Ende, wie die der meiſten Urheber der Februarrevolution. Es iſt wirklich merkwürdig, daß eben die, welche ſich dazu brauchen ließen, die Staatsverfaſſung über den Haufen zu werfen und den Weg zu den unerhörteſten Neuerungen zu bahnen, und die eine Zeit lang an der Spize der Regierung und des geſammten Reichs geſtanden haben, ſo ſchnell wie Meteore wieder verſchwunden ſind. Ihre Glanzzeit iſt wie ein Traum vorübergegangen, und kaum haben ſie Zeit gehabt, ſich in den Paläſten und Hôtels einzurichten, welche ihnen zum Aufenthalt dienen ſollten. Wo ſind jezt Ledru-Rollin und Lamartine und Louis Blanc und Flocon und mehrere Andere, welche einen Hof und mithin Schmeichler um ſich ſahen, über Stellen, Aemter und Staatsgelder verfügten, mit Frau und Kindern ſich in die prächtigen Hôtels einquartiert, oftbare Equipagen, Logen im Theater, Landhäuſer u. ſ. w. zu ihrer Verfügung hatten, und all dieſes Glücks oder Glanzes nur einige Wochen genießen konnten? Flocon war ein Mitarbeiter an einem der radikalen Tageblätter, aber keiner erſten Rangs, ſondern einer der zehn oder zwölf untergeordneten Redaktoren, welche man bei allen großen Tageblättern findet, und er verdiente dabei gerade ſo viel, daß er leben konnte. Nun tritt die Februarrevolution aus, die Hauptredaktoren, welche den Ton im Journal angaben, werden Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, und das Glück, das über das Journal kommt, erſtreckt ſich auch auf Flocon: der Mann wird Miniſter. Man hat im Publikum über das Entzücken der Madame Flocon geſpottet, daß ſie nunmehr in einer glänzenden Equipage herumfahren könne, in Geſellſchaft der Frau des Buchhändlers Pagnerre, den derſelbe Glücksſtern zu einem der Maires von Paris, und dann zum Sekretär der Commiſſion der exekutiven Gewalt erheben hatte. Die beiden Damen ſollen ſich nicht haben ſatt fahren können. Ein anderer Buchhändler, Namens Hetzel, welcher beſonders Kupferwerke oder ſogenannte illuſtrirte Bücher verlegte, aber nicht die beſten Geſchäfte machte, ward durch dieſelbe Fluth aus der Tiefe emporgehoben; der Mann wurde Generalſekretär eines Miniſteriums. Pagnerre hatte, wie die Mitglieder der Commiſſion der exekutiven Gewalt, eine prächtige Wohnung im Luxemburg erhalten; dort richtete er ſich mit ſeiner Frau vortrefflich ein, und ſie hofften den Sommer ſehr angenehm zuzubringen. Aber mit dem Sommer kam der lezte Aufſtand; die regierenden Herren, welche ſich bei den Vorzeichen dieſer Empörung ſo weichherzig und ſaumſelig benommen, mußten weg, da ſie den Sturm nicht zu beſchwören vermochten, und zu Ende war der angenehme Traum ihrer Weiber. Der Palaſt mußte geräumt werden, und die Herren traten mit ihren Familien in ihre mittelmäßigen Wohnungen zurück. Solche Wandlungen ſieht man gewöhnlich nur auf dem Theater; es gehört eine Revolution dazu, um ſie im Leben verwirklicht zu ſehen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 39.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 192. Freitag den 11. Auguſt 1848.

Gaudes carminibus: carmina possumus
Donare

Horat:

Beethoven'ſche Lieder.

Die Zeit, in der die Lerchen ſingen, war dießmal dem Liede nicht günſtig, und wenn der Tondichter der Adelaide ſelbſt aus dem Grabe ſich erhoben und in die Lyra gegriffen hätte, die Welt würde ſich abgewendet haben, um auf die rauheren Klänge der Zeitungsberichte aus Paris, aus Wien, aus Berlin und aus der Paulskirche zu Frankfurt am Main zu lauſchen. Ja, ſeine Symphonien! Von dieſen wäre manche eine paſſende Begleitung zu der Sturmharfe der Zeit geweſen. Jenes: „So pocht das Schickſal an die Pforte" der C-Moll hätte den geiſterhaften Vorboten der Schalttagstragödie entſprochen; das Preſto der A-dur konnte ſich über das Geräuſch der „Bauernſchenke" zum Reform- oder Arbeiterbankett oder zum Getöſe der Barrikadenkämpfe erheben, und das D-dur, das ſo beruhigend auf jenen Dämonenlärm folgt und der Tradition nach den mit dem Venerabile durch die Lärmer hindurch wandelnden Prieſter bedeuten ſoll, fand ſein geſchichtliches Spiegelbild in der ehrwürdigen Geſtalt des Erzbiſchofs von Paris, der der Kirche eine neue Weihe verlieh und den höhern Gedanken, deſſen Symbol die Kirche iſt, den Gedanken der Humanität, durch die mit der wüthendſten Leidenſchaft erfüllten Straßen jener Vorſtadt trug, ein Sinnbild, wie aus den ſchweren Geburten der Zeit immer wieder das rein Menſchliche emporſteigen und der bedrängten Menſchheit nach ihren Sturmgewittern der Tag des Lächelns, des Träumens und der Lieder immer wiederkehren wird.

Aber Lieder von Beethoven? Das ſcheint ja etwas Apokryphes zu ſeyn. Wohl hat er ſich Geſänge gewünſcht, aber man weiß ja, daß die Dichter es ihm nicht recht machen konnten, d. h. daß er den überſchwellenden Strom der Töne nicht in das ſchmale Bett eines Liedes einzudämmen im Stande war. Darum flüchtete er ſeinen lyriſchen Reichthum in die Symphonien und Sonaten, wo er die von Abgrund zu Abgrund ſtürzende Waldfluth dazwiſchen unter der ruhigen Tiefe des blauen Himmels in ſanftem Dahingleiten verweilen ließ. In dieſen lyriſchen Ruhepunkten der Leidenſchaft erkannte er Lieder ohne Worte, und man weiß, daß er ihnen Worte wünſchte. So iſt einem ſeiner Adagios mit ſeinem Gutheißen ein Text unterlegt, der durch den Stich veröffentlicht worden. So erzählt ein Freund * von ihm: „Beethoven wünſchte einen Text zu dem Thema der Variation zu haben, womit die große dem Fürſten Lichnowsky dedicirte Sonate (Op. 26) anfängt, den ich ihm jedoch, da er mir ſelbſt nicht genügte, ſo wenig wie einem andern je übermachte."

Er hat es alſo gern geſehen, wenn man ſeiner Muſik, wo es thunlich und paſſend war, Worte unterlegte. Hätte nun bei ſeinen Lebzeiten Matthiſſon oder ein verwandter Geiſt den Serenadenklängen jenes Themas, zu dem er ſich Worte wünſchte, die folgenden Gedanken geliehen: „Wenn oft in nächtlicher heiliger Stille ein Hauch der Sehnſucht dich umweht, wenn vom grünenden Haine leiſe dich Töne begrüßen, dann bin ich, Traute, liebend dir nah; wenn oft im Buſen mein Leid erwachet, dann ſchwebt dein Geiſt ſo licht um mich; wenn himmliſch lächelnd Sterne

* Biographiſche Notizen über L. v. Beethoven, von Dr. F. G. Wegeler und Ferd. Ries.

mir nieder ſich neigen, dann lebt mein Herz, du Eine, in dir!“ — ſo würde Beethoven, der ja bekanntlich der Matthiſſonſchen Muſe nicht aus dem Weg gegangen iſt, um ſo mehr damit zufrieden geweſen ſeyn, da, wie man ſich leicht überzeugen kann, die Worte ſehr ſangbar und dem Sinn der Melodie angemeſſen ſind. Noch mehr aber würde es ihn haben freuen müſſen, wenn man ihm durch die That bewieſen hätte, daß einzelne jener lyriſchen Epiſoden zu bekannten Liedern deutſcher Dichter ſo anſchmiegend paſſen, daß man ſich fragt, ob der Dichter ſeine Worte der Beethoven'ſchen Melodie unterlegt oder ob Beethoven die Melodie zu dem Liede des Dichters componirt habe. Da findet ſich im Rondo einer ſeiner Sonaten (Op. 2, Nr. 1) ein Thema, zu welchem lange, ehe dem Meiſter die Töne aufgingen, kein anderer als Schiller die Worte geſchrieben hat. Man greife das Thema heraus und ſinge dazu: „Ach, aus dieſes Thales Gründen“ — und man wird geſtehen müſſen, daß es kaum ein glücklicheres Zuſammentreffen gibt, vorausgeſezt, man laſſe es nicht am Ausdruck fehlen und nehme ja den Takt nicht ſtreng. Als Uhland ſeinen „Gruß der Seelen“ dichtete, ließ er ſich gewiß nicht träumen, daß er damit einem heimathloſen Liede Beethovens zu Worten verholfen hat. Es findet ſich in der Sonate Op. 30, Nr. 2; wie man ſich anſtellen muß, um es zu finden, wollen wir nachher ſagen. Für die Hauptſache iſt ſchon geſorgt, und man halte nur eine ſchöne gefühl- und metallreiche Sopranſtimme in Bereitſchaft, ſo wird man Wunder erleben.

(Schluß folgt.)

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Die Zeit des Wartens wurde mit Reden ausgefüllt. Der Prinz von der Moskwa — der Sohn des tapfern Ney — beſtieg mein Pferd und hielt von dieſem herab eine Rede an unſere Leute, und Herwegh beſtieg darauf dieſelbe Tribüne. Von dieſen Reden wurde die Mannſchaft nicht berauſcht, wohl aber vom Wein, den ſie mit ihren Pariſer Freunden zum Abſchied trinken mußte. Die Leute waren nicht aus den Wirthshäuſern zu bringen, und mir ging die Ahnung auf, daß die Handwerksburſchenneigungen unſerer Republikaner, beim Mangel an aller militäriſchen Ordnung, eine reiche Quelle des Kummers und Verdruſſes für mich ſeyn würden.

Eine ungeheure Menge Volks begleitete uns bis Vincennes. Der Kommandant der Feſtung ſtand in Uniform unter dem Thore. Ich ſtieg vom Pferde und machte ihm meine militäriſche Meldung, die mit großer Artigkeit aufgenommen wurde. In der Stadt empfing man uns mit Muſik und auf einer Wieſe ließ ich Halt machen, um eine halbe Stunde zu ruhen und den Leuten Zeit zu laſſen, von ihren Pariſer Freunden Abſchied zu nehmen. — Es ging etwas bunt durcheinander; endlich aber kam die Kolonne doch in Marſch. Beim Walde hinter Vincennes wurde ſie von den Polen eingeholt. Man machte beiderſeits Halt und trank Brüderſchaft, bei welcher Trinkſchlacht es von beiden Seiten einige Todte gab. — Abends fünf Uhr kehrte ich endlich todtmüde und völlig ſtimmlos nach Paris zurück, noch weniger lüſtern nach dem Kommando als früher. Seit einigen Tagen hatte ich daſſelbe übernommen, da Herwegh mich dazu aufgefordert und Löwenfels, der abweſend war, mich nicht durch ſeinen Ehrgeiz genirte.

Während wir bemüht geweſen, die Legion ſo gut als möglich zu organiſiren und Waffen und Geld herbei zu ſchaffen, war die Wirkſamkeit nach Außen hin auch nicht außer Acht gelaſſen worden. Wir waren mit den deutſchen Republikanern in der Schweiz und in den Hauptſtädten Frankreichs in Verbindung getreten. Die Nachrichten von dorther lauteten ſehr günſtig und wir durften hoffen, wenn wir zuſammen ſtießen, eine Legion von etwa 5000 Mann zur Verfügung zu haben. Emiſſäre wurden nach Deutſchland und nach der Schweiz und Briefe nach allen Richtungen an unſere Freunde abgeſchickt, hauptſächlich um die Gerüchte zu widerlegen, welche die deutſchen Regierungen abſichtlich über uns in Deutſchland verbreitet hatten. — Aus Baden hörten wir viel Erfreuliches, und wir durften erwarten, bei unſerer Ankunft am Rhein von der Bevölkerung hinüber gerufen zu werden. Mit Gewalt über den Rhein zu gehen oder gar das Volk zur Republik zwingen zu wollen, fiel uns nicht im Entfernteſten ein; unſere Deviſe war: Mit dem Volke für das Volk.

Die Nothwendigkeit eines militäriſchen Oberbefehlshabers leuchtete endlich dem Comité ein und Bornſtedt veranlaßte einen erfahrenen Militär, den Oberſten Schwarz, ſich um die Stelle zu bewerben. Schwarz hatte mehrere Feldzüge mitgemacht und zulezt ein Freicorps gegen Don Miguel in Portugal befehligt. Viele ſeiner Leute, die in Paris waren, bezeichneten ihn als einen tüchtigen, erfahrenen Offizier. Ohne daß mir oder den Leuten vorher das Geringſte geſagt worden wäre, wurde uns plözlich in einer Verſammlung in der Reitbahn der Chauſſée d'Antin Oberſt Schwarz als unſer Befehlshaber von Bornſtedt

vorgeſtellt. Es war natürlich, daß ich mich ſogleich mit ihm bekannt machte. Zu meinem großen Vergnügen ſah ich, daß er ganz unſer Mann war.

Ich ging nochmals zu Oberſt Schwarz, und da wir nur von militäriſchen Dingen ſprachen, ſo fand derſelbe auch Gelegenheit, meine Kenntniſſe in dieſer Beziehung zu beurtheilen. — Bei einem ſpätern Beſuche fand ich ihn mißvergnügt. Er ſagte mir, meine Kameraden Bornſtedt und Löwenfels lieben mich keineswegs, obwohl ſie gegen mich nicht das Geringſte vorzubringen wüßten. Er habe erklärt, er wolle mich als Chef des Generalſtabs zur Seite haben und in militäriſchen Dingen nur mit mir verhandeln; beide Herrn haben aber gleich gerufen: „Nur Corvin nicht!“ Darauf habe er gefragt, ob man mich für einen fähigen Offizier halte, worauf man ſich über meine militäriſchen Kenntniſſe günſtig ausgeſprochen, obgleich die Herrn davon ſehr wenig wiſſen konnten. Seine Fragen, ob man an meinen Geſinnungen etwas auszuſetzen habe, ob ich kein Republikaner ſey? wurden verneinend beantwortet, ſo daß der Oberſt nicht wußte, was er denken ſollte. — Da ich demſelben verſprochen hatte von ſeiner Mittheilung keinen Gebrauch zu machen, ſo that ich, als wiſſe ich von den übeln Geſinnungen jener Herrn gar nichts, und ſchrieb an Herwegh. In meinem Briefe ſchlug ich ihm vor, ſämmtliche Offiziere der Legion durch einige franzöſiſche Generale prüfen zu laſſen und dann nach dieſer Art von Examen die Stellen zu vertheilen.

Als ich Tags darauf zum Oberſten kam, hörte ich zu meinem großen Erſtaunen, daß er zurückgetreten ſey. Die Art und Weiſe, wie Herwegh und Bornſtedt ihn behandelten, hatte dem alten Offizier ſehr mißfallen; er konnte ſich weder an die communiſtiſchen Formen des leztern, noch an die durchaus nicht militäriſche Art des erſtern gewöhnen, und der Gedanke, von ihnen in ſeinen militäriſchen Operationen gehemmt zu werden, war ihm ſo unerträglich, daß er unter einem Vorwande das Kommando niederlegte und auch mir rieth, unter ſolchen Umſtänden vom Unternehmen zurückzutreten.

Dieſer Gedanke war ſchon mehrmals in mir aufgeſtiegen, allein ich konnte die Hoffnung nie aufgeben, daß man noch frühzeitig genug die Nothwendigkeit beſſerer Ordnung erkennen würde, und dann hatte ich auch Herwegh aufrichtig lieb gewonnen und ließ mich durch ihn um ſo eher zum Bleiben beſtimmen, als ich hoffen durfte der guten Sache einſt nöthig zu ſeyn. — Herwegh iſt ein Dichter; er lebt mehr nach Innen als nach Außen. In ſeine idealen Träume verſunken, kann er ſich ſelten für die Wirklichkeit intereſſiren, und wofür er ſich nicht intereſſirt, das iſt für ihn ſo gut wie nicht vorhanden. Ich bin überzeugt, daß Herwegh großer Energie fähig iſt, wenn es ſich um eine Sache handelt, die er für wichtig, oder in einem Augenblick, den er für entſcheidend hält; allein gewöhnliche Verhältniſſe langweilen ihn, alles Detail ekelt ihn an, und dennoch liebt er es zu Zeiten ſich für das Unbedeutendſte zu intereſſiren, um das Kleinſte ſich zu kümmern, und dann iſt er oft kleinlich. Dabei iſt Herwegh Egoiſt; weniger in materiellen Dingen: er kann entbehren und Anſtrengungen, welche ſeinen nicht ſehr ſtarken Körper mehr als den eines Andern angreifen, ohne Murren ertragen; allein er kann wüthend werden, wenn man ihn langweilt, wenn man ihn mit unbedeutenden Dingen plagt, die ein Anderer beſorgen kann. Er handelt nur, wenn es durchaus nicht anders geht. — Herwegh liebt es gar nicht Auseinanderſetzungen zu geben; er will ſtets errathen ſeyn. Zwingt man ihn aus ſeinem bequemen, träumeriſchen Schweigen heraus, ſo gibt er, was er zu ſagen hat, eilig, in kurzen Sätzen, als liege ihm daran, die Sache nur bald vom Hals zu haben; dabei redet er mit außerordentlicher Heftigkeit, und je länger er ſpricht, deſto hitziger wird er, wenn ihm auch Niemand opponirt. — Halbgebildete Leute und ſogenannte praktiſche Menſchenkenner werden mit dem Urtheil über Herwegh bald fertig ſeyn: ein Poet, ein träumeriſcher, dabei charakterſchwacher Menſch, der zu nichts zu gebrauchen iſt! — Tiefere Beobachter werden aber anders urtheilen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Auguſt.

Die Volksverſammlung.

Das alte Schloß und der alte Bürgermeiſter von Heidelberg haben am 30. Juli den politiſchen Rhapſoden aus Frankfurt ein Feſt bereitet. Oder ſoll ich ſie lieber Kometen nennen, dieſe Wandelſterne der Linken aus der Paulskirche, die ab- und aufwärts durch die deutſchen Lande brauſen, um ihren flammenden Spiritus bald da, bald dorthin zu tragen, unbekümmert um die Verheerungen, die ihr Schweif gelegentlich anrichten dürfte? Auch die lebhafteſten Freunde der Bewegung mögen das Unparlamentariſche nicht verkennen, das in ſolchem Lostrennen einzelner Deputirter eines Volks von ihrem Geſammtkörper liegt, die amtliche Indiskretion, um mich gelinde auszudrücken, vor welcher den Britten wie den Franzoſen ſein ausererbter Takt bewahren würde. Zur Charakteriſtik der Zeit iſt ein ſolches Schauſpiel immerhin merkwürdig, wenn auch dieſe lezte Volks-

verſammlung in den Ringmauern der Pfalzgrafenburg an hiſtoriſcher Bedeutung dem Märzfeſte auf gleicher Stätte weichen muß. — Als Vorboten zeigten ſich ſeit mehreren Tagen an den Kaufläden mächtige Stücke Goldlahn, und in blauer Sonntagsfrühe flatterten die drei Farben zahllos durch die endloſe Linie der Hauptſtraße, vom Karlsthor bis zum Mannheimer. Jede Droſche hat ihre Wimpel aufgeſteckt und vom höchſten Thurme der Bergruine weht es wie eine ſchwarz-roth-goldne Feder. Aus der Loge eines Schloßfenſters ließ ſich die Scenerie am günſtigſten überſchauen. Gegen zehn Uhr fängt der Schloßhof an ſich zu füllen. Du ſiehſt die verſchleierte Lady neben dem Bauer mit dem Knotenſtock, das elegante Reiſekleid und den Wanderburſchen, die ernſthaften Bürgermatronen und die Griſetten in den hellſten Farben. Um das im Dickicht verſteckte Baſſin, aus welchem Diſteln wuchern, lagert ſich Gruppe an Gruppe und die Fenſterſimſe des Rittersaals dienen kecken Zuſchauern als ſchwindelnde Sitze. Alle die wunderhübſchen Zufälligkeiten des halbverſunkenen, nur von Epheuarmen gehaltenen Bau's leihen ſich mit Glück dar. Die Wolken ziehen über die offenen Hallen, über denen Gewitterluft brütet. Manche Mauer trauert noch vom März her um ihren dunkeln, zu Feſtkränzen geraubten Epheuſchmuck; — wer hätte jezt nicht der Zeit ſeine Opfer zu bringen? — Eine Straße bahnt ſich im Menſchengewimmel. Mit Grandezza ſchreitet eine wunderliche bunte Geſtalt durch die Reihen, wallende Federn auf dem Barett, Ritterkragen, Steifſtiefeln; — iſt ein alter Bewohner dieſer Säle wieder lebendig geworden? Man klatſcht in die Hände, man ruft: „Hecker hoch!“ und das Geſpenſt des Abälline-Hecker, leibhaftig nach den colorirten Bilderbogen copirt, verſchwindet in einem Seitenpförtlein, nicht etwa ein Mummenſchanz zu Ehren des Tags, ſondern die Maske eines armen Geiſteskranken, der zu jeder Stunde in den hieſigen Straßen zu ſehen. — Der Zug naht: die Gewerbvereine, die Turner von hier, von Hanau und Mainz, deren ſtolze reichgeſtickte Flaggen ſich um die Tribüne ſchaaren, welche unter ihr grünendes Gezweige die Gäſte aus der Paulskirche aufnimmt. Nachdem der Bürgermeiſter Winter den hieſigen Abgeordneten Hagen, den Profeſſor der Geſchichte, „vom Mutterleibe zum Volke gehörend,“ als erſten Redner eingeführt hatte, welcher mit der tiefſinnigen Neuigkeit debutirte: wie die Mehrheit Schuld ſey, daß die Beſchlüſſe der Minderheit nicht durchgingen, weckte Robert Blum, von Papa Winter als deſſen lieber Sohn vorgeſtellt, an dem er Wohlgefallen habe, mit ſeiner ſtarken, aber nicht gebildeten Stimme alle Echo's dieſer Trümmer, nachdem er ſich entſchuldigt: „die Väter haben manchmal Unglück mit den Kindern; ich bin immer linkiſch und werd's wohl immer bleiben.“ — Eine Anſpielung: „man tritt den Freund nieder, um ſich auf eine Stufe zu erheben,“ rief eine ſtürmiſche Epiſode hervor, indem unter lautem „Vivat Mathy!“ nur Ein „Hoch Mathy!“ erklang, und zwar von des alten Winters eigenem, vielleicht auf den neuen Stiefbruder eiferſüchtigen Sohn, der ſofort von der erzürnten Menge entfernt wurde, nach welcher Expedition Blum mit ſeinem ganzen Gehenlaſſen, das ihm, abgeſehen von ſeiner die Maſſen blendenden Rede, eine ganz eigenthümliche Macht über die Gemüther gibt, ruhig fortfuhr: „Es iſt nur um Beiſpiele zu geben.“

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Fortſetzung.)

L a m a r t i n e

Alle dieſe ſo ſchnell erhobenen und ſo ſanft wieder niedergeſezten Leute finden aber wenig Theilnahme im Publikum; ſie haben ſo wenig Seelengröße, ſo geringes ſtaatsmänniſches Talent an den Tag gelegt, daß man es für ſehr natürlich hielt, wenn ſie wieder in ihr voriges Nichts zurückkehrten. Der einzige Lamartine macht eine Ausnahme, nicht als ob er mehr Talent, mehr Feſtigkeit des Willens den communiſtiſchen Forderungen und Grundſätzen gegenüber bewieſen hätte, als die andern Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung, ſondern weil er ein großer Dichter iſt und Beweiſe der humanſten Geſinnung gegeben hat. In den erſten Tagen der proviſoriſchen Regierung war Lamartine der gefeierſte Mann in ganz Frankreich, und einige edle Aeußerungen von ihm machten ihn noch mehr beliebt; man hoffte das Beſte von einer Regierung, an deren Spitze Lamartine ſtand; man war berechtigt zu erwarten, daß er ſich ſchlimmen Schritten ſeiner Kollegen, namentlich Ledru-Rollins, widerſetzen werde. Aber allmählig wurde es ruchbar, daß Lamartine ſehr weichherzig ſey, ſich keiner Thorheit widerſetze, und was noch ſchlimmer, mit Ledrü-Rollin heimlich einverſtanden ſey. Es haben ſich verſchiedene Sagen über die Gründe dieſes Einverſtändniſſes verbreitet. Einem dieſer Gerüchte zufolge hat Lamartine's Kollege im Miniſterium des Innern Papiere vorgefunden, welche dem guten Rufe deſſelben nachtheilig werden konnten, und ſie ihm daher ausgeliefert, ſo daß nun keine Spur davon mehr vorhanden iſt. Lamartine, wie ſo mancher andere große Schriftſteller hier, beſonders in der Dichterzunft, iſt eben nicht der beſte Wirthſchafter, und das Geld geht ihm zuweilen aus, ſo viel ihm auch ſeine Werke eingebracht haben. In einer ſolchen Geldverlegenheit ſoll er ſich an den Grafen Duchatel, damaligen Miniſter des Innern, gewendet haben, der über die Gelder zur Unterſtützung der Kunſt und Literatur verfügte. Er ſoll von demſelben vierzigtauſend Franken empfangen haben, unter dem Vorwand, daß er dem Théâtre français ein Trauerſpiel liefern wolle, und der Miniſter ſoll ihm die Summe gegeben haben in der Hoffnung, oder ſogar in der Gewißheit, dadurch das Stillſchweigen des beredten Opponenten in der Deputirtenkammer zu erkaufen, der auch wirklich eine geraume Zeit zu opponiren aufhörte. Natürlich wird dieſes Gerücht durch nichts verbürgt. Andere Papiere ſehr überraſchenden Inhalts, beſonders in Geldſachen, wurden in den Miniſterien gefunden und durch Taſchereau in einer eigenen Sammlung, der Revue rétrospective, bekannt gemacht. Es kommen darin geheime Zahlungen an's Tageslicht, von denen man nichts geahnt hatte, und die beweiſen, wie leicht es den Regierungen wird, Leute aus allen Ständen zu beſtechen, um ſie als Werkzeuge zu ihren Zwecken zu gebrauchen. Aber von Lamartine iſt bisher nichts dergleichen vorgekommen, und natürlich würde er als Mitglied der republikaniſchen Regierung die Veröffentlichung ſolcher Dokumente, wenn ſie vorhanden wären, nicht geduldet haben. Es wird ferner behauptet, ſeit Lamartine zur Ruhe geſezt worden, habe er den Wunſch geäußert, ſich nach England zu begeben; von dort aus aber ſey ihm angedeutet worden, daß es der königlichen Regierung keineswegs angenehm ſeyn würde, den Hauptredner der weiland proviſoriſchen republikaniſchen Regierung in England ſich niederlaſſen zu ſehen. Dann habe er in den Orient gehen wollen; man habe ihm aber von Seiten der jetzigen franzöſiſchen Regierung zu verſtehen gegeben, er müſſe erſt abwarten, zu welchen Reſultaten die von der Nationalverſammlung zur Unterſuchung der Finanzwirthſchaft der proviſoriſchen Regierung niedergeſezte Commiſſion gelange.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 193. Sonnabend den 12. Auguſt 1848.

— Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, du haſt geſiegt. —
Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!

Schiller.

Zum ſechsten Auguſt.

Viktoria! Auf Mailands Dom
Der Adler Oeſtreichs wieder!
Wie blickt er gen Turin und Rom
Gewitterfroh hernieder!
Wie horſtet er ſo hoch und feſt
Auf ſeinem weißen Marmorneſt
Im Sommerſonnenſtrahle!
Gott grüß dich, kaiſerliches Thier,
In Kronenſchmuck, in Siegeszier,
Gott grüß dich tauſend Male!

Das war ein ächter Adlerſchwung,
Ein Sonntag das voll Glorie:
In Deutſchland auf zur Huldigung,
In Wälſchland zur Viktorie!
Gen Himmel ſcholl es donnergleich:
Das, Deutſchland, bringt dir Oeſterreich,
Dir und dem Reichsverweſer!
Und ſeitwärts zogen ſtumm davon,
Die jüngſt noch ſo voll Spott und Hohn,
Die Herrn Piemonteſer!

Wie lachten ſie, wie dachten ſie
Den flüchtigen zu fangen:
Karl Albert da, Karl Albert hie,
Die wälſchen Vögel ſangen.
Doch jener hat nach Adlerart
Die Kraft der Schwingen aufgeſpart,
Der Fänge bis zum Letzten;
Verjüngt auf einmal ſteht er da,
Dein Retter, arme Auſtria,
Der ſchier zu Tod gehetzten!

Was iſt dir, grauer Stephansthurm,
Daß du ſo hoch erröthеſt
Und doch in deinem Grund den Wurm,
Den ekeln, noch nicht tödteſt?
Auf, zeig dich deiner Helden werth!
Gedenke, was du ihrem Schwert,
Was deinem Schilde ſchuldeſt;
Zeit iſt's, daß du dich auch ermannſt
Und die, die du zertreten kannſt,
Als Zwingherrn nimmer duldeſt!

Die Kaiſerſtadt ein Kinderſpott,
Durch Fremdlinge und Knaben, —
Die neuen Türken ſtrafe Gott! —
Zerwühlt und untergraben;
Der Ordnung letztes Band gelöst,
Des Aufruhrs Dolche frech entblößt,
Des Thrones Glanz verdunkelt:
Ach! finſtre Wolken nah und fern,
Worin nur tröſtlich wie ein Stern
Radetzkys Name funkelt!

O hüte ſeinen ſchönen Glanz,
Du ritterlicher Degen,
Und flicht in deinen Siegerkranz
Des Friedens milden Segen!
Der Thränen floß, des Bluts genug,
Es ſey kein Rach- und Beutezug,
Den deine Adler flogen,
Der Doppelaar kein Vogel Greif,
Die ehrne Kron' kein ehrner Reif,
Um Freier Herz gezogen!

Sprich, Oeſtreich, deine Kinder frei,
Dich ſelbſt befrei' in Wahrheit;
Dein Weg für alle Zukunft ſey
Der Weg des Rechts, der Klarheit!
Wie Adler fliegen, flieg auch du
Nicht ab vom Licht, dem Lichte zu
Am deutſchen Horizonte,
Dem Sonnenlicht, das ſeine Bahn
Durch alten Trug und neuen Wahn
Zu dir nie finden konnte!

Das iſt die rechte Freiheit nicht,
Die blutroth dich umſchimmert,
Die Kron' und Vaterland zerbricht
Und draus Syſteme zimmert.
Du ſtehſt allein und kannſt allein
Nicht deutſch und auch nicht Oeſtreich ſeyn,
Du wirſt ein wüſtes Eiland.
Laß ab, laß ab vom Bürgerkrieg,
Zu Wien vollend' ein größ'rer Sieg
Den großen Sieg zu Mailand!

Franz Dingelſtedt.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Ich hätte in der That gewünſcht, Herwegh hätte in unſerer Sache mehr Energie gezeigt; allein ſein Mangel daran wird nach den oben gegebenen Andeutungen begreiflich. Da war Bornſtedt, da Löwenfels, die vor Begierde brannten, alle Geſchäfte an ſich zu reißen, ſelbſt wenn ſie die Fähigkeiten dazu nicht hatten. Fing Herwegh an zu handeln, ſo hinderten ſie ihn, indem ſie ihm helfen wollten. — Bei all dieſer zappeligen Thätigkeit fühlte Herwegh, daß für ihn nichts zu thun blieb, daß aber eigentlich auch nichts geſchah, und das machte ihn ſehr mißmuthig. Häufig war er auf dem Punkt loszubrechen und dazwiſchen zu fahren; allein immer ſiegte wieder ſeine Abneigung gegen das entſchiedene und derbe Auftreten, gegen jede ihm nicht unumgänglich nöthig ſcheinende geiſtige Aufregung. So blieb Alles im alten Schlendrian; Jeder that was ihm gefiel und Niemand kontrolirte die Handlungen des andern; man ärgerte ſich im Stillen darüber und ſchwieg, um Uneinigkeit zu verhüten, da die Herrn Comitémitglieder — mit wenigen Ausnahmen — eben ſo empfindlich wie unfähig waren.

Da ich hier in Kürze Herweghs Charakter wenigſtens angedeutet habe, ſo muß ich nothwendig auch von ſeiner Frau reden; denn Beide gehören zuſammen wie Schwertgriff und Klinge. Ich fühle mich um ſo mehr dazu veranlaßt, als man ſich von vielen Seiten her bemüht hat, Frau Herwegh zu verunglimpfen und ſie als eine lächerliche, abenteuerliche Figur hinzuſtellen. Man ſchildert ſie häufig als eine Amazone, als eine „emancipirte" Frau, welche ſich darin gefällt, männliche Gewohnheiten nachzuahmen, und die Alles, was ſie unternimmt, nur thut, weil ſie um jeden Preis Aufſehen erregen will. Alles dieß iſt grundfalſch. — Bei der erſten Bekanntſchaft macht Frau Herwegh ſelten einen vortheilhaften Eindruck. Ich hielt ſie zuerſt für ziemlich affektirt in ihrem Weſen, und für berliniſch naſeweis und abſprechend. Das war indeſſen rein zufällig; an einem andern Tage würde ſie gewiß einen beſſern Eindruck auf mich gemacht, aber ſchwerlich würde ich ſogleich den Werth dieſer vortrefflichen Frau erkannt haben. — Was ihr vielleicht, im Vergleich mit ihrem Mann, an Tiefe abgeht, erſetzt ſich bei ihr reichlich durch die Entſchloſſenheit und Unerſchrockenheit, womit ſie den ſchwierigſten Verhältniſſen, der größten Gefahr in's Auge ſchaut. Für ſich fürchtet, für ſich ſorgt ſie nie, nur für ihren Mann. — Trotz dieſer Entſchiedenheit im Handeln, trotz ihres männlichen Muthes, iſt Frau Herwegh durchaus Weib. Sie iſt eine vortreffliche Mutter und Gattin, wenn ſie auch alle Philiſterei, in der Theorie wenigſtens, abgeſtreift hat. — Herwegh und ſeine Frau ergänzen ſich vollkommen. Sie kennt ſeinen Werth, aber auch ſeine Schwächen, und iſt ſtets bemüht, die letztern zu verdecken und zu verhehlen, da es ihr nicht gelingt ſie zu entfernen. Er ſeinerſeits iſt ebenfalls von ihrem Werthe überzeugt; ſie iſt ihm unentbehrlich, ohne ſie fühlt er ſich verlaſſen und bildet ſich ein kein Glück zu haben.

Bornſtedt, Löwenfels, Karl Börnſtein und die meiſten andern Mitglieder des Comités waren den Kolonnen nachgereist, nur Herwegh und ich blieben in Paris, da wir noch immer nicht die Hoffnung aufgaben, die proviſoriſche Regierung zu bewegen, uns wenigſtens heimlich auf irgend eine Weiſe Waffen zukommen zu laſſen. — Ich war faſt täglich bei Flocon; allein ich kann nicht ſagen, daß er mir die geringſte Hoffnung machte. Ledru-Rollin war gar nicht zugänglich; er wurde von ſeinen eigenen Leuten, die wahrſcheinlich von der Gegenpartei gewonnen waren, förmlich gefangen gehalten und von der Verbindung mit unruhigen Menſchen vollſtändig abgeſchnitten. Herwegh dachte, unſere Freunde würden uns in Straßburg Gelegenheit bieten uns mit Waffen zu verſehen; aber ich konnte dieſe Hoffnung nicht theilen.

Es iſt möglich, daß die wirklich revolutionäre Partei in der proviſoriſchen Regierung es durchgeſetzt

hätte, uns heimlich mit Waffen zu unterſtützen, wenn ſie allen Mitgliedern unſeres Comités getraut hätte; allein es waren Namen dabei, bei deren Nennung die Herrn die Köpfe ſchüttelten. — Einen ganz beſonders ſchlechten Ruf hatte Bornſtedt, der frühere Redakteur der deutſchen Brüſſler Zeitung. Ich muß geſtehen, daß mir ſeine communiſtiſche Art und Weiſe mißfiel und daß ich ſeine Methode, auf die Leute zu wirken, nicht billigte, daß ſeine Begeiſterung mir gemacht, ſeine Schimpfereien übertrieben erſchienen; allein etwas Unehrenhaftes habe ich nicht an ihm entdeckt und recht ſehr bedauert, daß er ſich — ob mit Recht oder Unrecht — einen ſo ſchlechten Namen gemacht hatte. — Daß dieſer Name unſerer Sache bei der proviſoriſchen Regierung wie in Deutſchland ſchadete, konnte man nicht abläugnen, aber eben ſo muß man, um gerecht zu ſeyn, eingeſtehen, daß Bornſtedt der Geſellſchaft, in materieller Hinſicht wenigſtens, am meiſten von Allen nüzte. Indem wir nun den Schaden und den Nutzen, den er bisher geſtiftet, gegen einander abwogen, kamen wir endlich zu der Ueberzeugung, daß es beſſer ſeyn möchte, Bornſtedt von ſeiner Stellung zu entfernen.

(Fortſezung folgt.)

Beethoven'ſche Lieder.

(Schluß.)

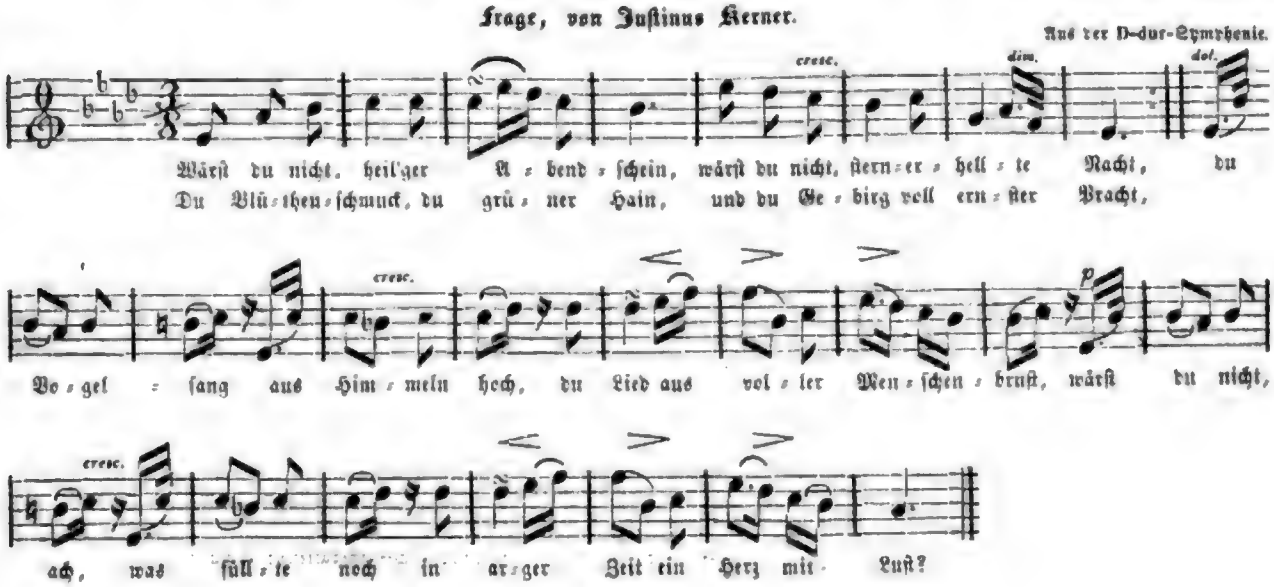
Eine der wehmüthigen „Fragen" J. Kerners an das Schickſal: „Wärſt du nicht, heil'ger Abendſchein," ſchmilzt mit einem Thema der D-dur-Symphonie zu einem ſo einzigen Guſſe zuſammen, daß ein im Gebiete der Lyrik unbewanderter Muſiker den gefügigen Dichter, und ein mit der Geſchichte der Muſik nicht vertrauter Laie den wundervoll überſezenden Componiſten bewundern wird. Ein Lied von Wilhelm Waiblinger: „Ach, warum in dieſer Ferne, ſüßes Herz, ſo weit von dir?" hat in einem Thema der pathetiſchen Sonate eine von lange her zubereitete Heimath gefunden. Zu einem Thema der C-dur-Sonate (Op. 2, Nr. 3) eignet ſich das Lied „Wiederſehen" von K. Grüneiſen. Den Freunden des Dichters der Sturmlieder iſt es wohl noch in der Erinnerung eingeprägt, wie er oft düſter lächelnd in die Taſten griff, um ſein Lieblingsſtück, jenes nächtliche A-moll-Thema aus der A-dur-Symphonie zu ſpielen. Er hat keine Worte dazu gedichtet. Man ſuche ſie in den Bildern des Orients von Heinrich Stieglitz; dort ſteht ein „Geſang der Peri's," der der eigenthümlichen Muſik eine eigenthümliche Begleitung leiht.

Dieſe lyriſchen Glieder aus den größern Muſikkörpern herauszunehmen und den Dichterworten anzupaſſen, bedarf es, wie oben angedeutet, keiner beſondern Mühe mehr. Sie ſind bereits bearbeitet und in drei Heften * geſammelt. Friedrich Silcher, deſſen „Volkslieder" „Aennchen von Tharau," „Ich hatt' einen Kameraden" und wie viele noch! Deutſchland ſingt, ohne zu wiſſen, daß ſie von ihm componirt ſind, deſſen Frithiofslieder der nordiſchen Muſe ihre eigenſten Klänge abgelauſcht haben, hat dieſes wunderbare Zuſammenwirken von Dicht- und Tonkunſt, das bei Lebenden oft ſehr ſpize Klippen hat, zwiſchen Entfernten und Verſtorbenen zu Stande gebracht. Um von dem Guſſe einen Beweis zu geben, wollen wir eines der Lieder, und zwar die bloße Melodie ohne die Pianofortebegleitung herſezen:

* Melodien aus Beethovens Sonaten und Symphonien, zu Liedern für eine Sopran- oder Tenorſtimme eingerichtet von Fr. Silcher. Stuttgart, G. A. Zumſteeg.

Frage, von Juſtinus Kerner.

Aus der D-dur-Symphonie.



Außer den bekannten Dichtern haben auch unbekannte zu dieſen drei Heften beigeſteuert. Derſelbe Matthiſſonianer wahrſcheinlich, deſſen wir erwähnten, hat zu der herrlichen As-dur-Melodie aus der F-moll-Sonate (Op. 57) einen Text „An die Nacht“ geliefert, den eine klangvolle Alt- oder Baritonſtimme von allen ſeinen Mängeln zu reinigen vermag; wenigſtens wiſſen wir den Fall, daß eine dichteriſche Größe, die das Mittelgut mit nervöſem Geſchmack und Witze flieht, über dieſes Lied in unaufhaltſame Thränen ausgebrochen iſt. Zu der Perle der C-moll-Symphonie — wir werden ſie nicht näher zu bezeichnen brauchen — haben ſich Worte geſellt, welche die leidenſchaftliche Seligkeit der Melodie trefflich ausdrücken: „Ohne dich, was wär' mein Leben, du mein Stern in kummervollen Nächten! Wie bin ich ſelig nun durch dich, ſo ſelig, ach ſo ſelig durch dich!“ Von einer guten Tenorſtimme geſungen, kann man ſich kaum eine ſchönere Arie denken. Noch iſt im dritten Hefte eines anſpruchloſen Gedichtes — „Dieſen Frieden, dieſe Wonne, o mein Herz, hab' ich von dir“ — zu gedenken, das mit der ſchönen Melodie zuſammen eines der liebenswürdigſten Lieder bildet.

Wen nun in dieſer „argen Zeit,“ die unter Dämonengetöſe das Venerabile der Menſchheit heraufführen will, ein „Lied aus voller Menſchenbruſt“ aufrichten mag, wer zwiſchen den kalten und ſtarren Forderungen der Tageskämpfe etwas Menſchliches im Buſen fühlt, müde Politiker, troſtbedürftige Dichter, liebende Frauen, die ihr mit fragendem Herzen in das Gewühl der Principien und Abſtraktionen ſchaut, euch Allen ſeyen die drei Liederhefte empfohlen. Flüchtet mit ihnen vor den verworrenen Stimmen des Tages hie und da zur guten Stunde an's Klavier,

Und vernehmet im Gedränge
Jener Genien Geſänge.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Heidelberg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Volksverſammlung.

Trütſchler ſpricht für den Völkerkongreß, gegen die Militärwirthſchaft, gegen die Kriege, in welche man uns nach allen Seiten verwickelt, die Sympathien für Rußland, welche Napoleons Prophezeihung zu Gunſten der Koſaken erfüllen möchten. Schlöſſel aus Schleſien ergeht ſich in ungroßmüthigen Ausfällen auf die Fürſten, welche ſchallendes Gelächter hervorrufen, nennt die Badener alle Schulmeiſter und das Land ein treffliches Seminar, das die hieher zugeſchickten Soldaten in Republikaner verwandle. Man ſolle ihnen nur die 900,000 auch ſchicken: — „900,000 Republikaner, die machen die Welt fertig.“ Ein Redner aus Sachſen prieſ die Studenten, welche ein Herz für die Freiheit gezeigt, meinte, noch ganz andere Verbote würden dem des demokratiſchen Vereins nachfolgen, und ermahnte das badiſche Volk, „das ſich in ſeiner Unermeßlichkeit erhoben,“ Mathy und Baſſermann aber nicht gewählt, wenn ſie auch im Parlament ſitzen, eine Leuchte zu bleiben für das Vaterland, worauf Raumer aus Preußen gegen die gelehrten Wahlen eiferte und gegen das, was in Berlin geſchmiedet werde, ein Vortrag, bei welchem zahlreiche Deſertionen den Feſtordner an den Nutzen einer Pauſe erinnerten. — Wer hätte nicht dieſe Tribüne, welche ſich gegenüber dem Ritterſaal an den ſogenannten Flügel der Pfalzgräfin lehnte, mit theilnehmender Neugier betrachtet? Auf dem kleinen Raume wie viel Zündſtoff beiſammen! Da zuckt alles von Leben. Gar ſeltſam ſchauen die alten Fürſten und Ritter aus ihren Steinniſchen auf „die Blume der Linken,“ wie Schlöſſel ihn eben nannte, herunter, auf den modernen Robert Blum, der mit dem Wald von Haaren und Bart, mit der unterſetzten derben Geſtalt, dem offenen Rock und weißen Hut faſt einem Kelpler gleich ſieht. Die anweſenden Engländer wollten Aehnlichkeit zwiſchen ihm und O'Connell finden. — Alles hat ſich unter den hohen Wipfeln der Terraſſe gelabt; man kehrt in die Arena zurück. Zwei Turner ſchwingen ſich als Trabanten auf das Dach der Tribüne und laſſen von da luſtig ein Poſthorn ſchmettern, um die Verſammlung zu aufmerkſamer Stille einzuladen. Ein Redner aus Sachſen ſpricht vom Kaiſer, den man aus der Rumpelkammer der Vorzeit holen wolle. Der Bierbrauer Henges aus Heilbronn meint, das Philiſterium ſey ein größerer Feind für uns, als die Fürſten und ihre Diener. Wir Deutſche ſeyen Sterngucker, wir träumen immer vom Himmel und auf der Erde bekommen wir nichts. Da er in die Paulskirche getreten als ſo ganz ungelehrte Perſon, ſey ihm das Herz viel leichter geworden, wie er geſehen, daß die Profeſſoren und die Hofräthe alle auf der Schattenſeite ſitzen. „Auf unſerer Seite dringt das Licht herein.“ — Der Wiener Wieſner ſprach über die Gefangenen in Bruchſal und hob aus einem Schreiben des Doktor Rotteck hervor, daß ſeit dem 24. April kein Verhör mehr ſtattgefunden. Man hörte aus der Menge viele Stimmen, die wild zur Befreiung aufforderten und nur mit Mühe beſchwichtigt werden konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 194. Montag den 14. Auguſt 1848.

Ponam sepulchrum tuum, quia inhonoratus es.
Nahum.

Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.
Lucan.

Fresken in der Paulskirche.

Drittes Feld,*
nach einem klaſſiſchen Meiſter.

Die Räthe Deutſchlands.
(Frei nach Schillers: „Die Götter Griechenlands.")

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Orden buntem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland:
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man dein Adreßbuch noch bekränzte,
Juno Etikettika!

Da des Titels zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um den Namen ſchlang,
Durch die Welt floß da Geſellſchaftsfülle,
Und was ranglos war, das kriegte Rang.
Um bei Hof den Bürger einzuflicken,
Gab man höh'ren Adel ihm für Geld;
Alles zeigte den herald'ſchen Blicken,
Alles eines Wappens Feld.

Wo jetzt nur, wie unſre Wühler ſagen,
Titellos ein deutſcher Bürger geht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Ein Kommerzienrath voll Majeſtät;
Dieſe Straßen füllten lauter Räthe,
Eine Trias kam auf jeden Baum
Deiner Linden, große Stadt der Städte,
Aber von „Geheimen" kaum.

Jener Baurath wand ſich einſt um Orden,
Sarahs Tochter, Agnes umgetauft,
War zur Frau „Domänen"-Räthin worden,
Itzig hatte ſich den „Hof"- erkauft.
Ein Diplom verlieh um wenig Groſchen,
So die fürſtliche Kanzlei genoß,
Eine Glorie, die, umſonſt erloſchen,
Nicht umſonſt das Haupt umfloß.

Zu betitelten Familien ſtiegen
Damals noch die Adligen herab;
Des Hofbanquiers Tochter zu beſiegen,
Nahm ein Grafenſohn den Schäferſtab;
Zwiſchen Krone, Wappenſchild und Titel
Knüpfte Plutus den geheimen Bund,
Menſchen ohne Mittel und voll Mittel
Huldigten im Börſenrund.

Finſtrer Ernſt und ſtaatliche Debatte
War aus eurem heitren Kreis verbannt;
Glücklich war ein Jeder, Jeder hatte
Sein' Charäkterchen in Sack und Hand.
Damals war nichts menſchlich als ein Räthchen,
Keine Gattung hing davon zu hoch,
Wo ein jedes kleine deutſche Städtchen
Hunderte per Jahr erzog.

* S. Erſtes Dutzend im Morgenblatt Nr. 176.
Zweites Dutzend Nr. 188.

Eure Häuſer ſtrahlten wie Paläſte,
Tauſend Kerzen flackerten im Saal
An des Herrn „Geheimen“ Wiegenfeſte,
Und die Wagen rollten an's Portal.
Des Galopps tief-ſeelenvolle Tänze
Kreisten um den „räthlichen“ Altar,
Euer Knopfloch ſchmückten Bänderkränze,
Wenn nicht die Krawatte gar!

Das Geſchrei von muntern Lieutenanten
Und der Schimmel prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Allbekannten,
Den „Geheimen-Rath“ von weitem an;
Um ihn polken Herrn und polken Damen,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und Lakai'n in des „Geheimen“ Namen
Laden zu dem Becher ein.

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holde Blüthenzeit des Titelthums!
Ach, nur in dem Lande deutſcher Lieder
Gaukelt noch ein Schatten deines Ruhms.
Ausgeſtorben ſteht der Hofkalender,
Und kein „Rath“ mehr zeigt ſich meinem Blick;
Ließ uns doch der grimme Nullenſpender
Kaum den „Wirklichen“ zurück!

Alle Titel, alle ſind gefallen
Vor des Dewes ſchauerlicher Bill;
Auf der Linken hör' ich gar erſchallen:
„Weg das Von! Es brauch' es, wer da will!“
Traurig ſuch' ich in der öden Leerheit,
Dich, „Geheimen,“ find' ich dort nicht mehr;
Dich verſchlang die ſchickſalſchwangre Mehrheit,
Und ſie gibt dich nimmer her.

Unbewußt der Freuden, die ſie raubte,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Bricht ſie ſtreng die ſüße, die erlaubte
Titelfrucht vom grünen Baum der Zeit;
Schamlos ſelbſt mit lauter nackten Namen,
Ohne ein „geheimes“ Feigenblatt,
Geht ſie durch die Reih'n entſezter Damen,
Und enttitelt durch die Stadt.

Ach! Acciſe-, Bau-, Commerz-, Domänen-,
Edukations-, ein ganzes Rath-
Alphabet, beweint von tauſend Thränen
Fiel als Hekatombe dem Senat.
Aus der Zeitfluth weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf Walhallas Höh'n;
Was ſoll ewig in Krähwinkel leben,
Muß in Frankfurt untergehn!

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſezung.)

Herr Bernays kam Herweghs Unentſchloſſenheit zu Hülfe. Er redigirte ohne Aufforderung ein Dekret, durch welches Bornſtedt, weil er mit Geſellſchaftsgeldern eigenmächtig verfahren, weil man die Redlichkeit ſeiner republikaniſchen Geſinnungen bezweifle, weil ſein ſchlechter Ruf unſerer Sache nur ſchaden könne, weil jezt nur dieſes Faktum und nicht das Verdientſeyn oder Nichtverdientſeyn dieſes Rufes zu berückſichtigen ſey, ſeines Amtes als Vicepräſident enthoben und von ſeiner Miſſion zurückgerufen wird. — Dieſes Papier legte Bernays Herwegh und mir zur Unterſchrift vor. Wir waren mit dem Inhalt um ſo mehr einverſtanden, als von allen Seiten Klagen gegen Bornſtedt kamen. Wir unterſchrieben das Papier, und es wurde auch von den andern Mitgliedern des Comités — ich gehörte noch gar nicht zu demſelben — u. A. auch von Herrn Heinrich Börnſtein, unterzeichnet. Ich übernahm es, bei meiner Ankunft in Straßburg das Urtheil zu vollziehen, und war entſchloſſen, wenn ich auf Widerſtand ſtoßen ſollte, es nöthigenfalls mit Gewalt zu thun.

Als Herwegh und ſeine Frau nach Straßburg abreisten, blieb ich noch in Paris, um die unmittelbare Verbindung mit unſern dortigen Freunden und der proviſoriſchen Regierung ſo lange als möglich zu unterhalten. — Meine Unterhandlungen hatten indeſſen keinen beſonders glänzenden Erfolg; ich brachte nichts nach Straßburg als einige magere Verſprechungen, denen man es anſah, daß ſie nicht gehalten werden würden. So war es auch in der That. Der Straßburger Regierungscommiſſär Lichtenberger wollte in Bezug auf uns durchaus keine beſtimmten Inſtruktionen erhalten haben. Unſere Leute, welche einen Marſch von etwa drei Wochen gemacht hatten und überall mit großer Gaſtfreundſchaft aufgenommen worden waren, wurden hier in einer verlaſſenen Kaſerne und ſchlechter als die Hunde einquartiert. Von der Regierung geſchah nichts; hätten die Bürger nicht den Leuten zu eſſen gegeben, ſie hätten verhungern müſſen.

Auf dem langen Marſch waren allerlei Unordnungen und Unannehmlichkeiten vorgefallen. Da man in Paris nicht Zeit gehabt hatte, den Charakter jedes einzelnen Mannes zu prüfen, ſo konnte es nicht fehlen, daß unter der Legion einige ſchlechte Subjekte waren, welche dieſe Gelegenheit nur benüzen wollten, um auf wohlfeile und angenehme Weiſe nach Straßburg zu kommen. Dieſe lagen mit den Führern ihrer Marſch-

kolonne in beſtändigem Streit und wiegelten die andere Mannſchaft auf. Gewöhnlich handelte es ſich darum, daß der Führer Geld unterſchlagen, oder mehr, als ihm gebührte, zu ſeinem Nutzen verbraucht haben ſollte. Dieſe Geldzänkereien liefen als rother Faden durch unſere ganze Expedition, und ich dankte dem Himmel, daß ich mich von vornherein von allem Rechnungsweſen fern gehalten hatte.

Was eigentlich die Herrn Comitémitglieder vor meiner Ankunft in Straßburg gethan haben, weiß ich nicht anzugeben. Herr Börnſtein hatte zwei Käſtchen voll Patronen gemacht, die übrigen hatten ſich gelangweilt. Bornſtedt hatte ſich am meiſten mit den Leuten beſchäftigt und war überhaupt von allen Führern der einzige, der eine vernünftige Thätigkeit zeigte. Ich war deßhalb mit meinem Dekret gegen ihn etwas en peine und behielt es in der Taſche, da Herwegh kein Wort davon erwähnte. — Als indeſſen zwei Führer zu mir kamen und mir etwas nicht Unwichtiges mittheilten, das gefährliche Folgen haben konnte, wenn es bekannt wurde, ſo fühlte ich mich veranlaßt, ihnen zu verbieten Herrn Bornſtedt davon zu ſagen. Als ſie darüber ſehr erſtaunt waren und die Gründe meines Mißtrauens wiſſen wollten, zeigte ich ihnen das vom Comité unterzeichnete Papier, forderte ihnen aber ihr Wort darauf ab, daß ſie davon ſchweigen wollten, bis ich es für gut halten würde zu reden. — Dieſe Leute ſchwiegen aber nicht und Bornſtedt bekam Wind davon, was man gegen ihn im Schilde führte. Sogleich ging er zu Herwegh und verlangte von ihm Aufklärung. Ich trat zufällig in's Zimmer und wußte ſogleich, um was es ſich handelte, denn Herwegh war in peinlicher Verlegenheit und Bornſtedt blaß und zitternd vor Aufregung. Ich ſetzte Bornſtedt mit einfachen Worten die Sache auseinander und er benahm ſich trotz ſeiner Aufregung mit bewundernswerther Ruhe.

Da Herwegh ſeine Unterſchrift nicht vertheidigte, ſondern Ausflüchte ſuchte, ſo ſpielte ich eine ziemlich alberne Rolle und verwünſchte ſeine Schwäche. Bornſtedt betheuerte uns, daß er durchaus keine böſen Abſichten und auch keine Rachſucht gegen die Unterzeichner der Schrift im Herzen habe; wäre dieß der Fall, ſo würde er an die Leute appelliren und dann könnte es ihm nicht ſchwer werden, den größten Theil derſelben auf ſeine Seite zu bringen. Die Sache ſey ihm aber zu lieb, als daß er ſie wegen ihm widerfahrener perſönlicher Beleidigungen in Gefahr bringen ſollte; er verlange aber, daß die Sache auf ſich beruhen bleibe. Und es blieb Alles beim Alten.

Löwenfels, der ſich allermittelſt mit allen, welche an der Spitze der Legion ſtanden, ſehr vertraut gemacht hatte, brachte indeſſen die Wahl eines neuen militäriſchen Befehlshabers in Anregung. Darüber gerieth ich in einen ſehr heftigen Streit mit Herrn Löwenfels, der aber keine blutige, ſondern nur die Folge hatte, daß er davon Veranlaſſung nahm, auf meine große Heftigkeit hinzuweiſen, welche mich zum Anführer untauglich mache. Endlich kam die Wahl zu Stande. Zu Führern der Legion wurden Börnſtein und ich gewählt, er als Commandant und ich als Chef des Generalſtabs. Herwegh hatte ſein Stimmrecht nicht ausgeübt. Löwenfels erklärte mich für durchaus unfähig, jene Stelle auszufüllen, da ich zu hitzig und unüberlegt ſey; als Commandant der Vorpoſten oder der Avantgarde wäre ich dagegen ſehr wohl zu brauchen u. ſ. w. Ich war bereit ihm meinen Poſten abzutreten; er wollte ihn aber nur durch Wahl und verſuchte die meinige mehrmals umzuſtoßen. Als es nicht gelang, beruhigte er ſich und ich glaubte dieſen abgeſchmackten Streit beigelegt. Bei einer polniſchen Königswahl iſt es nie ſtürmiſcher hergegangen, als bei dieſem Handel; auch Reinhardt Schimmelpfennig und Löwenfels geriethen heftig aneinander.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Schluß.)

Folgen des Aufſtandes.

In den erſten Monaten der Republik ſind Millionen ausgegeben worden, und vermuthlich iſt darüber kein ſehr genaues oder umſtändliches Verzeichniß geführt worden. Die Nation hat nun das Recht, zu verlangen, daß man ihr darüber Auskunft gebe. Manche Poſten werden freilich geheim bleiben, oder nur unter allgemeine Rubriken gebracht werden. Mehr als ein Republikaner wird den Zufall benützt haben, um ſeine Glücksumſtände etwas weniges zu beſſern, oder alte Schulden zu tilgen, wozu ſich unter der monarchiſchen Regierung, welche ihre eigenen Kreaturen zu befriedigen hatte, keine Gelegenheit bot. Die Mitglieder der weiland proviſoriſchen Regierung, welche dabei ſich ſelbſt wahrſcheinlich nicht vergeſſen haben, können

über Manches Auskunft geben, und es würde daher zu ihrem Nachtheile ausgelegt werden, wenn ſie ſich jezt entfernten. Daß man ſie ſtrenge zur Rechenſchaft zieht, iſt indeſſen nicht wahrſcheinlich, und von mancher Ausgabe, zu der ſie keine Belege mehr liefern können, können ſie ja immer behaupten, ſie ſey eine durch die außerordentlichen Zeitumſtände gebotene geweſen. — Lamartine verfügt über ein Journal, le Bien public; dieſes ſpricht vom Undank des gegenwärtigen Geſchlechts gegen den großen Dichter und Staatsmann, und rechnet auf ein gerechteres Urtheil von Seiten der Nachwelt. Aber die Nachwelt wird erfahren, welchen Antheil Lamartine an der elenden proviſoriſchen Regierung gehabt, und welch unſägliches Elend daraus erwachſen iſt, und in dieſer Kenntniß wird die Nachwelt ſicher nicht geneigt ſeyn, ein gelinderes Urtheil über Lamartine zu fällen als die Mitwelt, welche leider die Folgen der damaligen Wirthſchaft ſehr hart empfindet. Noch täglich finden Beerdigungen von Perſonen ſtatt, welche an den Wunden, die ſie im Bürgerkrieg erhalten, geſtorben ſind; Gefängniſſe und Hoſpitäler ſind voll, und mehrere tauſend Verirrte werden Frankreich den Rücken kehren müſſen. Man gibt ſich unſägliche Mühe, um Handel und Verkehr wieder in Gang zu bringen und die arbeitende Klaſſe wieder zu beſchäftigen. Aber nach einer ſolchen Erſchütterung tritt der alte Zuſtand nicht ſo leicht wieder ein. Viele Reiche werden den Aufenthalt in einer Hauptſtadt meiden, wo ſie der Plünderung und dem Mord von Seiten wüthender Proletarier ausgeſezt ſind, wo ſie von dieſen ſogar gezwungen werden können, wie es beim lezten Aufſtand der Fall war, die Waffen zu ergreifen und mit den Aufrührern hinter den Barrikaden zu fechten. — Einem eigenen Verhängniß unterliegt der Baſtilleplatz. Einſt ſperrte hier der monarchiſche Deſpotismus ſeine Schlachtopfer ein, ohne ſie nach dem Geſetze zu richten. Tauſende von Gefangenen haben hier in den Mauern einer alten feſten Burg einen Theil ihres Lebens elend zugebracht. Der erſte Akt der Revolution im vorigen Jahrhundert war die Zerſtörung dieſes abſcheulichen Zwingers durch das Volk. Man belohnte die, welche ſich dabei ausgezeichnet hatten, und noch jezt bekommen die Überlebenden, deren freilich nicht mehr viele ſind, einen kleinen Gehalt vom Staate. Seitdem iſt das alte Gefängniß bis auf die lezte Spur verſchwunden, und ein Spaziergang entſtand an deſſen Stelle. Nach der Julirevolution wurde auf dem Baſtilleplatz eine große Säule errichtet, mit Gewölben darunter, wo die Leichname der Bürger beigeſezt wurden, welche im Kampfe wider die bourboniſche Regierung gefallen waren. Im lezten Februar mußten die Gewölbe erweitert werden, um auch die im Kampfe wider die Orleaniſche Regierung Gefallenen beizuſetzen, und jezt werden ſie abermals erweitert, um auch diejenigen anzureihen, die im Kampfe für die republikaniſche Regierung von den Proletariern erſchlagen werden ſind. Und eben auf dem Baſtilleplatz war der Kampf dießmal am heftigſten. Sehr Viele ſind dort gefallen und nicht weit davon, am Eingang der Vorſtadt St. Antoine wurde der ehrwürdige Erzbiſchof von Paris, der als ein Friedensbote erſchien, meuchleriſch erſchoſſen. Der alte Baſtilleplatz ſcheint alſo ein verwünſchter Platz zu ſeyn, von dem nichts als Unheil zu erzählen iſt. Ein anderer Platz in einem ganz andern Stadtviertel, der Pantheonsplatz, hat ebenfalls eine traurige Celebrität erhalten. Hier fielen eine Menge Menſchen, beſonders Soldaten. Das einzeln ſtehende leere Gebäude, in deſſen unterirdiſchen Gewölben Voltaire's und Rouſſeau's Gebeine beigeſezt ſind, war von den Inſurgenten beſezt worden; ſie hatten ringsum Barrikaden errichtet und ſich vollſtändig verſchanzt. Es koſtete viel Mühe und Blut, um ſie aus dem Gebäude zu vertreiben. Bei dieſer Gelegenheit hat auch die Rechtsfakultät, deren Gebäude auf dem Pantheonsplatze ſteht, gelitten; der Schaden iſt indeſſen leicht wieder gut zu machen; aber das Glück unzähliger Menſchen iſt auf immer zerſtört. Dg.

Heidelberg, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Volksverſammlung.

Ein elektriſches Zucken war, als Heckers Name genannt wurde, durch das ganze Volk gegangen. Es war als zitterten die Maſſen vor Rührung und Zorn, und darin lag eine Wahrheit, wie nicht in allen Momenten des Feſtſpiels, das wir vor Augen haben. Weſendonk von Düſſeldorf knüpfte als Ausſchußmitglied an die Amneſtiefrage an, berichtete, daß nur zwei Stimmen im Ausſchuß ſich für Verwerfung erhoben, die ſeine und die von Zitz, und daß neulich achtzehn Petitionen in der Paulskirche für die Amneſtie eingelaufen ſeyen, darunter eine aus der Pfalz von 752 Jungfrauen und Frauen. Er fordert zu ähnlichen Schritten auf und zu augenblicklicher Gründung neuer Vereine auf den Grundlagen der alten; es bedürfe keiner weitläufigen Statuten, Agitation ſey das geſetzliche Mittel. „Durch Agitation iſt England groß geworden. Seyd Wühler, ja ſeyd Wühler, denn das iſt im Augenblick der polizeilichen Bedrückung die größte Tugend.“ — Nach ihm tritt der Student Hirſch auf und verlieſt mit jugendlichem Pathos eine Petition an die Nationalverſammlung. „Man iſt zuerſt an die Studenten gegangen,“ ſagte er; „man hat gedacht: das ſind dumme Jungen, die ärgern ſich nur ein wenig, aber ſie thun nichts. Aber die Studenten haben eine große edle That vollführt. Söhne reicher Eltern, hoher Beamten, alſo von vorne herein conſtitutionell geſinnt, haben ſie ſich doch in die Schranken geſtellt, als es die allgemeinen Rechte galt.“ — Auf die Frage: „Tretet ihr der Petition bei?“ ſtreckte ſich, wie vorhin bei der Amneſtie, Hand an Hand in den blauen Himmel auf; dieſe Maſſen zu den Wolken erhobener Arme haben immer etwas feierlich Erſchütterndes. — Nun kommt die Reihe an Schilling aus Wien, der ſich als Führer der akademiſchen Legion kund gibt und unter allgemeinem Jubel den Wunſch ausdrückt, einſt zu einer republikaniſchen Menge ſprechen zu dürfen, die es auch geſetzlich und nicht nur im Herzen iſt. Ueber die Geſichter dieſer Oeſterreicher iſt ein Hauch des Leidens ausgebreitet, das der Vergangenheit gehört, und damit miſcht ſich das eigenthümlich Warme dieſes Volksſchlags. Schilling zeigte den Zuhörern ſeinen Hut. „Ich habe mir da eine rothe Feder aufgeſteckt,“ ſagt er; „Sie ſehen alſo, meine Herrn, ich bin ein kaiſerlich königlicher Republikaner. Ich nenne mich ſo, weil thatſächlich ſeit dem Mai bei uns die Republik beſteht, wovon ich mich neulich in einer halbſtündigen Sitzung des Sicherheitsausſchuſſes überzeugt habe, als ich in Wien war, um den Erzherzog, den ich als biedern Deutſchen kenne, zu fragen, wie es denn mit dem „unverantwortlich“ gemeint ſey.“ — Der nachfolgende Redner führt die Verſammelten zu dem Leichenzuge Wirths, des Redakteurs der deutſchen Tribüne, den ſeine Kollegen in den lezten Tagen an dem Bundespalaſt, „dieſer deutſchen Baſtille,“ vorüber geleitet. Dann macht Profeſſor Hagen den Vorſchlag, eine Auflöſung der badiſchen Kammer und Einberufung einer Nationalverſammlung zu beantragen. — „Blut! Blut!“ ſchallte es ſchon längſt drohend aus vielen Kehlen, ein akuſtiſcher Irrthum, der ſich ganz harmlos in „Blum! Blum!“ auflöste. Der Gefeierte folgte endlich dem Rufe und ſchickte ſich zu einem Schlußwort an.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 195. Dienſtag den 15. Auguſt 1848.

Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant, non in nostrum morem, connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat. Tacitus

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(ſ. Nr. 179—182.)

II.

Im Volksleben gewinnen heutzutage jene Reſte an Werth und Anziehungskraft, an welchen man Urſprüngliches, Eingelebtes, Ausſchließliches eines Stammes zu erkennen meint. Der geſteigerte Eifer für nationales Bewußtwerden ſchlägt Alles ſehr hoch an, was ihm Aufſchlüſſe gibt und Erhebung gewährt. In Deutſchland ſondern ſich in dieſem Forſchen die Stämme, um ſo zu rechter Einigkeit zu kommen. Sie werden es oft geleſen haben, der bayeriſche ſey der wohlerhaltenſte, reinſte. Beſehen wir uns ein Fragment bayeriſchen Volkes, bei dem wir nicht weit fehlgehen werden, wenn wir Urtypiſches daran zu ſchauen meinen.

Am rechten Innufer, ſeitab, ſüdlich von Roſenheim, liegt der Samerberg. So heißt das Mittelgebirge, das ſich vom Heuberg und Hochriß ablagert nach der Ebene. Das Oberland hat kein zweites von der Ausdehnung und Geſtaltung, ein ächtes Hochthal, eine Landſchaft, an und für ſich hoch über dem Flachland, mit eigenen Kleinbergen, Kleinthälern und Zwergebenen. — Von Rohrdorf, das wirklich gleich einer Rohrdommel in Moor und Schilf ſitzt, lenkt ein Weg den Samerberg hinan über ziemlich ſteile Halden, bald auf glatten Mädern, bald auf wurzelreichen Waldpfaden. Sieht man oftmals ſich um, wie wir es thaten, um den geſammelten Athem gleich wieder in Lobpreiſungen der Ausſicht zu vergeuden, ſo mag man wohl ein Stündchen ſteigen, ehe man den lezten Abſatz erſchaut, auf dem die weißen Mauern einer Kirche ein Ziel zu erſter Raſt freundlich anbieten. Wir ſind in Steinkirchen. Schon im Lande unten macht ſich, hart an den Rand der Hochebene vorwitzig heraustretend, das einzelne Bethaus ſehr bemerkbar. Oben ſieht es ſich ganz anders an. In träumeriſchen Ernſt verſunken ſteht die Kirche zwiſchen hochbegrasten Gräbern; die Friedhofmauer zerbröckelt, die Kreuze roſten, der Lindenbaum blickt faſt mitleidig nach dem einſamen Gotteshaus hinüber. Kaum kann man glauben, hier rühre ſich Glocke und Orgel, man meint die Kirche ſey ſtumm. Alt genug iſt der Bau, daß man ihm gleich einem Greiſe ein Erſterben alles lauten Lebens abſehen möchte. Sicher denkt er noch byzantiniſch. Ein anderes iſt's thaleinwärts; da rauchen wirthliche Schlote, da zucken von weither Senſenblitze auf den Mädern, weiter vom Berg herab hüldert das Jauchzen irgend eines Hirtenbuben, ober ihm noch wirbelt die Lerche, indeſſen am Weggraben neben uns Schmetterlinge um die Blumenflamme der Königskerze ſich tummeln. Da iſt Leben, nicht der fühlenden Hand am Pulſe bedarf es, ſichtbar wogt es uns entgegen wie im rhythmiſchen Wallen einer ſchönen Bruſt. Frohmüthig ſchreitet man dem regen, heitern Getriebe entgegen. Die Wege ſind freigebig mit maleriſchen Windungen und Randbildern; bald ſuchen ſie bequeme Gründe und Tiefungen, bald laufen ſie kurz gefaßt und muthwillig alle Hügel und Halden hinan.

Auf ſolchem Höhenpunkt gerathen wir wieder an einen Einzelhof, und trotz des bellenden Spitzes bleibt uns ein Platz auf der Bank unverwehrt. Von hier aus iſt ein ziemlicher Ueberblick möglich über das

Bruchstück Hochland, in welches wir unsern Wanderstab als ziemlich seltene Gäste getragen. Wie gesagt, eine eingefriedete, versteckte Landschaft lacht und staunt uns schüchtern und schelmisch zugleich an, wie ein hübsches Mädchen, das wir fehlgehend in der Kammer überraschen. Der tiefere Thalzug, die kleinern Niederungen, meist Wiesen, lagern eigenthümlich still unter den vielen Höhen und Anschwellungen, die alle umbuscht und baumreich, oder als sonnige Aecker in fröhlichem Gewirre sich drängen und verdrängen. Gelassen überschaut der breitschultrige Hochriß die Kleinwelt unter sich und duldet es ruhig, daß an ihm hinauf der Wald sich flüchtet vor der Mordart, die ihm auf den Fersen folgt. Westlich steigt hinwieder der Heuberg, ein stattlicher Geselle und hier in ausnehmend bildsamer Gestalt anzusehen, zutraulich herab, und die Wiesengründe des Thals haben es leicht, in allmähligem Anstieg zu werthgeschäzten Almen sich zu wandeln; seinen Arm selbst biegt der Berg freundlich herab, auf dem er den alten Saumweg hinüberhebt über die Tafernalp nach dem Innthale. Auf diesen vielerlei Formen des Bodens, unter diese Farbenmuster von Grün aller Schattirungen, von Goldgelb, Grau, Braun und Blau hat nun auch der Mensch seine Zuthaten aufgestellt, Haus und Hütte, Kapelle und Feldkreuz, Zaun und Steg. Der Samerberg trägt 108 menschliche Wohnstätten, aber alle verstreut als Einzelhöfe und Weiler, wenn auch in vier Gemeinden geschaart. Deßhalb lebt auch die ganze Landschaft; an allen einladenden Stellen, wo die Sonne gern verweilt, oder ein Hügel Windstille beut, oder ein Brünnlein die Felder erfrischt, ruhen die alten Häuser und den meisten bekränzt ein Obstwäldchen die silbergrauen Gedächer. Drüben in Sankt Bartholme und in Krainbach wissen die Kirchen ein paar Häuser mehr zu einer andächtigen Nachbarschaft zu versammeln.

Es ist fürwahr ein wunderliebliches Bild, das wir von der Hausbank beim „Thaler," durch und durch davon erheitert, in uns aufnehmen. Grund und Boden zeigte sich gut, wir sollten aber auch gleich eine Probe von den Menschen zur Hand bekommen, die ihn bewohnen, einstweilen noch andeutungsweise in ein paar Kindern. Das waren kernige, wohlgelungene Prachtexemplare, mächtig aufgewachsen, stark und rund, auf vollgepfropften Wangen die wahrhafte Rosenfarbe, aus lichten Augen geradenwegs in die Welt lugend. Ueber eine Weile kam ein altes Weibsen heran, am Arm ein drittes Kind mit dem stattlichsten Kopfe auf derbem Rumpfe. Vier Jahre gab ihm jeder, der es sah, es zählte aber noch nicht zwei. Die Alte war Kindsdirne am Hofe; ihre Sprache, ihre Geberden, der neugierig blöde Blick hatten geradezu etwas Wildes. So mag das Volk sich dargestellt haben, das aus den bajuwarischen Waldhütten hervorkroch, um von fränkischen und schottischen Mönchen zu Christen gemacht zu werden. Sie hatte in ihren etlichen und fünfzig Jahren den Berg nicht zweimal verlassen, mit Mühe verstand sie die Fragen, in unbeholfenster Redeweise gab sie Antwort. Nach den Kindern tappte sie wie ein Wildthier, das seine Jungen nur am eigenen Leibe sicher hält; viel weniger scheu waren das flachshaarige „Minndal" und ihr Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion.

(Fortsetzung.)

Wie eigentlich Börnstein gewählt wurde, weiß ich heute noch nicht; von ihm war bis dahin noch gar nicht die Rede gewesen: er machte Patronen! Da er aber ein militärisches Aussehen hat und gut und bedeutend zu schweigen versteht, so kann, wer ihn nicht kennt, auf den Gedanken kommen, er sey ein erfahrener, vorsichtiger Militär. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß Börnstein niemals „Pulver gerochen," daß er all seine militärischen Kenntnisse als Feuerwerker und Feldwebel errungen, so würde ich mich mit Hand und Fuß gegen seine Ernennung gewehrt haben. Er hat dieselbe allein Löwenfels zu danken, der dem „ruhigen" Börnstein eine Lobrede hielt, um mich unmöglich zu machen. — Diesen Gedanken gab er indessen noch nicht auf. Wir hatten einen leitenden Ausschuß aus dem Comité gewählt. Am andern Tage sollte an der Zusammensetzung etwas geändert werden; sogleich trat Löwenfels auf und erklärte, daß dann auch meine Wahl umgestoßen werden müsse. Die andern Mitglieder des Ausschusses wollten davon nichts wissen, allein ich bestand selbst auf einer neuen Wahl, nachdem ich Veranlassung genommen, den Herrn zu erzählen, daß ich seit meinem eilften Jahr Militär gewesen, daß ich im Cadettencorps zu Potsdam und Berlin die Militärwissenschaften gründlich studirt, daß ich mit dem siebzehnten Jahr als Offizier in die Armee getreten, daß ich fünf Jahre in der Linie gestanden, sieben Jahre zu der Landwehr gehört und seit zehn Jahren fast nichts als kriegsgeschichtliche Werke geschrieben habe u. s. w. Die Folge davon war, daß man mich in meiner Charge einstimmig bestätigte.

Diese Streitigkeiten, welche der Ehrgeiz hervorrief, ließen keine ordentliche Thätigkeit aufkommen. Für die militärische Organisation geschah nichts. Man

machte einen ſchwachen Anfang, die Leute in der Kaſerne einzeln einzuexerciren, allein ohne beſondern Fortgang.

Unſer Feldzugsplan konnte nicht im Voraus gemacht werden, da er ſtets den Verhältniſſen angepaßt werden mußte und dieſe ſich faſt jeden Tag änderten. In Paris hatte ich vorgeſchlagen bei Mannheim anzugreifen, von da durch den Odenwald zu rücken, alle dortigen Republikaner an ſich zu ziehen und mit ihnen, wenn man ſtark genug ſey, nach Frankfurt zu marſchiren — als Wache für das deutſche Parlament. Dieſer Vorſchlag ward für nicht ausführbar erachtet und man beſchloß, einſtweilen nichts zu beſchließen.

Seit wir in Straßburg waren, hörten wir von den Vorgängen in Baden ſehr wenig; Hecker ſchickte uns keine Boten und ſchien überhaupt keine Notiz von uns zu nehmen. Schon vor meiner Ankunft hatte Frau Herwegh eine Erkundigungsreiſe nach Baden gemacht und entſchloß ſich nun zu einer zweiten. Man habe, hieß es, in Conſtanz die Republik proklamirt, das ganze Oberland ſey im Aufſtand, zahlreiche Truppencorps unter verſchiedenen Anführern ziehen in Baden umher, das Militär ſey ſehr günſtig geſtimmt, kurz unſere Sache ſey im beſten Gedeihen. Alles dieß mußten wir genauer wiſſen, und Frau Herwegh beſchloß Hecker aufzuſuchen, um endlich zu erfahren, was er eigentlich beabſichtige, und um ihn über unſere Legion aufzuklären.

Als Frau Herwegh abgereist war, erhielten wir von Offenburg die Nachricht, daß die dortigen Bürger die Republik proklamirt, den Bahnhof beſezt und die Eiſenbahn barrikadirt hätten. Sechshundert Bürger, hieß es, ſtehen bewaffnet bereit, ihr Recht zu vertheidigen, und hoffen, daß wir über den Rhein kommen und ſie unterſtützen werden. Patronen und Waffen habe man für uns, da man drei auf der Eiſenbahn angekommene Kiſten mit Gewehren angehalten. — Wir waren natürlich bereit zu helfen, deßhalb hatten wir uns ja formirt. War unſere Hülfe drüben wirklich nöthig und konnten wir auf kräftiges Handeln von Seiten der Bürger Offenburgs rechnen, ſo mußten wir darauf bedacht ſeyn, den Uebergang über den Fluß raſch und mit möglichſter Heimlichkeit zu bewerkſtelligen. Da aber bei einer Entdeckung unſer ganzes Unternehmen gefährdet ſeyn konnte, ſo hielt ich es für Pflicht, ſelbſt nach Offenburg hinüber zu gehen und mich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge zu überzeugen, obgleich bereits ein Vertrauter dahin abgegangen war.

Zwei Herren, einer aus Offenburg, der andere aus Freiburg, waren bei mir. Wir erwarteten in Kehl den lezten Bahnzug, und erfuhren hier, daß Militär vor Offenburg angekommen ſey und die Bürgerſchaft mit demſelben kapitulirt habe. — Dieſe Nachricht war nun keineswegs erfreulich; dennoch beſchloß ich meine Recognoscirung fortzuſetzen. In einem Wirthshauſe in Kehl miſchten wir uns unter die Bauern und badiſchen Soldaten, und fanden die leztern für uns ſehr gut geſtimmt. Sie verſicherten, daß ſie in die Luft ſchießen würden.

Als wir in Appenweiher anlangten, hatten wir die Freude, dort ein Bataillon Darmſtädter ankommen zu ſehen. Da der Zug, der uns nach Offenburg bringen ſollte, zu lange ausblieb, ſo entſchloſſen wir uns zu Fuß dorthin zu gehen, was mir um ſo lieber war, da ich dabei Gelegenheit fand zu erforſchen, was für Truppen in der Umgegend lagen. Alle Dörfer, durch die wir kamen, waren beſezt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Die Paddington-Eiſenbahn.

In der Nähe des bekannten Gartens von Kenſington, wo vor wenigen Jahren noch eine Wüſte war, breitet ſich jezt der ſchönſte Theil Londons aus, eine Welt neuer Häuſer, die ſich in ſtolzem Einerlei, durch keine Laden oder Werkſtätten unterbrochen, zu Squares und Straßen bilden, in denen kein Omnibus ſeine verpönte Phyſiognomie auftauchen laſſen darf. Ein Omnibus iſt ein durchaus unariſtokratiſches Thier, und wo der rollen darf, kann nur ein Roturier athmen. — In dieſem hochanſtändigen Weltwinkel geht es alſo ſehr ruhig zu, und außerdem gewährt er noch den Vortheil der geſundeſten Atmoſphäre Londons, weil das Terrain etwas höher iſt und der Grund aus Kiesſand beſteht, was die Feuchtigkeit abhält. Aber gleich an die Ecke dieſes Icarien ſchließt ſich der Paddingtontrain an, die Eiſenbahn, die nach Oxford und dem ganzen Weſten führt. Stündlich klingt von dort die helle Glocke und das Sauſen der abfahrenden Züge herüber, und eine lange Schnur von fünfzig „Cabs" ſteht bereit, die Ankommenden an ihre weitern Ziele zu führen. Das Dach dieſes Bahnhofs bildet eine Brücke, über die der durch die Eiſenbahn unten unterbrochene Verkehr von einer Straße zur andern vermittelt wird. Im Bahnhof iſt eine Treppe, die da hinaufführt und dem

Schaulustigen eine hübsche Uebersicht über die bunt bewegte Welt ankommender und abgehender Bahnzüge gewährt. — Ich muß hiebei bemerken, daß Louis Napoleon in diesem Stadttheile wohnt, und daß er noch vor ein paar Tagen ganz ruhig, von einem Diener begleitet, in Hyde Park spazieren ritt. So viel ich weiß, ist er die einzige Notabilität dieses Quartiers, das darum aber doch sehr viele Größen sieht, indem diese Bahn alle Kronenlosen, so wie die Kronenträger nach Windsorschloß hin und zurück spedirt, was die Eisenbahn sich schwerlich zur Ehre anrechnet. — Ich wollte zur „Commemoration" nach Oxford, und kam eine Minute zu spät auf dem Bahnhof an, was mir das Vergnügen verschaffte, anderthalb Stunden warten zu müssen. Man fährt in zwei Stunden nach Oxford; nimmt man ein »return ticket« für den nächsten Tag, so zahlt man für die Rückreise nur den Viertelspreis. Ein langsamer Zug mit Gütern ging sogleich ab, da aber derselbe mich erst in sechs Stunden hingebracht hätte, gewann ich beim anderthalbstündigen Warten immer noch ein paar Stunden. Ich benutzte die Zeit, die Ankommenden und Abgehenden zu mustern, und unter dem Wechsel, den diese Beschäftigung mir bot, flogen die Minuten schnell dahin. Im Bahnhof spazierten manche Leidensgefährten auf und ab und verkürzten sich die Zeit damit, kleine Flugschriften für ihre Reiseunterhaltung einzukaufen. Ich trat zu den Ladentischen, die die Industrie hier aufgeschlagen, um zu sehen aus welchen Werken die Eisenbahnlektüre bestehe. Es waren Uebersetzungen von George Sand, Dumas, »the last man« und noch andere leichte Werke der Art, die in wohlfeilen Ausgaben erschienen sind und auf den Geschmack und die Börse gleich flüchtigen Anspruch machen. Ich sah mir auch die „Salons" an, eine Art großer Wagen ohne Abtheilung, mit langen Spiegelfenstern und sammtnen Divans rings herum, dazu bestimmt, einer Gesellschaft zu einer Lustfahrt zu dienen. Endlich klingelte es. Der lange Zug rollte herauf; an den Wagen sind Tafeln befestigt, die die Bestimmung der einzelnen Abtheilungen angeben: Bristol, Bath, Cheltenham u. s. w. Endlich fand ich auch Oxford und wußte mich unter Gefährten, die demselben Ziele zusteuerten. Bald vernahm ich auch aus der Unterhaltung derselben, daß ihre Reise dem heutigen Feste galt und daß sie noch nicht wußten, ob und wie sie ein Unterkommen finden sollten, indem die Stadt so mit Gästen überfüllt sey, daß auch der höchste Preis kein Bett mehr zu verschaffen vermöge. Sie lachten über das Mißliche ihres Nachtlagers und trösteten sich mit der Gastfreundschaft der „Fellows," die im Nothfall die Hälfte des ihrigen abtreten müßten. Dann kamen sie auf die Theologie, auf die rationalistische Tendenz der Zeit und das veraltete Kirchenwesen in England, insbesondere den »cathedral service,« der durchaus reformirt werden müsse, indem diese Cathedralen ungeheure Summen verschlängen und im Vergleich damit fast gar nichts leisteten. Jeder wußte Beispiele der schreiendsten Mißbräuche aufzuzählen, und man schloß endlich damit, daß eine ernste Untersuchung dieser Uebelstände eingeleitet sey, und daß man daher auf Abstellung derselben hoffen dürfe.

(Forts. folgt.)

Heidelberg, August.

(Schluß.)

Die Volksversammlung.

Mit dem Hüteschwenken und Händeaufheben, meinte er, sey noch nichts gethan, und warnte als vor den gefährlichsten Feinden vor den „Fanatikern der Ruhe." Er rief den Männern zu: „Vergeßt nie, daß es keine andere Gewalt gibt als die des Gedankens!" und den Frauen, die sich zahlreich eingefunden und deren bunte Sonnenschirme sich wie riesige Blumenkelche unter dem glühenden Julistrahl in der Menge entfaltet hatten, sagte er scheidend: „Ihr sollt die Politik in die Kinderstube hinüber tragen; ihr sollt eure Liebe nicht dem Freiglinge schenken, der das Vaterland verräth, dann werdet ihr das Wort des Dichters wahr machen, daß ihr das Morgenroth der Freiheit seyd. Und so lebt wohl!" — Dieses Lebewohl mit einer Bewegung beider Arme gesprochen, erinnerte zwar ein wenig an den Abgang der Johanna, machte sich aber denn doch ganz hübsch, wenn es auch zeigt, daß Blum, wie alle glücklichen Talente, mit dem Volke kokettirt. Es mag von der Linken gerecht, jedenfalls aber klug seyn, auch den Weibern eine mäßige politische Aufmerksamkeit zu widmen. Da ist noch ein unbebautes Feld, da sind noch frische Naturkräfte. Dabei fällt mir ein, was neulich ein erfahrener Freund, ein alter Franzose gegen mich behauptete: „Die Frauen machen die Revolution, sie treiben die Männer: die Einen wollen einen Salon, die Andern eine Loge, Schmuck u. s. w." Vier Wochen vor der Februarrevolution sah ich zwei sehr gepuzte Damen mit Diamanten bedeckt im Theater vorne in einer Loge sitzen. Ich fragte, wer sie seyen. „Die Eine ist Madame Ledru-Rollin," sagte mein Begleiter. — „Das ist ein Mann für die Revolution," erwiederte ich. — Und haben jene Großen zu Prag ihren Frauen nicht auch geloben müssen, sie zu Königinnen Böhmens zu machen? — Es mag gegen vier Uhr Nachmittags gewesen seyn, als die Versammlung auf dem Schloß, die höchstens fünftausend Menschen stark seyn konnte, während im März wohl fünfzehntausend zusammengeströmt waren, sich zerstreute, um den Parlamentsmitgliedern das Rückgeleite zu geben. — Dieser 30. Juli hat mir einen wehmüthigen Eindruck zurückgelassen. Die französische Nationalversammlung zieht Blätter vor Gericht, welche sie, und in ihr die Majestät des Volks angreifen. Wie würde sie mit ihren eigenen Mitgliedern verfahren, welche gegen sie, die den heiligen Ausdruck des Nationalwillens vorstellt, Schmähworte ausstießen? Wir finden freilich die antike Selbstverläugnung in unserer Zeit nicht mehr, die erfordert würde, wenn eine Minderheit, die sich im Volke vieler Sympathien bewußt ist, darauf verzichten sollte, bei diesen Rechtfertigung zu suchen. Vielleicht sehen wir hier, denn die Vergeltung läßt nie lange auf sich warten, schon eine Frucht der jüngsten Beschlüsse in der Paulskirche, der neuen Angriffe auf die Rechte der polnischen Nationalität. Ohne dieses lezte Todesurtheil, das an Maria Theresia's edle Thränen mahnt, hätte die Erbitterung dieser Ränkler der Linken, die wir am Neckarufer sahen, wohl nicht in solcher Art die Schranken überstiegen. — Stadt und Land sind ganz ruhig geblieben. Einige Strophen des Heckerliedes: „Hecker, Hecker ist ein deutscher Mann," nach der Melodie von „Schleswig-Holstein meerumschlungen," von grellem Hörnerklang begleitet, einige unartige Kinder, einige Betrunkene weiter in den Straßen — das war alles, was dieser größere Zusammenfluß am Abend äußerlich zurückgelassen hatte. „Die Republik ist nicht angeschlagen," hörte ich eine Bäuerin heute auf der Straße sagen. Sie dachte sich das wie einen Polizeizettel an der Ecke. Ein anderes Weib bettelte mit einem kleinen Kind auf dem Arm; ich gab ihm eine Kleinigkeit. „Bedank' dich," sagte sie; „laß den Hecker hoch leben;" — so wie man sonst zu den Kindern spricht: „sag', vergelt Gott!"

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 196. Mittwoch den 16. Auguſt 1848.

— Ventum est Rubiconis ad undas.
Lucan.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Eine halbe Stunde vor Offenburg wurde es finſter. Die Landſtraße war menſchenleer; nur hin und wieder wurde ſie durch eine Reiterpatrouille belebt, welche uns jedoch paſſiren ließ, ohne uns anzuhalten. Dicht vor der Stadt, mit der Front nach derſelben, den rechten Flügel an die Landſtraße gelehnt, ſtand ein Bataillon heſſiſcher Infanterie; auf ihrem linken Flügel befanden ſich, was ich jedoch erſt am Morgen ſah, vier Geſchütze. Rechts vom Wege ſtand eine Schwadron Dragoner, Vorpoſten bemerkte ich gar nicht, und ich habe die Ueberzeugung, daß man während der Nacht mit einigen hundert Mann die Truppen ganz bequem hätte überfallen und aufreiben können. Daran dachten aber die Offenburger nicht. — Ohne angehalten zu werden, gingen wir hart am rechten Flügel der Infanterie vorbei, deren Lage in der regneriſchen Nacht gar nicht behaglich war. Als wir nach Offenburg hineingingen, erwartete ich von der Bürgerwache angerufen zu werden, in der Vorausſetzung, daß die Zugänge zur Stadt bewacht ſeyen. Dem war aber nicht ſo; auf den Straßen war es ſo ruhig, als ſey die Ordnung nie geſtört worden, und in den Gaſthäuſern ſaßen die Philiſter wie jeden Abend beim Schoppen. So etwas war mir noch nicht vorgekommen.

Ich ging ſogleich zum Bürgermeiſter Ree, den ich ſehr niedergeſchlagen fand. Er klagte, daß man ſeinen Rath nicht gehört und unüberlegterweiſe eine Demonſtration gemacht habe, welche der Stadt und der Sache überhaupt nur Nachtheil bringen könne, da man weder die Mittel noch den Muth habe, das Angefangene durchzuſetzen. Die Zahl der Bewaffneten belaufe ſich kaum auf 150 Mann und von dieſen wiſſe keiner, wem er gehorchen ſolle. — Unter dieſen Umſtänden mußte ich dem Bürgermeiſter freilich darin Recht geben, daß man einen dummen Streich gemacht habe, konnte ihm aber meine Verwunderung darüber nicht verhehlen, daß man die Eingänge zur Stadt nicht beſezt hatte. — Der Bürgermeiſter zuckte mit den Achſeln und ich lachte über die Heſſen, welche die Nacht im Regen bivouakirten, während ihnen nichts in der Welt im Wege ſtand, um in den Betten der Offenburger Bürger zu ſchlafen. — Ich legte mich nieder mit der Beſorgniß, daß man während der Nacht in die Stadt dringen und die Anführer der „Republikaner“ gefangen nehmen möchte.

Wie ich ſpäter hörte, war dieſes unzeitige Unternehmen in Offenburg durch zwei unſerer Leute veranlaßt worden, welche ein Bürger jener Stadt aus Straßburg mit hinüber genommen hatte, wovon wir indeſſen nicht das Geringſte wußten. Einer von dieſen Leuten war aus Offenburg gebürtig; ſie machten ſich dort wichtig, indem ſie ſich das Anſehen gaben, als könnten ſie über die Legion verfügen.

Am Morgen fuhr ich nach Freiburg, um die dortige Stimmung zu erforſchen und mich nach Frau Herwegh zu erkundigen, welche ungewöhnlich lange ausblieb. War ſie nicht in Freiburg, ſo wollte ich ſelbſt Hecker aufſuchen. Ich traf ſie indeſſen im Gaſthofe. Nach der beſchwerlichſten Reiſe kreuz und quer war ſie mitten durch feindliche Truppen nach Kandern und zu Hecker gekommen. — Dieſer wollte noch

immer nichts von unſerer Legion wiſſen und ſie nicht berufen. „Kommt ſie," ſagte er, „ſo kann ich es nicht wehren; will ſie aber nützen, ſo muß ſie bald kommen." Die nähern Details wird die Broſchüre enthalten, welche Hecker in dieſem Augenblick unter der Feder hat, und ich will ihm nicht vorgreifen, da er jedenfalls die Umſtände genauer kennt als ich.

In Straßburg fanden wir Herrn Lemmel, einen Abgeſandten von Becker, der ein Freicorps befehligte, das in der Schweiz ſtand und ſich mit unſerer Legion verbinden wollte. Dieſe ſollte nun in zwei Regimenter getheilt und das Kommando derſelben von Löwenfels und Becker übernommen werden. — Wir beſchloſſen ſofort, an einem geeigneten Punkt unterhalb Hüningen über den Rhein zu gehen, nachdem man an verſchiedenen Orten Scheinangriffe gemacht haben würde, um die Truppen dorthin zu lenken. Ein ſolcher Scheinangriff wurde auch mit beſtem Erfolge bei Hüningen gemacht, in deſſen Nähe eines unſerer Bataillone im Quartier lag.

Als bequemer Punkt zum Rheinübergang war uns der Ort Banzenheim von Hecker bezeichnet worden, der am andern Tag, Sonnabend vor Oſtern, um zehn Uhr Morgens dorthin einen Boten ſchicken wollte. — Die Direktion der Eiſenbahn war ſo freundlich, uns einen Extrazug unentgeltlich zu bewilligen, und am genannten Sonnabend fuhren wir Morgens vier Uhr von Straßburg ab.

Als Alles zur Abfahrt bereit war, fiel mir ein, nachzuſehen, ob die Kiſten mit unſern Waffen aufgeladen worden ſeyen. Zu meinem Erſtaunen hörte ich, daß ſie noch ruhig in der Kaſerne ſtehen und daß kein Menſch ſich darum bekümmere. Ich theilte dieß ſogleich Börnſtein mit; allein dieſer antwortete mir ganz großartig, er habe das Alles beſorgt und die nöthigen Befehle gegeben. Meine Vorwürfe machten indeſſen doch Eindruck. Börnſtein ſchob Alles auf Löwenfels, dem er den Befehl wegen der Waffen gegeben, entſchloß ſich dann aber bei der erſten Station auszuſteigen, nach Straßburg zurückzukehren und dafür zu ſorgen, daß die Waffen wenigſtens mit dem nächſten Zuge nachkämen.

In Banzenheim angekommen, ging ich ſogleich zum Maire des Orts und bat für unſere Leute um freundliche Aufnahme für einige Tage. Wir hatten durchaus keine Empfehlung von irgend einer Behörde; dennoch waren der Maire und die Gemeindevorſteher ſogleich bereit, uns die erbetene Gaſtfreundſchaft für zwei Tage zu bewilligen, unter der Bedingung, daß wir vor dem Anbruch des dritten den Ort verließen, da auf dieſen Tag die Wahl zur Nationalverſammlung feſtgeſezt ſey und die Einwohner durch unſere Gegenwart leicht abgehalten werden könnten, bei der Wahl zu erſcheinen. Nach derſelben würden wir wieder willkommen ſeyn. — Wir fügten uns natürlich dieſen ſo billigen Forderungen und 200 Mann wurden in Banzenheim, die übrigen in den benachbarten Orten untergebracht.

Ich nahm mein Quartier in Schalampe, welches Neuenburg gegenüber dicht am Rhein liegt, um dem Fluß ſo nahe als möglich zu ſeyn. Vor dieſem Ort liegt eine ziemlich umfangreiche Inſel, welche als zu Baden gehörig bezeichnet wurde, obgleich auf derſelben ein franzöſiſcher Zollpoſten ſteht. Nachdem ich dieſe Inſel recognoscirt und über das Terrain am andern Rheinufer genaue Erkundigungen eingezogen, kam ich zur Ueberzeugung, daß ein Angriff auf Neuenburg ſelbſt, das von 550 Mann badiſcher Truppen beſezt war, unthunlich und ein Uebergang an dieſem Punkte höchſt ſchwierig ſeyn würde. — Meine Meinung ging daher dahin, einen Scheinangriff bei Neuenburg zu machen, um die Truppen nach dieſer Gegend zu ziehen; hatten wir dieſen Zweck erreicht, ſo wollten wir am Abend aufbrechen und den Rhein hinauf marſchiren, um entweder bei Hüningen oder wo möglich ſchon früher überzuſetzen. — Um den Scheinangriff auf Neuenburg recht wirkſam zu machen, wollte ich mit etwa fünfzig Mann einen Poſten am andern Ufer angreifen, die Stadt allarmiren, mich dann auf die Inſel zurückziehen und hier den Tag über bleiben, ſo daß der Feind glauben mußte, man habe die Abſicht dieſen Punkt feſtzuhalten. Zu dieſer Beſetzung ſollten ſchlecht bewaffnete Leute verwendet werden, da ſie nichts zu fürchten hatten, indem ſie ſich bei einem etwaigen Angriff ſogleich auf franzöſiſchen Boden zurückziehen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Die Samerberger, müſſen Sie wiſſen, gelten für eines der tüchtigſten Volkshäuflein, wie ſie durch örtliche Abſonderung gewahrt noch an wenigen Plätzen im Oberland vorkommen. Ihre Seelenzahl beläuft ſich auf zwölfhundert, die eben ſo viele Familien bilden als Häuſer am Berge ſtehen. Seit uralteſter Zeit, das Alter der Anſiedelung iſt nicht anzugeben, trieben die Männer das Gewerbe des „Säumens." Sie führten auf Pferde verladen Salz aus den Pfannen zu Traunſtein und aus dem reichen Hall dem Gebirg entlang bis zum Lech, auch hinaus in's Flachland; als Rückfracht brachten ſie Hammerſchlag und Zunder zu den Eiſenſchmelzen von Aſchau und im Mieſenbach, auch Getreide zur Roſen-

heimer Schranne. Der vierte Theil der männlichen Bevölkerung zog früher dieſem Gewerbe nach und gab der Heimath auch den Namen „Säumerberg," dialektiſch mit hohem gedehntem a vereinfacht. Schon im Jahr 1511 mußte Herzog Wolfgang dieſem Geſchlechte von Roſſezüchtern und Landfahrern Freiheiten und Gewohnheitsrechte erneuern. Lange Züge ihrer Thiere, jedes mit drei Zwilchſäcken beladen, trugen über die Tafernalp in's tiefere Innthal und an den innern Linien der Vorberge das reiche Salz oft bis an den Bodenſee, wo damals noch die Schweiz mit bayeriſchem Pfannenerzeugniß ſich verſah. Nachdem eine ſpätere Zeit Kunſtſtraßen angelegt, vertauſchten ſie den Sattel mit dem Wagen, ſie wurden Fuhrleute, oder halfen bei den Schiffzügen am Inn. Beinahe von jedem Gehöfte war früher ein Geſpann unter Weges, jezt gehen etwa noch zwanzig „Samerfuhren," durch Güterfrachten und Kornkipperei mühſelig erhalten, im Lande. Dadurch hat die Bodenkultur wieder manch rüſtigen Arm gewonnen, der ſonſt müßig die Peitſche ſchwang; denn gerne plagt ſich der Samerberger und lebt in kargſter Einfachheit, wenn er nur auf ſeinem Berge bleiben kann. Er ſucht auch nur Dienſt in ſeiner Nachbarſchaft, wenn er nicht zu Hauſe Arbeit findet. Ueber Alles geht ihm ſein „Hoam," — die Heimath, Haus und Hof ſeines Geſchlechts.

Für dieſe ſchöne Anhänglichkeit, für die wahrhafte Verehrung des Familienerbes und den Eifer, es vor entehrendem Verfall und unwürdigem Beſitz zu ſichern, ward mir bei meinem Beſuche des Samerbergs ein lebendiger Beleg gegeben, da mich der Zufall Zeuge einer Rechtshandlung ſeyn ließ, bei welcher es ſich um die Uebernahme einer „Heimath" handelte.

Tief verborgen in buſchiger Thalſenkung, friedlich und freundlich liegt der Weiler Freiſing; der eine der paar Höfe trägt den Namen „beim Peter." Dort ſprach ich als beſcheidenes Gefolge einer löblichen Gerichtskommiſſion ein, welche ein Inventarium Behufs beſagter Gutsübergabe aufzunehmen gekommen war. Fünf Geſchwiſterte hausten auf dieſem Erbe, ein ſechster Bruder nur diente in der Nähe als Knecht. Es iſt nichts Seltenes, ſolche gemeinſame Wirthſchaft von Brüdern und Schweſtern zu finden, die alle redlich Hand anlegen, das Erbgut zu erhalten und zu mehren, Erworbenes ebenſo zuſammenbeſitzen, wie ſie ihre Bedürfniſſe aus einem Säckel nehmen, und bei aller Gleichheit im Beſitze dennoch den Aelteſten ohne Ab- und Widerrede als Familienhaupt anerkennen. Aus gewohnter Luſt zum Schaffen und ſelbſt zu Anſtrengungen, nebenbei aus nicht ungegründeter Furcht, als Pfründner im Austrage vom jungen Hofbeſitzer kurz gehalten zu werden, bleibt hier, wie im Bayerland faſt allerwärts, der Bauer, ſo lang er noch einen Knochen rühren kann, im Selbſtbeſitz. Er übergibt nichts an den Sohn, und geſchiehts, ſo zählt dieſer meiſt ſchon ſeine guten dreißig, oft vierzig Jahre. Mit der Uebernahme wird des neuen Herrn Hochzeit meiſt auf einem Gang zu Gericht abgethan. Die hausbackenſten Rechentafelgründe leiten dieſe Verbindungen ein, „ein guter Heirath" wird gemacht, und dabei fällt die Wahl der Werber faſt immer auf Mädchen, alt genug, daß ſie Herz und Sinne aus dem Spiel laſſen und zwei derbe Fäuſte und eine geduldige Haut darangeben für das endliche Verſorgtſeyn. Hier geizt auch Niemand nach Kinderſegen, — etliche als Helfer, um Dienſtboten zu erſparen, läßt man ſich gefallen. Wittwer heirathen darum äußerſt ſelten und Hageſtolze ſind mehr zu finden, als man meinen ſollte. Auch unter den Bauern gibt es eine Blaſirtheit, ein Raffinement der häuslichen Zuſtände. Dieſe Geſellen haben alle gelebt, eine Jugend in ihrer Art abgemacht; vom Eheſtand halten ſie nicht viel, den meiſten iſt er ein nothwendiges Uebel, zum mindeſten ein gleichgültiger Hausbrauch.

Um ſo draſtiſcher wirkt es auf das Volk, wenn einmal eine Art Liebesgeſchichte, eine Herzenskaprice die vernünftige Alltagsregel durchkreuzen will. Solches war der Anlaß zu dem ſonſt unerhörten Zwiſt unter den Geſchwiſtern von Freiſing, der ſie das Gericht anrufen ließ bei aller Scheu, die der Bauer dieſer Gegend gegen alles Amthandeln hat. Der älteſte Bruder beabſichtigte ein Mädel als Bäuerin „zum Peter" einzuführen, mit der er längſt ein Liebesbündniß unterhalten, von welchem uns auch gleich an der Hausthüre ein zweibeiniger Beweis zwiſchen die Füße lief. Die Erkorene ſelbſt war erträglich beleumundet, doch ihre Familie weniger; der Vater, in vielen Protokollen übel vermerkt, konnte der Tochter nichts mitgeben als dieſen Ruhm. Es ließ ſich vorausſehen, daß der Peter in Mißſtände aller Art gerathen werde, wenn er ſein Vorhaben ausführte. Schimpf und Schande bedrohte das in guten Ehren gewahrte „Hoam." Dem ſollte vorgebeugt werden und deßhalb traten die Geſchwiſter auf gegen ihr Oberhaupt. Nicht wie üblich wollten ſie ihm bei Abſchätzung des Gutes einen Vortheil einräumen, damit er leichter ihnen den Erbtheil verzinſe oder heimzahle; Gut und Haus, Schiff und Geſchirr ſollten ſo hoch eingeſchäzt werden, daß er bei der Uebernahme nicht beſtehen, ohne ein Weib mit Geld gar nicht hauſen könne. Hartnäckig hatten ſie eine frühere Schätzung verworfen und zur neuen Commiſſär und Schätzleute beſchieden.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Commemoration in Oxford.

Auf der Station bei Oxford ſtanden ſechs Omnibus bereit, in die ſich die Ankommenden außerhalb ſowohl als innerhalb ſchnell vertheilten, und nun ging es raſch in das Städtchen hinein, und von Thür zu Thür, bis der ganze Inhalt der vollgepfropften Wagen ausgeladen war. Die Straßen wogten von einer bunten Menge; Damen in den ſchönſten Morgenanzügen, Studenten in ihrer Collegientracht, Profeſſoren in ihren ſchwarzen Oberhemden und viereckigen Mützen, fremde Schnurrbärte, — von Allem die ſeltenſte Erſcheinung auf dieſem Boden. Es war großer Gottesdienſt geweſen, aber kein Puſey hatte die Neugierde der Gäſte befriedigt. Dem gelehrten Doktor gefiel es nicht in dieſem bunten Leben, dem er daher entrennen war, um ſich am Meeresufer in Brighton zu ergötzen und in der ſalzigen Welle von eingebildeten Sünden rein zu waſchen. — Nachmittags fand ein Conzert ſtatt, Abends gaben die Studenten im Collegium von St. John einen Ball. Der nächſte Morgen aber brachte die große Feier, um deren willen Alles herbeigeeilt war. — Schon früh um zehn Uhr war Alles auf den Beinen, denn es galt Zutritt zu erhalten. Das Gebäude, das eine Rotunde bildet, auf deren unterer Galerie die Damen, auf der obern die Studenten ihren Sitz haben, iſt nicht ſehr geräumig. Jeder „Fellow" hat Anſpruch auf eine Einlaßkarte, die er dann an irgend eine Dame verſchenken mag, weil ſein »Gown« ihm immer Zutritt verſchafft. Dieſer ſchwarze Ornat iſt in der That ein passe-partout in Oxford. Bei der großen Menge anweſender Fremden war aber die Zahl der Fellows nicht groß genug, um Alle mit Billets zu verſorgen, und wäre ſie das auch geweſen, ſo konnte das Gebäude dieſelben nicht faſſen. So entſtand ein ängſtliches Drängen und Bitten um Einlaß. Als wir kamen, war das Gebäude ſchon ganz gefüllt und ſelbſt die auf die Galerie führende Treppe beſetzt, auf der ein Fellow Wache ſtand, um Ordnung zu halten. Er kannte meine Begleiterin und rieth ihr ſich ſchnell in eines der Bogenfenſter zu ſtellen, weil die Studenten gleich die Treppe hinauf auf ihre obere Galerie rennen würden, und dann würden wir im Gedränge erdrückt. Wir folgten ſeinem Rath, und kaum hatten wir die ſchützende Wölbung erreicht, als ein donnerndes Geräuſch von Fußtritten hörbar wurde, dem bald ein gellendes „Hurrah!" folgte. Nun wurden Mützen geſchwenkt, mit Tüchern geweht, und Lebehoch! gerufen, bis man vom tobenden Chor ganz betäubt war. Dieß dauerte wohl eine Stunde. Indeſſen füllte ſich der untere Raum, die Ehrenſitze wurden von den Frauen des Biſchofs Wilberforce und der Kanzler eingenommen, die wieder einige Damen der Londoner haute volée in ihrer Begleitung hatten, unter denen ſich auch Lady Anna Charteris, die berühmte Schönheit, befand, die vielleicht Mancher im »Book of Beauties« geſehen hat. Dann folgten die Herren Biſchöfe und Kanzler und Würdenträger der Univerſität; auch Guizot, der als Gaſt mit ſeinen ſehr beliebten Töchtern beim Biſchof von Oxford zum Beſuche war, befand ſich unter denſelben, und nahm ſeinen Sitz unter den lauteſten Beifallsbezeugungen ein. Endlich um eilf Uhr öffneten ſich die Thüren und der Vicekanzler, dem die Pedelle mit ihren gewaltigen Stäben voranſchritten, eröffnete den Zug und nahm ſeinen Platz auf dem Catheder ein. Inmitten der Rotunde blieben die Herren zurück, welche heute zu Doktoren erhoben werden ſollten, und mit ihnen jene, die die Gründe abzuleſen hatten, weßhalb die Univerſität ihnen dieſe Ehre zugeſtanden. Unter den Kandidaten befand ſich als einziger Ausländer Baron Hügel, deſſen lange Geſtalt und gutmüthig deutſche Phyſiognomie, auf der ein grandioſer Schnurrbart mit chineſiſcher Krümmung thronte, ſich höchſt originell hervorhob. Die Studenten jauchzten ihm, als neuem Ehrenmitglied ihrer Univerſität, unendlichen Beifall zu. Dafür aber wurde Herr Gladſtone eben ſo unendlich ausgeziſcht, und zwar ſo ernſtlich, ausdauernd und laut, daß kein Zweifel blieb, die Studenten würden nie zugeben, daß die Klauſel abgeleſen werde, die ihn zum Doktor berief, auch wenn man hier Tage zubrächte. Der Vicekanzler gerieth ſichtlich in Verlegenheit, der Ableſende gleichfalls, und Herr Gladſtone wurde von Minute zu Minute bleicher, bis er einer Marmorſtatue glich. Seine Lage war allerdings höchſt peinlich, und die Zuſchauer ſahen erwartungsvoll dem Ausgang eines Kampfes entgegen, in dem die Mehrzahl der rebelliſchen Jugend über die weißen Häupter zu ſiegen gedachte. Endlich, als jeder Verſuch, ſich Gehör zu verſchaffen, ſcheiterte, erhob ſich der Vicekanzler entſchloſſen und winkte Herrn Gladſtone, ſeinen Sitz als Doktor einzunehmen. Er gehorchte, und unter noch lauterem Ziſchen und einer noch allgemeineren Proteſtation ſchritt das geiſterbleiche Ehrenmitglied zu ſeinem Platz. Herr Gladſtone hatte bei der Judenfrage für die Emancipation geſtimmt, welches Votum ihm den heutigen Empfang zugezogen. Die übrigen Herren Doktoren fanden keine ſo große Schwierigkeit, ihr lateiniſches Diplom vorgeleſen zu erhalten; da indeſſen, außer dem greiſen Hallam, der ſich als Geſchichtſchreiber einen ſo ehrenwerthen Namen gemacht hat, keine bedeutende Perſönlichkeit vorkam, mag der ganze Reſt unbemerkt ſeine Verpuppung vernehmen, wie das auch wahrſcheinlich der Fall ſeyn wird. Mehrere Studenten laſen noch ihre Preisgedichte vor, und als dieſe Pflicht abgethan, war Jeder froh dem Gedränge entfliehen zu können, um an einem ſchattigen Orte wieder friſch aufzuathmen. Als wir hinausgingen, war man ſchon beſchäftigt die Sitze wegzunehmen und alle Vorbereitungen für ein großes Conzert zu treffen, das um vier Uhr beginnen ſollte und wozu die erſten Sänger und Sängerinnen Londons eingeladen waren. Wir hatten aber nicht Luſt, uns abermals in ſolche Atmoſphäre einzuſchließen, und eilten daher nach Hauſe und von dort zu einem großen Dejeuner von achtzig Perſonen, das ein angenehmer Fellow in ſeinem Collegium gab. Alles ſchmauste ſchon in der weiten Halle an kreuz und quer geſtellten Tiſchen, auf denen ſich eine reiche Mannigfaltigkeit an Erfriſchungen aller Art darbot. Da waren kalte Hühner mit geräucherter Zunge, da waren Fleiſchpaſteten, grüne Erbſenſuppe, Hummerſalat, Käſe, Eis, Champagner und Erdbeeren, genug, den leckerſten Gaumen zu befriedigen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 15. Mittwoch den 16. August 1848.

[133] In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Mutter vom Lande.

Erzählung

von

Josef Rank.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Juni 1848.

F. A. Brockhaus.

[153] Soeben erschien im Verlage von Otto Klemm in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Shakspeare's

Sommernachtstraum

von

Adolf Böttger.

Miniatur-Ausgabe. br. Preis 22½ Ngr. — In gepreßter Leinwand eleg. gebunden mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Adolf Böttger erwarb sich als Dichter und Byronübersetzer eine Berühmtheit, die dieser neuen Uebertragung in ihrer eigenthümlichen Auffassung und Formvollendung verdienten Eingang im deutschen Volke und auf der Bühne sichert, ohne dadurch dem großen Shakspeare-Uebersetzer A. W. Schlegel Eintrag zu thun.

In Kurzem erscheint Romeo und Julie.

[101] In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Erinnerungen

an

Rom und den Kirchenstaat

im ersten Jahre seiner Verjüngung.

Von

Dr. Heinrich Stieglitz.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1848.

F. A. Brockhaus.

[149] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Juliheft.

Inhalt: Das Plauer Dampfschiff, jetzt genannt der Alban, oder geschichtliche Darstellung seines Baues und Beschreibung der eigenthümlichen Konstruktion desselben und seiner Räder, von Dr. Ernst Alban. Mit Abbild. — Verbesserungen an Locomotiven und Eisenbahnen, von Newton in London. Mit Abbild. — Verbesserungen an Signalvorrichtungen und Bremsapparaten für Eisenbahnzüge, von Ward in Leeds. Mit Abbild. — Signalpfeife für Eisenbahnen, Dampfboote ꝛc., von Wells. Mit Abbild. — Verbesserungen an Flachsspinnmaschinen, von Morgan. Mit Abbild. — Verbesserte Seidenstreckmaschine, von Jos. Thoma. Mit Abbild. — Arthur Walls Apparat zum Trennen des magnetischen Eisenerzes von andern Erzen und Beimengungen. Mit Abbild. — Apparat zum Bereiten von Sodawasser oder kohlensäurehaltigem Wasser, von Bakewell. Mit Abbild. — Verfahren, den Kautschuk bleibend elastisch zu machen, von Westhead, Fabrikant in Manchester. Mit Abbild. — Ueber die Photographie auf Glas, von Hrn. Niepce. — Ueber die Fuchs'sche hallymetrische Bierprobe und ihre Anwendung zur Bestimmung der Tarifmäßigkeit der Biere, von Prof. Schafhäutl. — Ueber das Entfuseln des Weingeistes, von Dr. Varrentrapp. — Bericht über die Preisbewerbung hinsichtlich der Lithographie, der Société d'Encouragement in Paris erstattet von Gaultier de Claubry. — Ueber die Fabrikation von Geweben aus sogenanntem künstlichen Haar, von Williams in London. — Miscellen. Ueber die Leuchtkraft des gereinigten und ungereinigten Oels. — Ueber die conservirenden Eigenschaften des Chlorzinks. — Umgestaltung der französischen Seifenfabrikation. — Ueber das Schwarzfärben der gedruckten Kattune, von Royer. — Gemalzte Erbsen zum Speisegebrauch. — Mittel, um die Garten- und Ackerschnecken zu vertilgen, von Braconnot. — Neues Verfahren, die Weinstöcke anzupfählen.

[150] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bürgerliche und politische

Gleichberechtigung

aller Confessionen;

die unbeschränkte

Freiheit der Sektenbildung;

und

die Trennung der Kirche vom Staate;

im Zusammenhange erwogen

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Diejenigen Paragraphen des Entwurfs der deutschen Reichsgrundverfassung, welche sich auf das religiöse Bekenntniß und die Stellung der Kirchen im Staat und des Staates zu den Kirchen und andern Religionsgesellschaften beziehen, werden demnächst im Frankfurter Parlament zur Berathung kommen. Der Entwurf und seine Motive haben in dieser Hinsicht das Prinzip der Freiheit und seiner weitesten Ausdehnung geltend gemacht, und doch in einer der Hauptfragen, auf welche jetzt von so vielen Seiten hingedrangt wird, von der völligen Trennung nämlich zwischen Staat und Kirche, diese Trennung selbst unausgesprochen gelassen und nur die wichtigeren Konsequenzen des Prinzips aufgenommen. Dieß hat sowohl die Freunde als die Gegner jener Trennung überrascht.

Wenn irgendjemand in dieser Sache mitzusprechen

berechtigt und sogar berufen ist, so muß es derjenige deutsche Theologe seyn, welcher vor einer Reihe von Jahren über die Zukunft der Kirche seines Bekenntnisses ein öffentliches Wort geredet hat, das in der Gegenwart bereits der von ihm geheischten Erfüllung durch unvorhergesehene Zeitumstände nachgerückt ist. Herr Ullmann faßt jedoch dießmal den allgemeinen Standpunkt des religiösen Lebens und kirchlicher Genossenschaften in der wiedergeborenen politischen Welt ins Auge und spricht sich über die zur baldigen Verhandlung in der Paulskirche vorliegenden Fragen in gegenwärtiger Schrift aus. Er macht sich dabei die Aufgabe nicht sowohl im Interesse der Kirche als vielmehr des Staates die obschwebenden Fragen zu erörtern, und die Motive, den Werth, die Wirkungen und Folgen der beabsichtigten grundgesetzlichen Bestimmungen so zu beleuchten, daß den Vertretern der deutschen Nation eine theilweise Aenderung der betreffenden Paragraphen belieben möge, oder doch durch eine gründliche und allseitige Prüfung und Besprechung, zugleich unter Vergleichung dessen, was der Entwurf der Grundrechte des französischen Volks enthält, das möglich Beste hervorgehe.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[148] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXXIII. Jahrgang 1848.

Erster Band. Drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Uebersicht der Beschäftigungen der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins. — Verhandlungen der Gauversammlungen. 1. Zu Calw. 2. Zu Balingen. — Literatur. Wie kann der Landmann seine Stadt-, Dorf- und Feldwege ohne Kosten des Staats und eigene Ueberlast zu seinem Nutzen verbessern? Preisschrift der ehemaligen Kurfürstl. Hessischen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste. Von W. Casparson. 5te Aufl. Cassel 1846. Reisebericht über den Bau und die Bearbeitung des Flachses in Belgien, sowie über einige verwandte Gegenstände. Von W. Arnemann, A. Lebebur und J. A. Lüze. Hannover 1846.

Stuttgart und Tübingen, Juli 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die landwirthschaftliche

Thierproduktion

von

A. von Weckherlin.

Drei Theile.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Der berühmte Herr Verfasser legt in gegenwärtiger Schrift, mit der er gleichsam von der landwirthschaftlich-literarischen aktiven Thätigkeit Abschied nimmt, das Resultat 30jähriger Beobachtungen und Erfahrungen nieder. Diese Beobachtungen und Erfahrungen aber wurden von ihm angestellt und gesammelt bei einem mit Vorliebe gepflegten praktischen Betriebe von sehr umfangreichen Gütern, die er als Administrator der Besitzungen Sr. Majestät des Königs von Württemberg, und später als Direktor des landwirthschaftlichen Instituts in Hohenheim zu leiten hatte, nicht minder auf vielen landwirthschaftlichen Reisen in und außerhalb Deutschland. Die Hauptabschnitte des reichen Inhalts sind folgende: I. Theil. Allgemeiner Theil. Einleitung. Literatur. A. Von den Racen. B. Von der Züchtung. 1) Die Begriffe von den verschiedenen Ausdrücken der Züchter. 2) Beobachtungen und Erfahrungen über Züchtung. 3) Folgerungen, Regeln und Grundsätze für die Züchtung. C. Von der Aufzucht, Ernährung und Haltung. 1) Ueber Qualität der Nahrung. 2) Ueber Quantität der Nahrung. 3) Besondere Regeln für Aufzucht und Haltung der jungen Thiere. 4) Futterordnung und weitere Regeln bei der Fütterung, Haltung und Pflege. Anhang. Literatur über die allgemeine Thierproduktionslehre. — II. Theil. Rinderzucht. Einleitung. Literatur. A. Das Rind. 1) Naturgeschichtliches vom Rind. 2) Rinderracen. B. Die Zucht des Rindes. 1) Auswahl der Zuchtthiere. 2) Paarung. 3) Verhalten bis zu der Geburt des Kalbes. C. Aufzucht, Ernährung und Haltung des Rindes. 1) Qualität der Nahrung. 2) Quantität der Fütterung. 3) Besondere Regeln für Aufzucht und Haltung der Kälber und jungen Rinder. 4) Futterordnung und weitere Regeln bei der Fütterung, Haltung und Pflege. D. Benützung des Rindes. 1) Jungviehzucht. 2) Mastung. 3) Milchnutzung und Melken. 4) Verwendung der Rinder zum Zug. 5) Die ökonomischen Resultate nach Geldwerth, bei der verschiedenen Art der Nutzviehhaltung. E. Wahl des Betriebs der Nutzrinderzucht und Nutzrinderhaltung nach den verschiedenen wirthschaftlichen Rücksichten; hiernach Wahl der Race oder des Schlags von Rindern. III. Theil. Schafzucht. Einleitung. Literatur. A. Das Schaf. 1) Naturgeschichtliches. 2) Schafracen. Wollkunde. B. Zucht des Schafs. 1) Auswahl der Zuchtthiere zur Paarung. 2) Verhalten bis zur Geburt des Lamms. C. Aufzucht, Ernährung und Haltung des Schafs. 1) Qualität der Nahrung. 2) Quantität der Fütterung. 3) Besondere Regeln für die Aufzucht der Lämmer. 4) Futterordnung und weitere Regeln bei der Fütterung, Haltung, Pflege. 5) Besondere Regeln bei der Haltung der Schafe je nach Verschiedenheit der Race. D. Benützung des Schafs. 1) Wolle. 2) Fleisch. 3) Milch. 4) Die ökonomischen Resultate nach Geldwerth bei den verschiedenerlei Arten der Benutzung. E. Wahl des Betriebs nach den verschiedenen örtlichen und wirthschaftlichen Rücksichten, hiernach Wahl der Race oder des Schlags von Schafen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

„Wenn diesem merkwürdigen Buche", schreibt ein tüchtiger Mann, „eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Diese neueste Auflage ist durch geistreiche und interessante Vergleichungen und Erörterungen eines unserer tiefsten Naturforscher vermehrt worden. Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,

mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,

von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps. — 3ter Abschnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abschnitt. Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs. — 5ter Abschnitt. Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs. 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mittelitalien
von den Zeiten römischer Herrschaft,
nach seinen Denkmalen
dargestellt von
Dr. Wilhelm Abeken,
Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom ꝛc.

Mit eilf Tafeln.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 7½ Ngr.

Inhalt: Einleitung. Das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch. 1) Etrusker und Umbrer. 2) Latiner. 3) Die Sabiner und die Sabellinischen Stämme. Die Denkmale des ältesten Italien. — Die ältesten Städtebauer und die ältesten Burgen. — Anlage und Bildung der Städte. — Mauerbau. — Die Bogen- und Gewölbekonstruktion. — Die Befestigungen alter Städte. — Hydraulische Anlagen. — Straßen und Brücken. — Privaten und öffentliche Bauten des Gerichts und des Verkehrs. Nachträgliches über Brunnenhäuser und Cisternen. — Anlagen der Volkslustbarkeit. — Die Tempel. — Die Gräber. — Plastik und Malerei. — Etrurien und Umbrien. — Latium und die Sabina. — Campanien, mit Anschluß von Samnium und dem nördlichen Lucanien; die Länder des adriatischen Meeres. — Uebersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen. 1) Thonarbeit. 2) Metallarbeit. — Die Glas- und Schmelzarbeit. — Die Steinarbeit. — Die Arbeit in Holz, Elfenbein, Bernstein. — Die Malerei.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte
von
August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zum Beſten des deutſchen Hülfs-Vereins in Paris.

Pariſer Bilder.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eiſenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Induſtrieausſtellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geſelligkeit. — St. Denis. — Schriftſteller. — Geſchichtliches. — Oeffentliche Bälle. Volksfeſte. — Die zwei Kammern. — Schauſpieler. Komiker. — Modeworte. — Verſailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Muſik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es iſt ſchon ſo viel über Paris und ſeine Zuſtände geſchrieben worden, daß dieſe Schilderungen wohl überflüſſig erſcheinen dürften. Der Verfaſſer wollte jedoch vom deutſchen Standpunkte aus den Verſuch wagen in flüchtigen Umriſſen die Erſcheinungen feſtzuhalten, welche hier in ſtetem Wechſel an uns vorüberziehen. Die Rückſicht, welche ihn hauptſächlich zur Herausgabe dieſer Arbeit beſtimmte, war der Wunſch etwas zur Linderung der Noth ſeiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es ſoll daher der Ertrag dieſes Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[154] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1848.

Größere Aufſätze.

Die vier erſten Monate der franzöſiſchen Republik. — Tagebuch auf einer Reiſe längs der chineſiſchen Küſte: 1) Ankunft zu Macao: Beſuch der Camoensgrotte; Beſchreibung der Bai und der Stadt; Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen; Vorbereitungen und Feſtlichkeiten bei einer Hochzeit; Spielwuth; Darſtellung und Schilderung eines chineſiſchen Schauſpiels. 2) Der Hafen von Hong-Kong; Lage der Stadt; allgemeine Beſchreibung der Inſel; Sittenverderbniß der hieſigen Handwerker; Diebſtahl und Seeraub; Ueberfall von Weibern an Bord der Fregatte; Arbeiten der Engländer; Zukunft ihrer Niederlaſſung. 3) Ankunft in der Boca-Tigris; die Mandarinen und der Pilot; Beſchreibung des Ankerns; chineſiſche Feſtungswerke; der Tſchu-Kiang; Opium; Clippers; die Stadt und Rhede Whampu; chineſiſche Dſchonken; Landſchaftsbilder. 4) Barren und Veſten; Kriegsdſchonken; ſchwimmende Stadt; allgemeiner Ueberblick der Stadt; Faktoreien; ein eleganter Chineſe; Salon des Sam Qua; eine Entdeckungsreiſe in der innern Stadt; Lackfabriken; chineſiſcher Speiſewirth; Theebereitung; Rückkehr nach Whampu und an Bord der Fregatte. — Die Räuber in Indien. — Die Gagets. — Ueber die Goldwäſchen in Oſtſibirien. — Ethnographiſche Notizen über die Tuariks. — Ein Tornado im indiſchen Meere. — Reiſe nach Bosnien. Von einem Naturforſcher. VII. Reiſe nach den Klöſtern und Serajevo. VIII. Aufenthalt zu Serajevo und Rückkehr nach Travnik. — Der Schwammfelſen auf Gozo. — Schilderung aus den Hochregionen der Alpen. 1) Von Gaſtein nach Rauris; 2) ein Tauernpaß. — Ein Kampong im Innern Java's. — Die Stellung der engliſchen Regierung. — Ueber das Einhorn. — Die Eishöhle bei Kungur im Gouvernement Perm. — Algieriſche Briefe. II. — Borneo. I. Die geographiſche Geſtaltung. — Forſchungen über die Herkunft, den Namen und die Sprache des litthauiſchen Volks. — Die Stadt Tripoli. — Das letzte Frohnleichnamsfeſt in Florenz. — Scenen aus dem mexikaniſchen Leben: der Kapitän Don Blas und die Kondukta de Plata. — Die künſtlichen Hügel im weſtlichen Amerika. — Die Rennthierzucht im nördlichen Rußland. — Ueber die allgemeine Verwandtſchaft der oceaniſchen Schwarzen. — Forſchungen in Ghrenaika. — Das Finanzſyſtem der Zukunft. — Ueber die Strömungen und die ehemalige Höhe des ſchwarzen Meeres.

Chronik der Reiſen.

Hommaire de Hell über Kurdiſtan.

Kleinere Mittheilungen.

Vorſchlag zu einer Nationalgardeuniform in Belgien. — Das Poebrotherium Wilsonii. — Der Aufſtand in Multan. — Mordbrenner in Rußland. — Ereigniſſe in Yukatan. — Sinken des Grundeigenthums in Jamaika. — Auswanderung aus Indien nach Mauritius. — Ueber den Bau von Schiffen nach dem Wellenprinzip. — Aſſyriſche Alterthümer. — Failliten in Paris. — Die kleine Militärkolonie in Neuſeeland. — Ein Werk über die Religion der Dſchains. — Altes Fahrzeug aus der Zeit der Seekönige. — Die Frühaufſteher in England. — Erhöhung des Octrois in Paris. — Der foſſile Wald bei Cairo. — Der unterirdiſche Steinkohlenbrand in England. — Die alte Kriegführung der Hindus. — Dahls Forſchungen über die Sagen in Rußland. — Sphinxallee an der großen Pyramide. Benützung der franzöſiſchen Verlegenheit durch die Engländer. — Die Verbindung der kanadiſchen Seen mit dem Meere. — Ein Bruchſtück demotiſcher Schrift aus der Hinterlaſſenſchaft Champolliens. — Aegyptiſches Basrelief über den Sonnendienſt zu Paris. — Frachtverdienſt der amerikaniſchen Rheder. — Ein mit Undank belohnter Finanzvorſchlag. — Haß der Engländer gegen Trieſt. — Eine merkwürdige cykloviſche Mißgeburt. — Eine merkwürdige Untiefe im ſtillen Meer.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen auf dieſe Zeitſchrift an. Erſtere liefern ſie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunſche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Von der zweiten Ausgabe des in unterzeichnetem Verlage erſchienenen

Rituals

nach dem Geiſte und den Anordnungen der katholiſchen Kirche,

oder

praktiſche Anleitung

für den katholiſchen Seelſorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgiſchen Amtes.

Zugleich

ein Erbauungsbuch für die Gläubigen.

Herausgegeben von

J. H. von Weſſenberg,

iſt noch eine Anzahl von Exemplaren vorrathig. Obgleich ſeit dem Erſcheinen dieſes Buches in mehreren Diözeſen eigene Bisthums-Rituale bekannt gemacht worden ſind, ſo dürfte daſſelbe doch Manchem auch künftig noch als reichhaltiges Magazin für die wichtigſten Zweige der Liturgie willkommen ſeyn. Das Exemplar (526 Oktavſeiten ſtark) kann um den ſehr billigen Preis von 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Struenſee

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erſtenmale dargeſtellt auf dem königlichen Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 197. Donnerſtag den 17. Auguſt 1848.

Let not ambition mock their useful toil,
Their homely joys, and destiny obscure,
Nor grandeur hear with a disdainful smile
The short and simple annals of the poor.
Gray.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Die Betheiligten mußten erſt durch einige Schläge der Maierglocke, wie ſie hier auf jedem Dache hängt, vom Felde hereingerufen werden. Sie traten ſehr beſcheiden, faſt ſcheu in ihre eigene Stube, wo am Tiſche unter dem Hausaltärchen das Gericht die Malſtätte aufgeſchlagen hatte, vier Männer, größer als ſie im flachen Land unten vorkommen, doch von eben ſo ungelenken, unſchönen Formen, robuſte, eingearbeitete Gliedmaßen, der Kopf ſtark, eckig, eben ſo die länglichen Geſichtszüge. Es fehlte überall das letzte Handanlegen des Bildners. Die jüngeren drei ſahen recht ehrlich und guter Dinge in die Welt hinein, nur beim Aelteſten bargen ſich unter der gedrückten Stirne matte, mürriſche Blicke. Häßliche, kurze Geſtalten waren die Schweſtern, von denen ſie die jüngſte als blöd und krank bezeichneten. Man ſchritt ſofort zum Geſchäfte.

Dabei nun that ſich uns ein gut bayeriſches Berglerhaus auf vom alten Style. Die Stube ſchon war frei geblieben von allen Neuerungen. Die Wandbänke, die Ofenbrücke, der Milchkaſten, die Hühnerſteige unterm Ofen, die Waſſerpitſche am Geſimſe und der angekettete Schuhlöffel am Ofenfuß gaben dafür ſo gutes Zeugniß, als die geſchwärzten Durchzugbalken der Decke mit ihren Profilen und die Ornamentik der grünen Ofenkacheln. Die Küche, deren Gewölb von Ruß erglänzte, die Bänke am Herde, der Keſſel dazwiſchen, das Pfannenholz, ein gekerbter Balken, der die mächtigen Pfannen über'm Feuer zu halten hat, zwei bis drei Schüſſeln und Töpfe, alles im primitivſten Zuſtande plump, roh und geräuchert; dagegen in der Ehekammer die Doppelbettſtätte, die Schränke, von Heiligen, Blumen und Herzen ſtrahlend, gefüllt mit Leinenſchätzen, an welchen Amulette und Skapuliere, Bandroſen und Flitterblumen als Schutz und Zierrath hängen. Im Flur raſten die Aexte zur Holzarbeit auf eigenen Pflöcken, dort hängt auch das Geſchirr für die Roſſe. Stuben- und Buben-, Kamin- und Getreidekammer umgeben im obern Stocke den Söller, der auf die luſtige Laube führt, wo nach unerläßlichem Brauch Nelke und Rosmarin in alten Scherben das Geländer zieren. Das Geräth dieſer Gemächer zimmerte die kargſte Nothdurft, die bemalten Truhen, deren jedes Glied der Familie eine beſitzt, erſchienen als Luxusmöbeln darunter; dabei waren Schutzwaffen des einſamen Hauſes hinterlegt, ein paar Gewehre und ein Degen, der lang vor dem Schwedenkriege ſchon gedient hat. Wohlbeſtellt waren Stall und Stadel, die Reinlichkeit im Ganzen erträglich.

Von all dem wurde nun der Werth genau verzeichnet; drauf ſezte man ſich abermals an den Tiſch und begann die Schätzung der Grundſtücke. Jezt erſt erhizten ſich die Gemüther. Die Hartnäckigkeit, mit der die Andern um jeden Nagel gefeilſcht hatten, ließ den zukünftigen Bauer in lauten Groll und Vorwurf ausbrechen, und damit that er den erſten Streich auf ſein eigenes Haupt. Feſt und ihrer guten Sache bewußt traten die drei Brüder an ihn heran, der ſie wie ein im Neſt geſtörter Wildvogel anſtierte. „Laß ab von der Geſellin," ſagte einer, „und wir ſezen dich ein, daß du beſtehen kannſt. Was willſt du mit dem Weib aus ſolcher Rotte? Von Haus und Hof

bringt ſie dich.“ — „Das thut ihr!“ ſchrie der Andere hinwieder; „kann ich fortkommen bei ſolcher Einſchätzung? Womit ſoll ich das Maul zieren, wenn die Truhe nimmer dick iſt?“ * — „Laß die Geſellin! Nimm eine andere!“ — „Ich nicht, mit G'walt nit!“ Wir fragten, warum er denn ſo ſehr auf dieſer Einen beſtehe. Mitleidig ſpottend warf uns ein Bruder hin: „Schau, er weiß nimmer, daß eine andere Mutter auch ein liebes Kind hat.“ — „Auf dem Arm hab' ich euch umgetragen,“ brauste der Aelteſte wieder auf, „und ihr wollt mich unterdrücken und vertreiben?“ Und einſtimmig antworteten die dreie: „Weil wir auf unſer Hoam nicht Schand und Spott kommen laſſen! Unſer Hoam muß ehrlich bleiben, wir haben's der Mutter auf dem Todbett verſprochen.“

Und dabei blieb's auch, die Geſchwiſterte wichen nicht, der Peter war nicht „deutſch zu machen,“ d. h. zur Vernunft zu bringen, er wollte die „Geſellin“ nicht laſſen, und ein Vergleich ſcheint nicht möglich, ehe er ſie nicht aufgibt. Er wird vom väterlichen Erbe abziehen müſſen, zu dem die Uebrigen ſtehen, um die „Hausehre“ zu wahren.

Der Streit der Brüder hatte eine entſchieden dramatiſche Haltung; die Verbündeten blieben meiſt gefaßt, gelaſſen, nur einer fuhr manchmal jäh ein auf den Gegner, mit wehmüthiger Stimme faſt ſprach ein anderer dazwiſchen, wohlwollend boten ſie alle Billigkeit, ſich ſelbſt als Helfer an, nur „die Heimath“ konnten ſie nicht ſchimpflichem Ende heimgeben. Verwirrt, erſchüttert, ergrimmt konnte der Aelteſte nichts erwidern, was ſie entwaffnet hätte, und wollte eben ſo wenig daran denken, ſeine Liebe fahren zu laſſen. Es war ergreifend, wie er die geballte Fauſt auf den Tiſch drückte und blutroth im Geſichte, faſt weinend, die halb erſtickten Worte hervorkeuchte: „Und grad' die und keine andere! und lieber geh' ich auf und davon!“ — Zudem wurde der Zwiſt in einer äußerſt wirkſamen Sprache verhandelt. Man ſpricht hier die bayeriſche Mundart in wohlerhaltener alter Form: harte, tiefe Kehllaute, die Vokale voll und kernig, die Vor- und Endſylben nicht zerdrückt und verſchliffen, beſonders bündig und bezeichnend in Wort und Wendung, reich an alten Redeweiſen und Sprüchwörtern. Wie ſichere Hammerſtreiche den Amboß trifft da Satz auf Satz, und es klingt eben ſo eiſenhell und ſtark, freilich aber auch dem ungewohnten Ohre vielfach wie barbariſche Laute, trotz Angſtſchweiß und Nothflüchen kaum verſtändlich; der Herr Kommiſſär, ein auch in Altbayern gut conſervirter Franke, wird dieß bezeugen.

(Fortſetzung folgt.)

* Woven ſoll ich eſſen, leben, wenn mir die Mittel fehlen?

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Dieſer Plan wurde nur zum Theil ausgeführt. Die Nacht war finſter und ſtürmiſch. Um Mitternacht langte ein Bataillon in Schalampe an und fuhr ſogleich über nach der nahegelegenen Inſel, welche vom badiſchen Ufer durch den eigentlichen Rhein getrennt wird. Die Schiffer wagten es aber nicht, die fünfzig Mann beim ſtürmiſchen Wetter überzuſetzen, und man mußte auf der Inſel bleiben. — Um nun den beabſichtigten Zweck wenigſtens theilweiſe zu erreichen, ſtellte ich eine Compagnie Neuenburg gegenüber auf und eröffnete ein unſchädliches Gewehrfeuer gegen die Stadt, welches ſogleich von einzelnen feindlichen Poſten beantwortet wurde. Darauf wurde das Bataillon zurückgezogen und marſchirte bei Tagesanbruch wieder nach Banzenheim. Am andern Morgen kamen Leute aus Neuenburg herüber, die uns erzählten, die Bürger ſeyen ſehr erſchrocken geweſen und haben zum Theil ihre Habſeligkeiten zur eiligen Flucht gepackt, da die Regierung drüben ausgebreitet, wir wollten dort rauben und morden. Das Militär zeige, ſagten ſie, keine große Neigung, feindlich gegen uns aufzutreten.

Um ein Uhr Mittags, es war am Oſterſonntag, wurde die Legion in Banzenheim verſammelt, denn die Waffen ſollten ausgetheilt werden. Dieß dauerte bis Abends ſechs Uhr, da Jeder darauf beſtand, ſein eigenes Gewehr wieder zu erhalten, das er in Paris entweder gekauft oder bekommen hatte. So kam es, daß Leute Gewehre erhielten, welche damit nicht umzugehen verſtanden, während alte Soldaten mit dem Stock in der Hand marſchiren mußten. Ein anderer Uebelſtand war, daß die Leute mit gleichen Waffen nicht zuſammen geſtellt werden konnten, da jeder bei der Compagnie bleiben wollte, der er einmal zugetheilt war. — Vergeblich ermahnte ſowohl Herwegh als ich, die Austheilung nicht ſo offen zu betreiben, weil die franzöſiſchen Behörden leicht veranlaßt werden könnten, mit Gewalt gegen uns einzuſchreiten. Unſere Beſorgniß war nicht ohne Grund, denn im Lauf des Nachmittags kam uns die Nachricht zu, daß die Gensdarmerie der ganzen Gegend aufgeboten ſey, und daß ſie, in Verbindung mit den nahe gelegenen Truppen, uns entwaffnen ſolle. Dreitauſend Mann, hieß es, ſtehen zu dieſem Zweck in einem benachbarten Walde bereit; andere Nachrichten ſagten, um uns den Uebergang über den Rhein zu erleichtern, woran jedoch Niemand glaubte. Man ſchickte einen Kundſchafter hin, und es ergab ſich, daß die Truppen nur Befehl hatten, unſerem Corps von weitem zu folgen, um die Dörfer

welche daſſelbe durchzog, gegen Unordnungen von Seiten etwaiger Nachzügler zu ſchützen.

Um neun Uhr waren wir zum Abmarſch bereit, um in der Nähe von Riffern und Großkembs über den Rhein zu gehen. Dieſer Punkt war uns von freundlich geſinnten Einwohnern als der günſtigſte bezeichnet worden. Ein junger Pariſer, der uns aus Liebhaberei begleitete und ſich außerordentlich brav und thätig bewies, hatte die Angelegenheit mit dem Schiffer geordnet. Um ein Uhr Nachts ſollten eine hinlängliche Anzahl Schiffe bereit liegen, um die Legion mit einemmal auf das andere Ufer zu bringen.

Unſer Marſch wurde durch die Austheilung der Patronen ſehr verzögert, obgleich wir deren nicht mehr als 2000 hatten. Dieſe Austheilung geſchah im Vorbeimarſchiren auf der Landſtraße und bot große Schwierigkeiten dar. Manche Leute hatten Gewehre mit Perkuſſions-, andere mit Steinſchlöſſern; dieſe hatten Jagdflinten, jene nur Piſtolen, und Jeder wollte natürlich haben, was für ſeine Waffe paßte. Wir hatten 200 brauchbare Gewehre, außerdem waren etwa ſechzig Mann mit alten, ſchadhaften Flinten bewaffnet, welche man bei der erſten Gelegenheit in Stand ſetzen laſſen wollte. Alle dieſe Leute machten auf Patronen Anſpruch, ſo daß dieſelben ſehr unzweckmäßig vertheilt wurden. Ein anderer Uebelſtand war der, daß die Leute keine Patrontaſchen hatten und die ziemlich ſchlecht gemachten Patronen in ihre Rock- und Hoſentaſchen ſtecken mußten, wo viele unbrauchbar wurden.

Der Mann, der die Ueberfahrt übernommen hatte, kam uns entgegen, um uns den Weg zu zeigen. Er verſicherte, am andern Ufer liegen keine Truppen, er werde mit hinüber fahren und in unſerer Gewalt bleiben, bis wir uns von der Richtigkeit ſeiner Ausſage überzeugt hätten; er trieb aber zur Eile, damit wir nicht vom Tage überraſcht würden. — Wir marſchirten mit großer Ruhe und außerordentlicher Vorſicht, beſonders als wir in die Nähe des Rheins kamen, und möglichſt immer ſo, daß unſere Kolonne durch das Terrain maskirt wurde; denn gegen Morgen ſchien der Mond und vom andern Ufer hätte man marſchirende Truppen leicht erkennen können. — Börnſtein war bei unſerer Ankunft am Rhein nicht zugegen. Ich ließ daher mit großer Behutſamkeit die Gewehre laden, und es ging glücklich von ſtatten, ohne daß ein Schuß uns verrathen hätte. Darauf kommandirte ich fünfzig Mann, welche mit mir in einem kleinen Schiffe zuerſt überfahren ſollten, denn ich hielt es für durchaus nöthig, wenigſtens den nächſten Umkreis des Landungsplatzes abzupatrouilliren und die Landung der Legion durch eine Poſtenkette gegen einen plötzlichen und verderblichen Ueberfall zu ſchützen.

Als die Leute eben einſteigen wollten, kam Börnſtein und verlangte durchaus, daß Alle auf einmal überſetzen ſollten. Ich machte ihn auf die — Dummheit einer ſolchen Maßregel aufmerkſam; er gab mir endlich Recht, packte aber nichts deſto weniger mein Schiff mit etwa 250 Mann voll, ſo daß es nicht von der Stelle zu bringen war, und als es endlich flott gemacht wurde, bald wieder auf dem Sande ſitzen blieb. Die Leute lagen wie die Häringe zuſammen gepackt. Gewehre und Senſen legte man ſo viel möglich nieder, damit man ſie vom Lande nicht ſah. Hätten am andern Ufer nur hundert Mann Fußvolk im Hinterhalt gelegen, wir wären ſammt und ſonders verloren geweſen. Ein Dutzend Schüſſe in unſere überladenen Schiffe hätten eine entſetzliche Wirkung hervorgebracht. Was die Kugeln nicht getroffen hätten, wäre ertrunken; denn ſchwerlich wären die Leute ruhig ſitzen geblieben und die Schiffe hätten umſchlagen müſſen.

Das Schiff, in welchem ich mich befand, wurde endlich wieder flott. Wir fuhren am gewöhnlichen Landungsplatz vorüber und mit großer Schnelligkeit den Rhein hinunter bis an eine Landzunge, welche ſich zwiſchen den Dörfern Rheinweiler und Kleinkembs weit in den Fluß hinein erſtreckt. Als wir in die Nähe des Ufers kamen, ſah ich dort weiße Geſtalten, und da ich mein Schiff für das erſte hielt, ſo konnten das nur Soldaten ſeyn. Das Feſtſitzen meines Schiffs war aber Urſache, daß ein anderes früher angelegt hatte, und ich war ſehr froh, als ich die Hüte unſerer Legion erkannte, obgleich ich mich über die Unordnung gewaltig ärgerte. Doch wir — und Börnſtein hatten Glück.

So hatten wir denn den deutſchen Boden betreten, ein Theil unſerer Unternehmung war glücklich vollführt. Jezt ſollte der eigentliche Feldzug beginnen, und hier breche ich meine Geſchichte ab, um ſie nächſtens in einem zweiten Briefe wieder aufzunehmen.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Lande der Wenden, Auguſt.

Die nationale Inſel der Wenden.

Auf der Grenze zwiſchen Sachſen und Preußen liegt ein wunderbares Ländchen, es heißt die Lauſitz. An Umfang hat es etwa ſiebzig Geviertmeilen; es wird von der Spree durchfloſſen, die, in ihrem obern Lauf noch nicht ſchiffbar, einen faſt ſchnurgeraden Weg von Süden nach Norden nimmt und erſt gegen die nördlichen Grenzen der Lauſitz ſich gegen Weſten

wendet. — Dieſes Ländchen iſt merkwürdig, nicht etwa wegen ſeiner beſondern geographiſchen Eigenthümlichkeiten, ſondern weil es eine nationale Inſel bildet. Inmitten Deutſchlands gelegen wird es von einem nichtdeutſchen Volksſtamme bewohnt, von Slaven. Sie werden von den Deutſchen Wenden genannt, ſie ſelbſt aber kennen dieſen Namen in ihrer Sprache nicht, ſondern nennen ſich im ſüdlichen Theile des Ländchens oder der Oberlauſitz Serben, in der nördlichen Niederlauſitz dagegen Sorben. — Aus der Geſchichte der Völkerwanderung iſt bekannt, daß im Anfang des ſechsten Jahrhunderts (gewöhnlich wird das Jahr 528 angenommen,) ſlaviſche Völkerſchaften von Oſten her bis nach Mitteldeutſchland gedrungen und den Hermunduren oder Thüringern in ihre Sitze nachgerückt ſind. Noch bis auf die heutige Stunde findet man Spuren davon in der Gegend von Braunſchweig, im Meißniſchen, Anhaltiſchen und der Mark Brandenburg. Faſt ein Jahrtauſend ſind ſie hier das herrſchende Volk geweſen; erſt im Jahr 1327 hörte man in Leipzig auf ſlaviſch zu ſprechen. Von nun an aber drang das germaniſche Element unaufhaltſam wieder nach Oſten vor und unterwarf ſich theils durch das Schwert, theils durch diplomatiſche Künſte, ganz beſonders aber durch die unwiderſtehliche Macht höherer Kultur einen Strich nach dem andern. Die Slaven zogen ſich entweder wieder nach ihren öſtlichen Urſitzen zurück, oder ſie wurden völlig germaniſirt. In einzelnen Gegenden indeß blieben ſie als Unterworfene maſſenhaft anſäßig, und hielten dann feſt an Sprache, Sitten und Ueberlieferung der Voreltern. — So die Wenden der beiden Lauſitzen. Ihre Zahl beläuft ſich auf 164,000 Seelen, die in 739 Ortſchaften (Städten, Flecken, Dörfern, Weilern ꝛc.) anſäßig ſind. Nur kleinere dieſer Ortſchaften haben eine rein wendiſche Bevölkerung, in den Städten iſt das Verhältniß der Wenden zu den Deutſchen gewöhnlich wie drei zu ſieben. — Die bedeutendſten Städte der Lauſitzen, in denen die Wenden gegenwärtig in anſehnlicher Zahl ſich noch finden, ſind in der Oberlauſitz die ſächſiſchen Städte Bautzen, Löbau, Kamenz, die preußiſchen Hoierswerda, Rothenburg (Görlitz), Wittichenau, Muskau; in der rein preußiſchen Niederlauſitz Drebkau, Spremberg, Kottbus, Senftenberg, Peitz, Vetſchau. Nach Böhmen zu werden ſie wie von einem deutſchen Gürtel umgeben, ſo daß, da ſie von Polen und dem ſlaviſchen Oberſchleſien gänzlich getrennt ſind, ihr Ländchen allerdings als nationales Eiland bezeichnet werden darf. Vereinzelt finden ſich Wenden noch außerhalb dieſer Inſel in den nahe gelegenen Städten, ja ſolche ſporadiſche Erſcheinungen kommen noch unweit Berlin vor.

Die Wenden haben durchſchnittlich viel religiöſen Sinn und ſind fleißige Kirchgänger. Sie gehören der überwiegenden Mehrzahl nach der evangeliſchen Confeſſion an. Man zählt 153,000 Evangeliſche unter den Wenden, und nur 11,000 Katholiken. Die Katholiken ſind ſämmtlich in der Oberlauſitz heimiſch. Von religiöſem Zwieſpalte hört man wenig. — Auffallend iſt es, daß die Sprachen der Oberwenden und die der Niederwenden dialektiſch ſo verſchieden ſind, daß ſich die ungebildeten Bewohner beider Landesſtriche nur mühſam verſtehen. Das Oberwendiſche iſt dem Böhmiſchen, das Niederwendiſche dem Polniſchen verwandter. Selbſt in der Orthographie unterſcheiden ſich beide. Dagegen iſt beiden gemeinſam eine eigenthümliche Verwandtſchaft in der Vocaliſation mit dem Ruſſiſchen, die ſo ſtark iſt, daß während der Freiheitskriege die durchziehenden ruſſiſchen Truppen an ihrer Sprache als eine den Wenden verwandte Nation ſogleich erkannt und liebevoller behandelt wurden als irgend eine andere Truppenſchaar.

(Fortſetzung folgt.)

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Commemoration in Oxford.

Wir rückten nach und nach bis an den Haupttiſch hinauf, an welchem der Gaſtgeber ſaß und zu beiden Seiten die Frau und Töchter des Biſchofs von Chicheſter unterhielt; letztere ſehr hübſche Mädchen, und die eine derſelben, die unter ihren ſchwarzen Gläſern ein Paar blinde Augen verbarg, rührte durch ihr Unglück und ihre Jugend. Uebrigens hat ein ſolches Frühſtück durchaus nichts Geſelliges; ſo wie die Eſſer ſich geſättigt, machten ſie ſich davon, und keine Geſundheit, kein Geſang, kein Scherz ließ den Zweck des Hierſeyns aus dem Auge verlieren. Der praktiſche Engländer muß nun einmal, was er thut, ganz thun. Wir gehörten zu den letzten, die ſich entfernten, und genoſſen daher des Vortheils, das Ganze dieſes Schlachtfelds überſchauen zu können, auf dem Jeder redlich mitgekämpft hatte, und wo nichts als Zerſtörung zurückgeblieben war. — Die bunten Gewänder vor uns ſchlugen jetzt den Weg zu einer Blumenausſtellung ein, die Hitze war aber zu unerträglich, um ihnen auf dieſem ſonnigen Pfade zu folgen, auf dem allerdings Roſen blühten, aber, wie überall, nicht ohne Dornen. Wir ruhten, während Andere ſich aus Pflicht amüſirten, und waren ſomit, als der Abend kam, neu geſtärkt, um uns bei einer fête champêtre einzufinden, die in einem »College-Garden« ſtattfinden ſollte. Um acht Uhr verſammelte ſich hier eine Zahl bunter Gäſte, die ſich auf den unter den hohen ſchattigen Bäumen ausgebreiteten Teppichen ergingen, oder hier und dort in Gruppen ſtanden, oder auch einen Sitz erwiſchten, um eine Taſſe Kaffee oder Thee hinunterzuſchlürfen, welche von den ſchwarzen Dienern des Collegiums umhergereicht wurden. Inmitten dieſer ernſten grauen Mauern, deren klöſterliche Architektur den Gedanken in die Jahrhunderte mönchiſcher Abgeſchloſſenheit hinüberzog, ein Ideengang, den die ſchwarzen Chorröcke der Wirthe nur befördern konnten, ſtachen die bunten Aſpaſiengewänder ſeltſam gegen die Aſcetik der Fellows ab, deren Stellung das Cölibat gebietet. Es wurde auch ein wenig Orfordſche Unterhaltung geführt, wie nur Orford ſie liefern kann. Man rühmte Guizots Verdienſte, redete der Legitimität das Wort, vertheidigte Louis Philipp, der mit verantwortlichen Miniſtern habe unverantwortlich handeln können, ohne dabei vor dem Geſetz unrecht zu haben (to be legally wrong); man ſchalt auf die deutſchen Univerſitäten, auf das Benehmen der Berliner Studenten, behauptete, junge Leute müßten in Zucht und Ordnung gehalten werden, die Freiheit, die wir ihnen geſtatten, tauge nichts, und wenn man ihnen die Wahl ließe zwiſchen einem Jeſuitencollegium und einer deutſchen Hochſchule, ſo würde erſteres den Vorzug erhalten. Orford iſt überhaupt nicht für uns Deutſche eingenommen und war es nie, und jetzt gefallen wir ihnen noch weniger als jemals. „Wie ſonderbar,“ ſagte Herr M....s, der eben von Dresden zurückgekehrt war, wo er ſechs Wochen bei einem alten Freunde, dem Profeſſor J..s, zugebracht hatte, „wie ſonderbar, daß Jedermann in Deutſchland jetzt für ſich ſelbſt denken will (will think for himself)!“ Mit dem Beweiſe, daß dieß doch nicht ſo ſonderbar ſey, kommt man in Orford nicht fort. Da herrſcht die Erbſünde, eine gewiſſe Disciplin muß den alten Adam in Ordnung halten, und Eva muß, als ein Stückchen Rippe, nur mit Adams Augen ſehen. Die deutſche Philoſophie und vor Allem der deutſche Rationalismus iſt ihnen der ſchrecklichſte der Schrecken und eine ſichere Inſpiration des Teufels, der bei ihnen vollkommen zu Hauſe iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 40.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 198. Freitag den 18. Auguſt 1848.

Nutze im Einzelnen das zerſtreute Gute und Schöne, das deine Dichter dir darreichen; um das andere, was du mit deinem Lehrbegriff, mit deiner Schriftauslegung nicht zu verbinden weißt, bekümmere dich nicht. Von Milton z. B. darfſt du nicht eben lernen, wie Gott philoſophirt, wie Engel zu Felde ziehen und der Teufel Brücken ſchlägt

Herder.

„Fünfzig und noch ſieben drüber."

Ein Lebensbild aus dem Jenſeits.

Fünfzig und noch ſieben drüber! Herz, aufs Schwanenlied gedacht!
Denn wer weiß wer dieſe Stunde Holz zu deinem Sarge macht?
Du mußt ſterben, Menſch, bedenks, ſey der Text zur Leichenrede.
Dieß iſt zwar der alte Bund, gleichwohl noch die neuſte Mode!

So beginnt ein geiſtliches Lied von nicht weniger als zwei und ſiebenzig Verſen, das aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtammt und in den Liederſammlungen jener Zeit häufig anzutreffen iſt. Sein Inhalt ſtempelte es zum Lieblingsliede jener Zeit; denn es drückt die Anſchauung des geſunden, derben, lebensfriſchen, auch in metaphyſiſchen Dingen höchſt realiſtiſchen Pietismus, der im vorigen Jahrhundert herrſchte, eben ſo getreulich aus, wie nur ein altes egyptiſches „Todtenbuch" die Anſchauung jenes frommen Glaubens ausdrücken kann, der in den Pyramiden heimiſch war und die abgeſchiedene Seele mit felſenfeſter Zuverſicht durch alle Stationen des Geiſterreiches hindurch bis vor den Richterſtuhl des Oſiris begleitete. Es iſt eine der anziehendſten Beſchäftigungen, eine durch Jahrhunderte genährte Weltanſchauung in dem Augenblicke zu erfaſſen, wo ſie im Geiſte eines von ihr getragenen Individuums ihren gediegenen Ausdruck gewonnen hat.

Die erſten Worte des Liedes haben ſeine Veranlaſſung genannt. Es iſt ein ſieben-und-fünfzigſter Geburtstag, welcher dem Dichter — Paul Hoppe — ſeine „freudigen Todesgedanken" eingegeben hat. In der geſchmackloſen und doch zugleich geiſtreichen Sprache, welche der frommen Poeſie jener Zeit ein ſo eigenthümliches Gepräge verleiht, fordert er, in der Ahnung der Todesnähe, den Tod heraus, „auf das Seelenhaus loszudrücken," und macht ſich, wie der kranke Kaiſer in dem hiſpaniſchen Kloſter, das geiſtliche Vergnügen, ſein Abſcheiden mit allem, was drum und dran iſt, in umſtändlicher Feier voraus zu genießen. Iſt er ja doch beſſer gepanzert als der fünfte Karl, denn ihn ſchützt das evangeliſche Dogma vor den Schrecken des Todes. Der Glaube an die „Rechtfertigung durch den Glauben" gab dem alten Pietismus eine Art Fauſtiſcher Kühnheit ein, die ihm gar ſeltſam zu Geſichte ſteht und dem ewigen Richter zuzurufen wagt:

Heiſche nur Gerechtigkeit! Ich will dir ein Recht gewähren,
Daß auch dein geſtrengſtes Recht kein vollkommners ſoll begehren.

Doch nach den ſcheinbar vermeſſenſten Worten, die nur dazu dienen ſollen, das Verdienſt deſſen, an den er glaubt, in ein um ſo helleres Licht zu ſetzen, fällt er für ſeine Perſon in die tiefſte Demuth und Selbſtverachtung zurück:

War ich dann der Satan ſelber? Ja, ſo viel ich wähnen kann:
Meines Vaters liebes Söhn'gen, fleißiger Schüler, Ehrenmann,
Vor der Welt ein guter Chriſt, nur vor Gott ein ſchnöder Sünder,
Kurz, mein Leſer, juſt wie du und wie andre Adamskinder.

Aus dieſem Zuſtande hat ihn nicht eigenes Verdienſt, ſondern lediglich die „Gnadenwahl" geriſſen. Sie hat ihm die Kraft gegeben zu wollen, daß er „lebe," und in freudiger Gewißheit ſeiner tröſtlichen Zukunft ruft er aus: „wenn ich doch ſchon engliſch könnte!"

Wir übergehen dieſe dogmatiſchen Vorbereitungen, mit welchen er an der Himmelspforte petitionirt, und begleiten ihn alsbald auf die Wunderreiſe, um mit ihm zu ſchauen, wie es drüben ausſieht, wo ja alles

ſo ganz anders ſeyn muß als in dieſem „irdiſchen Jammerthal.“

Wir ſtoßen mit ihm aus dem lezten Hafen ab. Er vernimmt, wie die geleitenden Engel vom oberſten Himmel an ihn abgeſendet werden:

Jezt läuft, deucht mich's, Königsordre an die Rachmajim ein:
„Sünder Hoppe ſoll ein Pförtner in des Vaters Hauſe ſeyn.
Schickt an ihn in's Kreuzſpital ein Geſpann der ſtarken Helden,
Denn mein Bote, Tod genannt, ſoll ihm gleich den Aufbruch melden.“

Er wundert ſich auch nicht im Geringſten darüber, daß er ſo vornehm abgeholt wird,

— — daß der Richter gnädig auf die Seele blickt
Und ihr ſeine Staatskaroſſe liebevoll entgegen ſchickt.
Sie iſt mehr als Engel rein, ſie erſcheint in ſeinem Blute,
Und ſo thut der Herr ſich was auf ſein eigen Gut zu Gute.

Die Seele wendet ſich nach einem demüthigen Selbſtgeſpräche beſcheidentlich an die abgeſandten Engel, die „Thronen“ (nach bekannter bibliſcher Redeweiſe):

Wie ſo freundlich, majeſtätiſch! thun ſie doch ganz allbekannt!
Waltet nicht im ganzen Handel ein geſcheh'ner Mißverſtand?
Thronen, wenn ihr Henoch's Geiſt hier in mir zu finden wähnet,
Iſt's geirrt: mein ganzer Staat iſt von eurem Herrn entlehnet.

Aber er weiß dabei ganz gut voraus, was die Engel ihm antworten werden:

Auserwählter, juſt deßwegen weil dein Staat entlehnet iſt
Und du unſres Oberfürſten ſo geehrter Lehnsmann biſt,
Schäzt ſich jeder unter uns vor beſondre Seligkeiten,
Seine Hand auf Königswink dir zum Dienſte auszubreiten.

Ganz die Complaiſance der Hofleute vom ancien régime! — Ein ſtarkes Verdauungsſyſtem, um ſich ſehr ſchmeichelhafte Dinge aus göttlichem Auftrage ſagen zu laſſen, hatte übrigens ſchon Zoroaſter, von dem dieſe ganze Anſchauungsweiſe ſtammt. — Die Seele findet ſich mit vielem Anſtand in die ihr gewordenen und noch bevorſtehenden Ehren; es gilt nur noch die kleinen Bedenklichkeiten zu beſeitigen, welche eine erſte Einführung bei Hofe dem Neuling zu machen pflegt:

Es geſchehe! ſtarke Helden, bringt die euch geliebte Laſt,
Bringt ſie hin an Ort und Stelle, hin in ihren Wohnpalaſt!
Unterwegs belehrt mich fein, wie ſich alles will gebüren,
Wie ich zu Jeruſalem ſtadtgemäß mich auf ſoll führen.

„Unbeſorgt, du Fürſtentochter!“ ruft ihr das Geleite zu und verſichert, natürlich in geiſtlicher Weiſe, daß ſich das ſchon geben werde; denn man thut in Gottes Reſidenz nichts als leben, lieben, loben.

Unter ſolchen Geſprächen hat man den ohnehin ſehr kurzen Weg im Eliaswagen zurückgelegt, und nun beginnt ein Hauptakt, der wirklich nicht ohne dramatiſche Spannung durchgeführt iſt. Es läßt ſich erwarten, daß der aus dem Stande der Niedrigkeit Emporgehobene in dieſen Regionen alte Bekannte wieder findet; aber wie? Die Umwandlung, die mit ihnen vorgegangen iſt, erinnert ganz an jene Siege, wodurch theologiſch-politiſche Parteien zu Hofämtern und fürſtlichen Stellungen gelangt ſind. Sie haben Zeit gehabt, ſich darin zurechtzufinden; der Ankömmling, der von einer ländlichen Mutter Geborene, an bevorzugte Cirkel keineswegs Gewöhnte, erkennt den Stoff nicht mehr, der einſt Seinesgleichen und Fleiſch von ſeinem Fleiſch war, nun aber zur oberſten Geſellſchaftsform verarbeitet iſt. Das Perſonal der Erkennungsſcene iſt anſehnlich: eine Mutter, zwo Frauen — die Frommen rechnen bekanntlich im Himmel auf die Toleranz, die der Graf von Gleichen ſchon auf Erden genoß — und zehn Kinder! Ehe er Zeit hat, ſie hier oben zu vermiſſen, iſt ihm eine Ueberraſchung zugedacht, die ſich folgendermaßen handelnd durchſpielt. Seine erſten Worte bei der Ankunft ſind:

Was ſind dort vor Engelländer, die uns ſo entgegen ſehn,
Die uns ſo entgegen winken, die uns gar entgegen gehn?
Welche ſind nur ſpannenlang, doch geſezt an Gang und Mienen.
Sagt mir, ob es Engel ſind oder kleine Cherubinen?

Wie ſo männlich, fürſtlich, himmliſch ihrer Zweifle neigen ſich,
Jedes auf die Hauptmatrone blickt und lächelt nur auf mich.
Will vielleicht der Himmel hier, will er Jakobs Kinderreigen
Mir, zur Probe ſeiner Pracht, annoch außerm Himmel zeigen?

Engel, ihr verrathet's deutlich, daß ihr dieſes Räthſel wißt,
Davon auch der erſt' und lezte heimlich voller Freude iſt.
Sagt, ob nicht ein jeder denkt: was wird vor ein heilig Lachen
Uns und unſrem Paſſagier dieſes Spiel am Ende machen!

(Fortſezung folgt.)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſezung.)

So ſind denn Sprache, Haus und Hausbrauch, Liebe zum angeſtammten Boden in altväterlichen Typen vorhanden. Dazu kommt aber noch manches, was Umriß und Färbung eines Muſterbildes gut bayeriſcher Volksphyſiognomie vervollſtändigt. Der Samerberger iſt ein ausdauernder, fleißiger Arbeiter, vor keiner Mühſal erſchreckend, gutmüthig, hülfreich und wohlthätig oft über ſeine Kräfte; fromm iſt er auch, hält viel auf prunkhaften Gottesdienſt, und fünf Stunden ununterbrochenen Kirchenbeſuchs ſind ihm nicht zu viel. Größte Redlichkeit, Halten auf Wort und Glauben ſind nichts ſeltenes, ſelbſt im Handel, wo doch anderwärts viele weite Gewiſſen erfunden werden. So trieb derſelbe Frieſinger-Peter eine Kuh lieber unverkauft vom Markte, als daß er den Kaufsluſtigen verheimlicht hätte, ſie ſey unfruchtbar. Langſam nur erfaßt der Geiſt dieſer Menſchen, ſie denken ſchwer und behalten nur mit Anſtrengung das Er-

worbene, obwohl für Verkehr und Handthätigkeit viel Geſchick ſich zeigt. Ihr Verſtand iſt ſchlecht und recht; Rückhalt kennen ſie keinen, ſie geben ſich derb und offen. Noch regt ſich hier die alte Luſt und Rührigkeit im Blute, man iſt allzeit guter Dinge und liebt, was fröhlich ſtimmt, mit Maß und Ziel.

Die Samerberger ſind nur ein leztes Aeſtlein aus dem Kernſtocke des bayeriſchen Stammes. Derſelbe erſcheint heute in einer durch Wohnort und Bildungsgeſchichte beſtimmten unverkennbaren Scheidung in zwei Hälften. Die eine, an Zahl überwiegende, auch im Blute unreinere verbreitet ſich über das ebene Land ſüdlich der Donau mit geringem Ueberſprung auf's linke Ufer, von Weſt nach Oſt, vom Lech bis über die Ens hinaus. Hier wohnt der Bayer der Fläche. In den Bergen aber ſizt die viel kleinere zweite Hälfte, am untern Inn, an der Rienz, zum Theil an der Etſch, in den Thälern der Tauern, bis hinein zu den Marken der ſteiriſchen und karantaniſchen Slaven. Von dieſen bayeriſchen Hochländern fällt nur ein kleiner Antheil dem Lande zu, das ſich noch nach dem Volke ſelber nennt. An der Loyſach etwa mag man die Linie anſetzen, damit hart am Fuß der Berge herüberfahren zum Austritt der Iſar in die Vorlande bei Tölz, und ſo fort bis gegen Gmund, der Mangfall nach bis zu ihrer Einmündung in den Inn, wo ſodann der Bergzug am linken Ufer des Stromes bei Brannenburg die Grenze weiter führt, um ſie bei Audorf zur Thalſohle niedergehen zu laſſen. Rechts vom Inn hat nur der Samerberg ein enges Neſt geboten; am Mieſenbach, in Reit im Winkel iſt unterinnthaler Schlag heimiſch, weiterhin bei den Gebirgsleuten um Reichenhall, den trefflichen Ramſauern, ſtellt ſich die Verwandtſchaft mit dem Volke vom Pinzgau deutlich dar. Derſelben Abgrenzung folgt beiläufig das Volk ſelbſt, wenn es von den „Oberländern“ ſpricht. Niemals heißt ihm ein Ammergauer, Werdenfelſer, ein Bewohner von jenſeits des Inns ſo, und es ſcheint in ſeinem Sinn geurtheilt, wenn wir auf dem umſchriebenen Terrain den Ausbund bayeriſchen Weſens gefunden haben möchten, eine tröſtliche Quinteſſenz der alten Vorzüge und Tugenden des Stammes, welche von der übrigen großen Hälfte auf der Fläche draußen vielfach aufgegeben ſind.

Es iſt vor allem die phyſiſche Beſchaffenheit, welche den Bewohner des bezeichneten Landestheils ſeinem Stammesbruder in der Ebene vortheilhaft gegenüberſtellt. Dauerbar, langlebig, bei härteſter Arbeit und mäßiger Nahrung, iſt der Bayer im Allgemeinen, aber der Oberländer iſt bei aller Rüſtigkeit und Kraft gelenk und rührig. Der flachländiſche Bayer iſt meiſt unſchön; im Gebirge dagegen ſind ſchöne Geſtalten und Geſichtszüge nichts Seltenes; ein regelmäßiges Oval, ein wohlgebauter Leib von oft mächtigem Maße kommen im Durchſchnitt allen zu. Wir brauchen nicht ſchönes bayeriſches Blut im Zillerthal, auf den Bergen von Jeneſtun und Mölten, und im Puſterthal zu ſuchen; in der Jachenau, im Iſarwinkel, im Mieſbachiſchen wohnen auch ſtolze, ſchlanke Mannen und ſaubere Weibſen, die aus dunkeln bojoariſchen Augen offen und lebhaft uns in's Geſicht ſehen, und die ſchönen, reichen Flechtenkronen ihrer braunen Haare nach guter Stammesſitte um's Haupt winden. Wir heben dieſen körperlichen Vorzug der kleineren Hälfte, die Schönheit der Race darum hervor, da im Charakter des bayeriſchen Stammes uns das ſinnliche Element als das weſentlich hervorragende erſcheint.

Beim Bayer, an dem die allgemeine Kultur noch nicht die Eigenthümlichkeiten ausgeglichen hat, iſt es weniger Geiſt und Gemüth, was in ſeinem Weſen und Gebaren überwiegend und beſtimmend auftritt, als die Thätigkeit der Sinne. Daher der geſunde Drang, alles Leben rüſtig, frei und friſch zu äußern, die Luſt am Genuß, der Sinn für heitere, leichte Anſchauung der Dinge, die Erregbarkeit zu Widerſtand und Streit, der mit der Fauſt abzuthun iſt, kurz alles, was mit dem Einen bayeriſchen Worte „Lebfriſche“ bezeichnet werden kann.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſezung.)

In der Londonuniverſität.

Als Ernſt ſind ſolche Themate zu trocken für eine fête champêtre, und Scherz verſteht Oxford nicht gut. Laſſen wir es daher tanzen, ein Zweck, den es eben im Auge hat, und den es trotz der Hize mit Würde und Ernſt durchführen wird, und kehren wir nach London zurück. Die Sonne ſinkt, der Mond geht auf, Himmel, Erde und Bäume ziehen ſich in magiſche Schatten zuſammen, während der Extrazug, der die Feſt-

beſucher zurückzuführen beſtimmt iſt, in ſauſender Eile nach Paddington hinüberfliegt. Es iſt Mitternacht, Paddington ſchläft. Nur der langſame Tritt eines Polizeidieners und ein einſam dahin rollendes Cab unterbrechen die lautloſe Stille in den faſt taghellen Gaſſen. London iſt zur Ruhe gegangen, ſo viel es ruhen kann; denn der Hungrige und der Faſhionable, ſie beide kennen den ſüßen Schlaf des Müden nicht.

Der neue Morgen bringt Neues. Die Londonuniverſität theilt ihre Preiſe aus und Lord Brougham, der Vielſeitige, präſidirt. Die Räume ſind überfüllt, ein Amphitheater bunter Damenhüte zieht ſich ringsum im ſchönen Kranze, über ihnen thronen die Studenten und im untern Raum ſammelt ſich um einen Tiſch eine Elite unſchöner Gelahrtheiten, mit Brillen, Perrücken und kahlen Platten, je nachdem der Geiſt es für gut gefunden in ſeinem Wirken und Leben an der äußern Hülle zu nagen und ſie zu zerſtören, bis ſie einem wurmſtichigen Apfel gleich geworden, aus dem das Inſekt, wenn auch ungeflügelt, mit nächſtem zu entwiſchen im Stande iſt. Lord Broughams bewegliche Naſe erhebt ſich jetzt, und ihr Beſitzer räuſpert ſich zu einer Ermahnung an die Jugend, ſich durch die Begebenheiten in Frankreich vor republikaniſchen Ideen warnen zu laſſen; England, das conſtitutionelle England ſey der Muſterſtaat für alle Staaten und ſeine Geſetze ein Palladium, unter deſſen Schutz der freie Bürger mit Stolz ruhen möge; darum ſey hoch geprieſen des Britten Vaterland, und der Wohlfahrt deſſelben Gut, Blut und Leben mit Freuden geopfert. Die Studirenden jauchzten dieſer Rede den unerhörteſten Beifall, und der hohe Lord lächelte ihnen dafür den ſeinen. Vielleicht gedachte er dabei der Veränderlichkeit aller menſchlichen Geſinnung, indem er ja ſelbſt noch vor wenigen Wochen, zur Beluſtigung von ganz Europa, darum angehalten ein Citoyen der neuen franzöſiſchen Republik zu werden, ein Geſuch, das ihm abgeſchlagen worden, weil der Franzoſe nicht begriff, wie man zwei Herren dienen könne. Die Sache iſt auch nicht leicht. — Lord Brougham ſah übrigens recht wohl aus; er iſt ein Mann von etwa ſechzig Jahren, mit ſehr gebleichtem Haar und auch ſchon etwas gebogenem Rücken, ſonſt aber noch kräftig in Haltung und Ausdruck. Er trug helle Pantalons und einen blauen Ueberrock und zeichnete ſich in ſeiner Toilette durch nichts vor jedem Gentleman aus. Er war einfach und rein gekleidet, mehr konnte man nicht ſagen, und von jedem verſtändigen Menſchen wünſchte man nicht mehr ſagen zu können. Die Univerſität iſt kürzlich ſo tolerant geweſen, einen Juden als Profeſſor der deutſchen Sprache anzuſtellen, was Sir Robert Inglis' Herz mit wehmüthigem Schauder erfüllt. England, eine christian Country, und ſeine Söhne ſollen das Deutſche von einem Sohn Iſraels erlernen! Jetzt aber erhebt ſich Lord Brougham und ſchreitet hinaus, und ihm nach wer kann, ſo ſchnell der Strom der Drängenden das Fortkommen geſtattet. Es regnet, die Damenhüte forſchen daher nach der ſchützenden Bedeckung eines Cab, und ſo wie ihnen dieſe geworden, fliegen ſie ihrer Wohnung zu, wo die Stunde der Toilette und darauf ein ſtärkendes Mittagsmahl ihrer wartet.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Lande der Wenden, August.

(Fortſetzung.)

Die nationale Inſel der Wenden.

Wie ſich die Wenden in ihrer Sprache einen andern Namen beilegen, als den von den Deutſchen ihnen gegebenen, ſo benennen ſie auch die Ortſchaften, in denen ſie anſäßig ſind, mit ächt ſlaviſchen, von den deutſchen grundverſchiedenen Namen. Solche ächt ſlaviſche Ortsnamen haben ſie aber auch für viele Städte und Dörfer, in denen ſie jetzt nicht mehr heimiſch ſind, und dieſelben weiſen auf ihre frühere weitere Verbreitung hin. So ſagen ſie Komerow für Senftenberg, Wojerjecy für Hoierswerda, Bukecy für Hochkirch, Nowa wes für Neudorf, Grodk für Spremberg, Grabin für Finſterwald, Rulow für Liebenwerda, Wikow für Elſterwerda, Zelm (das z hier wie das franzöſiſche j) für Baruth, Parek für Königswuſterhauſen bei Berlin, Chudowina für Mittenwald bei Berlin, Bukowina für Wendiſch-Buchholz. Bei andern Namen hört man, wie die ſlaviſche Bezeichnung die urſprüngliche iſt, aus welcher die Deutſchen ſpäter die gegenwärtige Benennung als die ihnen mehr mundrechte erſt gemacht haben. So iſt das deutſche Löbau aus dem wendiſchen Lubij geworden, Kotbus aus Chroſchjebus, Dahme aus Damna, Leipzig aus Lipek, Dresden aus Drazdjany (z hier wie das franzöſiſche j, und dz wie dſch), Meißen aus Miſchjno, Guben aus Gubin, Kroſſen aus Kroſyn, Bautzen aus Budeſchin oder Budiſſin.

In ſocialer Beziehung gehören ſie meiſt den niedern Ständen an. Die Dienſtleute, namentlich die weiblichen, ſind ſowohl in den Städten als auf dem Lande der überwiegenden Mehrzahl nach Wenden. In den Städten betreiben ſie die niedern Handwerke; da ſie aber durchgängig außerordentlich fleißig und rührig ſind, erwerben ſie viel, und manche tragen Sammt und Seide in ihrer eigenthümlichen wendiſchen Tracht. Und auch in dieſer verleugnen ſie ihren ſlaviſchen Charakter nicht, namentlich in der Wahl der Farben. Je greller, blendender, in's Auge fallender die Farben, deſto lieber wählen ſie dieſelben, ſo ſehr, daß unter den Deutſchen der größern Städte bei Bezeichnung von Farben der Ausdruck „wendiſch" ſo viel bedeutet als geſchmacklos bunt, oder wenigſtens gar zu bunt. — Ihren ſlaviſchen Charakter verrathen ſie auch als Soldaten, überhaupt in ihrem Benehmen gegen Feinde. Sie ſind wild und grauſam, verſteckt und hinterliſtig. Ein faſt nur aus Wenden zuſammengeſetztes ſächſiſches Dragonerregiment im Dienſte Napoleons ſoll bei den Franzoſen den Beinamen der ſächſiſchen Schlächter (bouchers saxons) geführt haben. Einer ihrer Landsleute, Schmaler, der die Volkslieder der Oberlauſitz ſorgfältig geſammelt und herausgegeben hat und ein warmer Vertheidiger der Wenden iſt, ſagt in ſeinem Buche: „Man erzählt, daß in jenen Zeiten der Verfolgung ſie in verſteckten Winkeln, zuſammengerollt in einem der Menſchengeſtalt faſt nicht mehr ähnlichen Klumpen, Stunden lang unbeweglich gelauert haben, um die rechte Zeit abzuwarten, dem drängenden Feinde Schaden zuzufügen; daß mit einem Rohr im Munde, um Luft zu ſchöpfen, ſie ganze Tage hindurch im Waſſer unbeweglich gelegen." Das iſt ächt ſlaviſche Hinterliſt.

Bei den panſlaviſtiſchen Beſtrebungen der neueren Jahre ſind die Wenden der Lauſitzen ziemlich kalt geblieben. Sie befinden ſich im ſächſiſchen wie im preußiſchen Antheile wohl, Recht und Gerechtigkeit wird ihnen überall, Kirche und Schule haben ſie in ihrer Mutterſprache, ein höheres politiſches Intereſſe aber iſt den meiſten, wie bei ſolcher Bildungsſtufe auch natürlich iſt, fremd geblieben, daher denn die Umtriebe der ſlaviſchen Propaganda einen wenig fruchtbaren Boden fanden und größtentheils ganz erfolglos waren. Solche Umtriebe ſind im ruſſiſchen Intereſſe von ruſſiſchen Sendlingen ſchon ſeit Jahren unausgeſetzt verſucht worden, und ſeit den Märzereigniſſen waren es beſonders die Tſchechen, die hier zu wirken ſich bemühten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 199. Sonnabend den 19. Auguſt 1848.

Probitas et virtus, ac praecipue charitas, et pura intentio divini cultus, et familiaritas cum Deo in spiritualibus devotionis exercitiis, et zelus sincerus animarum — haec interiora sunt, ex quibus efficaciam ad exteriora permanare ad finem nobis propositum oportet. Constitutiones societatis Jesu.

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

Turin, im Auguſt.

I.

Die jetzigen Revolutionen in Italien haben das ganz Eigenthümliche, daß ſie nicht von dem Volk, von den Maſſen ausgegangen ſind, daß ſich nicht neue, vorher unbekannte Männer zu ihrer Leitung an die Spitze geſtellt haben. Ihr Urſprung muß vielmehr bei den Fürſten, voran Papſt Pius IX., beim hohen Adel, bei den Advokaten, bei den Männern der Wiſſenſchaft geſucht werden. Das Volk hatte keinen eigenen klaren Willen, ſondern ließ ſich durch ſchwindelnde Hoffnungen und Verſprechungen von jenen leiten und antreiben. Dadurch wurde dieſer Bewegung der große Vortheil, daß ſie keinen mächtigen, organiſirten Widerſtand in den höchſten und höhern Sphären, bei der Ariſtokratie des Rangs, der Familie, des Reichthums und der geiſtigen Bildung fand, daß die neuen Ideen ſich ohne innere Erſchütterung und Kampf entwickeln konnten. Von Rom bis Turin war der Widerſtand nur gering und vereinzelt, er hat eigentlich nur durch ſein Stillſchweigen proteſtirt. Ueberdieß ſind Papſt, Könige und Fürſten bei den Italienern ſo verehrte Gewalten, daß Viele ſchon der Gehorſam zu conſtitutionellen Ideen und zum Aufſtand führte. Sie würden dergleichen als eine ſchwere Sünde betrachtet haben, wenn es einſeitig von der Volksmaſſe ausgegangen wäre.

Die Oppoſition gegen die unerträglich gewordene Herrſchaft der Jeſuiten und die mit ihnen affiliirte Geiſtlichkeit hatte auf die Stimmung in jenen obern Sphären den entſchiedenſten Einfluß, ja es iſt behauptet worden, daß ohne dieſen Haß gegen die Jeſuiten und ihre Gegenwirkung die Revolutionen in Italien gar nicht, oder wenigſtens nicht ſo früh ausgebrochen wären. — Dieß führt uns zu den Jeſuiten in Piemont.

Unter den vielen unbegreiflichen Erſcheinungen in dieſem Land, die mit denen der vorigen Jahre, mit dem Charakter des Königs Karl Albert und den Grundſätzen ſeiner Regierung in ſchreiendem Widerſpruch ſtehen, iſt Eine beſonders auffallend. Daß ſich ein König von ſeinem aufgeregten Volk und bei dem drohenden Verluſt ſeiner Krone zwingen läßt, ſeinem Land eine liberale Verfaſſung zu geben, die er ihm ſchon 1821 als Gaukelſpiel vorhielt, um bei einer Revolution einen Thron zu gewinnen, daß er aber damals ſeine Verbündeten feig verrieth, als der Aufſtand unterdrückt wurde, daß er ſich jetzt von den Umſtänden dazu bringen ließ, an einem nah verwandten, immer befreundeten Fürſtenhaus zum Verräther zu werden, um deſſelben Länder zu gewinnen — dieß alles läßt ſich von Karl Albert ſehr wohl begreifen; nicht aber ſein Verfahren den Jeſuiten gegenüber, deren religiös-politiſche Grundſätze ſo ganz die ſeinigen ſind, zu denen er aus guten Gründen große perſönliche Zuneigung hatte. — Es iſt daher wohl in Deutſchland nicht ohne Intereſſe, im Einzelnen die Umſtände zu kennen, welche dieſes Exil der Befreundeten begreiflich machen.

Seit der Reſtauration Piemonts im Jahr 1815 hat dort der Jeſuitenorden eine faſt unumſchränkte Herrſchaft gewonnen. Sein Einfluß auf öffentliches wie auf Privatleben ſtieg mit ſeinem Reichthum, ſeine Collegien waren Marmorpaläſte, er gebot am Thron

wie in den Familien. Zwar wankte er etwas bei der Revolution von 1821, gewann aber gleich darauf wieder ſeinen früheren Einfluß auf die höchſten Staats- und Regierungsbehörden, auf hohe und niedere Geiſtlichkeit, auf alle Sphären und Zweige des Unterrichts, von der kleinſten Landſchule bis auf die Univerſität von Turin. Sein offener und geheimer Einfluß erſtreckte ſich überallhin durch die ihm affiliirten Orden und die ihm unbedingt zu ſervilem Gehorſam ergebenen Laien beiderlei Geſchlechts in allen Ständen. Um ſich dieſe Leute unwandelbar zum Dienſt zu erhalten, boten die Turiner Jeſuiten alle ihnen eigenen Künſte auf, um die Gemüther zu gewinnen und zu feſſeln; ſie beherrſchten alle Sphären des öffentlichen und Privatlebens durch Verſprechungen, Geſchenke, Stellen, durch Furcht und Angſt, ſelbſt durch die ſchmutzigſten Leidenſchaften. Sie vergaßen beſonders in der Ohrenbeichte völlig die Würde geiſtlicher Stellung. Sie zwangen die Beichtenden ihnen alles zu enthüllen, was ſie von ihren Obern, von ihrer Herrſchaft, von ihren Kindern und Freunden wußten; ſie drangen in ſie mit Fragen über den innern Zuſtand der Familien, über deren Gedeihen und Zurückkommen, über ihre Projekte und Verbindungen. Trefflich halfen ihnen dabei vornehmlich die Dienſtboten und die unerfahrenen und devoten Gemüther der jungen Frauen, die in den Klöſtern erzogen und dort zum Gehorſam gegen die Jeſuiten vorbereitet, „geknetet und zugerichtet“ worden waren. Es halfen ihnen dabei reichlich gegebene Almoſen, bei denen ſie nie ihren Hauptzweck aus den Augen verloren. Sie gaben nie Dürftigen, die es verdienten, aber unabhängig bleiben wollten; ſie ſpendeten um ſo reichlicher den vielen Faulen und Geiſtesbeſchränkten, die ſich als Spione und Berichterſtatter auf Gaſſen und Plätzen, ſo wie in den Familien brauchen laſſen wollten. Dadurch entſtand, beſonders in Turin, eine neue Art Inquiſitionspolizei, deren ſchmutzige Fühlhörner an alle öffentlichen Orte, in Kaffeehäuſer, Reſtaurationen und Wirthshäuſer drangen, andererſeits aber auch in die glänzendſten Salons der gebildeten Welt und der höhern Stände.

Darin hatten es die Jeſuiten viel weiter gebracht als die feinſte Polizei. Profeſſoren, Lehrer aller Art, Ober- und Subalternoffiziere, Beamte aller Klaſſen waren mit ihnen verbunden und hinſichtlich ihrer Berichte zu ſerviler Regelmäßigkeit gezwungen. Dadurch wurden Betrug und Verſtellung allgemein. Wenn ein Beamter oder Offizier die ſtreng gebotenen Faſttage, Beichten und Communionen nicht genau beobachtete, ſo zog er ſich Anfangs ſcharfen, demüthigenden Tadel zu, im Wiederholungsfall drohte ihm ſelbſt der Verluſt ſeiner Stelle. Außerdem mußten der Jeſuiten Freunde und Diener ſehr aufmerkſam ſeyn auf die Verhältniſſe armer Proteſtanten. Manche proteſtantiſche Mädchen wurden durch das Verſprechen vortheilhafter Heirathen zum Austritt aus ihrer Kirche verleitet, waren ſie aber einmal zur katholiſchen übergetreten, ſo bekümmerte man ſich nicht mehr um ſie, und es lag nichts daran, wenn die armen Mädchen in's Elend geriethen und ſich am Ende durch Unſittlichkeit ihr Brod verdienen mußten. Im öffentlichen und Privatunterricht war ohne Einwilligung der Jeſuiten alle Veränderung und Verbeſſerung unmöglich. Der leitende Grundſatz des Ordens iſt nie ächte Erziehung, wahre Entwicklung, Reinigung und Beſſerung der Gemüther geweſen. Deßhalb verhinderten ſie ſo lange als möglich die Einrichtung von Kleinkinderſchulen in Piemont. In dem vor alten Zeiten ſo freien Genua konnte jezt nur eine edle, hochgeſtellte Dame, die Frau Thereſa Doria, durch hohen Verſtand und einen kräftigen kühnen Entſchluß über den hartnäckigen, immer im Dunkeln ſchleichenden Widerſtand der Jeſuiten ſiegen und alle Hinderniſſe beſeitigen, die ſie der Gründung jener Anſtalt offen und im Geheim entgegen ſezten. In den höhern Schulen und Univerſitäten fiel ihr Deſpotismus in's Lächerliche. Eine Menge Auszeichnungen und Diplome wurden Leuten gegeben, die kein anderes Verdienſt hatten, als ihre Mittheilungen im Beichtſtuhl.

(Fortſezung folgt.)

„Fünfzig und noch ſieben drüber.“

(Fortſezung.)

Die „Hauptmatrone“ tritt nun näher und es erfolgt ein Dialog, bei dem wir uns nicht erwehren können an hohe regelrecht geſchnittene Taruswände als Dekoration zu denken.

Sie.

Seyd gegrüßt, erhabne Fürſten! Sey willkommen, ſel'ger Sohn!

Er (mit tiefer Verbeugung).

Wer Euch dort zu ehren wüßte!

Sie.

Kind, dein Daſeyn ehrt mich ſchon.
Die dich unter'm Herzen trug, die dich Gott ſo vergetragen,
Weißt jezt über ihrem Paul ihre Regung kaum zu ſagen.

Er.

Meine Mutter?

Sie.

Deine Mutter!

Er.

Die geborne Freibergin?

Sie.

Ja, mein Sohn, die arme Hoppin, die verſchmähte Bäuerin.

Er.

Welch ein Wechſel, der du auch vielen Andern vor darfſt gehen!

Sie.

Er, der Herr, hat ſeine Magd und ihr Elend angeſehen.

Er.

O verzeihe!

Sie.

Was verzeihen? Hier zu Salem iſt's der Brauch:
Wem der König nur vergiebet, dem vergiebt der Bürger auch.
Unſre Mörder, deren Schuld nun mit Chriſti Blut durchſtrichen,
Sind auf ewig auch mit uns zu Geſchwiſtern ausgeglichen.

Er.

Aber nun, wer ſind denn dieſe, dieß gekrönte Frauenpaar?
Wer denn dieſe zehen Flämmlein, dieſer kleinen Prinzen Schaar?

Sie.

Vater! Mann! wie kennſt du nicht, die in jenen Jammerjahren
Damals Bein von deinem Bein, Fleiſch von deinem Fleiſche waren?

Er.

Würd' ich durch der Blumen Ambra hier in Salem nicht erquickt,
Hätte mich die Laſt der Freuden ganz unfehlbar niederdrückt.
Weiber! Kinder! kann kein Wort, o ſo kann doch mein Erſtaunen
Ueber euer Wiederſehn mein Vergnügen ausposaunen!
Heute wird uns, wie wir glaubten, durch des milden Gebers Hand,
Was ſie ehdem weggenommen, golden wieder zugewandt.
Seht, ſo trifft das Hoffen ein: was man thränend dort verlaſſen,
Kann man hier ausnehmend froh wieder ſprechen und umfaſſen.

In dieſem Vorhimmel fühlt er ſich ſo heimiſch, daß es eines ſehr ſtarken, eines faſt gar zu ſtarken „Druckers" bedarf, um ihn vorwärts zu treiben.

Kann mein Wohlſeyn höher ſteigen? Habe Dank, mein Flammenzug!
Fahre hin! hier werd' ich bleiben, denn hier hab' ich Himmels gnug.
Hier iſt gut ſeyn. Hütten her!

Das Geleite.

Nein, hier kannſt du nicht verweilen.
Eile, ſoll dein Salomo dir nicht ſelbſt entgegen eilen.

Aber die Ueberhebung, deren Ausdruck er den Engeln in den Mund legt, ſchlägt alsbald, wie ſchon mehrmals, in ihren Gegenſatz um; denn wie er, dem Ziele näher ſtrebend, himmliſche Töne vernimmt:

Was iſt das vor Waſſerrauſchen, was iſt das vor Harfenklang?
Majeſtätiſch-lieblich, reiner, unerhörter Lobgeſang!
Dreimal heilig iſt der Text, Kunſt und Anmuth muſiciren.
Ja, Gott ſelber muß wohl hier Herz und Zung' und Saiten rühren —

ſo ruft er dem Geleite zu:

Engelsfuhren, friſch geflügelt! pfeilgeſchwinde fortgerückt!
Oder lieber augenblicklich mich zum Siegerſaal entzückt!
Ich muß mit zu Chore gehn. Kann ich doch zum Orgelſtöten,
Weil ich ſonſt nichts Weiters kann, etwa helfen Bälge treten.

„Wer ſich ſelbſt erniedrigt, wird erhöhet werden." Demnach verfügt denn auch unſer Dichter über den ganzen Schatz deſſen, was ihm nach dieſem Spruche zuſteht. Der orientaliſche Styl, der aus den Quellen des Chriſtenthums ſtammt, und der Zopf, der dem Jahrhundert angehört, verbinden ſich dabei zu einer Miſchung, die den Liedern dieſer Zeit und dieſer Richtung eigen iſt, den Schluß des Gedichts aber ganz beſonders auszeichnet:

Wieder was, ihr Lichtgefährten! Eurer Strahlen Mittagspracht
Wird zur Dämm'rung, wird zum Schatten, wird zum Abend, wird zur Nacht.
Seht, die Sonne ſteigt dort auf! Mond und Stern muß nun verbleichen
Und vor aller Lichter Licht, wie man ſpricht, die Segel ſtreichen.

O Jeruſalem, wie funkelt deiner Mauern Edelſtein!
O wie glänzen Thor und Gaſſen! Deiner Sonnen Wunderſchein
Färbt dein Gold recht wunderſchön; doch, du Putz der neuen Erden,
Willſt du nun ein ſchöner Hof deiner ſchönen Sonne werden?

Was geht vor in Zions Mauern, daß ſein Volk in Galapracht
Millionenweiſ' erſcheinet, da iſt und Parade macht?
Alles kniet und iſt gefaßt voller Ehrfurcht anzubeten:
Seht! ſein Herr und Meiſter kommt göttlich ſchön einhergetreten.

O wie heilig! o wie heilig! o wie heilig iſt der Herr!
„Näher, mein getreuer Diener, komm herein, Geſegneter!"
Sagt mir doch, wem ruft er dann?
„Dir! du mußt jetzt ſchon gewohnen,
Daß er Knechten deiner Art ewig kann mit Gnaden lohnen."

Aber nun, wie muß ich ſprechen, was dann thun wie ſich's gebürt?
Iſt's erlaubt, daß man dem König ſeines Kleides Saum berührt?
Leſer! es gehn Sachen vor, die kein Mund weißt auszuſprechen —
Hand und Feder haben Fug, nun ihr Schreiben abzubrechen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Lande der Wenden, Auguſt.

(Schluß.)

Die nationale Inſel der Wenden.

Man forderte die Wenden auf, den allgemeinen Slavencongreß zu Prag zu beſchicken; es iſt überall mit Entſchiedenheit abgelehnt worden. Was dieſe Umtriebe durchgeſetzt haben, beſchränkt ſich darauf, daß in einigen Orten die Wenden das Verlangen geſtellt haben, es ſolle ihre Sprache nicht bloß in Kirche und Schule, ſondern auch vor Gericht angewendet werden. Und ſelbſt dieſes Verlangen wäre unterblieben, wenn nicht

der bekannte Frankfurter Beſchluß den Umtrieben hier Halt und Stütze gegeben hätte. Beſchluß und Verlangen ſind gerecht, man wird ihnen auch nachkommen, für den Augenblick iſt es aber eine Sache der Unmöglichkeit. Die in der Lauſitz anſäßigen Deutſchen haben bis jetzt wenig Veranlaſſung gehabt das Wendiſche zu erlernen; ſie verſtehen davon gewöhnlich nur ſoviel, um mit den Leuten ſich verſtändigen zu können, nicht aber, um Protokolle und ſonſtige gerichtliche Verhandlungen in wendiſcher Sprache aufzunehmen. Die Wenden aber haben ſich bis jetzt durchſchnittlich von jeder höheren Bildung fern gehalten, ihre Schullehrer beſitzen nur elementare Bildung, ihre Geiſtlichen, auch meiſt aus dem Bauernſtande hervorgegangen, ſind die einzigen, die eine wiſſenſchaftliche Laufbahn verfolgt haben und deren Nachkommen gewöhnlich wieder ganz zu Deutſchen werden, gerade kraft dieſer wiſſenſchaftlichen, d. h. rein deutſchen Bildung. Für jetzt alſo fehlt es durchaus an Perſonen, die im Stande wären die gerichtlichen Verhandlungen wendiſch zu führen. Daß die ſlaviſchen Umtriebe hier ſo wenig Anklang gefunden, hat übrigens auch in den oben berührten kirchlichen Verhältniſſen ſeinen Grund. Es iſt ein bekanntes, namentlich in Polen angewendetes Mittel, Slaventhum und Katholicismus zu identificiren und es dem Deutſchthum „oder" Proteſtantismus als der verruchteſten Ketzerei gegenüberzuſtellen. Wo es nicht anging den nationalen Fanatismus aufzuſtacheln, da wurde auf den religiöſen Fanatismus ſpekulirt, und dieſes unredliche Mittel gelang bei den rohen Maſſen leider gewöhnlich nur gar zu wohl. In den Lauſitzen aber war es wegen des ſo ſtark vorherrſchenden Proteſtantismus nicht anwendbar.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Wenden iſt die Neigung zum Liede, die ſie übrigens mit vielen ſlaviſchen Stämmen theilen. Sie beſitzen auch einen auffallend großen Reichthum von Volksliedern. Es ſind wirkliche Lieder, d. h. ſie werden geſungen; die Melodie iſt zum Theil ſehr ſchön, meiſtens weich und mit langſamem Vortrag. Die bedeutendſten ſind die ſogenannten „Feldlieder," die ſich unſern Balladen und Romanzen vergleichen laſſen. Sie tragen der Mehrzahl nach einen elegiſchen Charakter, ja ſie werden oft düſter und unheimlich. Ihre Schattenſeite aber beſteht darin, daß ſie ſehr ſelten die Erwartungen befriedigen, die ſie im Beginn erregen. Es iſt eine höchſt auffallende Erſcheinung, die aber faſt bei allen mir bekannt gewordenen wendiſchen Volksliedern wiederkehrt, daß ſie ſehr hübſch anheben und ſpannen, und gegen den Schluß hin breit und matt werden. Es ſind dabei oft ſehr ſchöne Stoffe behandelt, aber man bekommt den Eindruck, als ob der Dichter, d. h. alſo hier der dichtende Volksgeiſt, des Stoffes nie hätte Herr werden können. Der prächtige Rhein verläuft ſich im Sande.

London, Auguſt.

(Fortſetzung)

Fahrt nach Kew

Wieder ſcheint eine helle Morgenſonne in das Zimmer, und ich rüſte mich zu einer Waſſerfahrt nach Kew. Bei Battersea-Bridge findet ſich eine Geſellſchaft zuſammen, die ſich mit Kuchen und Sandwiches (Fleiſchbutterbrod, nach Lord Sandwich, dem Erfinder deſſelben, ſo benannt) für den Tag verſieht, und wir beſteigen das Dampfboot, das jede Stunde von hier abgeht, und die Perſon für vier Pence mitnimmt. Das Verdeck iſt gedrängt voll, einige von uns erhalten mit Mühe ein Plätzchen, die übrigen ſuchen in der Kajüte ein Unterkommen. Perſonen aus allen Ständen ſind hier beiſammen; Fremde und Einheimiſche, zierliche Dandies mit ſtrohfarbenen Glacéhandſchuhen, und daneben dicke Beckerfrauen, die zur Kühlung Orangen verzehren, daß ihnen der Saft am Munde herabläuft, Kinder, deren kleine Füße noch den Boden nicht betreten, und Greiſe, die ſich des ſchützenden Stabs bedienen, — Alles iſt herausgekommen, ſich des allbelebenden Sonnenlichts zu erfreuen, das heute in Strahlen niederfällt, in denen man einen Haſen braten könnte. Dazu fuhren wir ſehr langſam und kein Lüftchen rührte ſich. Es war Ebbe und unſer Boot ſaß alle zehn Minuten auf dem Grunde feſt. Dazwiſchen hielten wir an den verſchiedenen Seiten des Ufers an, um Paſſagiere ab- oder zugehen zu laſſen, und auf dieſe Weiſe mußten wir uns zwei volle Stunden röſten laſſen, ehe wir Kew erreichten. Dieſes Schloß (wenn man ein Haus aus rothen Ziegelſteinen ſo benennen darf) wird jetzt vom Herzog von Cambridge bewohnt, dem es, da er nicht mit materiellen Gütern geſegnet iſt, als willkommene Sommerreſidenz dient. Früher war eine Sternwarte hier, die jetzt eingegangen iſt. Die Gärten ſind täglich von eins bis ſechs Uhr dem Publikum geöffnet, das hier umſonſt naturhiſtoriſche Kenntniſſe ſammeln kann, indem die Treibhäuſer die ſeltenſten Pflanzen und Bäume aller Welttheile enthalten. Man baut eben jetzt noch ein Glashaus, in dem man auf einer ringsum laufenden Galerie auf Palmen und Mimoſen herabſchaut. Ein bischen Einbildungskraft, und man verſetzt ſich leicht in andere Welten. Die Königin war eben da geweſen. Ihre Majeſtät war unerwartet um zehn Uhr mit Prinz Albert und drei Kindern angekommen und hatte en famille des ſchönen Morgens in dieſen ſchattigen Gründen genoſſen. Sie geht ſehr gerne ſpazieren, die kleine Frau, und hält darauf, daß ihre Kinder alle Tage vier Stunden in der Luft ſind. Nach ihr war keine einzige Phyſiognomie da, an der ſich das Herz eines Snob hätte erfreuen mögen. Es ſchienen alles nur ganz gewöhnliche Leute zu ſeyn, die nicht die Abſicht hatten dem Staate zur Laſt zu fallen. Als die Zeit heran kam, wo die Gärten geſchloſſen werden ſollten, machten ſich alle ſchleunigſt davon, und auch wir. Dießmal war auf dem Boot eine blinde Dame, die ſich nur her- und zurückführen ließ, um der Luft zu genießen. Arme Frau! Sie war nicht arm, und doch wie arm! Das Licht der Augen was kann das erſetzen! — Unſere Rückfahrt ging ſchneller von ſtatten. Die grünen Ufer von Albions ſtolzeſtem Strome verſchwammen in den abendlichen Schatten und die höhere Fluth verbreitete eine angenehme Friſche. Da zu unſerer Rechten lag Theodor Hooks freundliche Villa, die Zeuge manches Seufzers geweſen ſeyn mag, wenn die harte Nothwendigkeit den Autor zwang aus ſeinem Geiſtesſchatze einen neuen Wechſelbrief hervorzuarbeiten. — Und dort drüben ſteht Lytton Bulwers Landhäuschen, wo er ſeinen Ernſt Maltravers gedichtet, und wo er erſt vor wenigen Monaten in ſeinem blau ſeidenen Negligé an ſeinem Harald geſchrieben, während der Frühling ihn durch die Bogenfenſter in reichen Blüthen anlächelte und das Rauſchen der blühenden Zweige die einzige Unterbrechung der dichteriſchen Inſpiration war. Jetzt hat ſich ein Schmerz über ſein Leben gebreitet, der den Poeten entweder zu neuen Mittheilungen, oder zu gänzlichem Schweigen veranlaſſen wird. Wir hoffen das Erſtere, weil aus ſolcher Tiefe Töne hervorgehen können, die wohlthuend eine entſprechende Saite in Herzen berühren, welche gleich ihm das Walten der „himmliſchen Mächte" kennen gelernt haben, und denen die Poeſie zu einem nimmer verſiegenden Quell des Troſtes wird.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 200. Montag den 21. Auguſt 1848.

Non magis expressi vultus per aëneа signa,
Quam per vatis opus mores animique.

Horat.

„Fünfzig und noch ſieben drüber.“

(Schluß.)

Hier ſchließt das Geſicht unſeres Dichters, das man wohl ein kleines Lebensbild in ſeiner Art wird nennen dürfen; denn mag man auch dem Geſpinnſte der frommen Einbildung des Mannes keine Wirklichkeit zugeſtehen, ſo hat er doch wenigſtens ſich ſelbſt und ſeine und ſeiner Zeitgenoſſen innere Welt auf's lebendigſte geſchildert. Kann man ihn auch auf ſeinem von manchem Knix und Bückling unterbrochenen Fluge nicht ohne Lächeln begleiten, ſo geſellt ſich doch dazu die unwillkürliche Theilnahme an ſeiner Anmuth — ſo weit dieſer nicht die Geſchmackloſigkeit in's Gehege kommt — an ſeiner rührenden Naivetät, die um ſo höher anzuſchlagen iſt, da ſie auf einer ſehr ſchmalen und mitunter ſogar ſtreitigen Grenze wandelt, vor allem aber an der nicht gemeinen Dichtergabe, die ihn beſeelt. Beweiſe für dieſe Dichtergabe beizubringen, wird überflüſſig ſeyn: der Leſer, wenn ihn der Stoff nicht von vorn herein abſtieß und ſo weit mitzugehen verhinderte, wird ſie von ſelbſt herausgefühlt haben. Die dramatiſche Scene namentlich mag, trotz der „gebornen Freibergin,“ für ſich ſelber ſprechen. Der Schluß hat Stellen, die ſich mit dem Beſten in „Paradies und Peri“ meſſen können. Freilich klingt das „Segelſtreichen,“ die „Galapracht,“ die „Parade“ und der ſonſtige Haarbeutel nicht ſo fein, wie wenn wir bei Moore leſen:

„O ſelig, ſelig! o wunderſam!
Vor dir, ſüß Eden, wie trüb und matt
Sind die Demantthürme von Schadukiam
Und die duftigen Lauben von Amſerabad!

Fahr' hin, du flüchtiger Erdenduft,
Du verwehſt, wie Seufzer der Lieb', in Luft.
Auf dem Tubabaum iſt mein Mahl bereit:
Sein Duft iſt der Athem der Ewigkeit.
Lebt wohl, ihr Blumen, o ſchöner Traum,
O Traum ſo vergänglich, mein Freudkranz!
Was ſoll mir der leuchtendſte Blumentraum?
Vor Allah's Thron iſt ein Lotosbaum,
Da lebt jedes Blatt und iſt Seele ganz!“

Und doch liegt der Unterſchied nur im reineren Geſchmacke des modernen Dichters, alſo in der Form, welche zwar der Poeſie unentbehrlich, aber doch nicht ihr innerſtes Weſen iſt. Ja ſie iſt dieß ſo wenig, daß neben dem künſtlich gemachten islamitiſchen Standpunkte des Dichters von Paradies und Peri, bekanntlich eines guten Katholiken, und neben den bewußten Allegorien unſerer neuern chriſtlichen Dichter — die mit aufrichtigem Glauben und überwiegendem Talente zwar geiſtreichere, aber keine ſo lebenswahren Lebensbilder aus dem Jenſeits hervorzubringen vermögen — unſer guter Paul Hoppe noch im Hauptpunkte bedeutend gewinnt. Wenn man ihn vielleicht bei Lebzeiten über dieſe ſeine Viſion befragte, ſo ſchwur er gewiß hoch und theuer, daß es drüben millionenmal ſchöner ſey, als er da geſungen habe; aber dieß bezog ſich nur auf die Farbenausſtattung ſeines Gemäldes: das Gemälde ſelbſt war ihm buchſtäblich, greifbar, körperlich wahr. Dieß wird es auch für uns, ſo wie wir es der dogmatiſch-mythologiſchen Zuthaten entkleiden; wir haben dann in wenigen, aber lernhaften Zeilen die irdiſchen Schickſale einer Familie vor uns, die, aus Prüfung und Leiden zum Glück hindurchgedrungen, ein ergreifendes Wiederſehen feiert. Verliert das Geſicht durch dieſe Entkleidung allen

ſpekulativen Gehalt — und der kommt durch die moderne Allegoriſirung oder metaphyſiſche Verflüchtigung der alten religiöſen Vorſtellungen nicht minder zu kurz — ſo hat es dadurch um ſo mehr an Leben gewonnen. Gerade dieß nun iſt die ſchöne Seite, die geſunde realiſtiſche Art des älteren Pietismus, daß er, unter einer Hülle zwar, für die er Leib und Leben ließ, eigentlich doch nur daſſelbe feſthielt, wonach die unbeſtechliche Wahrheitsliebe der heutigen Weltkinder mit abgeſtreifter dogmatiſcher Hülle ſtrebt.

Fragt Jemand, dem vielleicht die ächt menſchlichen Züge in dieſer Todtenrolle näheren Antheil abgewonnen haben, nach den Lebensſchickſalen des unbekannten oder vergeſſenen Dichters, ſo läßt ſich ihm kein weiterer Aufſchluß geben, als daß M. Paul Hoppe den 25. Januar 1688 geboren, Paſtor an verſchiedenen Orten in Sachſen, Schleſien und der Lauſitz war, und den 14. September 1757 ſtarb. Die ſchleſiſche Schule blickt auch deutlich aus ſeinen Gedichten hervor. Dieſe magern Notizen ſind in Meuſels „Lexikon der von 1750 bis 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller“ zu finden, wo auch ein Verzeichniß ſeiner Schriften ſteht. Außer einer Diſſertation und Tiſchreden werden aufgeführt: „der hohe Adel derer vom Kreuze, Chriſten genannt;“ „Betrachtungen über des menſchlichen Lebens Eitelkeit und Elend, aus der franzöſiſchen Sprache des Herrn Petri Molinäi des Aelteren in's Teutſche überſetzet;“ „erbauliche,“ in andern Auflagen „chriſtliche,“ auch wieder „freudige Todesgedanken Paul Hoppens, Pfarrers in Lauban, aus Veranlaſſung ſeines 57ſten Geburtstags gefertigt 1745;“ „vortheilhafte Wirthſchaftsregeln, mit Wenigem gleichwohl ehrlich auszukommen;“ „unvorgreifliche Gedanken von dem wahren Sinne der Offenbarung St. Johannis,“ und endlich ein „Schreiben an die Gemeinde zu Herrenhut.“ — Ob die „Mörder,“ deren die Seligen ſo liebevoll gedenken, figürlich oder buchſtäblich zu verſtehen ſind, darüber hat Meuſel nichts; die wilden Zeiten zwiſchen 1688 und 1757 machen die leztere Annahme wohl möglich.

Nach der Zeitangabe hatte Paul Hoppe noch zwölf Jahre Friſt, die objektive Wahrheit ſeiner „freudigen Todesgedanken“ zu erproben. Welche Kritik das „Handwerkszeug des Todes“ an demſelben ausgeübt, darüber gibt uns Meuſel freilich ebenfalls keinen Aufſchluß. Begnügen wir uns daher mit der unumſtößlichen Erfahrung, daß alle Vorſtellungen vom Jenſeits, zu allen Zeiten, bei allen Völkern und unter allen Glaubensbekenntniſſen ſtets aus gröberen oder feineren Fäden des dieſſeitigen Lebens gewoben geweſen ſind.

Hermann Kurz.

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(Fortſezung.)

Aus dieſen Kabalen und geheimen Schlichen entſtand ein Geiſt allgemeinen Mißtrauens unter allen Klaſſen. Kaum in Privatgeſellſchaften wagte man eine unabhängige Meinung auszuſprechen; man ſah ſich oft bedenklich um, ob unter den ſchönen Kleidern, den glänzenden Uniformen und Orden nicht Angehörige der Jeſuiten ſtecken, die dem Orden ganz unbefangene Aeußerungen hinterbrächten, nachdem ſie dieſelben entſtellt. So hatten die Jeſuiten das ganze Land mit einem großen Netz umgarnt, dem nur Wenige entgehen mochten. Alle Wohldenkenden ſeufzten im Stillen über dieſen traurigen Zuſtand, nur ſelten wagten es Hochgeſtellte, ſich mißbilligend darüber zu äußern. Gouverneurs der Provinzen, Weltgeiſtliche, Univerſitäten, Senatoren, Gelehrte und Schriftſteller haben es freilich manchmal gewagt, ſich durch That und Wort gegen dieſe unerträgliche Tyrannei aufzulehnen, um dadurch ihre Unabhängigkeit von ihr darzuthun; ſo der Graf Paulucci, Cavour, Lor. Pareto, V. Ricci, der ſpäter von ſeinem Miniſterium zurückgetretene Graf C. Balbo, der Graf Pinelli, der General Sonnaz, Santa Roſa, der Oberſt Mos. Sie richteten aber damit nichts aus und ſchadeten nur ſich ſelber, da Karl Felix und Karl Albert den Jeſuiten mit Leib und Seele ergeben waren und ſich nicht ſchämten offen zu erklären, daß ſie nichts gegen dieſen Orden und ſeinen Einfluß vermöchten.

Uebermäßiges und unverdientes Glück führt leicht zum Uebermuth. Dieſer alte Erfahrungsſatz gilt auch von den piemonteſiſchen Jeſuiten. Sie vergaßen, daß jeder Verein, jede Verwaltung, die keine Rechenſchaft abzulegen hat, ſtündlich in Todesgefahr iſt, weil ſie ohne Gleichgewicht, wie ohne Beſonnenheit am Rande eines Abgrundes herumtaumelt. Die Jeſuiten glaubten ſich bei ihrer Unverantwortlichkeit, bei ihrem mächtigen Einfluß am Throne und ihrer Herrſchaft in allen Sphären der Geſellſchaft ſo unangreifbar und unerſchütterlich, daß ſie von einer Anmaßung, von einer Unklugheit zur andern übergingen. Die größte fiel vor zwei Jahren vor, zwar nicht unmittelbar durch die Jeſuiten ſelbſt, aber unter ihrem Einfluß und Schutz. Die Tochter des holländiſchen Geſandten wurde hinterliſtig in ein den Jeſuiten affiliirtes Frauenkloſter gelockt und konnte trotz der Schritte ihres Vaters beim König nicht wieder daraus befreit werden, wiewohl dieſer Mädchenraub eine ſchreiende Verlezung des Völkerrechts und der Familie des Geſandten war. Damals erfuhr man in Europa mit

Erſtaunen und Unwillen, was längſt ſchon in Italien bekannt war, daß es in den ſardiniſchen Staaten Klöſter gab, vor deren Pforten ſelbſt des Königs Gewalt machtlos ſtand. In dieſem beſchämenden Sinn erklärte ſich gegen den Geſandten ſelbſt Karl Albert, der ſich ſpäter die Spada d'Italia nennen ließ.

Bald darauf zeigten ſich einige merkwürdige Symptome von Reaktion gegen den mächtigen Orden. Der König erwies ſich gnädig gegen die bisher immer unterdrückten Einwohner der Waldenſer Thäler, reiste ſelbſt dahin und verſprach ihnen bedeutende Erleichterungen in ihrem kirchlichen Zuſtand. Ferner wurde durch eine königliche Ordonnanz eine Art Normalſchulen für die Bildung von geiſtlichen und Laienſchullehrern angeordnet. Der den Jeſuiten affiliirte Erzbiſchof hatte die Keckheit, ein Mandement zu erlaſſen, worin der Beſuch dieſer Schulen durchaus verboten wurde. Der König ließ ſich dieß zwar geduldig gefallen, berief aber den ſchon lange wegen ſeiner edlen und freiſinnigen Ideen rühmlich bekannten Grafen von Soſtengo zum Miniſterium des öffentlichen Unterrichts. Dieſer bereitete ſogleich zahlreiche Reformen im Schulweſen vor, hatte aber dabei oft gegen des Königs Anſichten und Willen zu kämpfen, und ſeine Bemühungen blieben ſo gelähmt.

So ſtanden die Sachen in Turin, als Papſt Pius IX. die von der lebenden Generation faſt aufgegebenen Hoffnungen für Italiens Wiedergeburt auf einmal neu belebte. Die für die politiſchen Gefangenen in Rom ausgeſprochene Amneſtie erregte im September 1846 unendlichen Jubel in Turin: eine laute Proteſtation gegen den Jeſuitenorden, der nie verzeiht und nie ſeine Gefängniſſe zur Freilaſſung öffnet, und zugleich eine paſſende Gelegenheit, um den immer zunehmenden Haß gegen Oeſterreich an den Tag zu legen.

Zu gleicher Zeit war der Gelehrtencongreß in Genua. An deſſen aufgeregter Stimmung konnte man deutlich ſehen, daß dem Land eine Revolution bevorſtehe, indem die Gebildeten des Volks mit italieniſchem Feuer einſtimmig waren über die Nothwendigkeit nationaler Erhebung und Einigung. Ueberdieß zeigte ſich mehr in der Mannigfaltigkeit als im Verdienſt der wiſſenſchaftlichen Arbeiten das Streben, Europa darzuthun, daß es ein Irrthum ſey, wenn Italien in Beziehung auf Intelligenz unter irgend ein Land Europa's geſtellt werde. Eine andere, noch einflußreichere Oppoſition gegen jeſuitiſche Unterdrückung war Gioberti's Werk, worin die Italiener mit dem bekannten nationalen Schwulſt über alle andern Völker Europa's geſtellt wurden. Dieſes Buch wurde in Rom erlaubt und in den norditalieniſchen Staaten nur läßig verboten. Bald war es durch ganz Italien verbreitet und wurde natürlich bei dem Selbſtgenügen des Volks und bei ſeiner Begeiſterung für nationale Erhebung aller Orten mit Enthuſiasmus verſchlungen. Es fehlte nicht an Widerlegungen, die beſonders an die Rohheit, an den unwiſſenſchaftlichen und unkünſtleriſchen Zuſtand Italiens vom achten bis in's zwölfte Jahrhundert, an deſſen Abhängigkeit von Byzanz vor und nach der Eroberung dieſer Stadt durch die Türken erinnerten, deßgleichen an den mächtigen Einfluß Deutſchlands auf Italien vom zehnten bis in's dreizehnte Jahrhundert unter den ſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſern. Gegen dieſe hiſtoriſch begründeten Einwendungen, die Gioberti nicht widerlegen konnte, ſchleuderte er ſeinen Gesuita moderno, ein im Einzelnen und für ſeinen Zweck vortreffliches Buch, wenn es der geiſtreiche Verfaſſer auf einen oder zwei Bände beſchränkt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Chateaubriand.

Chateaubriands Leiche iſt nun an der äußerſten Landſpitze von Grand-Bé im Hafen von Saint-Malo in Bretagne beerdigt, wie es der Dichter ſchon vor Jahren gewünſcht hatte, und das Meer tobt an ſtürmiſchen Tagen an dem Felſen, in dem er ruht, wie die Ereigniſſe der Zeit um ſein Leben getobt haben. Schon lange war der geniale Dichter mit dem Zeitgeiſte zerfallen, und die lezte Revolution mit ihren ſchrecklichen Folgen war wahrlich nicht geeignet, ihn mit dieſem Geiſte wieder auszuſöhnen. Der Mann war von Natur melancholiſch, ernſt und ſchweigend. In ſeinem Alter beſonders äußerte er ſich ſelten in Geſellſchaft und ſchien wenig Antheil am allgemeinen Geſpräch zu nehmen. Ein großer Geiſt wie der ſeinige liebt die Einſamkeit und lebt gern mit der großen Natur. Dennoch hielt er ſich faſt immer in Paris auf, und ſein Heimathland Bretagne, wo er beerdigt werden wollte, beſuchte er nur noch ſehr ſelten. Die Zeitungen haben erzählt, als er noch ein Kind geweſen, haben ihn ſeine Eltern zuweilen in ein Zimmer zu St. Malo eingeſperrt, von welchem er die Ausſicht auf die Landſpitze oder ſogenannte Inſel Grand-Bé hatte; dieſer Punkt

habe ſich lebhaft ſeinem Gedächtniße eingeprägt, und ſo ſey in ſpäterer Zeit der Wunſch bei ihm entſtanden, dort nach ſeinem ſo bewegten Leben auszuruhen. Chateaubriand hat manche Schickſale erlebt, aber zum Theil waren ſie ſein Werk: in der Jugend ausgewandert nach Amerika, ſpäter in der Condéſchen Armee, und über ein Kleines von Napoleon beſoldet; dann wieder unabhängiger Privatmann, Akademiker, aber nicht zugelaſſen, um ſeine Antrittsrede zu halten; dann leidenſchaftlicher Anhänger der ältern Bourbonen und geſchworener Feind Napoleons; ferner ſogar ihr Miniſter, aber nicht lange, denn ſein ſelbſtſtändiger Geiſt vertrug ſich nicht mit Meinungen, die den ſeinigen widerſprachen; ſeitdem wieder bloßer Privatmann, aber hochverehrter Schriftſteller, und als ſolcher von einer Spekulantencompagnie penſionirt, der er ſeine Handſchriften überließ. Er mußte Zeuge ſeyn der Vertreibung ſeiner ihm ſo theuern Bourbonen und der Erhebung des Orleansſchen Stammes; er war feſt entſchloſſen abermals auszuwandern, wurde aber immer von Paris gefeſſelt und machte bloß dem Prätendenten der legitimiſtiſchen Partei ſeine Aufwartung im Ausland; und nun in ſeinen lezten Tagen erlebte er die Wiedereinführung der Republik, welcher er einſt ſo viel Böſes, zum großen Theil Verdientes, nachgeſagt hatte. Der Mann iſt noch unter dem Wiederhall der furchtbaren Junitage verſchieden, und vielleicht in der Ueberzeugung, daß es mit ſeinem theuern Vaterland zu Ende gehe, daß es unwiderruflich verloren ſey. Als Schriftſteller hat er alle Urſache gehabt mit ſeinem Zeitalter und ſeiner Nation zufrieden zu ſeyn; von allen Parteien iſt ſein Geiſt nach Gebühr gewürdigt und geehrt worden. Obgleich er als leidenſchaftlicher laudator temporis acti die alte Monarchie übertrieben prieß, deren Mängel und Gebrechen allgemein anerkannt waren, feierten ihn alle Parteien als einen der genialſten Dichter, die ſein Vaterland hervorgebracht. Seine Werke ſind zwar nicht der Art, daß ſie hätten populär werden können, und er hat darin ſo oft die herrſchenden Meinungen verlezt, daß ſie manchen mißfallen mußten. Aber allen Gebildeten ſind ſie bekannt; es ſind eine Menge Auflagen derſelben veranſtaltet worden, und auch die Kunſt hat oft Gegenſtände der Darſtellung darin geſucht.

(Fortſezung folgt.)

London, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die tanzende ſchöne Welt. — John Bulls Vertrauen.

Nicht weit von „Percy Villa,“ wie Lytton Bulwers kleines Landhaus heißt, liegt auch die Wohnung des Herrn Webſter, welche dieſer ſo großmüthig, oder ſo eitel geweſen, zu einem Dejeuner herzugeben, deſſen Ertrag den öffentlichen Waſchhäuſern zu gute kommen ſoll. Der Ertrag hat jede Erwartung übertroffen. Ihre Majeſtät, Prinz Albert und drei Kinder fanden ſich ein, die Ladies Patroneſſes, die Herzoginnen von Beaufort, Richmond und Bedford empfingen ſie und wurden mit einem freundlichen Händedruck beglückt; dann wurde geſungen, und zwar von den erſten Künſtlern Londons, dann getanzt, wozu ſich die Elite der jungen Ariſtokratie willig finden ließ; und ſie fuhr, trotz der Hize, mit nicht genug zu belobendem Eifer in dieſer Leiſtung zur Unterhaltung der Geſellſchaft fort, bis gegen ſieben Uhr Abends der beau monde, die Königin an der Spize, höchſt befriedigt nach Hauſe zurückkehrte und mit dem ſeligen Gedanken entſchlief, für das Wohlſeyn oder Beſſerſeyn ihrer ſchmuzigen Mitbürger nach Kräften gearbeitet zu haben. Es iſt aber auch keine Kleinigkeit, wenn der hohe Adel Englands alle die kleinen ſchmuzigen Kinder in St. Giles und Mary-le-Bone rein tanzen ſoll! Denn daß man rein um eines Zweckes willen ſein Scherflein beitrage, das geht nun einmal nicht. Die ſchwache menſchliche Natur braucht eines ſinnlicheren Antriebs, und da hat ſich denn Eſſen und Tanzen immer als das Mittel erwieſen, durch das man die mildthätigen Gefühle am leichteſten und wärmſten hervorruft. Je mehr die Ariſtokratie Englands ißt und tanzt, deſto beſſer wird es um das Volk ſtehen. — Weiter hinauf, bei Batterſea ſah man in der Ferne die Wohnung von Thomas Carlyle, der hier in abgeſchiedener Stille ſeinen Cromwell ſchrieb, und der ſpäter von Zeit zu Zeit mit Caſſandras Worten ermahnt hat auf die Stunde Acht zu haben. Er hofft wenig für die Menſchheit und fürchtet viel. Eine ſolche Stimmung macht das Individuum unglücklich und bringt der Allgemeinheit keinen Nutzen. Der Mann iſt aber dabei ſo ernſt, wahr, warm und treu, daß ihn, trotz ſeines ſchwarzen Blickes, Jeder lieben muß. Jezt ſizt er wahrſcheinlich unter einem ſchattigen Baum in ſeinem Gärtchen, raucht aus einer weißen Thonpfeife und denkt.

Heute ſollten Geſchäfte abgethan werden. Mein Schuhmacher, dem der erſte Gang galt, hatte ſeinen Laden himmelblau anſtreichen laſſen und dabei um die Hälfte verkleinert. Ich machte ihm ein Compliment über das Erſtere, und er lächelte mit ſeiner ganzen Phyſiognomie in ſtolzer Selbſtzufriedenheit; nun wollte ich aber auch einen Grund für das Leztere. Die Zeiten ſeyen ſchlecht, ſagte er; dieſe Ladenhälfte erſpare ihm jährlich ſiebzig bis achtzig Pfund Sterling, und für eine ſolche Summe wolle manches Stück Arbeit gethan ſeyn. Niemand ſpekulire jezt; den ganzen Sommer hindurch ſey nicht Ein Transportſchiff mit Schuhen abgegangen, und wo er ſonſt ein halbes Dutzend Aufträge erhalten, ſey ihm nun kein einziger geworden; ſtatt zwanzig Geſellen habe er einen. Aber »it will all come round again,« ſezte er zuverſichtlich hinzu. Es ſey nur für den Moment und Alles werde ſich wieder ausgleichen. Dieſes Vertrauen in die Regierung iſt es, was England ſo ſtark macht. Jeder Handwerker, jeder kleine Tradesman wird als Conſtabel für eine Verfaſſung kämpfen, die ihn ſchüzt, nicht beengt und drückt, und gegen die ſich nur die Tagediebe auflehnen; denn wie ſchlecht es auch augenblicklich mit dem Miniſterium ausſehen mag, welche Mißbräuche auch an's Tageslicht kommen, ſo werden doch die Mißbräuche aufgedeckt, ſo findet doch Jeder zu jeder Zeit ein Organ, das dieſe Mißbräuche aufzählt, und ſo bleibt John Bull bei ſeinem: »it will all come round again,« und wartet die Zeit ab, wo die nothwendigen Verbeſſerungen in's Leben getreten ſeyn werden. Dieſes Vertrauen des Volks iſt des Staats ſicherſtes Bollwerk.

Ich ging weiter. Die Gemäldeausſtellung wurde heute geſchloſſen; ich nahm Abſchied von ein paar Lieblingen. Die deutſchen Künſtler meinen freilich es ſey eben nicht viel Sehenswerthes da; indeſſen bietet ſich dem unparteiiſchen Beſchauer doch Manches, was er mit ſich hinwegtragen und nie mehr miſſen möchte. Die Kunſt hat auch in England in dieſem Jahr der Politik weichen müſſen, und dieß hat beſonders die ankommenden Fremden hart getroffen, die auf dieſe Weiſe von der Scylla in die Charybdis gekommen ſind. Man nennt unter den deutſchen Emigrirten auch den Maler Schröter als einen, der trotz ſeines Rufes das Geſchick Aller theilt, ſeinen Pinſel in England nicht für England gebrauchen zu können. Wenn doch unſere Landsleute nicht immer mit ſo viel Vertrauen auf England als auf ein Eldorado blickten! Unzählige haben ſich darin ſchmerzlich getäuſcht gefunden. Zeit und Geduld können hier zu einer goldenen Exiſtenz führen, aber von einem veni, vidi, vici kann nicht die Rede ſeyn.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 201. Dienſtag den 22. Auguſt 1848.

Absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres. — Lascivam verborum licentiam, id est Epigrammaton linguam excusarem, si meum esset exemplum.

Martialis
epistola ad lectorem.

Fresken in der Paulskirche.

Viertes Feld.*

1. Erklärung.

Nicht wahr, ihr grollt dem Manne nicht,
Der malte dieſe Fresken,
Daß er die ernſte Zeit umflicht
Mit heitern Arabesken?
Glaubt ihm, er unterſcheidet ſcharf
Und wird es nie verwechſeln,
Wohin er Kränze werfen darf,
Wohin Geſchoſſe drechſeln.

Er achtet ſeines Volkes Kraft,
Im Parlament geſammelt,
Doch nicht die wüſte Leidenſchaft,
Die dort bacchantiſch ſtammelt;
Im Reichstag ſieht er Deutſchlands Licht,
Das Glück und Glanz verkündet,
Doch in der nächt'gen Fackel nicht,
Die bloß verzehrt und zündet.

So viel nur als Verſtändigung,
Bevor er weitet ſchreitet
Und euch bis zur Beendigung
Auf Schritt und Tritt begleitet:
Dem Helden Paulus Ruhm und Heil,
Und Ehrfurcht ſeinen Größen;
Dem Heiden Saulus Pfeil auf Pfeil
In jede ſeiner Blößen!

2. Einſiedler von Muttenz.
Liturgiſcher Stoßſeufzer.

O Deus, qui dies regis et tegis humanos.
Beſchütze du mich auch fürder vor den Brentanos;
Dann will ich ſelbſt mich ſchon beſchützen vor den Rochaus,
Vorſichtig wich ich ja denſelben immer noch aus.

3. Fringilla.

An heißem Sommernachmittag
Erquickt gar ſehr ein Vinckenſchlag;
Hätt' er in Hecken und in Hagen
Doch unermüdet fortgeſchlagen!

4. Anser communis.

Eine Martiny-Gans macht nur als gebratene Eindruck;
Schnatternd errettet ſie heut' kein Capitolium mehr.

5. „Ines de Caſtro."

Poet zuerſt und dann Tribun,
Wie heißt der Mann, der kühne?
Die Bühne trat er einſt, und nun
Gar tritt er die Tribüne.

Die Wirkung differirt nicht viel:
Staatspredigt oder Trauerſpiel,
Es haben beide Tag und Nacht
Kirch' und Theater leer gemacht.

Drum tauf' ich dich: geprieſener
Hausleerer, — Rabbi Wieſner!

* Siehe Nr. 176. 188. 194 des Morgenblatts.

6. Die Herrn Korreſpondenten.

In's Unendliche wächst ſchon die Zahl pauliniſcher Briefe;
Doch apokryphiſche ſind freilich die meiſten davon.

7. Pour la bonne bouche.
(Das heißt: bis zur zweiten Abſtimmung!)

Warum ſie, den die Meiſten haſſen,
Den Adel dennoch leben laſſen
Und ſich den Magen unterdeſſen
An faden Titeln hungrig eſſen?
Der Adel iſt ein großes Stück,
Den legt man bis zulezt zurück.

Man haut ihn (ſiehe Altenburg!)
In vier und dreißig Stückchen durch,
Um ihn einſtweilen noch zu ſchonen
Und dann in kleinen Portionen
Als exquiſiten Leckerbiſſen
Zum Nachtiſch dankbar zu genießen.

8. Weiter nichts.

Centralgewalt! Centralgewalt!
Wie mächtig das, wie prächtig ſchallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Das Centrum noch und die Gewalt.

9. Offener Brief. 6. Auguſt 48.

Wir von Gottes Gnaden
Laſſen uns entſchuldigen,
Daß wir mit Paraden
Heute dir nicht huldigen.

Unſre Rechte, Unſer Heer,
Leihn Wir auch dir nimmermehr;
Bleibe, Johann ohne Land,
Nur ein Johann ohne Hand!

10. Zur Phänomenologie des Geiſtes.

In Berlin, der Stadt des Hegel,
Gilt von Alters her die Regel:
Wenn ein Menſch zu Hundert ſpricht,
Die ſich lauſchend zu ihm fanden,
Wird er ſtets von Neunzig nicht,
Und von Zehnen mißverſtanden.

Dieſes tiefe „Mißverſtändniß"
Schreibt ſich: tiefere Erkenntniß,
Und der tiefſte Unverſtand
Hat den höchſten Kurs im Land.
„Dadrum keene Feendſchaft, Nante,"
Wir ſind Alle Geiſtverwandte!

11. Schiller und Goethe an Berlin.

Schiller (mit leichter Variante).

Kaum hat das kalte Fieber der Deutſchomanie euch verlaſſen,
Bricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Goethe (opus posthumum).

Schwarz und weiß aus ſchwarz-roth-gold:
Danke für die Ehre,
Daß ihr illuſtriren wollt
Meine Farbenlehre.
Drehet das Erperiment 'rum,
Sonſten gibt's kein deutſches Centrum.

12. Epheſie.

(Erotiſch, nicht erotiſch,
Und gothiſcher als gothiſch.)

O Stadt Berlin, wie haſt du doch zeitlebens hin und her geliebt!
Es war im Jahre vierzig, daß du Monſieur Gudin ſehr geliebt;
Der marinirte ganz dich ein, bis Liszt ihn abklavierte
Im Jahre einundvierzig, da dein „Kind" ihn comme une mère geliebt.
Dann kam der Duc de Doſſenbach, er kam, er ſah, er ſiegte;
Auch dieſen Cäſar Anno Zwei haſt du entſezlich ſchwer geliebt.
Hierauf ein Nachtigallenpaar aus Stockholm und Granada,
Für das im Jahre Fünf und Sechs ward Herz und Beutel leer geliebt;
Zu ſchweigen von Herrn Saphirs Witz und Ronges Chriſtenthume,
Und was du ſonſt noch nebenbei in's Kreuz und in die Quer geliebt!
Jezt ſchwärmſt du nicht äſthetiſch mehr, du ſchwärmſt dafür politiſch:
Und ſo wird heute die Armee wie jüngſt die Bürgerwehr geliebt,
Und ſo wird heute Schwarz-roth-gold mit etwas Allverdeutſchlung,
Und morgen wieder ſchwarz und weiß als Preußens Sonder-Ehr' geliebt,
Und ſo wird König, Republik, Held und der Prinz von Preußen,
Es wird ein Andrer jeden Tag, Gott weiß am Ende wer geliebt!
In's Große treibſt du das Geſchäft: Polacke, Wälſcher, Franzmann,

Sie Alle haſt du maſſenweis, als ganzes Volk und Heer, geliebt.
Moderne Magdalena, dir wird viel vergeben werden —
Mehr als der alten; denn fürwahr, du haſt als ſie noch mehr geliebt!

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(Fortſetzung.)

Anfangs war Gioberti's Buch in Piemont verboten, die in der Schweiz gedruckte Auflage verbreitete ſich aber in unzähligen Exemplaren über das ganze Land. Der Erzbiſchof von Turin und die Jeſuiten beſtanden beim König auf ſtrengerem Verbot, auf Unterdrückung und Vernichtung. Indeſſen hatten ſich bei Seiner Majeſtät die Anſichten und Abſichten geändert, und Karl Albert erwiderte ihnen, das ſicherſte Mittel gegen das Buch wäre, wenn die Herren eine genügende Antwort auf Giobertis Behauptungen und Anklagen herausgäben. Es erſchien jedoch keine. Des Grafen C. Balbo Schrift, ſeine Speranze italiane, gaben dem aufflammenden Nationalgefühl eine beſtimmte Richtung, indem darin auf der einen Seite der König Karl Albert als der Mittel- und Haltpunkt für eine italieniſche Erhebung dargeſtellt, auf der andern aber darauf hingewieſen wurde, daß für ſolch eine neue und gebietende Stellung in Italien Sardinien mit mächtigem Beiſpiel vorangehen und das ſeit fünf-und-dreißig Jahren dort herrſchende unbeugſame Unterdrückungsſyſtem der geiſtlichen Herrſchaft abſchaffen müſſe.

Gioberti's und Balbo's Schriften ſteigerten mächtig das alte Mißtrauen und die tiefgewurzelte Feindſchaft gegen die Jeſuiten. Der Haß gegen dieſen Orden war viel ſtärker und tiefer als der Unwille des Volks gegen die kleineren und größeren Fehler der Regierungen, wiewohl ihnen viel Unfug und Druck vorzuwerfen war. Abſolute Fürſten verbreiten doch manchmal Ruhm, Glanz und Wohlthaten über ihre Länder, von ihnen geht oft großes, materielles Gedeihen für das ganze Volk aus, was Italien früher unter den Mediceern in Florenz und Rom, in der neuern Zeit unter der öſterreichiſchen Herrſchaft in der Lombardei und Venedig erlebt hat. Die Jeſuiten dagegen arbeiten nirgends für das Volk, ſondern immer nur für ihren Orden. Wenn ſie chriſtlich, mild und wohlthätig ſind, wenn ſie Toleranz, Schutz und Unterſtützung angedeihen laſſen, ſo geſchieht es nur für die Ihrigen, für ihre Affiliirten und Vertrauten, oder für die, welche ſie gewinnen, aus denen ſie Proſelyten machen wollen. Gioberti's und Balbo's Schriften haben auf die italieniſchen Gemüther gewirkt, wie die Winde auf die in der Luft verbreiteten unſichtbaren Dünſte. Der Wind bringt ſie nicht hervor, jagt ſie aber nach einer Richtung, verdichtet ſie auf einem Punkt und macht ſie ſichtbar; dann kommt der Sturm, das Gewitter bricht aus und ſtürzt auf ſeinem Wege Alles vor ſich nieder. Lange bevor Bücher gegen die Jeſuiten geſchrieben wurden, lebten im Volk eine Menge Züge und Erinnerungen, jedoch unklar und ungeordnet. Dieſe traten nun auf einmal klar und maſſenhaft heraus. Außerdem bewies all das unnütze Bemühen der Douanen und der Cenſur, wie zwecklos dieſe Anſtalten waren, denn alle verbotenen Schriften gegen die Jeſuiten waren ſchnell in den Händen aller Klaſſen, ja, die Heimlichkeit, mit der ſie geleſen wurden, gab denſelben einen Reiz, den ſie bei voller Oeffentlichkeit nicht gehabt haben würden.

Es genügte jedoch in Italien nicht die Jeſuiten anzuklagen und ſie als zum Falle reif darzuſtellen; es mußte vor Allem klar dargethan werden, daß Katholiken fromm und rechtgläubig ſeyn und doch die Entfernung dieſes Ordens wünſchen können. Gioberti hatte das Verdienſt, dieß ſeinen Landsleuten klar zu machen und die Sophiſtik der Jeſuiten zu brandmarken, nach der die katholiſche Kirche und ihr eigener Orden ganz Eins ſeyn, und jeder Gegner deſſelben ſich der Ketzerei ſchuldig machen ſollte.

So war die Stimmung in Oberitalien, als man zu Anfang Septembers 1847 den Gedanken faßte, den Jahrestag der vom Papſt Pius IX. gegebenen Amneſtie zu feiern. Die Stadt wurde erleuchtet, ganz Genua war auf den Beinen, das Volk durchzog die Stadt nach allen Richtungen, unter Abſingung politiſcher Lieder. Zahlreiche Proceſſionen aus allen Klaſſen des Volks und der höhern Stände zogen in guter Ordnung umher, als auf einmal etwas in Genua ganz Unerhörtes geſchah. Im Augenblick wo der Zug vor dem Kloſter San Ambroſio und dem Palaſt Doria-Turſi — beide den Jeſuiten gehörig — ankam, verſtummten auf einmal die Geſänge, die Vivats, ſowie der enthuſiaſtiſche Ruf für Pius IX. und die Amneſtie. Tiefes Stillſchweigen herrſchte nun unter dieſer vor einem Augenblick noch ſo lauten Menge. Gleich darauf brach ein unbändiges Geſchrei mit Schimpfworten, Flüchen, Pfeifen und Drohungen unter den Fenſtern der Jeſuiten aus. Der Ruf: Viva Gioberti! mußte bis in ihre entlegenſten Zellen dringen und ihnen verkündigen, daß hier ihr Reich aus ſey, daß in Genua bald ihre lezte Stunde ſchlagen werde. So furchtbar ſchnell hatte ſich die

Stimmung des Volks geändert. Eine unbeſchränkte Herrſchaft, die ſechs- und-dreißig Jahre lang über unermeßliche Summen verfügt, die dieſen Menſchen von reichen und vornehmen Familien, aber auch von Unbemittelten zu Almoſen übergeben worden waren, wurde an Einem Tage gebrochen. Dieſes ſcheinbar ſo beſchränkte und gehorſame Volk erhob ſich wie Ein Mann in der Stadt, wo ſich die Jeſuiten bisher ſo ſicher, ſo unangreifbar gewähnt, und nicht Eine Stimme wurde zu ihrer Vertheidigung laut.

Dieſe Auftritte in Genua waren der Anfang vom Ende der Jeſuiten in Piemont. Dieſes Ende gedenken wir in einem folgenden Artikel zu beſprechen.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Schluß.)

Die deutſchen Snobs und die deutſchen Demokraten. — St. Paul.

Als ich wieder vor das Kunſtausſtellungsgebäude hinaustrat, überſchaute ich mir den Platz ein paar Minuten. Er gehört zu den ſchönſten Londons, und wurde auch — wir wollen hoffen, aus dieſem Grunde — für Cochrane's aufrühreriſche Meetings gewählt. In der Mitte ſteht auf hoher Säule Nelſon und ſchaut von oben herab nach Whitehall hinunter, wo die Weſtminſterabtei und das neue Parlament ſeinem Blick begegnen, und wo Karl der Erſte mit ſeinem Kopf dafür büßte, daß er nicht begreifen lernte, des Volkes Wille ſey Gottes Wille. — Unter der Säule ſpielen ſpringende Waſſer in einem weiten Baſſin und kühlen durch ihr pläſcherndes Fallen die brennende Hitze der ſenkrecht fallenden Strahlen. Aus den Klubs zur Rechten gähnen Zeitungsleſer, und zur Linken füllt ſich ein Hôtel mit neuankommenden Gäſten; am Eingang zum Strande aber ſteht in todter Abgeſchloſſenheit des Herzogs von Northumberland weitläuftige Wohnung mit dem grimmigen Löwen darauf, der jetzt wohl grimmig ſeyn darf, wenn er bedenkt, wohin es mit ſeinem Hauſe gekommen, und welche Opfer es bringen müſſen, um ein Deficit zu decken. — Ich ging weiter den Strand hinunter, kam durch das Citythor nach Fleet-Street, und trat in einen deutſchen Buchladen, mich nach den neueſten Produkten umzuſehen. Es war nichts angekommen; der Buchhandel ſteht ſtill, Deutſchland druckt nichts, und England kauft nichts. Dafür hörte ich aber, daß die deutſchen Cityſnobs die Abſicht haben, in nächſter Woche ein großes Eſſen in Greenwich anzuſtellen, zu Ehren des Erzherzogs Johann, wofür die Perſon anderthalb Pfund Sterling, d. i. etwa zehn Thaler zahlen ſoll; ein unerhörter Preis, da das eleganteſte Wohlthätigkeitseſſen in der Regel nicht mehr als ein Pfund Sterling koſtet. Man erklärte mir aber, das Couvert ſey darum ſo hoch angeſetzt worden, um alle unbemittelten Deutſchen auszuſchließen, und unter dieſen namentlich jene, welche man neulich im Verein für die deutſche Flotte geſehen, und die man als Demokraten bezeichnet, ein Namen, den der deutſche Cityſnob zu ſehr verachtet, um ſich den Trägern deſſelben auch nur carnivorirend beizugeſellen zu wollen. Man denkt ſich daher auch die allerariſtokratiſchſten Toaſte aus und wird mancherlei Könige leben laſſen, ehe man einmal das gemeine Wort Volk über die Lippen bringt. Chevalier Bunſen wird dabei ſeyn comme partout. Er ähnelt in dem Betreff Lord Brougham, daß er ſich ſo gut allen Farben anpaßt und immer mit dem Zeitgeiſt übereinzuſtimmen verſteht. Vor wenigen Wochen war er Mitglied des demokratiſchen Vereins zur Schöpfung einer deutſchen Flotte, ja wollte ſogar Präſident der Geſellſchaft werden. Damals aber war der Prinz von Preußen noch hier und der politiſche Horizont ſpielte in ſo zweideutigen Farben, daß Niemand ahnen konnte, wo die Sonne hervorbrechen würde. Seitdem hat ſich die Zeit geändert und der Ritter mit ihr, und heute nimmt er den damals unterzeichneten Beitrag zurück und ſagt, er wolle denſelben lieber ſelbſt nach Frankfurt ſenden, als ihn ſo in der ganzen Summe aufgehen laſſen. Was die deutſchen Demokraten in London für ihn fühlen, will ich ungeſagt laſſen.

Ich ging weiter durch den tobenden Lärm, das Menſchengedränge, die raſſelnden Wagen, bis mich der Kopf ſchmerzte, und erreichte endlich St. Pauls Kirche, in deren geräumiger Vorhalle mir vergönnt war, für den Eintrittspreis von zwei Pence auszuruhen. Es war eine Wohlthat, unter dem kühlen weiten Gewölbe und in der rings herrſchenden Feierſtille ſeine Gedanken zu ſammeln, ſeine Gehörwerkzeuge ausruhen zu laſſen. Das Großartige der Dimenſionen dieſes Gebäudes trägt den Gedanken zum Unendlichen hinauf, und ich ließ ihn wandern, während das Auge gleichgültig über die Gegenſtände glitt, die ſich in der Umgebung darboten: Statuen, Pedelle und Neugierige, die ſich für ſechs Pence in das Allerheiligſte führen ließen, und für achtzehn weitere Pence hinauf auf die höchſte Galerie, von wo man durch den Rauch Londons ein Häuſermeer überblickt, wie es ſich die reichſte Einbildungskraft kaum ſo unabſehbar bilden mag. — Von da ging ich in den Whitington-Klub, um einige Wochenblätter anzuſehen, und da fand ich denn gleich zuerſt im „Spectator" eine Recenſion von Fanny Lewalds italieniſchem Bilderbuch, das ſo eben in der engliſchen Ueberſetzung erſchienen iſt. Der Verfaſſer des Aufſatzes iſt Leigh Hunt, das wußte ich, und las deßhalb denſelben mit doppeltem Intereſſe. Er nennt die Lewald eine Perſon von freier Geſinnung, der die herkömmlichen Gebräuche und Anſichten des geſellſchaftlichen Lebens keine Regeln ſeyen, denen ſie perſönlich ſich zu unterwerfen brauche. Ueber nichts wundert man ſich in England mehr als über ſolche Charaktere. Wahrſcheinlich wird Fräulein Lewald das Vergnügen haben, neben Rahel und Bettina geſtellt zu werden, eine Geſellſchaft, über die ſie ſich nicht beklagen kann

Beilage: Kunſtblatt Nr. 41.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 202. Mittwoch den 23. Auguſt 1848.

Jamque dies primos belli visura tumultus
Exoritur.

Lucan.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(ſ. Nr. 187—197.)

Zweiter Brief.

So wie ich an's Land geſtiegen war, befahl ich Löwenfels, mit den Leuten am Landungsplatz zu bleiben, bis die Andern angekommen und ich vom Ausſtellen der Poſten zurückgekehrt ſeyn würde. Vor uns lag ein Sumpf und jenſeits deſſelben ein dichtes Gebüſch, in welchem alles Mögliche verſteckt ſeyn konnte; der Sumpf bot aber wenigſtens augenblickliche Sicherheit gegen einen Ueberfall. — Ich nahm ſogleich etwa vierzig Mann, ließ ſorgfältig das Gebüſch durchſuchen und ſtellte in einem großen, nach dem Rhein zu offenen Halbkreis Doppelpoſten aus. Bornſtedt war bei dieſem ſehr beſchwerlichen Spaziergang als Freiwilliger ſtets an meiner Seite.

Als ich von dieſem Geſchäft zurückkehrte, ſah ich plötzlich Löwenfels mit der ganzen Legion aus dem Gebüſch herauskommen und dieſelbe auf einer Wieſe mit der Front nach Rheinweiler zu aufſtellen. Der Tag war bereits angebrochen und man hätte von dem genannten Dorfe aus jeden Mann zählen können. Auf meinen Vorwurf „meinte“ er, ſeine Stellung ſey ſchlecht geweſen; dann tadelte er die Aufſtellung der Poſten und verlangte, daß dieſe auf den wenigſtens zweitauſend Schritt entfernten Bergen ſtehen ſollten, während ſie doch nur dazu beſtimmt waren, die Landenden gegen einen plötzlichen Angriff zu ſchützen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß Herr L. nichts verſtehe, und erſuchte ihn, die Legion wenigſtens in's Gebüſch zurücktreten zu laſſen; dieß geſchah.

Es ſcheint mir nun Zeit, über die Eintheilung dieſes Detaſchements unſerer Legion etwas Näheres zu ſagen. Die Stärke deſſelben belief ſich auf etwa 650 Mann, da das Geſindel zurückgeblieben war und ſich verlaufen hatte, als es Ernſt wurde. — Die Mannſchaft war in ſechzehn Compagnien eingetheilt, jede zu fünfzig Mann; vier Compagnien bildeten ein Bataillon, vier Bataillone ein Regiment. Die Compagnien waren durch die Ausreißer zum Theil ſehr decimirt worden; allein wir hofften ſie bald durch die unterwegs hinzukommenden Republikaner bis auf 110 Mann zu vermehren. Commandeur des Regiments war Herr von Löwenfels, Führer des erſten Bataillons ein Herr Arndt, welcher indeſſen am Tag unſeres Abmarſches von Banzenheim plötzlich Urlaub nahm, da ihn höchſt wichtige Familienverhältniſſe nach Paris zurückriefen. Bornſtedt übernahm einſtweilen ſeine Stelle. Das zweite Bataillon befehligte ein gewiſſer Hörter, den ich in Paris zum Führer der zweiten Marſchkolonne ernannt hatte und der in Straßburg von den Leuten zum Kommandeur gewünſcht wurde. Das dritte Bataillon kommandirte ein ehemaliger Rittmeiſter, Auguſt Delaporte, der unter Oberſt Schwarz den Feldzug in Portugal mitgemacht hatte. Das vierte Bataillon wurde von Reinhardt Schimmelpfennig befehligt. Die Expedition wurde, wie ſchon geſagt, von Börnſtein und mir geleitet.

Herwegh und ſeine Frau begleiteten uns; letztere trug Männerkleidung, ſah aber keineswegs ſo lächerlich aus, wie einige Journale ſie geſchildert. Sie trug gewöhnliche ſchwarze Tuchpantalons und eine ſchwarze Sammtblouſe mit einem Ledergürtel, in welchem zwei kleine Terzerole und ein Dolch ſtacken. Als

Kopfbedeckung trug sie einen etwas breitkrämpigen schwarzen Hut ohne Kokarde oder Feder; ihr Haar war nach Männerart geordnet. Ihre äußere Erscheinung war durchaus nicht auffallend, und wer sie nicht kannte, hielt sie für einen jungen Mann.

Vom Gefechte, welches Hecker bei Kandern gehabt, hatten wir bereits Nachricht erhalten; allein von den unglücklichen Affairen bei Freiburg und Günterstthal konnten wir natürlich nichts wissen, da diese erst am Tage unseres Rheinüberganges stattfanden.

Ich muß gestehen, daß es mir und uns allen sehr großes Vergnügen machte, diesen Uebergang so glücklich bewerkstelligt zu haben, während seit länger als vier Wochen eine ganze Armee nur darauf dachte, denselben zu verhindern. Wir waren daher, trotz Heckers Unglücksfall, guten Muthes und beschlossen, geraden Wegs über Tannenkirchen und Kandern nach Todtnau zu marschiren, so viel wie möglich aber jedes Zusammentreffen mit den fürstlichen Truppen zu vermeiden, da die Vereinigung mit dem Siegelschen Korps mir wichtiger schien als alles andere. — Wie ich später erfuhr, waren unsere Plane und Absichten von Anfang an verrathen, und ich muß nothwendig annehmen, daß sich irgend ein Spion in der unmittelbaren Umgebung der Befehlshaber befunden hat. Unsere Absicht, bei Großkembs über den Rhein zu gehen, wurde sehr geheim gehalten, und dennoch waren eine Stunde vorher die in Rheinweiler liegenden achtzig Soldaten davon in Kenntniß gesezt. Glücklicherweise war die Zeit zu kurz, um Verstärkung herbei zu holen; allein selbst diese achtzig Mann, gehörig im Gebüsch am Ufer aufgestellt, hätten uns großen Schaden gethan, vielleicht gar die Landung verhindert.

Unsere Leute waren sehr ermüdet auf dem rechten Rheinufer angekommen; trotz dem mußten wir sogleich weiter. Der Platz, auf dem wir lagerten, war keineswegs auf die Dauer günstig und wir mußten machen, daß wir auf die Berge kamen. Ich ließ alsbald eine Avantgarde formiren, deren Oberbefehl ich einem sehr tüchtigen Manne, Herrn Gräve, übergab, der neun Jahre in Griechenland gegen die Klephten gefochten hatte. Er führte die Avantgarde vortrefflich und ich ließ ihm während des ganzen Marsches das Kommando und stets dieselben Leute. — Als wir das Rheinthal verließen und den Weg am Thalrand nach Kleinkembs zu marschirten, war es nach meiner Schätzung etwa sechs Uhr und die Gegend bereits lebendig. Die Leute waren nicht wenig erstaunt, einen Theil der so lange erwarteten und gefürchteten Pariser Arbeiterlegion zu sehen, von der man so viel Böses ausgebreitet hatte. Gar bald überzeugte man sich aber, daß alle diese boshaften Gerüchte leere Erfindungen und daß wir deutsche Brüder waren, welche ehrlich und offen für die Freiheit fechten wollten. Das anfängliche Mißtrauen verwandelte sich sogleich in herzliche Freundlichkeit. Ein Mann aus einem benachbarten Orte, der in Tannenkirchen bekannt war, lud uns ein, in diesem Dorfe zu frühstücken, was natürlich sehr dankbar angenommen wurde. — Als wir dort ankamen, fanden wir überall Tische aufgeschlagen; die braven Mädchen und Frauen versahen die Leute reichlich mit Essen und Wein, und diese, welche durch den Nachtmarsch ermüdet, hungrig und daher etwas still gewesen waren, wurden so übermüthig, daß sie sich für ihr Leben gern mit den Württembergern geschlagen hätten, welche ich ihnen vor einem Walde, rechts vom Orte, aufgestellt zeigte. — In der That hatten wir schon bei unserem Einmarsch in dieses Dorf vor dem bezeichneten Walde eine Abtheilung Reiterei entdeckt, welche sich indessen ganz ruhig und beobachtend verhielt. Da wir in Tannenkirchen nicht das Geringste von Reiterei zu fürchten hatten, so schenkte ich diesen Truppen keine besondere Aufmerksamkeit. Ich ließ Posten rings um den Ort ausstellen und sandte einige Patrouillen ab, um das zunächst vor uns liegende Terrain zu unterscheun.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem bayerischen Oberlande.

(s. Nr. 195 — 198.)

(Fortsetzung.)

Dem Bayer ward ein Herz am rechten Fleck eingesezt, ein zwar langsam pulsirendes, aber tüchtiges und aushältiges in seinen Aeußerungen. Die gewöhnlichsten Gemüthsäußerungen, Wohlwollen, Mitleid, Verträglichkeit betont Niemand, Gutmüthigkeit versteht sich von selbst; daher scheint er vielmal gleichgültig und theilnahmlos. Tiefere Regungen äußert er selten, zögernd, schüchtern, oder mit einem gewaltigen Ausbruche. Dem Bayer fehlt dem Franken gegenüber die allgemeine Beweglichkeit der Lebenselemente, es mangelt ihm die durch gleichmäßige Begabung an Verstand und Gemüth aus frischer Sinnlichkeit entwickelte Sinnigkeit des Schwaben; seine Vorzüge sind Rüstigkeit und Ausdauer.

Bei einem also geeigenschafteten Volke wird es nun aber um so leichter möglich seyn, daß es auf seinem Bildungswege in Bahnen geräth, die abwärts führen. Wo die Sinne so gern gebieterisch auftreten und ein fügsames Herz bald beistimmt, hat der geistige Rest Mühe sich zu halten, und die Begriffe der Sittlichkeit selbst werden unsicher genug bestimmt seyn.

Es hat ſich die erwähnte „Lebensfriſche“ im bayeriſchen Charakter eine Moral Betreffs der ſinnlichen Beziehungen ausgearbeitet, die ſo naturwüchſig und vielfach ſo geſund iſt, daß ſie menſchlicherweiſe kaum beanſtandet werden kann; ſie hielt ſich aber nur da ſo rein und gerecht, wo eben die phyſiſche Natur ebenfalls geſund blieb, wo auch die Doſis im Kopfe ungetrübter, ſtärker mitwirken konnte. Bedenklich wird der Zuſtand, wenn letztere verkümmert, wenn das Gemüth unangeregt bleibt, und dieſe Bedenklichkeiten ſind zu Thatſachen geworden in der Sittengeſchichte des bayeriſchen Volkes, dem man ein Verkommen, ein Schlechterwerden nachſagen muß, wenn man ein wahrhaftes Wort althergebrachtem Lobſalm vorzieht.

Zur Zeit der Reformation ſtanden die Völker aus bayeriſchem Stamme, abſonderlich das im gleichnamigen Lande wohnende, mit den andern deutſchen Volksfamilien auf einer geiſtigen und moraliſchen Bildungsſtufe, auf der ſich ungleich weniger Unterſchiede zeigten, als wir heute in mancher Beziehung zugeſtehen müſſen. Zeigt ſich auch im Mittelalter und ſeinen Dokumenten niemals eine beſondere Vorliebe für den bayeriſchen Stamm, finden ſich im Gegentheil einzelne Stellen, die auf Eigenſchaften deſſelben hindeuten, welche heute noch eben ſo wenig an ihm gerühmt werden, als da ſind „ungefüge Sitte“ und „des Strittes viel,“ ſo liegen dagegen Beweiſe vor, daß Alles, was innere und äußere Kultur damals zu bieten vermochte, auch in Bayern zu finden war. Bayeriſche Tapferkeit und Tüchtigkeit wird auch allzeit gerühmt. Wie es Urkunden nachweiſen, daß dazumal faſt eben ſo viel bebautes Land vorhanden war als zu Anfang unſeres Jahrhunderts, ſo darf daneben behauptet werden: der Mann aus dem Volke ſtand bis zu unſern Tagen in ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Ausbildung verhältnißmäßig viel niederer als zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Dieſen Abbau des bayeriſchen Sittenzuſtandes, dieſe ſyſtematiſch herbeigeführte Schwächung des Ingeniums mit der damit Hand in Hand gehenden Erlahmung der Gemüthskräfte, der daraus gewordenen Apathie und der eben ſo erklärlichen phyſiſchen Verkommniß hatte die Reaktion veranlaßt und durchgeführt, welche man der Reformation entgegenzuſtellen für heilige Pflicht hielt, nachdem noch auf dem Trientiner Concil der bayeriſche Herzog im beſten Sinne nach jener begehrt hatte. Das Werk ward den Jeſuiten anvertraut, die dieſes Vertrauen auch vollkommen verdienten. Durch beinahe drei Jahrhunderte ward emſig und vielſeitig von ihnen und in ihrem Sinne gewirkt, und die Blätter der Geſchichte legen Rechnung ab von den Reſultaten. Der dreißigjährige Krieg machte Bayern zu einer Wüſte; das achtzehnte Jahrhundert, der dritte Max, als er Land und Volk beſah, um ihm nach einem Kriegselende von beinahe 150 Jahren Frieden und Friedensvortheile zu bieten, fand die Wüſte theilweiſe, aber die Bewohner noch ganz ſo, wie ſie aus jenem allgemeinen Verfall ein erdrücktes, blödes, rohes Daſeyn gerettet hatten.

Das iſt nicht unſer Urtheil, ſo ſprechen die großen Patrioten, die damals zum erſtenmale wieder das Wort „Licht“ auf bayeriſchem Boden in geiſtiger Bedeutung gebrauchten. — Wir verweiſen nicht auf das vom ganzen Deutſchland über das bayeriſche Volk geſprochene Urtheil, das es noch im Beginne unſerer Tage den Halbwilden beizählte; wir berufen uns auf die ſchmerzlichen Geſtändniſſe der Beſten aus den Bayern ſelbſt, wir hören ihr Rufen in jener Wüſte, für das ſie kaum auf ein Echo hoffen; wir ſehen, welchen Anſtrengungen, welchen Kämpfen, welchen Angriffen ſie entgegentreten mußten, um nicht am Ende an einer geiſtigen Befreiung, einer Wiederbelebung ihres Volks zu verzweifeln. Aus dieſen Zeiten ſind die Spuren des Streits noch ſichtbar auf unſerm Heimathboden. Schmeicheln wir uns nicht mit den Siegen der Aufklärung, auch nicht mit dem, was heute vorhanden iſt, als Ergebniß der Anſtalten, welche die Reſtauration der Kultur herbeiführen ſollten. Man kann numeriſch nachweiſen, daß jezt ſo und ſo viele Kinder leſen und ſchreiben lernen, ſo und ſo viele Menſchen es auch mit dreißig Jahren noch können, daß von Jahr zu Jahr die Zahl derer ſich mindert, die an Hexen glauben, und jener ſich vermehrt, die auf der Bierbank Politik betreiben; — man wird uns Rechenſchaftsberichte vorlegen, nach welchen der Bauer durch die Trefflichkeit der Schulen, die Umſicht der Verwaltung, den Einfluß der Geiſtlichkeit, ja ſogar durch das Münchner Kunſtleben zu einem höchſt vollkommenen, ausbündigen und dabei ſehr glücklichen Menſchenkinde herangediehen ſey, das vor allen in der Religion und unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das angeſtammte Herrſcherhaus excellire. Dennoch läßt ſich noch immer auf dem Maßſtabe des Fortſchritts keine große Spanne nachweiſen, die das bayeriſche Volk vom Jahr 1747 bis heute zurückgelegt. Es ſoll hier aber ausdrücklich nur der geringere Bürger, der Bauer, der Arbeiter gemeint ſeyn, denn der Mittelſtand iſt ſeit damals ſo wenig ſtill geſtanden als im übrigen Deutſchland, und hat jezt denſelben rüſtigen Schritt erlernt, mit dem man anderwärts zu gehen gewöhnt war, ſo daß von einem Zurückbleiben oder Zurückhalten bei dieſem nicht die Rede ſeyn kann.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Chateaubriand.

Die Schattenſeite in Chateaubriands Leben und Wirken iſt ſeine Politik. Wäre er in der Vorliebe zur alten Zeit bloß im Alter befangen geweſen, ſo hätte man dieß für übertriebene Neigung zur Ruhe halten können. Aber er lobte die alte Zeit in ſeiner beſten Lebensperiode, als gründliche Verbeſſerung der alten Einrichtungen unumgänglich nöthig geworden war, und als alle unabhängigen Männer und philoſophiſchen Köpfe dem Veralteten etwas Beſſeres und Vernünftigeres folgen laſſen wollten. Wie er ſich für die ältere bourboniſche Linie ſo begeiſtern konnte, iſt bei einem Manne wie Chateaubriand ſchwer begreiflich; ſie verdiente wahrlich keinen ſolchen Enthuſiasmus, und Chateaubriand iſt der einzige, der ihn ſo weit getrieben hat. Zwar hat man unter der Reſtauration die plumpſten Lobreden auf dieſe geiſtesbeſchränkten Fürſten gehört und geleſen; aber ſie kamen meiſtens von Leuten, welche aus Eigennutz ſich begeiſtert ſtellten, oder es waren ſelbſt geiſtesarme Redner, Schriftſteller oder Beamte, denen die bourboniſche Regierung etwas Herrliches ſchien, und für welche jede Neuerung ein Gegenſtand des Schreckens war. Aber faſt alle ausgezeichneten Männer unſerer Zeit hatten liberale Anſichten und wollten beſſere Regierungsform und zweckmäßigere Staatseinrichtungen. Chateaubriand hat in der Folge ſein Benehmen auf dem Congreß zu Verona als einen Beweis freiſinniger Geſinnungen darſtellen wollen; aber bekanntlich hatte der Freiſinn auf dieſem Congreß ſo wenig wie auf andern Congreſſen jener Zeit Sitz und Stimme. Chateaubriand gab leider ſeine Zuſtimmung zum ſchmählichen Feldzuge Frankreichs wider das conſtitutionelle Spanien. Man ſagt, er habe im Miniſterium für die Preßfreiheit geſtimmt. Später redete er ihr allerdings das Wort, aber dieß war zu einer Zeit, wo er nicht mehr im Miniſterrath ſaß und einſah, wie gut es ſey, frei ſeine Anſichten ausſprechen zu können. Von nun an nahm er keinen Antheil mehr an Staatsgeſchäften; er war mit den Bourbonen unzufrieden, noch mehr mit ihrer Umgebung, blieb aber feſt in ſeinen legitimiſtiſchen Geſinnungen. Er erlebte zwei Revolutionen, von denen eine die ältere, und die zweite die jüngere Linie vom Throne warf, und der Mann hatte noch dazu den Verdruß, die Republik wieder aufkommen zu ſehen, ſo daß er mit der vollen Ueberzeugung aus der Welt treten mußte, daß alle die ſchönen Phraſen, die er einſt zum Lobe der Bourbonen verſchwendet, ganz ohne Wirkung geblieben ſeyen. In der That, wenn man heute die Flugſchriften wieder lieſt, die er im Jahr 1814 und in den folgenden Jahren zu Gunſten jener Dynaſtie ſchrieb, und zwar mit ſeiner gewöhnlichen Genialität, und dann auf das Schickſal dieſer Dynaſtie blickt, ſo muß man geſtehen, daß das Genie einer vom Zeitgeiſt und der öffentlichen Meinung verurtheilten Sache nicht wieder aufzuhelfen vermag. Finanziell war Chateaubriand nie ſo geſtellt, daß er ein glänzendes Leben führen konnte; während der Emigration in ſeiner Jugend hat er ſogar Noth gelitten; die beſte Zeit in dieſer Hinſicht war für ihn allerdings die der Reſtauration, und beſonders ſein kurzes Miniſterium. Unter Ludwig Philipp hatte er das Glück einen ſehr vortheilhaften Vertrag über die Herausgabe ſeiner Handſchriften mit einem Spekulantenverein zu ſchließen, und ſich dadurch, außer einer Summe von 200,000 Francs, die aber, wie verlautet, in der Folge herabgeſetzt werden mußte, eine jährliche Leibrente von zehn-, Einige ſagen von ſechzehn-tauſend Francs zuzuſichern, welche ihm vermuthlich bis an ſein Ende ausbezahlt werden iſt. Ein ſo ſchlechter Haushalter, wie er war, hat aber nie genug, und es wird noch ein Glück ſeyn, wenn keine Schulden vorhanden ſind. Er war das älteſte Mitglied der Académie française, hat aber niemals großen Antheil an den Arbeiten des gelehrten Vereins genommen und iſt ſelten in den Sitzungen erſchienen. Als er die ſchriftſtelleriſche Laufbahn betrat, machte ſein genialer Styl der Neuheit wegen großes Aufſehen, und eine Menge kleiner Autoren verſpotteten ihn; auch unter den Anhängern des ſogenannten klaſſiſchen Styls in und außer der Akademie hatte er manche Gegner. Aber alle dieſe Gegner und Spötter ſind längſt verſchwunden und vergeſſen. Nach dem Kaiſerthum, als die Franzoſen ſich mit der Literatur des Auslands bekannter machten, kam ein freierer Sinn in die Schriftſtellerwelt; manches, was früher fremdartig und ſonderbar geſchienen hatte, erregte kein Mißfallen mehr, wurde ſogar mit Beifall aufgenommen, und Chateaubriand hat es erlebt, daß ganz Frankreich ſeiner Genialität huldigte. Dieß war ſein ſchönſter Triumph. Die Anerkennung ſeines großen Talents war allgemein, und es wurde kein Zweifel mehr dagegen erhoben. Aber ſein politiſches Idol, die Legitimität, mußte er erliegen ſehen. Als Ludwig Philipp aus Frankreich vertrieben wurde, hoffte er vielleicht mit andern Legitimiſten, daß ihr Prätendent auf den Trümmern einer ephemeren Republik endlich einen Thron finden werde. Aber heute würde er ſehen, daß daraus nichts werden kann. Der Juniaufruhr hat alle und jede dynaſtiſche Anſicht bei Seite geſchoben und bewieſen, daß es ſich nicht mehr wie ſonſt um politiſche Parteien handelt, ſondern um geſellſchaftliche Zuſtände, Anmaßungen und Forderungen. Das Proletariat hat ſich Luft gemacht, die Waffen ergriffen und ſich mit Gewalt in Beſitz der Macht ſetzen wollen, um dadurch zu ſeinem Zweck zu gelangen, nämlich zur Theilung der Reichthümer mit gänzlicher Hintanſetzung des Eigenthumsrechts, welches Proudhon noch in der letzten Woche in der Nationalverſammlung ſo keck wegzuläugnen geſucht hat. Dieß iſt weit ernſtlicher als die Anmaßungen aller möglichen Prätendenten, von denen doch immer nur einer auf einmal ſiegen kann, und die ſchon aus Klugheit die Dinge ungefähr ſo laſſen müſſen, wie ſie dieſelben vorfinden; aber das Proletariat iſt ein vielköpfiges Ungeheuer. Einſtweilen iſt es nun zwar beſiegt und entwaffnet; mehrere tauſend Aufrührer ſind verhaftet und man wird Hunderte derſelben übers Meer ſenden. Auch fehlt es ihnen nunmehr an Waffen; aber eine ſo ungeheure Maſſe läßt ſich nicht einſperren, und ihre Begierde nach Reichthum und Wohlleben wird von Menſchen wie Proudhon, Louis Blanc und andern Schriftſtellern und Rednern fortwährend angefacht.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 203. Donnerſtag den 24. Auguſt 1848.

What authority ſurfeits on, would relieve us: but they think, we are too dear. — They ne'er cared for us yet. Repeal daily any wholesome act established against the rich, and provide more piercing statutes daily, to chain up and restrain the poor!

Shakespeare.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Deſto fühlbarer iſt die weite Strecke, die ſich zwiſchen den Gebildeten und dem Volke ausdehnt, um ſo greller ſchattirt ſich die eine Partie, je klarer die lichte Gruppe der andern hervortritt im Gemälde unſerer Zuſtände. Daß man eine Harmonie im Bilde herſtellen, die Hinterſichgelaſſenen nachholen wolle, dazu wurden zum mindeſten in den jüngſt verwichenen Zeiten die Anſtalten ſo betrieben, daß eher auf die Gegenabſicht zu ſchließen war.

Wozu es verhehlen? Es mußte ſo kommen. Nehmen wir die Grundlagen des Volks, und dazu die Erziehung, die man ihm heilſam erachtete. Dem Denken war man abhold, und leicht war's, wenig begabte Köpfe davon zu entwöhnen. Statt einer Nahrung, von welcher das Volk fühlte, ſie gehe auch in ſein Blut und ſeine Nerven über, bot man ihm den Schlaftrunk ekſtatiſcher Verzückung und apathiſcher Duldertugend. Für die Beſchäftigung ſeiner Phantaſie ſorgten die Thaumaturgen und die touriſtiſche Literatur der Höll- und Himmelbefahrer. Aehnlich gefaßt war die Moral, die man ihm zumuthete; nicht Veredlung, Erhebung, Herzenstugenden begehrte man, nur Vermeidung deſſen, was zum Galgen und zur Hölle führte. Welche Pflege ließ man aber dem dritten mächtigſten Hebel bojoariſcher Lebensthätigkeit, der Sinnlichkeit, angedeihen?

Um die geiſtige Unmündigkeit aufrecht erhalten zu können, um die Gemüther zu erdrücken, jede Selbſtſtändigkeit und bewußte Kraftäußerung unmöglich zu machen, mußten dieſem Elemente religiös-polizeiliche Dämme in ſeine helle, brauſende Fluth gebaut werden. Man nahm zulezt dem Volke ſeine Freuden, ſeine Feſte, das lezte, was es beſaß, vom alten Schatz ſeiner Lebensäußerungen. Verboten war Alles, erlaubt wurde wenig; der Scherge ſteht dabei, wenn ein Bauer jauchzt, und ſagt ihm: „Nicht ſo laut!“ der Prieſter verdammt ſeine Tochter, wenn ſie einmal im Jahre tanzt. Und uns zu Ehren müſſen wir ſagen, daß wir es am weiteſten gebracht haben in der polizeilichen Aſcetik, weiter als die vorigen „finſtern“ Jahrhunderte, die dem Volke doch noch die düſtern Wände des großen Gefängniſſes und Bußgewölbes, zu dem ſein Daſeyn geworden, mit freundlich täuſchendem Grün behängten. Das Verderbniß bayeriſchen Volksthums und des Volkes ſelbſt iſt vollendet mit dem Unterbinden der wärmſten Ader, die es belebt, mit dem Ertödten der altbayeriſchen Lebfriſche. Und zu dieſem Erziehungsſyſtem rechne man noch den Einfluß der politiſchen Stellung des Bauers, den Verluſt der alten Rechtspflege, der freieren Gemeindeverfaſſung, ſeine ganze und halbe Leibeigenſchaft, ſeine Beſitzloſigkeit, den rechtloſen Zuſtand, dem er vielmals überliefert war, die Wucht des Joches, die er ſelbſt in den Feudalzeiten kaum ſo fühlte, als jezt den Reſt derſelben, von dem man noch immer ihn zu löſen zögert.

Wirkt nun der Boden, das Klima nicht überall günſtig auf den Bewohner, wie dieß in den früher ungeheuern Mooren, Oeden und Wäldern der bayeriſchen Ebene der Fall war, und lebt er, hart arbeitend, ſchlecht genährt und ſchlecht erzogen und geſchult auf ſolcher Scholle, ſo muß ein Geſchlecht daraus

hervorgehen, wie es der Bauer unſeres Flachlandes war — und iſt: verkümmert an Verſtand, roh an Gemüth und Sitte, niedrig in ſeinen ſinnlichen Richtungen, körperlich verkommen. Seine geiſtige Armuth läßt ihn nur nach den plumpſten Genüſſen trachten, ſeine Luſt äußert er dumpf und roh, und am liebſten in Hader und Raufen, dem er mit blutiger Wildheit ſich hingibt. Die Sprache des Plattlandes, die niederbayeriſche Mundart iſt für dieß alles ein lautes, allſtündlich vernehmliches Zeugniß.

Nicht ungern berühmt man dieſen unerfreulichen Thatſachen gegenüber das Zunehmen materiellen Wohlſtandes in vielen Gegenden des Landes, den Eifer für ökonomiſche Verbeſſerungen, die rege Erwerbluſt. „Unſer Bauer iſt nicht mehr ſo dumm, er verſteht ſeinen Vortheil!“ rufen dieſe Optimiſten, und fürchten beinahe, ſchon wäre es zu viel, was heutzutage ſolch ein Menſch auf Staatskoſten lernt. Sie geben der Wahrheit die Ehre. Seinen Vortheil erſteht ſich der Bauer wo er kann, er iſt raffinirt geworden um den Preis ſeiner Ehrlichkeit. Jene altgerühmte deutſche Redlichkeit in Handel und Wandel hat er daran gegeben, um ſich dieſe Schlauheit und Rechenkunſt anzulernen. Tücke geht mit Bedrückung, gemeine Pfiffigkeit mit Verdummung verträglich auf Einem Wege. Erwerben, reich werden will der Bauer, damit er ſeiner geſteigerten Genußſucht genügen könne, denn Luxus und ſinnliche Unerſättlichkeit haben wir ihm mit uns zu erlernen erlaubt. Wir ſind daran, dieſe Sünde zu erkennen, ſie thätig zu bereuen; unſere Bildung, die Noth der Zeit predigt Buße. Der Bauer gefällt ſich darin, ihn unterſtützt die Bedrängniß des Städters, der ſeiner Gnade heimgegeben iſt, wenn die Ernte karg ausfällt. Kennt er denn aber auch etwas Beſſeres, als Genuß, Wohlleben, öden Prunk oder die ſinnloſe Luſt am Beſitz ſelbſt, die alte Thaler verſcharrt und vermauert, wie dieß vielfach geſchieht bei den reichwerdenden Bauern in den Kornlanden Bayerns? Er will nicht mehr wiſſen laſſen, daß er reich ſey, er fürchtet den „Herrn,“ der ihn beſteuern, betrügen, berauben werde, er denkt ſchlecht von jedem, den er den Gebildeten beizählt, ihm gegenüber kennt er gewöhnlich nur Mißtrauen, Furcht, heimlichen Groll, und in neueſter Zeit die Hoffnung, daß Er nun bald der Herr ſeyn werde.

Wundern wir uns nicht darüber; auch hier hilft nichts als thätige Reue. Laſſen wir dem Volke angedeihen, was wir ſelbſt zum großen Theil auf ſeine Koſten erworben, die Vortheile der Bildung, des Fortſchrittes. Wo wir ſo lang und ſo viel genommen, können wir kaum zu viel geben. Wir fragen in gelehrtem und patriotiſchem Forſchereifer nach alten Rechten, Gebräuchen und Gewohnheiten, nach Liedern und Sagen des Volkes, und beklagen den Untergang derſelben. Von dieſen Schaumünzen mag die Wiſſenſchaft und die Poeſie retten was ſie kann, die Geſellſchaft aber, der Staat iſt dem Verarmten Erſatz ſchuldig. Nur ein tüchtiger praktiſcher Unterricht in Kirche und Schule und eine freie, offene, ehrliche Handhabung des Rechts und der Verwaltung vermögen dieß. — Den Vorſatz, beides zu gewähren, ſehen wir gefaßt.

Als Randnote wollen wir beifügen, daß über dem Oberlande dieſe Schlagſchatten unſerer Volkszuſtände duftiger und durchſichtiger liegen. Eins iſt dort unverwüſtlich, der lebensmuthige Sinn. Er hat das Herz des bayeriſchen Kernvolkes warm erhalten und vor allem ſeine Ehrlichkeit gerettet. Einzelne Stellen ſind angefreſſen, meiſt durch unſere Schuld. Auch die bayeriſche Wehrfähigkeit iſt hier noch ganz zu Hauſe. Man denke an die Schießluſt und Fertigkeit der Gebirgler. Es bedurfte der innerlichen Geſundheit, der ächt bayeriſchen Ausdauer und Lebenszähigkeit, um bei der gleichen, ſtellenweiſe ſogar potenzirten Behandlung ſich die Fähigkeit für ein Anderswerden zu erhalten, wie es die kleinere Hälfte des bayeriſchen Stammes vermochte. Dazu haben die Berge geholfen. Denken wir uns auf ihren Gipfeln die erſten Feuerzeichen eines kommenden Tages und erinnern uns, daß ihr Schein auch in der Ebene ſichtbar iſt, ſo wird die Zuverſicht um ſo größer, mit der wir glauben, der bayeriſche Stamm ſey der Zukunft aufbehalten und werde dereinſt zum Heile deutſchen Vaterlandes ein ungeſchwächter, neubelebter Mann auf's Kampffeld ſpringen und den Sieg entſcheiden.

Zurück auf die Berge, „wo die frommen Hütten ſtehen,“ zu unſerem Völklein am Samerberg! Von Freiſing ſteigen wir hinan nach Törrwang oder Dürrwang, wie das Volk richtiger ſagt, weil am ſonnegebräunten Hügel das Dörflein lagert. Eine wundervolle Fernſicht thut ſich auf, dunkelgrün und goldig rauſchen die Wellen der Vorberge hinaus, bis ſie als lange, blaue Streifen ſich ruhig dem Firmamente zu Füßen ſchmiegen. Ganz nahe dort die leuchtende Fluth des Chiemſee's, unendlich klar und ſtill, und darauf die Inſeln ſchwimmend. — Wir wollen hin, aber ich werde Ihnen nichts davon erzählen. Frauenwörth iſt ein Vorwurf zu einem Gedicht für Heine oder Hermann Gilm. Entſchuldigen Sie, daß ich an dieſen Tiroler Dichter mich erinnere. Durch das Aſchauerthal geht der Weg weiter; die reizenden Höhen um Wildenwart, wo die Poeſie eines Waidmannslebens in altem Styl uns umklang wie freudiger Hörnerſchall, ſind hinter uns. Eng wird das Thal, dunkler der Wald, toben, der der Bach, in der Tiefe birgt ſich ein Dorf-Sacharang, ſeithalb auf ſchattiger Matte ſteht eine

Kapelle, für die Sennineu der nahen Almen erbaut — ebenfalls ein Gedicht. Nun kommt die Grenze, der wilde Kaiser bräut herüber, am Felsen klebt das öſterreichiſche Mauthhäuslein, daneben in der Schenke fließt guter Traminer, wir ſind jezt in Tirol, und ſomit erklärt ſich obige Reminiscenz. J. S. L.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Der Regen, der nun eintrat, machte unſern Marſch keineswegs behaglich, zumal die Leute meiſt weder mit Schuhwerk noch mit Kleidungsſtücken reichlich verſehen waren. Es regnete in Strömen, als wir in Kandern einmarſchirten, wo wir keinen Mann Soldaten, aber ſehr freundlich geſinnte Einwohner fanden. — Da es uns an Waffen und Munition ſehr fehlte, ſo waren dieß die Gegenſtände unſerer eifrigſten Nachforſchung. Wo wir Waffen fanden, wurden ſie weggenommen; andere Dinge wurden natürlich unberührt gelaſſen und ſelbſt die Lebensmittel bezahlt, wenn man ſie uns nicht als Geſchenk anbot.

Wir wollten in Vogelbach und Marzell unſer Nachtquartier nehmen, denn weiter zu marſchiren war wegen der Erſchöpfung der Leute nicht möglich; viele hinkten ſchon jämmerlich und alle waren ſehr müde. Mit Mühe und Noth brachten wir ſie in dieſen beiden Dörfern unter. Ich war herzlich froh, als ich endlich mit allen Geſchäften fertig war und in mein Quartier kam, wo ich Herwegh und ſeine Frau, Börnſtein, den Stabsarzt Dr. Rode und unſern Adjutanten fand. — Börnſtein wüthete, denn ſein Nachtſack war in Tannenkirchen nicht mit auf den Wagen geladen worden; daſſelbe Schickſal hatte mein kleines Päckchen gehabt, und wir Beide befanden uns ohne Wäſche und Kleider. Das war allerdings nicht angenehm; ich ſchlief indeſſen bald herrlich auf meiner Streu, Naſe an Naſe mit Dr. Rode.

Als wir am andern Morgen abmarſchirten, hatte das Wetter ſich aufgeklärt. Die Leute hatten trefflich geſchlafen und waren guten Muths, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, die kranke Füße hatten. Unter dieſen Unglücklichen hinkte als der Unglücklichſte Oberſt Löwenfels umher, der entſetzlich zu leiden ſchien und endlich auf einem Bauerwagen neben dem Gepäck und Herweghs einen Platz fand. — Wer nicht Soldat geweſen iſt, begreift nicht, welch entſcheidende Wichtigkeit ein Paar Stiefeln im Kriege haben können. Mich brachten die meinigen zur Verzweiflung. Sie waren vollkommen durchweicht und es war keine Möglichkeit hinein zu kommen. Mit ſtoiſchem Gleichmuth ſah der Doktor von ſeiner Streu meine krampfhaften Verſuche mit an, murmelte, „Talg“ und legte ſich auf die andere Seite. Lachend fuhr ich mit dem Licht in die Stiefeln, und unter Ach und Weh gelang es mir endlich, den ſtrumpfloſen Fuß hinein zu zwängen.

Ob wir ſchon hier Nachrichten vom Gefecht bei Freiburg hatten, deſſen erinnere ich mich in der That nicht mehr genau, glaube aber kaum, daß es der Fall war; genauere Nachrichten fehlten uns jedenfalls. — Wir beſchloſſen über die Münſterhalde, die Dörfer Mutten und Nieder- und Obermünſterthal nach Todtnau zu marſchiren. Des Wegs vollkommen kundige Führer führten uns ſehr romantiſche, aber ſehr beſchwerliche Straßen, die bald durch fußtiefen Schnee, bald durch Waſſer, bald durch Steingeröll faſt ungangbar waren. Der Wagen konnte natürlich nicht folgen und mußte andere Wege aufſuchen. — Als wir in's Münſterthal einrücken ſollten, ſahen wir hie und da auf den Bergen verdächtige Geſtalten, welche unſern Marſch beobachteten, und ſobald ſie ſich bemerkt glaubten, eilig verſchwanden. Das verurſachte natürlich Aufenthalt; denn da in vielen benachbarten Orten Militär lag, ſo rückte ich nicht vor, bis ich genau wußte, was die vor mir liegenden Berge oder Gebüſche verdeckten. Meine Seitenpatrouillen, welche außerordentliche Gewandtheit erlangt hatten, kletterten wie die Ziegen umher, und ich war mit der militäriſchen Ordnung unſeres Marſches vollkommen zufrieden.

Als wir in das erſte Dorf kamen, welches Mutten heißt und mit Untermünſterthal zuſammenhängt,* ſahen wir mit Verwunderung, daß ſämmtliche Häuſer, und hie und da ſelbſt die Fenſterladen verſchloſſen waren. Nur ſelten zeigte ſich ein blaſſes, ängſtliches Geſicht hinter einer Fenſterſcheibe. Ein großer Theil der Einwohner, beſonders die Mädchen, waren entflohen, um den Gräueln zu entgehen, welche ihnen von den vermeintlichen Franzoſen drohten. — Im Gaſthof ſtanden an den Fenſtern mehrere Leute, welche mit Beſorgniß auf die vorüberziehende Avantgarde unſerer Colonne ſahen. Als ich ſie aber deutſch anredete und ihnen verſicherte, daß wir als Freunde kämen, da klärten ſich die Geſichter der braven Leute auf, ja einigen traten die Thränen in die Augen. Die frohe Kunde wurde ſogleich durch das ganze Thal verkündet; die Häuſer öffneten ſich und Lebensmittel

* Leider habe ich gerade das Blatt meiner franzöſiſchen Generalſtabskarte, welches das Terrain unſeres Marſches darſtellt, verloren und bin genöthigt, alle Namen aus dem Gedächtniß niederzuſchreiben.

wurden von allen Seiten auf die Straße gebracht. — Die Frauen und Mädchen, welche ſich geflüchtet hatten, kehrten allmählig wieder zurück und unſere Leute befanden ſich vortrefflich, wie immer, wenn ſie hinreichend zu eſſen und zu trinken hatten.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Klubs. — Theater.

Der verwegene Ledru-Rollin hat ihnen geſchmeichelt, als er noch in der proviſoriſchen Regierung ſaß, und wenn ihn die Proletarier jezt wieder auf den Stuhl ſezten, würde er ohne Zweifel zu ihren Gunſten irgend eine Theilung des Vermögens anordnen. Dazu kommt, daß wirklich großes Elend herrſcht, daß bedeutende Zweige des Gewerbfleißes, beſonders die für Paris wichtigſten, die Luxusgewerbe, gänzlich darniederliegen. Daher wird in der Nationalverſammlung eine Forderung von Geldſummen nach der andern vorgebracht, um dieſem Elend zu ſteuern. So lange der Staatsſchaz im Stande iſt, dieſe ſtarken Ausgaben zu beſtreiten, mag es gehen; aber es kann eine Zeit kommen, da dieß nicht mehr möglich iſt. Ferner hat der Sturz der Monarchie das Einkommen einer Menge von Familien ſtark geſchmälert und ſie müſſen ſich ſehr bedeutend einſchränken. Manche haben ſich auf's Land zurückgezogen, weil ſie in der Hauptſtadt nicht mehr leben können. Indeſſen iſt der Juli ganz ſtill dahingegangen, und ſeit Einführung der Republik iſt dieß der erſte Monat, der keine neuen politiſchen Ereigniſſe gebracht hat. Die Stadt iſt ſo ruhig, als ob ſich keine Revolutien hier vollendet hätte, und wer vom Aufruhr im Juni nichts wüßte, könnte aus dem Zuſtand der Stadt keineswegs ſchließen, daß vor ſechs Wochen mehrere tauſend Menſchen im Bürgerkrieg gefallen. Iſt die jezige Ruhe nun eine natürliche Folge des Sturms, der im Juni hier gewüthet hat, oder darf man ſie dem Umſtand zuſchreiben, daß man ſtatt der zweideutigen, lauen und unfähigen Exekutivkommiſſion einen Mann an die Spize geſtellt hat, der im Nothfalle zu handeln verſteht? Er hat dieß in den Junitagen bewieſen und dadurch das allgemeine Zutrauen verdient. Hätte man den elenden Ledru-Rollin und den ſchwachen Lamartine damals nicht entfernt, ſie hätten ihr Vaterland in den Abgrund geſtürzt, denn jezt würde das Proletariat ſtolz ſein Haupt erheben und die Bürger ausplündern. Es iſt faſt ein Glück, daß ſie ſo ſchnell ihre Abſicht verrathen haben. Jezt ſind ihre Plane auf lange vereitelt, aber aufgeben werden ſie dieſelben ſchwerlich. Das Klubweſen oder Unweſen hat nun durch das Dekret der Nationalverſammlung gleichfalls ein Ende genommen; die Klubs ſind zwar nicht verboten, aber ſie dürfen nicht mehr heimlich berathen, ſie müſſen der Polizei bekannt ſeyn und dem von der Behörde hingeſchickten Beamten einen Platz einräumen. Zuſammen dürfen die verſchiedenen Klubs nicht mehr Beſchlüſſe faſſen, noch weniger ſich bewaffnen; Weiber und Kinder dürfen den Sizungen nicht beiwohnen. Der Ausſchluß des weiblichen Geſchlechts iſt in einigen Tageblättern als ein Mißgriff getadelt worden. Die Gegenwart der Frauen, meint man, würde die Klubs ſanfter, humaner machen; aber beim lezten Aufruhr hat man Weiber geſehen, welche den Männern Pulver und Kugeln zutrugen, ſie aufmunterten und gegen die Gefangenen die ärgſten Grauſamkeiten ausübten. Der Damenklub iſt nun vollends durch das Dekret der Nationalverſammlung aufgehoben. Vermuthlich wäre er von ſelbſt eingegangen, denn er war zum allgemeinen Geſpötte geworden, und wenn einmal ein Ding in Paris lächerlich geworden iſt, ſo iſt es aus damit. In einem Luſtgarten, Château des fleurs, wo zwar ein Blumenflor, aber kein Schloß zu ſchauen iſt, wird den Beſuchern ein muſikaliſches Divertiſſement zum Beſten gegeben, das von den Zuhörern herzlich belacht wird: es iſt eine drolligte Parodie der Sizung eines Damenklubs. Da nun kein Klub mehr Unterhaltung gewährt, und die Abende anfangen länger zu werden, wendet man ſich allmählig wieder den Theatern zu, die vom 23. Juni an einen Monat lang ganz geſchloſſen waren. In einigen Tageblättern iſt die Zahl der Menſchen, die dadurch brodlos geworden, zu hunderttauſend angeſchlagen worden. Dieß iſt aber eine arge Uebertreibung, wenn man auch manche Gewerbe mitrechnet, denen die Schauſpiele Beſchäftigung geben. Der Schauſpiele in Paris, der großen und kleinen, ſind etwa zwanzig; rechnet man noch die kleinen Theater der Umgegend hinzu, ſo mag etwa die Zahl fünf-und-zwanzig herauskommen. Von jedem Theater, eines in's andere gerechnet, können höchſtens hundert Perſonen abhängen, ſomit können bloß 2500 Perſonen heraus. Schlüge man ſie auch auf's Doppelte an, ſo hätte man erſt den zwanzigſten Theil der oben angegebenen Zahl. Wie dem auch ſey, ſo hat die Regierung die Nothwendigkeit begriffen, den in Paris ſo wichtigen Theatern bei den jezigen Umſtänden unter die Arme zu greifen. Es iſt ihnen eine halbe Million Franken bewilligt worden, die Oper ungerechnet, welche, wie es ſcheint, einer eigenen bedeutenden Unterſtüzung bedarf, und dafür dem Publikum den ſeit Jahren erwarteten Meyer-Beerſchen „Propheten“ verheißt. Vermuthlich wird die Oper Gegenſtand eines beſondern Dekrets werden. Die andern Theater haben ſogleich ihre Vorſtellungen wieder begonnen, und das jezt etwas beruhigte Publikum findet ſich ziemlich zahlreich ein. Mit dem Logenmiethen geht es freilich noch langſam, aber die Jahreszeit iſt auch nicht günſtig dazu. Erſt ſpät im Herbſt pflegen die Pariſer Familien, welche Landgüter beſizen, und überhaupt die Reichen, die ſich auf dem Lande aufhalten oder die Bäder beſuchen, wieder in die Stadt zurückzukommen und Logen in den Theatern zu miethen.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 204. Freitag den 25. Auguſt 1848.

— Wonne war,
Morgenröthlicher Glanz, der ſchöne Traum!
War ein Zauber, wie gehoffter
Liebe, dem trunkenen Geiſt!

Klopſtock.

Die lezte Nacht der Girondiſten.

Von Moriz Carriere.

Ich ſtand an einer altergrauen Pforte
Des Karmeliterkloſters in Paris,
Die ſtatt der Mönche Gruß die Inſchriftworte:
„Freiheit und Gleichheit oder Tod!“ mir wies;
Nichts war geändert am geweihten Orte,
Und heute noch erblickt' ich das Verließ,
Wie damals als es ſah die Girondiſten
Zum Todesgang mit Todesernſt ſich rüſten.

Noch konnt' ich leſen dort an allen Wänden
Die Sprüche voll begeiſtert edlem Muth,
Die ſie geſchrieben mit den eignen Händen,
Ein Zeugniß gebend mit dem eignen Blut.
„Cato bleibt frei und weiß als Mann zu enden,
Entbehrt ſein Rom der Freiheit ſchönſtes Gut.“—
„Ein Anblick iſt's, den Göttern Luſt zu bringen,
Wenn ſtarke Männer mit dem Schickſal ringen.“

„Zu Leid und Arbeit wurdet ihr erkoren,
Zu Ruh' und Koſen nicht, gedenkt daran.“ —
„Wenn du den Pfad der Tugend nicht verloren,
Dringſt du aus allem Elend himmelan.“ —
„Die wahre Freiheit wird im Geiſt geboren.“ —
„Süß iſt's, fürs Vaterland den Tod empfahn.“ —
„So wollen wir durch Andre lieber ſterben,
Als ſie und uns durch Miſſethat verderben.“

Und Abend war's. Da ſezten ſie zum Mahle,
Zum Leichen- und Triumphmahl ſich zuſammen;
Mit Blumen kränzten ſie die Feſtpokale,
Aus Fackeln ſprühten ſonnenhelle Flammen;
Die Feinde konnten ſie im Richterſaale
Durch harten Spruch zum Henkertod verdammen,
Doch ihnen nicht den freudeſtarken Glauben
Des Heldentods für Ehr' und Freiheit rauben.

Und Vergniaud hob empor den vollen Becher,
Doch ſezt' ihn ſchweigend wieder vor ſich hin.
Säumt er, der junge lebenswerthe Zecher,
Weil düſtres Ahnen ihm ergreift den Sinn?
Sind doch die edlen Reben Sorgenbrecher,
So trink' ihn aus zu neuer Luſt Gewinn!
Er aber ſieht ein Bild vergangner Zeiten
Im feuchten Gold des Weins vorübergleiten.

Ein Feſtmahl war es auch an jenem Tage,
Da Rolands Frau die Freundesſchaar empfing,
Vor deren Worte, deren kühnem Schlage
Der Thron zerfiel, die Kron' in Scherben ging.
Sie hielten in der Hand die Schickſalswage,
Da brach der Herrſcherkette lezter Ring.
Und Vergniaud hob das Glas mit ſtolzem Blick:
„Es gilt die Ewigkeit der Republik!“

Die Freundin nahm von frohbewegter Bruſt —
Erinnrungen an Hellas im Gemüthe —
Den Roſenſtrauß, und heil'gen Brauchs bewußt
Zerpflückte ſie die knospenfriſche Blüthe;

Die Blätter ſtreute ſie mit ſel'ger Luſt
In Vergniauds Wein, der funkelnd ſie umglühte.
Und Vergniaud trank ihr grüßend Minne zu,
Doch ſagt' er leis zu ſeinem Barbaroux:

„Zypreſſenzweige, keinen Roſenſtrauß
Geziemt uns zu entblättern in den Wein.
Der Freiheit Wiege ſteht in blut'gem Graus,
In des Septembermordes Feuerſchein,
Und feiern wir den heitern Wiegenſchmaus,
Wer weiß, wird es nicht uns zum Tode ſeyn?
Doch wär' mein Blut der Wein, wer bebt zurück?
Ich tränk' es gern auf's Wohl der Republik!"

Die Republik! Sie war ein ſehnend Hoffen,
Der Menſchheit morgenſchöner Jugendtraum;
Nun ſtand ihr Tempel herrlich flügeloffen,
Ein lichtdurchſtrahlter hoher Säulenraum,
Und all das Leid, das je das Volk betroffen,
Begrub es unter'm jungen Freiheitsbaum,
Daß himmelhoch er immer wachſend ſprieße
Und ſeine Zweige durch die Länder gieße.

Die Republik! Der Enkel will verſöhnen
Der irrgeführten Väter Selbſtverrath,
Der Einen Mann mit Göttermacht zu krönen
In Staub die Würde aller andern trat;
Kein Herrſcherwitz ſoll das Geſetz verhöhnen,
Kein Kaſtenwahn das gleiche Recht im Staat;
Ein Reich von freien Bürgern wird gegründet,
Zu Einer Glut iſt Aller Flamm' entzündet.

Die Republik! Da gilt's ein rüſtig Streben,
Und froh erwacht des Volks ureigne Kraft.
Nur Weisheit wird und Tugend dich erheben,
Am höchſten ſteht, wer kühn das Beſte ſchafft.
Der Arbeit wird ihr voller Lohn gegeben,
Durch alle Glieder wogt Ein Lebensſaft.
Nicht erbt Gehorchen ferner und Befehlen,
Denn frei und gleich in Gott ſind alle Seelen.

Die Republik! Des Heilands Reich auf Erden,
Wie es verheißt das Evangelium,
Wo alle Menſchen Gottes Kinder werden
Und ſie vereint ein ewig Bruderthum,
Wo Lieb', ein Balſam jeglichen Beſchwerden,
Im Wechſelopfer findet Glück und Ruhm,
Wo nun entrollt in ungetrübter Klarheit
Das Banner ſtrahlt des Rechtes und der Wahrheit!

(Fortſetzung folgt.)

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Hier erhielten wir nähere Nachricht von dem Gefecht bei Freiburg, und einer von den Leuten, die dort gefochten hatten, wurde von den Vorpoſten eingebracht. Durch ihn wurde beſtätigt, was wir von den Bauern bereits gehört hatten, daß Siegel mit 3500 Mann am Storen ſtehe, ein Berg, den man von dem Dorfe, wo wir uns befanden, bequem ſehen und den wir in zwei Stunden erreichen konnten. Dieſe Nachricht machte uns außerordentliche Freude; nun hatten wir ja den nächſten Zweck unſerer verwegenen Expedition ſo gut wie erreicht; in Verbindung mit Siegel, bei dem wir Waffen und Patronen finden ſollten, konnten wir uns im Gebirge gegen ein zehnmal ſtärkeres Heer halten und die Republikaner des ganzen Landes an uns ziehen.

Die Ausgänge des Dorfes nach dem Städtchen Stauffen und nach dem Obermünſterthal zu hatte ich beſetzen laſſen, da ich nicht ſicher war, ob im erſten Orte nicht Militär ſtand. Später erzählte mir ein Bauer, der von dorther kam, er habe die Fouriere der 600 Heſſen geſehen, die am Mittag eintreffen ſollten. Dieſe Herrn Heſſen hätte ich eigentlich ſehr gern erwartet. Unſere Leute hätten ſich an jenem Tag mit dem Teufel geſchlagen und unſere Stellung war eine ſehr günſtige. Mein Wunſch war nahe daran erfüllt zu werden.

Ein kleiner braver Franzoſe meldete mir, daß er auf dem vor ihm liegenden Berge eine Abtheilung von zwanzig Mann Soldaten geſehen habe, die aber ſogleich wieder verſchwunden ſeyen. Ich hatte durchaus nicht Urſache dieſer Meldung keinen Glauben zu ſchenken, und da unſere Leute im Dorfe ſehr zerſtreut waren, ſo ließ ich, um ſie ſchnell zuſammen zu bringen, drei Alarmſchüſſe abfeuern, welche eine wahrhaft zauberiſche Wirkung hatten. Ein lautes Jauchzen folgte dem erſten Erſtaunen. Jeder eilte auf den Sammelplatz und im Nu war die Hauptſtraße des Dorfes durch Barrikaden verſchanzt und die Thalränder beſetzt. Um dahin zu gelangen, verſchmähten die Leute den Umweg über die Brücke des Flüßchens, das durch das Dorf läuft, und ſprangen friſch durch das Waſſer. Wir wurden nicht angegriffen, und Herr Börnſtein machte ſich darüber luſtig, daß ich überall Heſſen ſehe, und lächelte ſehr weiſe. Dennoch war der Feind uns ganz nahe, wie ich ſpäter erfahren habe, getraute ſich aber nicht uns in unſerer vortheilhaften Stellung anzugreifen.

Als der Alarm vorüber war, erfuhren wir, daß der Bürgermeiſter des Orts ſelbſt nach Stauffen geeilt ſey, um gegen uns Truppen herbei zu holen. Unſere Leute waren furchtbar aufgebracht, und wäre der Verräther zurückgekehrt, ſo hätten ſie ihn ſicher aufgehängt. Viele hatten große Luſt ſein Haus der Erde gleich zu machen, und es wurde deßhalb eine Wache vor daſſelbe geſtellt. — Die Falſchheit des Bürgermeiſters veranlaßte uns aber zu großer Strenge gegen die Gemeine. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß der Ort 200 Gewehre beſitze, welche man verſteckt habe; alsbald fingen wir an nachzuſuchen, fanden aber nur eine Anzahl vortrefflich gearbeiteter Lanzen, welche man gegen die „franzöſiſche Räuberbande“ hatte anfertigen laſſen. Sie waren natürlich eine ſehr willkommene Beute, wie alle Jagdflinten, Piſtolen oder ſonſtigen Schießgewehre, die man in Privathäuſern fand.

Die Hoffnung, Siegel am Storen zu finden, zeigte ſich bald als eine falſche; wir erhielten die Nachricht, daß die Freiſchaaren bereits von dort abmarſchirt ſeyen. Wir hofften ſie indeſſen in der Gegend von Todtnau zu finden und beſchloſſen, nach dem Dorfe Wieden zu marſchiren, daſelbſt zu übernachten und nähere Nachrichten abzuwarten. — Börnſtein blieb indeſſen dabei, den Feind für einen Mythus zu halten. Als wir in das andere Münſterthal einmarſchirten, glaubte ich ganz ſicher, daß unſere Arrièregarde von den von Stauffen kommenden Heſſen angegriffen werden würde. Ich formirte daher dieſe Arrièregarde mit ganz beſonderer Sorgfalt und blieb bei derſelben. Als Börnſtein mich hier bemerkte, äußerte er ſeine Verwunderung, daß ich nicht bei der Avantgarde ſey, „wo ich hingehöre.“ Der Korporalston, mit welchem dieſe Bemerkung gemacht wurde, mißfiel mir höchlich; allein ich erwiderte ganz ruhig, daß ich von hier den Feind erwarte. — „Den Feind!“ wiederholte Börnſtein ſpöttiſch und brach dabei in ein ungezogenes Gelächter aus. „Sie ſehen nichts als Heſſen!“ Dieſes abgeſchmackte Betragen empörte mich und ich entgegnete: ich ſey gegen den Feind ausgezogen und begreife nicht, was er hier wolle, wenn das nicht ſeine Abſicht ſey.

Der Führer der Avantgarde war in der Gegend ganz genau bekannt und ſchlug, etwa zwei Stunden vor Wieden, einen Weg ein, der auf eine neue, ſehr gute Landſtraße führte. Ohne mir das Allergeringſte davon zu ſagen, ließ aber Börnſtein die Kolonne einen andern Weg nehmen, indem er behauptete, ich habe die Avantgarde falſch inſtruirt. Ja er wartete nicht, bis die Avantgarde zurückgeholt war, ſondern ließ dieſe einſtweilen fortmarſchiren und eine neue Avantgarde formiren. Die Folge dieſer Einmiſchung in mein Amt war, daß unſere ſchon ſehr ermüdeten Leute ſich auf Wegen plagen mußten, die nicht beſchwerlicher ſeyn konnten, und daß die Nacht uns ereilte, ehe wir in Wieden ankamen. — Dieſer Ort beſteht aus einzelnen, ziemlich zerſtreuten Gehöften, die zum Theil auf den Halden, zum größten Theil aber im Thalkeſſel ſelbſt liegen. Vor einem Wirthshauſe ließ ich halten. Die Fouriere waren zwar vorausgegangen, allein die Bauern konnten mit den Quartierzetteln nicht ſo ſchnell fertig werden, da ſich wohl ſelten Truppen hieher verirren; die Leute mußten daher ſehr lange ſtehen und wurden am Ende ungeduldig.

Da ich hörte, daß in dem ziemlich nahen Todtnau fürſtliche Truppen ſtehen, ſo beſorgte ich einen nächtlichen Ueberfall und formirte eine Wache von ſiebzig Mann, die den Poſtendienſt während der Nacht verſehen ſollte. Freiwillige fanden ſich nur wenige und die Wache mußte auf Kommando vervollſtändigt werden. — Die Leute waren ſehr unzufrieden, daß ſie noch ſo weit marſchiren ſollten, um in ihre Quartiere zu kommen, und gegen achtig Mann von Delaportes Bataillon weigerten ſich einen Schritt weiter zu zu gehen. Da wir gar kein Mittel hatten dieſe Rebellen zu zwingen, und uns auch daran liegen mußte, die Leute ſo viel wie möglich beiſammen zu halten, ſo ſteckten wir ſo viele als nur anging in das große Wirthshaus, in dem gewiß an dreihundert Mann lagen und wo ich auch die Wache untergebracht hatte. Es dauerte ſehr lange, bis ich mit all den Anordnungen fertig wurde, beſonders da von den Bataillonsführern mir Niemand beiſtand, mit Ausnahme von Bornſtedt, der ſtets bei der Hand war. Ich konnte mich kaum mehr auf den Füßen halten, als ich endlich in das große Wirthszimmer trat, wo Herweghs, Börnſtein und ich einquartiert waren. An Ruhe war für mich noch nicht zu denken, denn die Leute, welche auf Poſten kamen, mußten eſſen, und es war nicht leicht, in der allgemeinen Verwirrung etwas zu erhalten. Mit Hülfe der Frau Herwegh, die in der Küche ſchaltete, gelang es endlich, all die hungrigen Magen zu befriedigen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

Das Parlament.

Wie in der Landſchaft am umwölkten Tag Schatten und Schlaglichter bald da, bald dorthin ziehen, hier ein grüner Fleck, dort ein Kirchthurm plötzlich blendend hervortritt, ſo auch in der Tagesgeſchichte. Jetzt eben fällt die Beleuchtung auf Köln und lockt alle Blicke dorthin; die Paulskirche aber iſt für einige Tage verwittwet und verwaist. Da ſchwimmt das Dampfſchiff, welches Deutſchland und ſein Glück trägt, oder wenigſtens ſeine Hoffnungen, Reichsverweſer, Reichsminiſterium und Reichsdeputirte, auf leichter Welle den deutſchen Strom hinab zur ſechshundertjährigen deutſchen Vergangenheit. Andere Abgeordnete fliegen in den Schwarzwald, an den Neckar aus, um auf den alten Schlöſſern zu Baden und Heidelberg ihre vielgemarterten Lungen von der modernen Luft in der Paulskirche zu entleeren. Den Reſt ſieht man hier durch die Säle des Städelſchen Inſtituts ſchweifen, um in der ewig ruhigen Welt der Kunſt den Gegenſatz mit dem ſtürmiſchen Leben der Gegenwart zu finden, denn jene iſt nur da, um dieſer das Maaß zu geben, welche ohne ſie ein großes Irrenhaus wäre. Der Reſt, ſage ich, zieht es vor, ſtatt Regen oder Staub in Köln zu genießen, hier ganz bequem Leſſings Huß im Dominikanerkloſter zu Conſtanz zu betrachten, wo man Kardinäle und Biſchöfe ſehen kann, ſo gut wie in Köln, und noch ſchönere Gewänder als dort. Bevor dieſe Muße eintrat, war es ſehr dramatiſch bewegt im Parlament, und die letzte Woche voll bedeutungsvoller Verhandlungen. Montag und Dienſtag die Amneſtiefrage, die beinahe durch Bajonnet, Hacken und Beil gelöst worden wäre, die vor den Thoren der Kirche geſchwungen wurden, während die Galerien nicht übel geſonnen ſchienen, der Linken bei dem Angriff der Rechten auf Brentano zu Hülfe zu eilen. Die Galerien mußten ihre Indisciplin büßen; ihr Gebiet ſchrumpfte erklecklich zuſammen, und es ward nun ſehr ruhig in Madrid, was man ſchon Donnerſtag bei der Debatte über die Wahl von Thiengen bemerken konnte. Ueberhaupt hatte auch dießmal das Brauſepulver, das im erſten Moment gewaltig ziſcht und gährt, nachher als niederſchlagendes Mittel gewirkt, und ſomit konnte man in dieſer nach den Vorgängen nicht ohne Bangen erwarteten Sitzung eine vielleicht eben ſowohl phyſiſche als pſychiſche Reaktion gewahren. Wenn naturgemäß nach der Aufregung Ermattung eintrat, ſo mochte auch ein richtigeres Gefühl von der wahren Würde der Volksvertretung nach theuer erkauften, und ich darf wohl ſagen für die Kultur beſchämenden Erfahrungen, bei allen Parteien die Oberhand gewonnen haben. Dennoch hatten die Jupitersbrauen des Präſidenten an dieſem Tag viel zu thun, und die Hitzköpfe der Linken konnten es doch nicht laſſen, ſtets dazwiſchen zu rufen, von ihrer eigenen Partei immer wieder gezügelt und beſchwichtigt. Itzſtein vertheidigte ſeinen Freund auf der Tribüne. Auch der Präſident Gagern kam in den Fall, einen Freund, welchen er durch Erwähnung eines Gerüchts von Vogt angegriffen glaubte, mit einer edlen Aufwallung zu vertheidigen, die den Mann aus der genialen Ueberlegenheit ſeiner thronenden Ruhe für Augenblicke in den Kampf riß, aber ſein Herz von der liebenswürdigſten Seite zeigte. Es handelte ſich von Buhl, von welchem behauptet wurde, er ſey hier geweſen und habe bereits eine Legitimation der Regierung für die Wahl von Thiengen für ſich in der Taſche getragen.

(Schluß folgt.)

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Folgen der Revolution.

Der größte Theil des Handelsſtands hat ſeit der Februarrevolution ſo ſchlechte Geſchäfte gemacht, daß die Leute auf Beluſtigungen wenig Geld verwenden können. Somit werden die Häuſer jetzt ſchwerlich ſehr voll werden, obgleich man dem Publikum mit einer Menge neuer Stücke aufwartet, beſonders kleiner. Für die größern wird eine günſtigere Jahreszeit abgewartet. Dabei thun die öffentlichen Luſtgärten in den Champs Elyſées, der Jardin d'hiver, das Chateau des fleurs, Chateau rouge ihr Beſtes, um das Publikum durch Muſik und andere Beluſtigungen zu locken. Dazu kommen der Hippodrom und der Cirkus, ſo daß die öffentlichen Beluſtigungen ſo ziemlich wieder im Gange ſind und die Fremden wieder antreffen, was ihnen vor der Revolution den Aufenthalt in Paris ſo angenehm machte. Die öffentlichen Aufzüge der Arbeiter mit republikaniſchen Fahnen und unter Abſingen oder Abbrüllen demagogiſcher Lieder haben ganz aufgehört; auf den Gaſſen iſt es ruhig und ſieht es ſo geſchäftig aus, wie zur Zeit Ludwig Philipps. Am Sonntage kann man in der Umgegend die Waſſerkünſte im Park zu Verſailles oder zu St. Cloud bewundern, obgleich keine königliche Familie dieſe Schlöſſer mehr bewohnt. Ledru-Rollin und ſeine Regierungsgenoſſen hätten aber ohne Zweifel gute Luſt gehabt, dieſe Schlöſſer zum Sommeraufenthalt zu wählen. Der einſtweilige Präſident der Republik, ſowie der der Nationalverſammlung fangen an Aſſembleen zu halten; vermuthlich werden die Miniſter daſſelbe thun, und ſo wird denn auch der Luxus ſich wieder einfinden und der Pariſer Kunſtfleiß Beſtellungen bekommen. — Gleich den Schauſpielern mußte man auch die Theaterdichter und andere Schriftſteller, ſowie die Künſtler bedenken; auch für ſie iſt eine Geldſumme ausgeſetzt worden. Es heißt die Buchhändler haben um ein Anlehen von drei Millionen Francs gebeten, wie es ihnen nach der Revolution im Jahr 1830 bewilligt worden war, wovon aber damals nur ein Theil wieder abgetragen wurde. Man verſichert jedoch, der Finanzminiſter habe ſich dieſem Begehren widerſetzt, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß der Buchhandel durch die Revolution den größten Stoß erhalten hat, der ihm ſeit lange beigebracht worden. Die Lähmung des Buchhandels fällt auf die Buchdruckerei zurück, welche in gemeinen Zeiten Tauſenden von Arbeitern Beſchäftigung gibt. Hätte die proviſoriſche Regierung die Gelder nicht ſo unvernünftig verſchleudert und ungeheure Summen an die Bewaffnung des Pöbels und an die Nationalwerkſtätten verſchwendet, in welchen ſo wenig gethan wurde, ſo wäre der Staat jetzt im Stande auch etwas für die Gewerbe und Stände zu thun, welche mit der geiſtigen Kultur zuſammenhängen. Eine Zeitlang hat die Buchdruckerei freilich genug an Anſchlagzetteln zu drucken gehabt, in denen die ſonderbarſten Vorſchläge und Gedanken zu Tage kamen, und die eine unterhaltende Mauerliteratur abgaben, von der leider keine Spur mehr vorhanden iſt; denn in Paris lebt bekanntlich eine Menſchenklaſſe bloß davon, daß ſie die alten Anſchlagblätter von den Mauern abreißt und als altes Papier verwerthet. Mit dieſen Affichen iſt es nun aus, da die Drucker für den Inhalt der angeklebten Blätter gewiſſermaßen verantwortlich gemacht worden ſind, und die Anheftet einer Erlaubniß der Polizei zur Ausübung ihres Gewerbes bedürfen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 205. Sonnabend den 26. Auguſt 1848.

Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Da galt's kein Feiern!

Goethe,
Götz von Berlichingen.

It was a disaster of war that Caesar himself could not have prevented, if he had been there to command.

Shakespeare.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Herr Börnſtein war bei den Leuten nicht mehr zu ſehen, und wer irgend etwas wollte, wandte ſich an mich oder an Bornſtedt. Es regnete in Strömen und die Poſten mußten noch ausgeſtellt werden. Dieß war aber eine höchſt ſchwierige Sache, da es ſtockfinſter war und ich mich in der Gegend nicht orientiren konnte. Da ich aber nicht ſehr fürchtete in dieſer finſtern und regneriſchen Nacht von den Truppen in Todtnau, die am Tage ebenfalls einen ſtarken Marſch gemacht hatten, beunruhigt zu werden, ſo hielt ich es für unnöthig, mich ganz ſtreng an die militäriſchen Regeln zu halten, und beſetzte nur die zum Dorfe führenden Wege mit Doppelpoſten, welche zugleich die kahlen Halden hinauf ſehen konnten. Es iſt bekanntlich Regel, die Poſten Nachts nicht auf die Berge, ſondern am Fuß derſelben aufzuſtellen.

Während des Marſches hatten ſich Ordnung und Disciplin unter unſerer Mannſchaft immer mehr gelockert. Man hätte das Gegentheil erwarten ſollen, allein die Sache iſt ſehr erklärlich. Militärrekruten, welche unter der Soldatenfuchtel zittern, werden, wenn man ſie über ihre Kräfte anſtrengt, ſtets liegen bleiben, oder gänzlich den Muth verlieren; Leute wie die unſrigen dagegen, welche durch ihren eigenen Willen vorwärts getrieben werden, die Alle wiſſen, warum und wofür ſie kämpfen, werden unter ſolchen Umſtänden widerſpenſtig, beſonders wenn ſie ſehen, daß die Anführer ohne Energie handeln, ſtets nur für ſich ſorgen und militäriſch vollkommen unfähig ſind. — Als wir von Banzenheim abmarſchirten, war es noch Zeit, die Zügel des Kommandos ſtraffer in die Hand zu nehmen; mit dem Ergreifen der Waffen mußte auch der Ernſt ergriffen werden und das fahrige, raiſonnirende Handwerksburſchenweſen ein Ende haben; allein dieß zu erreichen war unmöglich. Herwegh, der die Nothwendigkeit militäriſcher Ordnung nie einſehen wollte und ſtets dagegen eiferte, trägt große Schuld an dieſem Geiſte der Unordnung und Widerſetzlichkeit, der in der Legion herrſchte; Börnſtein bekümmerte ſich um dergleichen gar nicht, und der Herr von Löwenfels hatte einen ſchlimmen Fuß. Meine Bemühungen fanden daher ſehr geringe Unterſtützung und ich ſah voraus, wie es kommen mußte. Was die Unzufriedenheit der Leute auf das Höchſte ſteigerte, war die unzureichende und mangelhafte Bewaffnung. Dieß ließ ſich nun einmal nicht ändern; aber unverzeihlich war es, daß nicht wenigſtens für hinlängliche Munition geſorgt wurde; dazu hatte man Geld Börnſtein hatte die Anfertigung der Patronen übernommen; allein er that ſeine Schuldigkeit ſo wenig, daß er von vielen der Böswilligkeit, ſogar der Verrätherei angeklagt wurde. — Während der vierzehn Tage, welche er in Straßburg war, hatte er, wie geſagt, zweitauſend Patronen anfertigen laſſen, und dieſelbe hielt er für vollkommen genügend! Herwegh und ich erinnerten ihn wohl zehnmal des Tags an die Patronen, allein er wurde dann immer grob. Die Leute rückten ihm endlich zu Leibe und er verſprach im Nachtquartier das in Kandern erhaltene Pulver verarbeiten zu laſſen. — In Wieden kamen zu dieſem Zwecke acht Mann zu ihm; allein er ſchickte ſie wieder

weg, da er müde ſey. Er behauptete ſtets, die Leute hätten genug Patronen, und ging irgend Einem zufällig das Gewehr los, ſo verfehlte er nie mit geiſtreichem Lächeln zu ſagen: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!“ So blieb es denn dabei: um uns mit Tauſenden von Soldaten zu ſchlagen, hatten wir nichts als etwa 200 brauchbare Gewehre und 2000 Patronen, von denen ein großer Theil nichts taugte.

Doch kehren wir nach Wieden zurück. Es war Mitternacht, als wir endlich dazu kamen zu Mittag zu eſſen. Börnſtein war unglücklich, denn meine ermüdeten Adjutanten hatten ſich aus Verſehen in die Betten gelegt, welche für uns Beide beſtimmt waren. „Ich will an meiner Bequemlichkeit nichts entbehren,“ ſagte der große Feldherr und ſchien bei ſich leiſe hinzuzuſetzen: „ihr könnt froh ſeyn, daß ein ſo großes militäriſches Licht wie ich euch mit ſeinem Talent unterſtützt.“ Er fand indeſſen noch ein Bett und auch ich erkämpfte mir einen Strohſack.

In Wieden trafen wir mehrere Verſprengte der Siegelſchen Kolonne und erfuhren, daß von dieſer nicht mehr das Geringſte zu hoffen ſey. Siegel hatte ganz richtig berechnet, daß wir vor Dienſtag nicht mit ihm zuſammen treffen könnten. Vor dieſer Vereinigung wollte er nichts Entſcheidendes unternehmen. Alle Dispoſitionen, welche Siegel getroffen hatte, um unſern Durchmarſch zu ſichern und dieſe Vereinigung zu bewerkſtelligen, waren vortrefflich; allein die militäriſche Unkenntniß des Herrn Struve verdarb die ganze Unternehmung. — Struve war nämlich, wie mir von Siegel ſelbſt erzählt wurde, bei der Siegelſchen Kolonne, die ihn gar nichts anging, angekommen, als einige junge Leute aus Freiburg zu ihm ſchickten und ihn aufforderten, in die vom Militär nicht beſetzte Stadt zu rücken. Siegel hatte ſich unglücklicherweiſe entfernt, um an einem entlegenen Punkte nachzuſehen, ob ſeine Anordnungen befolgt ſeyen. Ohne den Befehlshaber der 3500 Mann, die Siegel hier verſammelt hatte, abzuwarten, nahm nun Struve die ihm zunächſt ſtehenden Leute und marſchirte mit ihnen gegen die Stadt. Ehe er aber hinkam, wurde er vom Kartätſchenfeuer der fürſtlichen Artillerie begrüßt. Statt die Senſenmänner von weitem folgen, die Schützen als Tirailleurs gegen die Geſchütze vorrücken und die Bedienung wegſchießen zu laſſen, kommandirte Struve: „Senſenmänner vor!“ — Mit Senſenmännern wollte er mehrere hundert Schritt durchlaufen und die Kanonen nehmen! Es zeugt dieß von großem Muth, aber von wenig militäriſchem Verſtand. Die Bauern, welche man meiſtens mit Senſen bewaffnet hatte, waren nicht ſo tollkühn, und als die Kartätſchen herangehüpft kamen, rannten ſie wie beſeſſen davon, was man ihnen gar nicht ſehr verdenken kann. — Das Gefecht war nun einmal angefangen und mußte fortgeſetzt werden. Dieß geſchah faſt allein durch die Scharfſchützen, welche auch unter den Truppen große Verheerung anrichteten. — Die näheren Details dieſes intereſſanten Gefechtes werden in der Heckerſchen Broſchüre enthalten ſeyn. Das Reſultat war indeſſen die völlige Auflöſung der Freiſchaar.

Dieſe Nachricht traf uns wie ein Donnerſchlag, weil uns dadurch alle Hoffnung auf Waffen und Munition verloren ging. Da ſaßen wir nun, umgeben von feindlichen Truppen, verlaſſen von denen, die uns hergerufen, wüthend über Struves Unklugheit und die Feigheit der Bauern. Heiliger Gott! hätten wir 3500 Bewaffnete und darunter 800 Scharfſchützen gehabt, wie ſie, ich glaube wir wären frank und frei durch ganz Baden marſchirt und hätten uns vor keiner Armee gefürchtet. Muth hatten unſere wackern Leute genug, aber leider keine Waffen. — Unſer Plan war bald gemacht. Hecker war mit ſeinen Leuten nach der Schweiz gegangen, und dort mußten wir auch Becker mit ſeinem Korps und die Trümmer der Siegelſchen Kolonne finden; wir entſchloſſen uns daher, uns nach der Schweizer Grenze zurückzuziehen, an irgend einem geeigneten Punkt über den Rhein zu gehen und uns mit den andern zu vereinigen. Da wir ſo ſchwach und von Tauſenden von Soldaten umgeben waren, konnte es uns gar nicht einfallen, ein Gefecht ſuchen zu wollen; im Gegentheil machten wir es uns zur Aufgabe, das Militär ſo viel als möglich zu vermeiden. — Dieß war aber äußerſt ſchwierig, da dieſes uns aufſuchte, und wir konnten nur zum Ziele gelangen, wenn wir Wege einſchlugen, auf denen Militär nicht zu marſchiren pflegt. Wir beſchloſſen daher nach Zell zu gehen, und zwar gerade über den viertauſend Fuß hohen Belchenberg.

(Fortſetzung folgt.)

Die lezte Nacht der Girondiſten.

(Fortſetzung.)

Doch ach, im Streit entfeſſelter Gewalten,
Mit Pfaff und Adel hier im Vaterland,
Mit fremder Herrſcher eigenſücht'gem Schalten,
Die rings entfacht des Krieges wilden Brand,
Wie mochten da die Zügel feſt ſie halten
Der Mäßigung in liebreich milder Hand,
Sie, groß in Lichtgedanken, groß im Wort,
Doch nicht geſtählt für rückſichtsloſen Mord!

Da galt es, Ambos oder Hammer ſeyn.
Sie wurden Ambos, um darauf zu ſchmieden
Ein Racheſchwert, als ob im Blut allein
Der Freiheit Reich zu gründen ſey hienieden,
Als ob im Schrecken und Gewitterſchein
Gedihe nur der Liebe Gottesfrieden.
Darum willkommen hießen ſie den Tod,
Der Opferehr' und Leiderlöſung bot.

Da waren Viele noch ſo jung, ſo jung,
Und mußten ſterben, möchten Kuß' und Sang,
Und Saitenſpiel und Schlachtbegeiſterung,
Und ſcherzten ob dem ernſten ſchweren Gang.
So fallen Blumen noch als Huldigung
Auf einen Sarg, den bald mit dumpfem Klang
Die Scholle deckt; ſie modern in der Gruft,
Und Niemand athmet ihren ſüßen Duft.

Doch Briſſot rief: „Weh mir, daß ich es ahne,
Das Volk zerbricht ſich ſelbſt den Herrſcherſtab!
Wie nun es pflückt mit grauſig finſterm Wahne
In uns des Vaterlandes Blüthen ab,
Wird es verlaſſen die geweihte Fahne,
Die ihm den Sieg, den Freiheitsfrühling gab.
O wie viel Blut in immer neuen Güſſen
Wird unſres wegzuwaſchen ſtrömen müſſen!"

Und Schmerz umwölkte jedes Angeſicht.
Da ſprach Vergniaud: „Er iſt zu alt geweſen,
Der Baum, den wir gepfropft, er ſtürzt und bricht.
Doch Robespierre, der ihn fällt, iſt nicht erleſen
Zu größerm Glück als wir; es kann noch nicht
Zu neuem Leben unſer Volk geneſen.
Ach es ward allzuſehr als Kind erfunden,
Schlägt mit dem eignen Recht ſich tiefe Wunden!

„Ja, wie ein Kind nach ſeinem Steckenpferde,
Wird es zurück nach ſeinen Kön'gen greifen.
Noch iſt es eine willenloſe Heerde
Und muß der Selbſtkraft erſt entgegenreifen;
Und uns, zu früh geboren auf der Erde,
Wird für die Nachwelt man zum Tode ſchleifen.
Wir in Paris, wir träumten uns in Rom,
Doch unſer Grab wird ſtehn im Freiheitsdom.

Denn Sturmnoth zeitigt ſchnell des Volkes Muth,
Wie oft das Haar erbleicht in einer Nacht,
Und warm genug iſt unſrer Herzen Blut,
Daß es das Land der Freiheit fruchtbar macht.
So wollen wir der Zukunft heilig Gut
Den Brüdern weih'n, und ſey zum Tauſch gebracht
Dem Vaterland der Hoffnung Morgenroth
Für das, was es uns beut, für unſern Tod!"

Und ſchweigend wieder ſaß die Tafelrunde,
Doch die Gedanken ſtiegen himmelwärts.
„Was thun wir morgen wohl zu dieſer Stunde?"
So klang ein Ton von leichtgeſinntem Scherz,
Ein ſchweres ernſtes Wort aus Ducos Munde.
Da griff ein Jeder an das eig'ne Herz.
„Die Elemente, die ſich freundlich trafen,
Sie ſcheiden ſich in uns, wir werden ſchlafen."

So meinten Männer, die den Preis des Lebens
Hinwarfen muthig um die Ewigkeit
Nur der Gedanken ihres Jugendſtrebens,
Die Seele ſelber ſey dem Nichts geweiht.
Doch vor dem Nichts kein Zeichen des Erbebens:
Sie ſind zum Leben wie zum Tod bereit.
Stets feierlicher pochen ihre Worte
Laut an der dunkeln ungewiſſen Pforte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Journalweſen.

Auch das Journalweſen hat eine Zeitlang den Buchdruckern ſtarke Beſchäftigung gegeben, und es hält bereits ſehr ſchwer, ein genaues Verzeichniß der vielen Tageblätter zu bekommen, welche ſeit Ende Februars in Paris erſchienen ſind. Manche haben freilich nur ein ſehr kurzes Daſeyn gehabt, und einige ſollen nur ein- oder zweimal erſchienen ſeyn, weil ſie ohne Vorſchuß oder Kapital begonnen hatten und der Ertrag die Koſten

nicht einbrachte. Manche Drucker oder ſelbſt Druckergehülfen nahmen ihre abgenüzten Lettern, oder mietheten dergleichen, und begaben ſich dann an den Druck eines Tageblattes, das ihnen ein armer Schlucker aus dem Heer der brodloſen Autoren zuſammenſtoppelte. Sezten die Ausrufer, deren Zahl ſich ungeheuer vermehrte, ſo viel von den Blättern ab, als nöthig war um den Druckern einigen Gewinn abzuwerfen, ſo fuhren ſie fort, wo nicht, ſo hörten ſie auf. So erſchien und verſchwand eine Unzahl von Blättern, die meiſt erbärmlich geſchrieben waren, und deren man ſich jezt ſchon kaum mehr erinnert. Von der Journaliſtik dieſes Frühjahrs ließen ſich drolligte Anekdoten erzählen. Aus dem vor einigen Tagen der Nationalverſammlung erſtatteten Berichte geht hervor, daß Ledru-Rollin von der berüchtigten Madame Dudevant ſeine demagogiſchen Bulletins de la république ſchreiben ließ, welche an den Straßenecken angeſchlagen wurden. Bekanntlich ſind ſeit dem Aufruhr im Juni die wüthendſten demagogiſchen Tageblätter einſtweilen ſuſpendirt, unter andern »le Peuple constituant« des immer leidenſchaftlicher werdenden Abbé Lamennais. Sein Kollege, der Abbé Lacordaire, der ſich klüglich aus der Nationalverſammlung zurückgezogen, wo ſeine Mönchskutte ein Gegenſtand des Spottes war, hat ebenfalls ein Blatt begonnen, »l'Ere nouvelle;« daſſelbe iſt gemäßigt und vernünftig, erregt aber wenig Aufmerkſamkeit. Einen außerordentlichen Verluſt hat Emile Girardin durch die plözliche Suſpendirung ſeines Blatts, »la Presse,« erlitten, das, wie man ſagt, zulezt zu 80,000 Exemplaren gedruckt wurde, wovon jedoch ein Theil bloß ein Auszug des Blattes auf einem halben Bogen war und Abends zu einem Sou verkauft wurde. Die ältern großen Tageblätter, Journal des Débats, Constitutionnel, Siècle und andere, ſind trotz ihrer Oppoſition zu gewandt, als daß ſie ſich einer gerichtlichen Klage oder einer Suſpendirung ausſezen ſollten. So eben hat nun die Nationalverſammlung das vorgeſchlagene Dekret hinſichtlich des Journalweſens berathen. Die Zeitungskaution wurde in der Tagespreſſe hart angefochten; man hat aber vor dem lezten Aufruhr die Wirkung der für das Volk geſchriebenen Winkelblätter geſehen, in denen wüthende Demagogen declamirten, welche nichts zu verlieren haben, und denen nichts daran gelegen iſt, ob ihre Aufſätze zu einem Aufruhr reizen oder nicht. Alle Vernünftige mußten die Wiedereinführung der Kaution dringend wünſchen. — So zweifelhaft auch das Schickſal der Tagesliteratur war, bevor die Nationalverſammlung die Zeitungskaution angenommen oder verworfen hatte, ſo hinderte dieß doch keineswegs das Erſcheinen neuer großer Blätter, zu denen man irgend einen berühmten Schriftſteller zu werben ſuchte. So gab Victor Hugo ſeinen Namen zu einem Blatt, »l'Evénement,« und Alphonſe Karr, welcher wahrſcheinlich ſeine Heftchen, les Guêpes, aufgegeben hat, den ſeinigen zu dem kurzweg »le Journal« genannten Blatt her. Im Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe, beginnt nun eine neue Periode in der Pariſer Journaliſtik, indem die Nationalverſammlung das Prinzip der Zeitungskaution angenommen hat. Dz.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Das Parlament.

Man kann nicht läugnen, daß die ultraradikale oder republikaniſche Partei eine ſehr kleine iſt und ſich neuerdings bei allen wichtigen Beſchlüſſen in ſchäumender Brandung an dem Felſengeſtade der Rechten bricht. In dieſer Wahrnehmung liegt vielleicht eine große Gefahr für die andere Seite, ſich zu Uebergriffen verlocken zu laſſen, welche aber nur zum Vortheil der Partei der unaufhaltſamen Bewegung ausfallen dürften; denn nicht unbedeutend iſt die Anzahl derer, welche aus Rechtlichkeit zuwarten und eine verſöhnende Ausgleichung anbahnen wollen. Kommt man ihnen darin nicht entgegen, ja ſollte ſich ihnen, was Gott verhüte, wohl gar böſer Wille und Verhärtung zeigen, ſo würden ſie, nun das Ihre mit Zuwarten gethan iſt, ſich entſchieden und für immer jener kleinen zum Handeln rückſichtslos entſchloſſenen Schaar, hinter welcher ein großer Theil des Volks ſteht, zugeſellen, und ſomit den Ausſchlag geben.

Ich fahre im Programm der Woche fort. — Freitag brachte die 24,000 Gulden des Parlamentspräſidenten und eine Ueberſchwemmung von ſchleswig-holſteinſchen Reden, denen ſich, weil man nun einmal in Neptuns Reich war, auch die Donauſchifffahrt anzuſchließen ſuchte. Sonnabend führte die Welſchtyroler auf die Tribüne, unter welchen Prato, einer der Antragſteller für Entlaſſung der Bezirke von Roveredo und Trient, durch ſeine eigene gebrochene deutſche Mundart negativ in eindringlichſt überzeugender Art für ſein und ſeiner Landesgenoſſen Wünſche ſprach. Wir lernten dabei tüchtige Leute kennen und hatten Gelegenheit uns in geſchichtlicher und geographiſcher Beziehung zu bilden. Es wurde einem doch ein wenig warm und ſtolz um das Herz, wenn hin und wieder auf der deutſchen Rednerbühne die Muſik eines italieniſchen Worts erklang. Das hatte etwas Großes, Geſchichtliches, und wenn Raumer dann von den Hohenſtaufen ſprach, und von dem Lande jenſeits der Alpen, wo die Waffen unſerer Kaiſer glänzt, wenn Radowitz durch ſeine Erſcheinung wie durch ſein Wort würdig das deutſche Kriegerthum vertrat, ſo konnten ſolche Momente den Eindruck nur noch erhöhen, von dem wir uns freilich für's erſte nicht allzuſehr berauſchen laſſen dürfen. Wurde doch ſogar der alte Jahn hingeriſſen, das ſchöne Ziegenland Iſtrien und ſein Wappen, eine Ziege, mit einigen Worten zu feiern, aber in ſeiner heraldiſchen Begeiſterung bald durch den Reichsminiſter Heckſcher gedämpft, welcher nüchtern bat, im Intereſſe der Angelegenheit die Erörterungen noch vertagen zu dürfen.

Erzherzog Johann wohnt jezt nicht mehr im Hôtel de Ruſſie, ſondern ländlicher und freier vor dem Bockenheimer Thor. Frau von Brandhof empfängt in den Vormittagsſtunden alle Damen und Herrn, die ihr aufwarten, und der Reichsverweſer ſoll es gern ſehen, wenn man ſeine Gemahlin beſucht. Frau von Weſſenberg iſt als Freundin, nicht als Ehrendame zur Geſellſchaft bei ihr und hilft ihr empfangen Alle, die der Frau von Brandhof vorgeſtellt wurden, rühmen ihre liebenswürdige und edle Einfachheit Die Damen treten in Morgentoilette bei ihr ein in den ganz häuslichen Salon, der vom gemüthlichſten Familienleben zeugt, und wo man auf einem Tiſche die Bleiſoldaten des Grafen von Meran bemerken kann.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 42.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 206. Montag den 28. Auguſt 1848.

Quia adhuc visus procul, et apparebit in finem, et non mentietur: si moram fecerit, exspecta illum, quia veniens veniet. Habacuc Propheta.

Zu Goethes neunundneunzigſtem Geburtstag.

Geiſter der Paulskirche.*

Inmitten der Debatten
Geſchah es jüngſt, daß mich
In kühlem Säulenſchatten
Der Schlummer überſchlich,
So ein geſundes Schläfchen,
Wie Kindern nur gelingt,
Indeß Mama von Schäfchen
Am Himmel ihnen ſingt.

Durch Nebelmeere ſchwimmen
Sah ich der Kirche Schiff;
Fern tönten Rednerſtimmen,
Gleich Seemannsruf und Pfiff;
Den weiten Raum umſchwebte
Allmählig Nacht und Ruh,
Die deutſche Fahne bebte
Im Luftzug ab und zu.

Auf einmal ſchlürfen Tritte
Am Boden hin von Stein;
Von rechts und links zur Mitte
Zwei Männer treten ein:
Der Eine groß und mächtig,
Schier wie man Kaiſer denkt,
Der Andre zart und ſchmächtig,
Das feine Haupt geſenkt.

Der Erſte, Arm' und Hände
Verſchlungen hinter ſich,
Geht längs der tönenden Wände
Mit Schritten mächtiglich,
Den Nacken aufgerichtet,
Im Haare einen Kranz,
Die Marmorſtirn umlichtet
Von wunderſamem Glanz.

Im Rund der Kirche ſendet
Er groß den Blick herum,
Nach links und rechts gewendet,
Die Lippe ernſt und ſtumm;
Am Seſſel unſres Gagern
Schien ſich in heller Spur
Sein Auge hinzulagern,
Allein ein Veilchen nur.

Dann ſchritt er langſam weiter,
Der Mitte wieder zu,
Nicht finſter und nicht heiter,
In unbewegter Ruh;
Doch war's, als hätt' er gehend,
Halb ſiegend, halb beſiegt,
Bewundernd und verſtehend,
Den Joviskopf gewiegt.

Der Zweite drauf, der Kleine,
Wie eilte der herbei!
Wie flog mit Blitzesſcheine
Sein Auge wild und frei,

* Dieſes Gedicht legt als Weihgeſchenk zum 28. Auguſt 1848 zu Füßen des Goethe-Standbildes in Frankfurt a. M. nieder

Franz Dingelſtedt.

Wie hob ſich die gebrechliche,
Die ſchwache Bruſt ſo ſtolz,
Indeß das unausſprechliche
Lächeln im Munde ſchmolz!

Er ſchwang in haſtigem Satze
Sich links auf eine Bank,
Wo er — auf Ruges Platze! —
Ich kannt' ihn, niederſank.
Doch ſaß er kaum, ſo ſprang er
Urplötzlich hoch empor;
Ein Seufzer ſtieg, ein langer,
Aus ſeiner Bruſt hervor.

Erzürnt, enttäuſcht, beklommen,
Verließ er jenen Ort;
Nicht raſch, wie er gekommen,
Nein, langſam ging er fort.
Es war, als hätt' er gehend,
Durch Mißverſtand beſiegt
Und ſelbſt nicht mehr verſtehend,
Das edle Haupt gewiegt.

Und in der Kirche Mitte,
Von allen Seiten frei,
Begegnen ſich die Schritte,
Die Blicke jener Zwei.
Sie ſtutzen, ſtaunen, ſtehen,
Sie ſehn ſich an, ſind ſtumm,
Sie wollen weiter gehen,
Und — kehren Beide um.

Es ſäuſeln ſanfte Töne
Bis in ihr Herz hinein:
„Derſelben Mutter Söhne,
Wollt Ihr nicht Brüder ſeyn?
Geſchehn iſt, was Ihr ſahet, —
Was Ihr geirrt habt, ſchwand,
Und die Erfüllung nahet
So Euch wie Eurem Land.

„Der Adler wiegt ſich wieder
Im freien Element;
Die Schranken ſtürzen nieder,
Auch die, die Euch getrennt:
Hirſchgraben, Judengaſſe,
La Chaiſe und Fürſtengruft —
Was ſind ſie? Schatten, blaſſe,
Verweht in Morgenluft!

„Erkennt, verklärte Geiſter,
Den Tempel, den Ihr ſchaut,
An dem auch Ihr als Meiſter
Geſchafft habt und gebaut!

Der Genius Deutſchlands bin ich,
Und mit dreifarb'nem Band
Umflecht' ich feſt und innig
Euch Beiden Herz und Hand!"

Da quoll die Morgenröthe
Durch's Fenſter voll und warm,
Und jubelnd rief es: Goethe
Und Börne, Arm in Arm!!
Vom Nahen und vom Weiten
Erbrauste durch das Haus
Der Zuruf aller Seiten
Und donnernder Applaus.

Als ich davon erwachte,
Des Wirklichen bewußt,
Umſtrahlte mich der achte
Und zwanzigſte Auguſt.
Der großen Doppelſendung,
Die ſo verſchieden war,
Verſöhnung und Vollendung
Im Traume ſah ich klar!

Goethe's geognoſtiſche Anſichten.

Kaum bieten ſich irgendwo zwei entſchiedenere Gegenſätze dar, als in Goethe's Anſichten über die Entſtehung der Farben, von welchen wir in dieſen Blättern (Nr. 209, 1847) eine Darſtellung verſuchten, und denen, die für den heutigen Tag der Gegenſtand unſerer Betrachtung ſeyn ſollen. War Goethe dort als ein entſchiedener, mit dem Alten und Hergebrachten brechender Kämpfer dem ſo lange in unbeſtrittener Herrſchaft thronenden Syſtem Newtons mit eingelegter Lanze und offenem Viſiere kühnlich entgegen getreten, ſo finden wir ihn dagegen als Geognoſten unabänderlich, ja mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Scheu alten, längſt verlaſſenen Hypotheſen hingegeben und gegen jede neuere Meinung ſeine Augen ängſtlich verſchließend, zur Beſtätigung des alten Erfahrungsſatzes, daß ſelbſt der begabteſte Sterbliche nicht in Allem gleich ausgezeichnet ſeyn kann.

Die Bergwerke in Ilmenau, als Weimariſches Beſitzthum, beſchäftigten Goethe lange und lebhaft, obgleich Voigt, der berühmte Kenner der Baſaltgebirge, weder ſeine geognoſtiſchen Anſichten, noch ſeine Kenntniſſe im Bergfache gelten laſſen wollte. Was über die Bildungsgeſchichte der Erdoberfläche in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Heften zerſtreut liegt und zu verſchiedenen Zeiten an das Licht des Tages trat, hat ſich der Billigung ächter Geologen auf keine Weiſe

zu erfreuen gehabt. Uns aber, die wir uns mehr an den Weiſen und Herzenskundigen halten, geben ſie Gelegenheit, auf einen Grundzug in Goethe's Charakter wiederholt aufmerkſam zu machen, der ihn freilich der jetzigen Zeitrichtung ſchwerlich empfehlen dürfte. Es iſt dieß das wohlthuende, herzerwärmende Gefühl der Pietät, das bei ihm in Leben und Schrift ſo entſchieden und achtunggebietend hervortritt.

Goethe war kein Kind der Revolution. Ihm ging der ſtille, ſchaffende, nie zerſtörende Gang der Evolution in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt über Alles. Eine Achtung für alles Würdigbeſtehende, Geprüfte und Erprobte, ein Widerwille gegen alles zerſtörende, oppoſitionelle und negirende Wirken, eine Abneigung gegen alles Gewaltſame und Sprunghafte, ein Abſcheu gegen alles Revolutionäre ſpricht ſich bei ihm unumwunden aus. Die ſtufenweiſe Erziehung und Ausbildung des Menſchengeſchlechts zum Guten und Beſſern, das war ſein Ziel, das ſein Streben in Schrift und That. „In hundert Jahren werden wir Menſchen ſeyn," war eines ſeiner Lieblingsworte.

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, von Seiten der Sittlichkeit betrachtet, uns allerdings nöthigen, ihr eine Art von radikalem Böſen, eine ſogenannte Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern — und dieß ſind Goethe's, des großen Herzenskenners eigene Worte — ſo fordern wieder andere Aeußerungen derſelben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit, und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſe Tugend, im Menſchenherzen gepflegt und ausgeübt in das Leben tretend, nennen wir mit den Alten Pietät, welche ſie als die Grundlage aller Tugenden betrachteten. Mächtig zeigt ſie ſich in dem Gefühle von Eltern zu Kindern, ſchwächer ſchon von Kindern zu Eltern. Sie verbreitet ihre ſegensvollen Einwirkungen von Geſchwiſtern über Bluts-, Namens- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Wohlthäter und Fürſten, Gönner und Lehrer, Freunde und Schützlinge, Diener und Thiere, ſomit gegen Grund und Boden, Stadt und Land, Staat und Vorgeſezte. Sie umfaßt alles und jedes, und indem die Welt ihr angehört, wendet ſie ihr Lezles und Beſtes dem Himmel zu. Sie allein hält der Eigenſucht das Gegengewicht; ſie würde, träte ſie durch ein Wunder augenblicklich und gleichzeitig in allen Menſchen hervor, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar, krank liegt.

Wie in der moraliſchen, galt Goethen auch in der phyſiſchen Welt die allmählige Bildung mehr als das plözliche, mit revolutionären Kräften hervorbrechende Umwälzen und jähe Neugeſtalten. Die großen Anſichten der Geognoſten in der Neuzeit über Verwerfung der Erdſchichten, plutoniſche Erhebungen, Temperaturzunahme beim tieferen Eindringen in den Erdkörper, Centralfeuer deſſelben u. ſ. w. berührten ihn auf eine unangenehme Weiſe. Feſt dem alten neptuniſchen Syſteme anhängend, das die Entſtehung unſerer Erdrinde dem allmähligen Niederſchlage aus dem Waſſer zuſchreibt, blieb er als entſchiedener Gegner des Vulkanismus, der die Erde als einen im Feuer aufgelösten, allmählig erkaltenden Körper betrachtet, hinter den Anforderungen der Gegenwart zurück. Schon in ſeinen früheſten Xenien macht er ſeinem Unmuth durch die bekannten Diſtichen Luft:

Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen, ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.

Mineralogiſcher Patriotismus.

Jedermann ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klinget nicht ſchlecht: hier iſt vulkaniſch Gebirg.

Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder in's alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

In unveränderter Geſinnung ſchreibt er in ſpäteren Jahren an Wilhelm von Humboldt: „Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchſt dankbar geworden; denn obgleich ſeine Anſicht der geologiſchen Gegenſtände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralſyſtem ganz unmöglich wird, ſo hab' ich mit wahrem Antheil und Bewunderung geſehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zuſammenhängt und mit der ungeheuern Maſſe ſeiner Kenntniſſe in Eins greift."

Bis an das Ende ſeiner Tage bleibt er dem neptuniſchen Syſtem conſequent ergeben. Man findet ſeine unveränderten Grundſätze in jener klaſſiſchen Walpurgisnacht (Fauſt, 2. Theil), beſonders in dem Geſpräche zwiſchen Thales und Anaxagoras niedergelegt:

Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen,
Alles wird durchs Waſſer erhalten;

und zum Schluſſe:

Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt, —
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's, der das friſcheſte Leben erhält!

Möchte man hier Goethen mit Recht einer gewiſſen Starrheit beſchuldigen, die gewiſſermaßen dem Gegenſtande, mit dem er ſich beſchäftigt, gleichartig erſcheint, ſo verſöhnt man ſich wieder mit ihm, wenn man die höchſt geiſtreiche Anſicht erwägt, die er von dem Einfluſſe der Gebirge auf den Zuſtand der Atmoſphäre äußert. Auch hier erblickt man wieder den freien Sohn der Natur, der an ihren wechſelnden

Gegenſtänden unmittelbar ſein geiſtiges Auge übt. Seine häufigen Reiſen und Wanderungen in Gebirgen und Gebirgsländern nöthigen ihn zu der Betrachtung, daß man auf dem flachen Lande gutes und ſchlimmes Wetter empfängt, wenn es ſchon fertig geworden, im Gebirge aber bei ſeinem Entſtehen gegenwärtig iſt. Wie er ſich einen Urtypus im Thierreiche, eine Urpflanze in der Vegetation erdacht, ſo conſtruirt ſich ſeine Anſchauungsweiſe das Entſtehen des Wechſelhaften in der Atmoſphäre, und ſelbſt in den Schwankungen und Wandelbarkeiten der meteoriſchen Vorgänge ſucht er ein feſtes Geſetz, nach dem ſie wohl ſtattfinden könnten. Den Gebirgen räumt er in dieſer Hinſicht einen bedeutenden Einfluß auf den Zuſtand des Dunſtkreiſes ein. Nicht die Bethöhe allein macht ihm Klima und Witterung, ſondern die Bergreihen, und zwar beſonders jene, welche die Länder von Morgen nach Abend durchziehen. Wir halten dieſe Erhebungen der Erdſchichte für todt, weil ſie erſtarrt ſind, wir glauben ſie unthätig, weil ſie ruhen. Dagegen ſehen wir die Atmoſphäre in einem ſteten Wechſel, in einer ſteten Veränderung und Bewegung begriffen. Wir ſehen die Gipfel der Berge bald im Sonnenſchein glänzen, bald von Nebel umzogen, von Wolken umlagert, von Regen gepeitſcht, von Schnee bedeckt, und ſchreiben alle dieſe mannigfachen Veränderungen allein der Atmoſphäre zu.

Nach Goethe unterrichtet uns aber der weite und zarte Dunſtkreis nur von jenen ſtillen Wirkungen, die unſern Augen unſichtbar im Innern der Erde vorgehen. Die Maſſe der Erde überhaupt und beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten üben eine ſtille und geheime Wirkung auf die Luft aus. Dieſe aber iſt keine beſtändige, ſich ſtets gleich bleibende Anziehungskraft; vielmehr herrſcht in ihr ein gewiſſes wechſelndes Pulſiren, ſo daß ſich dieſe Attraktion bald vermehrt, bald vermindert. Vermindert ſich die Anziehungskraft der Erdoberfläche, ſo deutet die verringerte Elaſticität der Luft dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre vermag die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilte Feuchtigkeit nicht mehr zu tragen. Die Wolken ſenken ſich, der Regen ſtürzt nieder und Regenſtröme ziehen dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirge ſeine Anziehungskraft, ſo ſtellt ſich alsbald die Elaſticität der Luft wieder her und es zeigen ſich zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr wie zweite Gipfel über ſich, bis ſie, durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen. Auf den Ueberreſt wirkt ſodann die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. So ſah Goethe auf dem Brenner das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich. Vom Abendroth beleuchtet, hing ſie um den ſteilſten Gipfel. Langſam ſonderten ſich ihre Enden ab; einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben, dieſe verſchwanden, und ſo verſchwand allmählig die ganze Maſſe und ward vor ſeinen Augen wie ein Rocken von einer unſichtbaren Hand im eigentlichſten Sinne des Wortes abgeſponnen.

Was Goethe auf dieſe Weiſe über den Einfluß der Erdrinde auf den Luftkreis ſchon frühe und ahnend geſchaut, das haben ſpätere Meteorologen weiter ausgeführt. Kaempz ſchreibt in ſeinem 1830 erſchienenen Lehrbuche der Meteorologie ebenfalls der Erdrinde einen bedeutenden Einfluß auf die Atmoſphäre zu. Im Verhältniß zu ihrer Stärke muß ſich eine elektriſch-magnetiſche Atmoſphäre bilden, da nach den Geſetzen der Phyſik zwei nicht gleichartige Körper bei ihrer Verbindung Elektricität erregen, und mit dieſer ſind Magnetismus und chemiſche Prozeſſe auf das innigſte vereint. Alle Prozeſſe im Innern der Erde müſſen daher auch einen Reflex auf die Atmoſphäre ausüben. Ihre Contraktion und Expanſion, ihre verſchiedenen Wärmegrade, ihre Schwere und Dichtigkeit werden ſich nach den veränderten Bedingungen in der Erdrinde ſelbſt richten.

Man kann bei Goethe mit Wahrheit behaupten, der ächte Dichter ſey der erhabenſte Prieſter der Natur, da in ſeinem Buſen die heilige Gabe der Divination lebt. Wie mit den eben berührten meteorologiſchen Anſichten, ſo erging es ihm mit ſeinen oſteologiſchen Unterſuchungen. Das von ihm aufgeſtellte Prinzip der Einheit, ſowohl in den animaliſchen als vegetabiliſchen Geſchöpfen, errang ſich, wiewohl erſt ſpät, bei den Naturforſchern vom Fach, ſowohl in Deutſchland als in Frankreich, den Sieg; eine Genugthuung, die nicht wenig dazu beitrug, die lezten Lebensjahre des Unſterblichen zu erheitern. Wer mag es ihm verdenken, wenn er bei dem Erſcheinen von Carus Handbuch der Zootomie im frohen Bewußtſeyn des von ihm in dieſem Fache Geleiſteten ſeinem treuen Heinrich Meyer die Worte ſchreibt: „Ich für meine Perſon habe dabei die Zufriedenheit, daß meine alten Ideen ſich täglich mehr beſtätigen und der Einfluß meiner Arbeiten auf die Wiſſenſchaften nach und nach anerkannt wird.“

War es ſeine innige Ueberzeugung, daß man, wie er es ebenfalls dem bewährten Freunde mittheilt, entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, ſo iſt das erſte Loos wahrhaftig nicht ſeiner Jugend, das zweite auch ſeinem Alter auf keine Weiſe zu Theil geworden. Die gerechteſte Würdigung aber wird dem Unſterblichen erſt die entfernte Nachwelt zu Theil werden laſſen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 207. Dienſtag den 29. Auguſt 1848.

Ame! qui donc es-tu? flamme qui me dévore,
Dois-tu vivre après moi? dois-tu souffrir encore?
Hôte mysterieux, que vas-tu devenir?

Lamartine.

Die lezte Nacht der Girondiſten.

(Fortſetzung.)

Ducos hub an: „Es herrſcht in ew'gem Walten
Ein einig Weſen, das in Allem ſchafft;
Der Dinge Wechſelſpiel iſt ſein Entfalten,
Ihr Wechſelwirken ſeiner Liebe Kraft.
In dieſem Bande ſind auch wir gehalten,
Wie ſich kein Sandkorn je der Erd' entrafft;
Es ſchweben durcheinander hin die Sterne,
Und in der Nähe webt und lebt die Ferne.

„In dieſem großen Weltmeer eine Welle
Vom Sturm emporgetrieben bin auch ich;
Stets wallt empor die unerſchöpfte Quelle,
Stets zieht die Fluthen ſie zurück in ſich,
Und auf und ab wogt unbegreiflich ſchnelle
Geſtaltung und Verwandlung ewiglich.
Es rinnen in einander Well' und Welle,
Doch Eines bleibt, und Eins iſt Meer und Quelle.

„Sieh' an das Sterben, willſt du es beſiegen:
Ein neuer Aufgang iſt der Untergang.
Bald werd' ein Adler ich in Lüften fliegen,
Als Lerche ſingen freud'gen Morgenſang,
Als Roſe mich an grünem Zweige wiegen,
Als Eiche rauſchend ſtehn am Felſenhang.
Wer läge da in ehrnen Todesbanden?
Leer iſt das Grab und Jeder auferſtanden!

„Und was die ganze Menſchheit je begonnen,
Das wirkt noch heut in unſern Herzen fort,
Und ſchimmern wird im Glanze ſpätſter Sonnen,
Was Großes wir gewollt in Werk und Wort.
Das iſt die Ausſicht auf des Himmels Wonnen,
Das Eins und Alles iſt der Gnadenhort.
Die Leier bricht, die Saiten ſind zerſprungen,
Doch war ihr Ton für immerdar erklungen."

Fonfrède umſchlang den Freund mit weichem Arm
Und ſprach zu ihm: „Von ewigen Ideen
Iſt dir der Geiſt ſo voll, das Herz ſo warm,
Und die ſie trägt, die Seele ſoll vergehen?
Dein Selbſtbewußtſeyn ſiehſt du ſonder Harm
Im Hauch des Winds, im Blüthenduft verwehen?
Was Unvergängliches vermag zu zeugen,
Das kann ſich nie in's Joch des Todes beugen.

„Auch iſt die Seele nicht die Harmonie,
Die aus des Körpers Saitenſpiel ertönet,
Das Haus des Leibes hat ja ſelber ſie
Aus Staub erbaut, mit Himmelslicht verſchönet;
Sie dichtet erſt die Lebensmelodie,
Wenn ſie den Stoff mit Formenreiz bekrönet;
Denn ohne Bildnerkraft wird kein Gebild,
Und für den Krieger nur iſt Schwert und Schild.

„Das iſt ein raſtlos Kommen und Verſchwinden,
Doch bleibt der Mittelpunkt unwandelbar,
Das Neue ſtets dem Alten zu verbinden,
Und die Geſtalt erhält ſich immerdar.

Wer lehrt das Blut verſchlungne Wege finden?
Wer lenkt und leitet der Atome Schaar,
Daß da und dort mit innigem Genügen
Sie ſich gegliedert in einander fügen?

„Das iſt die Seele, Freund, das iſt das Ich,
Das iſt dein Selbſt; und außen mag und innen
Die Woge rauſchen, und veränderlich
Mag neues Fühlen, Lieben, Denken, Sinnen
In aller Elemente Wechſel dich
Ergreifen und Geſtalt in dir gewinnen:
Du biſt's, der einig Jegliches durchdringt,
Sich eigen macht und frei zuſammenſchlingt.

„Und ſo das Erſte wird ſie auch das Lezte,
Das Unvergängliche die Seele ſeyn;
Wann Gott in andre Welten ſie verſezte,
Geht ſie ein friſches Bau'n und Bilden ein,
Und was ſie hier betrübte, ſie ergözte,
Das wird auch dort ſie jammern und erfreu'n.
Was Eines iſt, wer könnte ſolches trennen?
Drum laß uns kühn die Ewigkeit bekennen!"

(Fortſezung folgt.)

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſezung.)

Vor Tagesanbruch ſtand ich auf und zog mich an; aber meine armen Füße waren mit ſchmerzhaften Blutblaſen überdeckt; es war eine abſolute Unmöglichkeit, in meine Pariſer Stiefeln zu kommen, und andere hatte ich nicht, denn wenn der von Börnſtein zurückgeſchickte Bote auch deſſen Nachtſack gebracht hatte, ſo war und blieb mein Paket verſchwunden, mit ihm die zwar ſchlechten, aber bequemen Schuhe. Ich hätte mich zu Herrn von Löwenfels auf den Invalidenwagen ſetzen müſſen, wenn mir nicht eine meiner Ordonnanzen, die zwei Paar weite Schuhe beſaß, ein Paar gegeben hätte. Ich biß die Zähne zuſammen und fuhr hinein. — Als ich in die Wache trat, meldete mir der Kommandant, daß während der Nacht von Todtnau her Leute mit einer Laterne ſich genähert, aber beim Anruf des Poſtens die Flucht ergriffen hätten. Der Poſten habe Feuer gegeben, die ausgeſchickte Patrouille aber weiter nichts Verdächtiges entdecken können. — Ich ließ um vier Uhr Generalmarſch ſchlagen, allein es dauerte länger als anderthalb Stunden, ehe die Leute beiſammen waren, von denen viele über eine halbe Meile vom Hauptquartier lagen. Wir marſchirten endlich ab und ſchlugen denſelben Weg ein, den wir Tags zuvor gegangen waren, dießmal aber auf der Landſtraße.

Am Fuße des Berges angelangt, ſahen wir eine Menge Nachzügler und den Gepäckwagen den andern Weg herabkommen und hielten, um uns mit ihnen zu vereinigen. Ein Viertel der Mannſchaft war indeſſen noch weit zurück, und da wir ſie zu verlieren fürchteten, wenn wir ohne ſie abmarſchirten, machten wir auf einer Höhe abermals Halt, um ſie zu erwarten.

Das Wetter konnte für einen heimlichen Marſch nicht günſtiger ſeyn; denn ehe wir auf dieſe Höhe gelangten, fiel ein ſo dichter Nebel, daß wir die nächſten Thäler nicht erkennen konnten. Ohne ihn hätte man uns Stunden weit geſehen und dann bequem Zeit gehabt, die Päſſe zu verlegen. — Der naßkalte Nebel erkältete aber unſere durch das Steigen erhizte und leicht bekleidete Leute durch und durch, ſo daß das Warten auf dem hohen Punkte gefährlich war; wir marſchirten daher langſam weiter, und nachdem wir ein Thal durchſchnitten hatten, begannen wir den vor uns liegenden Belchen zu erſteigen. — Da der Wagen uns nicht folgen konnte, wurden die Pferde ausgeſpannt und die Bagage getragen. Frau Herwegh ſtieg auf das eine der Pferde; Herr von Löwenfels zog es vor, die Schultern eines kräftigen Burſchen zu beſteigen. Mit großen Augen ſah ich vom Berge herab dieſe burleske Reiterei, welche bei unſern Leuten große Heiterkeit erregte. Herwegh marſchirte mit uns. Ich befand mich mit dem Führer bei der Avantgarde. Der Weg war ſehr beſchwerlich und wurde es immer mehr, je höher wir hinauf kamen. Bald geriethen wir in den Schnee und ſanken oft bis an die Knie hinein. Die Nachfolgenden hatten es bequemer.

Das Wetter hatte ſich aufgehellt und wir ſahen eine wildromantiſche, höchſt eigenthümliche Landſchaft vor uns, in welcher die Schneeflächen mit den grünen Thälern wunderlich kontraſtirten. Menſchen ſchienen nicht oft hieher zu kommen und zu meinem Erſtaunen fand ich auf unſerem Weg eine Fährte, welche mit der eines Wolfes die größte Aehnlichkeit hatte. — Da wir einen ſogenannten Gänſemarſch machen mußten, war unſere Linie ungeheuer lang und wir mußten jeden Augenblick halt machen, theils um uns etwas zu erholen, theils um die Arrièregarde herankommen zu laſſen. — Den Gipfel des Berges ließen wir rechts liegen und marſchirten auf den ſchmalen Felſenwegen die Halde entlang. Die lachende Ausſicht auf das ſchöne badiſche Land erhob die Herzen unſerer Leute; allein mir war ſie gar nicht angenehm, da man von allen benachbarten Ortſchaften unſern Marſch beobachten konnte. Schönau lag uns unangenehm nahe,

und wenn das Militär dort aufpaßte, konnte es uns den Weg in das Wiesenthal mit Bequemlichkeit verlegen.

Die Bergwasser, welche wir auf unserem Wege durchwaten mußten, erschienen warm gegen den Schnee, der die Füße der armen Leute völlig erstarrte, da ein großer Theil Schuhe anhatte, aus denen die bloßen Zehen heraus sahen. — Sie unterhielten sich damit, Felsstücke den Berg hinunter rollen zu lassen, und einige waren so übermüthig, daß sie auf einen unglücklichen Hasen und einen Häher schossen, die ihnen in den Weg kamen. Sie erlegten ihr Wildpret, allein ich nahm die Schüsse sehr übel und Börnstein hob bedeutungsvoll den Finger und sang sein altes Lied: „Sehen Sie, die Leute haben keine Patronen!“

Die frische Bergluft machte Allen guten Appetit; aber wir hatten nichts zu essen und fütterten die Leute einstweilen mit dem Versprechen, daß sie im nächsten Dorf im Thal frühstücken sollten. Als wir endlich dort ankamen, war nur wenig aufzutreiben, und da die Hälfte nichts zu essen bekam, brach allgemeine Unzufriedenheit, ja eine förmliche Rebellion aus. Ich habe in meinem Leben nicht so viele und so energische Reden gehalten als an diesem Tage; aber gewöhnlich machen Reden auf Hungrige geringen Eindruck. Ein ganzes Bataillon weigerte sich weiter zu marschiren und es regnete Vorwürfe von allen Seiten. — Da ich den Aufenthalt in diesem Dorfe für gar nicht ersprießlich hielt, ließ ich endlich Generalmarsch schlagen und die Avantgarde abmarschiren, was aber wenig half. Ich mußte wieder zurückkehren und noch einmal die Kunst der Ueberredung versuchen, was endlich die Folge hatte, daß das widerspenstige, hungrige Bataillon sich zu marschiren entschloß.

Im nächsten Dorfe gelang es uns indessen, einige Lebensmittel aufzutreiben, die ordentlich vertheilt wurden, so weit Ordnung bei diesem Sturm möglich war. Ueber der Sorge, die hungrigen Mäuler zu stopfen, vergaß ich mich, obgleich ich Erholung mehr als einer nöthig hatte. Auf meinen Theil wäre nichts gekommen, wenn mir meine Ordonnanzen nicht einige Lebensmittel in die Taschen gesteckt hätten. Dabei war auch ein delikates Stück Speck, welches ich in Ruhe zu verzehren gedachte; da kam aber ein Hungriger zu mir, der sich beklagte, daß er keinen Speck erhalten — und fort war die Hoffnung! Mit stoischem Gleichmuth reichte ich ihm den Inhalt meiner Tasche, der nach einigem Erröthen und einigen Umständen auch angenommen wurde. Ich dachte an Anekdoten aus dem Leben berühmter Feldherrn und war sehr zufrieden mit mir.

Ich erzähle diesen kleinen Vorfall nur, um unsere Noth zu charakterisiren. Jezt, da die Sache vorüber ist, erstaune ich darüber, mit welchen geringen Mitteln und unter welchen Umständen ein so schwieriges Unternehmen gewagt wurde. Hätte ich übrigens gewußt, daß noch so viel Geld vorhanden war, so hätte ich darauf gedrungen, daß man besser für die Nahrung der Leute sorgte. Herwegh hatte noch über 2500 Franken in Gold, wovon freilich 1900 sein Privateigenthum waren, aber unter solchen Umständen konnte das nichts ausmachen. Auch Börnstein hatte noch die Taschen voll. Ich meinte aber, wir hätten nicht viel mehr als die 180 Gulden, welche uns der als Bauer verkleidete Kassier der Siegelschen Kolonne, Herr Reuter, am Abend vorher in Wieden gegeben hatte, und die in Zell unter die Leute vertheilt werden sollten.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, als wir eine Stunde vor Zell anlangten. Einige Bauern brachten uns die Nachricht, dieses Städtchen sey vom Militär besezt; aber unsere Leute waren so müde und begierig nach einem guten Nachtquartier, daß sie sich dasselbe gern erkämpft hätten. Da Einige in der Kolonne aus der Gegend waren, ließ ich sie gehörig kleiden und schickte sie voraus, um Erkundigungen über das Militär und besonders über unsere Fouriere einzuholen, die einige Stunden vorausgegangen waren.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Die öffentlichen Zustände. — Theater. — Broschüren-Literatur.

Berlin war im Begriff ein stiller Ort zu werden, als die Anordnung des Reichskriegsministers und der Verfassungsentwurf der Herren Dahlmann, Beseler und Mittermaier die Leidenschaften wieder erweckten und Veranlassung gaben zu sehr ernstlichen Demonstrationen. Es war besonders der Entwurf, durch den sich die altpreußischen Herzen so tief gekränkt fühlten. Sie sahen Preußen im Geiste schon mediatisirt, und glaubten zur Rettung der „bedrohten Mutter“ aufs Rücksichtsloseste ihre

Stimmen erheben zu müſſen. Daß ihre Proteſte Gegenproteſte der deutſchen Partei hervorriefen, war natürlich. Allein man würde ſehr irren, wenn man glauben wollte, die preußiſche Partei wäre durch die deutſche beſiegt und die Nationalverſammlung in Frankfurt hätte auf die erſtere nun keine Rückſicht mehr zu nehmen. Die ehrenwertheſten Elemente der deutſchen Partei wollten ſich nur gegen die Uebertreibungen der preußiſchen erklären; in der Forderung, daß Preußen ſeine Selbſtſtändigkeit bewahre, ſtimmen ſie mit ihr überein, und wenn die Nationalverſammlung in der Centraliſirung Deutſchlands ſo weit ginge, daß von einem ſelbſtſtändigen Preußen nicht mehr die Rede ſeyn könnte, ſo würden dieſe Gegner gemeinſame Sache machen; die große Mehrzahl des Volks in den alten Provinzen würde gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung ſich erheben. Ich ſpreche dieß aus, weil ich glaube, daß die Verkennung der Wahrheit in dieſer Beziehung ſehr gefährlich werden könnte. Ich für meine Perſon würde es auch keineswegs beklagenswerth finden, wenn wir als deutſche Executivgewalt nicht einen Kaiſer, ſondern ein Direktorium erhielten, worin Preußen vertreten wäre, oder einen Präſidenten, aus den Fürſten auf wenige Jahre gewählt. Daß Deutſchland einig ſey und bleibe, dafür wird das Parlament ſorgen, dafür bürgt der Geiſt und die Beſtimmung der Nation. Die deutſchen Staaten müſſen zuſammen gehen, wenn ſie auch zum engſten Bunde nicht geſetzlich gezwungen ſind. Eben deßwegen könnten auch die Wünſche, die auf die verhältnißmäßige Selbſtſtändigkeit der einzelnen Staaten gerichtet ſind, erfüllt werden, ohne Gefahr für die Größe und Stärke des ganzen Vaterlands.

Die preußiſch-deutſche Frage iſt das Einzige, was uns in der letzten Zeit ernſtlich beunruhigend erſchienen iſt; gegen ſie trat alles Andere in den Hintergrund. Die ſpeziell preußiſchen Angelegenheiten ordnen ſich viel beſſer, als man Anfangs geglaubt hat. Die Berliner conſtituirende Verſammlung wird dem Lande eine Verfaſſung geben, mit welcher Fürſt und Volk zufrieden ſeyn können. Der Entwurf der Commiſſion iſt liberal im beſten Sinne des Worts, und wird als ſolcher von der großen Mehrheit des Volks anerkannt. Die Verſammlung wird, ſoviel ich höre, wenig an ihm ändern und ihn nur in einem und dem andern Punkte etwas conſervativer machen. Sie wird z. B., wenn auch die Adelsvorrechte, doch den Adel ſelbſt nicht abſchaffen und das ſuspenſive Veto des Königs in ein abſolutes verwandeln. Beides kann ſie ohne Gefahr für die Freiheit des Volks. Der Adel ohne Vorrechte wird Niemand mehr im Wege ſeyn; das abſolute Veto des Königs wird das Volk nicht beeinträchtigen, aus dem einfachen Grunde, weil davon, wie die Geſchichte lehrt, kein Gebrauch gemacht werden kann.

Das hieſige Theater geht ſeinen ſtillen Schritt weiter und erfreut ſich bei irgend bedeutenden Stücken guten Zuſpruchs, obwohl ſich in der Stadt und dem nahgelegenen Schöneberg Sommerbühnen etablirt haben, die ebenfalls hinlänglich beſucht ſind. Neuigkeiten ſehen wir indeſſen wenig. Für mich war neu: „Moriz von Sachſen“ von R. Prutz. Bekanntlich ging dieſes Stück vor mehreren Jahren hier über die Bühne, aber nur einmal; es wurde verboten, weil darin ein Hohenzollern vorkomme und noch dazu eine ſchlechte Rolle ſpiele, hauptſächlich wohl aber wegen ſeiner Freiheitstendenz und wegen der Rede, die der gerufene Autor in demſelben Sinne gehalten. In den Tagen der Freiheit mußte es natürlich wieder erſtehen. Es fand bei dem zahlreich verſammelten Publikum auf's neue großen Beifall, der Autor wurde wieder gerufen, hielt aber dießmal eine Rede zu Ehren der Beſonnenheit, der Geſetzlichkeit. So werden die „Gefährlichen“ von ehedem die Vertheidiger der Ordnung und des Geſetzes, und geben den Beweis, daß man den Deutſchen doch wohl Raum geben könne zur Freiheit. Das Stück ſelbſt ſchließt ſich in gewiſſem Sinne an Schillers Don Carlos an, es iſt ein ſubjektives hiſtoriſches Drama, in welchem die Hauptperſon ein ſehr modernes Pathos hat. Erfüllt von dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe und der Freiheit muß es aber auf das heutige Publikum ſeinen Effekt machen, um ſo mehr, als in den drei letzten Akten einzelne ſehr ergreifende Scenen vorkommen.

Vor einiger Zeit iſt hier bei Reimer eine Dichtung von O. F. Gruppe erſchienen, die mehr Beachtung verdient, als ſie in unſern politiſchen Tagen vielleicht finden wird. Sie führt den Titel „Königin Bertha,“ und behandelt die Geſchichte von Pipin und der Tochter des Königs Theodorich. Die bekannte Sage iſt in leichten, friſchen Reimverſen ſehr anziehend erzählt; in einzelnen Geſängen umweht uns ein Hauch von Poeſie, der heutzutage ſehr ſelten geworden iſt. Bertha erſcheint in ihrem Leid, ihrer Hingebung, ihrem Bangen und ihrer Seligkeit gleich lieblich; der junge Karl gewinnt unſer Herz durch die edle Offenheit und Kühnheit, die den Heldenſohn verräth. Ich geſtehe, daß ich bei dieſer Dichtung die Fragen des Tages auf's angenehmſte vergeſſen habe, und kann ſie zu ähnlichem Gebrauch Jedermann empfehlen. — Aus den hieſigen Preſſen ſind in der letzten Zeit wenig Bücher, aber neben Journalen und Plakaten viele kleine Broſchüren und Flugſchriften hervorgegangen. Beſonders thätig war in dieſer Hinſicht die Deckerſche Geheime Oberhofbuchdruckerei. In ihr erſchienen nach einander: Ueber die Reorganiſation des deutſchen Bundes, von Robert Grafen von der Goltz; zwei Kammern oder Eine? was verlangen die Zuſtände und Aufgaben der größern deutſchen Staaten, insbeſondere des preußiſchen? von Dr. Melchior Meyr; Vorſchläge zur allgemeinen deutſchen Maaß-, Gewichts- und Münzreguliрung, von Dr. Karſten, Profeſſor der Phyſik in Kiel; die deutſche Centralgewalt und die preußiſche Armee; Preußens Aufgang in Deutſchland und Deutſchlands Aufgang in Preußen; an das preußiſche Volk und deſſen Vertreter: gegen den Eid des Heeres auf die Verfaſſung. Die erſte dieſer Schriften enthält vortreffliche Bemerkungen über die Conſtituirung Deutſchlands und iſt mit großer Lebendigkeit geſchrieben. Die zweite führt den Beweis gegen das Einkammer- und für das Zweikammerſyſtem mit Gründen der Vernunft und Erfahrung; ſie widerlegt die Einwendungen, die gegen das Zweikammerſyſtem gemacht zu werden pflegen, und würdigt die verſchiedenen möglichen Formen einer erſten Kammer. Wer Eine Kammer, aus allgemeiner Wahl hervorgegangen, für ein heilſames Inſtitut hält, der möge dieſe Broſchüre zur Hand nehmen und ihre Gründe prüfen. Ueber die Schrift von Karſten enthalte ich mich als Laie des Urtheils. Die leidenſchaftliche Expektoration des Oberſten von Griesheim iſt hinlänglich bekannt und mehr als hinlänglich beſprochen. Die beiden letzten Schriften reihen ſich an die Griesheimſche Broſchüre an; ſie ſind ebenfalls mit Leidenſchaft, aber zugleich mit mehr Beſonnenheit geſchrieben. Die eine will ein ſtarkes Preußen und dieſes an der Spitze des vereinigten Deutſchlands; die andere will den Beweis führen, daß der Eid des Heeres auf die Verfaſſung dem Volk nichts nützen, der Armee aber viel ſchaden könne, indem ſie den Soldaten in Zweifel verſtricke. In beiden werden beachtenswerthe Gründe vorgebracht, und wer ſie widerlegt, wird über die Fragen, die darin beſprochen ſind, jedenfalls mehr Licht verbreiten, als gegenwärtig ſchon darüber vorhanden iſt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 208. Mittwoch den 30. Auguſt 1848.

— Wahr iſt es, die Gefahr iſt groß,
Um deſto größer ſey denn unſer Muth. —
Früh aufſtehn lehren uns die ſchlimmen Nachbarn.

Shakeſpeare.
Heinrich V.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Die Nachrichten, welche die Kundſchafter zurückbrachten, waren befriedigend. In Zell war kein Militär, aber in dem eine Stunde davon gelegenen Schopfheim lagen Truppen, deren Zahl von einigen auf ſechshundert, von andern auf fünfzehnhundert Mann angegeben wurde. Eine Viertelſtunde vor Zell kam uns der dortige Bürgermeiſter mit den Gemeinderäthen und unſern Fourieren entgegen. Der Bürgermeiſter beſchwor uns bei allen Heiligen, nicht in der Stadt zu übernachten und dieſelbe nicht zum Schauplatz eines blutigen Kampfes zu machen, der in dieſem Falle unvermeidlich ſeyn würde. — Wir wogen die Gefahr gegen den Hunger und die Müdigkeit unſerer Leute ab und entſchieden uns dahin, für's Erſte in die Stadt zu marſchiren und dann erſt Weiteres zu beſchließen. In großer Ordnung rückten wir Abends gegen ſieben Uhr in Zell ein. Die Häuſer waren zwar nicht geſchloſſen, allein man ſah, daß die Einwohner große Beſorgniß hegten. Sie hatten allerdings Grund dazu; man konnte darauf rechnen, daß das Militär von Schopfheim gegen uns vorrückte, ſobald es von unſerer Ankunft Nachricht erhielt.

Da einige Stunden Ruhe und Stärkung durch Speiſe und Trank für die Leute abſolute Nothwendigkeit waren, mußte ich darauf bedacht ſeyn, ihnen dieſe zu verſchaffen und uns gegen einen Ueberfall zu ſichern. Ich nahm daher ſogleich eine Compagnie und befahl eine ſtarke Barrikade zu errichten, durch welche der nach Schopfheim führende Weg geſperrt wurde. So müde die Leute waren, ſo legten ſie doch ſogleich Hand an's Werk. Mit wahrhaft zauberhafter Schnelligkeit wurden alle nöthigen Materialien herbeigeſchleppt, zum Entſetzen der Zeller, die ihre Pferde und Kühe aus den Ställen zogen und eilig forttrieben. Ungeheure Steine, Tonnen, Karren, Balken, Geräthſchaften aller Art fanden ſich vor, und in der Zeit von etwa zwanzig Minuten erhob ſich eine prachtvolle Barrikade, hinter der man einer ganzen Armee widerſtehen konnte, wenn ſie nicht anhaltend mit ſchwerem Geſchütz dagegen ſchoß. In ihrem Eifer hatten die Leute auch einen Schäferkarren herbeigeſchleppt und mitten in die Barrikade geſchoben, ohne Rückſicht auf den ſchwer betrunkenen Schäfer, der in dem beweglichen Häuschen ſeinen Rauſch ausſchlief und auch nicht erwachte.

Auf dem links von der Straße gelegenen Berge poſtirte ich einige Schützen, welche von dort herab auf den Weg ſchießen und ſo denen, welche etwa die Barrikade ſtürmen wollten, ein Kreuzfeuer bereiten konnten. Die rechte Seite der Verſchanzung war durch den Wieſenfluß gedeckt, und jenſeits deſſelben führte ein Weg in einen nahe bei Schopfheim gelegenen Wald; hier wurde ebenfalls eine Barrikade errichtet und der noch weiter rechts, mehr nach der Stadt zu gelegene Kirchhof, der mit einer Mauer umgeben iſt, beſetzt.

Auf der andern Seite hatte mir der gute Reinhardt Schimmelpfennig bereits in's Handwerk gepfuſcht und auf dem Wege nach Adelsberg, ſehr weit vorgeſchoben, einen einſamen Doppelpoſten aufgeſtellt. Da ich auf dieſer Straße im Fall eines überlegenen Angriffs,

meinen Rückzug zu nehmen gedachte, postirte ich hier eine Feldwacht, deren Kommando ich einem alten erfahrenen Soldaten übertrug, der die Aufstellung der Posten sogleich mit einer Umsicht bewerkstelligte, wie ich sie einem gemeinen Soldaten niemals zugetraut hätte. — Auf dem Weg nach Schönau, über eine Viertelstunde weit, bis an die Brücke über den Wiesenfluß vorgeschoben, fand ich abermals einen unglücklichen einsamen Doppelposten, der sehr froh war, als ich ihn mit etwa zwölf Mann erreichte, die ich am Ausgang des Ortes selbst an einem sehr günstigen Punkte aufstellte.

Ueber diesen Anordnungen waren beinahe zwei Stunden vergangen. Als ich in die Sitzung des Ausschusses kam, wo man über die zu nehmenden Maßregeln berathschlagte, gab ich meine Meinung dahin ab, es sey eine Unklugheit, Zell gegen einen überlegenen Feind halten zu wollen. Das Städtchen liegt in dem ziemlich engen Wiesenthal und von zwei Seiten treten die Berge so nahe an den Ort heran, daß man von denselben jeden Mann auf der Straße und hinter den Barrikaden einzeln wegschießen kann. Da aber die Leute durchaus Ruhe nöthig haben, solle man erst gegen Tagesanbruch abmarschiren und die Schweizer Grenze zu erreichen suchen. — Herr Oberst von Löwenfels sprach sich heldenmüthig dahin aus, den Feind in Zell zu erwarten und hier bis auf den lezten Mann zu kämpfen. Börnstein wollte gleich aufbrechen, dicht an Schopfheim vorbei nach Rheinfelden und dort über die Rheinbrücke marschiren; Herwegh war auch für den sofortigen Aufbruch, nur entschied er sich für einen etwas weiteren, nicht so nahe an Schopfheim vorbeiführenden Weg. — Ich trat der Meinung Börnsteins bei, da die deßhalb von Frau Herwegh befragten Leute erklärt hatten, daß sie bereit wären sogleich zu marschiren. In Schopfheim stand der — wenn man nur die Bewaffneten zählt — uns dreifach überlegene Feind, und es wird Manchem als eine Tollheit erscheinen, mit einer so erschöpften Mannschaft einen Marsch fast mitten durch das feindliche Lager zu wagen. Ich muß daher die Gründe anführen, welche mich dessen ungeachtet für diesen Plan stimmen ließen.

Der Feind hatte von unserer Absicht, in Zell zu übernachten, wie auch von unsern Verschanzungen ganz sichere Nachrichten. Griff er unsere Truppen in der Nacht an, so war er bedeutend im Nachtheil und seine Uebermacht nüzte ihm gar nichts; wartete er dagegen den Tag zum Angriff ab, so konnte er die Höhen besetzen und uns entweder vernichten oder sämmtlich gefangen nehmen. Es war zu vermuthen, daß die fürstlichen Truppen nichts weniger als einen nächtlichen Angriff erwarteten; wenn sie Posten ausstellten, so war das höchstens in der unmittelbaren Nähe von Schopfheim der Fall, und wir konnten hoffen, unbemerkt am Orte vorbei zu kommen und bei Tagesanbruch Rheinfelden zu erreichen, das von Zell nur vier Stunden entfernt ist. Entdeckte man unsern nächtlichen Marsch, so erschien die Gefahr auch nicht so groß. Die Nacht war finster und es ist schwierig den Feind anzugreifen, wenn man ihn nicht sieht. Ueberdieß mußten die Soldaten glauben, wir wollen sie angreifen, und wären wahrscheinlich für den Augenblick darauf bedacht gewesen Schopfheim zu vertheidigen. — Ehe sie ihren Irrthum entdeckten, hatten wir einen bedeutenden Vorsprung, und kamen wir nur eine halbe Viertelstunde vor ihnen auf der Rheinfelder Brücke an, so hatten wir unsern Zweck erreicht, denn schon auf der Mitte derselben beginnt die Schweiz. — Man entschied sich also für diesen gefährlich scheinenden Plan. Herr Oberst von Löwenfels, dessen Bein schmerzte, erklärte, er könne nicht weiter und werde in Zell bleiben. Frau Herwegh zögerte keinen Augenblick, ihrem Manne zu folgen.

Ich ließ die Vorposten einziehen. Börnstein bemächtigte sich sogleich des vom Bürgermeister von Zell gestellten Führers, und ehe noch die Hälfte der Mannschaft beisammen war, marschirte er in großer Hast ab. Ich eilte ihm nach, um ihn zum Warten zu vermögen, und traf ihn vor der Barrikade, welche den Weg nach Schopfheim verlegte. Man konnte links an derselben vorbei; allein dieß behagte Börnstein nicht, der plözlich große Lust zum sicherern, aber weitern und beschwerlichen Weg über das Gebirge bekam, sogleich kehrt machte und eine Seitengasse einschlug, welche in das Bett eines Bergstroms, einen sehr steilen, durch Steingeröll fast ungangbaren Weg führte, der für Fußgänger sehr beschwerlich, für Wagen und Reiter, vollends bei Nacht, gar nicht zu passiren war. — Ich begleitete Börnstein einige hundert Schritte; allermittelst forderte ich ihn mehrmals auf zu halten und die Andern zu erwarten, und erklärte ihm, daß ich nicht ohne Herwegh und seine Frau abmarschiren würde; sie zurückzulassen, sey eine Schurkerei. Börnstein hörte auf meine Vorstellungen gar nicht, sondern rannte weiter, als wäre er von panischem Schreck beflügelt. Ich mußte ihn laufen lassen und kehrte nach Zell zurück, um den größten Theil der Mannschaft und Herweghs abzuholen. Es war etwa eilf Uhr Nachts.

Da wir unsern Gepäckwagen nicht im Stiche lassen wollten, dieser aber auf dem von Börnstein eingeschlagenen Weg nicht fahren konnte, so wollte ich einen Durchgang durch die Barrikade öffnen und mit dem Rest der Mannschaft den kürzern Weg marschiren. Wir gaben es aber auf, die Barrikade einzureißen, da

wir ſehr lange dazu gebraucht hätten. Der Gepäckwagen mußte daher abgeladen und das Gepäck von Unbewaffneten getragen werden. Frau Herwegh entſchloß ſich zu Fuß zu gehen.

Es war Mitternacht, als wir Börnſtein folgten, und dieß war nicht ſchwer, da man die Laternen, welche er mitgenommen, bei Nacht ſechs Meilen weit ſah. Wir hatten indeſſen auch einen Führer und gleichfalls Laternen, da Börnſtein einmal den Anfang gemacht hatte. Die Lichter machten in der Entfernung einen zauberhaften Effekt; ſie tanzten bald hier bald da auf den Bergen, waren bald klein wie ein Stern, bald groß wie ein Mann, und ſie hätten mich ſehr ergözt, wenn nicht ihr Schein ſo verrätheriſch geweſen wäre. Ich ließ wenigſtens die Laternen auf der Seite, wo der Feind ſtand, verhängen; allein Börnſteins helles Licht hatte bereits die ganze Gegend alarmirt. Im Thal ſah man Lichter geſchäftig hin und her eilen und in einem Dorfe läutete die Sturmglocke.

(Fortſezung folgt.)

Die lezte Nacht der Girondiſten.

(Fortſezung.)

Da nahm Briſſot das Wort: „Für alle Triebe
Gibt's auch ein Ziel, und dieß iſt ihr Magnet:
Der Hunger hat die Speiſe, deine Liebe
Ein liebend Herz, nach dem ihr Sehnen ſteht.
Wenn nun die Seel' im Todesſchlummer bliebe,
Wofür der Lebensdurſt, der ein Gebet
Nach Wahrheit, Licht und Freiheit ungeſtillt
Hienieden in dem Geiſt der Edlen quillt?

„Das ew'ge Seyn, das iſt's was uns beſeelet,
Was aus dem Rauſch der Welt uns mahnend weckt.
Der Dinge Räthſel hat uns lang gequälet,
Kein Kampf des Zweifels hat uns abgeſchreckt;
Der Löſung harren wir, und wenn ſie fehlet,
Den Mund des Fragers ſtumm die Scholle deckt,
Dann iſt das ſchöne All des Teufels Lüge,
Und trägt zum Spott und Hohne Gottes Züge!

„Und That und Wort der Menſchen wär' ein Traum,
Und rings die öde Nacht des Traumbilds Grenze;
Die Erde wär' ein großer Kirchhofraum,
Auf Gräbern tanzten wir Irrlichtertänze;
Dann ſchleudert jammernd in der Wellen Schaum
Die kühn und ſchwer errungnen Lorbeerkränze,
Ihr Thoren, die für Dauerndes beherzt,
Der flücht'gen Tage Sinnenreiz verſcherzt!"

„Dann auf," rief Carra, „ihr gedrückten Armen,
Und ſtellt ein ungeheures Blutbad an!
Es iſt kein Lohn der Tugend, kein Erbarmen,
Und elend ſeyd ihr, es iſt abgethan!
Ja, wenn ein Hochgefühl mir je im warmen
Luftſchauer muthig durch die Adern rann,
Wann mich erhob der Helden Ruhmesgröße,
Da dacht' ich an das Volk und ſeine Blöße."

„Sie alle ſind zu gleichem Recht geboren,
Doch ihren Adel, wer hat ihn erkannt?
Und ſind ſie all' auf immerdar verloren,
Gibt's für die Knechte nicht ein Vaterland,
Das auch zu freien Bürgern ſie erkoren,
Das ihnen löst der Stirnen ehrnes Band,
Weh dann der Einſicht, die uns nie beglücket,
Die uns im Mitleidsſchmerz zu Boden drücket!"

„Mein Wille lebt in mir," ſprach Genſonné,
„Und macht mein Leben mir zur eignen That;
Und weil ich feſt in meinem Sinne ſteh,
So iſt die Welt das Feld mir meiner Saat.
Und wenn ich Stein und Eiſen dauern ſeh,
Warum nicht ich, der höhern Anſpruch hat?
Ein ew'ges Seyn verlangt, verbürgt mein Wille,
Und vor dem Willen ſchweigt der Zweifel ſtille."

„Entſchläft ein Kind an ſeines Vaters Bruſt,
So iſt es unbeſorgt, daß es erwache" —
War Fauchet's Wort — „und Gottes mir bewußt,
Stell' ich anheim ihm gläubig meine Sache.
Er rief mich auf, ich fühlt' in Schmerz und Luſt,
Daß er mit Allem immer wohl es mache.
Ich bin ein Lichtgedank' in ſeinem Innern,
So wird er wohl auch meiner ſich erinnern."

So redeten die Freunde. Tief im Schweigen
Saß Vergniaud noch, und ſie verlangten nun,
Er mög' auch hier den Weg der Wahrheit zeigen,
Wie er gepflegt im Völkerrath zu thun.
Macht er ein gläubig Hoffen ſich zu eigen?
Im Erdenſchooße denkt er auszuruhn?
Als ob er ſchaute Gott von Angeſicht,
Erhebt er majeſtätiſch ſich und ſpricht:

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Das Feſtmahl der Deutſchen. — Iriſche Sümpfe. — Prinz Albert.

Die Saiſon iſt zu Ende und zu den lezten intereſſanten Momenten derſelben gehört noch ein conſervatives Snob-Eſſen, das die Deutſchen zu Ehren des Erzherzogs Johann gehalten. Die Deutſchen, ſagte ich, ich hätte mich aber klarer ausdrücken ſollen, denn es waren nicht eigentlich die Deutſchen, deren ſich hunderttauſend in England befinden, ſondern eine kleine Elite derjenigen, die unſere Sprache reden, ungefähr hundert an der Zahl, und die man gewöhnlich mit dem Namen „Snobs" bezeichnet. Dieſe teutoniſche Crême hoffte, daß die Wahl eines deutſchen Reichsverweſers Handel und Verkehr wieder in Gang bringen würde, und ſchrieb daher in ſeiner Freude ein Eſſen aus, an dem alle diejenigen Theil nehmen ſollten, welche dieſelbe Hoffnung an ein vereinigtes Deutſchland knüpften. Da ſie nun wohl wußten, daß die ganze jüngere Generation der hier anweſenden Deutſchen ſich nicht zu ihrer Höhe idealiſcher Hoffnungen aufzuſchwingen vermochte — was ſchon aus dem Grunde der mangelnden Fonds zum Spekuliren nicht geht — ſo wollten ſie ſie auch nicht als Theilnehmer bei einem Feſte ſehen, deſſen Bedingung geiſtige Wahlverwandtſchaft war, und dieß zu verhüten, ſezten ſie, wie ich ſchon im lezten Briefe erwähnt, den unerhörten Preis von dreißig Schilling (zehn Thaler) für das Couvert an. Die jungen Deutſchen fühlten die Abſicht und erkannten ſie gebührend. Beim Mahl wurde ein von Ritter Bunſen verfaßtes Gedicht geſungen, das ſo lautet: „Durch die deutſchen Gauen klingt es, Von der Donau bis zur Weſer, Hoch das alte deutſche Reich und Heil dem neuen Reichsverweſer! — Was der Taunus ausgeſprochen: Dieſes iſt der rechte Mann, Klingt zurück von allen Bergen, Heil dem Erzherzog Johann!" Dann brachte man Geſundheiten aus. Zuerſt die der Königin von England, mit diverſen ꝛc. ꝛc., ſo daß man hinzudenken konnte, was man wollte; zweitens die des Erzherzogs Johann, wobei Ritter Bunſen deſſen Lebensgeſchichte erzählte und zu beweiſen ſuchte, daß derſelbe ſtets dem alten Syſteme Oeſterreichs zugethan geweſen ſey, man müſſe ihn nur recht verſtehen; dabei brachte er die Geſundheit Dietrichſteins aus, den er als Freund des Reichsverweſers und als geſinnungsvolles Muſter eines Diplomaten ſchilderte. Dietrichſtein bedankte ſich und fing nun gleichfalls an zu reden, oder vielmehr zu leſen. Seiner Rede Sinn war, daß Oeſterreich nur mit Deutſchland ſteigen oder fallen könne. Sodann ein Toaſt auf die Einheit Deutſchlands, wobei Bunſen Gelegenheit nahm aus der Geſchichte der Vergangenheit die Nothwendigkeit eines ſolchen Fortſchritts zu entwickeln. Nun kam Banks: die conſtitutionellen Fürſten Deutſchlands! und führte mit Salbung aus, daß die Fürſten keine Feinde der Freiheit ſeyen, ſondern daß Fürſt und Volk und Freiheit neben einander beſtehen können. Sofort trank man auf den Wehrſtand. Kielsmannsegge übernahm es für denſelben der Geſellſchaft den gebührenden Dank zu ſagen. Nun brachte noch Dr. Kauſtein dem Freiheitskriege von 1813 ein Lebehoch, wofür Sieveking dankte und in ſalbungsreicher Rede Anekdoten aus ſeinem Kriegsleben vortrug, die nicht viel Pointe hatten. Endlich brachte er Gagerns Geſundheit aus, die von der Geſellſchaft mit all dem Enthuſiasmus getrunken wurde, deſſen dieſe Philiſter der City überhaupt fähig ſind. — Zu läugnen iſt es nicht, daß ſie ſich ſämmtlich ungemein in der neuen Rolle gefielen, und den neu angezogenen Rock des nationalen Gefühls recht kleidſam fanden. Ritter Bunſen, der die Seele des Ganzen war, blickte mit Vergnügen auf dieſe guten Snobs, die auch ſeine längſten Reden mit unermüdlicher Geduld anhörten, und er mochte bei ſich ſelbſt bedenken, wie ganz anders es ihm bei den Verſammlungen im deutſchen Hoſpital ergangen, wo er gelegentlich Widerſpruch hatte hinnehmen müſſen. Hoffentlich wird man in Frankfurt recht anſtändig und beſcheiden zuhören, wenn ein Mann ſpricht, der ſo viel über egyptiſche Alterthümer und die Kirche und ihre Zukunft geſchrieben hat. Auch muß man wiſſen, das die Times ihn zum Geſandten Deutſchlands in London ausgerufen hat; aber den nicht vernehmen Deutſchen in London iſt der Gedanke, künftig ganz und gar auf dieſe Eine überfromme Geſandtſchaft angewieſen zu ſeyn, nicht ſehr tröſtlich. — London wird jezt täglich leerer. Was nicht gerade an das Parlament gebunden iſt, ſucht das Land. Auch iſt die Luft unerträglich; die Atmoſphäre iſt während des ganzen Juni und Juli ſo wenig mit Elektricität geladen geweſen, daß man ſich wie gelähmt fühlte. Auch kommen viele Krankheitsfälle vor, die Ruhr herrſcht und drei Cholerafälle, bei denen in ſechs-und-dreißig Stunden der Tod erfolgte, wurden von den Aerzten angezeigt. — Es hat ſich jezt eine Geſellſchaft gebildet, welche Sümpfe in Irland austrocknen will. An deren Spitze ſteht Lord de Manley, aber die Sache ſcheint ſehr lau betrieben zu werden. So hoch man auch die Vortheile berechnet, die den Aktienbeſitzern daraus erwachſen könnten, ſo iſt der Name Irland doch ein- für allemal ſo ſchlecht angeſchrieben, daß Niemand dort ſpekuliren will. Dieſe Sümpfe befinden ſich in Connaught, in der Nachbarſchaft von Sligo, wo auch, wahrſcheinlich in Folge der Nähe derſelben, alljährlich abſcheuliche Typhusfieber herrſchen. Die reichen Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft ſollten die Sache für ſich unternehmen. Aber die Koſten! Wenn ſie ihr Geld darauf verwenden, können ſie die nächſte Saiſon in London nicht mitmachen, und die Liebe fängt doch bei ſich ſelbſt an. Wenn die Frau Marquiſin von Sligo nicht auf den hieſigen Almacks paradirte, für die Polen tanzte und für die Waſchhäuſer frühſtückte ꝛc., ſo könnte ſie dafür vielen Hunderten ihrer Hinterſaßen das Leben erhalten, und eben ſo vielen andern erträgliche Zuſtände ſchaffen; aber dieſer chriſtliche Communismus wird von den Ariſtokraten noch nicht begriffen, ſo wenig als die hohe Geiſtlichkeit ihn aus dem neuen Teſtamente herauszuleſen geſonnen iſt. — Prinz Alberts Popularität, die durch ſeine Reden im Verein zur Unterſtüzung der Proletarier einen ſo raſchen und unerwarteten Aufſchwung genommen, hat gewaltig dadurch gelitten, daß er ſeinen Namen zum Verkauf der Bilder des Prinzen Louis von Oettingen-Wallerſtein geliehen, und ihm überdieß den Palaſt in Kenſington dazu eingeräumt hat. Die Journale ſchelten gewaltig darüber und ſagen, die Inſchrift über dem Palaſte ſollte lauten: »**His Serene Highness, the Prince Louis of Oettingen-Wallerstein, Dealer in old paintings, under the Patronage of Prince Albert and the English Court.**« Auch meinen ſie, der Palaſt gehöre der Nation und nicht dem Prinzen, und wenn er einmal als Kunſtausſtellung dienen müſſe, ſo ſollten auch die einheimiſchen Maler das Recht haben ihre Produktionen darin aufzuſtellen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

№ 16. Mittwoch den 30. August 1848.

[140] **Die Gegenwart.**

Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Dieſes Werk, für deſſen Ausführung die tüchtigſten Gelehrten und Publiciſten des In- und Auslandes gewonnen ſind, hat die encyklopädiſche Behandlung der neuern und neueſten Zeitgeſchichte in Kunſt und Wiſſenſchaft, im ſocialen und politiſchen Leben zur Aufgabe. Daſſelbe wird nicht nur eine vollſtändige Ueberſicht der Thatſachen und Perſönlichkeiten gewähren, ſondern auch durch lebendige Auffaſſung und gedankenvolle Verarbeitung des Stoffes den Entwicklungsgang unſerer Zeit zu zeichnen und den Zeitgenoſſen das Verſtändniß der Epoche zu vermitteln ſuchen.

Das Unternehmen trägt den Charakter eines **ſelbſtſtändigen, in ſich abgeſchloſſenen Werkes**, iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Converſations-Lexikon,

ſowie als eine **Neue Folge** des ſo ſehr verbreiteten

Converſations-Lexikon der Gegenwart

zu betrachten.

Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren zwölf einen Band bilden; monatlich werden zwei bis drei Hefte ausgegeben. Das erſte und zweite Heft, ſowie ausführliche Anzeigen ſind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Juni 1848.

F. A. Brockhaus.

[156] **Mädler's Portrait.**

So eben erſchien in unſerem Verlage das wohlgetroffene und in München vortrefflich lithographirte

Portrait

des Profeſſor Dr. v. Mädler in Dorpat,

welches den zahlreichen Freunden und Verehrern des berühmten Aſtronomen eine gewiss willkommene Erſcheinung ſeyn wird.

Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunſthandlungen des In- und Auslandes.

Mitau und Leipzig, Juli 1848.

G. A. Reyher's Verlagshandlung.

[155] In der Unterzeichneten Verlage erſchien neu und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mädler, Minna von, geb. Witte, Gedichte.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die geiſtreiche Verfaſſerin, durch mehrere frühere dichteriſche Erzeugniſſe dem Publikum vortheilhaft bekannt, hat hier eine Auswahl ihrer lyriſchen Produktionen gegeben, zum größern Theile Erzeugniſſe der deutſchen Heimath. Alle darüber veröffentlichten Beurtheilungen anerkennen einſtimmig, daß hier ein innig poetiſches Gemüth und reiner weiblich-zarter Sinn mit hoher Vollendung der Form aufs Glücklichſte ſich vereinigt haben. Etwa der vierte Theil des Ganzen ſind poetiſche Ueberſetzungen und Bearbeitungen fremder Originale aus verſchiedenen Sprachen, und auch in dieſen bewährt ſie ihre Meiſterſchaft.

Das ſauber und geſchmackvoll ausgeſtattete Werk iſt der Großfürſtin Helene als ein „Heimathgruß deutſcher Eichen" gewidmet worden und hat die freudigſte Anerkennung dieſer kunſtliebenden Fürſtin gefunden.

Mitau und Leipzig, 1848.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

[159] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergiſche

Jahrbücher

für

vaterländiſche Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Topographie.

Herausgegeben von

dem ſtatiſtiſch-topographiſchen Büreau.

Jahrgang 1847. Zweites Heft.

Subſcriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufſätze und Nachrichten. Beiträge zur Geſchichte der Viehzucht in Württemberg. — Ueber die älteſte hohenlohe'ſche Genealogie und einige Seitenzweige des Calwer Grafenſtammes, ſammt deren Beſitzungen. — Die Zahl der Gantungen im Königreich Württemberg in den Jahren 1840 bis 1847. — Der Verkehr auf den württembergiſchen Fruchtmärkten in den Jahren 1846 und 1847. — Württembergiſche Literatur vom Jahr 1847.

Stuttgart und Tübingen, Aug. 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[157] In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen:

Dinglers

Polytechniſches Journal.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Der aus 24 Heften beſtehende Jahrgang dieſes Journals koſtet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Juliheft.

Inhalt. Das Plauer Dampfſchiff, jetzt genannt der Alban, oder geſchichtliche Darſtellung ſeines Baues und Beſchreibung der eigenthümlichen Conſtruktion deſſelben und ſeiner Räder, von Dr. Ernſt Alban. Mit Abbild. (Fortſetzung.) — Verbeſſerungen in der Ventilation der Schiffe, von Gilmore. Mit Abbildungen. — Verbeſſerungen an Locomotiven, von Pearſon. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrikation ſchmiedeiſerner Eiſenbahnſchienen und Schienenſtühle, von Sham. Mit Abbild. — Ueber einen neuen Saitenmeſſer, von J. B. Streicher in

Wien. Mit Abbild. — Ueber Blitzableiter bei elektrischen Telegraphen, und wie den störenden Einflüssen der atmosphärischen Elektricität auf die Apparate möglichst entgegengewirkt werden kann, von W. Fardely. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Verarbeitung des Kautschuks und der Gutta-Percha, von Forster. Mit Abbild. — Ueber Bereitung des unterchlorigsauren Natron (Chlornatron), von G. Reich. Mit Abbild. — Einfache Bereitung des Chloroforms, von G. Reich. — Analytische Untersuchungen über die Zusammensetzung des Trinkwassers, von Prof. Deville. — Chemische Untersuchung des zur Böttcherei dienenden Eichenholzes und seiner Einwirkung auf die Weine und den Alkohol, von Fauré. — Schutzmittel gegen das Verderben des Holzes aus natürlichen Ursachen, insbesondere durch Fäulniß und Insektenfraß, von Hrn. v. Gemini. — Ueber die Anwendung des überhitzten Wasserdampfes zum Verkohlen des Holzes in Pulverfabriken, zum Brodbacken und zu verschiedenen industriellen Zwecken, von Violette. — Neues Druckverfahren für wollene und seidene Gewebe, wobei man statt der auflöslichen Farbstoffe (Extrakte) bloß unauflösliche Niederschläge (Lacke) anwendet, welche sich vollkommen mit dem Gewebe verbinden, patentirt für Robertson in England. — Verfahren, baumwollene und leinene Garne und Gewebe mittelst kalter und lauwarmer Flüssigkeiten zu bleichen, welches sich Hr. Sandeman für England patentiren ließ. — Miscellen. Rocke's hämmerbare Artikel aus umgeschmolzenem Stabeisen. — Salmens Fabrikat, welches das Leder zu verschiedenen Artikeln ersetzen kann. — Ueber verschiedene Benutzungsarten einer Auflösung von Gutta-Percha in Schwefelkohlenstoff, von Prof. Vogel jun. — Ueber Regulirung der Brodtaxe. — Entdeckung der Verfälschung des Weizenmehls mit Türkischkornmehl. — Ueber den in England gebräuchlichen Malzessig und die Prüfung dieses Essigs, von Dr. Andr. Ure. — Lefrançois' Fleckwasser.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung
in die Schriften des neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bemerkungen
über die Verhältnisse der deutschen und dänischen
Nationalität und Sprache
im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigschen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache und Sieg der ersteren über die letztere, sowie die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. — Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigsche Dänisch und des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[129] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die materielle Begründung
des
deutschen Bundesstaates
durch die
organische Gestaltung der Staatengebiete.
Ein
unparteiisches, patriotisches Votum,
der hohen konstituirenden Nationalversammlung in Frankfurt zur geneigten Prüfung ehrerbietigst vorgelegt

von

Dr. Joh. Konr. v. Pfangold

königl. württembergischer Generallieutenant a. D.

gr. 8. geh. Preis 18 kr. oder 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848.

Viertes Heft erste Abtheilung.

[158] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des vierten Hefts der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Oktober — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Vorschläge zu den Grundbestimmungen für das gemeinsame Zoll- und Handelssystem Deutschlands. — Ueber die Fortdauer des landesherrlichen Episkopats in der deutschen evangelischen Kirche. — Die Juden-Emancipationsfrage vom naturhistorischen Standpunkt. — Das Verhältniß der Geschichte zu den Parteien. — Deutschland und die Lombardei. — Der Werth der Familien-Fideicommisse.

Stuttgart und Tübingen, August 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[160] # Dichtungen des deutschen Mittelalters.

Siebenter Band.

In Unterzeichneter ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mai und Beaflor.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Erster Druck.

gr. 8. brochirt. Preis 21 Ngr.

Die früher erschienenen Bände enthalten:

I. Der Nibelunge nôt und diu Klage. 1 Rthlr. — II. Tristan und Isolt. 1 Rthlr. — III. Barlaam und Josaphat. 22½ Ngr. — IV. Der Edelstein von Ulrich Boner. 22½ Ngr. — V. Gûdrûn. 1 Rthlr. — VI. Wigalois. 24 Ngr.

Der Hauptzweck dieses Unternehmens ist *den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfniss der Vorlesungen auf Hochschulen und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen.* Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis, und um den Gebrauch zu erleichtern, werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Sammlung ab. Auf diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Die weiteren Lieferungen, welche in entsprechenden Zwischenräumen folgen sollen, werden enthalten:

Des Strickers Beispiele und Schwänke, durch H. F. Massmann. — Eneit von Heinrich von Veldeke, durch L. Ettmüller. — Die Minnesänger (in Auswahl), durch Franz Pfeiffer. — Parcival und Titurel von Wolfram von Eschenbach. — Das Rolandslied vom Pfaffen Konrad. — Sammlung von Erzählungen und Schwänken. — Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter. — Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

Leipzig, August 1848.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Anton Klein

Militärkarte von Deutschland

in 25 Blatt

herabgesetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die deutſche Nationalbewaffnung.

Als Beitrag zur Löſung einer der wichtigſten Fragen in den

Reformbeſtrebungen unſeres deutſchen Vaterlandes.

Von **Pz.**

8. broch. Preis 24 kr. oder 7½ Ngr.

Bei der gegenwärtig ganz Deutſchland beſchäftigenden Einrichtung einer allgemeinen Volksbewaffnung dürfte dieſer aus ſachkundiger Feder gefloſſene Beitrag eine höchſt willkommene Erſcheinung ſeyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Mündlichkeit, das Anklageprinzip, die Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht

in

ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen

dargeſtellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder

geprüft von

Dr. C. J. Mittermaier,

Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

8. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Unter unſern jüngſten Dichtern hat ſchwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung ſpricht das deutſche Gemüth gleich kräftig an, ob er ſich auf dem Felde allgemein menſchlicher Gefühle und Anſchauungen bewegt, oder ſich mit beſonderer Begeiſterung in die geſchichtlichen Fragen des Tages verſenkt. Die vorliegende Sammlung ſeiner neueſten Gedichte hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieſelbe iſt aber höchſt mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epiſche Dichtungen reihen ſich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geiſt- und gemüthreichen Dichters die willkommenſte Gabe ſeyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umſchlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Dieſes Werk des als Orientaliſt und Dichter gleich großen Verfaſſers, das ſchon bei ſeiner erſten Erſcheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in ſeiner Art einziges Meiſterwerk von ſelbſtſchöpferiſcher Nachbildung mit dem entſchiedenſten Beifall begrüßt wurde, erſcheint hier zum dritten Male in erneuter Geſtalt, in welcher es nun auch bei der größeren Leſewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 209. Donnerſtag den 31. Auguſt 1848.

Je te salue, ô mort! libérateur céleste,
Tu ne m'apparais point sous un aspect funeste;
Ton bras n'est point armé d'un glaive destructeur,
Tu n'anéantis pas, tu délivres! —

Lamartine.

Die lezte Nacht der Girondiſten.

(Fortſetzung.)

„Den Gott bekenn' ich, der durch eignes Wollen
Sich ſelbſt und Alles in ſich ſchafft und trägt;
Und wie die Stern' am Firmamente rollen,
Sein Lebenspulsſchlag iſt's, der ſie bewegt,
Der das Geſchiedenſte zum wundervollen
Einklang der Schönheit und der Lieb' erregt.
Und durch die Harmonie der Sphären ſchall' es:
Nichts iſt denn Gott, und Gott iſt Eins und Alles!

„Die ganze Welt iſt ſein Sichſelbſtgeſtalten,
In ſeinem Wort iſt Jegliches gegründet;
So ſind auch wir verwoben in ſein Walten,
Ein Funk' in ſeiner Seele Licht entzündet,
Von ſeiner Schöpferhand emporgehalten,
Zum Werk der Freiheit ſelber ihm verbündet.
Gott iſt die That, und alle ſeine Werke
Drum ewig wie er ſelbſt und ſeine Stärke.

„O ſo erkennt euch nur im tiefſten Grunde,
Darinnen ihr erſteht und webt und ſeyd,
Und es iſt Gott, der auch aus eurem Munde
Die Offenbarung der Unſterblichkeit
Der Welt als ſonnenhelle Freudenkunde,
Als Siegel ihres Urſprungs ſelbſt verleiht.
Lebt er in uns und würden wir zu nichte,
Ihn träfen ſelbſt des Untergangs Gerichte.

„Vernehmt ihr nicht in ſchwellenden Accorden
Einſtimm'gen Ruf des Volkes und der Weiſen,
Wie ihnen allen ein Gefühl geworden
Von künftigen, von ew'gen Lebenskreiſen?
Was ſo zu aller Zeit, an allen Orten
Der Geiſt erfährt in immer neuen Weiſen,
Das iſt nicht Menſchenwitzes Dämmerklarheit,
Iſt des wahrhaft'gen Gottes ſichre Wahrheit.

„Ich habe ſelbſt gedacht: Was iſt die Ehre
Der Tugend, was des Mannes Heldenthum,
Wenn noch ein Lohn des Edlen künftig wäre,
Und ohne Tod was ſoll des Opfers Ruhm?
Gib auf dein Ich an Gott! die kühne Lehre,
Sie dünkte mir ein Evangelium.
Mir war vergönnt um höchſten Preis zu werben,
Ich hab' gelebt, bei Gott, ich könnte ſterben.

„Doch Schmerz und Liebe, wie ich die erfahren
An frühen Gräbern und an jungen Herzen,
Als vor der Frucht geknickt die Blüthen waren,
Im erſten Schein verlöſcht die lichten Kerzen,
Und als im reinen Spiegel einer klaren
Verwandten Seel' ich unter Minneſcherzen
Mich ſelbſt erblickt, und dann mir ſelbſt verloren
Dort auferſtand, in ihr auf's Neu geboren:

„Da ſang auch ich: O daß ſich ewig bilde
Eins in dem Andern liebend fort und fort!
Da hofft' auch ich: auf irdiſchem Gefilde
Was Gott geſät, und wär's auch hier verdorrt,
Das reift zur Ernte; ſeine Vatermilde
Weiſt jeder Fahrt der Landung ſichern Port.
Viel Wohnungen ja ſind in ſeinem Hauſe,
Und Alle lud er ein zum Hochzeitſchmauſe.

„Gekeltert wird, wenn ſie gereift, die Traube
Und eingeſargt im Erdenſchooß geborgen.
Doch die geprangt im ſonniggrünen Laube,
Grüßt bald als feur'ger Wein den neuen Morgen.
So nahm ſie zum Symbol der Völkerglaube,
Und Lethe ward der Wein für alle Sorgen.
Es ſchlingt die Lebenskette Ring an Ring,
Und aus der Puppe fliegt der Schmetterling.

„Willkommen denn, du neuen Seyns Erwachen,
Für's Vaterland, du ſchöner Heldentod!
Die feſten Sterne lenken unſern Nachen
Und durch die Nacht erglänzt das Morgenroth;
Und ob zerſchmettert Maſt und Rahe brachen,
Es führt die Fluth zum Hafen hin das Boot.
Und ſind denn nicht der ſtärkſte der Beweiſe
Der Ewigkeit wir ſelbſt in dieſem Kreiſe?

„Wir hier, ſo ruhig heiter, ſtill bewegt,
Im Angeſicht der lezten Erdenſtunde,
Wie eine Schaar von Denkern geiſterregt
In friedlicher Betrachtung. Unſrem Bunde,
Ob ihn die Hand des Henkers nun zerſchlägt,
Wir bleiben ihm getreu mit Herz und Munde;
Wir für einander ſterbend klagen nicht,
Folgt Nacht dem lezten Seufzer, folgt ihm Licht.

„Und glücklicher als ſie, die ſtolz im Siege,
Wie können freudig wir dem Tod uns weihn?
Weil wir der Menſchheit treu im heil'gen Kriege
Freiwill'ge Dienſtpflicht hielten muthig ein.
Was iſt die Menſchheit? Was iſt unſre Wiege,
Dieß Vaterland, das bald uns Grab wird ſeyn?
Sind ſie denn nichts als eine Handvoll Staub,
Sie nichts als eines Wirbelwindes Raub?

„Nein, wahrlich nein! Es iſt der ew'ge Geiſt
Der Menſchheit und der Heimath, dem wir ſchwören,
Der auch in uns allmächtig ſich erweiſt,
Deß wir ein Glied ſind, dem wir angehören,
Der uns durchdringt, der uns der Scholl' entreißt
Und uns vereint den himmelſel'gen Chören,
Die gerne für das Vaterland geſtorben
Und ſich und ihm Unſterblichkeit erworben.

„Und folgend nun des Geiſtes Trieb und Drange
Noch hoffet mitzufühlen Freud' und Leid
Mit unſerm Volk, dem auf dem lezten Gange
Voran wir ſchreiten zur Unſterblichkeit.
Es lockt zum Kampf uns im Drommetenklange,
Und mit dem Tode gilt's den großen Streit;
Und daß ſich Keiner zagend vor ihm beuge,
Iſt das Gewiſſen unſer guter Zeuge,
Und Gott der Richter, dem wir uns ergeben,
Dem wir gedient, wie auch ſein Wille war.
So wird der Tod der größte Akt im Leben,
Denn höheres Seyn erzeugt er immerdar.
Und mag ſich das Schaffot für uns erheben,
Des Herrn Gerechtigkeit wird offenbar;
Er nimmt zur Sühn' uns an, er wird uns rächen,
Hier Ruhm verleihn, und dort uns heilig ſprechen!"

(Schluß folgt.)

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Als wir etwas höher in die Berge kamen, wurde der Weg vortrefflich. Frau Herwegh, der ich auf dieſem Marſche zur Seite blieb, hielt ſich ſehr tapfer, und ich mußte dieſe Frau bewundern, die ſolch große ungewohnte Strapazen ohne Murren ertrug und der Gefahr, deren ſie ſich vollkommen bewußt war, muthig entgegen blickte. Ein ehrlicher Schweizer und ich halfen ihr durch die Bäche und ſehr ſchmutzigen Stellen.

An eine Ordnung war gar nicht zu denken. Börnſteins übereilter Abmarſch hatte Alles aufgelöst. Was dieſer dabei eigentlich dachte, iſt mir noch heute ein Räthſel. Während der ganzen Zeit, da ich in Zell die Poſten ausſtellte, hatte er meine Karte ſtudirt und mußte wiſſen, daß der nächſte und ſicherſte Weg zwiſchen Schopfheim und Haſel hindurch und rechts bei Wehr vorbeiführt; allein er nahm dennoch den Weg über die Dörfer, und zwar einen ſo weiten, daß wir erſt ſpät am Morgen nach Haſel kamen, das in gerader Richtung nur anderthalb Stunden von Zell liegt. Hatte der Führer nicht Inſtruktionen von Börnſtein erhalten, was ich nicht weiß, ſo war derſelbe ein Verräther und wir ſind dem Bürgermeiſter von Zell für die Recommandation unſern Dank ſchuldig.

Während eines Nachtmarſches wird die Mannſchaft ſelten müde, die Aufregung läßt es nicht dazu kommen, allein gegen Morgen folgt die Abſpannung. Unſere Leute waren von Mittwoch Morgens fünf Uhr bis Abends ſieben Uhr marſchirt, ſie hatten dabei den Belchenberg überſchritten und ſehr wenig gegeſſen. Die vierſtündige Ruhe in Zell kann kaum ſo genannt werden; ein Viertel der Leute baute Barrikaden und war auf Poſten, und die Stärkung, welche ſie dort erhielten, war nicht hinreichend; die Bürger zeigten ſich ſehr karg und der ſchlechte Wein, den die Leute in den leeren Magen ſchütteten, diente nur dazu ſie augenblicklich aufzuregen und dann deſto ſchlaffer zu machen. — Die armen Menſchen waren ſo müde, daß

ſie bei jedem Halt in den Dörfern auf dem Fleck, wo ſie ſtanden, niederfielen und beim Abmarſch kaum zu erwecken waren. Einige Nachzügler von Börnſteins Abtheilung fanden wir am Wege ſchlafend. Ich ſelbſt war ſo ermattet, daß ich im Gehen ſchlief; ich bin deſſen ganz verſichert, denn ich träumte; und es war kein Wunder: den Weg, den die Kolonne einmal machte, habe ich gewiß zweimal gemacht, und ſeit Weiden hatte ich nichts gegeſſen, als zwei Aepfel, ein Stückchen Kuchen und in Zell etwas Brod und Käſe nebſt einigen Gläſern Wein. Wäre ich nicht durch die Jagd an Strapazen gewöhnt geweſen, ich müßte längſt vor Ermattung niedergeſunken ſeyn. Im erſten Dorfe, in das wir auf unſerem Wege kamen und deſſen Namen ich vergeſſen habe, gelang es einen Wagen für das Gepäck und für Herweghs aufzutreiben.

Morgens um ſieben Uhr ungefähr holten wir endlich Börnſtein ein. Ohne deſſen unverantwortlichen Leichtſinn mußten wir zu dieſer Zeit bereits in der Schweiz ſeyn. Er hatte eigenmächtig den Marſch geändert und konnte wiſſen, daß der Führer ihn unnöthig ſpazieren führte. Ich war in der Gegend vollkommen fremd und konnte nichts thun, als Börnſtein folgen. — Am Tage vorher hatten wir in den Dörfern, durch welche mir marſchirten, die Eingänge der Wirthshäuſer durch einen Poſten beſezt, der Jedem den Eintritt verwehrte; jezt war dieſe Maßregel unmöglich. Das thieriſche Bedürfniß nach Nahrung und Schlaf hatte faſt bei Allen die Oberhand und keine Wache wurde mehr reſpektirt. In jedem Dorfe blieben Einige zurück und die Zahl der Maroden mehrte ſich, je weiter wir kamen. Nach jedem Halt mußte man die Schläfer zuſammen ſuchen, die überall auf dem Boden umher lagen, und diejenigen, welche man damit beauftragte, blieben zum Theil ſelbſt in den Wirthshäuſern ſitzen und ließen die Kolonne ruhig fortmarſchiren. Das thaten ſogar die Führer des zweiten Bataillons und einige Compagniechefs.

In Haſel wurde mir, ich weiß nicht mehr durch wen, die Nachricht gebracht, daß dreihundert Mann württembergiſcher Infanterie uns folgten und den Weg nach dem Rhein abzuſchneiden ſuchten. Der ſchöne Tag und dieſe Nachricht machten mich wieder vollkommen lebendig und auch die Leute ſchienen mir kräftiger als bisher; beſonders muthig und heiter war die Avantgarde. Ich hielt von nun an die ſtrengſte Ordnung, denn wir marſchirten etwa eine Stunde ſeitwärts von Schopfheim vorüber und ein Angriff von dieſer Seite her war nicht unwahrſcheinlich. Ohne Gefecht über den Rhein zu kommen, ſchien mir jezt unmöglich, beſonders als ich erfuhr, daß hundert württembergiſche Lanzenreiter von Wehr nach Niederſchwörſtadt abmarſchirt ſeyen.

Selbſt Frau Herwegh fielen die beſondern Vorſichtsmaßregeln auf, und ſie ſagte halb ſcherzhaft zu mir: „Sie nehmen ja ganz die Miene an, als erwarteten Sie eine Schlacht!“ — Börnſtein war mit dieſen Maßregeln ſehr ſchlecht zufrieden, da ſie unſern Marſch verzögerten. Er wollte nie die Nothwendigkeit einſehen, daß die Avantgarde, ehe ſie in ein Gebüſch eindrang, Halt machte, bis die abgeſchickten Patrouillen das Terrain genau erforſcht hatten. Der Führer der Avantgarde, der über das einfältige Geſchwäz endlich ungeduldig wurde, antwortete ihm etwas derb, er ſcheine ganz und gar nichts von der Sache zu verſtehen, womit er allerdings den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Es mochte etwa neun Uhr ſeyn, als wir, ohne auf den Feind geſtoßen zu ſeyn, in Niederboſſenbach ankamen. Da wir dem Rhein ſo nahe waren, glaubten die Leute ohne Zweifel, nunmehr ſey alle Gefahr vorüber. Sie zerſtreuten ſich im Dorfe, um Lebensmittel aufzuſuchen, und als endlich Generalmarſch geſchlagen wurde, konnten ſich Viele nicht von dem Speck trennen, den ſie aufgetrieben hatten. Ich marſchirte unterdeſſen mit der Avantgarde ab, in der Hoffnung, daß dieſes Mittel ſich auch dießmal wirkſam zeigen werde, um die Nachzügler herbeizuholen. Den Wagen, auf dem Herweghs ſaßen, ließ ich zwiſchen dem Haupttrupp der Avantgarde und dem erſten Bataillon fahren, da er hier ſicherer war als bei der Arrièregarde, die zuerſt von den nachfolgenden Württembergern angegriffen werden mußte.

Etwa zehn Minuten hinter Niederboſſenbach beginnt ein Wald, der ſich an einer Stelle bis an den Rhein erſtreckt. Als wir die Liſière des Waldes paſſirt hatten und an ein vom Gehölz umgebenes großes freies Feld kamen, längs deſſen linker Seite der Weg hinlief, ließ ich Halt machen, um die Nachzügler zu erwarten und die frühere Ordnung wieder herzuſtellen. Während wir hier warteten und viele Leute ihre Stiefeln ausgezogen hatten und ihre kranken Füße pflegten, hörten wir plözlich vom Dorfe her einzelne Schüſſe und den Ruf: „Die Württemberger ſind da!“ — So war denn das Gefecht unvermeidlich, deſſen Hergang der Gegenſtand des lezten Briefes ſeyn ſoll.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Schluß.)

Mancherlei. — Literatur.

Es iſt auch eine ſonderbare Idee, und eine höchſt unpolitiſche dazu, beſonders in dieſem Jahr, wo alle engliſchen Künſtler über Mangel an Verdienſt klagen, ſo viel Fremdes in das Land zu bringen, und der Prinz hätte ſich ſchon durchgebracht, ohne Hungers zu ſterben. — Guizot iſt nach dem Norden gezogen, um bei den Großen des Landes Beſuche abzuſtatten, und ſie alle ſehen in ihm einen höchſt willkommenen Gaſt. Von Metternich hört man nichts; von ſeiner Gemahlin aber, welche die Geſellſchaften beſucht, wird behauptet, ſie ſey eine große ſtarke Figur, ohne Grazie oder vornehmes Weſen. Louis Philipp lebt ganz ſtill und kommt jetzt nie mehr in die Stadt. — Außer Jenny Lind iſt nicht viel Merkwürdiges in London zurückgeblieben. Die kleine Sängerin hat ſich durch ihren Beitrag zu dem Hoſpital für Bruſtkranke ſehr klug die Gunſt des Publikums für eine weitere Saiſon geſichert. Lumley wußte das wohl und hat ihr gut gerathen. Doch fragt man jetzt, wann ſie heirathen werde, da ſie die kleine Summe, die ſie haben wollte, um mit ihrem geliebten Studenten davon zu leben, längſt zuſammengeſungen haben muß. Oder hat etwa Lumley denſelben ausgeſtochen? — Gretna Green ſoll jetzt für ungeſetzlich erklärt werden; wer alſo ſeine Zuflucht dahin zu nehmen gedachte, der eile ſich; das Zeitalter, wo man mit romantiſchen Ideen in die Ehe hineinlaufen konnte, iſt vorüber. — Sir Bulwer Lytton hat die ſonderbare Idee gehabt, ſeinen „Harold“ wieder an den Herausgeber der „London-Gazette“ zu verkaufen, und zwar für die niedliche Summe von 1600 Pfund Sterling. Der Verleger, der ſich dieſe Concurrenz nicht gefallen laſſen konnte, hat den Journaliſten vor Gericht gefordert, und der Abdruck iſt dieſem verboten worden. Hoffentlich wird Bulwer ihm das Geld zurückzahlen. — Der Herzog von Braunſchweig druckt jetzt in ſeiner Londoner deutſchen Zeitung „die Tochter einer Kaiſerin,“ von Louiſe Mühlbach. Ob er ſich dieſe Erzählung ohne Umſtände zugeeignet oder nicht, weiß ich nicht; er wäre aber reich genug, um das Recht der Mittheilung zu erwerben, und hat hoffentlich entweder mit dem Verleger oder mit der Verfaſſerin eine Vereinbarung getroffen. Die Literatur bringt nichts Neues. Die Buchhändler klagen überlaut, und keiner will ſich mit einer Spekulation befaſſen. Auguſt und September ſind aber ohnehin zwei ganz todte Monate in England, wo alle Welt umherfliegt und Niemand daran denkt ſich mit Büchern zu beſchäftigen. Kommt aber der Herbſt mit ſeinen Stürmen und Regengüſſen, und bannt die flüchtigen Inſulaner an ihre Feuerſeite, dann iſt die Zeit, wo neue Bücher auftauchen können, ohne in das Meer der Vergeſſenheit zu verſinken. Das einzige neue Buch, das kürzlich Aufmerkſamkeit erregt hat, iſt das Leben Mirabeau's, im Ton Carlyle's geſchrieben, d. h. in ſehr originellem Styl, wodurch es in vielem Bezug lächerlich wird, was bei Nachahmungen ja ſo oft der Fall iſt. Die Journale beſchäftigen ſich ernſthaft mit der Stellung der Literaten, deren Lage ſie verbeſſert zu ſehen wünſchen, und die nach ihnen durchaus einen Stand bilden ſollen, eine Profeſſion, die zuſammenhält und zuſammenwirkt. Wie ſich dieß machen ſoll, weiß ich nicht. Die Königin Victoria und ihre Miniſter haben noch nie daran gedacht, einem Schriftſteller ein Amt, eine Ehre, eine Auszeichnung zu ertheilen, nur weil er ein Schriftſteller iſt. Darum halten auch dieſe Leute den König von Preußen ſo hoch, weil er von jeher dem Talente den Vorzug vor Rang und Geburt gegeben, was ihm nicht wenig zum Ruhme gereicht; denn, wie Goethe ſagt, „nur das Gleiche kann das Gleiche erkennen.“

Leipzig, Auguſt.

Die deutſche Einheit.

Am reizenden Golf von Trieſt, auf den Eisfirnen der Alpen und an den ſandigen Dünen der Oſt- und Nordſee, überall ſingen ſie jetzt das Lied des ehrwürdigen alten Arndt: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und freudig, begeiſtert jauchzen Millionen: „das ganze Deutſchland ſoll es ſeyn!“ Iſt es doch, als wäre die lang erſehnte Einigung Deutſchlands wirklich vollbracht, als umarmten ſich alle deutſchen Stämme in hingebender Bruderliebe! Wenn aber der Geſang verklungen iſt, wenn die Lippe nicht mehr bebt und das Auge nicht mehr glänzt im Feuer dichteriſcher Begeiſterung, da wiſſen die Herzen der Sänger nichts mehr von dem, was die Zunge lallte. Wir haben leider die Einheit Deutſchlands nur als beliebte Phraſe im Munde, ein Kind des Gedankens iſt ſie uns noch nicht geworden. Wir ſpielen als abſtrakte Philoſophen mit dem ſchönen Begriffe, wiſſen aber nichts von der That. Sicherlich iſt Deutſchland von wahrer Einigkeit nie weiter entfernt geweſen, als am 6. Auguſt, dem Tage, der Europa das große Beiſpiel hätte geben können und ſollen, daß wir nur ein großes Volk von Brüdern ſind und ſeyn wollen, wenn es die Ehre und Macht der deutſchen Nation gilt. Und was haben wir ſtatt deſſen erlebt? Die erbärmlichſte, kleinlichſte, den deutſchen Namen herabwürdigendſte Komödie, die ſeit langer Zeit zur Ergötzung unſerer Erbfeinde aufgeführt worden iſt. Wie wird der Däne in's Fäuſtchen lachen, wie der haßerfüllte Ruſſe vor Seligkeit greinen, wenn er erfährt, wie gottesjämmerlich die Idee der deutſchen Einheit bei der erſten Probe, die man machen wollte, in's Waſſer gefallen iſt! Daß die einzelnen Stämme nicht fühlen, wie engherzig, kleinlich und unpolitiſch ſie ſich am 6. Auguſt benommen haben, das eben iſt das größte Unglück, denn es beweiſt, wie wenig es ihnen jemals Ernſt geweſen iſt mit der Einheit des großen Vaterlandes, von der ſie doch ſeit mehr als dreißig Jahren ununterbrochen gefaſelt haben. Sollten wir es noch erleben, daß die Abgeordneten des deutſchen Volks in Frankfurt eine Reichsverfaſſung zu Stande bringen, dann bin ich wirklich auf die Geſichter neugierig, die der deutſche Michel ſchneiden wird im Süden und Norden, im Oſt und Weſt des gemeinſamen Vaterlandes, und kann nicht jeder Stamm ein paar Stunden lang das Reichsruder in die Hand nehmen, ſo gibt er ſich ſchwerlich zur Ruhe, ſondern ſchreit über Zurückſetzung und falſch verſtandene Vertretung ſeiner partikularen eingebildeten Rechte.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 43. und Monatsregiſter Auguſt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Fresken in der Paulskirche. 188. 194. 201.
Zum sechsten August. Von F. Dingelstedt. 193.
Die letzte Nacht der Girondisten. Von M. Carriere. 204. 205. — 207. 208. 209.
Geister der Paulskirche. 206.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus dem bayerischen Oberlande. 183. 184. — 195. 196. 197. 198. — 202. 203.
Aus der Reichsversammlung. 183—186.
Die natürliche Grenze vom Bodensee zur Pfalz. 185—191.
Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. — 203. 204. 205. — 207. 208. 209.
Beethoven'sche Lieder. 192. 193.
„Fünfzig und noch sieben drüber." Von H. Kurz. 198—200.
Die Revolution in Italien und die Jesuiten in Piemont. 199—201.
Goethes geognostische Ansichten. 206.

Korrespondenz.

Berlin. 183. — 207. — Leipzig. 183. — 209. — Frankfurt a. M. 184. 185. 186. 187. — 204. 205. — Dresden. 185. 186. — Heidelberg. 188. 189. — 192. 193. 194. 195. — Aus Sachsen. 188. 189. 190. — Paris. 191. 192. 193. 194. — 200. 201. 202. 203. 204. 205. — London. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. — 208. 209. — Aus dem Lande der Wenden. 197. 198. 199.

Literaturblatt.

Nro. 54.

Politische Literatur. Konstitutionelle Monarchie und Volkssouveränetät. Eine Frage der Zeit als Beitrag zur Begründung des neuen Staatsrechts. Besprochen von Heinrich Zöpfl. — Länder- und Völkerkunde. 1) Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. — 2) Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr. II.

Nro. 55.

Philosophie. Die Theosophie Friedrich Christian Oetingers nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von Dr. Karl August Auberlen. Mit einem Vorwort vom Kirchenrath Prof. Dr. Rothe.

Nro. 56.

Memoiren. 1) Bibliothek ausgewählter Memoiren des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Fünfter Band. Denkwürdigkeiten über Italien von General Wilhelm Pepe. — Philosophie. Die Theosophie Friedrich Christian Oetingers nach ihren Grundzügen ꝛc. (Schluß). — Roman. Zwei Jesuiten. Ein Roman von Karoline von Reder.

Nro. 57.

Memoiren. 2) Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. von Martens. — Romane. 1) Ein Name. Genrebild von Onkel Adam. Aus dem Schwedischen von Th. v. Wedderkop. — 2) Zwei Zeitalter. Novelle von dem Verfasser der Alltagsgeschichte. Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen.

Nro. 58.

Geschichte. Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918). Von Professor A. Fr. Gfrörer. — Memoiren. 2) Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers. Ein Beitrag zur Geschichte der letzten vierzig Jahre von C. von Martens.

Nro. 59.

Zeitgeschichte. Preußen und der deutsche Bund gegen Dänemark. — Nachlässe. Leibnizens geschichtliche Aufsätze und Gedichte aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover, herausgegeben von G. H. Pertz.

Nro. 60.

Heerwesen. Die deutsche Nationalbewaffnung. Als Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen in den Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes. Von Pz. — Kirchensachen. Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Konfessionen; die unbeschränkte Freiheit der Sektenbildung und die Trennung der Kirche vom Staat, im Zusammenhang erwogen von Dr. C. Ullmann.

Nro. 61.

Biographie. Mozart's Leben, nebst einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozart's von Alexander Oulibicheff. Für deutsche Leser bearbeitet von A. Schaidhuon. — Reisehandbuch. Le voyageur en Belgique et sur les bords du Rhin. Nouveau guide orné d'une carte routière de la Belgique.

Kunstblatt.

Nro. 38.

Die Kunstausstellung in Stuttgart im Mai und Juni. — Bemerkungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 39.

Die Kunstausstellung in Stuttgart im Mai und Juni. (Schluß.) — Architektonische Mittheilungen aus London. — Akademien und Vereine. — Musen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 40.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Denkmal. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 41.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Neuer Kupferstich. La Vierge à la vigne. Peint par Paul Delaroche. Dessiné et gravé par S. Jesi. — Lithographie. 1) Große Fuldabrücke auf der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn bei Guntershausen. Aufgenommen von Friedrich-Müller, auf Stein gezeichnet von W. Ammon. — 2) Viadukt auf der Main-Weser und Friedrich-Wilhelms-Nordbahn bei Guntershausen. Aufgenommen von Fr. Müller, auf Stein gezeichnet von W. Ammon. — 3) Kassel und Wilhelmshöhe. Nach der Natur aufgenommen von Fr. Müller, auf Stein gezeichnet von W. Ammon. — Plastik. — Holzschnitt. — Literatur.

Nro. 42.

Literatur. Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt. Eine Anweisung, mit ganzen Farben alle Halbtöne und Schatten ohne Mischung zu malen. Von Liberat Hundertpfund. — Persönliches. — Versteigerung. — Ausstellung. — Akademien und Vereine.

Nro. 43.

Literatur. Die Malerei auf ihre einfachsten und sichersten Grundsätze zurückgeführt ꝛc. (Schluß). — Urkundliches zur italienischen Kunstgeschichte. — Akademien und Vereine.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

September.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 210. Freitag den 1. September 1848.

— Jahrhunderte ſind vorübergegangen,
Es das gehende dieß, ach! dieß Neue gebar.
Klopſtock.

Streifzüge durch Berlin.

I.

Zur ſentimentalen Zeit ſtudirte ein Fremder auf den Kirchhöfen die ſittliche Phyſiognomie einer Stadt in ihren Grabſchriften. Er las freilich viel Lügen, es kommt aber nur darauf an, wie gelogen wird. Heutzutage wären die Schaufenſter der Bilderläden eine beſſere Schule, noch beſſer als Zeitungen und Tageblätter.

Ehedem ſah man Kunſtblätter ausgehängt. Am Genre, an dem Werth der Kupferſtiche ließ ſich wohl auch etwas abnehmen, womit der Sinn ſich beſchäftigte, was hier Bewunderer und Käufer fand, was die Neugier reizte. Wo iſt die Kunſtperiode hin? wohin ſind die Madonnen, die Chriſtusbilder, die hiſtoriſchen Darſtellungen? Wir ſehen nichts als Köpfe großer und kleiner Männer, und Karrikaturen, nichts als Karrikaturen! — Wer nur durch Berlin reiste, ohne ſich aufzuhalten, mit Extrapoſt an der einen Seite der Linden daher fliegend, würde ſchon an der Veränderung der Schaufenſterbilder die Veränderung der Zuſtände erkennen.

Vor einem Jahre, als man zuerſt die Porträts von Beckerath, Camphauſen, Schwerin, Vincke, Lichnowsky, Auerswald, Saucken, Arnim, Milde an den Fenſtern hängen ſah, welch freudiges Staunen bemächtigte ſich der Zuſchauer! Man ſah ſich verwundert und lächelnd an, daß man das errungen habe. Wo ſonſt nur Fürſten, Prinzen und hohe Herrſchaften hingen, höchſtens einmal ein berühmter Parlamentsheld aus einem fernen fremden Lande dazwiſchen, an denſelben Fenſtern jezt nur eine Reihe Oppoſitionsmänner, und von der vaterländiſchen Oppoſition! War das Aushängen nicht eine zweite Oppoſition? Und die Polizei duldete es!

Die Vincke, Beckerath, Camphauſen und die Andern ſind jezt verſchwunden; ſtatt ihrer jugendliche, trotzige Geſichter mit unendlich langen Bärten, und darunter die Namen: Jung, Held, Behrends, Urban, Reichenbach, Kirchmann u. ſ. w. Davor ſteht Jung und Alt, zerlumpte und ganze Röcke; das Volk kennt ſie, es ſind ſeine Männer. Von dem Volke, das die Bilder anſchaut, fragt keiner mehr nach den Bildern der Beckerath, Camphauſen, Vincke, Mewiſſen, Schwerin, Saucken. Wenn es nicht gar unbekannte Größen wurden, ſo wurden es längſt veraltete, abgethane. So ſchnell ſchwirrt das Rad der Zeit! — Die unten ſind, werden einmal wieder in die Höhe getragen. Wer bezweifelt das? Mit der Menſchennatur iſt es nur anders als mit der, welche das ewige Kleid der Schöpfung iſt. Die Sonne ſteigt aus dem Meer wie geſtern, der Frühling grünt und knoſpet wie vor einem Jahr. Der Menſch, der einmal untergetaucht, vom Strome fortgeriſſen, wird ein anderer, wenn die Fluth ihn wieder an die Oberfläche trägt. Die Elemente haben an ihm gezehrt, hier ihn gebleicht, dort ihn gekräftigt.

Manchen Hamlet ſah ich vor dieſen Schaufenſtern ſtehen, und er ſprach zu dem gedankenlos eitlen, lüſternen Weibe, das ſich für ſeine Mutter ausgibt und doch Blicke wechſelt mit jeder vorübergehenden Erſcheinung, die Kraft lügt:

Blick auf dieß Bild, und blicke nun auf jenes!

Hamlets Mutter mußte wohl ihren Sohn anhören, denn er hielt ſie feſt am Arm in einem verſchloſſenen

Zimmer. In der Natur dieſes Weibes, das ewig iſt, allüberall ſich findet, mit dem Neuen, Pikanten buhlt, liegt es, daß ſie auf Vergleiche der Art nicht hört. Söhne wie Hamlet ſind aber auch nur eine Ausnahme, in der Gegenwart gar nur wie Geſpenſter, man vermeidet ſie.

Zwei der Redner in der heurigen preußiſchen Nationalverſammlung belauſchte Jemand im vertrauten Winkel einer Weinſtube. Ich weiß nicht, ob ſie von jenen Illuſtricitäten waren, die ſchon an den Bilderläden hängen; es werth zu ſeyn, meinten ſie gewiß. Dieſe ſtellten auch, mit dem Weinglas wohlgefällig an den Lippen ſpielend, einen Vergleich an zwiſchen dem Sonſt und Jezt, den Männern damals im weißen Saal und den Männern heut in der Singakademie. Wie Hamlet verglichen ſie, nur war das Reſultat ein anderes. „Das mögen ganz gute Redner geweſen ſeyn für jene Zeit," ſo war ungefähr der Sinn ihrer Rede. „Aber was ſind wir dagegen an Talent, Charakterſtärke, Freimüthigkeit und hinreißender Beredtſamkeit ....!" Wie ſelbſtzufrieden ſchlürften ſie den Wein aus!

Auswärts werden ſie anders urtheilen — in Berlin vielleicht auch; die Urtheile an Ort und Stelle ſind aber nicht weit her. Dem läßt ſich nicht widerſprechen. Die Reden der Vincke, Beckerath, Mewiſſen, wurden in Frankreich, in England überſezt. In Rom, Florenz und Bologna ſelbſt übertrug man ſie in die neuen Zeitungen, pries und commentirte ſie. In fernen Winkeln Deutſchlands, in Fiſcherdörfern der Nordſee, in Schenken am Fuß der Alpen hörte man die Namen der freimüthigen Redner, man nannte ſie glänzende Charaktere, einen Stolz der Nation, man wußte Sätze aus ihren Reden auswendig. — Fort damit! Die jungen Geſchlechter wollen auch leben. Perſönlichkeiten gehen vielleicht unter in der neuen Begriffswelt wie Infuſorien in den Körpermaſſen, die aus ihnen gebildet ſind. Genug, wenn ſie ein Jahr ſelbſtſtändig exiſtirt haben. Mit reißender Schnelle reiſen wir Alle zu der glücklichen Zeit, wo das Individuelle zum Atom wird, wo Kunſt und Geſchichte untergehen in allgemeiner Glückſeligkeit oder einem großen Hoſpital.

Auch jene großen Männer der Gegenwart, wie ſchnell werden ſie verſchwunden ſeyn! Und was wird von ihnen übrig bleiben? — Ihre ſchönen Porträts? Denn das muß anerkannt werden, die Zeichnungen der Held, Urban, Jung, Graf Reichenbach, Behrends ſind wirkliche Kunſtwerke im Vergleich mit jenen ſchülerhaft leicht hingeworfenen Porträts der Männer aus dem weißen Saal. Schon die Schönheitslinien des wallenden Bartes begeiſtern den Künſtler. Um ſo patriotiſcher iſt ſeine Begeiſterung, als ja mit dem Siege der Sache, welche dieſe Männer des Volks vertheidigen, ſeine Kunſt zu Grabe getragen iſt.

Es gibt hier Schwärmer für die Freiheit, die es bis zur Republik ſind, und gerade dieſe Bürger einer künftigen Republik verzweifeln an derſelben, weil ſie jene neuen Größen nicht dafür anerkennen. Da ſehe ich wohl Einen, den ich nennen könnte — es iſt ein Fremder und Franzos — vor Lamartines Porträt ſtehen, und er ſeufzt: „Glückliches Frankreich, das, trotz ſeinem Unglück, in allen Umſchwungsperioden Männer erzeugte, nicht allein der That, auch der Geſinnung, mit Tugenden im römiſchen Sinne der alten virtus. Wenn Frankreich auch nie eine Republik werden kann, ſeiner innerſten Natur nach, ſo hat es doch zu jeder Zeit Republikaner erzeugt." — Soll das umgekehrt heißen: „Wir in Deutſchland, in Deutſchland, das von Anbeginn eigentlich eine große Republik war, wir waren und ſind unfähig, Charaktere von wahrhaft republikaniſcher Größe zu erzeugen?"

Die üppige Blüthe der engliſchen Freiheit waren die Karrikaturen, bunte Pilze aus dem in Ueberkraft ſchwellenden Boden. Noch vor zehn Jahren ſtellte man das Prognoſtikon, daß der deutſche Sinn dafür zu ſchwerfällig ſey, gleichwie in Frankreich der Mangel an Humor nie gute Karrikaturen aufkommen ließ. Auch die in den erſten vierziger Jahren, als die Bilderfreiheit, ſeltſamerweiſe der Preßfreiheit vorangängig, proklamirt ward, in Berlin an's Tageslicht gekommenen waren mehr bitter, doctrinär, tendenziös, als luſtig. Wenn man lachen wollte, verzog eine Eſſigſäure die Mundwinkel. Seitdem lehrten uns die Münchner fliegenden Blätter, daß der Deutſche auch mit gebundenen Händen ein ächter Schalk ſeyn könne. Bewies das nicht unſere ganze mittelalterliche Geſchichte? Seitdem — nun ſeitdem wimmelt Deutſchland und auch Berlin von Karrikaturen.

Der Eſſiggeſchmack, eine bitterböſe oppoſitionelle Tendenz, klebt noch immer den meiſten an; ſie ſind noch alle nur nach Einer Seite hin gerichtet. Wo die Keule ſchon das Thor zerbrach, ſchlagen ſie noch immer Splitter ab. Heldenthaten ſind es nicht, welche die Karrikaturen vollbringen, oft nur Don Quixoteſches Lanzenbrechen gegen Windmühlen, ſelbſtgefertigte Puppen; aber witzig ſind ſie, eine leichte, elaſtiſche Kraft des Zergliederns und die Blöße der Theile darzulegen, läßt ſich ihnen nicht abſprechen. Wie mächtig wirkte dieſe Kraft ſchon in der brandenburgiſchen Hauptſtadt, als ſie noch gebunden war! Daß ſie, zucht- und bandlos, ein mächtiger Hebel für die Bewegung werden würde, war vorauszuſehen.

Die Karrikaturen mit und ohne Schrift ſchonen nichts. Gibt es doch auch nichts Heiliges und Ehrwürdiges mehr, bis auf den neuen, geſtaltloſen

Begriffsgötzen. Dieſer darf vorerſt nicht angetaſtet werden; er ſteht auf thönernen Füßen. Möchte aber überhaupt Niemand mit ſtrenger Hand an dieſer Freiheit rühren; das Schlimme und Gehäſſige wird ſich ſelbſt durch das Uebermaß am beſten richten. Dieſe Erfahrung, wenn es dafür noch der Lehre bedarf, lehrt ſich ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die lezte Nacht der Girondiſten.

(Schluß.)

„Wohl!“ rief Lajource. „Doch Gott, der's Kreuz getragen,
Gibt eine feſte Lebensbürgſchaft mir.“ —
Und Sillery: „Chriſtus an's Kreuz geſchlagen
Sey menſchlicher Vernunft ein Zeuge dir.
Wir haben ihn verkannt in frühern Tagen,
Der Glaub' iſt Freiheitslehre für und für.
Er wird die Welt erretten. Jeſus Chriſt,
Er war des ew'gen Lebens Girondiſt!“

„Man hat,“ rief Fauchet, „uns die Dornenkrone
Wie ihm auf's jugendliche Haupt geſezt,
Es hat ſich auch an uns mit frevlem Hohne
Ein heißgeliebt verblendet Volk ergözt.
So folgen wir dem großen Gottesſohne,
Und rufen dann wie er auch wir zulezt:
Ob uns zerſchmettert die Tyrannenmacht,
Die Freiheit ſiegt und herrſcht! Es iſt vollbracht!“

Die Fackeln wurden blaß im erſten Licht
Des Morgens. „Kommt, laßt uns zu Bett uns legen!“
Rief Ducos. „Werth iſt ja das Leben nicht,
Daß wir den Schlaf uns rauben ſeinetwegen.“ —
„Nein, wachen wir! Zu groß iſt das Gewicht
Der Ewigkeit,“ ſprach Sillery dagegen,
„Als daß ein hunderttauſend Tageszeiten
Genügten, uns ihr würdig zu bereiten.“

Und Vergniaud ſprach nochmals zur Freundesſchaar:
„Es glaub' ein Jeder wie er kann und thut,
Nur ſey der Preis ihm ſeines Todes klar,
Und bring' als Opfer mit getroſtem Muth
Den Zweifel der, den Glauben jener dar,
Wir Alle für die Freiheit unſer Blut!
Wenn ſelber ſich der Menſch Gott hingegeben,
Was braucht es mehr? Das iſt das ew'ge Leben!“

Da klirrt das Thor, durch das die Henkersknechte
Bewaffnet in geſchloßner Reihe dringen.
Die Männer bieten nun dem Strick die Rechte,
Sie neigen nun das Haupt den Scheerenklingen.
Wer wird der Locken dunkeles Geflechte
Der Gattin, der Geliebten überbringen,
Der Sehnſucht ſchmerzenreichem Angedenken
Ein leztes Band der Liebe noch zu ſchenken?

Sie geh'n. Allons enfans de la patrie,
Schallt laut und feierlich ihr Chorgeſang.
Schon ſtehen auf dem Blutgerüſte ſie,
Es dröhnt des Beiles Auf- und Niedergang.
Stets ſchwächer tönt des Liedes Melodie,
Bis ſie allein aus Vergniauds Munde klang.
Da fällt das Beil. Der lezte Ton verhallt,
Und zwanzig Männer liegen ſtumm und kalt.

Hört ihr die Marſeillaiſe wieder ſingen
In alter Weiſe Straßen auf und ab?
Es will das Volk in Krieg und Frieden ſchwingen
Mit eigner Hand auf's Neu' den Herrſcherſtab.
Und auferweckt von ſeinem Rufe dringen
Die Girondiſten aus dem frühen Grab,
Und wie ſie ſegnend uns vorüberzieh'n,
Schallt Geiſtergruß: Heil Bürger Lamartine!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Auguſt.

(Fortſezung.)

Die Huldigung. — Die Verbrüderung. — Vereine.

In Sachſen ward der 6. Auguſt ſo ziemlich vorſchriftmäßig gefeiert, obwohl es Mühe genug koſtete, ein wirkliches Feſt daraus zu machen. Ich glaube kaum, daß im ſächſiſchen Volksſtamme das Gelüſt vorhanden geweſen iſt, die vorgeſchriebene Huldigung dem Reichsverweſer nicht zu leiſten, vielmehr drang das Volk überall darauf und hätte am liebſten an dem ſymboliſchen Akte — denn etwas anderes ſollte es ja nicht ſeyn —

ſelbſt mit Theil genommen. Nicht gar ſo bereitwillig zeigte ſich, wie es den Anſchein hatte, das Kriegsminiſterium. Es mußte wenigſtens auffallen, daß kein Wort von Ort und Zeit verlautete, wo und wann das verlangte Hurrah dem proviſoriſchen Reichsoberhaupte gebracht werden ſollte. Erſt mannigfacher Nachfrage gelang es, in Erfahrung zu bringen, daß z. B. die hieſigen Truppen nicht in unmittelbarer Nähe der Stadt, in conspectu omnium, vielmehr weit draußen bei einem entlegenen Dorfe paradiren und das Lebehoch rufen ſollten. Energiſche Vorſtellungen, die man dagegen machte, bewirkten eine Abänderung dieſes völlig unklugen Befehls, deſſen Ausführung ſicherlich ernſte Unruhen veranlaßt hätte. So rückte denn am Vormittage des 6. Auguſt nach beendigtem Gottesdienſte unſere Garniſon auf den bei Gohlis gelegenen Exercierplatz, bereits mit den deutſchen Kokarden geſchmückt, und rief, nachdem der Commandant, Generalmajor Graf von Holtzendorf, eine kurze und herzliche Anrede gehalten hatte, worin derſelbe die hohe Wichtigkeit des Tages hervorhob, im Beiſeyn vieler tauſend Zuſchauer, dem Erzherzog Johann dreimal ein kräftiges Lebehoch. Die Muſik ſpielte die Melodie des Arndtſchen Lieds, das die deutſche Einheit ſo herrlich beſingt. Ein Hoch auf den König ſchloß die Feierlichkeit. Die Truppen defilirten vor dem General und dem anweſenden Stabe der Communalgarde und marſchirten dann, begleitet und umjubelt vom Volke, zurück nach der Stadt. Was uns im Großen unerreichbar bleibt, führen wir bisweilen im Kleinen recht glücklich zu Ende. Während man ſich überall über und um die liebe deutſche Einheit zankte, veranſtaltete Leipzig ein Verbrüderungsfeſt zwiſchen Bürger und Militär, das den erwünſchteſten Ausgang hatte. Nachmittags fünf Uhr verſammelten ſich zu dieſem Behufe die Behörden, Bürger, Communalgarden, Studenten und Militär auf dem Marktplatze und zogen mit klingendem Spiel und umweht von einer Menge deutſcher Fahnen nach dem Schützenhauſe, wo im Freien Bänke und Tiſche für etwa dreitauſend Perſonen in Bereitſchaft geſetzt worden waren. Ich habe niemals einem heiterern und jovialeren Feſte beigewohnt. Die Bürger fraterniſirten mit den Soldaten, hielten ſie frei und behandelten ſie zum erſtenmale wirklich als ihres Gleichen. Aller Unterſchied der Stände war in dieſen fröhlichen Stunden verſchwunden, denn man ſah die erſten Männer der Stadt, hohe Staatsbeamte ꝛc. Arm in Arm mit gemeinen Soldaten umherwandern und ſogar in der luſtigſten Stimmung die Kopfbedeckungen vertauſchen. Ernſte und heitere Toaſte gaben dem Feſte die geiſtige Weihe. Nach neun Uhr Abends begleiteten die Bürger unter Abſingung patriotiſcher Lieder das Militär bis zum Schloſſe und nahmen mit einem dreimaligen Hoch von ihm Abſchied. Viele aber begnügten ſich nicht mit dieſer kurzen Verbrüderung, ſie zogen es vielmehr vor noch bis tief in die Nacht hinein bei Bier und Wein mit ihren bewaffneten Mitbürgern zuſammen zu bleiben. Man ſagt, die Militärbehörde ſehe derartiges Zuſammenleben der Soldaten mit den Bürgern nicht gern, indem ſie beſorge, daß die ungewohnte freiere Bewegung des Soldaten dem Geiſt der Disciplin und Subordination Abbruch thun könne. Wir fürchten dieß nicht, dagegen bemerken wir mit Vergnügen, daß allerdings ein anderer Geiſt unter den Truppen zu herrſchen beginnt. Sie fangen an ſich als Staatsbürger zu fühlen, und betrachten ſich nicht mehr als bloße Maſchinen in der Hand eines Mächtigen. Daß dieſes Gefühl immer lebhafter werden möge in jedem Soldaten, das freilich iſt der Wunſch aller Bürger, denn dieſe wollen im Militär nur die Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlands gegen auswärtige Feinde ſehen, nicht aber die Beſchützer und Leibwachen fürſtlicher Perſonen.

Vor der Märzrevolution konnte man nicht wohl für einen gebildeten Menſchen gelten, wenn man nicht wöchentlich ein paarmal äſthetiſche Thees beſuchte. Jetzt kann man nicht leben, ohne Mitglied einiger, wenigſtens eines Vereins zu ſeyn. Dieſe Vereine haben unſtreitig viel Gutes. Sie tragen nicht nur bedeutend zur Weckung des politiſchen Sinnes im Volke bei, ſie ſind auch immer raſch bei der Hand, wenn irgendwo an der Staatsmaſchine eine reaktionär ausſehende Schraube angebracht werden ſoll, um ſogleich mit einem lauten Quos ego! dazwiſchen zu fahren. Sie regieren alſo nicht geradezu mit, aber ſie ſehen den Regierenden auf die Finger, belauſchen ihre geheimſten Gedanken und verhindern damit, daß man nicht gegen den Willen des Volks regiert, wozu noch immer ſehr viele Leute große Luſt haben. Zu bedauern dagegen iſt, daß man in manchem Vereine auch ein treues, aber leider auch trauriges Abbild ſieht von deutſcher Einheit und Brüderlichkeit. Wenn ich nicht irre, ſo deutete ich ſchon in meinem letzten Briefe an, daß dem „deutſchen Vaterlandsverein“ bedenkliche Stürme bevorſtünden. Dieſe Befürchtung iſt in Erfüllung gegangen. Ueberzeugt, daß bei dem terroriſtiſchen Unweſen, das ſeit Wochen im Schooße des Vereins eingeriſſen war, kein Fortbeſtehen, wenigſtens kein ſegenbringendes Wirken deſſelben möglich ſey, entſchloß ſich der leitende Ausſchuß, ihn aufzulöſen. Dieß erregte einen gewaltigen Sturm bei der republikaniſch-demokratiſchen Fraktion, welche die Auflöſung für formwidrig, mithin für ungültig erklärte, in beſonderer Sitzung zuſammenkam und ſofort das Fortbeſtehen unter Ernennung eines andern Ausſchuſſes bekannt machte. Da inzwiſchen die andere Partei, deren Führer Profeſſor Wuttke iſt, einen neuen Vaterlandsverein gegründet hatte, ſo ſtanden ſich zwei gleichnamige Vereine gegenüber, die beide immer die Erlaſſe und Bekanntmachungen des andern für willkührliche Handlungen und anarchiſche Verſuche erklärten und ſich gegenſeitig auf das Heftigſte befeindeten. Der widerliche Streit iſt noch immer nicht zu Ende, indeß beſtehen beide Vereine neben einander fort, halten ihre Sitzungen und haben ihr Publikum, und wahrſcheinlich wird es dabei auch fernerhin ſein Bewenden haben, da ich nicht einſehe, warum es in Leipzig nicht zwei Vaterlandsvereine geben ſoll. Wer für Republik iſt, kann dem von Jäckel geleiteten — ſo heißt ſein Obmann — beitreten, wer mehr Geſchmack findet an conſtitutioneller Monarchie, auf demokratiſchen Prinzipien ruhend, wird ſich dem Wuttkeſchen anſchließen. — Der „Oſtmarkenverein“ hat neuerdings als Zeichen ſeiner Thätigkeit eine Adreſſe an die Poſener erlaſſen, die auch der „deutſche Verein“ zur ſeinigen machte. Gerade während der Zerwürfniſſe im Vaterlandsvereine kam Arnold Ruge hier an, das Parlamentsmitglied für Breslau. Seine Anhänger — denn auch die „beſondere Weltanſchauung“ dieſes confuſeſten aller Philoſophen findet unter der Jugend ſchwärmeriſche Verehrer — feierten den Mann der äußerſten Linken durch ein Fackelſtändchen, das wenig Theilnehmer fand. Ruge ſelbſt konnte nicht umhin, eine Volksverſammlung auszuſchreiben, um den Gläubigen, die ſich etwa um ihn ſchaaren würden, ſeine Völkerbeglückungstheorien, womit er die Verſammlung in der Paulskirche langweilt, des Weiteren auseinander zu ſetzen. Hurrah wurde in dieſer Verſammlung ſehr tapfer geſchrieen, doch zweifle ich, daß der Redner viele Proſelyten gemacht hat. An dem Vaterlandvereinsſtreite betheiligte ſich Ruge lebhaft; er beſonders war es, der im Verein mit Jäckel der Auflöſung des urſprünglichen Stammvereins entgegentrat und deſſen Wiederherſtellung leitete.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 211. Sonnabend den 2. September 1848.

— Opinor,
Haec res et jungit, junctos et servat amicos.
Horat.

Aus der Reichsverſammlung.

(ſ. Nr. 183—186.)

In Ermanglung eigentlicher politiſcher Salons müſſen die Gaſthäuſer herhalten. Ich will nicht den Frankfurtern allein den Vorwurf machen, daß ſie die erſtern nicht herſtellen, ſuche vielmehr den Hauptgrund davon in der Lebensweiſe der Süddeutſchen, die es bequemer finden, an dieſen oder jenen Verſammlungsort zu eilen, wo man dem Zwange der Convenienz in Kleidung und Haltung ſich nicht fügen, wo man den eigenen Ton dem eben von Andern angeſchlagenen nicht unterordnen muß, als das Parket oder den Teppich zu betreten, der die genannten Rückſichten, bei aller Freiheit der Verhältniſſe im Uebrigen, zur unerläßlichen Pflicht macht. Aus dem excluſiven Weſen der reichen Freiſtädter und dem Sinne für geſellige Unabhängigkeit eines großen Theils der Verſammlung iſt es ſicher herzuleiten, daß ſich jene Erſcheinung hier nicht wiederholt, welche in andern Ländern von einer Nationalverſammlung in ſo bewegter, bedeutungsvoller Zeit unzertrennlich wäre; daß die Frauen und Jungfrauen, welche ſo regen Antheil an den Verhandlungen in der Paulskirche nehmen, welche während der Sitzung jeden Gedanken an die gemeinen Hantierungen fern halten, zu denen ſie eine herkömmliche Eintheilung geſchlechtlicher Rechte und Pflichten ſo lange verurtheilt, — daß dieſe ſo mächtige und gebietende Fraction des deutſchen Volks ſich mit dieſer paſſiven Theilnahme an den Verhandlungen in der Paulskirche zufriedenſtellt und nicht am eigenen Theetiſche das Parlament im Kleinen nachahmt. Tallien, Roland, Recamier, Staël — welche Namen, der Nacheiferung würdig!

Man begnügt ſich in ein paar reichen Häuſern etliche Männer der äußerſten Rechten und des Centrums an gewiſſen Tagen zu ſehen; allein wie weit ſich das von dem Begriffe eines politiſchen Salons entfernt, ſieht jeder ein, der jemals Gelegenheit hatte, dieſe wichtigen Träger des politiſchen Lebens kennen zu lernen. Ich bin überzeugt, daß Wien und Berlin mehr Empfänglichkeit dafür gezeigt hätten; in Frankfurt mußte man auf ein Surrogat bedacht ſeyn. Die Forderung klopfte ſo laut an, daß die Sache wie von ſelbſt ſich machte.

Von allen gaſtlichen Pforten fanden die Mitglieder der Nationalverſammlung die der Gaſthäuſer am weiteſten geöffnet. Die wackern Eigenthümer derſelben laſſen es bekanntlich in der ganzen Welt nicht an Bereitwilligkeit fehlen, zu empfangen und, wie es im alten Style hieß, die Honneurs zu machen. Frankfurt iſt groß und berühmt in dieſem Punkte, der Reiſende wußte das längſt zu ſchätzen. Wir haben uns alſo zu den Gaſthöfen bequemt, die nun entſchiedener getrennt, als es in der Paulskirche geſchieht und in den Salons geſchähe, die Schattirungen der Parteien zeigen. Sollen wir dieß einen Vorzug vor den Salons nennen? Ich glaube nicht. Hier macht die Beobachtung des Anſtandes und der feinen Sitte es möglich, daß auch Leute von verſchiedenem politiſchem Gepräge ſich berühren. Die Anzahl der Gäſte iſt nie ſo groß, wie es an einem öffentlichen Orte der Fall ſeyn kann; die Unterhaltung tönt mehr von Ohr zu Ohr, man ſieht ſich dabei in das

Geſicht, man hat das Gefühl, ſich fortwährend in den Grenzen der Humanität bewegen zu müſſen. Ein ſolches Beiſammenſeyn iſt ſehr geeignet zum Austauſch entgegenlaufender Anſichten, zu vermittelnden Verſuchen; wer hier ſich nicht nähert, für den iſt keine Annäherung möglich und er kann nach dieſer gewonnenen Ueberzeugung hinfort handeln. — Das Gaſthaus, welches die freieſte Entwicklung der Debatte, in noch weit höherem Grade als die Verhandlungen in der Paulskirche, geſtattet, iſt in dieſer Hinſicht eine gefährliche Klippe. Entgegenſtehende Anſichten führen hier zum wirklichen Wortſtreit, der bei ſich abſtoßenden Perſönlichkeiten noch weiter ausarten könnte. Aus dieſer Beſorgniß leitet ſich aber die Nothwendigkeit ab, daß allzuſchroffe Gegner niemals denſelben Gaſthof beſuchen, und hiedurch geht die Annehmlichkeit der Gegenſätze in der Geſellſchaft, ſo wie der Zweck der Vermittlung von Extremen gänzlich verloren. Man wende nicht ein, daß dieß leztere, in Tagen wie wir ſie ſehen, nicht möglich ſey. Im ungezwungenen Lärm der Gaſthausdebatte freilich nicht, eher aber während der vertraulichen Unterhaltung einer nicht ſehr zahlreichen, ſich Maß auferlegenden Geſellſchaft. Und in den bewegteſten Zeiten, während der brauſendſten Stürme, waren dieſe Aſyle der höhern Bildung auch den zweckmäßigſten Entwicklungen förderlich.

In den Frankfurter Gaſthöfen finden ſich jezt die politiſchen Sinnesgenoſſen am ſpäten Abend zuſammen, nachdem die Arbeiten in den Commiſſionen im engſten, die Sizungen der Clubs im weitern Sinne beendigt ſind. Im Gaſthofe ſitzen die Abgeordneten zum erſtenmale nicht mehr ganz unter ſich, ſie können hier auch, ſo weit es der Raum geſtattet, den Freund, einen Landsmann, einen Geſchäftsverwandten ſprechen, der nicht in der Paulskirche Siz und Stimme hat. — Ich hatte Ihnen verſprochen, den engliſchen Hof einmal zu beſuchen; heute wollen wir denn die dortige Geſellſchaft muſtern.

Das Lokal iſt anſtändig, aber nichts weniger als reich oder elegant; ein unförmliches langes Zimmer; die jezt überall gewöhnlichen unzierlichen Gasarme ſenken ſich von der Decke herab, um mit ihren Flammen den Raum zu beleuchten. — Folgen Sie mir an jenen runden Tiſch am obern Ende des Zimmers, wo ich gewöhnlich meinen Platz finde, und laſſen Sie unſern Blick über die Verſammlung ſchweifen, wie ich es ſo oft thue, wenn ich mit innerer Befriedigung mir vorſtelle, daß dieſer Zuſtand der Dinge uns am Ende doch wohl das geben wird, was wir eine deutſche Hauptſtadt der Intelligenz nennen können, etwas um was wir die Franzoſen ſo lange ſchon beneidet haben, weil es ſo wichtig iſt für die Entwicklung alles höhern Lebens. Wir wollen damit jedoch durchaus nicht der Centraliſation in allen Dingen das Wort ſprechen, aber deſſen ungeachtet es nicht verhehlen, daß wir der Iſolirung und dem daraus entſpringenden Eigenſinn, der kleinlichen Philiſterhaftigkeit, der hochmüthigen Unzugänglichkeit und allen jenen Mängeln, an welchen unſere großen Geiſter in kleinen Neſtern bis jezt litten, von Herzen den Untergang wünſchen.

(Fortſezung folgt.)

Streifzüge durch Berlin.

(Fortſezung.)

Die fliegenden Buchhändler! Die Oede, welche die Emigration bewirkt, wird durch dieſes Gewimmel ausſchreiender Knaben, mit ihren Zetteln hoch in der Hand, mit ihrem Blätterbunde, um den Leib geſchnallt, vollſtändig erſezt. Die Straßen tönen von Ausrufern, ein Concert der tollſten Stimmenverwirrung, unglaublich, wahnſinniger als ein morgenländiſches Mährchen für Einen, der aus dem Berlin vor ſechs Monaten in das Berlin von heute träte: „Kladderadatſch Nummer 7!“ — „Ein wahnſinniger König!“ — „Ich und der Staatsanwalt!“ — „Der Magiſtrat muß abdanken.“ — „Krakehler Nummer 9.“ — „Der neueſte Krakehler — die ewige Lampe.“ — „Neueſter Berliner Satan.“ — „Warum hat der alte Fritz gelebt?“ — „Wer will huldigen? — Ik nich.“ — „Bürgerwehrken koſt!“ — „Waffen! Waffen! Allgemeine Volksbewaffnung!“ — „Die dreizehn Todſünden des Miniſteriums!“ — „Reichsverweſer, Reichsverweſter!“ — „Die weiße Frau von Sansſouci.“ — „Die Ruſſen kommen!“ — Eine tolle Hexenküche, aus der, ungerechnet einigen übeln Geruch, doch am Ende nichts als Blaſen herausſprühten, wenn man nicht mit Häſcherſtangen das Feuer unter dem Keſſel ausſchlagen wollte.

Vier Monate Mißbrauch hatten die Aufmerkſamkeit für die Plakate verzehrt; ſelbſt um die Brunnen und Ecken, wo man doch umſonſt leſen kann, wurden die Leſerſchaaren immer kleiner. Wäre nicht die lezte preußiſche Aufregung hinzugekommen, ſo wäre die Sache vielleicht ſchon jezt beendet. Wir erwarteten zunächſt eine Bittſchrift der armen Bäume unter den Linden; ihr Naturwuchs wird von der Preßfreiheit faſt erſtickt, und riſſen nicht die Buben zuweilen die alten Plakate ab, ſo entſtünde aus dieſer immer neuen Papierumringelung zulezt eine Papprinde, die wirklich das Wachsthum gefährden könnte.

Eines könnte Wunder nehmen, daß in dieſer ausgelaſſenen Freiheit, die ſich im Thun alles deſſen, was ſonſt verboten war, dämoniſch manifeſtirt, noch keine Quackſalber aufgetreten ſind. Tanzende Affen in den vornehmſten Straßen; Theater an allen Ecken, zum Spott der ehemaligen kläglichen Rivalität zwiſchen dem königlichen und dem königsſtädter Theater; Theater in der Stadt, im Freien, Tod allen Conceſſionen, damit freilich vor der Hand auch aller Kunſt. Was fragt man indeß nach dieſer, wo im Augenblick nur das tägliche Brod geſucht wird von den Hunderten vagirender Schauſpieler, welchen die Revolution die Contrakte zerriſſen und aus ihrem königlichen Schauſpielerthum an den Bettelſtab geſtoßen hat! Roulettetiſche, klappernde Würfelbecher dicht neben den Volksverſammlungen: ein befremdender Contraſt, wo die Volksſtimme das Verbot aller und jeder Lotterie in deutſchen Landen kategoriſch fordert. Die Volksjuſtiz ſchritt auch wirklich eines Tages unter den Zelten gegen die Roulettetiſche ein, deren nicht weniger als ſieben- und -zwanzig waren. Unter großem Jubel der Menge, beſonders der Verlierenden darunter, wurden ſie umgeſtoßen, und wenn letztere die Juſtiz noch weiter treiben und dem Volksedikt auch rückwirkende Kraft geben, nämlich ihr verlorenes Geld zurück haben wollten, ſo wird das Jeder auch ganz begreiflich finden. Es fand ſich indeß ſo viel geſunder Sinn unter den Lynchgeſchwornen, daß ſie dieſe Auslegung nicht zuließen. Die Sünder durften mit ihrem Raube abziehen. Als ſie in den nächſten Tagen die Tiſche wieder aufzurichten verſuchten, hatte die geſetzliche Macht den Muth es ihnen zu verbieten. — Verkauft, verhandelt Alles, ohne Privilegium, wahrſcheinlich auch ohne zu ängſtliche Rückſicht auf die Patentſteuer, Gelegenheiten zu Allem; aber noch zeigen ſich keine Kartenlegerinnen, keine Wahrſager, Zauberer, Quackſalber. Das iſt charakteriſtiſch; das Medicinalweſen wird noch vom Volk als ein privilegirtes, als ein vom Staat zu beaufſichtigendes geachtet. Daß ſich gegen die Privilegien der Apotheker eine Oppoſition erhebt, iſt eine Frage für ſich. Man fordert nur mehr Berechtigungen als bisher; daß der Staat jedem erlauben ſolle Apotheken anzulegen und Mehl für Magneſia zu verkaufen, daß er keine Prüfung der Apotheker vornehmen, keine Beaufſichtigung mehr üben ſolle, iſt nicht der Sinn der Forderung.

Wer hätte nicht neben den Straßenbuchhandlungen (die an verſchiedenen Ecken unbeſchadet der fliegenden Buchhändler beſtehen) öffentliche Schreiber an Schreibtiſchen erwartet? Im Süden gehört das zum Volksleben. Wie anmuthige Bilder ſehen wir in Frankreich, in Italien, wenn das verlegene Mädchen unter der Colonnade ſteht, geſenkten Hauptes, mit gefalteten Händen, und dem Schreiber mit der verroſteten Brille und der rothen Naſe ihre Liebesſeufzer zuhaucht; wenn der Graukopf dann die Feder käut, und die Seufzer in Worte, in ſchöne Tiraden zu verwandeln ſucht, an den fernen oder treuloſen Geliebten. Er lieſt ihr vor, wie ihr Herz geſprochen, und hohe Röthe überfliegt ihr Geſicht. Sie hat ſich ſelbſt nicht zugetraut, daß ſie ſo ſchön gedacht und gefühlt. — Davon hat die neue Volksfreiheit nichts gebracht. Kann bei uns ſchreiben wer liebt, oder iſt es gegen die Sitte? An Winkelconſulenten fehlt es uns ſo wenig als anderwärts, aber ſie ſuchen nicht die Oeffentlichkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Freiheitsgebet.

(August 1848.)

An dich, o Gott! muß ich mich wenden,
Jezt, da die ganze Welt in Flammen ſteht,
Und ſie der Sturm mit Trümmern überſät.
Der Menſchheit Loos empfehl' ich deinen Händen.
Nur du kannſt Licht in dieſes Chaos ſenden,
Den Weltkampf mit dem Sieg des Guten enden.

Oft wird mir beim verworr'nen Toben
Empörter Leidenſchaften ach! ſo bang.
Erbeben macht mich jeder Ueberſchwang:
Abgrund, Abgründen rufend, unten, oben;
Die Schiebenden, bald heft'ger ſelbſt geſchoben,
Am Rand des Sturzes ſchon, die kaum ſich hoben!

So ſeh' ich ſchwanken noch die Wage;
Doch ruft jezt allen Höh'n das Morgenlicht
Mit Gluth die Ladung zu vor's Weltgericht.
Der Völker Recht iſt hier die große Frage;
Kein Schwerterklang erſtickt mehr ihre Klage,
Verfochten wird ſie laut am hellen Tage.

Nur ſtört der Wirrwarr von Gedanken
Im Mund der Sprecher für des Volkes Recht.
Wie mancher ſchmiegt ſich vor dem Volk zum Knecht,
Um ſich zur Herrſchaft kecker aufzuranken!
Im Unrecht ſelbſt verſchmäht er alle Schranken,
Wenn nur um ihn Paläſt' und Throne wanken.

Für Freiheit iſt der Menſch geboren!
Wie nach der holden Braut dem Jüngling, ſchlägt
Nach ihr das Herz den Völkern, tief erregt.

Doch ſchwebt ſie nicht herab aus Himmelsthoren
Zu denen, die den Tugendſinn verloren;
Den Frevler hat ſie nie zum Freund erkoren.

Dich fleh' ich, Gott! du mögſt entzünden
Des Guten heil'ge Lieb' in jeder Bruſt,
Die ſich des Triebs für Freiheit iſt bewußt.
Dann muß der Geiſt der Wühlerei verſchwinden,
Der Völker ſchwindlicht dreht in Irrgewinden;
Auf Tugend wird ihr Reich die Freiheit gründen.

J. H. v. W.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Bürgerwehr. — Theater. — Literatur und Buchhandel.

Eine wichtige Frage iſt in neuerer Zeit die Volksbewaffnung geworden. Durch ſie gewinnt auch die in Sachſen ſchon ſeit ſiebzehn Jahren beſtehende ſogenannte Communalgarde, beſſer Bürgerwehr, größere Bedeutung, weßhalb man ernſtlich auf Verbeſſerung und Erweiterung derſelben bedacht iſt. In Leipzig hat dieſelbe anſehnlichen Zuwachs erhalten durch die neu zuſammengetretenen Compagnien der Veteranen — früher gedienter Soldaten, — der Turner, der Buchhändler und der Künſtler, die zuſammen künftighin ein Bataillon, das fünfte, bilden werden. Beſſere und gleichmäßigere Bewaffnung iſt Augenmerk der leitenden Oberbehörden, da in ſo bewegten Zeiten dem bewaffneten Bürger möglicherweiſe auch der volle Gebrauch der Waffe geſtattet ſeyn muß. Außer dieſer dienſtthuenden Bürgerwehr haben ſich Schutzvereine gebildet, an denen faſt alle diejenigen Theil nehmen, die nicht communalgardepflichtig ſind. Auch dieſe haben ſich in Compagnien unter eigenen Führern geordnet und die Verpflichtung übernommen, bei ausbrechenden Unruhen vorzugsweiſe das Eigenthum zu ſchützen. Sämmtliche Vereine dieſer Art ſtehen ebenfalls unter dem Befehle des Commandanten. Da die Wirkſamkeit dieſes letzteren durch die Zeitverhältniſſe und die Einführung der Volksbewaffnung auch auf dem Lande eine viel umfaſſendere geworden iſt, erhielten die Commandanten der Bürgerwehr in Dresden und Leipzig Generalmajorsrang und eine ihren Geſchäften entſprechende Beſoldung, was um ſo nöthiger war, als ihnen kaum noch Zeit übrig bleiben möchte zu anderweitigem Erwerb bei den vielen dienſtlichen Geſchäften, denen ſie obliegen müſſen.

Seit Deutſchland Politik treibt, will es mit der Kunſt nicht mehr recht vorwärts gehen. Ich ſchrieb Ihnen ſchon daß unſer Theater in die mißlichſten Umſtände gerathen ſey. Inzwiſchen iſt es dem Verfall ſo nahe gekommen, daß es beinahe ganz zu Grunde gegangen wäre, da die Direktion ihre Verbindlichkeiten wegen Mangel an Theilnahme nicht mehr erfüllen konnte. Vermögende Privatleute haben ſich indeß der Sache angenommen und dadurch das Inſtitut gerettet. Die Schauſpieler ſpielen, ſo viel mir bekannt geworden, ſeit Anfang dieſes Monats auf Theilung, und die laufenden Ausgaben ſind durch Aktien gedeckt worden. Der Theaterbeſuch iſt zwar immer noch ſchwach zu nennen, doch hat er ſich in den letzten Wochen durch häufig auftretende Gäſte wieder etwas gehoben. Aeltere Mitglieder wie Marr und Wagner verließen uns und ſind zur Zeit noch nicht wieder erſetzt. Gegenwärtig gaſtiren Jerrmann, Frenes und Andere mit großem Beifall, und es heißt, Jerrmann werde an Marrs Stelle als Oberregiſſeur engagirt werden. Tritt in der politiſchen Welt einige Ruhe ein, ſo dürfte ſich bis zum Herbſt auch die Schauluſt im Publikum wieder finden und dem Theater wie der Kunſt überhaupt eine beſſere Zukunft bevorſtehen. — Auch Literatur und Buchhandel können noch immer nicht recht zu Athem kommen. Die Buchdruckereien müſſen wider Willen feiern, da es nichts zu drucken gibt, und die Buchhandlungen ſehen traurig leer aus. Niemand hat Muth zu größeren Unternehmungen, und ſo können wir leider die ſchwer errungene Preßfreiheit nicht in dem Maße benutzen, wie es wohl zu wünſchen wäre. Manche kaum entſtandene Zeitung entſchläft wieder, ſelbſt ſolche, die ſeit langen Jahren ihr Publikum hatten, gehen ein aus Mangel an Theilnahme. Dieſes Loos trifft nicht bloß politiſche Blätter, ſondern auch wiſſenſchaftliche Zeitſchriften. Von letztern werden nächſtens das von Hofrath Dr. Gersdorf herausgegebene „Repertorium,“ ſowie die „Jenaiſche Literaturzeitung,“ redigirt von Dr. Hand, beide Eigenthum der Brockhauſiſchen Buchhandlung, zu erſcheinen aufhören. Und doch iſt die geſammte literariſche Thätigkeit ausſchließlich auf Zeitungsſchreiberei angewieſen, da von Buchliteratur gar nicht mehr die Rede ſeyn kann. Um einigermaßen auf Erfolg rechnen zu können, nimmt man Zuflucht zu geſellſchaftlicher Herausgabe neuer Blätter. So hat der „deutſche Verein“ eine Zeitung, „deutſche Blätter,“ gegründet, redigirt von drei ſeiner Ausſchußmitglieder, und der „Arbeiterverein“ will brodloſen Arbeitern Beſchäftigung und Verdienſt verſchaffen, indem er ein Organ für Volksbildung, „der Morgenſtern,“ herausgibt. Setzer, Drucker, Lithographen, Holzſchneider, die ohne Beſchäftigung ſind, ſollen dabei mitwirken und für ihre Arbeit bezahlt werden, während der Text von den Mitarbeitern gratis geliefert wird. Dem verdienſtlichen Unternehmen iſt alles Glück zu wünſchen, nur will mir nicht recht einleuchten, woher die Käufer kommen ſollen in einer Zeit, wo Jeder ſo viel wie möglich ſpart, damit nur die allernöthigſten Lebensbedürfniſſe beſchafft werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 212. Montag den 4. September 1848.

— Es ſcheint ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Goethe.

Streifzüge durch Berlin.

(Fortſetzung.)

Unſere politiſche Revolution hat mit der religiöſen begonnen, das iſt unbeſtreitbar. Kirchliche-, Gewiſſensfragen, das war der Schlüſſel, womit der Sinn des Volkes für öffentliche Dinge aufgeſchloſſen ward. Nun die politiſche Freiheit geſiegt hat, fragt man nicht mehr nach der kirchlichen. Sie wird ſich ſchon ſelbſt unter den Trümmerhaufen des Geweſenen ordnen und ſchichten. Uhlich und Sydow ſind ſelbſt Politiker, Abgeordnete geworden. Aber die Agitation, um ſelbſt zu leben, muß täglich neue Streitfragen auf den Markt werfen. Die Agitatoren, eine gewiſſe Conſequenz affectirend, dürfen nicht zu conſequent an einem Gegenſtande haften bleiben, ſonſt geht ihre Kenntniß aus und das Publikum könnte es merken. Auch muß die Verwirrung nach allen Seiten hingeſchleudert, geſprüzt werden, ſonſt könnte der Widerſtand, wenn die conſervativen Kräfte ſich ſammeln, zu furchtbar werden. Man muß den Gegner necken, täuſchen durch Scheinangriffe.

So fand man neulich ein langes Plakat an den Ecken, unterzeichnet von Einem der Theologie Befliſſenen. „Religion! Religion, die fehlt uns!“ hob er an, und wer mag dem widerſtreiten! Man erwartete eine Bußpredigt aus orthodoxem, vielleicht gar aus katholiſchem Winkel, und ob dieſe zwar zur Zeit noch keine Wirkung hätte, d. h. zu früh käme, wo die Zerknirſchung nicht voranging, ſo war man doch begierig, wie der Placatmann es wagen würde gegen das herrſchende Princip zu predigen, und freute ſich ſeines Muthes. Muth iſt es heut, ein Prediger in der Wüſte zu ſeyn und von den Brunnen und Ecken zum Volk zu ſprechen: „Ihr habt keine Religion, und das iſt eures Elends Anfang!“ Aber nach jenem pathetiſchen Anfang erging ſich der Brunnenredner über das Thema, warum wir keine Religion hätten. Die Schuld lag allein am abſoluten Regierungsſyſtem, an der Büreaukratie, dem Militärweſen und den Pfaffen jeder Confeſſion. Weil wir denn nun endlich dieſen combinirten Druck abgewälzt und allgemein das Bedürfniß der Religion empfänden, ſo möge man eine neue Religion machen, unter der bekannten Firma: die wahre, unter Wuſt, Mißbrauch und hierarchiſchem Schutt vergrabene urſprüngliche Religion hervorſuchen. Hiezu biete der Unterzeichnete ſeine Dienſte an und fordere gleichgeſinnte Religionsbedürftige auf, ſich mit ihm da und da, zu dem und dem Club zu geſtalten. Ich ſah mehrere Leſer kopfſchüttelnd fortgehen. Wollten ſie überhaupt keine Religion, oder nicht aus dieſen Händen?

Die Affiche kam aus der großen Fabrik, die alles liefert, was verlangt wird, um die Köpfe zu verwirren: Unabhängigkeit der Arbeitskräfte von den Arbeitgebern, Lostrennung der Schule von der Kirche, der Kirche vom Staat, des Staats vom Königthum, und das erſte Glied dieſer Kette: Emancipation der Schüler von den Lehrern. Emancipation der Kinder von ihren Eltern hat man noch nicht laut gefordert, wie man denn auch vorſichtigerweiſe in dieſem Augenblick die Frauenemancipation unberührt läßt. Mit dem Einfluß der Frauen iſt in Revolutionen nicht zu ſpaßen, und käme die Frage vor eine Urverſammlung aller Frauen, ſo würde ſie entſchieden verneint werden. Die Weiber

wiſſen zu gut, daß eine Emancipation nur ſo lange ſie jung und hübſch ſind, eine intereſſante Sache iſt. — Die Sitte iſt in vielen Dingen noch immer mächtiger als das Geſetz. Dieſe Erkenntniß ging unſern Radikalen ab, und es iſt ihr Schade, doch auch den vorigen Machthabern, und ihre Macht iſt daran geſcheitert. Die Sitte wird in vielen Dingen auch jezt noch helfen, uns aus den Strudeln und Wirbeln der Wühlerei zu retten, wenn man nicht täppiſch hinein greift.

Etwas nur befremdet den, welcher dieſe Symbole einer wirklichen öffentlichen Meinung oder dieſe Verſuche, dieſe Puffs für das Volk mit Aufmerkſamkeit verfolgt. Wo blieb die gerühmte Intelligenz dieſer Hauptſtadt, wenn es möglich iſt, ihre Bürger mit ſolchem groben Köder, ſchlecht auf die Spitze des Angelhakens geſteckt, zu fangen? War ſie nur eine Illuſion? — Gewiß nicht; aber ſie hatte nur die obere Volksſchichte durchdrungen, von den untern war ſie fern geblieben, und das wird uns jezt zu unſerer Beſchämung klar. Es war eine ariſtokratiſche Bildung, Literatur, Kunſt, weit ausgebreitet, fein gegliedert, aber die untern Volksſchichten hat ſie nicht berührt, weil man ſich zu vornehm dünkte, oder weil man die Sprache nicht verſtand, die zum Volke dringt.

Hier iſt die Wurzel von ſo vielem Uebel. Man wollte das Volk corrigiren von oben herab, mit guter menſchlicher Abſicht, das ſey zugegeben, aber ſchulmeiſterlich, vom Katheder oder vom Throne aus es bilden, beſſern, empfänglich machen, ehe man ſeine Sprache ſtudirt hatte. — Wodurch hat Chriſtus gewirkt? Dadurch daß er unter das Volk trat, ſelbſt ein Mann des Volkes, in ſeiner Sprache, Sinnesweiſe, ſeinen Bildern redend. — Wodurch wirken die katholiſchen Geiſtlichen noch heut ſo viel mehr als die proteſtantiſchen unter ihren Gemeinden? wodurch haben ſie ſich einen großen Einfluß in den Stürmen der Zeit bewahrt, der erſt lezthin wieder ſo augenfällig hervorgetreten iſt? Weil ſie unter den Bauern Bauern ſind, unter den Städtern Städter. Selbſt unter den Bettlern und Vagabunden ſind ſie Bettelmönche und Herumtreiber.

Wir rührten die Kranken mit Handſchuhen an, wir ſprachen mit Salbung. Sie wollten eine Unterhaltung, die ſie begriffen, wo ſie mitreden konnten; da man nicht ſo zu ihnen zu reden verſtand, machten ſie ſich am Ende ſelbſt eine Sprache, und die babyloniſche Sprachverwirrung trat ein. Dieſe haben Schlaue und Gewiſſenloſe benuzt. Sie lernten des Volkes Sprache, und damit auf die Rednerbühne tretend, in tönenden Phraſen ſie ausprägend, girren und orgeln ſie, und das Wunder vom Rattenfänger von Hameln hat eine neue Auflage erlebt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

So hat die Revolution um ein Menſchenalter zu früh das Volk frei und ſouverän gemacht. Es hätte zuvor eben ſo viel lernen müſſen, um zur Begriffswelt der Gebildeten hinaufzuſteigen, als dieſe lernen müſſen zur Begriffswelt der Nichtgebildeten hinunter zu ſteigen. Was hilft es jezt noch die begangenen Sünden, warum das ſo und nicht anders kam, aufzudecken? ob der Fehler mehr an den feudaliſtiſchen Reactionären der vergangenen Decennien gelegen, oder an der doctrinären Ueberweisheit? Fragen wir uns lieber, ob in dem demokratiſchen Sturm und Wirbel die wahre Volksbildung ſich von ſelbſt geſtalten wird. Iſt der ſittliche Sinn ſtark genug, ſich ſelbſt zurecht zu finden, wo alle Wegweiſer umgeriſſen ſind, die Staat, Kirche, Moral ſeit Jahrhunderten an die Kreuzwege geſtellt? Wind und Waſſer haben chaotiſch aufgewühlt, die Wälder auf den Höhen entwurzelt, den Sand über fruchttragende Felder geweht, die alten Straßen ſelbſt ſind verſchwunden oder Gießbäche geworden. Ein Zurückführen iſt unmöglich, eine Reſtauration hilft nicht mehr. Da ſich zurechtzufinden iſt alſo nur die Aufgabe des Menſchen ſelbſt, des Geiſtes Gottes und der Natur in ihm.

Daß er den Weg nicht finden ſollte, heißt an der Zukunft verzweifeln. Entweder gingen wir der Barbarei entgegen, oder wir müßten mit den Anhängern der Apokalypſe nach irgend einem Kometen ausſchauen, der der fatalen Neigung, mit unſerer alten Erde zuſammenzuſtoßen, nicht mehr widerſtehen könnte. Beides wäre doch zu früh!

(Schluß des erſten Artikels.)

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Sehen Sie jene Reihe hinab und Sie werden Reſpekt haben, wenn ich Ihnen die Namen herzähle, deren Träger in bunter Reihe daſitzen und die Kinnbacken kauend bewegen. Da ſitzen ſie alle, die Gelehrten, die Geſandten, die Miniſter, die Schriftſteller.

Faſſen Sie einmal hier dieſen Mann recht feſt in das Auge; es iſt ſchon der Mühe werth. Er hat den Kopf ſeitwärts zu ſeinem Nachbar gebeugt, ihm etwas vertraulich zu ſagen; es iſt aber kein Flüſtern oder Ziſcheln, es ſcheint als ob der ſtolze Ton ſich keinen ſolchen Zwang auferlegen ließe. Sie ſind kein Lauſcher und Horcher und haben nicht im Sinn, die Worte, die er ſpricht, zu verſtehen, aber wider Willen vernehmen Sie einige, obgleich der Zuſammen-

hang Ihrer abſichtlichen Unaufmerkſamkeit entgeht. Jezt blicken Sie wieder hin, das Geſpräch iſt geendet und der Mann erhebt ſich.

Er iſt nicht zu groß gewachſen; eine ſchöne Manneslänge, alles wohl im Verhältniß, die Bewegung, der Gang voll kräftiger Anmuth. Er hat jezt einen Freund gefunden, mit dem er ſtehend ſpricht. Jezt tönt dieſe Stimme in ihrer vollen Schönheit, ein herrlich markiger Ton. An dieſem Kopf iſt Alles ſo glücklich ausgebildet, die äußere Geſtaltung wie die innere. Die Stimme iſt der wohllautendſte Bariton, rein aus der Bruſt hervor, mit einer nicht unangenehmen Dämpfung, welche Kehle und Naſe ihm aufſezen, was für den Ausdruck von Ernſt und Würde ſehr günſtig erſcheint und der Mittellage Erſaz iſt für die Kräftigkeit, über die nur der tiefe Baß gebieten kann. Betrachten Sie nun die Züge des Sprechenden. Sie ſind ernſt, doch ſehr beweglich. Das Geſicht ein längliches Oval, die Stirne hoch, die dunkeln Haare kurz geſchnitten, etwas in die Höhe ſtehend. Die Brauen ſind ſtark und beſchatten tief das Auge, das keine Blize ſendet, nicht ſehr groß und hervortretend iſt, aber feſt ſchaut und den Geiſt verkündet, der in dieſem Kopfe lebt. Naſe und Kinn beurkunden Selbſtgefühl und Stärke; ſie ſind ebenmäßig hervortretend; der Mund iſt ſchön geſchnitten, keine Spur von Sinnlichkeit, ſtreng; eine ſeltene Freundlichkeit, wenn ſie die Lippen aus ihrer geſchloſſenen Lage bringt, wirkt durch den Contraſt mit der gewohnten Strenge, allein ſie verſchönert dieſe Züge nicht. Da haben Sie ihn nun, den, auf deſſen Weſen gleich beim erſten Blicke Jeder Shakeſpeare's Worte anwendet: „das iſt ein Mann!“ Und ſoll ich es ſagen, daß es Heinrich von Gagern iſt, den ich hier zu ſchildern verſucht? der Mann, der unſere Revolution in ſeine Hand nahm und ihr gebot: bis hierher und nicht weiter! der Mann des kühnen Griffs, des weitblickenden Auges, des ſcharfen Verſtandes, des ſtarken Muthes; der merkwürdige Mann, der eine lange Bahn bereits zurückgelegt, fünfzig Jahre dem großen Hazardſpiele der Welt zugeſehen und ein reines, offenes Herz vor ſeiner Nation entfaltet, an dem auch nicht der leiſeſte Makel haftet. Ja, das gibt dieſem Mann ein unendliches Uebergewicht vor ſo vielen Andern. Er ſtand im Staatsdienſte, und weil er ſeinem Vaterlande nicht ſo dienen konnte, wie er wollte, ſo zog er ſich zurück und bebaute ein Stück Erde, das ſeinem alten Vater gehörte. Er lebte nicht als Gutsbeſizer, der Andere für ſich arbeiten läßt, ſondern er ſelbſt trieb das ehrwürdige Geſchäft des Bauern, und ich habe Leute geſprochen, die Heinrich von Gagern hinter dem Pfluge geſehen haben. In dieſer Zurückgezogenheit verblieb er, bis eine neue Zeit ihn zu Thaten berief, die ſeiner würdig waren. Er erſchien zum zweitenmale auf der Bühne, und als die Revolution nun ausbrach, erhob ihn die allgemeine Stimme Deutſchlands an die Spize der Geſchäfte.

Als Gagern zum erſtenmale in den Maitagen den Präſidentenſtuhl einnahm, da waren viele in der Verſammlung der Paulskirche, die ihn noch niemals geſehen hatten und die ihm nur ihre Stimme gaben, weil ſie hörten, daß Andere ihn wählen würden. Es mochten Männer ſeyn, die an die eigenen Berühmtheiten dachten, die in ihrer Provinz wohl öfter und lauter genannt worden waren, und in deren politiſchem Gewiſſen bei dieſer Wahl ſich Zweifel regten. Aber kaum war der neue Präſident der deutſchen Reichsverſammlung auf ſeinem Plaze, kaum hatte er die erſten Worte geſprochen, ſo war alles Uebrige beſeitigt, Alles mit der Wahl zufrieden und vollkommen überzeugt, daß der Beſte gefunden ſey. Das lag nicht an den Worten, die er ſprach, ſondern mehr an dem Tone, in dem er ſie ſprach; das lag vorzüglich in der ſo edeln, kräftigen Erſcheinung, an welcher jeder Zoll ein Mann war, und deßhalb habe ich hier auch ſo umſtändlich von dieſem Aeußern geſprochen, weil es mir beim Staatsmann, beim Redner, beſonders beim politiſchen Redner, weſentlich erſcheint.

Die Macht, welche Gagern auf die Verſammlung übt, hat ſich bewährt. Seiner ſichern Lenkung gelingt es, das Schiff durch Sturm und Wogen der Leidenſchaften hindurchzuſteuern. Mit ſeinem Geiſte weiß er das Ab und Zu auszutheilen, mit Strenge und Nachſicht weiſe hauszuhalten, als unparteiiſcher Richter zu wägen. Daß die bekämpfte Minorität ihm dieſe Eigenſchaft zum Theil durch unerlaubte Mittel ſtreitig machen will, begreift ſich; die Niederlage erzeugt den Aerger, die Ausſicht auf einen Umſturz der gegenwärtigen Verhältniſſe ſchwindet immer mehr, und in dieſer Partei gibt es eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl von ſtillingrimmigen, widerſezlichen, complottirenden Elementen, die das offene Wort zur Bekämpfung nicht ergreifen, weil ſie ihm nicht gewachſen ſind, und neben der Niederlage der Parteianſicht auch noch das Durchfallen auf der Tribüne zu befürchten hätten.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das Muſeum. — R. Blum. — Parteikampf.

Alle Spekulationen, die nicht mit großer Sicherheit materielle Erfolge in Ausſicht ſtellen, ſind äußerſt gewagte Unternehmungen. Wir haben dieß hier erſt vor Kurzem an einem Inſtitute erlebt, das Leipzig zur Ehre gereicht und das es als bedeutende Handels-, Meſſe- und Univerſitätsſtadt eigentlich gar nicht entbehren kann, nämlich beim Muſeum. Vor nunmehr beinahe fünf Jahren ward dieſe Anſtalt durch Zuſammentritt einer Aktiengeſellſchaft gegründet. Es war juſt die Zeit, wo das Wort „Aktie“ einen guten, ja höchſt verführeriſchen Klang hatte; weil es ſich aber bei Gründung des Muſeums um Güter handelte, die ſich nicht wägen und meſſen ließen, ſo betheiligten ſich vom Handelsſtande nur Wenige dabei und die Aktien konnten bei weitem nicht alle untergebracht werden. Indeß die Gründung wurde verſucht und das Inſtitut ſelbſt auf das Würdigſte ausgeſtattet, ſo daß es noch bis heut eine der beſten Anſtalten dieſer Art in Deutſchland iſt. Allein ungeachtet der anſehnlichen Theilnahme, die es fand, und die mit jedem Jahre wuchs, wollte doch kein rechtes Verhältniß in Einnahme und Ausgabe des Muſeums kommen. Eine zweite und dritte Aktieneinzahlung ward nöthig, viele Aktionäre aber meldeten ſich nicht mehr, ſo daß bei der dritten Einzahlung einige ſiebenzig Aktien nicht bezahlt wurden. Ein ſo bedeutender Ausfall konnte nicht anders als durch Aufnahme eines Kapitals gedeckt werden, deſſen Rückzahlung nicht wieder zu bewerkſtelligen war. So war denn die Fortexiſtenz des Inſtituts ſelbſt in Frage geſtellt. Entweder mußten die noch zu machenden letzten beiden Einzahlungen der Aktien ſofort ausgeſchrieben, oder der Verkauf des Inſtituts beſchloſſen werden, um die drückende Schuldenlaſt abzuſtoßen und den Beſtand deſſelben zur Ehre der Stadt zu ſichern. Eine Generalverſammlung der Aktionäre, die Ende vorigen Monats gehalten wurde, entſchloß ſich ohne lange Debatte zum Verkauf, da man ſehr bald einſah, daß bei nochmaliger Ausſchreibung einer Aktieneinzahlung nur ſehr wenig Aktionäre ſich melden würden, auch der Verſammlung zwei Kaufsanerbietungen vortheilhafter Art vorlagen. Die Generalverſammlung ermächtigte Vorſtand und Ausſchuß auf Grundlage dieſer Anerbietungen, den Verkauf mit einem der beiden Kaufluſtigen abzuſchließen und erklärte ſich als Aktiengeſellſchaft für aufgelöst. Ob inzwiſchen der Verkauf bereits erfolgt iſt, weiß ich nicht, jedenfalls geſchieht es demnächſt, und da der muthmaßliche zukünftige Eigenthümer der Anſtalt ihr jetziger Inſpektor werden dürfte, ein Mann von großer Thätigkeit, der ſich unbeſtreitbare Verdienſte um dieſelbe erworben hat, ſo läßt ſich wohl mit Gewißheit annehmen, daß die zukünftige Leitung eine dem Bedürfniſſe der Zeit und dem Zwecke des Inſtituts entſprechende ſeyn werde.

Die Feier des Dombaufeſtes in Köln hat der Nationalverſammlung in Frankfurt einige Tage Ferien gebracht. Wer von den Abgeordneten der deutſchen Nation nicht mit dem Reichsverweſer rheinabwärts reiſte, kehrte heim zu den Seinen, ſey's, um ſich in ſeinem Familienleben zu orientiren, ſey's, um ein Wort mit oder zu ſeinen Wählern zu ſprechen. Die Linke, den Dombaufeſten nicht eben ſehr freundlich geſinnt, hat größtentheils die Heimkehr vorgezogen, weßhalb denn auch Leipzig ſeinen Abgeordneten Robert Blum wieder zu ſehen und zu hören bekam. Ich müßte gar zu weit ausholen, wollte ich Ihnen eine anſchauliche Schilderung entwerfen von der Stimmung, die unſere Bevölkerung beherrſcht, ſeit Blums parlamentariſche Wirkſamkeit in Frankfurt begonnen hat. Ohne weitläufig zu werden, iſt dieß nicht möglich; darum bemerke ich nur, daß Blum nicht mehr der Abgott aller Leipziger iſt, daß die Zahl ſeiner Freunde beträchtlich zuſammengeſchmolzen, die ſeiner Gegner dafür in gleichem Maße gewachſen iſt. Beide Parteien ſtehen ſich ſchroff gegenüber und laſſen es beiderſeits an Angriffen, häufig der häßlichſten Art, nicht fehlen. Ich mag Niemanden zu nahe treten, aber ausſprechen muß ich es, daß ein Parteikampf, wie er hier in der Blumſchen Angelegenheit geführt wird, kein würdiger genannt werden kann. Beide Theile greifen zu Mitteln, die ſich nicht rechtfertigen laſſen, und eines der beliebteſten iſt die Verdächtigung, die Verdrehung, die Lüge. Dieſe unehrliche Art des Kampfes hat die ganze Angelegenheit vollſtändig verwirrt, ſo daß keiner mehr ein unbeſtochenes Urtheil hat. Blums Freunde kündigten nach ſeiner Ankunft eine Verſammlung an, worin der Genannte ſich ausſprechen werde über ſein Thun und Laſſen in Frankfurt; die Gegner erklärten, ſie würden bei dieſer Verſammlung nicht erſcheinen, weil eine freie Diskuſſion nicht möglich ſey unter dem Einfluß einer für Blum ſchwärmenden Partei. Darin mögen ſie Recht haben, ſie thaten aber jedenfalls nicht Recht, daß ſie jene Verſammlung mieden. Blums Anhänger finden in dieſem Wegbleiben nur Feigheit und geiſtiges Unvermögen gegenüber der Kraft Blumſcher Rede. Obwohl dem nicht ſo iſt, ſo ſcheint es doch der urtheilsloſen Maſſe ſo, die von jeher Blumſchen Phraſen ſtürmiſch zugellatſcht hat. Blum erreichte, was er ſelbſt und ſeine Freunde wollten; er ſprach, riß die Leute hin und feierte einen vollſtändigen Triumph. Kein Menſch opponirte, was freilich in einer Verſammlung im Freien kaum thunlich geweſen ſeyn würde, die Oppoſenten müßten denn alle mit Blumſchen Stimmen begabt ſeyn. Der Sieg war vollſtändig, aber ſehr wohlfeil, um ſo wohlfeiler, als der Redner in ſeinem Vortrage gerade die Punkte gar nicht, oder bloß ganz leiſe berührte, welche die Oppoſition gegen ihn hervorgerufen und ihn ohne Frage in ein höchſt zweideutiges Licht geſtellt haben. Radikal-demokratiſch in Frankfurt, ultra-demokratiſch und unbedingter Republikaner in Heidelberg, iſt er hier ſanftmüthig, ſächſiſch conſtitutionell-monarchiſch. Er ward in ſeiner endloſen Rede ſogar gerührt und religiös, wo er es für nöthig erachtete, und mit dieſer rechtzeitigen Rührung und ſchielenden Religioſität ſteckte er die Schwachmüthigen ganz gemüthlich in den Sack. Die Maſſe ſchwärmt nun wieder für ihn. Es ward ihm ein Fackelzug gebracht, den viele Tauſende begleiteten; Tags darauf war ihm zu Ehren ein großes Conzert, dann ſolennes Feſteſſen, und künftigen Sonntag werden die Dorfſchaften, die er mit zu vertreten hat, Volksfeſte anordnen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 213. Dienſtag den 5. September 1848.

Le voile est déchiré, la vengeance s'apprête.
Entends-tu ces clameurs? entends-tu ces éclats?

Voltaire.
Mahomet.

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(ſ. Nr. 199—201.)

II.

Der ganze Oktober verging in dumpfer Unruhe. Die verſprochenen, ungeduldig erwarteten politiſchen Reformen blieben aus. Damals ſchon konnte man vorausſehen, daß dieſe dem mächtigen Einfluß der Jeſuiten zugeſchriebene Zögerung bedenkliche Folgen haben würde. Endlich traf Anfangs November das beſtimmte königliche Verſprechen bedeutender Reformen ein: Gleichſtellung der Einwohner vor dem Geſetz, gänzliche Umgeſtaltung der Polizei, die bisher im Lande ſehr drückend geweſen war, Preßfreiheit, ein Landtag mit Volksrepräſentation, bedeutende Verbeſſerungen im Juſtizweſen. — Nur in Genua hatte ſchon früher der Gouverneur dem Einfluß der Jeſuiten und der ihnen affiliirten Geiſtlichen auf die Polizei etwas geſteuert und dadurch dem Orden ſelbſt einen großen Dienſt erwieſen.

Als die Nachricht von den Reformen ankam, war allgemeiner Jubel in Genua, und dieſer ſtieg noch höher, als den folgenden Tag Karl Albert ankam. Geſchmückte Prozeſſionen zogen in einer Ausdehnung von faſt einer Stunde vom Leuchtthurm bis an das königliche Schloß. Dabei trugen die Häupter der bisher der königlichen Regierung abgeneigten Familien die ſchönſten Fahnen. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet und der König zu Pferd wurde faſt von der Menge erdrückt; des jubelnden Zurufs der Bürger, Prieſter, Beamten, Offiziere war kein Ende. Nur an zwei Stellen der Stadt zeigte ſich ein auffallender Contraſt, vor der Kirche und dem Palaſt der Jeſuiten. Die jubelnden Maſſen, die vor dem König herzogen und den Zug ſchloſſen, wurden da auf einmal ganz ſtill, und als eben die lezten Reihen des Zugs vor den Jeſuitenhäuſern angekommen waren, brach die Menge in Fluch- und Schimpfworte aus, wie vorigen Monat.

So vergingen November und December unter vielfacher Volksbewegung. Wenn das Volk einmal aufgeregt iſt, kann es nur ſchwer und langſam wieder zur Ruhe gebracht werden; und ſo iſt auch Genua bis auf den heutigen Tag nicht ruhig geworden, im Gegentheil, die Aufregung iſt immer mehr geſtiegen, wobei ſich der Ausdruck des Zutrauens wie der Verehrung und Anhänglichkeit an den König immer mehr verringert und nun ganz und gar aufgehört hat. Immer zahlreicher wurden ſeitdem die wilden Banden, die in dem ſonſt ſo ſtillen und ruhigen Genua durch die Straßen zogen. Sie ſangen faſt nur harmloſe Volkslieder, die ſich immer mit einem Vivat für Karl Albert endigten, aber der Vortrag dieſer Lieder veränderte ſich nach und nach bedeutend. Es war augenſcheinlich, daß ſich gefährliche Leute unter die Maſſen miſchten, ſie in ihrem Sinn bearbeiteten und feindliches Zuſammentreffen zwiſchen Volk und Militär herbeizuführen ſuchten. Man fragte beim König an, was in einem ſolchen Falle geſchehen ſolle. Er erwiderte beſtimmt, es ſolle kein Tropfen Blut zur Unterdrückung eines Aufſtandes vergoſſen werden. — Die beſten Einwohner Genuas von allen Ständen traten in großer Zahl zuſammen, um in den rauhen Decembernächten mit aller Anſtrengung Ordnung und Sicherheit

aufrecht zu erhalten. Dadurch wurde die Bewegung auf die unaufhörlich wiederholten Volksgesänge beſchränkt.

Man erwartete für den 1. Januar die Bekanntmachung der angekündigten Reformen; es kam aber immer keine Nachricht von Turin. So wurde die Aufregung alle Tage drohender. Natürlich wendete ſich der Volkshaß vorzugsweiſe gegen die Jeſuiten, denen Markis Paulucci als Gouverneur, wie geſagt, einen großen Dienſt erwies, indem er ſich energiſch dem Deſpotismus des Ordens widerſezte. Er verhinderte ſie dadurch, dem Groll der Maſſen noch mehr Nahrung zu geben.

Als im December Paulucci im Begriff war dem „Souverän auf der Straße" zu weichen und die Gouverneursſtelle niederzulegen, kam der Superior der Jeſuiten zu ihm und bat ihn um Schuz gegen das Hohngeſchrei und Pfeifen des Volks. Darauf erwiderte ihm Paulucci: „Ach, ehrwürdiger Vater, die Zeiten ſind hart, Sie müſſen es machen wie ich." — „Und wie machen es Ew. Excellenz?" — „Sie ſehen es, ich packe ein. Glauben Sie mir, packen Sie auch ganz ſtill ein; verkaufen Sie Ihr Hab und Gut, benutzen Sie, was Ihnen von Turin aus geboten worden iſt, und ziehen Sie ohne Sang und Klang ab. Ich ſage Ihnen, die Zeiten ſind für Sie in Piemont zu Ende." Der Superior benuzte jedoch dieſen guten Rath nicht und blieb mit den Seinigen.

Am 3. und 4. Januar ſtieg die Volksbewegung gegen die Jeſuiten immer mehr. Dichte, drohende Haufen rückten gegen ihren Palaſt und warfen große Steine, um die Hauptthüren zu ſprengen. Sie hatten die Ueberzeugung, daß die anrückenden Truppen keine Gewalt brauchen würden, und ſchickten ſich an, die roheſte Gewalt gegen die Feinde der neuen Ideen zu üben. In dieſem kritiſchen Augenblick trat ein vom Volk ſehr geachteter Mann, der Markis Lorenzo Pareto, mit mehreren gleich beliebten Genueſern auf. Sie ſuchten das Volk dadurch von Gewaltthaten abzuhalten, daß ſie ihm eine Bittſchrift an den König, worin ſofortige Organiſation der Nationalgarde und Verweiſung der Jeſuiten verlangt wurde, zur Unterſchrift vorlegten. Dieß gelang vollſtändig. Das Volk ſtürzte ſich auf die Petition, und in weniger als vier-und-zwanzig Stunden war ſie mit fünfzehntauſend Namen bedeckt. Exemplare der Bittſchrift lagen zur Unterſchrift auf Tafeln im Freien aus und dabei ſtanden wohlbekannte, geachtete Männer. Bei dieſer Unterzeichnung benahm ſich das Volk mit muſterhafter Ruhe und Würde. Die Unklugheit der Jeſuiten hätte aber leicht auf dem Börſenplaz traurige Folgen haben können. In dieſen Tagen heftiger Aufregung hatten die Behörden den Jeſuiten gerathen, ſich nicht öffentlich zu zeigen; demungeachtet kam am Morgen des 5ten ein Jeſuit mit einem Laienbruder unter die Colonnaden der Banchi und näherte ſich da neugierig einem der für die Unterzeichnung aufgeſtellten Tiſche. Sie waren von ihren Obern beauftragt, die Namen der Unterzeichner anzuſehen und zu merken, und ſie thaten dieß mit ſichtlichem Ausdruck von Spott. Erbittert warf ſich das Volk auf ſie und drückte ſie gegen die Mauer. In dieſem Augenblick kam ein angeſehener Mann, nach Einigen der Advokat Federici, nach Andern der Polizeikommiſſär Locatelli, und beſchwor die Leute, Unbewaffnete nicht zu mißhandeln und nicht feig zehn Mann ſtark Einen anzugreifen. Dieſe Worte wirkten; man ließ die Jeſuiten los, der Pater aber hatte dem Angriff ein ſicheres, muthiges Lächeln entgegengeſezt.

(Fortſezung folgt.)

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſezung.)

Gagern ſteht über den Parteien; kleinliche Rückſichten kennt er nicht. Es iſt ein Glück, daß unſere Revolution dieſen Mann fertig fand; dieß hat ihr ſo ſchnell die glückliche Wendung gegeben. Sich einen ſolchen heranzubilden oder es dem Zufall zu überlaſſen, daß er nach vielen Verſuchen und Proben ſich erſt herausfinde, würde Deutſchland großen Gefahren preisgegeben haben.

Ich will bei dieſen Schilderungen durchaus nur dem Zufall folgen, und wähle nicht immer das Bedeutſamſte und Einflußreichſte, um es in wohlgeordneter Reihe im beſten Lichte zu zeigen. Es iſt ein Abend im engliſchen Hofe, deſſen Bild Sie hier erhalten ſollen, nicht eine Galerie deutſcher Staatsmänner aus der Paulskirche. — Betrachten wir die Männer, die mit Heinrich von Gagern, dort um die Tiſchecke gereiht, ſprechend und eſſend neben einander ſitzen. Sehen Sie den ſtarkbebarteten Mann? Er iſt hochgebaut, ſein Geſicht zeigt die ächtdeutſche Miſchung von ehrlicher Gutmüthigkeit und kräftiger Männlichkeit, ſeine ſtarke Baßſtimme trägt die Pfälzer Mundart an unſer Ohr. Er nennt Gagern „Du" und das gibt der Erſcheinung auf jeden Fall eine Bedeutung; es muß der vertraute Freund oder der Bruder des Mannes ſeyn. Es iſt ein ſchlichter Ehrenmann, Buhl mit Namen, unberühmt, wenn Sie wollen, aber vielfach gerühmt im engern Kreiſe und auch Ihnen wohl bekannt von der badiſchen Kammer her. Den Siz in der Paulskirche hat ihm Hecker ſtreitig gemacht, dem mehrere Wahlmänner in dem badiſchen

Orte Thiengen ihre Stimmen gaben. Buhl hat es verſchmäht, von der Wahl der Minorität den ihm zuſtändigen Gebrauch zu machen, und ſeine Anweſenheit iſt nur dem Wunſche zuzuſchreiben, ſeinen brüderlichen Freund Gagern zu ſehen. Im Badiſchen vielfach begütert, ſizt Buhl zu Deidesheim inmitten ſeiner edeln Rebgelände und wirkt dort mit Wort und That im engern Kreiſe rüſtig fort.

Auf der andern Seite bemerken wir einen wohlbeleibten Mann; großer Kopf, kahler Schädel, gutmüthiger Ausdruck, den der ſchwarze Krausbart am Kinn nicht verwiſcht, burſchikoſe Weiſe. Es iſt Gagerns Nebenmann im Parlament, der Vicepräſident v. Soiron. Er war Vorſitzender des Fünfzigerausſchuſſes, der Oppoſition in Baden in erſter Reihe angehörend, früher ganz ſpeziell Heckers Freund, mit dem er denſelben Wohnort, denſelben Wirkungskreis theilte. Daß er jezt einer andern Seite der Paulskirche näher ſteht, wird ihm von ſeinen frühern Genoſſen vorgeworfen, und wenn er trotz der „Sinnesänderung“ dennoch zum viertenmale bereits den Sitz des Vicepräſidenten einnimmt, ſo ging die Wahl hauptſächlich aus dem Vertrauen hervor, welches beide Parteien in ſeine perſönliche Kraft und in ſeine gewandte Uebung der parlamentariſchen Formen ſezten. Der Glaube an dieſe ihm zugeſchriebenen Eigenſchaften iſt aber durch einige neuerliche Stürme, welche ſich unter ſeinem Vorſitze erhoben und von ihm nicht beſchwichtigt werden konnten, ſehr wankend gemacht worden und man wird Soiron das nächſtemal viele Stimmen entzogen ſehen.

Neben Soiron ſizt ein kleiner, ſchwarzer und ſchwarz gekleideter Mann, deſſen markirte bewegliche Züge ſogleich den lebhaften Geiſt verrathen. Es iſt ein im Publikum wenig bekannter Name, den ich Ihnen hier wieder nennen werde, obgleich ich bei Ihnen die Bekanntſchaft zuverläſſig vorausſezen kann. Die kleinen Werke dieſes Mannes, die ſeinen Namen nicht ſo bekannt machten, als er es verdient hätte, weil er ſich nie auf dem Titel nannte, wurden von Tauſenden geleſen und haben allen das froheſte Vergnügen bereitet. Ich erinnere hier an die prächtigen Kritiken unſeres Dilettantenweſens, an jene unübertrefflichen Herren A- Be- Ce-Demeier u. ſ. w., an den Herrn Regierungsrath und die mediceiſche Venus in der Harmonie zu K., welche durch das lange Betaſten ihrer ſchönen Form einen friſchen Anſtrich dringend erheiſcht. Der hier ſizt, iſt der Vater dieſer treffenden Satiren, Detmold aus Hannover, ein Mann aus dem nähern Umgange Gagerns.

Wer das Schriftſtellern nicht als Geſchäft betreibt, ſondern nur bei beſtimmten Veranlaſſungen mit einem Werke hervortritt, deſſen Gediegenheit uns ergözt oder belehrt, zum Lachen oder zum Ernſte reizt, bei dem darf man wohl auf innere Nothwendigkeit ſchließen, auf wahren Beruf. Dieß nehme ich für Detmold in Anſpruch. Er iſt zur Satire geboren; er iſt, wenn gleich nur wenig von ihm bis jezt erſchienen, den beſten Satirikern beizuzählen und ſteht in ſeiner Art bis jezt einzig unter uns da. — In Hannover, ſeinem Geburtslande, hatte er ſich ſeit Jahren den politiſchen Händeln hingegeben und ſeine Wähler waren vielleicht der Meinung, er werde Oppoſition machen um jeden Preis; etwas, was ſo lange in unſern kleinen ſtaatlichen Verhältniſſen geübt wurde, daß es vielen Leuten zur andern Natur geworden iſt, und noch hie und da für identiſch mit „Geſinnungstüchtigkeit“ gehalten wird. Aber der höhere, nunmehr gänzlich veränderte Standpunkt der öffentlichen Dinge hat den beſten und lichtvollſten Geiſtern ein anderes Geſez vorgezeichnet, einen andern Weg gezeigt. Der bloße Widerſpruch, das Anbellen, die Rechthaberei des Einzelnen ſind ohne Wirkung und deßhalb nach und nach lächerlich geworden. Es gilt die Sache anders anzugreifen, ob nach rechts oder links gewendet; aber es gilt auch da zu ſtehen, wo man die beſten Folgen für das Allgemeine von ſeinem Wirken erwarten darf.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Ein republikaniſcher Spizbube.

Die Republik iſt noch kein volles Halbjahr im Gange, und ſchon iſt eine Menge von Leuten, welche bei ihrer Einführung Hauptrollen geſpielt haben, bei Seite geſchoben, entlarvt, ſogar entehrt. Freilich hatten ſich in der erſten Zeit Schufte mancher Art unter die Republikaner gemiſcht, aus Leibeskräften „es lebe die Republik!“ geſchrieen und gewaltigen Patriotismus entwickelt. Zu dieſen Entlarvten gehört denn auch Juin d'Allas, der neulich vor dem Kriminalgericht geſtanden. Dieſer Kerl, ein frecher Abenteurer, iſt, wie es ſcheint, unter lauter Unehre grau geworden. Zuerſt war er Geiſtlicher, aber der Biſchof ſah ſich genöthigt, ihn von ſeinem Vikariat zu entfernen. Nun legte Juin ſein geiſtliches Kleid bei Seite, begab ſich nach Paris, wo ein Abenteurer, ſo lange man ihn nicht kennt, ſo viel ungeſtraft verſuchen kann, und legte ſich auf Spekulationen. Ein halb Dutzend Zeitblätter,

geiſtliche und weltliche, wurden von ihm nach und nach unternommen; da dieſelben aber nicht viel abwarfen, oder gar mißglückten, zwar nicht zu ſeinem Schaden, ſondern zum Schaden derjenigen, welche Geld dazu hergegeben, ſo ſtiftete er Vereine zu verſchiedenen Unternehmungen und gab prunkende Ankündigungen derſelben aus, welche abermals manchem Leichtgläubigen Geld aus der Taſche lockten. Er wurde endlich beſchuldigt, bei einer dieſer Unternehmungen das Geld, ſtatt es den Aktionären zurückzuerſtatten, in ſeine Taſche geſteckt zu haben. Man verklagte ihn deßhalb, er wurde flüchtig und das Gericht verurtheilte ihn als Betrüger zu zwanzigjähriger Galeerenſtrafe. Er hielt ſich ſeitdem in England auf, und da es ihm nicht möglich war ſich ſtill zu verhalten, ſo trat er in demagogiſche Vereine. Sobald aber die Kunde der franzöſiſchen Februarrevolution nach England gelangt war, begriff er, daß es nun wieder in ſeinem Vaterlande etwas für ihn zu thun gebe, da im Trüben gut fiſchen iſt. Er ſchiffte ſich alſo ſchnell ein, gab ſich für einen Monſieur oder Citoyen Michelet aus, ſpielte den Republikaner vortrefflich, drängte ſich in einen der eben entſtandenen Klubs, den ſogenannten Club de la montagne, deſſen Namen an die kecken Demagogen des ehemaligen Nationalconvents, die eigentlichen Schreckensmänner, erinnern ſollte, und gewann ſolches Anſehen bei den Mitgliedern, welche großentheils Handwerker waren, daß ſie ihn zum Vorſtande des Klubs machten. Endlich wurde er erkannt, der Polizei angegeben und vor Gericht geſtellt. Auf die früher wider ihn erkannte zwanzigjährige Bagnoſtrafe kamen die Richter nicht zurück; es gibt jetzt ſo viel zu ſtrafen, ſo manche Schurkenſtreiche und Miſſethaten ſind in den letzten Monaten begangen worden, daß man gegen ältere Vergehen nachſichtig wird. Der angebliche Michelot iſt mit fünf Jahren Zwangsarbeit davon gekommen, nach deren Verlauf er ſeine Spitzbübereien fortſetzen kann; nur wird er ſchwerlich wieder Verſtand eines Klubs werden, es müßte denn Ledru-Rollin wieder an's Staatsruder kommen, oder Barbes, Blanqui und Proudhon Frankreich Geſetze vorſchreiben, wovor der Himmel dieſes Land bewahren wolle! Aus den Aktenſtücken, welche die mit der Unterſuchung der Urſachen des letzten Aufſtands beauftragte Commiſſion ſo eben bekannt gemacht hat, erſieht man, wie viel das Land und die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt von den Menſchen zu fürchten hat, denen die Februarrevolution bloß der Anfang einer weit größern Umwälzung iſt, und die nicht bloß die Regierung, ſondern die ganze geſellſchaftliche Ordnung umſtürzen wollen. Gegen dieſe furchtbare Partei, welche ſogar in der proviſoriſchen Regierung Anhänger hatte, und die vorläufig überwunden iſt, ergreift man jetzt nothgedrungen umfaſſende Verſichtsmaßregeln; denn nicht alle haben eingeſperrt, nicht einmal alle entwaffnet werden können. Die Ausſicht auf eine Gütertheilung hält noch immer ihren Muth aufrecht; den republikaniſchen Wahlſpruch „Gleichheit" legen ſie ſo aus, daß alle Einwohner Frankreichs ungefähr gleich viel beſitzen ſollten. In der Nationalverſammlung iſt einſtweilen ihr Hauptſachwalter Proudhon zum Stillſchweigen gebracht und ſeine Lehre mit Abſcheu verworfen worden; aber dieſer Mann hat eine eiſerne Stirne und hält ſich für ſeinen ſchlechten Erfolg in der Nationalverſammlung durch heftige Aufſätze in Tageblättern ſchadlos. Er ſchreibt namentlich im Repréſentant du peuple, der nun, wie alle andern einſtweilen ſuſpendirten Tageblätter, wieder erſchienen iſt; er hofft noch immer, daß man am Ende den Reichen einen Theil ihres Vermögens abnehmen werde, um alle Noth aus dem Lande zu verbannen, wie er meint.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Auguſt.

(Schluß.)

Das Miniſterium. — Die Cholera. — Wahlen zum Univerſitätscongreß.

Sie ſehen, hat einer Geſchick zum Volkstribun, ſo iſt's kein zu verachtendes Handwerk. Blums Anhänger mögen aber nicht zu früh und zu laut triumphiren; es könnte ſich ereignen, daß dem Siege ſpäter noch eine Niederlage folgte. Das Vertrauen hat Blum durch ſeinen Vortrag ſich nicht wieder erobert; dieſe Rede, die ohne alle Bedeutung iſt, hat vielmehr die Denkenden erſt auf die Taktik des Redners aufmerkſam gemacht und ihrem Argwohn neue Nahrung gegeben. Mehr als je wird man jetzt auf ſeine Worte, auf ſein Wirken, ſein Wollen in Frankfurt achten, und da könnte es ſich doch ereignen, daß man zwei Seelen in ihm entdeckte. — Seit einigen Tagen ſagt das Gerücht, Oberländer wolle ſein Portefeuille niederlegen. Iſt dieß gegründet, ſo kann Sachſen ſtürmiſche Tage erleben. Die Stimmung iſt ohnehin nicht die freundlichſte, ſeit Generalmajor von Buttler, bei uns ſeit dem blutigen Auguſt des Jahres 1845 in ſchlimmem Andenken, Kriegsminiſter geworden iſt. Das Publikum bringt jenes Gerücht von Oberländers beabſichtigtem Rücktritt in Verbindung mit Buttlers Uebernahme des Kriegsminiſteriums, und wenn es wahr iſt, was vielfach behauptet wird, daß ſich Buttlers Anſichten und Rathſchläge im Miniſterrathe vorzugsweiſe Geltung zu verſchaffen wiſſen, ſo wäre der Wunſch Oberländers wohl erklärlich. Oberländers Name iſt ſo populär, daß er allein ſchon genügt, dem Volke Vertrauen einzuflößen. Was ihm vielleicht an Energie abgeht, erſetzt vollkommen ſeine Milde, Beſonnenheit und Mäßigung. Sein Auftreten in den Neußiſchen Landen als Reichscommiſſarius hat dieß erſt neulich ſattſam bewieſen.

Die Cholera iſt vor den Thoren. Zweideutige Krankheitsfälle ſind auch hier bereits vorgekommen, doch iſt noch nicht nachgewieſen worden, daß es der unheimliche aſiatiſche Gaſt wirklich ſey. Ich fürchte, dießmal wird Sachſen nicht ſo glücklich ſeyn wie im Jahre 1831. Die Krankheitszuſtände ſcheinen der Seuche Vorſchub leiſten zu wollen, indem Ruhr ſehr häufig vorkommt und böſe Nervenfieber keine ſeltenen Erſcheinungen ſind. Außerdem will man eine Veränderung der Atmoſphäre bemerken, die nach den Beobachtungen vieler Aerzte dem Erſcheinen der Cholera vorausgehen und mit ihrem Ausbruch und ihrer Verbreitung ſich noch ſteigern ſoll. Die geiſtige Aufregung, die wachſende materielle Noth, die Furcht vor der unſichern Zukunft — dieß Alles ſind freilich eher Beförderer als Ableiter der gefürchteten Seuche, und wenn nicht etwa günſtige Witterungsverhältniſſe eintreten, ſo wäre es immerhin möglich, daß uns die ſchwarze aſiatiſche Dame auf ihrer Reiſe durch Europa einen Beſuch abſtattete. Lieber wäre es uns, ſie begnügte ſich mit dem bloßen Abgeben einer Viſitenkarte.

Ich erfahre ſo eben die Wahlen der hieſigen Univerſität für den zu beſchickenden Congreß aller deutſchen Hochſchulen in Jena. Die ordentlichen Profeſſoren entſenden aus ihrer Mitte die Profeſſoren Dr. Erdmann und Drobiſch, die außerordentlichen Profeſſoren den Profeſſor Dr. Schletter und die Docenten den Privatdocenten Dr. Klee. Dr. Haltaus, Ihnen ſicherlich bekannt als Dichter und Geſchichtſchreiber — ſein neueſtes hiſtoriſches Werk iſt eine Fortſetzung der Niebuhr'ſchen römiſchen Geſchichte — ſtarb vor Kurzem in Folge eines Schlagfluſſes. Er war Lehrer an der hieſigen Thomasſchule und ſeit der Auferſtehung Deutſchlands ein eifriger, nur bisweilen nicht ſehr geſchickter Kämpfer für die neuen Errungenſchaften.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 214. Mittwoch den 6. September 1848.

— Dic tibi, quid sis,
Orator vehemens! —
Noscenda est mensura sui.

Juvenal.

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Wer dieß nach beſter Einſicht und Abſicht befolgt, iſt der wahre Geſinnungstüchtige, nicht der Eigenſinnige, der Recht behalten will, und ſollte Alles in Trümmer gehen, noch weniger Jener, der ſich keines ſchlechten Mittels ſchämt, um ſeiner Anſicht, trotz beſſerer Ueberzeugung, den Sieg zu verſchaffen. — Daß viele von Detmolds Wählern in Hannover, oppoſitionell im gewöhnlichen Sinne, mit ſeinem Verhalten unzufrieden ſind, mag als ein Zeugniß für die politiſche Tüchtigkeit des Mannes gelten.

Dort ſizt eine Gruppe, im eifrigen Geſpräch begriffen. Ein Mann ragt vor den andern hervor; er ſpricht lebhafter als ſeine Genoſſen. Es iſt Freiherr v. Vincke aus Weſtphalen. Sie wiſſen, welche Meinung über dieſen Mann unter uns Allen aufkam, als wir von ſeinem erſten Auftreten in Berlin in den Blättern laſen. Unter anderm hegten wir große Erwartungen von ſeinem Talente als Redner. Dieß hat ſich nicht erfüllt; Vincke iſt ein lebhafter Geiſt, dem der Ausdruck bis zu einem gewiſſen Grade ſehr geläufig iſt, der aber nicht ſowohl probehaltigen Witz als Eſprit beſizt. Ein politiſcher Redner von Bedeutung iſt er nicht, das hat er mehr als einmal in der Paulskirche gezeigt. Er iſt einer von denen, die niemals Neues der Debatte zuführen, was ſie der vollſtändigen Löſung entgegen brächte; nicht zu überzeugen, ſcheint ſeine Abſicht, ſondern zu reizen; den Zündſtoff mehrt er ſtets, unbekümmert, ob die Exploſion den Felſen ſprengen wird, der ihm im Wege liegt. Fliegen die geſprengten Trümmer umher und verſperren ſie den Weg noch mehr, ſo müſſen Andere kommen, ſie wegzuräumen. — Herr von Vincke zeigt in ſeinem ganzen Weſen etwas Herausforderndes. Er verbindet in ſeinem Aeußern das Stramme des Landjunkers mit dem „Abandon“ des Weltmannes, auf eine nicht einnehmende Weiſe, was bei dieſer Verbindung freilich natürlich iſt. In ſeinen Geſichtszügen drückt ſich Stolz aus, ſeine Rede iſt heftig, manchmal ſprudelnd; deßhalb greift er oft zu unrichtigen Bezeichnungen und muß ſich wiederholen, verbeſſern. Seine Ausſprache iſt nicht fließend, ſondern geſtoßen, derb, holperig; dieß fügt dem was er ſagt noch den Ausdruck von Härte zu, weßhalb ſeine Spitzen noch verletzender werden, und oft weit mehr als es wohl ſeine Abſicht ſeyn mochte. — Als neulich einmal dieſer Redner in der Paulskirche im Namen der Boruſſomanen verſöhnende Worte zu ſprechen berufen war, wählte er hiezu ſo unpaſſende und ließ ſeinen innern Groll ſo deutlich erkennen, daß ein neuer Sturm zu befürchten war und Gagern es bedauernd zu erkennen gab, daß die Partei nicht einen andern Sprecher in dieſer Sache gewählt hatte, weil die Verſöhnung bezweckenden Worte des Herrn v. Vincke dazu wenig geeignet ſchienen.

Eine andere Berühmtheit vom vorjährigen Berliner Landtage her ſehen Sie dort neben Herrn v. Vincke: Herrn v. Beckerath. Auch dieſer Mann hat auf der Tribüne der Paulskirche die gehegten Erwartungen nicht befriedigen können. Es iſt anſcheinend eine geduldige, kalte Natur, wie ſie häufig ſind in der Sekte, zu welcher ſich Herr v. Beckerath zählt: er iſt Mennonit. Dieſe äußere Kälte theilt ſich auch dem Vortrage mit, der aber nicht ſelten durch

eingeſtreute, poetiſch klingende Sentenzen und Gleichniſſe erwärmt werden ſoll. Wahre Poeſie iſt es nicht; der Redner ſelbſt widerſpricht dieſer Annahme, ſowohl durch den ganzen Inhalt ſeiner Rede, als durch ſeine äußere Erſcheinung; und obgleich die Poeſie in der Politik auch nicht am Platze wäre, ſo würden wir ſie doch eher zu verzeihen geneigt ſeyn, als dieſe poetiſirende Gemachtheit, die gar keinen Eindruck hervorbringt. Beckerath iſt Bankier und mithin ein Finanzmann par droit de conquête et par droit de naissance; er iſt jezt deutſcher Reichsfinanzminiſter geworden. Möge es ſeinem Talente, das wir in dieſer Beziehung nicht in Zweifel ziehen wollen, gelingen, das zu ſchaffen was ſein Titel beſagt, damit ſein Porteſeuille nicht eines in partibus infidelium bleibe.

Weiterhin überblicken Sie ein ganzes Stück deutſcher Literaturgeſchichte. Die verſchiedenartigſten Empfindungen werden bei dieſen Namen angeregt und alte patriotiſche Gefühle erwachen. Dort ſitzen Gervinus, Dahlmann, Albrecht, Mittermaier, Droyſen, Beſeler, Waitz, Robert v. Mohl, Zachariä, Stenzel, Schubert, Welcker, Sylveſter Jordan, Michelſen; welche Wucht von Gelahrtheit! Männer des anerkannteſten Rufes, der entſchiedenſten Beſtrebung in ſo vielen Fächern des Wiſſens, von denen wir gelernt, denen wir mit Liebe anhingen, die Lehrer jener Jugend, deren größter Theil heute ihr Gegner iſt. Dieſe Reihe Ihnen hier mit der bisherigen Umſtändlichkeit vorzuführen, iſt unmöglich; die Perſönlichkeiten ſind auch dem Aeußern wie dem Wirken nach in Deutſchland zu bekannt. Nur Einen will ich mir erlauben zu porträtiren. Der Kerker hatte ihn Jahre hindurch unſern Blicken entzogen; während er aber in der dunkeln Haft ſaß, wurde ſein Name vielfältig genannt, und als er wieder heraustreten durfte an das Licht der Freiheit, waren ihm Weib und Kinder geſtorben, er ſelbſt war alt und mürbe geworden, eine neue Zeit war herangebrochen und die Ehren, die ihm zu Theil wurden, konnten den geknickten Stamm nicht mehr zur frühern Kräftigkeit erheben. Es iſt Sylveſter Jordan, von dem ich ſpreche. Man ſieht mit Rührung auf den alten Tirolerbub aus Arams, aus deſſen Hütten auch einſt jener Peter Amich hervorging, der ein ganzes Leben lang die großen Globen in ſeinem Kämmerchen verfertigte, deſſen Thüre man ausbrechen und erweiten mußte, um ſie fortzubringen, als Maria Thereſia befohlen hatte ſie nach Wien zu ſchaffen. Das Kämmerchen war groß genug für den Schöpfer und ſein Werk, allein von beiden wußte man nicht, wie ſie durch die enge Thüre in den kleinen Raum hinein gekommen waren. So wächst das Große oft in dürftiger Umgebung.

Jordan zeigt im ſtarken Knochenbau, in den Zügen ſeines Geſichts den Oberinnthaler, ſelbſt die Haltung erinnert noch daran. Es lebt ein warmes Gefühl in ihm, das leicht hervorbricht, und mit Rührung höre ich ihm zu, wenn er in den tiroler Ton, den ich ſo gern anſchlage, einſtimmend, mit leiſer, bewegter Stimme ein altes Schnaderhüpfln mir vorſingt, das ihm wie ein lang verklungener Kindertraum vor die Seele ſteigt und ihn ſeine frühe verlaſſenen Freuden ſo ſpät wieder einmal nachempfinden läßt. Es freut mich ſtets, wenn mein Geſpräch ihn darauf bringen kann.

(Fortſezung folgt.)

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(Fortſezung.)

Die Deputation, welche die Bittſchrift nach Turin brachte, wurde vom König und den Miniſtern ſehr kalt aufgenommen. Wiewohl die Jeſuiten dadurch wieder günſtiger geſtellt ſchienen, ging doch das Gerücht, ſie haben das Land freiwillig verlaſſen und es ſeyen in den Klöſtern nur noch einige Patres, um die Rechnungen abzuſchließen. Dieſe Entfernung war jedoch nur ſcheinbar. Die Patres hatten in einigen befreundeten Häuſern, beſonders zu San-Pier d'Arena, ein Aſyl gefunden. Wären ſie nun klug geweſen, ſo hätten ſie von da ihre Reiſe weiter fortgeſezt, zumal nach dem, was eben in der Schweiz vorgegangen war. Dort war der Sonderbund unbegreiflich ſchnell, faſt ohne Widerſtand gefallen; die Jeſuiten hatten ſelbſt in den ihnen ergebenen Kantonen wenig Theilnahme und Unterſtützung gefunden. Dieß hätte ihnen die Augen öffnen ſollen über ihre gefährliche Stellung in Genua, wo man ſah, daß es in der Schweiz, trotz der Drohungen Oeſterreichs und Frankreichs, ſehr leicht geweſen war die Jeſuiten zu vertreiben, weil ſie keinen Halt im Volke ſelbſt hatten. — Die Genueſer Patres ließen ſich jedoch durch dieß Alles nicht zum Abzug beſtimmen, und Anfangs ſchien der Erfolg ihnen Recht zu geben, denn es ſah allerdings ſo aus, als ob ſie ohne mächtigen Anſtoß von Außen noch länger hätten bleiben können. Sie verließen auch ſchon nach einigen Tagen ihr Aſyl und kehrten zwar ohne Aufſehen, aber doch nicht heimlich in's Collegium und in ihre Klöſter zurück. Ja am 30. Januar wurde ſogar ihre Kirche zu San Ambroſio wieder eröffnet und ohne alle Störung öffentlicher Gottesdienſt darin gehalten. Das Publikum that, als wären ſie gar nicht da. Es war mit den großen Hoffnungen und Ereigniſſen der Zeit,

ſo wie mit der feindlichen Stellung beſchäftigt, die Oeſterreich gegen das Land eingenommen haben ſollte, wiewohl dieſe nichts weiter war als eine Vorſichtsmaßregel gegen die heftig aufgeregte Stimmung in Mailand und Karl Alberts mächtige Kriegsrüſtungen.

Auf einmal erſchien die neue Verfaſſung Sardiniens und wurde am 7. Februar in Genua verkündigt. Wenn einmal die wahre Geſchichte Karl Alberts und ſeiner Maßregeln von 1821 bis zum April 1848 geſchrieben werden kann, ſo wird ſich herausſtellen, daß ſein raſcher Uebergang zur Ertheilung einer förmlichen freiſinnigen, den mächtigen Einfluß der Jeſuiten und der mit ihnen verbundenen Geiſtlichkeit aufhebenden Landesverfaſſung nicht aus ihm ſelbſt und den Geſinnungen ſeiner Umgebungen hervorgegangen iſt. Derſelbe erklärt ſich aus der ſeit geraumer Zeit erkalteten, ja faſt feindlichen Stimmung Piemonts gegen Oeſterreich, aus des Königs Hoffnungen auf Vergrößerung bei einer Inſurrektion der Lombardei und Venedigs, bei welcher Gelegenheit er ein mächtiger König Italiens werden konnte; aus dem Beiſpiel der vom König von Neapel ſeinem Volk gegebenen Verfaſſung, von der ſich Sardinien nicht überflügeln laſſen wollte. Es hieß auch, Metternich habe die Einräumung der Citadelle von Aleſſandria von Sardinien verlangt.

Gleich nach der Bekanntmachung der Conſtitution legte das ſchöne Genua ſein ſchönſtes Feſtgewand an. Es war Morgens um acht Uhr, als die Nachricht offiziell verkündet wurde. In einem Augenblick waren alle Kaufläden geſchloſſen, aus allen Häuſern eilten die gepuzten, mit blauen Bändern geſchmückten Einwohner, Männlein und Fräulein, die ſich umarmten. Prozeſſionen mit unzähligen Fahnen durchzogen die Stadt, Büſten und Gemälde des Königs wurden im Triumph umher getragen; wo die Bildniſſe hinkamen, wurden Hüte und Mützen mit italieniſcher Begeiſterung, mit unendlichem Entzücken geſchwenkt. Abends war prachtvolle Erleuchtung, Prozeſſionen trugen unzählige Fackeln unter Jubel, Geſang und Vivats auf den König. Daran nahmen alle Stände in bunter Miſchung Theil. Nur die prächtige Erleuchtung der Jeſuitengebäude und der Freunde des Ordens wurde ausgepfiffen und verſpottet.

Kaum ſind jezt, zu Ende Juli's, fünf Monate verfloſſen, und Alles hat ſich unglaublich geändert. An die Stelle des Jubels, des Danks und der Vivats iſt Stille und trübes Mißtrauen getreten. Wer jezt dem König, dem Geber der freiſinnigen Verfaſſung, der Spada d'Italia ein Lebehoch brächte, würde von demſelben Volk mißhandelt werden. Nur des Volkes Haß gegen die Jeſuiten iſt ſich gleich geblieben, und dieß zeigte ſich wieder am 18. Julius.

Den ganzen Februar hindurch beſchäftigte man ſich indeſſen wenig mit dieſem Orden, beſonders ſeit ihm die zwanzig Stipendien genommen waren, die Genua bis dahin bezahlt hatte, und die nun andern Lehranſtalten übertragen wurden. Dieſe friedliche Stimmung gegen die Jeſuiten ſollte jedoch nicht dauern.

Am 29. Februar brachte das Dampfboot von Cagliari einen Haufen Jeſuiten, die gewaltſam aus dieſer Stadt vertrieben worden waren. Dort war am 14. Februar die Nachricht von der neuen Verfaſſung angekommen. Sogleich hatte das Volk in Maſſe das Collegium der Jeſuiten umzingelt und gerufen: „Nieder mit den Prieſterröcken, nieder mit den langen Hüten!“ Die Patres waren nicht ſo klug, ſich dabei ruhig zu verhalten, ſondern goſſen von der Terraſſe ihres Collegs Waſſer auf das Volk und warfen Ziegelſteine herab. Darüber begann der furchtbarſte Sturm, und wären nicht einige angeſehene Männer und Offiziere dazwiſchen getreten, ſo wäre das Jeſuitenhaus vom Volk dem Boden gleichgemacht worden. Tags darauf drang die Municipalität ernſtlich in ſie, abzureiſen; ſie verſprachen es auch, blieben aber doch. Abends trug das erzürnte Volk Brennmaterialien vor die Pforten des Collegs und begann damit, die am vergangenen Abend von da herabgeworfenen Steine in die Fenſter zu ſchleudern. Schon wurden brennende Pechkränze hinaufgeworfen, als die Truppen anrückten. Es gelang, die wüthenden Haufen zu zerſtreuen. Nun befahl der Vicekönig den Jeſuiten, ſich in vier Stunden zum Einſchiffen bereit zu halten. Sie mußten ſich fügen, ſchifften ſich ohne weitere Gefährdung ein und landeten mit dem Dampfer am 29. Februar in Genua.

Dadurch wurden die Genueſen von Neuem ſehr unruhig und an der Börſe hieß es: „Der Platz iſt ja ſchon überflüſſig mit dieſer Waare verſehen, wir wollen keine mehr.“ Schon am 29. Februar hatten ſich große Volkshaufen wüthend vor San Ambroſio gedrängt. Dieſes ungeheure Kloſter bildet ein von drei engen Straßen eingeſchloſſenes Dreieck. Soldatenpikets wurden abgeſchickt, um die Haufen zum Auseinandergehen zu bereden; damit verging eine Stunde, indeſſen waren die Fenſter eingeworfen worden und das Volk forderte die unverzügliche Entfernung aller Jeſuiten aus der Stadt. Gegen zehn Uhr verlief es ſich, verſprach aber am folgenden Morgen wieder zu kommen, um nachzuſehen, ob noch ein einziger Jeſuit in San Ambroſio ſey. Der Gouverneur verlor keine Zeit, das Kloſter ſogleich räumen zu laſſen, ſo daß ſchon gegen eilf Uhr die Patres von San Ambroſio in der Darſena (Marinearſenal) in Sicherheit waren.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Proudhon. — L. Blanc. — A. Dumas.

Proudhon bleibt dabei, daß ohne einen beträchtlichen Abzug vom Vermögen der Bemittelten kein Heil für die jetzige Geſellſchaft zu hoffen ſtehe. Sein Vorſchlag behagt natürlich den Nichtsbeſitzenden gar ſehr, und ſo wird es ihm nie an Anhängern fehlen, und da ſie nun ſo gut wie die Bemittelten das Stimmrecht beſitzen, ſo wird er auch ſeinen Sitz in der Nationalverſammlung behalten. Er iſt ein gefährlicher Mann, aber er iſt bisher in keine Verſchwörung verwickelt geweſen; deßhalb kann auch von gerichtlicher Unterſuchung wider ihn nicht die Rede ſeyn, obgleich er nur zu viel Unheil ſtiftet. Er bleibt bei der Theorie ſtehen und überläßt das Handeln ſeinen Anhängern. Anders verhält es ſich mit dem kleinen rührigen Louis Blanc, der nicht allein ſchreibt wie Proudhon, nur keinen Güterraub verſchlägt, wie dieſer, ſondern auch handelt und gerne regieren möchte. Er hatte ſich in die proviſoriſche Regierung gedrängt und ſich im Luxemburger Palaſt unter den Arbeitern Anſehen und Anhang verſchafft, und als am 15. Mai die Barbeſche Rotte die Nationalverſammlung ſprengen wollte, war Louis Blanc keineswegs abgeneigt, ſich von derſelben zum Mitglied einer neuen Regierung ernennen zu laſſen, in der er zum wenigſten Miniſter der Fortſchritte geworden wäre. Dieß war ſchon längſt ſein Luftſchloß; ſeinetwegen ſollte ein neues Miniſterium unter dieſem ſonderbaren Namen geſchaffen werden. Aber Arago und einige andere Regierungsmitglieder verwarfen das burleske Projekt, das ihnen gar kein Fortſchritt zum Guten ſchien, ſondern nur ein Fortſchritt zur Ausleerung der Staatskaſſe, in welchem Geſchäfte leider ſchon allzu viele Fortſchritte gemacht waren. Der kleine Mann hatte ſich auf den Händen der Inſurgenten einhertragen laſſen, und in ſeinen Ausſagen vor der Unterſuchungskommiſſion kommt er mehrmals auf die Gefahr zurück, worin er durch das übergroße Gedränge geſchwebt habe, was beweiſt, daß kleine Leute der Art bei Empörungen in großem Nachtheil ſind, weil ſie von ihren eigenen Anhängern aus allzu großer Liebe erdrückt werden können. Er vertheidigte ſich in der Nationalverſammlung unguibus et rostro gegen die Anſchuldigungen der Commiſſion; aber all ſein Gerede half nichts. So eben hat die Verſammlung den wichtigen Beſchluß gefaßt, ihn und ſeinen Genoſſen Gauſſidière gerichtlich verfolgen zu laſſen. Aus dem Bericht der Unterſuchungskommiſſion, und beſonders aus den vor derſelben abgegebenen Erklärungen und Geſtändniſſen ergibt ſich, welch kurioſe Dinge in der erſten Verwirrung nach der Revolution vorgefallen ſind. Nur mit Hülfe dieſer drei Bände füllenden Aktenſtücke wird ſich die geheime und öffentliche Geſchichte der letzten fünf Monate ſchreiben laſſen. Ledru-Rollin ſpielt dabei eine ſehr zweideutige Rolle; ohne ſich eben zur Partei der Communiſten und Socialiſten zu geſellen, hat er denſelben doch Vorſchub geleiſtet, und ſein größtes Vergehen mag wohl ſeyn, daß er ſeinen Kollegen Lamartine beſtrickt und befangen, und ihn um ſeine Popularität gebracht hat. Sobald man im Publikum wußte, daß aus geheimen Urſachen, worüber die Aufſchlüſſe noch mangeln, Lamartine und Ledru-Rollin vertraute Freunde geworden ſeyen, und daß der Dichter ſeinem verdächtigen Kollegen in Allem nachgebe, verlor man alles Zutrauen zu ihm, und als man ſich vollends überzeugte, daß er gar nichts gethan, um dem Juniaufſtand zuvor zu kommen, erkannte man ſeine völlige Unfähigkeit als Staatsmann und ſah ihn mit Vergnügen bei Seite geſchafft. Seinem andern Kollegen, dem gelehrten Arago, wirft man bloß vor, daß er, während er in der proviſoriſchen Regierung ſaß, ein allzu guter Vetter war und alle ſeine Verwandten mit einträglichen Stellen bedachte. Die Arago's ſchoßen in der Staatsverwaltung auf wie Pilze, und wenn nicht noch mehr Arago's angeſtellt wurden, ſo kommt es nur daher, weil keiner mehr zu verſorgen war. Das Aragoſche Haus hat ſeine Glücksſtunde wohl benutzt, und noch jetzt iſt hie und da ein Arago in Staatsämtern hängen geblieben. Für die Welt iſt es ein Glück, daß Arago, der Stammhalter, der Wiſſenſchaft zurückgegeben worden; in der Akademie der Wiſſenſchaften glänzt er ſicher mehr und kann ungleich nützlicher werden, als in der jämmerlichen proviſoriſchen Regierung.

Laſſen wir jetzt die Politik bei Seite, um uns mit andern Leuten zu beſchäftigen, mit Dichtern, welche keine Regenten geweſen ſind wie Lamartine, und keine Volksrepräſentanten wie Viktor Hugo, mit Alexander Dumas z. B., von dem es zwar nicht abgehangen hat, daß er nicht auch Volksrepräſentant wurde, ſo gut wie Viktor Hugo, ſein Kollege in der Dramatik. Dieſer Mann iſt ungleich witziger als Viktor Hugo, wenn auch nicht ſo genial; auch fehlt es ihm nicht an Freunden, und beſonders an Leſern; aber alles dieſes hat ihn nicht in die Nationalverſammlung gebracht, und er mußte ſeine politiſche Thätigkeit auf die Redaktion einer periodiſchen Schrift, »le mois,« und allerlei Journalartikel beſchränken. Zum Zeitvertreib iſt ihm außerdem ein Prozeß angehängt worden, und zwar von ſeiner Frau. Vor mehreren Jahren heirathete der Dichter, aus Dankbarkeit vermuthlich, eine Schauſpielerin, welche in ſeinen Stücken immer die Hauptrollen ſpielte und in der Theaterwelt Ida genannt wurde. Das Band ſcheint nur ein loſes geweſen zu ſeyn, und es währte nicht lange, ſo hatten Dichter und Schauſpielerin beſondere Wohnungen; auch war Ida von der Bühne abgetreten, ſeit ſie Madame Dumas hieß. Da aber nach dem franzöſiſchen Geſetz der Mann ſeiner Frau Schutz und Unterhalt ſchuldig iſt, und Frau Dumas fürchtete es möchte ihr an letzterem fehlen, obgleich des Gemahls Romane von den Verlegern mit Gold aufgewogen werden, ſo wendete ſie ſich an's Gericht, um gewiſſe Vorſichtsmaßregeln treffen zu laſſen, wie ſie das Geſetz gegen ſogenannte Verſchwender gutheißt. Zur Rechtfertigung dieſes ihres Schrittes mußte ſie dann dem Gericht Thatſachen in's Ohr ſagen, welche, da hier alles öffentlich verhandelt wird, bald in alle Zeitungen übergingen. Es erhellt aus denſelben, daß die ſtarken Honorare, welche Alexander Dumas von ſeinen Romanen und Schauſpielen bezieht, nicht lange in ſeinem Hauſe oder in ſeiner Kaſſe bleiben, und daß er eine ächt philoſophiſche Gleichgültigkeit gegen das Geld beſitzt. So kommt es denn, daß trotz der hunderttauſend Francs, die er jährlich einnimmt, oder vor der Revolution einzunehmen pflegte, weder Geld noch Geldeswerth bei ihm zu finden iſt, daß er vielmehr viele Schulden hat.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 215. Donnerſtag den 7. September 1848.

We will be revenged: revenge! about!
Seek, — burn, — fire, — kill, — slay!
Shakespeare.

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(Fortſetzung.)

In der Strada nuova, vor dem Palaſt Doria Turſi, ging es wilder her. Dort erlaubte die Oertlichkeit den Volkshaufen, mehr Gewalt zu gebrauchen. Schon um neun Uhr waren Fenſterladen und Fenſter eingeworfen; mit einem gewaltigen Balken ſtießen dreißig mannhafte Stürmer gegen das Eingangsthor, und es war die höchſte Zeit, einzuſchreiten. Dieß geſchah durch mehrere Glieder der Regierung und allgemein geachtete Männer. Sie baten das Volk, abzulaſſen, wie bei San Ambroſio. Auch hier ließ es ſich zureden und um eilf Uhr Abends war der Platz leer. Während des Sturmes hatten die Jeſuiten nicht wie die in Cagliari eine Vertheidigung gewagt, ſondern waren durch eine kleine Hinterthüre in das Haus eines ihrer Zöglinge entkommen. Hier gab man ihnen bürgerliche Kleidung und ſchon nach Mitternacht waren ſie alle an Bord der Fregatte San Michel in Sicherheit. Hier aber ſtießen ſie auf neue Noth, denn nur auf das ernſte Zureden des Kapitäns Mamelli war die Schiffsmannſchaft zu beſänftigen, welche die fünfzig Jeſuiten durchaus nicht auf ihr Schiff laſſen wollte. Auch in Carignan, wo die Jeſuiten ein bedeutendes Kollegium hatten, ereigneten ſich ähnliche Auftritte, nur wurde dort das Volk gegen ſie durch Leute aufgereizt, denen die Herrn Patres eine reiche Erbſchaft weggeſchnappt hatten.

Den andern Morgen am 2. März um acht Uhr kam das Volk richtig wieder in Maſſe vor San Ambroſio, um die Thüren einzubrechen. Da zeigten ſich in Menge die abſcheulichen Galgengeſichter, die bei Crawallen und blutigen Empörungen nie fehlen und dabei das große Wort führen. Dieſe Leute brauchten nicht lange zu ihrem Werk, dem ſich keine Behörde widerſetzte. Als der Eingang erbrochen war, drang das Volk ein und die Plünderung begann. Hausgeräth, Bücher, Papiere, Wäſche, Alles wurde zu den Fenſtern hinausgeworfen. Jeder nahm, was ihm anſtand. In einem Zimmer glimmte und rauchte noch ein großer Haufen verbrannter Papiere. Indeſſen wurden doch noch mehrere Pakete Schriften unverſehrt gefunden, die man nicht hatte verbrennen können. Sie wurden größtentheils von den Bürgern zu weiterer Unterſuchung in Sicherheit gebracht. Dieſe ſchändliche Plünderung dauerte zwei Stunden, und keine Behörde ſuchte einzuſchreiten. Sie fühlten damals ſchon ihre Machtloſigkeit gegen den einmal losgelaſſenen Pöbel. Um alle Gegenſtände von einigem Werth riſſen ſich die rohen Haufen, und erſt ſpäter gelang es den beſſern Bürgern, der bisher ganz unſichtbar gebliebenen Polizei das zur Verwahrung zu übergeben, was von der Plünderung übrig geblieben war. Man muß die Rohheit, Wuth und Leidenſchaft des genueſiſchen Pöbels kennen, um zu begreifen, daß ſich weder die Polizei, noch das Militär, noch angeſehene Leute in den Plünderungsſkandal miſchten und ihm Einhalt zu thun ſuchten. Jeder wäre von dem wilden »Souverain dans la rue« zertreten worden, die Wuth hätte ſich weiter verbreitet, die Plünderung hätte ſich nicht auf das Jeſuitenkollegium beſchränkt und die Regierung wäre bei dieſer Gelegenheit geſtürzt worden, zumal ſich in allen Ecken republikaniſche Gelüſte zeigten.

Um zehn Uhr, als die Plünderung in San Ambroſio zu Ende war, zog das Volk vor den Palaſt Doria. Hier ſtand ein ſtarker Militärpoſten und Schildwachen in allen Zimmern; es war Befehl gegeben, Niemand einzulaſſen. Die Wachpoſten drückten aber die Augen zu. So drangen doch Leute ein, beſonders junges Volk, um über die Ordenskleider, Hüte, Fahnen u. ſ. w. herzufallen und ſie auf die Straße zu werfen. Dabei zeigte ſich wieder die ganze Rohheit und Beſtialität des Volks; viele Prieſterkleider und Kirchenfahnen wurden auf das Ekelhafteſte beſudelt, an andere heftete man Stücke Fleiſch und warf ſie den Hunden vor, die ſie zerriſſen und die Stücke in den Straßen herumzerrten. Männer und Frauen aus den höhern Ständen ſahen dieſem Skandal mit unſäglicher Freude, mit vollem Theaterapplaus zu, ſelbſt viele Prieſter, bei denen es am widrigſten auffiel. Sie zeigten eine ſo unbändige Freude, daß der wachhabende Offizier am Eingang zu ihnen ſagte: „Ihr Herren vergeßt ganz, daß ihr Geiſtliche ſeyd. Mögt ihr im Grund eures Herzens froh ſeyn über den Fall der Jeſuiten, die euch noch mehr drückten als uns. Dieſe Freude iſt begreiflich; wenn aber ein tüchtiger Prieſter vom Druck befreit wird und mehr freie Bewegung gewinnt, ſo ſoll er darüber nicht triumphiren, ſondern im Stillen überlegen, wie er dieſes Mehr von Freiheit zum Wohl der Kirche benutzen will“ u. ſ. w. Dieſer Sermon des Offiziers war aber in ſolchem Augenblick der Aufregung viel zu lang, als daß ihn die Geiſtlichen ganz angehört und ſich darum bekümmert hätten.

Um Mittag war Alles zu Ende. Die drei Jeſuitenklöſter San Ambroſio, Carignan und Doria ſtanden endlich unter der Hut des Militärs; die Stadt aber war noch voll Bewegung und Lärm, zum Theil in Folge der Jeſuitenkorreſpondenz aus San Ambroſio, zu deren gänzlicher Verbrennung den edeln Vätern bei der drängenden Flucht nicht Zeit blieb. Dieſer Schriften hatte ſich zum Theil das Volk bemächtigt und las ſie ſich auf den Straßen vor. Sie waren ganz geeignet, den Unwillen und Haß wo möglich noch zu ſteigern. Dieſelben beſtätigten nicht nur unwiderleglich alle Vorwürfe, die den Jeſuiten bisher gemacht worden waren, ſie lieferten nicht nur Beweiſe von ſchmutzigem Eigennutz, von Härte, Erbſchleicherei, Lügen, Betrug, Intriguen und Kabalen aller Art, auch an geheimen Sünden gegen alle Sitte und Scham fehlte es nicht. Es fanden ſich Papiere, aus denen hervorging, daß viele ausgezeichnete Adelsfamilien in Genua und Turin die erzwungenen Anſichten des Königs über Volksfreiheit u. ſ. w. nicht theilten und wahrſcheinlich mit höherer Unterſtützung dagegen reagiren wollten. In der allgemeinen Hungersnoth des vorigen Jahrs zeigten ſich nach dieſen Schriften die reichen Jeſuiten von San Ambroſio hart und unmenſchlich gegen ihre Pächter und Landleute, denen ſie nicht allein nichts von ihren Forderungen erließen, von denen ſie dieſe ſogar durch alle Zwangsmittel eintrieben. Es fanden ſich auch Briefe von angeſehenen Männern in Turin, worin dem Orden gerathen wird, ſeine Beſitzungen in Piemont und Genua zu verkaufen, weil ihre Zeit in dieſem Lande vorüber ſey. In dieſer Jeſuitenkorreſpondenz ſind ſchamlos die ſchlechteſten Regungen des menſchlichen Herzens ausgeſprochen; tiefes ſittliches Verderben zeigt ſich auf allen Seiten, dabei keine Spur von religiöſem Gefühl, von edler Geſinnung. Und doch iſt es nicht zu läugnen, daß unter den Jeſuiten in Genua und Turin Männer von reiner Sitte, von wahrer Frömmigkeit, voll erhabenen Chriſtenthums lebten. Von dieſen weiß man, daß ſie im Beichtſtuhl nie eine unbeſcheidene Frage thaten, daß ſie ſelbſt den freiwilligen Mittheilungen über Familienverhältniſſe auswichen und ſie von ſich wieſen. Zu dieſen wahrhaft ehrwürdigen Prieſtern gehörten unter andern die, welche der Orden im vorigen Oktober nach Luzern und Freiburg geſchickt hatte und die nach Genua ſchrieben: „Wir erſuchen Sie inſtändig, die Jeſuiten aus den kleinen Kantonen zurückzuziehen; unſere Sache iſt entſchieden in der Schweiz verloren, und Widerſtand würde nur zu großem Unglück führen.“

(Schluß folgt)

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Vergebens ſuchen wir Jakob Grimm und Uhland in dieſem Kreiſe. Nur den letztern bemerkten wir hier, als der engliſche Hof unter dem Fünfziger Ausſchuſſe der gemeinſame Ort der Abendunterhaltung für Alle war. Die ſtrengere Sonderung der Parteien hat Uhland einem andern Kreiſe zugeführt.

Dort ſitzen bei ihrem Thee die deutſchen Küſtenbewohner, die Männer von Roſtock, Lübeck, Hamburg und Bremen. Der lange Mann mit ſchwarzem, reichem Haarwuchſe, mit dem hagern, ſcharfgeprägten Geſichte, bald ernſt, bald wie höhniſch lächelnd dreinſchauend, iſt der Dr. Heckſcher, unſer Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Ein ſcharfſinniger Mann, der es liebt mit den Gegenſätzen zu ſpielen und ſo recht eigentlich ſeinen Gegenſtand auf die Spitze zu ſtellen, um ihn dann mit den Worten im Gleichgewicht zu erhalten: „Ich ſage dir, fall' nicht um!“ Mit dieſen an und für ſich ſehr geiſtreichen Kunſt-

ſtücken hat Herr Heckſcher ſich um einen großen Theil der Macht gebracht, die ihm offenbar in der Verſammlung der Paulskirche zu Gebote ſtand. Er würde ſeiner Sache beſſer dienen, wenn er zu der Geſchäftskenntniß, die er beſizt, und zu dem ächten Patriotismus, der ihn beſeelt, eine Mäßigung geſellte, die von dem Staatsmanne unzertrennlich ſeyn ſollte und bei ihm zur Weisheit wird.

Der Handelsminiſter, Senator Duckwitz aus Bremen, wird von Vielen für eine Autorität in ſeinem Fache anerkannt, in welchem er auch als Schriftſteller aufgetreten iſt. In der Paulskirche bot er noch wenig Gelegenheit zur Beurtheilung; ſeine Thätigkeit concentrirt ſich in den Sitzungen der Commiſſion für Handel, Gewerbe und Volkswirthſchaft, wo er mit Männern wie Hermann aus München, Stahl aus Erlangen, Gevekoht aus Bremen wirkt.

Ein junger Mann, mit der geſezten nobeln Haltung der Hamburger Börſenariſtokratie, winkt mir freundlich zu. Es iſt der Vertreter des Freihandelsſyſtems, Ernſt Merck aus Hamburg, deſſen Thätigkeit hier ſchon auf mannigfache Weiſe ſich bemerkbar machte. Er iſt derſelbe, der in ſeiner Vaterſtadt das Blatt „der Freihafen" gründete und hier den „Freihandelsklub" ſtiftete, deſſen Seele er iſt. Der junge Mann iſt Chef des erſten Colonialwaarengeſchäfts auf dem Feſtlande, der Rheder vieler Schiffe, die beſtändig zwiſchen den Welttheilen hin- und herſegeln, und hat ſelbſt einige Jahre in Braſilien und andern Tropenländern in den eigenen Niederlaſſungen gewohnt. Das Alles gibt Gewicht, es liegt Poſitives darin, das man ehren muß, wenn man auch nicht für die Freihandelsideen ſchwärmt und darin einen egoiſtiſchen Partikulariſmus erblickt.

Laſſen Sie mich noch Ihre Aufmerkſamkeit auf jene Zwei lenken, die man faſt immer nebeneinander ſieht; es ſind Freunde. Der Eine, ein ſchöner Mann, ein edelgeſchnittenes Profil, faſt die ernſte Gelaſſenheit britiſcher Staatsmänner im Ausdruck — es iſt Baſſermann, der zuerſt dem Gedanken eines deutſchen Parlaments Worte gab. Der Andere, einen beſcheidenen, wie ſanft lächelnden Zug um den Mund und einen unſteten Blick im blaſſen Auge, iſt Mathy, der den Muth gehabt hat eine That zu thun, weil er ſie für recht und nothwendig erachtete, auf die Gefahr hin, ſeine Popularität einzubüßen. Baſſermann und Mathy werden unter Allen, welche die äußerſte Linke zu den Abtrünnigen rechnet, am meiſten gehaßt, allein hinter dieſem Haß verſteckt ſich auch das Bedauern. Baſſermann und Mathy ſind Potenzen, wie ſie die Linke in ihrer jezigen Zuſammenſezung nicht beſizt; allein darin liegt zum Theil auch der Grund, daß jene Männer nicht mehr zu ihr gehören. Beide huldigten dem weiteſten Fortſchritt, beide waren entſchiedene Gegner des Polizeiſtaates; allein ſie gaben den Kampf auf, als der Gegner beſiegt war; ſie gaben den Kampf auf, doch ohne die Waffen niederzulegen. Sie ſtehen noch immer gerüſtet da, wie ehemals, um rechtloſen Uebergriffen Troz zu bieten, und es iſt nicht ihre Schuld, wenn ſie dabei Auge und Bruſt einer andern Seite zukehren müſſen.

Der Mann dort iſt der Miniſter des Innern, v. Schmerling, der ſchon als lezter Präſident der Bundesverſammlung ſeine hiſtoriſche Bedeutung geſichert ſähe, wenn nicht die neue Stellung ſie ihm in noch höherem Maße verbürgte. Das Leben, das er noch in den lezten Tagen der Bundesverſammlung einzuhauchen wußte, die mächtigen Athemzüge, die ſie noch kurz vor ihrem Verſcheiden that, ſprechen ſehr zum Vortheil des Mannes. Er kommt ſpät; ſein bleiches Geſicht deutet auf große Anſpannung des Geiſtes. Man drängt ſich zu ihm hin, er iſt nicht zurückhaltend und theilt manche intereſſante Nachricht mit, welche die Welt erſt am andern Tage erfährt. Die Zeit der Diplomatengeheimniſſe iſt vorüber, und Dank Schmerling, der die Offenheit und Geradheit bis jezt allen ſeinen offiziellen Akten als Stempel aufdrückte, ſie werden hinfort unmöglich bleiben und Fürſten und Völker nie wieder mit ihrem verderblichen Netze umſtricken.

Ein anderer, ſpäter Gaſt, der zu den Preußen tritt, erregt eine eigenthümliche Bewegung. Er kommt nicht vom Schreibtiſch, wie die weiße Halsbinde, die Handſchuhe und der Frack beweiſen. Es iſt ein noch junger Mann, nachläßig ſtolze Haltung, den Kopf im Nacken, die Hände in den Seitentaſchen der Beinkleider; ein ausdrucksvoller Kopf, auf dem auch ein weibliches Auge mit Wohlgefallen verweilen mag, ſchön bebartet, ſchwarz gelockt, im Ganzen der Ausdruck einer fremden Nationalität. Dem Kenner gibt ſich ſogleich die ſlaviſche kund. Es iſt Fürſt Felix Lichnowski, zwiſchen Oder und Weichſel begütert, und Abgeordneter von Ratibor, alſo aus einer Gegend, deren Bewohner im Munde der dieſſeitigen ſchleſiſchen Bevölkerung längſt mit dem Namen „Polaken" belegt wurden. Der Fürſt iſt geiſtreich, wie es nur ein Franzoſe iſt, und von lebhafter Gewandtheit, wie ein Pole; rein deutſches Element kommt in der ganzen Erſcheinung wenig zum Durchbruch. Auf der Rednerbühne reißt er mit ſich fort; ſeine Ergüſſe praſſeln empor wie ein Feuerwerk, aus dem mehr Funken zur Erde ſtieben als Leuchtkugeln, an welchen es jedoch auch nicht fehlt und die einen Moment grell beleuchten und dann zerplatzen. Der Fürſt als Redner wird ſichtlich von ſeinen Worten eben ſo hingeriſſen

wie er hinreißt. Er hat bereits ganz meiſterhafte Improviſationen geliefert; ſo nenn' ich ſie, da ſie unmöglich vorbereitet ſeyn konnten. Da war Begeiſterung, welche Form und Guß beſtimmte. Trotz dem Haſſe, den die Linke dem Fürſten ſchon als ſolchen widmet, hört ſie ihm doch ſehr aufmerkſam zu, ja ſie klatſchte ihm ſchon mehr als einmal Beifall und es gereicht ihr ſichtbar zur Freude, wenn ſie dann wieder, durch ein übermüthig hingeſchleudertes Wort aufgerüttelt, ihren lauten Widerſtand kund geben kann. Fürſt Lichnowski iſt anerkannt ein bedeutſames Element in den Sitzungen der deutſchen Reichsverſammlung, und ſeine Genoſſen in den Ausſchüſſen ſind überraſcht von den mannigfachen Kenntniſſen, die er beſitzt, da ſein Stand, ſein Alter und die vielen Abenteuer, denen er nachgezogen, nicht eben darauf ſchließen laſſen, daß er viel im Studirzimmer und am Schreibtiſche geſeſſen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Schluß.)

Schriftſteller und Aerzte. — Theater.

Ida Dumas verlangt, ihr Mann ſolle dazu verurtheilt werden, ihr zu ihrem Unterhalt eine jährliche Summe auszuſetzen. Dem hat das Gericht entſprochen und die Summe zu ſechstauſend Francs angeſchlagen. Dumas war galant genug, ſich dem Willen und Antrage ſeiner Frau Gemahlin keineswegs zu widerſetzen, ja er erſchien nicht einmal vor Gericht, noch ließ er einen Anwalt erſcheinen. Hoffentlich wird er auch ſo galant ſeyn, dem Urtheilsſpruch zu gehorchen, und die arme Ida nicht auf ihr Jahrgeld warten laſſen. — Leider hat die letzte Revolution die Finanzen der Schriftſteller gewaltig zerrüttet; die Theaterdichter beziehen wenig oder gar kein Honorar; ſechs Wochen lang ſind die Theater geſchloſſen geblieben, und ſeit ſie wieder geöffnet ſind, haben ſie keinen ſtarken Zuſpruch. Als man den Schauſpielen von Staatswegen eine Zulage bewilligte, traten auch die Theaterdichter auf und baten um Hülfe, und auch ihnen mußte man aus der Noth helfen. Was ſind aber einige hundert oder ſelbſt tauſend Francs für einen Romandichter, der gewohnt iſt jährlich einige hunderttauſende einzunehmen, und fünfzigtauſend Francs für eine Reiſe nach Algerien verſchwendet, wie man neulich aus Dumas' eigenen Geſtändniſſe vernommen hat! — Ein anderer Dichter, der aber nicht mehr zu den Lebenden gehört, Frédéric Soulié, deſſen Romane in den Feuilletons großes Aufſehen machten und glänzend honorirt wurden, führte auch ein herrliches Leben. Nach ſeinem Tode reichten ſeine Aerzte — er hatte deren mehrere — ihre Rechnungen ein, welche ſich bloß auf ſeine letzten Jahre bezogen, und ſich dennoch auf nicht weniger als 9600 Francs beliefen. Es waren ihrer drei, Recamier, Boileau und Maſſé. Der erſte iſt ein alter, bei dem weiland Adel der Vorſtadt St. Germain ſehr beliebter Arzt; der Mann läßt ſich gut bezahlen, beſonders wenn er auf's Land gerufen wird. Da bringt er vierzig Francs für die Lieue in Rechnung. Sein Kollege Boileau rechnet nicht nach Meilen, ſondern nach Beſuchen; vermuthlich aber berückſichtigt auch er die Entfernung des Kranken; ſomit hatte er für einen Beſuch bei Soulié, der eine Lieue von der Stadt wohnte, fünfzig Francs angeſetzt. Maſſé, der noch ein junger Arzt zu ſeyn ſcheint, und dem die Zeit noch nicht ſo koſtbar iſt, war Tage lang beim Kranken geblieben und hatte dafür vierzig Francs täglich berechnet. Die großen Aerzte ſind hier überhaupt ſehr theuer, und man ſieht häufig Rechnungen von vielen tauſend Francs; indeſſen fanden die Erben Souliés die Anſätze ſeiner Aerzte doch übertrieben und ließen die Sache vor Gericht kommen. Die Richter ermäßigten die Anſprüche der Herren ſehr bedeutend; Recamier wurden ſtatt dreitauſend Francs nur achthundert, Boileau die gleiche Summe ſtatt der geforderten dreitauſend-achthundert, und Maſſé eintauſend ſtatt zweitauſend-achthundert Francs bewilligt. Ich fürchte, dieſe Herren werden künftig keinem Romandichter, wenn er auf dem Lande wohnt, ihre Pflege angedeihen laſſen, und die ganze Dichterzunft wird das von den Erben Souliés an ihnen Verſchuldete büßen.

Ein Herr Vacquerie, der Theaterkritiker war und mit Viktor Hugo ſehr befreundet iſt, hat neulich auf die Bühne des Theaters der Porte St. Martin ein großes Stück: „Tragaldabas," gebracht, das man nicht ohne Ekel anſehen kann. Der Held iſt ein ganz gemeiner Glücksritter, der die niedrigſten Geſinnungen äußert, die verächtlichſten Handlungen begeht, und es darauf angelegt zu haben ſcheint, zu erfahren, wie weit die Langmuth eines Pariſer Publikums unter der Republik gehe. Man begreift nicht wie ſich der vortreffliche Schauſpieler Frédéric Lemaitre zur Darſtellung eines ſo ekelhaften Charakters hergeben mochte. Zwar hat er vor langer Zeit auf derſelben Bühne dem Charakter Robert Macaires, eines abgeſeimten Schurken, Popularität verſchafft. Es lag aber in demſelben ſo viel Ironie, die Anſpielung auf modiſche Betrügereien war ſo draſtiſch, daß das Publikum die Figur als eine derbe Satire auf die Schurken unſerer Zeit betrachtete. Aber im Tragaldabas iſt leider keine Spur von Poeſie; alles iſt platte Gemeinheit, und man kann ſich die Verirrung des Dichters nicht anders erklären als dadurch, daß er entweder den Shakeſpeareſchen Caliban nachahmen wollte, oder daß er den Ausſpruch ſeines Freundes Viktor Hugo: „das Häßliche iſt das Schöne," gar zu wörtlich genommen. Im Théâtre français iſt ein unbedeutendes Luſtſpiel gegeben worden, in dem ſich die Handlung um kleinliche Dinge aus der Pompadourzeit bewegt. Die Republik hat noch nicht Zeit gehabt, dieſe alten dramatiſchen Armſeligkeiten durch etwas Neues zu erſetzen. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 44.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 216. Freitag den 8. September 1848.

— Amoena piorum
Concilia.
Virgil:

Aus der Reichsverſammlung.

(Schluß.)

An manchen Abenden erſcheint die Verſammlung im engliſchen Hofe ungewöhnlich zahlreich und erregt, beſonders nach ſehr ſtürmiſchen Debatten in der Paulskirche, oder wenn ſich dort ein Gegenſtand von hoher Bedeutung entſchieden hat. Eine der ſchönſten Stimmungen hatte die Geſellſchaft ergriffen, als Erzherzog Johann zum Reichsverweſer ernannt worden war. Kein ſteifes Feſtmahl nach norddeutſcher Sitte ward veranſtaltet, kein Bratenrock angethan, kein Toaſt eingeübt, nicht „die Büſte des Gefeierten," die damals in Frankfurt auch wohl nicht aufzufinden geweſen wäre, wurde im Saale aufgeſtellt; höchſtens ſagte Einer zum Freunde: „Nicht wahr, heute fehlſt du nicht im engliſchen Hofe?" Aber ſie ſtellten ſich Alle ein, die für ihn geſtimmt hatten, vollzählig, feierlich deutſch geſtimmt, die Tiſche waren dicht beſetzt, ſie ſtanden in den Gängen, an den Wänden in zweifacher Reihe umher und griffen freudig nach den ihnen von den Sitzenden dargereichten Kelchen, um ſie auf des Vaterlandes Wohl zu leeren.

Da hatten ſie ſich zuſammengefunden, wie alte Neigung, oder das gleiche Geburtsland ſie verknüpfte, die Männer aus allen Gauen. An jenem Ende feierte ein lautes Häuflein den Erwählten mit beſonders reichen Libationen. Es waren die Oeſterreicher, der wackere Andrian-Warberg mit den ernſten Zügen, der liebenswürdig-bedächtige Würth, jetzt Unterſtaatsſekretär im Miniſterium des Innern, der feine Somaruga, dann andere junge Oeſterreicher, die Repräſentanten der Sturm- und Drangperiode des ſich verjüngenden Kaiſerſtaates, und aus Allen hervorragend der Wiener Poet, Anaſtaſius Grün, wie wir ihn am liebſten nennen, „die Lerche aus Oeſterreich." — Die Zungen ſind gelöst; dem Manne, der das Wort geſprochen: „kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einzig großes Deutſchland!" gilt Rede und Anſtoß der Gläſer. In ihm verkörpert ſich der Gedanke an ein mächtiges, gemeinſames Vaterland, der rührende Gedanke, den wir ſo lange genährt, an dem unſer Herz gehangen, der hier die Freudenthräne in unſer Auge lockt. Dieß iſt keine Ausſchmückung, kein Prunk der Darſtellung; ſo hat ſich's zugetragen, wie ich's berichte.

Und als die freudigen Geſundheiten nach und nach verklangen, als ſchon die banale Toaſtſitte die Frauen, die Stadt Frankfurt heranzog und letzterer ein kühler Dank ertönte, da erhob ſich ein junger kräftiger Mann von dem Stuhl und lehnte mit beſcheidener Entrüſtung dieſen Dank ab, anfänglich in ſchlichten Worten, dann ſich ſteigernd, endlich in begeiſterten Verſen. Es war Theodor Creizenach, den die Begabung zur Improviſation niemals im Stiche läßt. Er verkehrte den Dank an Frankfurt in den Dank ſeiner Mitbürger, er hob das hervor, dem alle Ehre gebührte, und lenkte ſo wieder von dem ausgetretenen Pfade zu dem herrlichen Urſprunge des Feſtes zurück.

Aehnliches hat ſich ſchon mehrmals im engliſchen Hofe ereignet. Die vaterländiſche Geſinnung über Alles, im Geleite der Geſittung, wie ſie aus der ächten Durchbildung des Geiſtes hervorgeht! Leiden-

ſchaftlich bewegt für das Wohl und Gedeihen unſerer heiligen Muttererde, befeuert für die Ehre der Nation, getreu den für das Volk übernommenen Pflichten und Arbeiten, erhebt man ſich über den Queckſilberſtand der Parteiung und ſieht gleichmüthig auf die vorbeiziehenden Pechfackeln, die in beſchwielten Händen von rußigen Burſchen vorbeigetragen werden, um dem abziehenden Kapp einen Zoll der Verehrung darzubringen, den Niemand verkennt.

Die Revolution in Italien und die Jeſuiten in Piemont.

(Schluß.)

Man hat oft gefragt, warum dieſe in San Ambroſio gefundenen Schriften nicht durch den Druck bekannt gemacht worden ſeyen? Dieß iſt bisher nur verſchoben worden aus Schonung für ſo viele Familien, deren ſonſt hochgeachtete Namen man nicht gern bloßſtellt. Dieſe Papiere ſind aber jezt nicht mehr in den Händen von Privatperſonen, die Behörden verwahren ſie ſorgfältig und ſie würden wahrſcheinlich gleich gedruckt werden, wenn die Jeſuiten oder ihre Anhänger eine Reaktion unternähmen und wieder in's Land kommen wollten. Der Druck dieſer Schriften hängt wie ein Damoklesſchwert über ihnen. Es hat ſich aber erſt vor einigen Wochen wieder gezeigt, daß ſie ſich nicht ſehr davor fürchten.

Wenige Tage nach dem Abzug der Jeſuiten aus Genua räumten auch die in Turin ihre Klöſter. Das Volk begnügte ſich damit ſie zu verſpotten, ohne alle weitere Gewaltthätigkeit. In Nizza wurden ſie noch einige Zeit vom Grafen de Maiſtre beſchüzt. Seine günſtige Stimmung gewährte ihnen jedoch nur einigen Aufſchub, es kamen aus Turin bald ganz beſtimmte Befehle zu ihrer Entfernung.

Die fremden Jeſuiten wurden in ihre Heimath zurückgeſchickt, die Landeskinder zogen bürgerliche Kleider an, wenn ſie nicht in einen andern geiſtlichen Orden treten wollten. Dieß thaten Mehrere. Der Pöbel hatte anfangs Luſt, ſie auch im neuen Gewand zu mißhandeln, da wurde ihm aber von Gebildeteren zugerufen: »Silenzio, amici! hanno ricevuto l'olio santo.« Solch wunderliche Miſchung von widerſprechenden Meinungen, Vorurtheilen und Gelüſten kann man nur in Italien finden.

Die aus Genua weggeführten Jeſuiten wurden auf dem engliſchen Dampfer San Giorgio nach la Specia gebracht. Unglücklicherweiſe waren da zur Aufnahme und zum Schuz der Vertriebenen keine Maßregeln getroffen, das Volk zerriß ihnen unter Schimpfworten und Thätlichkeiten die Kleider und warf ſie in den Koth, bis endlich Truppen zu ihrem Schuz herbei kamen. Von da wurden ſie nach Parma und Modena gebracht.

So ſchloß in Genua und dem übrigen Sardinien dieſes Volksdrama. Der Fiskus bemächtigte ſich aller Jeſuitenbeſitzungen, allerdings kein geringer Erwerb. Die Ausſicht auf dieſe Bereicherung in einer Zeit, wo die Regierung am Vorabend eines Revolutions- und Eroberungskriegs Geld brauchte, hat nicht wenig zum Entſchluß des Königs beigetragen. Der Palaſt Doria wurde zum Hauptquartier der Nationalgarde gemacht, die der König gleich nach der mächtigen Volksaufregung des Jeſuitenputſches hatte errichten laſſen müſſen. San Ambroſio wird eine Kaſerne, in Carignan aber ſoll ein Collegium für Laienſchüler errichtet werden.

Seit dem Abzug der Jeſuiten, dieſer unglücklichen Leiter des öffentlichen Geiſtes, ſind die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Genua ganz anders geworden. Es herrſcht jezt da eine früher nie gekannte Rede- und Preßfreiheit; an öffentlichen Orten braucht man ſich nicht mehr ſcheu umzuſehen und vor Verrath in Acht zu nehmen. Auch die Geiſtlichen ſehen nicht mehr wie ſonſt düſter und gedrückt aus, ſondern haben den früher gewöhnlichen, oft nur zu heitern Ausdruck der italieniſchen Geiſtlichen wieder angenommen. Frömmigkeit wird nicht mehr durch Furcht erzwungen; die Scheinheiligkeit iſt ganz überflüſſig geworden. Die von Herzen Frommen können nun die Kirchen wieder beſuchen, ohne da mit den Menſchen zuſammen zu kommen, die nur aus Zwang, Intereſſe oder aus Furcht vor den Jeſuiten in Maſſe herbeiſtrömten. Die der Regierung ergebenen Familien ſind nicht mehr gezwungen ihre Kinder verhaßten Corporationen anzuvertrauen; ſie ſezen ſich nicht mehr der Gefahr aus, daß ihre Kinder der Familie entfremdet werden und keinen Sinn mehr für Vater, Mutter und den heimathlichen Herd haben, weil ihnen täglich von den Jeſuiten wiederholt wurde, daß die Tugend allein in unbedingtem und gänzlichem Gehorſam gegen die ehrwürdigen Väter beſtehe. Die Eltern brauchen nun nicht mehr wegen der Sittlichkeit ihrer Töchter in den dem Jeſuitenorden affiliirten Nonnenklöſtern in Sorge zu ſeyn. Männer von Verdienſt werden nicht mehr Opfer geheimer und unwiderſtehlicher Einflüſſe ſeyn. Viele junge Leute, denen früher viele Sphären der öffentlichen Thätigkeit ganz verſchloſſen waren, können dieſen nun angehören und ſich darin zum Wohl des Vaterlandes auszeichnen.

Fragt man, was in wenigen Monaten das Volk in der Schweiz und in Italien ſo heftig gegen

einen Orden aufregen konnte, der Jahre lang ohne Anfechtung beſtanden und über deſſen Grundſätze und Wirken die Stimmen ſehr getheilt waren, beſonders in Rückſicht auf Erziehung, ſo ſind der Urſachen mehrere zu nennen. Zuerſt die immer tiefer gehende, ſich immer offenkundiger und unvorſichtiger manifeſtirende Verderbniß des Ordens, dann der vulkaniſche, revolutionäre Boden, auf dem das ganze Land, alſo auch die Jeſuiten ſtanden. Die Schweiz hat hier ſchnellen, unwiderſtehlichen Einfluß auf Italien geübt. Ferner muß Eug. Sue's und J. Gioberti's Schriften gegen dieſen Orden bedeutender Einfluß zugeſtanden werden. Die Jeſuiten fielen, wie Metternich, gewaltſam, weil ſie nicht bei Zeiten einſehen wollten, daß ſie außer ihrer Zeit ſtanden und ſich einer zeitgemäßen Reform unterwerfen müßten.

Darum aber möge man nicht glauben, daß ſie ſich für immer geſchlagen halten. Ihre eigene Geſchichte gibt ihnen Muth. So kamen vor einigen Wochen, am 18. Juli, mit dem Dampfer Arno eilf verkleidete Jeſuiten wieder nach Genua, wie es hieß mit mehreren Millionen an Geld und guten Papieren. Sie wurden aber bei Zeiten vom Volk erkannt und unter entſetzlichem Toben in's Gefängniß geführt. Warum kamen ſie? Sie wußten wohl, daß ſich die Stimmung in Genua in Beziehung auf König Karl Albert und die italieniſchen Angelegenheiten ſehr geändert habe, und daß mit Geld vielleicht ſchon jezt zu wagen ſey, was vor einigen Monaten ganz unmöglich geweſen wäre; ſie wußten, daß vor fünf Monaten zwar die Jeſuiten aus Genua, Sardinien und Piemont vertrieben worden ſeyen, nicht aber der Jeſuitismus.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

Die Preſſe und die Verfaſſung.

Die hieſige Tagesliteratur hat, mit Ausnahme einiger wenigen privilegirten Blätter, den weißen Stab ergriffen und iſt in die Fremde gewandert, wobei ſie aber zum Glück nur wenige hundert Schritte zu machen hatte. Noch hat zwar der Kampf mit der Cenſur nicht wieder begonnen, denn das Preßgeſetz, womit man uns vor allen andern deutſchen Stämmen und Städten vorzugsweiſe beſchenken wollte, hat ſich zur Zeit noch nicht aus dem finſtern Winkel hervorgewagt, in dem es erzeugt wurde; es ſind aber andere, und faſt eben ſo unleidliche Verhältniſſe, die die Herausgeber von Tage- und Wochenblättern zur Auswanderung zwangen. Wir hatten und haben hier noch Privilegien und eine überaus läſtige Stempelabgabe für die periodiſchen Blätter, und es hat den Anſchein, daß man gewillt iſt, dieſe Beutelteleien auch für die Zukunft fortbeſtehen zu laſſen, weniger um dem Staat eine nicht unbedeutende Einnahme zu erhalten, als einigen durch die in ihren Familien fortgeerbten Bevorzugungen bereits ſehr reich Gewordenen auch für die Zukunft die Quelle des Reichthums offen zu erhalten. Denn hier gilt mehr als irgendwo der Grundſatz, dem zu geben, der ſchon hat, ſtatt dem, der nicht hat. Es ſind der privilegirten Blätter jezt noch drei und dieſe haben allein das Recht, Anzeigen, Proklame, gerichtliche Vorladungen u. ſ. w. aufzunehmen, wofür die Beſitzer zwar einen mäßigen Pacht bezahlen, der aber auch nicht entfernt im Verhältniß zu dem enormen Gewinn ſteht, den man aus dieſer Bevorrechtigung zu ziehen weiß. Die Anzeigegebühren, weil der Willkühr der Privilegienbeſitzer gänzlich anheimgeſtellt, ſind ſo hoch angeſezt, wie, mit Ausnahme Englands, wohl an keinem andern Orte. So koſtet die Petitzeile von fünf- und-vierzig Buchſtaben, ſofern Nachweiſe damit verbunden ſind, fünf Schillinge oder vier Groſchen, und zwar in einem Lokalblatte, das nur in wenigen Exemplaren über die Bannmeile hinausgeht, ſonſt aber etwas weniger. Dabei wird unter einer Mark — zwölf Groſchen — gar nichts aufgenommen, und dieſe Summe muß auch für nur eine einzige Zeile bezahlt werden, was wohl unerhört iſt. — Seit Jahren ſchon klagten nun ſowohl das Publikum über dieſe übermäßigen Preiſe, als die Herausgeber anderer, gleich den privilegirten Blättern mit dem Stempel belaſteten Zeitſchriften über die Ungerechtigkeit, die dadurch gegen ſie geübt wurde, daß ſie gleiche Laſten, aber nicht gleiche Vortheile haben ſollten, ſie fanden aber immer taube Ohren. In den Märztagen, die auch für uns eine beſſere Zukunft in Ausſicht ſtellten, da die Preſſe frei wurde, hoffte man um ſo mehr auch den Uebelſtand des Zeitungs- und Annoncenprivilegiums beſeitigt zu ſehen, da mit dem nächſten April die Contrakte der Privilegirten abliefen und neue geſchloſſen werden mußten. Man erbot ſich, damit die Einnahme des Staats nicht unter der neuen Einrichtung leide, für jede Zeile der Anzeige eine Steuer zahlen zu wollen, wodurch zugleich für die Herausgeber der Zeitſchriften, wie für das Publikum und den Staat bedeutende Vortheile erzielt worden wären. Allein dieſe gerechten Bitten und Vorſchläge fanden keinen Anklang beim Senate, und man hob weder die bei den meiſten Blättern fünf- und-zwanzig Prozent betragende Stempelgebühr, noch den Annoncenzwang auf; da man aber zu jener Zeit noch ſehr in Furcht war, namentlich vor der freigewordenen Preſſe, ertheilte man den Bittſtellenden den Beſcheid: dieſe Verhältniſſe ſeyen für den Augenblick nicht gut zu ordnen; man habe daher einen proviſoriſchen Zuſtand beliebt und die Privilegien nur noch auf drei Monate verlängert. Dieſe drei Monate liefen mit dem 1. Auguſt wieder ab; vor Ablauf derſelben ſupplicirte man aufs Neue, und zugleich von Seiten der hieſigen Buchdrucker um Beſeitigung des dieſelben ſtark benachtheiligenden Uebelſtandes, daß alle vom Staat zu vergebenden Buchdruckerarbeiten, die außerordentlich gut bezahlt werden, einem einzigen Rathsbuchdrucker zufallen. Auf beide Petitionen erfolgte eine abſchlägige Ant-

wort von Seiten des Senats. Damit war die Sache für dieſen abgemacht, aber nicht für die Herausgeber der zwar geſtempelten, aber trotz dem in ihrem Betrieb verkümmerten Blätter, die auch noch dadurch in großen Nachtheil gekommen waren, daß ſeit der völligen Freigebung der Preſſe im nahen, nur zehn bis fünfzehn Minuten von uns entfernten Holſtein mehrere auf Hamburg berechnete und faſt ausſchließlich die hieſigen Zuſtände beleuchtende Zeitſchriften entſtanden waren, die, vom Stempel befreit, ſo oft erſcheinen konnten, als es ihren Herausgebern beliebte, während die hieſigen, mit dem Stempel belaſteten Blätter nur wöchentlich einmal erſcheinen konnten, um den ohnehin theuern Preis nicht noch mehr zu erhöhen und dadurch den Abſatz zu beeinträchtigen. Man ſchlug alſo dem Staat ein Schnippchen und wanderte gleichfalls dahin, wo die freie Preſſe eine Wahrheit geworden iſt. Der Staat verliert auf dieſe Weiſe bedeutende Summen, denn die Auflage einiger Blätter iſt ſo ſtark, daß wöchentlich zwanzig bis dreißig Thaler von den Verlegern an Stempelgebühr bezahlt werden mußten. Es fragt ſich nun, ob die Privilegirten dieſen Ausfall in der Staatseinnahme decken werden, oder ob das durch ſchlechten Staatshaushalt abermals vergeudete Geld wieder aus dem Beutel der Steuerpflichtigen genommen werden wird? Man wird ſich vorſtellen können, mit welcher Erbitterung dieſer Senatsbeſcheid von den nicht nur zunächſt dabei Betheiligten, ſondern vom geſammten Publikum aufgenommen wurde, das dadurch wieder den ſchlagenden Beweis erhielt, daß man, wo möglich, Alles beim ſogenannten „guten Alten“ laſſen und den großen Anforderungen der Neuzeit durchaus nicht nachgeben wolle, und das trotzdem daß ein überconſervativer Verfaſſungsentwurf eines Senatsmitgliedes nicht nur mit der höchſten Indignation von der geſammten Bevölkerung aufgenommen wurde, ſondern faſt das Loos gehabt hätte, öffentlich verbrannt zu werden, und das von einem Criminaliſten auf Befehl des Senats entworfene Preßgeſetz, ſeiner jeſuitiſchen Faſſung wegen, einen ſolchen Sturm von Unwillen erregte, daß man nicht wagte es der Bürgerſchaft vorzulegen, um es zum Geſetze zu erheben. — Denn, dem Himmel ſey gedankt, auch hier, wo es ſo lange finſtere Nacht in vielen Köpfen war, fängt es nicht nur an zu tagen, ſondern iſt bereits das volle Licht hereingebrochen. Gleich den erſten Eltern im Paradieſe ſchämt man ſich ſeiner frühern Nacktheit in Hinſicht des politiſchen Bewußtſeyns, und das bis auf die unterſten Schichten der Bevölkerung hinab. Noch bis vor zwei Monaten bildeten die Beſitzenden, die angeſehenen Kaufleute, das Heer der untern Beamten eine feſte Phalanx um den um ſeine Fortexiſtenz kämpfenden Senat; aber mit jedem Tage wurden die Reihen lichter und jezt darf man mit Recht behaupten, daß unſere 32 kleinen Gewalthaber faſt allein in ſtarrer Unbeweglichkeit inmitten der allgemeinen Bewegung daſtehen. — Zu dieſer beſſern Einſicht über die ſeitherigen Mängel und Gebrechen unſerer Verfaſſung und Verwaltung haben die ſogenannten Wühlblätter nicht wenig beigetragen, indem ſie in ſchonungsloſer Sprache jeden Uebelſtand rügten und ein grelles Licht auf alles Fehlerhafte fallen ließen. Wenn wir nun gleich die oft trübe Quelle nicht loben können, aus der manche dieſer Beleuchtungen hervorging, ſo müſſen wir uns doch des Erfolgs freuen, denn es ſteht feſt, daß wir dieſen Wühlereien größtentheils das erwachte Volksbewußtſeyn zu verdanken haben. Es iſt unglaublich, wie groß der Abſatz ſolcher Blätter iſt, die nicht nur völlig ſchonungslos mit Perſonen und Zuſtänden verfahren, ſondern gefliſſentlich jeden Sumpf aufrühren.

(Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., Auguſt.

Das Vereinsweſen.

In den hieſigen politiſchen Vereinen hat ſich ganz das Getriebe der Parteien ausgeprägt, wie es in der Paulskirche beſteht; dieſe Klubs ſind gleichſam nach verſchiedenen Richtungen hin ausgedehnte Filiale der Paulskirche, kleine Parlamente. Dieß wiederholt ſich freilich überall im großen Vaterlande; es iſt aber natürlich, daß ſich die Parteien, in welche gegenwärtig ganz Deutſchland mit der Nothwendigkeit der Entwicklung zerfällt, hier am Sitze der Reichsverſammlung ſchärfer zeichnen, als an den meiſten andern Orten. Eine kurze Schilderung des hieſigen Vereinsweſens mag daher für Sie einigen Werth haben. — Da iſt erſtens der Bürgerverein. Er repräſentirt die rechte Seite und das rechte Centrum der Nationalverſammlung. Er iſt der ſtärkſte aller Vereine, in ihm wohnt der Beſitz und die Friedfertigkeit, hier finden ſich die Geldariſtokratie und der reiche Gewerbeſtand zuſammen und thun ſo freundlich gegen einander, als hätten ſie ſich zu allen Zeiten auf Bällen und in Caſino's begegnet, während der Bankier oder der große Handelsherr früher lieber nie in Geſellſchaft gegangen wäre, als daß er mit einem reichen Metzger oder Schuhmacher zuſammengeſeſſen hätte. Aber der niedere und höhere Beſitzſtand brauchen jezt einander, ſie ſind auch durch den Fall der Staatspapiere und durch das Steigen des bürgerlichen Elements einander näher gerückt; die Noth vereinigt ſie, nicht gegenſeitige Achtung. Außerdem findet man hier die kleinen Rentiers, die kleine Börſenwelt, die Beamten und einen Theil der Gelehrten, beſonders der ältern. Sie alle haben ein Intereſſe dabei, daß das conſervative Element in der Paulskirche die Oberhand behalte, weßhalb dieſer Bürgerverein ſo oft zuſtimmende Adreſſen an die Nationalverſammlung richtet, ſie aufmuntert ſo fortzufahren, wie bisher, und ſich nicht zu kehren an das Schreien und Agitiren des radikalen Plebs. Man iſt auch liberal in dieſem Verein, aber nicht mehr als die Zeit nothwendig verlangt; die Freiheit, ſo weit ſie dem Beſitz günſtig iſt, will man, aber die Gleichheit und Brüderlichkeit ſind, obwohl alle Stände hier zuſammenkommen, doch etwas verrufen, und man erhebt ſich nicht einmal ganz zur religiöſen Gleichheit, man iſt ſkrupulös bei der Aufnahme der Juden, und die katholiſche Partei fühlt ſich auch nicht ſehr behaglich in dieſem Bürgerverein. — In zweiter Linie ſteht das in neuerer Zeit ſo oft genannte Montagskränzchen, ein Verein, der bald mehr dem linken Centrum, bald mehr der gemäßigten Linken im Parlament entſpricht, eine für die politiſche Entwicklung und Bildung der Frankfurter ſehr wichtige Geſellſchaft. Hier verſammeln ſich die Advokaten, die jüngern Aerzte, die ſtrebſamen Gelehrten, Künſtler und Kaufleute, der gebildete Handwerkerſtand und die von der Bewegung der Zeit ergriffene Jugend aller Stände, ohne Unterſchied des Glaubens. Der Beſitz bedingt hier keinen Unterſchied mehr und die Intelligenz führt das Wort. Hier fordert man Entſchiedenheit vom Parlament, einerlei ob mit oder ohne Opfer. Man ſteht hier vollkommen auf dem Standpunkt der Revolution und will dieſelbe, wo möglich auf dem Wege des Friedens, der Ordnung und des Geſetzes, zu einem Ausgangspunkte führen, wo dem Volke das volle Maß der Freiheit geſichert ſey, wenn auch unter der Aegide der conſtitutionellen Monarchie, da man im Montagskränzchen die republikaniſche Form, ſelbſt wenn man ſie ohne Blut erreichen könnte, nicht für unbedingt nothwendig hält, um das geeinigte Deutſchland zu einem wahrhaft freien Staat zu machen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 217. Sonnabend den 9. September 1848.

Ein Lied, um dich zu preiſen,
Du Nibelungenhort,
Du Brod und Stein der Weiſen,
Du freies Wort!

Herwegh.

Deutſche Lieder.

1. Das freie Wort.

(März 1848.)

O freies Wort, du Donnerwort,
Steig' auf, du lang vergrab'ner Hort,
Zum wolkenvollen Himmel!
Die Arche Deutſchlands bricht entzwei,
Steht deutſches Volk nicht ſtark und frei
Im Völkerſchlachtgetümmel.

O freies Wort, du Siegeswort,
Lehr' alle Deutſchen da und dort
Als Brüder ſich umſchließen!
Ein neues, höh'res Leben muß
Bei nahen Wetters Zornerguß
Dem alten Bund entſprießen.

O freies Wort, du Herrſcherwort,
Flieg rieſenhaft von Ort zu Ort
Und ſag's den Fürſten allen:
„Laßt ein das Volk zum Fürſtenrath,
Auf daß es willig ſey zur That,
Wenn Schlachttrompeten ſchallen.“

O freies Wort, du Gotteswort,
Es weiche deiner Macht hinfort
Der falſchen Staatskunſt Lehre,
Der Staatskunſt, die dem Volk mißtraut,
Auf Liſt und Söldnerſchaaren baut
Statt freien Bürgers Wehre!

O freies Wort, du Rettungswort,
Bring' Fürſt und Volk in ſichern Port
Aus drohendem Verderben!
Mein Deutſchland iſt der Freiheit werth,
Für gutes Recht und freien Herd
Mit Freuden wird es ſterben.

2. Eine alte Fabel zu neuer Lehre.

(Mai 1848.)

Die Fabel weiß zu ſagen
Von einem edeln Hund,
Der fand nach Hungertagen
Ein Fleiſchſtück fett und rund.

Es roch in ſeine Naſe
So lieblich und wunderſam,
Dieweil er ſonſt zum Fraße
Nur Knochenwerk bekam.

Viel Hund' und falſche Katzen
Mißgönnten ihm den Schmaus
Und ſtreckten die langen Tatzen
Und Pfoten gierig aus.

Sie murrten und ſie knurrten
Nothjämmerlich im Chor,
Daß ihm die Ohren ſurrten;
Das kam ihm drollig vor.

Er rang mit ſeiner Beute
Sich fürbaß unverzagt,
Und kläffend kam die Meute
Der Bracken nachgejagt.

Da trat ihm in die Wege
Am Saum des Waldes jach,
Bebrückt mit keinem Stege,
Ein hochgeſchwollener Bach.

Nun half kein möpſiſch Bellen,
Stromüber ging die Bahn,
Er ſtürzt ſich in die Wellen
Und rudert kühn voran.

Da ſieht er aus dem Feuchten,
Das brauſend ihn umquillt,
In ſeinen Augen leuchten
Ein reizend Wogenbild:

Ein Fleiſchſtück, gar ein feines,
Und nach dem Augenmaß
Viel größer noch als ſeines.
„Ach," ſeufzt er, „hätt' ich das!"

Das Leckerſtück zu fangen
Auf ſperrt er flugs den Mund;
Schnell war das Bild vergangen,
Das Fleiſch verſank im Grund.

Ha! wie mit leerem Schnabel
Er matt dem Bad entkroch! —
O denke der alten Fabel,
Du deutſcher Michel, doch,

Damit nicht ſchnöd dich blende
Ein gleißneriſch Phantom,
Und dir entſink' am Ende
Der Freiheit Hort im Strom.

Eduard Brauer.

Streifzüge durch Berlin.

(ſ. Nr. 210—212.)

II.

In einem Punkte iſt der Berliner ſich treu geblieben: er ſpottet noch immer gern über ſich ſelbſt. Vielleicht wird das eine Brücke der Rückkehr zur Ruhe, zu der, die ihm wenigſtens das tägliche Brod wieder ſichert. Er ſpottet über das Große und über das Kleine. Die große Freiheit, die er erſtritten, erklärt er, ſey die Rauchfreiheit auf der Straße; von allen Errungenſchaften werde ihm dieſe doch bleiben. Die Clubs perſiflirt er durch den berühmt gewordenen „Straßen- und Lindenclub." Oder iſt es anders, wenn dieſer Club beim demokratiſchen Feſtzug am 6. Auguſt mit einer eigenen Fahne erſchien, hinterher das Corps der fliegenden Buchhändler, wenn ſogar die Rehberger Arbeiter als Corporation auftraten, wenn alle dieſe Körperſchaften mit deutſchen Papiercokarden am Hut erſchienen, größer als der Hut ſelbſt? War dieſer ganze Feſtzug nicht eigentlich eine Parodie ſeiner ſelbſt? Der Berliner möchte ſich über ſeine Conſtabler, über die Bürgerwehr ärgern; angeſtoßen von andern Kräften, hat er darin auch das Mögliche geleiſtet, aber unwillkührlich kommt er immer wieder auf das Lächerliche zurück. Statt des Haſſes läßt er ſeinen Witz gegen beide Inſtitute ſprühen.

Und was könnte er beſſeres thun in ſeinem Müſſiggang? Das wahre, ächte, unbeſtreitbare Reſultat der Revolution iſt das Wachsthum des Müſſiggangs, der „Dämmerluſt" des Berliner Volkes. Es war ehedem eine arbeitſame Klaſſe; betriebfleißig und angeſtrengt war der Berliner Beamte, der Gelehrte, der Bürger, bis hinab zum Proletarier. Volksfeſte wie im übrigen Deutſchland, ſchon im nachbarlichen Sachſen, gab es ſehr wenige; daher die Berühmtheit des Stralauer Fiſchzugs, weil er eine Ausnahme war. Die Armuth des Bodens zwingt den Märker zu beſonderer Anſtrengung. Der Müſſiggang ward erſt künſtlich eingeimpft mit dem überhandnehmenden Luxus. Da traten die berühmten Eckenſteher auf. Sie gingen auf's Theater über und vom Theater traten ſie multiplicirt wieder in's Leben zurück mit den noch berühmter gewordenen Zweckeſſen und den Feſtmahlen, die vor der Revolution in Berlin zur Manie geworden waren und dem Müſſiggang ungeheuern Vorſchub geleiſtet haben.

Die Neigung war nun da, als die Revolution ihr neuen Stoff zuführte. Die Noth hat arbeitslos gemacht und die Zahl der Herumtreiber vermehrt. Dieſe ſchon wäre ſchwer zu bändigen geweſen, aber von da an ward der Müſſiggang erſt recht ſyſtematiſch durch die Clubs, Bezirksvereine, Volksverſammlungen, Feſtzüge, Wahlvereine genährt. Man denke ſich einen Handwerker, der, ehedem mit ſeinen ſechs Arbeitstagen nicht zufrieden, noch den Sonntag zu Hülfe nahm, höchſt ungehalten, als die Sonntagsfeiergeſetze unter dem vorigen pietiſtiſchen Regime ihm dieſe Arbeitsſtunden verkümmern wollten, jezt als Bürgerwehrmann zum Exerciren, zum Wachdienſt, zum Patrouilliren, Parabiren berufen, und in den Tagen, die ihm davon übrig bleiben, zu den Urwählerverſammlungen in die Clubs gelockt, in die Bezirksvereine berufen, zu Feſtzügen aufgefordert, aus Neugier noch Abends in den Volksverſammlungen. Er muß außerdem jezt die Zeitungen leſen, und wie viele! um nicht einſeitig zu bleiben; er muß in den Schenken etwas politiſiren, um ſich zu üben, wie er ſeinen

Antheil an der Volksſouverainetät benutze. Endlich wird er auch noch Mitglied irgend eines ſpeciellen Vereins ſeyn, wo das Wohl und Weh ſeines Handwerks verhandelt wird. — Vom goldenen Boden des Handwerkes iſt nirgends mehr die Rede; wie das Handwerk überhaupt noch dabei beſtehen kann, iſt eine andere Frage.

Dazu kommen die officiellen Schulen des Müſſiggangs, die vom Staat und Magiſtrat beſoldeten öffentlichen Arbeiten an den Rehbergen, am Plötzenſee, beim Kanalbau. Der hiemit begangene Mißgriff iſt ſo allgemein anerkannt, daß man darüber keine Worte mehr zu verlieren braucht. Statt die Arbeitsloſen unter große Fabrikunternehmer mit dieſen gewährter Staatsunterſtützung zu vertheilen, ſtatt ihnen Arbeit zu geben, die ihren Kräften und Kenntniſſen entſprochen hätte, ſchickt man die Weber (die wenigſtens Segeltuch zur deutſchen Flotte hätten weben können), die Schneider, Goldſchmiede, Tiſchler, vor die Thore, um Erde zu karren. Und in der erſten Verwirrung bewilligte man ihnen einen Tagelohn, beinahe doppelt ſo hoch als der den franzöſiſchen Proletariern in den Pariſer Nationalwerkſtätten gewährte! Bei ſolchen Conceſſionen lag die Aufforderung zum Müſſiggang nahe.

Wir waren Zeugen von Exempeln, wir ſahen Bilder, deren Gedächtniß nicht verlöſchen wird: die Rehberger, welche, um einen Sandberg abzutragen, nun ſchon Monate karren; die Plötzenſeer, welche die Reſte eines Waldes ausroden ſollten und zuvor um jeden Stamm eine Laube bauten, Bänke darunter, um im Schatten ſitzend, die Pfeife oder die faſhionable Cigarre rauchend, gemächlich ihre Arbeit zu verrichten. „Man gibt uns ja die Arbeit nicht um der Arbeit willen, ſondern um uns zu beſchäftigen — weil man uns fürchtet.“ In der Regel wurden die vielen Neugierigen, die hinaus kamen, um zu ſehen, wie die Leute nichts thaten, mit Spott und Hohn empfangen und fortgewieſen. Es regte ſich aber auch wohl ein Gefühl von Scham, und Einer erhob ſich und füllte ſeinen Karren halb voll Erde: „Man muß doch auch etwas thun, damit die Herren in der Stadt eine Ausrede haben, warum ſie uns bezahlen.“

Es wurde ſeitdem beſſer; natürlich, dieſes Uebermaß von Nichtsnutzigkeit und Frechheit mußte ſich ſelbſt unterhöhlen und zuſammenſtürzen, ebenſo wie die blutigen Exceſſe gegen ihre Aufſeher und Obern ein Ende haben mußten, oder alles ging unter. Auf dieſe unausbleiblichen Produkte einer ſolchen totalen Revolution kommt es uns hier nicht an. — Ein Theil der Nichtsthuer hat ſich entſchloſſen, anderwärts wirkliche und nützliche Arbeit ſich anweiſen zu laſſen. Das Nichtsthun ſelbſt, wofür das neue Wort „Bummelei“ erfunden ward, iſt aber als ein neues Lebenselement zu trauriger Bedeutſamkeit gelangt. Wir haben im Norden eine neue Klaſſe Lazzaroni, gefährlicherer, dünkelvollerer Art erhalten, als die harmloſen Tagediebe des großen Neapels, die bis jezt an keine Berechtigung zum Plündern gedacht, ſondern es nur als ein Glück betrachtet haben, als ein Geſchenk des Himmels, wenn ihnen die Gelegenheit dazu gegeben ward.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Auguſt.

(Schluß.)

Das Vereinsweſen.

Das Montagskränzchen richtet oft anſtachelnde, ſogar kritiſirende und mißbilligende Adreſſen an das Parlament, beſonders wenn es dem Partikularismus nur einen Fuß breit Terrain einräumt, und gerade in der lezten Zeit, wo die ſeparatiſtiſche Starrheit einzelner Staaten in der Huldigungsfrage grell hervortrat, war dieſer Klub in ſeinen Sitzungen äußerſt bewegt, ſehr revolutionär und propagandiſtiſch, ſogar der Republik geneigt, wenn der ſtarre Partikularismus nicht zu brechen ſeyn ſollte. Die Debatten werden meiſt gut geführt, es werden mitunter vortreffliche Reden gehalten und die Sitzungen ſind in der That belehrend. Indeſſen beſchäftigt man ſich hier mehr mit Prinzipien und Theorien als mit praktiſchen Problemen und die eigentliche ſociale Frage findet wenig Boden. — Dieſe iſt im dritten hieſigen politiſchen Verein, in dem Arbeiterverein, vorzugsweiſe und faſt einzig an der Tagesordnung. Dieſer Verein entſpricht der demokratiſch-ſocialen Schattirung im Parlament und beſteht auch, ſeiner Mehrheit nach, aus Demokraten und Republikanern. Man irrt indeſſen, wenn man in dieſem Arbeiterverein das Proletariat ſucht; vielmehr befindet ſich hier die eigentlich arbeitende Klaſſe, der fleißige Handwerkerſtand, der es aber, trotz ſeiner Arbeitsluſt beim jezigen Zuſtand in Deutſchland zu nichts Ordentlichem bringen kann und ſehr zu kämpfen hat, um beſtehen zu können, weßhalb er wünſchen muß, daß in einer totalen Regeneration Deutſchlands alle bisherigen Staatsformen zu Grunde gehen, damit eine gleichartigere Vertheilung der Erdengüter, überhaupt das Prinzip der Gleichheit, ohne Communismus, aber mit voller Berechtigung der Arbeit, möglich werde. Dieſer Verein würde, wenn es zur Umgeſtaltung käme, allerdings einen Ausſchlag geben und ſich wohl auch auf das Proletariat ſtützen. In den Sitzungen wird ausſchließlich die Arbeiterfrage behandelt und fremde

und einheimiſche Apoſtel des Socialismus führen hier das große Wort. Der Verein, ſeiner Natur nach demokratiſch, kann ſich natürlich mit dem Wirken der Nationalverſammlung durchaus nicht befreunden und ſteht in entſchiedenem Widerſpruch mit demſelben. — Die vierte hieſige politiſche Partei (ſie bildet keinen geſonderten Verein, obwohl ſie im „Eſſighauſe“ ihren gewöhnlichen Sitz hat) ſchließt ſich an die radikalſte Linke im Parlament an. Dieſelbe negirt die Berechtigung der Nationalverſammlung, Deutſchland eine Verfaſſung zu geben, weil ſie den Volkswillen nicht repräſentire, der entſchieden die Republik wolle, ſo wie unbedingtes Brechen mit der Vergangenheit, und zwar um jeden Preis und was auch daraus entſtehen möge. Dieſe Partei iſt hier ſchwach, aber außerordentlich thätig. Die rothe Farbe iſt ihr Symbol und Hecker ihr Idol. Da ſie nichts kann als Lärm machen, ſo macht ſie dieſen bei jeder Gelegenheit, und wenn ſie keinen Lärm macht, keine Katzenmuſiken und republikaniſche Ständchen bringt, ſo macht ſie wenigſtens Karrikaturen. Die zahlloſen Karrikaturen auf Parlamentsmitglieder, wie ſie jezt die hieſigen Bilderläden zieren oder verunzieren, verdanken meiſt dieſer Partei ihre Entſtehung. Die Bilder ſind zuweilen ganz gut erfunden, aber mehr bitter als witzig. Die Radikalen im Parlament desavouiren dieſe Partei nicht, aber ſie läugnen, daß ſie mit ihr in irgend einer Verbindung ſtehen.— Da der erſte und zweite der genannten hieſigen Klubs alles gern auf friedlichem Wege abgemacht ſehen möchte, da der dritte, der Arbeiterverein, ſich mehr mit praktiſchen Fragen beſchäftigt, ſo iſt es natürlich, daß trotz der vielen gährenden Elemente in ſeinem Innern, Frankfurt doch ſtets das Gepräge der Ordnung, der Ruhe und der Geſetzlichkeit trägt, wodurch ſich dieſe Stadt allerdings zum Sitze der Centralgewalt und des Parlaments gut eignet, und das iſt der Stolz und der Ehrgeiz der freien Stadt in dieſem Augenblick.

Hamburg, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Preſſe. — Der Sturm vom 9. Auguſt.

Erſt ganz kürzlich ſind unter andern zwei höchſt bedeutende Verbrechen gegen den Staat von den Wühlblättern an das Tageslicht gezogen worden: eine großartige, an 300,000 Mark (faſt 150,000 Thaler) betragende Acciſedefraudation von Seiten eines Privaten, und eine Ueberſchreitung von mehr denn 300,000 Thalern von Seiten der Staatsverwaltung *über* die von der Bürgerſchaft zu einem gewiſſen Zwecke bewilligte Summe hinaus, die jezt von den Steuerpflichtigen wieder herbeigeſchafft werden ſoll, und zwar nach einer *gänzlich* verfehlten Staatsſpekulation. Dieſe Händel ſind wohl aus den Tageblättern bekannt. Daß ſolche und ähnliche Uebergriffe des ſehr unbeliebten Senats von den Wühlern nach Kräften ausgebeutet werden, haben wir bereits angedeutet; auch ſoll man, nach dem „Hamburger Beobachter,“ damit umgehen, den mißliebigen Blättern den Garaus zu machen; wie man das aber anfangen will, da die Preſſe zur Zeit noch völlig frei iſt, und überdieß die Volksblätter jezt ſämmtlich im nahen Holſtein erſcheinen, wo ſeit den Märztagen jeglicher Preßzwang aufgehört hat, darauf ſind wir nicht wenig begierig. Unmöglich kann doch der Senat erwarten, daß die proviſoriſche Regierung der Herzogthümer ſich ihm zu Liebe eine Gewaltthat erlauben werde, die ſie ſich im eigenen Intereſſe nimmermehr erlauben würde. Die Drohung zeigt nur, wie wenig die Herren die Zeit und die Macht der Preſſe verſtehen, von der ſelbſt ein Napoleon ſagte, daß er größere Furcht vor ihr habe, als vor ihm feindlich gegenüberſtehenden 100,000 Mann.

In den nahen Herzogthümern iſt der vielgefürchtete 6. Auguſt ohne Störungen vorübergegangen. Die einzelnen Truppenabtheilungen werden häufig verlegt, allein von kriegeriſchen Ereigniſſen vernimmt man nichts. Die Dänen ſtellen ſich den Deutſchen nicht mehr auf dem Feſtlande gegenüber, da ſie durch die unaufhörlich erlittenen Niederlagen völlig entmuthigt ſind. Dieß hat ſich am ſchlagendſten bei Hadersleben gezeigt, wo 350 Freiſchärler gegen 5000 Dänen in die Flucht ſchlugen, Gefangene und Waffen, ja ſogar zwei Kanonen erbeuteten und die von den Fliehenden verlaſſene Stadt beſezten. Seit dieſer ſchimpflichen Affaire haben ſie ſich nicht wieder geſtellt, pochen nicht mehr auf ihre Landmacht und begnügen ſich mit ihrer Flotte zu drohen, die indeß durch den Orkan vom 9. d. Mts. ſtark gelitten hat. Dieſer Orkan, erſt aus Süd-Oſt, dann nach Weſt umſpringend, gehört zu den furchtbarſten, die wir erlebt. Die ſtärkſten Bäume wurden wie Halme zerknickt oder gar mit ihren Wurzeln aus dem Boden geriſſen, viele Gebäude abgedeckt, eine Maſſe Fenſterſcheiben zertrümmert und die furchtbar wogende Elbe mit Schiffstrümmern beſät. Ein ſchönes, im großartigen Styl auf dem Fluſſe erbautes Badehaus ging, durch das kaum fertig gewordene deutſche Kriegsſchiff „Franklin“ angeſegelt, in Trümmer und ſchwamm in mehreren Theilen die Elbe hinauf; das Schiff ſelbſt aber hielt ſich, was wir als ein gutes Omen anſehen wollen. Auch die andern, an derſelben Stelle ſtationirten, zum Theil noch nicht ganz fertigen Kriegsſchiffe, ſechs an der Zahl, haben nur wenig gelitten, während ein großes amerikaniſches Kauffahrteiſchiff auf ein mit Steinen beladenes, ſchon geſunkenes Fahrzeug getrieben wurde und gleichſam darauf ſtrandete. Ueber dieſe großen Unfälle wurde man im Laufe des Tags einigermaßen durch die, wie man behauptet, durch den Telegraphen von Nützebüttel eingegangene Nachricht getröſtet, daß das die Elbe blokirende däniſche Kriegsſchiff „Geſion“ habe einlaufen müſſen, auf eine Untiefe gerathen und von den Strandbatterien in Grund geſchoſſen ſey. Höchſt merkwürdig waren vor und während des Orkans der Barometerſtand und die außerordentliche Stille der Luft im Laufe des 8. Auguſt. Nach vielen ſtürmiſchen und regneriſchen Tagen erfreuten wir uns am achten, bei reiner Südluft, des ſchönſten, wärmſten, ſonnenhellſten und ſtillſten Tages. Gegen halb neun Uhr Abends trübte ſich indeß der Himmel wieder und es ſtiegen ſchwere Regenwolken im Süden empor, die, zu uns gelangt, den Abend und die Nacht über heftigen Regen brachten, der mit Anbruch des Tages aber wieder aufhörte, indem die Sonne durchbrach. Um halb ſechs Uhr Morgens hatte das Queckſilber im Barometer einen ſo niedrigen Stand erreicht, daß wir erſchrocken dem Ausbruch eines gewaltigen Sturmes entgegenſahen. Und wir hatten uns nicht getäuſcht: die Windſtöße wurden immer heftiger und bald war ein völliger Orkan da. So wie dieſer ausgebrochen war, hob ſich das Queckſilber wieder und ſtieg mit einer Schnelligkeit, wie wir ſie noch niemals an unſern Inſtrumenten wahrgenommen; dann, als ſich der Orkan gegen eilf Uhr zu legen begann, ſank die Queckſilberſäule wieder, aber nur langſam, und hatte am 10ten, trotz Wind und Regen, denſelben Stand wie am 8ten. Es gingen ſeltſame Dinge in den obern Luftſchichten vor; auch war es uns auffallend, daß ſich eine Stunde nach Sonnenuntergang, bei getrübtem Weſten, mehrere blutrothe mächtige Wolken im Oſten zeigten, wie wir ſie nie zuvor dort geſehen. Hätten wir ſie in Nord- oder Nordweſt erblickt, ſo würden wir auf ein ſtarkes Nordlicht, das in unſerer Gegend nicht zu den Seltenheiten gehört, geſchloſſen haben. (Schluß folgt)

Beilage. Literaturblatt Nr. 64.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 218. Montag den 11. September 1848.

Verachtung ſitzt und ew'ge Schande dehnend
In unſern Federbüſchen! — O mechante fortune! —
Lauft nicht davon!

Shakeſpeare.
Heinrich V.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(ſ. Nr. 187—197. — 202—209.)

Dritter Brief.

Der Ruf: „Die Württemberger ſind da!“ machte Alles nur zu lebendig. Die Leute ſtießen ein lautes Jubelgeſchrei aus und ſtürzten dann durch den ſchmalen Waldſtreifen, den wir bereits durchſchritten, wie toll dem Feind entgegen. Alles Rufen war vergebens, und meine Stimme war ganz ohnmächtig, da ich vom vielen Reden am vorhergehenden Tage völlig heiſer war. Die Leute waren ſo wüthend und kampfbegierig, daß Viele die Offiziere zu erſchießen drohten, welche ſie aufzuhalten ſuchten. Nun hatte Herwegh den beſten Beweis, wie nothwendig bei einer bewaffneten Expedition militäriſche Ordnung iſt. — Meine Abſicht war geweſen, jedes regelmäßige Gefecht zu vermeiden, da ich bei dem Mangel an Patronen ein ſolches für ſehr bedenklich hielt. Ich wollte die mit Gewehren bewaffneten Leute als Arrièregarde aufſtellen und mit ihnen unſern Rückzug ſichern. Das war nun unmöglich und das Gefecht begann.

Die Avantgarde, verſtärkt durch eine Anzahl Schützen, warf ſich ſogleich in den Wald und rückte nach der Liſière deſſelben vor, um ihn gegen die andringenden Württemberger zu halten. Reinhardt Schimmelpfennig gelang es allein, ſein Bataillon in der Hand zu behalten. Es beſtand meiſtens aus Senſen- oder Pikenträgern. Da unſer Feldwebel und Feldherr Börnſtein nirgends zu erblicken war, ſo zog ich den Degen und übernahm das Kommando. Ich befahl Schimmelpfennig, auf dem Platze, wo er ſtand, zu bleiben, bis ich ihm durch einen Adjutanten den Befehl zum Vorrücken geben würde, und ermahnte ihn dann, mit ſeinen Senſenmännern anzugreifen. Er antwortete mir mit freudigem Zuruf und ich war ſicher, daß er ſeine Schuldigkeit thun würde.

Die Schüſſe knallten unterdeſſen luſtig und ich beklagte den Mangel eines Pferdes, der mich verhinderte, das Gefecht zu leiten wie ich wollte. Ich begab mich mit zwei Adjutanten und drei Ordonnanzen in das Centrum unſerer Stellung, wo die Avantgarde ſtand und das Feuer ſehr lebhaft war. Die Württemberger rückten mit Trommelſchlag gegen den Wald vor und ich erkannte gar bald mit Schmerz, daß es nicht möglich ſeyn würde, denſelben zu vertheidigen, da die wackern Schützen nur drei, höchſtens fünf Patronen hatten. Die Württemberger ſchienen darauf auszugehen, uns die Rückzugslinie nach Rheinfelden abzuſchneiden, und da ich dieſe jedenfalls behaupten wollte, ſchickte ich an Schimmelpfennig den Befehl, durch den Wald gedeckt vorzurücken und die Soldaten mit den Senſenmännern anzugreifen, ſobald ſie in denſelben eindringen würden.

Ich verließ jezt den Wald und ging über das Feld, auf welchem unſere Tirailleurs ſich vertheilt und zum Theil recht gut hinter den Bäumen gedeckt hatten. Auf unſerem linken Flügel fand ich die Leute ziemlich ungeordnet; ſie ſtanden rathlos da, weil ſie von ihren ſämmtlichen Führern verlaſſen waren. Nur das erſte Bataillon, deſſen Befehl Bornſtedt übernommen, war in Ordnung. Bornſtedt hat in einer Erklärung behauptet, er habe an dieſem Tag das Kommando über ſämmtliche Republikaner geführt. Dieß iſt

nicht der Fall, da ich das Schlachtfeld nicht eine Minute verlaſſen habe, aber natürlich nicht zu gleicher Zeit an zwei Orten ſeyn konnte. So bin ich namentlich auf den äußerſten rechten Flügel gar nicht gekommen, weßhalb ich den wackern Delaporte während des ganzen Gefechtes nicht geſehen habe.

Ich bemühte mich, die Zerſtreuten auf der Höhe ſo aufzuſtellen, daß die Linie mit der Liſière des Waldes einen rechten Winkel bildete; denn ich ſah mit Vergnügen, daß die Württemberger hitzig vordrangen. Während ſie nun von hier aus in der Front von Reinhardt Schimmelpfennigs Bataillon angegriffen wurden, wollte ich ihnen mit den übrigen Bataillonen, welche durch die Tirailleurs gedeckt waren, in Flanke und Rücken fallen. — Hätten wir nur mehr Patronen gehabt, ſo wäre dem württembergiſchen Hauptmann Lipp ſeine Ungeſchicklichkeit theuer zu ſtehen gekommen. Allein die Soldaten waren uns außerordentlich überlegen. Sie hatten den Vorzug der Ordnung und Disciplin, waren weder müde noch ausgehungert, hatten ſogenannte Spezialgewehre und jeder Mann ſechzig Patronen in der Taſche, alſo zuſammen 18,000, während unſer ganzer Reichthum, wie bereits angeführt, aus etwa zweihundert Gewehren und 2000 Patronen beſtand, die zum Theil unbrauchbar geworden waren.

Als ich damit beſchäftigt war, die Senſenmänner zum Flankenangriff aufzuſtellen, hatten die Württemberger zu meinem Erſtaunen den Wald ſchon erreicht. Ein Zug von ihnen machte Front gegen unſern linken Flügel, und mir, der ich gerade faſt allein auf einer Anhöhe ſtand und durch einen dunkeln Paletot von den weißen Blouſen ſehr abſtach, wurde die Ehre einer ganzen Salve zu Theil. Ich ſtand förmlich im Kugelregen; die Kugeln pfiffen in allen Richtungen um mich herum und kamen mir ſehr nahe. Eine zerriß meinen Paletot, eine zweite ſtreifte mein etwas langes Haar, ſo daß ich unwillkürlich ſeitwärts wankte. Dieſe Kugel, die kaum einen halben Zoll an meinem Ohr vorüber ging, pfiff nicht wie die andern, ſondern heulte förmlich, und ich hatte dabei die Empfindung, als ob man mir mit einem Blaſebalg in's Ohr bliſe.

(Fortſetzung folgt.)

Streifzüge durch Berlin.

(Schluß.)

Man muß einräumen, daß die groben Verbrechen, die Diebſtähle und Einbrüche nicht zugenommen haben. Es iſt noch Sommer, die öffentlichen Kaſſen beſchäftigen und bezahlen, ſo lange ſie können, die Herumtreiber, und der Einfluß der Volksagitatoren, welche dieſe kräftigen Arme zu andern Dienſtleiſtungen ſich bewahren müſſen und gewiſſermaßen rein erhalten von Vorwürfen, mag dazu mitgewirkt haben. Aber was iſt damit gethan, da dafür ein gefährliches Princip geſchaffen iſt! Nach dem Sommer kommt der Winter. Was die Fleißigen geerntet, ſollten ſie es für die Faulen aufgeſpeichert haben? Unſere Landſtriche mit ihrem dürftigen Boden gedeihen zu Ertragfähigkeit nur durch die angeſtrengteſte Thätigkeit; darin reichten ſich Alle die Hand, jeder in ſeiner Art, der Landbauer, der Handwerker, der Gelehrte und Beamte. An die Arbeit war die Exiſtenz gebunden. Wie in einer Niederung unterm Meer, wo jeder täglich ſchaufeln, drehen, karren, wo der Geiſt die Maſchinen und Windmühlen anſtrengen muß, damit das Waſſer nicht Herrſchaft gewinne über das Feſte, ſo mußte in Preußen, in ſeinem alten Kern, jeder früh auf ſeyn und den Arm rühren bis ſpät in die Nacht.

Nun iſt der Müſſiggang zu einer principiellen Geltung gelangt. Noch birgt er ſich unter der Maske der Arbeitsloſigkeit, für die der Staat Mittel ſchaffen müſſe. Jene Exceſſe hat man bewältigt und wird ſie bewältigen: den hohen Arbeitslohn, die Widerſpenſtigkeit gegen die Akkordarbeit, den Uebermuth Einzelner, die in Droſchken zu den Arbeitsſtellen fuhren, die freche Ausgelaſſenheit Vieler, die Feſtpartien veranſtalteten, ſich ein ſchwelgeriſches Mahl bereiten ließen, wie neulich im Saatwinkel, einem Berliner Vergnügungsort, ein Mahl, wie der fleißige Berliner Bürger es nicht mehr im Stande iſt herzuſtellen, wo ſelbſt die Champagnerpfropfen knallten! Das ſind Exceſſe, die ſich ſelbſt todt machen; möglicherweiſe waren es auch nur Demonſtrationen, zu denen das Geld eine mephiſtopheliſche Hand von anderer Seite her gereicht hatte. Aber die Menſchen haben eine Luſt gekoſtet, die Natur und Verhältniſſe ihnen verſagen.

Was in glücklichern Ländern ſich wenigſtens denken läßt, die größere oder mindere Annäherung an ein communiſtiſches Utopien, iſt für unſere ärmern Landſtriche ſelbſt als Vorſtellung unmöglich. Nur die außerordentlichſte Thätigkeit gewinnt unſerem Flugſande Nahrungskraft ab, feſtigt ihn gegen den Wind, der ihn aufwühlt und gegen die Saatfelder treibt. Wenn es menſchlichem Scharfſinn möglich wäre, eine Theilung, ein Regulativ zu erſinnen, wonach jeder gleiche Kraft aufwenden müßte, um einen gleichen Ertrag, gleiche Früchte zu erzielen, ſo reichte der Kraftaufwand, den ein Geſetz fordern kann, unter unſern Verhältniſſen nicht aus. Es muß mehr geſchehen, die Kunſt zu Hülfe gerufen werden, um der widerſtrebenden Natur die Ausbeute abzuzwingen. Nur das Intereſſe, die Hoffnung auf den Erwerb, die Eigenthumsliebe macht dieſe Anſtrengungen möglich. Unſere Länder ſind noch nicht übervölkert,

durch die Thätigkeit, aber nur durch ſie, kann noch viel geſchehen, vieler Boden urbar, der andere noch fruchttragender gemacht werden; die völlige Separation der Gemeindegüter, die vollſtändige Eigenthumserwerbung, auch die projektirte Parcellirung der großen Domänen kann für die kommenden Zeiten wohlthätig wirken, aber nur für die Thätigen; für die Müßigen iſt kein Boden und kein Obdach.

Wer wird nun dieſes Kunſtprodukt des Luxus und verkehrter Verhältniſſe, das ſich in der preußiſchen Hauptſtadt ſchon vor der Revolution in erſchreckender Zahl verſammelt hatte, das die Störungen der induſtriellen Thätigkeit, die dem Umſchwunge folgten, in's Ungeheure vermehrten, für die Dauer in Schranken halten? Das iſt möglich, wenn die Ordnung zurückkehrt; es iſt viele gute alte Sitte da, die ſich auch mit den Forderungen der Zeit verträgt. Aber wer ſchafft Nahrung für die Hungernden? Auch das iſt möglich, wenn der Muth, die Kraft zu Unternehmungen zurückkehrt, wenn die Landgüter den vollen möglichen Ertrag liefern. Wer aber zwingt die der Arbeit Entwöhnten wieder zur Arbeit? Wir haben ein trauriges Beiſpiel an den Berliner „Bummlern," die ſich endlich bewegen ließen, zum Bauen der Oſtbahn abzuziehen. Sie ſind nicht allein die meuteriſcheſten, ſondern auch die verdroſſenſten, faulſten Arbeiter. Vergebens wird ihnen durch die Akkordarbeit ein unverhältnißmäßiger Gewinn in Ausſicht geſtellt. Und die wenigen, die ihn benutzen, arbeiten nur für den Tag! Erſparniſſe zu machen, am guten Tage für die ſchlimmen, die nachfolgen, zu ſorgen, iſt, und leider nicht bei den Bummlern allein, zur ſeltenen Ausnahme geworden.

Der Herkules fehlt — und nicht in dieſen Dingen allein. — Wo würde er aufſtehen, wenn die Umſturzpartei, was jezt an Unmöglichkeit grenzt, den Sieg davon trüge! Was würde, was könnte die Agitation mit ihrem jetzigen Gefolge anfangen? In ihrem Sinne liegen nicht agrariſche Geſetze, noch weniger allgemeine Plünderung, ihre Theorie iſt nicht bis dahin gedrungen. Aber geſezt, daß in jenem Falle ihre wildeſten ſocialiſtiſchen Elemente die Oberhand gewännen, was ſoll jenes Gefolge mit Landbeſitz, der ſie zu Knechten einer Arbeit machte, der ihre Kraft nicht gewachſen iſt, wozu alle Kenntniſſe, alle Bedingungen ihnen mangeln? Wohin würde eine Plünderung führen? Zu einem dreitägigen Utopien, damit eine neue Dürftigkeit, grenzenloſes Elend für Alle einträte. Uebrigens ſind auch dieſe Schaaren der Müßiggänger in Einer Erkenntniß fortgeſchritten. Sie laſſen nicht mit ſich ſpielen; wenn ſie blindlings ihren Agitatoren zu folgen ſcheinen, ſo richten ſie doch auch ſchon ſcharfe, mißtrauiſche Blicke auf dieſelben; ſie ſind in der Selbſterkenntniß emancipirt; ſobald ihr Mißtrauen zum Argwohn würde, könnten ſie ihren Anführern gefährlich werden, ja ſie ſind es ſchon geworden.

An den Ecken lieſt man Anerbietungen zum Unterricht im Engliſchen für — Auswanderungsluſtige. Das wäre im übervölkerten ſüdlichen Deutſchland nichts Befremdendes, hier erſchreckt es. Bis zu dieſem Nothſtande in der Maſſe glaubte man noch nicht vorgeſchritten zu ſeyn. Vereine zur Begünſtigung der Auswanderung ſind gebildet, man ſpricht von Unterſtützung der Regierung. Die Sache iſt noch embryoniſch. — Vor einigen Jahren ließ man auswandern, aus Schleſien, Pommern, Sachſen, von unſerer tüchtigſten Bevölkerung, vom Kern unſerer Bauernſchaft, um — ihres altlutheriſchen Glaubens willen. Will man nun die Bummler über's Meer ſchicken? Was ſollen ſie dort? — Das mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen; aber wird man die fleißigen Landbauer aus Auſtralien und Ohio dafür wieder zurückholen?

Und wir hatten noch nicht Müſſiggänger genug in Berlins breiten und langen Straßen! Zu den freiwilligen, den dilettirenden und von der Noth gepreßten kommt noch eine Schaar offizieller. In dieſem Sinne betrachtet der Volkswitz die neuen Conſtabler. Zweitauſend dieſer Schutzmänner ſollten die Ordnung herſtellen, und gegen fünfzehnhundert ſpazieren wirklich täglich durch die Straßen und ſuchen Beſchäftigung, nachdem die Ordnung wieder hergeſtellt iſt, ehe das Inſtitut in's Leben getreten war. Gegen die Gründung deſſelben konnte und kann kein Vernünftiger etwas einwenden; es war eine böſe Zeit, als man es in's Leben rief; ſie würde auch vielleicht wieder ſchlimm, wenn man es plötzlich auflöſte. Aber dieſe blauen jungen Männer, bürgerlich gekleidet bis auf das halb verſteckte Seitengewehr unter dem Rock, ſpazieren in troſtloſer Langeweile durch die Straßen, und es iſt möglich, daß ſie, noch wenig unterrichtet in einem Polizeidienſt, der uns allen, ihnen ſelbſt aber am neueſten iſt, in der Verzweiflung der Langeweile Mißgriffe machen, über die man ſich bitter beklagt. Dieß wird ſich mit der Folge ausgleichen, aber dieſe kräftigen Männer von Morgens bis tief in die Nacht mit Nichtsthun beſchäftigt zu ſehen, hat etwas unſer Gefühl Verletzendes; es erſcheint uns als eine obrigkeitliche Schule zum Müſſiggang. Tauſend Witze kurſiren über die Verzweiflung dieſer Beamten. Zwei Bummler, die Luſt zu haben ſcheinen ſich zu prügeln, werden von einem Conſtabler herangewinkt und gebeten, es doch in ſeinem Reviere zu bewerkſtelligen, damit er endlich Gelegenheit habe etwas für den Staat zu thun, nämlich ſie zu arretiren. Möglich, daß der öffentliche Müſſiggang homöopathiſch auf den privativen wirkt, daß Mancher ſich ſchämt und freiwillig zur Thätigkeit zurückkehrt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

(Schluß.)

Die deutſche Flotte. — Handel. — Literatur. — Theater.

Mit unſern kriegeriſchen Rüſtungen zur See wird es Ernſt; auch ſchenken die Dänen ihnen bereits große Beachtung. Eine kleine Flotte, worunter drei Dampfer, iſt faſt zum Auslaufen fertig, und das erſte Kanonenboot, von den Bewohnern der Vorſtadt St. Pauli aus freiwilligen Beiträgen erbaut, lief unter großen Feierlichkeiten vom Stapel. Die für die Flotte benöthigte Mannſchaft, ſowohl Matroſen als Seeſoldaten, iſt bereits angeworben, uniformirt und wird fleißig geübt. Steuert jede andere Stadt nach Verhältniß ſo zur deutſchen Flotte bei wie wir, ſo werden wir uns bald auch auf dem Meere Achtung erzwingen können, und brauchen uns nicht länger von einem kleinen Volke necken und verhöhnen zu laſſen. Auch in Kiel iſt man ſehr fleißig; zwei Kanonenboote ſind bereits fertig und zwei andere der Vollendung nahe. Bremen, die wackere, ächt deutſch geſinnte Stadt, wird auch bald von ſich hören laſſen, und die Küſtenſtädte an der Oſt- und Nordſee werden gewiß nicht zurückbleiben. Das Bedürfniß einer deutſchen Flotte iſt in neueſter Zeit zu fühlbar geworden, als daß ſie nicht ſehr bald hergeſtellt ſeyn ſollte. — Unſer Handelsſtand, der begreiflicherweiſe unter den gegenwärtigen Umſtänden beſonders viel leidet, hat in dieſer Zeit doch auch eine kleine Freude gehabt. Mehrere aus großer Entfernung kommende Schiffe, deren Kapitäne zufällig nichts von den neueſten Vorfällen in Europa erfahren hatten, ſegelten getreſt der Elbmündung zu und hatten das Glück, von der däniſchen Fregatte „Geſſion“ nicht bemerkt zu werden, liefen alſo ungehindert ein. Zwei derſelben hatten Contanten an Bord, eines, wie man ſagt, 250,000, ein anderes ſogar 700,000 Dollars, die nun in die rechten Hände gelangten. Wie müſſen ſich die beuteluſtigen Dänen ärgern, daß ihnen ein ſo reicher Fang entging! — Im Streit über Freihandel und Schutzzölle ſind die Meinungen ſo ziemlich getheilt; doch dürfte die Zahl derer, die den erſtern wünſchen, etwas größer ſeyn. Bei der Wichtigkeit der Frage für unſern kleinen Staat haben wir, außer unſern drei frühern Vertretern, jetzt noch zwei andere Abgeordnete nach Frankfurt deputirt, und zwar einen kaufmänniſchen und einen juriſtiſchen Senator. — Wenn nun gleich der Handel ſehr leidet, ſo doch die Kunſt noch weit mehr. Unſere beiden Theater waren dem Untergange nahe und retteten ſich nur dadurch, daß ſich die Mitglieder derſelben mit der Direktion dahin einigten, auf Theilung fortzuſpielen. Ferner mußte man es dahin zu bringen, daß die Reicheren unter den Kaufleuten eine Anzahl Billets nahmen, die bis zu Oſtern für jede Vorſtellung gültig ſeyn ſollen; durch dieſe Maßregel ſind gegen 25,000 Mark in die gänzlich erſchöpfte Theaterkaſſe gefloſſen, und Gaſtſpiele müſſen das Uebrige thun. Fanny Elsler, die ein günſtiger Stern hierher verſchlagen, macht volle Häuſer, was auch dem Wiener Sänger Formes gelang. Dieſer große Künſtler erregte aber dabei durch unerhörte Grobheit ſowohl gegen die Kritik, als gegen die Theaterdirektion und das Publikum einen ſolchen Skandal, daß man ſeine Bildung ſehr in Zweifel ziehen muß, und ſo ſah man ihn, trotz ſeines ſchönen Talents, gern ſcheiden. An einem Abend trieb er es ſo weit, daß man ihn nicht weiter ſpielen laſſen wollte, ſondern ein anderer Sänger ſeine Rolle übernehmen mußte; er blieb aber trotzdem auf der Bühne und man hatte alſo das unerhörte Schauſpiel, dieſelbe Rolle doppelt beſetzt zu ſehen, was, trotz der ernſten Zeit, ſehr ergötzte. Formes durfte fortan hier die Bühne nicht mehr betreten. — Daß auch der Buchhandel hier, wie jetzt wohl aller Orten im Vaterlande, faſt gänzlich darniederliegt, weil man faſt gar nichts als Zeitungen und Tageblätter lieſt, brauchen wir wohl kaum anzuführen. Selbſt die Leihbibliothekare klagen ſehr. Statt ihnen das Geld für Lektüre hinzutragen, gibt man es für Zeitungen und Lokalblätter aus, die verſchlungen werden, während der Sinn für alles Andere erſterben zu ſeyn ſcheint. Auch der von Gutzkow begründete, von Georg Schirges fortgeſetzte, ſchon längſt im Abſterben begriffene „Telegraph“ hat aufhören müſſen. Trotzdem hatte Feodor Wehl den Muth, ein ähnliches Blatt — eine Sonntagszeitung — halb politiſchen, halb belletriſtiſchen Inhalts, in's Leben zu rufen. Wir wünſchen dem braven und geſinnungstüchtigen Manne zwar von ganzem Herzen Glück zu ſeinem Unternehmen, hegen aber nur ſehr ſchwache Hoffnung für das Gelingen. Haben doch die längſt im Publikum feſtgewurzelten Journale gewiß ihre Noth, ſich über dem Waſſer zu halten. Alle bedeutenden Dichter ſcheinen zu fühlen, daß man keine Zeit für ſie übrig habe; ſie laſſen nicht nur in Deutſchland, ſondern in allen andern europäiſchen Staaten die Leier ruhen, wenn ſie ſie nicht etwa zu einem Schlachtgeſange ſtimmen. — Bei einem großen Ueberfluſſe an Geld, wofür der ſehr niedrig ſtehende Disconto zeugt, wollen ſich weder die Staatspapiere, noch Eiſenbahn- und ähnliche Aktien wieder heben. Der Kaufmann, der Spekulant wittert alſo noch große politiſche Stürme und dürfte ſich darin nicht irren. Selbſt der Schöpfer bedurfte ſieben Tage, um ſeine Welt zu machen; ſo darf man eine gänzliche Umwälzung derſelben auch nicht mit einem Schlage bewirkt zu ſehen hoffen. Die Spekulation auf Staatspapiere hat wie aller Orten, ſo auch hier, früher koloſſale Vermögen zerrüttet und Verlegenheiten für Millionärs herbeigeführt. Einige der größten Häuſer hier und in der Nähe haben ihre Zahlungen einſtellen müſſen; andere liquidiren, um zu retten, was noch zu retten möglich iſt. Man ſpricht von dem ungeheuern Bankerott eines Hauſes auf der weſtindiſchen Inſel St. Thomas, das eine Commandite hier hatte. Noch vor Kurzem ſchätzte man das Vermögen dieſes Hauſes auf ſiebzehn Millionen Dollars (der Dollar beträgt nach preußiſchem Gelde ein Thaler zwölf Groſchen), und jetzt würde man dieſen Leuten einen Kredit von 1000 Mark verweigern.

In Hinſicht unſerer Verfaſſung iſt in dieſem Monat ein großer Schritt vorwärts gethan worden, nicht von Seiten der ſogenannten Rath- und Bürgerdeputation, ſondern von einer ganz andern. Da man aller Hoffnung entſagen mußte, daß uns von jener irgend ein Heil kommen werde, da ſich deutlich herausſtellte, daß man abſichtlich zögerte, mit einer neuen Verfaſſung hervorzutreten, weil man noch auf eine Reaktion im geſammten Vaterlande und dadurch auf Rettung für das Beſtehende hofft, hat eine Centralverſammlung aller hieſigen politiſchen Vereine ſtattgefunden, in der von mehr denn zweitauſend Mitgliedern ſehr durchgreifende Anträge nicht nur mit großer Stimmenmehrheit, ſondern faſt einſtimmig angenommen wurden. Mit dieſen Beſchlüſſen iſt unſer Verfaſſungswerk in ein neues Stadium getreten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 219. Dienſtag den 12. September 1848.

Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Sie ſind nothwendig wie des Baumes Frucht.
Schiller.

Kriſen in der Entwicklung des deutſchen Volks.

Die jetzige Zeit, welche der menſchlichen Freiheit und der Selbſtherrlichkeit des Volks höhere Anerkennung als je verſchaffte, zeigt dem ſtillen Beobachter auch mehr als ſonſt die Abhängigkeit des menſchlichen Willens von äußern Ereigniſſen, die Unterordnung des Menſchen unter den Gang von Begebenheiten, welche nach feſten Geſetzen geordnet erſcheinen.

So iſt neulich das Zuſammentreffen der größten neueren deutſchen Begebenheiten mit den Tagen früherer, eben ſo wichtiger, nicht unbemerkt geblieben. — Am 13. Juli 1848 wurde das neuerwählte Oberhaupt des Reichs dem Reichstag vorgeſtellt und von demſelben in Pflichten genommen, und am 13. Juli 1806, alſo gerade 42 Jahre früher, wurde die Rheinbundesakte und damit das Ende des alten Reichs unterzeichnet. — Am 6. Auguſt 1848 huldigten die Kriegsheere in einem großen Theile Deutſchlands dem Reichsoberhaupt, und am 6. Auguſt 1806 legte der lezte deutſche Kaiſer Franz II. ſeine Krone nieder. — Man könnte ſich vielleicht veranlaßt ſehen, anzunehmen, das zweite Zuſammentreffen ſey gemacht worden durch abſichtliche Auswahl des Tages, ſo wie Napoleon zuweilen ſeine Schlachttage gewählt haben ſoll. Aber beim Zuſammentreffen der zwei frühern noch wichtigern Begebenheiten fällt der Verdacht einer gemachten Uebereinſtimmung von ſelbſt weg, und im zweiten Fall iſt ſolche Tagwählerei kaum wahrſcheinlich.

So ſind denn 42 Jahre, ſechs ſchwere Jahreswochen, verfloſſen ſeit dem Untergang des alten Reichs und dem Anfang eines neuen, gerade eine noch einmal ſo lange Zeit als das erſte Interregnum währte vom Untergang der Hohenſtaufen auf dem Reichstag zu Frankfurt, der den Nachfolger Friedrichs II., Konrad IV. im Jahr 1252 entſezte, bis zum Reichstag im Jahr 1273, der Rudolf von Habsburg zum Kaiſer erhob. — Das erſte Interregnum bezeichnet den Uebergang des ſtarken, auf das Volk ſich ſtützenden Kaiſerthums, zum Thron, der nicht auf das Volk, ſondern auf die Hausmacht, die Fürſtengewalt, ſich ſtüzte; es bezeichnet den Anfang der immer tiefer ſinkenden Reichsgewalt, den Beginn des Untergangs. Das zweite, noch einmal ſo lange Interregnum ſoll uns aber den Anfang eines neuen Aufſchwungs der Reichsmacht, das Wiederauftreten von Herrſchern andeuten, die über den ſinkenden Thronen der Fürſten durch die Gewalt des Volks ſich erheben.

Bezeichnend ſind auch „die ſechs Stufenjahre in dieſer langen, ſchrecklichen, kaiſerloſen“ Zeit, die Begebenheiten, welche nach ein- bis ſechsmal ſieben Jahren von der Auflöſung des Reichs an ſich zutrugen. — In jedem Jahre erhielt das deutſche Volk ernſte Mahnungen an das, was es verloren, oder bedeutſame Zeichen einer ſchönen Zukunft. — Nach zweimal ſieben Jahren, von 1806 an, alſo im Jahr 1820, war die lange Miniſterkonferenz in Wien, das Zerrbild eines Reichstags, der in der Schlußakte vom 20. Mai bis 8. Juni die Verweigerung der lange genährten Hoffnungen des Volks öffentlich ausſprach, der die Beeinträchtigung der höchſten Güter des Volks beſiegelte, in Folge deſſen ſo viele der edelſten Söhne Deutſchlands, die Kämpfer für ſeine Ehre, zurückgeſezt, zum Theil in Kerker geworfen wurden. — Nach Ablauf von viermal ſieben Jahren, im Jahr

1834, ſehen wir wieder ein ſolches Spottbild eines Reichstags, den Diplomatentag, deſſen Schlußakte vom 12. Juni 1834 noch einmal alle neu aufgetauchten Hoffnungen zu vernichten beſtimmt war, und die vollends zu nehmen beabſichtigte, was im Jahr 1820 von öffentlichen Rechten dem Volke übrig geblieben war. — Dieſe Congreſſe nach zwei und viermal ſieben Jahren waren des Volkes ſchlimme Tage, ſeine Kriſen zum Niedergang.

Beſſere Tage, Zeichen des Aufgangs, gewährten aber die Jahre, als ein-, drei-, fünfmal die ſieben Jahre verfloſſen waren. — Das Jahr 1813 brachte dem Volk reichen Sieg und volle Ehre nach ſchwerer Unterdrückung und erregte große Hoffnungen, die aber unerfüllt blieben. Das Jahr 1827 bezeichnet den kleinen Anfang einer großen Verbindung, des Zollvereins, den Vertrag, den Bayern und Württemberg am 20. April ſchloſſen, und aus dem der Zollverein, Deutſchlands beſte Frucht und reichſte Hoffnung, ſich entwickelte. — Das Jahr 1841, als fünfmal ſieben Jahre abgelaufen waren, brachte die Beſtätigung des Zollvereins auf weitere zwölf Jahre, den Anſchluß Braunſchweigs an denſelben, die Beſchlüſſe des Bundestags wegen der Befeſtigung von Ulm und Raſtatt nach langer Unentſchiedenheit. Hier erhoben ſich nochmals Hoffnungen für Deutſchlands Ehre nach außen und für ſeinen innern Wohlſtand auch ohne ein Oberhaupt, im Wege des Friedens mittelſt gütlicher Verſtändigung. Es öffneten ſich Ausſichten auf die Ausdehnung des Zollvereins bis an das deutſche Meer, auf Errichtung einer Kriegsflotte, auf kräftigen Widerſtand gegen die Eroberungsgelüſte der weſtlichen Nachbarn. — Das waren aber vorerſt die lezten Tage der Hoffnung, die ſich bald wieder als eine trügeriſche zeigte. Derſelben folgten wieder Zeiten der Troſtloſigkeit, bis die großen Ereigniſſe der neueſten Zeit eintraten, als das lezte der ſechs Stufenjahre abgewichen, als ſechsmal ſieben Jahre ſeit dem Untergang des alten Reichs verfloſſen waren.

Dieſes Eintreten großer Ereigniſſe nach beſtimmten Zeiträumen iſt nicht bloßer Zufall, aber eben ſo wenig das Zeichen einer unmittelbar eingreifenden Wundergewalt. Es iſt vielmehr ein Beweis eines Naturlebens, das, wie im Geiſt des einzelnen Menſchen, ſo auch im Geiſt eines ganzen Volks herrſcht. — Wie die Entwicklung des Körpers in jedem Menſchen an Zeiträume gebunden iſt, die ſich durch beſtimmte Zahlen meſſen laſſen, wie ſich ein ſolches Naturleben ſelbſt bei der Entwicklung von Krankheiten zeigt, ſo iſt auch die geiſtige Entwicklung ganzer Völker von beſtimmten Zeiträumen abhängig, ſo brauchen auch die Gedanken eines Volks beſtimmte Zeiträume, bis ſie durchdringen und zur allgemeinen Anerkennung kommen.

Soll uns nun dieſe Wahrnehmung etwa zur Unthätigkeit beſtimmen? wären wir dadurch gerechtfertigt, wenn wir zuwarteten, bis die rechte Zeit der Kriſis gekommen iſt? Für all das iſt geſorgt. Der Menſch wäre ja nicht was er iſt, wenn er ſich durch Skrupel über das Weſen ſeiner Freiheit in ſeinem Thun und Laſſen beſtimmen ließe. Der unüberwindliche Freiheits- und Thätigkeitstrieb des Menſchen wird für alle Zeit die Geſchichte machen, wie er ſie bisher gemacht hat. S.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

Unſere Leute ſtanden übrigens prächtig im Feuer. Nur Wenige ſah ich, welche die über ſie hinwegpfeifenden Kugeln durch ein tiefes Compliment begrüßten. Auch die Verwundeten, welche hinter der Front zu unſerem Doktor geführt wurden, machten keinen entmuthigenden Eindruck; als dagegen die Kugeln gegen die Eiſen der Senſen klapperten, ſchien dieß die Träger etwas zu beunruhigen. — Herwegh und ſeine Frau, welche beim Wagen geblieben waren, hatten Kugeln und loſes Pulver auf das Schlachtfeld geſchickt; allein dieß nuzte ſehr wenig, da es ſogar an Papier zum Laden und zum Tragen des Pulvers fehlte, welches einige Leute in ihre Blouſen ſchütteten und wie in einer Schürze trugen. — Hier ſah ich auch einen Augenblick und zum erſten und einzigenmal während des Gefechts unſern Feldherrn Börnſtein, der mir zurief, ich ſolle mich zurückziehen. Er ſah etwas blaß und angegriffen aus. Die Leute behaupten, er habe ſich ſehr gefürchtet, und zwar ſo ſehr, daß er kaum ſein Perſpektiv halten konnte und damit gegen den Baum ſah, hinter dem er ſich nebſt einigen andern Haſenfüßen zu verſtecken ſuchte. — Der wackere Student Krebs und ein Herwegh zugetheilter Mann der Colonne, Namens Teuthorn, beides ſehr glaubwürdige Leute, erzählten, ſie haben Börnſtein außerordentlich weit hinter der Front getroffen. Als ſie ihm ſagten, was er denn hier, ſo weit vom Gefecht mache, gab er die heroiſche Antwort: „Ich ſoll mich wohl todt ſchießen laſſen?“ Andere ſagen aus, er habe ſich während des Gefechts hinter einen Buſch verſteckt, ſeine dreifarbige Armbinde zerriſſen und gerufen: „Da man meinen Plan (?) nicht befolgt, ſo lege ich das Kommando nieder!“ — Ich konnte all dieſe Reden natürlich nicht ſelbſt hören, da ich keine Geſchäfte ſo weit hinter der Front hatte; allein hielte ich dieſelben für Verleumdung, ſo würde ich ſie nicht niederſchreiben.

Den Württembergern war es, wie schon bemerkt, geglückt, in den Wald zu kommen, da sich die denselben vertheidigende Avantgarde verschossen hatte und Reinhardts Angriff mißglückte. Dieser war mit seinen Sensenmännern muthig vorgerückt; als diese sich jedoch dem gutbewaffneten Feinde gegenüber befanden, mäßigte sich ihre Hitze, und Schimmelpfennig sah sich bald mit wenigen Leuten allein. Er sah seinen Untergang vor Augen und schwankte einen Augenblick, ob er sich ergeben solle oder nicht. Er rief den Truppen zu, er hoffe, daß man nach Kriegsgebrauch mit ihm verfahren werde. Als Schimpfworte und Schüsse als Antwort erschallten, stürzte er mit dem Säbel in die Reihe der Feinde, verwundete mehrere und auch den Hauptmann Lipp, worauf er, von einer Kugel in die linke Brust getroffen, niederstürzte und zugleich einen Stich mit dem Bajonnet durch den Mund erhielt, der zur andern Seite des Kopfes heraus drang. Als Schimmelpfennig zu Boden gestürzt war, hob der Soldat den Kopf des Gefallenen mit seinem Bajonnet in die Höhe und fand ein grausames Vergnügen daran, den Sterbenden zu quälen.

Als ich eben den linken Flügel zum Angriff formirt und der Feind vom Walde her die Salve auf uns gegeben hatte, stürzten die Tirailleurs zurück, um sich gegen diesen Angriff Munition zu holen. Die Sensenmänner des zweiten und dritten Bataillons, welche, wie gesagt, durch Börnsteins Rückzugsgeschrei und darauf durch die gegen ihre Sensen klappernden Kugeln bereits irre gemacht waren, hielten dieses Zurückkommen der Tirailleurs für eine Flucht vor einer überlegenen Macht, welche der Wald verberge, machten kehrt und rannten einige hundert Schritt in vollem Trab rückwärts. Ein junger Pariser, der uns als Volontair begleitete und den ich wegen seiner erstaunlichen Gewandtheit und Unerschrockenheit gern an meiner Seite sah — Alfred de Horter ist sein Name — stellte sich den Fliehenden mit gefälltem Bajonnet entgegen; allein sie liefen seitwärts an ihm vorbei. — Bornstedt hielt sein Bataillon vollkommen in Ordnung, wie er denn überhaupt während des Gefechtes männliche Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit zeigte. Unter seinen Leuten waren viele mit guten Gewehren; allein durch Börnsteins Vorsorge hatten gerade sie die wenigsten Patronen erhalten und sich längst verschossen. Einige Leute waren nur mit einem Schuß im Gewehr dem Feinde entgegengelaufen.

Ich sah nun freilich, daß das Gefecht fur uns verloren war. Unter diesen Umständen war es ein großes Unglück, daß mein Adjutant während des Gefechts die ihm von mir anvertraute Karte verloren hatte. Ich wäre völlig rathlos gewesen, wenn die Leute nicht einen Förster oder Forstgehülfen aufgetrieben hätten, der versprach, uns mitten durch den Wald nach dem Rhein zu führen. Dieß geschah. Es war etwa zwei Uhr, als wir am Ausgange des Waldes anlangten, von wo aus wir den Rhein und die Schweiz, und etwa eine Viertelstunde vor uns die Dörfer Beugen und Karsau sehen konnten. Ersteres liegt dicht am Rhein, lezteres auf der Höhe. Unsere Leute waren so ermüdet, daß sie sich sogleich unter die Büsche niederlegten und fest schliefen. Nur mit großer Mühe gelang es, einige Freiwillige aufzutreiben, welche als Sicherheitsposten ausgestellt wurden. — Wir waren jezt fast sechs- und dreißig Stunden auf den Beinen und die meisten halbtodt, da sie während dieser Zeit gar wenig gegessen hatten. Das Gefecht hatte anderthalb Stunden gedauert. Da ich zu Fuß nicht an allen Punkten seyn konnte, so war es mir auch nicht möglich, eine regelrechte militärische Beschreibung desselben zu liefern, und die Berichte der Leute sind sehr verworren.

Während des Gefechts und auf dem Rückzuge sind einige dreißig von unsern Leuten gefallen; in Dossenbach selbst wurden, wie man mir erzählte, nur neun begraben; mehrere ertranken auf der Flucht im Rhein; Einen erhängten die Württemberger im Walde! Die Zahl der Verwundeten weiß ich nicht anzugeben, ebensowenig die der sehr zahlreichen Gefangenen. Diese Unkenntniß rührt daher, daß die nach Frankreich zurückgekehrten Glieder unserer Colonne bei meiner Ankunft in Straßburg bereits in die Departements abmarschirt waren und ich die Namen sämmtlicher Gefangenen noch nicht bekommen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Lindenklub. — Constabler. — Feier des 6. August.

Nach den Inniunruhen und den Verurtheilungen in ihrem Gefolge, nachdem endlich das Gesetz den ersten wahrhaften Sieg davon getragen hatte, schien sich Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder herstellen zu wollen. Die Volksversammlungen wurden seltener; sie wurden entweder spärlich oder nicht in dem Sinne besucht, den die Ordner in sie gelegt wissen wollten. Den Rednern gelang es nicht immer, die Aufmerksamkeit der Hörer ganz und ungetheilt zu fesseln; die Phrasen, die immer

wiederkehrten, waren verbraucht, und eine noch kühnere Ausdrucksweise, als zu der man sich bereits aufgeschwungen hatte, getraute man sich damals noch nicht; auf das, was man jetzt nach einem Zeitraum von wenigen Wochen unumwunden ausspricht, waren die Massen damals noch nicht vorbereitet. So kam es, daß die Versammelten sich nicht allein den Reden, sondern auch andern Dingen zuwendeten, die in der Nähe vorgingen, z. B. den Roulettetischen, die um sie her aufgestellt waren, einer kleinen Prügelei, hin und wieder durch die Leidenschaft des Spiels herbeigeführt, oder man entwich dem Umkreis der Tribüne, um sich bei den Marketendern mit Speise und Trank zu stärken. — Das hieß Erschlaffung, die durfte nicht überhand nehmen! — Der „souveraine Lindenklub" bildete sich. Die Volksversammlungen mußten innerhalb der Mauern abgehalten, die Gelegenheit den Theilnehmern entgegengebracht werden. Wo zwei Hauptadern des Berliner Verkehrs sich kreuzen, die Friedrichsstraße mit den Linden, dieser Punkt wurde zum Versammlungsort erwählt. Tausende müssen hier vorüber und von diesen bleiben die meisten stehen, sehen sie erst einen Knäuel von Menschen versammelt. Dieses Zu- und Abströmen hört aber nicht auf, so lange überhaupt das Leben in den Straßen noch nicht erstorben ist. Daraus erklärt sich die zahlreiche Theilnahme am Klub und die Permanenz desselben während der Abendstunden bis tief in die Nacht. Das Lokal war gefunden, es war mit meisterhafter, trefflicher Berechnung ausgewählt; jetzt bedurfte es noch eines Stoffs zu Deklamationen und Demonstrationen. Auch dieser fand sich. Das neu errichtete Institut der Schutzmänner — zu deutsch „Constabler" — lieferte ihn; er war ergiebig und er wurde ausgebeutet. Das souveraine Volk von Berlin mußte sich durch diese Einrichtung in der ihm zustehenden unbeschränkten Machtvollkommenheit auf unverantwortliche Weise gehemmt fühlen. Dagegen mußte demonstrirt, diese Maßregel des wiedererwachenden Polizeistaats mußte mit Wort und That angegriffen werden. Und so geschah es. Die Schutzmänner durften das nächtliche Toben nicht länger dulden; sie versuchten an jedem Abend den Klub zu sprengen, und es gelang mit Hülfe der jedesmal aufgebotenen Bürgerwehr. Aber regelmäßig an jedem Abende wiederholte sich der Unfug; er mußte es, denn das Prinzip mußte gereitet werden; die Maßregel war ungesetzlich; folglich befand man sich auf dem Rechtsboden, indem man Widerstand leistete. Darin waren auch Mitglieder der Nationalversammlung mit dem Volk einig; sie sprachen es laut aus auf den Straßen, den Bewaffneten gegenüber. Ein Mitglied der Linken rief sogar die Hörer wieder zusammen, tief in der Nacht, nachdem sie längst auseinandergesprengt waren, und Schutzmänner und Bürgerwehr das ersehnte Lager gesucht hatten. Der Redner kam aus einer nahegelegenen Weinhandlung und die Rede, die dort entstanden war, sie durfte nicht ungesprochen bleiben; die Hörer mußten herbei aus ihren Winkeln, in die sie durch die bewaffnete Macht gescheucht waren. Sie durften noch nicht schlafen, die Unglücklichen; sie mußten hören. Das nennt man Disciplin! — Die Maßregel war ungesetzlich, weil die Minister im guten Glauben, daß sie die Nationalversammlung, der so viel Wichtiges zur Erledigung vorliegt, wegen einer Institution von rein polizeilicher Natur nicht behelligen durften, es versäumt hatten, eine Gesetzesvorlage einzubringen, die sie zur Bildung dieser Municipalgarde berechtigte. Diese Versäumniß gab Anlaß zu heftigen Reklamationen; ein Mißtrauensvotum wurde gegen die Minister geschleudert; es wurde zwar mit großer Majorität beseitigt, aber die Installirung der Constabler auf den Straßen Berlins konnte zur Kabinetsfrage werden.

Neben den wieder erwachten demokratischen Bestrebungen trat das durch die verhängnißvolle Ordre des Reichskriegsministers in's Leben gerufene Preußenthum hervor. Es demonstrirte mit den zwei Farben, den drei Farben gegenüber; zugleich aber zeigte es sich doch so mächtig, nicht allein in den Provinzen, sondern auch in der nächsten Umgebung Berlins und selbst in seinen Mauern, daß die offizielle Feier des 6. Augusts, sowie sie von Frankfurt vorgeschrieben worden, unterblieb. Die dennoch hier veranstaltete war eben nur eine Demonstration; sie war eine Verhöhnung des Preußen- und des Königthums; an die Einigung Deutschlands unter einem Oberhaupt, daran haben die Ordner gewiß nicht gedacht, als sie ihre Schaaren zu dem Festzuge zusammenriefen, der von allen Vereinen und Körperschaften beschickt wurde, die derselben Gesinnung sind. Sie wollten nur zeigen, über welche Mittel sie zu gebieten vermöchten; sie haben sie entwickelt vor den Augen Berlins. „Diese gehören uns, die ihr unsern Bannern folgen seht; sie gehören uns mit Leib und Seele; das sind unsere Garden, die Prätorianer der Jetztzeit," das dachten die Häupter, die ihren Colonnen vorangingen, den Hut mit der rothen Feder geschmückt, die blutrothe Binde um die Hüfte geschlungen, die blutrothe Fahne über ihren Häuptern schwingend. — Der Festzug, der sich in ungeheurer Ausdehnung durch die Straßen wand, war eine fürchterliche Drohung, eine Manifestation dessen, was wir zu erwarten haben, wenn diese Truppen den Sieg erringen. Der düstere Anblick, den die vielen dunkeln Männergestalten gewährten, wurde durch die eingereihten fliegenden Corps von Damen etwas gemildert. Der Verein zur Umgestaltung der socialen Verhältnisse hatte das stärkste Contingent dazu gestellt; im Ganzen schienen es nicht die jüngsten und schönsten Demokratinnen zu seyn, die zu den Fahnen geschworen hatten, die ihnen vorausflatterten. Auch war es als ob ihnen die rechte Freudigkeit zu dem Opfer fehle, was sie denen brachten, die sie zu dem öffentlichen Auftreten bewogen hatten; denn ein Opfer war es, wenn sie es uns auch nicht eingestehen werden. Politische Demonstrationen sind nicht die Aufgabe ihres Geschlechts, noch weniger aber kann es der Beruf des Geschlechts seyn, zu Fuß durch die Straßen zu ziehen, ein Schauspiel für die Tausende, die den Zug an sich vorüberwallen ließen. — Dem Zuge wurde auch, gewiß zum Unbehagen der Ordner, durch manche Elemente, die sich ihm eingemischt hatten, die rechte Würde genommen. Die sich unter der Fahne des souverainen Lindenklubs geschaart, wahrhaftig, das waren nicht Männer, die in ihrer Gesammtheit Sympathien für die Sache, die sie zur ihrigen gemacht, zu erwecken vermochten. — Wer den Zug abwartete, oder an ihm entlang ging, um zum Schlusse zu gelangen, begegnete bei diesem dem humoristischen Element. Das Corps der fliegenden Buchhändler bildete die Arrièregarde, zusammengesetzt aus den Barfüßern und Barhäuptern, die auf den Straßen und in Schenken die fliegenden Blätter feilbieten, die das Volk über seine Rechte aufklären sollen. Mit Plakaten und Cigarrenkisten unter dem Arme — das Geschäft durfte unter der Demonstration nicht leiden — hatte sich diese »Speranza« unter ihren Bannern gesammelt; sie nahmen das Recht der freien Versammlung in Anspruch wie die andern, die ihnen vorangeschritten, und sie übten es mit nicht geringerem Selbstbewußtseyn aus. — Die Feier endigte sich auf dem Gipfel des Kreuzberges, vor dem Halleschen Thor. Der Zug war in seiner Integrität nicht bis dahin gelangt. Das Paradiren durch die Straßen war die Hauptsache.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 220. Mittwoch den 13. September 1848.

Evigilavit, et intellexit quod esset somnium.
Liber regum III.

Ein Traum.

Im Traume ſah ich jüngſt, im wonnevollen,
Des deutſchen Stromes blaue Waſſer rollen,
In eine Stadt an ſeinem Strand entrückt;
Auf ein unendlich glänzendes Gewimmel
Herabſchaut mit dem Sonnenaug der Himmel,
Selbſt ob der neuen Herrlichkeit entzückt.
Vom Dome hallt das feſtliche Geläute,
Von hundert Kirchen hallt es fern und nah;
Verſammelt ſtehn die deutſchen Völker heute
Am Tag der Eintracht und der Weihe da.

Ha, welch ein Feſt! — Deutſchland iſt neu erſtanden
Durch lebensfriſchen Hauch aus dumpfen Banden,
Ein Sinn vereint die lang Getrennten all;
Drum tönen freier Jugend Chorgeſänge,
Wogt auf und ab in bunter Tracht die Menge,
Die Straßen, Häuſer, Gärten füllt der Schwall.
Die Luft durchbebt ein Jauchzen und ein Grüßen,
In den Pokalen ſchäumt der edle Wein;
Feſtſpiegel, wallt den Fröhlichen zu Füßen,
Von ſchwarzrothgoldnen Wimpeln voll, der Rhein.

Die Volkswehr! — Hunderttauſend Bajonette,
Ein Blitz in unabſehlich langer Kette;
Feldherrn und Fürſten halten Heeresſchau.
Wie raſch die Männer Schwert und Büchſe führen,
Wie rauſcht in den dreifarbigen Panieren
Der Doppeladler auf in's lichte Blau!
Paarweiſe hier erproben ſtarke Ringer
Des jugendlichen Arms geſtählte Kraft,
Der Ruſſen, Franken künftige Bezwinger,
Hier turnt's an Maſt, Reck, Pfeil und Lanzenſchaft.

Dort zeigt ein Herodot dem Volk die Bahnen
Des Schickſals und des Heldenruhms der Ahnen,
Der Thatendurſt in allen Herzen regt;
Da hören ſie mit innigem Vergnügen
Geſchichten, die in ewig hellen Zügen
Dem Pergament ſein Griffel eingeprägt.
Gewaltig tönen vom Balkon die Reden,
Ihr Feuerathem ſchürt die frohe Glut;
Sie führen hin und her die ernſten Fehden
Des Geiſtes und des Wortes ohne Blut.

Nun ſieh umher in reichgeſchmückten Hallen
Feſtpilgerſchaaren freudig ſtaunend wallen,
Wo Alles blüht und ſchimmert, glänzt und lacht,
Wo rings ein Farbenfrühling ausgegoſſen
Und eine Welt von Wundern aufgeſchloſſen
Durch Künſtler-Sinn und Hand in ſeltner Pracht.
Aus alter und aus neuer Zeit Heroen
Deutſchlands in manchem Erz- und Marmorbild;
Auch blicken ſelber unſichtbar die hohen
Lichtgeiſter heute nieder, hold und mild.

Und feurige Tragödien legt der Dichter
Auf den Altar der Heimath; ſeine Richter,
Stehn jetzt die Edelſten des Volkes da.
Er ſchwingt den Zauberſtab, und es entfalten
Sich grauer Zeiten mächtige Geſtalten,
Treu, wie ſie vormals ihr Jahrhundert ſah.
Schau dieſe Bilder, nervig, lebensſprühend!
Wie rief er plötzlich vor das Auge ſie?
Den Kampf der Leidenſchaften, ſtark und glühend,
Löst er in reine Himmelsharmonie.

Wo bin ich? ha! — Mein Traumgeſicht zerfloſſen;
Die Trommel wirbelt Sturm, von wilden Roſſen
Erzhufſchlag, Schnauben durch die Mitternacht.
Entſetzlich rollt's heran von Kriegeswettern,
Kugeln aus tauſend Höllenſchlünden ſchmettern
Dahin die Reihn in ungeheurer Schlacht.
Wuth des Verderbens durch Europens Lande;
Ingrimmig würgt's und raſt: Sieg oder Tod!
Ha, bricht erſt aus blutrothem Weltenbrande
In Feſtesſchimmer Deutſchlands Morgenroth?

J. Krais.

Die erſte Expedition der deutſchen republikaniſchen Legion.

(Fortſetzung.)

So ſehr man nun auch den Hauptmann Lipp wegen ſeiner Tapferkeit belobt hat, ſo haben die Württemberger in der That nicht Urſache, auf dieſen Sieg ſtolz zu ſeyn. Hätte jeder unſerer mit Gewehren bewaffneten Leuten nur zwanzig Patronen gehabt, ſo müßte ſich trotz ihrer Müdigkeit, trotz ihrer geringen Ordnung, trotz ihrer Ungeübtheit, die Sache ganz anders geſtaltet haben, denn ſie waren begeiſtert von Muth, den eine gerechte Sache gibt; ſie kämpften als Freiwillige, ohne Sold, für die höchſten Güter der Erde, während die bezahlten Soldaten, nur durch die Feſſeln der Disciplin zuſammengehalten, für eine Sache ſtritten, welche die meiſten von ihnen weit entfernt ſind, in ihrem Herzen zu tragen.

Ich kehre zu der erſchöpften Mannſchaft zurück, welche mit Bornſtedt und mir im Walde unweit Beugen anlangte. Hätten wir noch Munition gehabt, ſo wäre ich ohne Umſtände nach Beugen marſchirt und hätte dort die Ueberfahrt erzwungen, trotz der Reiterpatrouillen, welche ich auf dem Wege ziehen ſah; allein unter den obwaltenden Umſtänden war den Leuten nichts mehr zuzumuthen. — Als wir am Fuße der Höhe vorüberkamen, auf welcher das Dorf Karſau liegt, machten uns die Bauern abwehrende Zeichen, und einer kam den Berg herunter, um uns mitzutheilen, daß wir durch einen Schurken bereits verrathen ſeyen, und uns einzuladen, in ihr Dorf zu kommen, wo wir wahrſcheinlich auch Mittel finden würden, über den Rhein zu kommen. So kletterten wir denn nach Karſau hinauf.

Theils um Nachrichten einzuziehen, theils um uns durch etwas Milch zu erfriſchen, ſuchten wir nach einem Wirthshauſe, welches wir endlich am andern Ende des Dorfes vor uns liegen ſahen. Um den kürzeren Weg zu gehen, folgten wir einem Fußſtege, welcher eine kleine Wieſe durchſchnitt; allein kaum hatten wir denſelben betreten, als wir etwa dreihundert Schritte vor uns auf einer Ebene eine Schwadron württembergiſche Lanzenreiter aufgeſtellt ſahen. Ausweichen würde uns verdächtig gemacht haben; wir ſezten daher unſern Weg fort und traten in das Wirthhaus. Hier ſchienen wir nicht willkommene Gäſte zu ſeyn, denn man machte lange Umſtände, ehe man uns einen Teller Milch gab. — Kaum hatten wir uns niedergeſezt, als eine Magd eilig hereintrat und ſagte, eine Abtheilung Reiter komme auf das Haus zugeritten. Wir hatten nicht die geringſte Luſt, die nähere Bekanntſchaft dieſer Soldaten zu machen und eilten zur Hofthür hinaus. Bornſtedt hielt ſich im Geſpräch mit einer Frau auf; ich rief ihm zu, zu eilen; da er aber noch zögerte und ich in der That die Reiter herankommen ſah, ſo ſprang ich alsbald über eine Hecke, glitt mehrere Abhänge hinunter und benuzte das Terrain ſo gut, daß mich die Verfolger bald aus dem Geſichte verlieren mußten.

Mein Plan war nun, ſo ſchnell als möglich den Wald zu erreichen; der Weg dorthin führte aber über ebenes Feld und man konnte einen auf tauſend Schritte bemerken; um mich daher ſo lange als möglich zu decken, folgte ich einem Graben und bog endlich in eine ziemlich tiefe, öde Schlucht, die aber leider gar nicht mit Geſträuch bewachſen war. — Ich deckte mich, ſo gut es ging, durch das Terrain und erreichte den Rand der Schlucht, um das zwiſchen ihr und dem Walde liegende Feld zu überſehen, zog aber den Kopf ſehr eilig zurück, als ich in unangenehmer Nähe einen württembergiſchen Poſten bemerkte, der höchſt aufmerkſam um ſich ſchaute. — Da ich mich in Geduld faſſen mußte, ſo beſchloß ich, in dieſer Schlucht die Dunkelheit zu erwarten, legte mich in einer kleinen Vertiefung nieder, ſchob einen Stein unter meinen Kopf und entſchlief, mich meinem Schutzengel empfehlend. Die erſte Patrouille, welche am gegenüberliegenden Rande der Schlucht entlang ging, mußte mich ſehen, und Gefangenſchaft oder Tod waren mein Loos.

So mochte ich etwa zwei Stunden geſchlafen haben, als ich erwachte. Vorſichtig ſchlich ich wieder bis an den Rand der Schlucht, aber der abſcheuliche Poſten ſtand noch auf demſelben Fleck. Ich zog mich zurück an das Sumpfwaſſer im Grunde und wuſch meine blutigen Füße, die mich unerträglich ſchmerzten. In dieſer Beſchäftigung wurde ich durch die Leute geſtört, welche vorſichtig die Schlucht herauf kamen und die ich mit Freuden für drei von unſerer Colonne erkannte. Die armen Leute waren eben ſo erfreut, mich zu finden und mit wahrem Heißhunger verſchlang ich einige Aepfel, welche ſie brüderlich mit mir theilten. Sie ſagten mir, daß ein Schmied aus Karſau ihnen verſprochen habe, ſie bei einbrechender Dunkelheit abzuholen und in Sicherheit zu bringen. Einer derſelben

war ein Maler, der zweite ein Tiſchler, der dritte der Sohn des in Paris lebenden Schriftſtellers Spazier. — Als es dunkel wurde, kam der würdige Schmied mit einem andern Manne und erquickte uns, die wir vor Froſt zitterten, durch einen Krug Kirſchwaſſer und Brod. In meinem Leben habe ich nicht mit mehr Vergnügen Branntwein getrunken als damals.

Da ich im Fall einer Gefangenſchaft mehr zu fürchten hatte als die Andern, ſo kam ich mit ihnen überein, daß ich der Porzellanmaler Müller aus Düſſeldorf ſey und daß ſie mich Du nennen ſollten. Mit großer Vorſicht ſchaffte uns der Schmied unbemerkt in ſein Haus, was nicht leicht war, da württembergiſche Infanterie im Dorfe einquartiert war; glücklicherweiſe war für den Augenblick ſein Haus frei von Soldaten. Mit welcher Gier fielen wir über die Suppe von Brod und Kartoffeln her, welche der ehrliche Mann uns vorſezte und die wir der Vorſicht wegen im Dunkeln verzehrten. — Bis hierher hatten meine Kräfte ausgereicht; jezt aber fiel ich plözlich um und erwachte am andern Morgen zu meinem großen Erſtaunen im Kuhſtall. Auf meine Frage erwiederte Einer meiner Kameraden: „Ja, du warſt tüchtig beſoffen und haſt allerlei Zeug vom Gefecht und von Reitern geſchwazt und wollteſt durchaus in den Wald zu unſern Kameraden.“ — Sehr möglich, daß der ungewohnte Genuß des ſtarken Kirſchwaſſers, welches ich bei faſt leerem Magen getrunken, mich umgeworfen hatte.

Am Tage verſteckten wir uns im Hauſe ſo gut es ging, und hatten unſer Hauptquartier auf einem Boden aufgeſchlagen. Die Straße führte dicht am Hauſe vorbei, und man konnte in unſerem Verſteck jedes Wort hören, das dort geſprochen wurde. Nicht lange, ſo erregte das Geſpräch einer Gruppe Soldaten, die ſich vor dem Hauſe unterhielten, unſere Aufmerkſamkeit. — Spazier, der das feinſte Gehör hatte, dolmetſchte mir ihre Reden. Sie ſprachen von den lezten Ereigniſſen. Hier erfuhren wir, daß die Soldaten unſer Geld, dabei eine Rolle Gold, erbeutet hatten; daß wir in unſerer Mitte einen Verräther gehabt, der ſchon von Straßburg aus all unſere Pläne, ſogar was im Comité vorging, verrathen hatte. — Unſer Rheinübergang war, wie ſchon oben erwähnt, eine Stunde vorher verrathen worden. — Das Militär hatte uns auf unſerm ganzen Marſche begleitet. Im Münſterthal hatte man uns wegen der Stärke unſerer Stellung nicht anzugreifen gewagt. Im Walde zwiſchen Schopfheim und Zell ſtanden kurz nach unſerer Ankunft in lezterer Stadt Truppen, und auf unſerm nächtlichen Marſch waren uns die Württemberger auf den beſchwerlichſten Wegen faſt beſtändig zur Seite.

Sonnabend früh theilte uns der Schmied mit ſehr beſorgter Miene mit, daß er drei Mann Einquartierung bekommen werde. Ich war es müde und hielt es auch für zu gefährlich, länger verſteckt zu bleiben, und veranlaßte daher den Geſellen des Schmieds, mir eine Jacke, alte zerriſſene leinene Hoſen und ſein Schurzfell zu geben, ſchnitt den Bart mit einer Scheere ab, zerriß mein Hemd und beſchmuzte daſſelbe, ſowie Arme und Geſicht mit Hammerſchlag. Von nun an war ich „Fritz, der Raſſauer,“ und begab mich an die Arbeit in die Schmiede, wo ich tapfer den Blaſebalg zog und eine Wagendeichſel beſchlagen half. — Als ich mit der Frau Meiſterin und dem Geſellen bei Tiſche ſaß, kamen die drei württembergiſchen Soldaten. Einer derſelben war ein Kaufmannsſohn, ein pfiffiger Burſche. Er ſchien ſich ſehr für mich zu intereſſiren und folgte mir in die Schmiede. Dieß machte den Meiſter beſorgt und er gab mir den Auftrag, Holz für die Küche klein zu machen, um mich aus der Schmiede zu entfernen. Der Soldat ging mir nach, und aus ſeinem Geſpräch ſah ich, daß er ein braver Junge war; allein ich ließ mich zu keinem unklugen Vertrauen hinreißen, als er mich fragte: „Ob ich nicht auch in Frankreich gearbeitet habe?“ — Ich machte eifrig Holz und hatte bald Blaſen in den Händen.

Die Sache fing mir an unheimlich zu werden und ich fragte den Meiſter, ob er nichts am Rhein zu thun habe. — Derſelbe fürchtete auch Entdeckung, denn der pfiffige Soldat hatte ihn auf die Seite genommen und dieſem geſagt, mit ſeinem einen Geſellen ſey es nicht recht richtig. Der Meiſter hatte ihm indeſſen eine beruhigende Antwort gegeben, und als die Soldaten ſpazieren gegangen waren, nahm ich Zange und Hammer und anderes Geräth und folgte meinem Meiſter im Arbeitsanzuge nach einem Dörfchen in der Nähe des Rheins, oberhalb Beugen. — Hier ſezten wir uns in ein Wirthshaus, wo wir württembergiſche Soldaten und Unteroffiziere, aber auch den Schiffer fanden, der mich über den Rhein ſezen wollte. Ich war froh, als wir das Haus endlich verließen. Glücklich kamen wir bei den Poſten vorbei und endlich an die Fähre. Der Schiffer verlangte ich ſolle bis zum Abend warten; allein der brave Schmied, dem ich mich nun zu erkennen gab, verſprach alle Verantwortlichkeit und jede Strafe auf ſich zu nehmen. Der junge Schiffer ließ ſich bewegen; der Meiſter und ich mußten uns auf den Boden des Kahns niederlegen, und ſo langten wir glücklich am andern Ufer, in der Schweiz, an.

Wir hatten noch eine Stunde bis Rheinfelden zu gehen, wo ich einige von unſern Leuten zu finden hoffte. Ich hatte mich nicht geirrt, die Leute der Legion liefen von allen Seiten herbei, und ihre

Freude that mir außerordentlich wohl. Unter großem Jubel führte man mich in das Gasthaus zum Schiff, wo Herwegh und seine Frau wohnten. Wir weinten Alle vor Freuden, uns nach solchen Gefahren frei wieder zu sehen. Alle hielten mich für todt; unsere alte brave Marketenderin, die ihren Mann und Sohn bei der Kolonne hatte, und selbst durch einen Schuß verwundet worden war, wollte mich, von drei Kugeln durchbohrt, auf dem Schlachtfelde liegen gesehen haben. „Ich werde doch meinen Corvin kennen," rief sie bei den an sie gerichteten Fragen, „er hatte immer die feinsten schwarzen Hosen an!" — Das Gerücht von meinem Tode war nach Straßburg und nach Paris und auch zu meiner Frau gekommen, die ich seit fünf Monaten nicht gesehen hatte. Man kann sich die Scene denken, als sie am andern Tage in Dolls Begleitung von Muttenz her ankam.

Herwegh und seine Frau waren so lange in der Nähe des Schlachtfeldes geblieben, bis das Gefecht eine üble Wendung nahm. Mehrere Leute erboten sich, sie nach Rheinfelden zu führen; sie schlugen dieß jedoch aus und gingen allein. So kamen sie in ein Bauernhaus in Karsau, wo sie sich verbergen mußten, da die Reiterei ihnen auf den Fersen war, gelockt von dem Preis von 4000 Gulden, den man auf Herwegh gesezt hatte. Mit Toben durchsuchte die Reiterei das Haus und waren wüthend, daß sie Herwegh und sein „verfluchtes Weib" nicht fanden.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

(Fortsetzung.)

Parade am 8. August. — Bürgerwehrfeste.

Vor dem Thore war dieses Interesse geschwunden, und der Durst behielt die Oberhand, so daß bald ein großer Theil der Festschärler sich in die nahgelegenen Wirthshäuser verlor. Die Treugebliebenen brachten nach kurzer Ansprache eines der Ordner dem einigen Deutschland ein Lebehoch. Damit war's indeß noch nicht zu Ende, dem Feste mußte noch seine Krone aufgesezt werden. Das Eisengeländer, welches bekanntlich das zum Gedächtniß der Befreiungskriege auf dem Kreuzberg errichtete Monument umgibt, wurde gesprengt, das Denkmal selbst erstiegen und eine dreifarbige Fahne auf der Spitze befestigt. Wurde auch dadurch das im reinsten altdeutschen Baustyl von Schinkel erdachte und ausgeführte Kunstwerk vielfach beschmuzt und beschädigt, die Bekrönung der Pyramide, die Blätterranken, die sich an ihr hinaufschlingen, abgebrochen, waren sie doch nicht dazu construirt, einem schweren Mann als Staffeln zu dienen, auf denen er mit seinem ganzen Gewicht zum Gipfel des Ruhmes emporklimmen sollte; — so kommt doch so etwas nicht in Betracht, wenn es gilt, dem deutschen Vaterlande darzuthun, wie das Volk von Berlin in ihm aufzugehen gedenkt.

Die Bürgerwehr demonstrirte auch. Die Parade am 8. August war zahlreich besucht, so sehr man durch Plakate davon abgemahnt und den erst in der Woche vorher gewählten Commandanten wegen des Verschiebens derselben zu verdächtigen gesucht hatte. Es war ein schöner, warmer Sommermorgen, die Musik klang herrlich durch die Straßen, die Fahnen flatterten, die Bürger freuten sich, daß sie sich auch einmal zur Lust und am Tage mit ihren Waffen vor Frauen und Kindern zeigen konnten, nicht wie sonst dem ehelichen Lager entzogen, und mit Steinen und Schimpfworten begrüßt; so waren denn auch die gekommen, die sich den Tag vorher gelobt hatten, keinen Theil zu nehmen. Die Minister kamen, die Nationalversammlung in allen ihren Schattirungen verschmähte es nicht, zu kommen. Der Commandant hielt eine Rede; dem einigen Deutschland wurde auch hier ein Lebehoch gebracht, die Bürger präsentirten, die Trommeln wirbelten, die Musik fiel ein mit munteren Weisen, es war Freude überall! — Verhöhnungen fehlten zwar nicht; dicht an der Schloßbrücke steckte der Präsident des demokratischen Klubs die rothe Klubfahne aus einem Fenster den im Paradeschritt anrückenden Schaaren und ihren Fahnen entgegen, an denen auch die preußischen Farben sich zeigten, aber man blieb harmlos, man ließ die Widersacher gewähren, hatte man doch auch sein Vergnügen. — Man war überhaupt dahin gelangt, wieder an sein Vergnügen zu denken, unerachtet der Noth der Zeit; nur mußte ein Vorwand da seyn, daß man sich vor sich selber rechtfertige, der jezt doppelt strafbaren Verschwendung halber, und die Frauen mußten mit hineingezogen werden; dann sezte es keine Gardinenpredigten. Da wurden die Bürgerwehrfeste erfunden zur Verbrüderung der Kameraden, zur Verschmelzung der verschiedenen in der Compagnie repräsentirten Stände. Mit Musik, mit Wehr und Waffen, geleitet von Frauen und Kindern zogen die einzelnen Bezirkscompagnien vor's Thor, gewöhnlich nach einem Vergnügungsorte. Es wurden einige Evolutionen gemacht, aber bald wurden die Gewehre zusammengestellt, die unter Shawls und Tüchern verschwanden, mit denen ihre Frauen sie behingen. Ein Feuerwerk, ein Ball beschloß gewöhnlich das Fest und Alles hatte sich prächtig amüsirt. Die Damen, die nie dergleichen gesehen, waren am meisten befriedigt; es war einmal was anders und die Lustigkeit, die hier noch herrscht, steckt an; die Herren nahmen auch gern Theil, denn es gab hübsche Mädchen unter den Bürgerstöchtern. So war alles auf dem Wege, sich über die trübe Zeit hinwegzuhelfen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 221. Donnerſtag den 14. September 1848.

Treff ich auf ſolche Staatsberather, desgleichen ihr jetzo, die kann ich nicht Theurge nennen

Shakeſpeare.
Coriolan.

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847 — 1848.

1.

Als ich nach dreijähriger Abweſenheit im September vorigen Jahres nach Italien zurückkehrte, fand ich überall das regſte Leben. Seit der Amneſtie Pius IX. ſchritten die öffentlichen Verhältniſſe unaufhaltſam einer gewaltigen Umwandlung entgegen; unaufhaltſam, obgleich die Regierungen ſich ſträubten, die päpſtliche zuerſt, welche, ohne die große Bedeutung und nothwendig überwältigende Wirkung jener von Pius Herzen eingegebenen Maßregel zu ahnen, ſich nicht behaglich fühlte und der beginnenden Bewegung Stillſtand gebieten zu können wähnte, indem ſie ſelbſt ſtille ſtand. Traurige Täuſchung, die ſich bitter gerächt hat, indem dieſe Unthätigkeit der Regierung die Mittel raubte, die Bewegung einigermaßen zu lenken, als es noch Zeit geweſen wäre, die Ultra's der liberalen Partei zurückzudrängen, welche, Jahrzehente hindurch verfolgt, verwieſen aus jedem legalen Wirkungskreis, in Abneigung, Haß, Thätigkeitsdrang groß geworden oder ergraut, nun plötzlich auf das Land ſich warfen, deſſen Zugang ihnen ſo lange verſchloſſen und ihren revolutionären Verſuchen unerzwingbar geblieben war.

In Venedig, wo ich zuerſt verweilte, war der Einfluß der neuen Ordnung der Dinge ſchon ſehr bemerklich. Nicht als hätte man eine Vorausſicht der Dinge gehabt, welche ſechs Monate ſpäter Alles umwälzten; die öſterreichiſche Regierung hat ſogar, ungeachtet des immer näher kommenden Wetterleuchtens und ungeachtet der unläugbaren Thätigkeit ihrer Diplomatie, deren Fäden ſich damals, in Italien ſelbſt, in den Händen des Grafen von Fiquelmont concentrirten, faktiſch in einer unbegreiflichen Sicherheit gelebt. Hätte ſie's nicht, wäre ſie für den Ausbruch des Aufſtandes wahrhaft gerüſtet geweſen, wie man es glauben machen wollte, ſo würde Venedig nicht ſo linderleicht genommen worden, nicht ſo ſchmachvoll gefallen, ſo würde der Rückzug des Heeres von Mailand bis zum Mincio und zur Etſch und damit das Aufgeben der ganzen Lombardei nicht eine ſtrategiſche Nothwendigkeit geweſen ſeyn. Eine Vorausſicht dieſer Art fand alſo nicht ſtatt, aber auf allen Seiten merkte man nur zu ſehr, wie ſich's regte. Wie konnte man glauben, daß der Po lange eine Grenze bilden werde zwiſchen freier, damals ſchon durch nichts mehr gehemmter politiſcher Bewegung, welcher nur der äußere Anlaß fehlte, um die jetzt die Runde machende conſtitutionelle Form anzunehmen, eine Grenze zwiſchen dieſer friſchen Kraft und der nothdürftigen Abwehr des alten öſterreichiſchen Schnürleibſyſtems? Man bedenke dabei noch, wie es ſchon im Lombardiſch-Venetianiſchen ſtand. Eine höchſt intelligente, regſame, zum großen Theil unruhige Bevölkerung; bedeutender Reichthum, aber zu ungleich vertheilt und daher ein Zwieſpalt zwiſchen den Ständen, der ſich in den allerjüngſten Tagen ſehr bemerklich gemacht hat; durch die lange Friedensgewohnheit und die Steigerung der materiellen Güter auch der Anſpruch an geiſtige Thätigkeit und das Bedürfniß derſelben geſteigert, dieſer Anſpruch aber und dieſes Bedürfniß unbefriedigt, oder, was ſchlimmer iſt, nur nach derjenigen Seite hin befriedigt, welche dem Syſtem und ſeinen Sclaven eine gefahrloſe ſchien.

Wenn Oeſterreich und Italien nicht ſpeciell zur Sprache kamen, ſah man Seitens der Regierung ſelbſt

dem Liberalismus durch die Finger und dachte, man könnte die Geister nach demselben Maße lenken, wie man, nach der künstlichsten und praktisch am besten durchgeführten aller Berechnungen, den Wasserzufluß in der lombardischen Ebene regelt. Man hätte indeß, statt auf die berieselnden Bächlein der Wiesen und Reisfelder auf den benachbarten Po blicken sollen, dessen kolossale Wassermasse, über der umgebenden Campagne künstlich mittelst riesiger Deiche gehalten und getragen, plötzlich diese künstlichen Wälle durchbricht und Tod und Verderben bringend über das Land weit und breit sich ergießt. Jedwelcher Kraft gegenüber kommt es darauf an, ihre Natur zu erkennen und darnach die Maßregeln zu treffen. In wie vielen Fällen hat nur von der Art und Weise der Begegnung die wohlthätige Wirkung abgehangen oder die vernichtende!

Damals fand in Venedig die seit 1839 jährlich wiederkehrende Gelehrtenversammlung statt. Den nächsten Einfluß der veränderten politischen Lage, oder richtiger der heftigen Antipathie, welche den größten Theil Italiens schon moralisch gegen Oesterreich in's Feld führte, merkte man bald. Die Piemontesen, Toskaner und Römer waren meist ausgeblieben und die bedeutende Masse der Mitglieder des Congresses bestand aus Lombarden, Venetianern und Bewohnern der anstoßenden Provinzen, Tirol, Istrien, und was auf deutscher Seite Italien umsäumt. Aber auch in der gelehrten Diskussion und Rede war die Stimmung der Geister deutlich zu erkennen; jede Anspielung auf Italien und Brüderschaft und Einheit, auf Gesammtwohl und Vaterland wurde lebhaft beklatscht, und mancher sonst unbedeutende Vortrag verdankte schönen Redensarten eine enthusiastische Aufnahme, mancher unausführbare Vorschlag erhielt nur aus diesem Gesichtspunkte mehr oder minder lärmende Zustimmung. Und mit unausführbaren Vorschlägen ist man von jeher bei den italienischen Gelehrtenvereinen unendlich freigebig gewesen, wie mit Commissionen, die darüber berichten sollten und mit ihren Berichten selten zu Stande kamen und vertagt wurden von Versammlung zu Versammlung.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion.

(Schluß.)

Als die erste Gefahr vorüber war, verkleideten sich Herr und Frau Herwegh als Bauer und Bäuerin. Er schnitt seinen Bart ab, was ihn in der That völlig unkenntlich machte, und so ging er mit seiner Frau auf das Feld zur Arbeit. Frau Herwegh jätete sehr fleißig Unkraut aus. Endlich gelang es ihnen, in ihrer Verkleidung über die Brücke und nach Rheinfelden in Sicherheit zu kommen. — General v. Baumbach war so artig, Frau Herwegh ihren Koffer gegen ein „Lösegeld" anbieten zu lassen. Nach langen Unterhandlungen, als sey von der Auslieferung eines Anführers die Rede, erhielt sie den Koffer gegen sechzig Francs; allein als sie ihn öffnete, fand sie, daß mehrere Sachen darin fehlten und daß die großmüthigen Feinde die feinsten kostbarsten Pariser Männerhemden gegen zerrissene Lieutenants- oder Unteroffiziershemden vertauscht und außerdem allerlei Lumpen in den Koffer gesteckt hatten.

Die Abenteuer einzelner Flüchtlinge sind höchst merkwürdig und mitunter sehr komisch. Herr v. Langsdorff, der in Freiburg befehligte, schnitt seinen Bart ab und entkam als Dame verkleidet. Die Gensdarmen, die er auf dem Wege nach Straßburg antraf, waren außerordentlich artig gegen ihn und einer half ihm sehr zuvorkommend in den Omnibus. — Andern ging es übler. Zwei Leute von unserem Detaschement ertranken im Rhein, als sie sich durch Schwimmen retten wollten; ein Dritter hatte bereits das andere Ufer erreicht und glaubte sich in Sicherheit, als ein Württemberger herüberschoß und ihm ein Bein verwundete. — Bornstedt, der sich in Karsau von mir trennte, war anfangs glücklicher als ich. Dadurch, daß ich durch meine frühere Flucht die Aufmerksamkeit der Verfolger ablenkte, gelang es ihm zu entkommen und den Wald zu erreichen, wo unsere Leute mit großer Besorgniß warteten. Man erzählte mir, er habe zwei Transporte über den Rhein befördert, beim dritten aber das Unglück gehabt, dem Feinde in die Hände zu fallen.

Halb verhungert und völlig athemlos irrten die unglücklichen Menschen im Wald umher, und gewiß würden viele vor Elend umgekommen seyn, wenn die wackern Bewohner von Karsau sich nicht oft mit Lebensgefahr in den Wald geschlichen und den Armen Lebensmittel gebracht hätten. Eine große Anzahl der Flüchtigen wurde von ihnen versteckt und dann über den Rhein geschafft. Aber auch Schufte und Verräther fanden sich, und als solchen bezeichne ich den Wildhüter Albitz, welcher 62 Mann den Württembergern in die Hände spielte. Freilich wurden jedem Soldaten für einen gefangenen Freischärler zwei Kronenthaler und den Bauern ein Kronenthaler bezahlt. Für Anführer zahlte man hundert Gulden.

Die Rohheit, welche die württembergischen Soldaten bei der Verfolgung bewiesen, grenzt an's Unglaubliche; allein dieser Vorwurf trifft nicht allein diese; Hessen und Nassauer zeigten sich nicht minder

grauſam. — Ich könnte eine ganze Reihe von Beiſpielen anführen. Ueberall überließ ſich der größte Theil der Soldaten der wildeſten Rohheit und Habgier. Nirgends haben die Republikaner Repreſſalien gebraucht. Die wenigen Gefangenen, welche ihnen in die Hände fielen, wurden milde und freundlich behandelt und meiſtens gleich wieder entlaſſen.

Sowohl die Republikaner der aus Paris gekommenen Colonne als die Trümmer des Heckerſchen und Siegelſchen Corps fanden in der Schweiz und in Frankreich Schutz und Sicherheit und in Frankreich auch einige Unterſtützung; da aber ſämmtliches Gepäck den Feinden in die Hände gefallen iſt, ſo reicht dieſe Unterſtützung nicht zu; ſie genügt kaum, um nothdürftig das Leben zu friſten, und an Erſatz der Bekleidung kann Niemand denken. Die Güter der reichen Flüchtlinge, und ihrer gibt es eine ziemlich große Zahl, ſind mit Beſchlag belegt und ſie außer Stand geſetzt, ihren ärmeren Brüdern zu helfen. — Das Elend der armen Republikaner iſt freilich groß; allein ſie ſind doch frei und daher iſt ihr Loos beneidenswerth gegen das der Gefangenen, die in den einſamen Zellen des pennſylvaniſchen Gefängniſſes zu Bruchſal ſchmachten. — Die Noth, der wir Alle preisgegeben ſind, vermag aber nicht unſern Muth zu beugen. Schlägt die richtige Stunde — und ich glaube ſie wird bald ſchlagen —, ſieht das deutſche Volk endlich ein, daß nur in der Republik Heil zu finden iſt, ruft es uns aus der Verbannung in's liebe Vaterland zurück, dann wird Jeder mit doppeltem Muth den Feinden des Volks und den Kugeln der Söldner entgegen treten. — Die Niederlage, welche wir erlitten haben, hat unſerer Sache mehr genützt, als ſelbſt ein Sieg gethan hätte. Die andere Partei, durch unſer Unglück ermuthigt, nahm zu früh die Larven ab, und Jedem wurde es klar, daß ihre Verſprechungen und Conceſſionen nur Kinder der Angſt geweſen. Die Zahl der Republikaner hat ſich in den letzten Wochen vertauſendfacht. Der Name Hecker fliegt durch ganz Deutſchland von Mund zu Mund, und was den Namen Mann verdient, ſtählt Herz und Schwert zum Kampf unter der ehrlichen republikaniſchen Fahne. — Nicht allein verdienſtloſe Arbeiter oder „Lumpengeſindel," wie ſie von den Ariſtokraten ſo gern genannt werden, nein, die wohlhabendſten Leute, beſonders aus kleinen Städten und auf dem Lande, zählen ſich nun zu unſerer Partei.

Wir ſind ſtärker als unſere Feinde ahnen. Aus der blutigen Saat, welche bei Kandern, Freiburg und Doſſenbach geſäet wurde, werden, wenn die Poſaune des Gerichts ertönt und die Göttin Freiheit ihr flammendes Racheſchwert ſchwingt, unzählige gerüſtete Männer aus der Erde emporwachſen, bereit zu ſiegen oder zu ſterben für die Republik! — Die Zeit, die langerſehnte, iſt endlich da. Der Morgen der Schlacht iſt angebrochen, in welcher es entſchieden wird, ob das Volk noch länger von gewiſſenloſen, ſelbſtſüchtigen Menſchen geknechtet werden, oder ob es ſich ſelbſt regieren und die Früchte ſeines Fleißes ſelbſt genießen ſoll.

Wir ſchlafen nicht! deutſche Männer, ſeyd bereit, und wenn der Schlachtenruf erſchallt, dann eilt zu unſern Fahnen!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Auguſt.

Der Friedensſchluß. — Die verlorene Preſſe.

Wie auch der Frieden ausfallen mag, der dem jetzt zu ſchließenden Waffenſtillſtand folgen ſoll, ſo viel iſt gewiß, daß an eine vollſtändige Emancipation von der däniſchen Oberherrſchaft, an eine gänzliche Trennung von Dänemark und an eine Aufhebung der beſtandenen Perſonalunion nicht zu denken iſt, und eben deßhalb ſind wir um die Hauptfrucht unſerer Erhebung und des geführten Kriegs gekommen, wobei es jedoch keinen Augenblick verkannt werden ſoll, daß der Mangel an eigner Thatkräftigkeit und das ſo hartnäckige Feſthalten an dem geſammten Schleswig uns leider dieſes ſo wenig zufriedenſtellende Ergebniß mit zuwege gebracht haben. Wäre der Krieg gegen Dänemark ein wahrer Volkskrieg geweſen, hätten wir uns mehr als ein revolutionirtes Land benommen, und uns dabei nicht ſo verſeſſen auf das däniſche Nordſchleswig bewieſen, ſo würde die Diplomatie wahrſcheinlich die Beibehaltung der ſogenannten Perſonalunion für unthunlich erachtet und nicht darauf beſtanden haben. Wir ſind alſo an dem unglücklichen Ausgange des Kriegs gewiſſermaßen ſelbſt ſchuld. Selbſt eine reine Perſonalunion ohne alle weitere Zugabe — die gewiß nicht ausbleiben wird — wird uns den däniſchen Einflüſſen ſtark bloßſtellen, da der Landesfürſt doch die Miniſter und Beamten beſtellt, das Militärweſen ordnet und den diplomatiſchen Verkehr leitet, dieſer Landesfürſt aber eben nicht allein das Oberhaupt eines friedlich geſinnten Volks iſt, ſondern auch dieſe friedliche Geſinnung von ganzem Herzen theilt. Was ſollen wir alſo mit einem ſolchen Fürſten, welches Vertrauen können wir zu ihm faſſen, und in welche Stellung gerathen wir dadurch zum däniſchen Volk? Was ſoll endlich aus dem hieſigen Lande werden, möchten wir ferner fragen, wenn die deutſche Einheit nicht zu Stande kommt, oder wenn ein großer Krieg Deutſchland anderweitig beſchäftigt und wir dann den däniſchen Ein- und Angriffen preisgegeben ſind? denn daß Dänemark

die Einverleibung der Herzogthümer in ſich ſtets vor Augen behalten und als das Ziel ſeiner Beſtrebungen verfolgen wird, unterliegt nicht dem geringſten Zweifel und Niemand kann ſich in dieſer Beziehung einer Täuſchung hingeben. Brechen wir dieſe politiſche Betrachtung hier ab und wenden wir uns andern Dingen zu.

Die hieſige, im Stande der Erniedrigung lebende periodiſche Preſſe wurde von den großen Ereigniſſen des Frühjahrs ſo unverhofft überraſcht, daß ſie eine geraume Zeit hindurch wie in einer Betäubung zubrachte und den ſo raſchen Umſchwung der Dinge nicht zu bewältigen und zu verarbeiten vermochte. Die Feſſeln waren ſo plötzlich gefallen, daß man ſie noch immer zu tragen vermeinte. Das damals noch dem Herrn Th. Olshauſen zugehörige, wenn auch ſchon lange nicht mehr von ihm redigirte Kieler Korreſpondenzblatt gewann am erſten die richtige Haltung und lieferte zeitgemäße und ſehr beachtenswerthe Artikel, wogegen unſere bedeutendſten Wochenblätter, wie namentlich das Itzehoer, Rendsburger und Oldesloer, anfangs an den Folgen der Ueberraſchung ſtark darniederzuliegen ſchienen. Am drolligſten benahm ſich unſere ſogenannte Landeszeitung, der Altonaer Merkur, bei der Sache. Der bisher von ihm vertretene Servilismus in Staat und Kirche und jenes ſeltſame däniſch-deutſche Gebräu ſeiner nationalen Ergüſſe waren Angeſichts der neueſten Ereigniſſe offenbar nicht mehr haltbar. Der Altonaer Merkur wurde daher conſtitutionell-monarchiſch und gab daneben ſeine däniſchen Neigungen auf, warnte aber dabei vor jeder Uebereilung, was gewiß ſehr vernünftig war, und klammerte ſich mit einer faſt übermenſchlichen Hingebung an die bekannte Erklärung der hieſigen proviſoriſchen Regierung, daß ſie nur im Namen Friedrichs VII. regiere und dieſer unfrei ſey. Von irgend einer Revolution, ſowie von der Volksſouveränetät, hat der Altonaer Merkur weder im hieſigen, noch in andern deutſchen Ländern jemals etwas wiſſen wollen. Jetzt aber, wo alles allmählig wieder in Deutſchland in das alte Geleiſe zu kommen ſcheint, lenkt der Altonaer Merkur auch bereits wieder bedeutend ein, und es wird vielleicht nicht lange mehr dauern, ſo iſt er wieder ganz der alte, der er früher war. Man könnte es übrigens auch ihm nicht ſonderlich verdenken, denn die neue Zeit iſt keine Roſenzeit für ihn geweſen, und ſchwere Verluſte ſind ihm durch die Aufhebung ſeines Zeitungsmonopols und die freigegebene Concurrenz zugefügt worden. Die im däniſchen Solde redigirte Flensburger Zeitung iſt in Folge der neueſten Ereigniſſe ganz eingegangen, und die in däniſcher Sprache zu Hadersleben früher herausgegebene Dannevirke hat ſich „während der deutſchen Invaſion“ über's Waſſer nach Föhren hinübergeflüchtet. Neu erſchienene Blätter ſind die Schleswig-Holſteiniſche Zeitung und das Schleswig-Holſteiniſche Wochenblatt, während das Rendsburger Tageblatt, welches gleich nach der hieſigen Unabhängigkeitserklärung erſchien und zahlreiche Abonnenten fand, beim Erſcheinen der Schleswig-Holſteiniſchen Zeitung wieder einging.

(Schluß folgt.)

Berlin, September.

(Schluß.)

Exceſſe in Charlottenburg und Berlin.

Ein unſeliges Ereigniß mußte neues Unheil herbeiführen, die Stadt von neuem in Unruhe und Beſorgniß ſtürzen. Die große umfang- und volkreiche Reſidenz Berlin erträgt und hat ertragen die Conſtituirung demokratiſcher Vereine von allen Farben, aber die kleine Reſidenz Charlottenburg, welche für die Revolution und ihre Conſequenzen keine Sympathien zu faſſen vermochte, wollte nicht dulden, daß dort ein demokratiſcher Verein ſich bilde. — Leute des Handwerkerſtandes überfielen die vorbereitende Verſammlung, ſprengten ſie auseinander, verfolgten die Mitglieder in ihre Wohnungen, ſuchten ſolche, die ihnen verdächtig, in ihren Häuſern auf, riſſen ſie auf die Straße, und erlaubten ſich die roheſten Mißhandlungen an denen, die ſie für ihre Feinde erklärten, für die Urheber der Noth und des Elends, das ſie jetzt zu erdulden hätten. Die zuſammengerufene Bürgerwehr fand ſich ſpärlich ein und that wenig zum Schutz der Mißhandelten, das dort ſtehende Militär verhielt ſich theilnahmlos. So kam es, daß die ärgſten Exceſſe verübt wurden. Das Gerücht drang am Abend deſſelben Tages noch hieher. Die ebenfalls mißhandelten Mitglieder des Comité's ſtürzten in den hieſigen demokratiſchen Klub; ſie trugen Wuth und Rachegedanken in ſeine Reihen, ein Rachegeſchrei antwortete ihnen, aber auch ein Triumphgeſchrei. Jetzt war alles wieder gewonnen, was durch Kaltheit und Abſpannung etwa verloren worden; die Gelegenheit, wieder zur Herrſchaft zu gelangen, war gegeben, und ſie mußte benutzt werden. Plakate der drohendſten Art, mit den ärgſten Invektiven gegen Behörden und Beamte, bedeckten die Straßenecken; was geſchehen, wurde tauſendfach vergrößert durch die Straßen getragen. Volksgruppen ſammelten ſich überall und in allen wurde das Ereigniß beſprochen, commentirt, die ſchon herrſchende Aufregung auf alle Weiſe geſchürt. Am Abend ſammelte ſich ein ungeheurer Volkshaufen am Opernplatz. Reden der aufregendſten Art wurden gehalten. Man nennt als Hauptredner den Prediger der deutſchkatholiſchen Kirche, Dowiat, der aus Amerika zurückgekehrt, jetzt, da ſeine Sache ihre Bedeutung verloren, ſchnell eine politiſche Rolle zu ſpielen gedenkt. Vom Reden kam's zum Handeln, und nun erfolgten die bekannten abſcheulichen Auftritte vor den Hotels des Miniſterpräſidenten und des Juſtizminiſters. Der Anblick der Zerſtörung am andern Tage erinnerte an die Märztage; er war grauenhaft.

Was aus uns, was aus Berlin, aus Preußen werden ſoll — wer weiß es? Die Stimmung der Truppen, die hier liegen, iſt der neuen Ordnung der Dinge entſchieden zuwider. Sollte es zu einem Zuſammenſtoß kommen, ſo könnte der Kampf furchtbar, ein Schlachten werden, wie die Straßen von Paris es ſahen, mehr aber von Seiten der erbitterten Soldaten, als derer, die jetzt demonſtriren. Noch immer wird ſich verſammelt, es wird geredet, zum Siegen oder Sterben aufgefordert, es werden Eide abgenommen, die jetzige Regierung zu ſtürzen; aber wenn ein Bataillon Bürgerwehr anrückt, ſtieben ſie auseinander, die eben den Kampf beginnen wollten. Dabei fallen Schüſſe, man weiß nicht woher; das Geſchrei nach Rache, nach Waffen erhebt ſich, es werden auch wieder Verſuche gemacht, Waffenläden zu ſtürmen, aber dieſe Hülfsmittel ſcheinen verbraucht. Sie haben wenigſtens bis jetzt nicht die Folgen gehabt, die man bei ſo drohenden Anzeichen hätte befürchten können. Das Geſchrei nach Rache, nach Waffen, das am 18. März ausgeſtoßen wurde, das war ein ganz anderes, und erſcholl aus andern Kehlen als die es jetzt durch die Straßen rufen. Jenes Geſchrei war eines, das wie die Poſaune des Weltgerichts dröhnte, und ein Gericht heraufbeſchworen hat, unter das wir uns beugen müſſen als unter ein höheres Walten. Was jetzt durch die Straßen lärmt, das iſt nur der Uebermuth wahnwitziger Thoren. Dem entgegenzutreten iſt jetzt die Aufgabe. Sie zu löſen, dazu gehören Männer. Solche zu gebären ſcheint der Folgezeit vorbehalten zu ſeyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 222. Freitag den 15. September 1848.

— In des jüngsten Lebens Mitte
Steht in verblichner Herrlichkeit
Ein Bild der längst vergangnen Zeit.
W. Scott.

Aus dem bayerischen Oberlande.

(s. Nr. 202. 203.)

3.

Fast steht zu fürchten, daß wir zu weit in die Ebene hinausgerathen sind, als daß die Ueberschrift noch gelten könnte. Nur der kleine Abstecher, der uns bis in das Thalgewirr von Kössen und bis zum Watzmann verschlägt, mag dieselbe retten, bis sich Gelegenheit bietet, „aus dem Unterlande" zu korrespondiren.

Am hohen Innufer von Rott ist's dem Wanderer vergönnt, dem Gebirge einen Abschiedsblick zu schenken. Wie ein lieber Freund sieht's herüber, der im Scheiden zögernd inne hält, ehe er uns ganz verläßt. An welch herrlichen Punkten stehen wieder diese beiden Klöster Rott und Attel! Man muß den Schönheitssinn bewundern, den die rohen, bußfertigen Raub- und Rauhgrafen bethätigten, wenn sie die Zellen der armen Brüder erbauten, die ihre Seele in den Himmel fördern und ihrem Leichnam ein Grab vergönnen mußten, in welchem die Mönche sie noch großmüthigst mit fabelhaften Titeln und Wappen verzierten, wie wir eben hier ein paar Beispiele vorfanden. Die geistlichen Frauen in Althohenau hielten sich dagegen in angemessener Zurückgezogenheit in dem Hügelverstecke am rechten Ufer, an dem wir nun nordostwärts im verflachten Land weiter pilgern, zulezt an einer Brücke ankommen und durch ein festes Thor in eine Stadt gerathen, Namens Wasserburg, die erste, in welcher sich auch Material für unsere epistolarischen Nebenzwecke vorfand.

Schon ihrer Lage nach ist die Stadt ein Curiosum und ihr Aussehen hat antiquarischen Werth. Will man der Stadt eine malerische Seite abgewinnen, so geschieht dieß am besten, indem man ihr in die Schornsteine guckt. In dieser Vogelperspektive liegt, die Halbinsel säuberlich vom Innfluß beleckt, gleich einem alten Landkartenbild, uns zu Füßen. Sie hat gerade Raum genug für ihre Häuser, Thürme, ein Dutzend Bäume und ein paar hundert Hopfenstangen, und auf der Höhe der Landenge verschanzt sie sich mit dem alten Schlosse; — Isthmus und Akrokorinth. — Pfarr- und Rathhaus zeigen sich eben so gut deutsch, als die Häuser sich wälsch gebärden mit ihren versteckten Flachdächern und Portiken. Man glaubt, diese Bauart, am ganzen Inn vorkommend, haben die handeltreibenden Bürger in Venedig und Verona sich abgesehen, als man mit der Levante noch über Wasserburg Geschäfte machte.

Die Stadt hatte auch ihre politischen Würden; sie war der Hauptort der Landschaft vor dem Gebirge, die den Ingolstädter Herzogen zu eigen gewesen, und weil in ihr die Tage des bayerischen Reichskreises gehalten wurden, nannte sie sich „Haupt- und Kreisstadt." In besagtem Rathhaus können Sie dem Zimmer, in derselben Gestalt noch erhalten wie es seit etwa zwei Jahrhunderten die Herrn Gesandten aufnahm, Ihre Verehrung bezeugen und die Vorsicht bewundern, welche zur Vermeidung allen Rangstreites den Diplomaten die Sitze numerirte. Die Stube hat etwas ungemein gemüthliches, trotz der hochrothpeinlichen Scharlachlehnen der Wandbänke und der juridischen Dunkelheit der Gemälde. Um so bildsamer prangen die Thüren in Renaissanceschnörkeleien, feiner und zierlicher

als je die Herrn Commiſſarii ihre Beſchlüſſe ſtyliſirten; deſto zutraulicher präſentirt ſich der wohlbeleibte Ofen, und recht lichtfreundlich erweiſen ſich die breiten niedern Fenſter, während die braune Decke in gothiſcher Ehrwürdigkeit ſich über das jüngere Geſchlecht dieſer gebrechſelten Stühle und krummbeinigen Tiſche ausbreitet.

Außer dieſem Rococojuwel kann ein Alterthumsfreund noch manchen herzſtärkenden, köſtlichen Biſſen erhaſchen in dieſem Rathhauſe, wenn er ſich auch den gewiß hochbefriedigenden Genuß verſagt, die Kreistagakten zu durchleſen. Da iſt der alte Rathsſaal mit neuen angemeſſenen Dekorationen; es gibt Porträte, Fahnen, Siegel und ſonſtige Raritäten, auch Belege aller Art für ein in Ehren bewahrtes tüchtiges Bürgerthum, das obendrein von dankbaren Fürſten die ſchönſten Zeugniſſe aufzuweiſen hat, wie z. B. in dem Freiheitsbriefe des bärtigen Ludwigs, der dieſem ſogar — eine archivaliſche Seltenheit — ſeine Autorſchaft beigefügt, natürlich ein altfranzöſiſches »Loys«, wie es ſich für den Grafen von Montain, „der Kunigin ze Frankreich Brueder“ ſchickte.

(Fortſetzung folgt.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(Fortſetzung.)

Sonſt waren die Verhältniſſe friedlich und harmlos und wurden durch nichts geſtört. Der einzige Vorfall, welcher eine ſolche Störung hätte herbeiführen können, die Ausweiſung des Fürſten von Canino, ſchadete nicht, indem man allgemein billig genug war, das Recht der Regierung anzuerkennen, hätte man gleich, bei der Abſichtlichkeit der Provokation von Seiten des Napoleoniden, es lieber geſehen, wenn der lärmenden Wichtigthuerei deſſelben nicht dieſe Art von negativem Triumph bereitet geworden wäre. Venedig war im tiefſten Frieden, im ungeſtörten Genuß der Güter, welche, nach beinahe beiſpielloſem Verfall und kaum geträumtem Wiedererſtehen, jeder Tag mehrte und zu ſichern ſchien. Keine italieniſche Stadt hatte ſo wie Venedig gewonnen unter der öſterreichiſchen Herrſchaft, nirgend hatten Thätigkeit und Wohlſtand ſich in gleichem Maße gehoben. Und man ſchien es anzuerkennen. Der Kontraſt zwiſchen der Geſinnung des Venetianers und des Mailänders war überaus groß. Ich habe den Doppeladler nie ſeine mächtigen Flügel breiten ſehen über die menſchenverſchlingende Schlange der Visconti, ohne mir in der Stille zu ſagen: das iſt kein ſicherer Horſt für dich — ehe du dich's verſiehſt, biſt du gebiſſen. Aber ich glaubte, der Marcuslöwe liege friedlich unter den Fittichen, der veränderten Zeit und Aufgabe ſich bewußt und nach ihrem Sinne deutend die Worte ſeines aufgeſchlagenen Buches: »Pax tibi, Marce, evangelista meus.«

Die geſelligen Verhältniſſe der Lagunenſtadt ſind von jeher leicht und angenehm geweſen. Die Verſchiedenheit der Stände und die Abſchließung der Ariſtokratie gegen den Bürgerſtand war und iſt großentheils auch heute noch in den Angewöhnungen des Italieners begründet, und man hat ſich daran nie geſtoßen, bis in den neueſten Zeiten die nivellirenden Tendenzen ſich auch in dieſer Hinſicht geltend zu machen ſuchen. Die venetianiſche Geſelligkeit hat übrigens von Alters her feſten Beſtand. Die in politiſcher Hinſicht argwöhniſchſte und ſpürluſtigſte aller Regierungen ließ der Vergnügungsſucht von jeher den Zügel ſchießen, um in Staatsgeſchäften freie Hand zu haben.

Was Venedigs Geſellſchaft im vorigen Jahrhundert war, erzählen hundert Bücher, Memoiren, Schilderungen, Briefe und Goldoni's Theaterſtücke, die der Wirklichkeit entlehnt ſind, und Caſanova's, Carlo Gozzi's und vieler Andern Denkwürdigkeiten. Es gab keine diſſipirtere Stadt in ganz Europa: von allen Seiten ſtrömte man herbei, dort den Carneval, d. h. den Winter zuzubringen; die ſchwarzverhängte Gondel und die Hallen des Marcusplatzes ſind Zeugen von tauſenden von Intriguen geweſen, und Paris war kaum ein günſtigerer Tummelplatz für Abenteurer. Das änderte ſich denn freilich in den traurigen Jahren, die auf 97 folgten, und wie die Franzoſen dem ſchon ſehr geſunkenen Handel den Reſt gaben und mindeſtens ein halbes Hundert Kirchen zerſtörten, ſo machten ſie auch dem alten Wohlleben ein Ende. Oder vielmehr, dieſes Leben mußte ein Ende nehmen, als der noch übrig gebliebene Glanz und Reichthum des Adels ein Ende nahm, als es wie ein Peſthauch über die alten großen Familien kam, das goldene Buch nur Lücken aufwies, die goldenen Paläſte verödeten oder in die Hände der Juden geriethen, wenn die Juden noch Luſt hatten, dieſe Marmorbauten um ein Spottgeld zu kaufen, ſtatt die ſcheibenloſen Fenſter durch wurmſtichige Bretter verwahren zu ſehen, wie vor wenigen Jahren noch an dem wundervollen Hauſe der Foscari und heute ſelbſt an vielen für den Beſitzer zu großen Wohnungen. Mit dem ſich hebenden Wohlſtande aber mußte auch das geſellige Leben wieder lebendiger werden. Einheimiſchen wie Fremden ſtehen die Salons offen, denn auch die Fremdenwelt hat ſich von neuem nach Venedig gewandt, nicht mehr auf den flüchtigen Touriſten beſchränkt oder den einſamen Künſtler, der hier von jeher eine Ausbeute fand wie kaum irgendwo.

Wer, ohne dieſe beſtimmte Färbung zu haben, die elegante Welt verſammelt finden wollte, ging zur Gräfin Soranzo und zur Gräfin Polcaſtro und zur Gräfin Palffy, geborenen Jablonowska, der Gattin des Gouverneurs, deſſen Verwaltung ein ſo baldiges und trauriges Ende zu nehmen beſtimmt war. Aus dieſen Salons, in den alten und neuen Procuratien, ſah man dann auch auf den rieſigſten und ſchönſten Salon der Welt hinab, auf den Marcusplatz, welcher an den unwandelbar klaren und lauen Spätſommerabenden ſtets von Tauſenden gefüllt und wie im Wetteifer vom Mond und von zahlloſen Lampen erleuchtet war, während feſtliche Klänge emporrauſchten.

Die herbeigekommene Gelehrtenwelt traf mit Adel und höherem Bürgerſtand zuſammen in den zahlreichen Zimmern des abendlichen Geſellſchaftslokals, welches die zu dieſem Zwecke vereinigten Caſinos bildeten, während die großen Räume des Teatro Fenice und der mit großer Eleganz ausgeſtattete Giovanelliſche Palaſt Schauplätze glänzender Bälle waren. Der Erzherzog Rainer und ſeine Familie nahmen an den Feſten Theil; noch war das Verhältniß zwiſchen dem Vicekönig, der Land und Volk kannte und liebte und durch Wohlwollen und ſchlichtes Weſen ſich Zuneigung erworben hatte, durch nichts getrübt; noch bewegten Italiener und Deutſche ſich in vertrauten und freundſchaftlichen Verhältniſſen neben einander.

Man darf bei Beurtheilung der politiſchen und ſocialen Zuſtände Italiens Venedig, wie geſagt, nicht mit Mailand verwechſeln; kaum irgendwo zeigte ſich größere Verſchiedenheit. Von Mailand redend, hatte Ceſare Balbo Recht, als er vor vier Jahren die Einhelligkeit der öffentlichen Meinung in dem Aufrichten einer beinahe unüberſteiglichen Scheidewand zwiſchen Einheimiſchen und Fremdlingen ſchilderte, die Einhelligkeit in der Verzichtleiſtung auf jede Art bürgerlicher und kriegeriſcher Thätigkeit, in dem Ausdruck der Antipathie gegen die deutſche Nation, welche doch, meint er, wegen ihrer angeborenen Gutmüthigkeit, wegen ihrer Gelaſſenheit, wegen der Tugenden im häuslichen Leben, wegen der ſinnigen Kunſtliebe, der italieniſchen die liebſte, ja eine Schweſter ſeyn würde. In Mailand hat dieſe Geſinnung ſich nie verleugnet, und die Oeſterreicher wußten drum und durften nicht hoffen ihrer Herr zu werden, nicht durch materielle Vortheile und Handelsbegünſtigungen, nicht durch Hofehren, Kammerherrenſchlüſſel, eiſerne Krone, ja ſelbſt nicht durch das goldene Vließ für einen Borromeer. In Venedig aber war's anders: durch fünfhundertjähriges ausſchließliches und ſtrenges Adelsregiment ſozuſagen jeden politiſchen Gedankens entwöhnt, hatte das Volk auch ſpäter niemals eine unabhängigere Stellung genommen und ſich gelaſſen den Staatsveränderungen gefügt, während der Adel, im ruhigen Beſitz durch langen Beſtand geſicherter Güter, durch Vergnügungen verweichlicht, mit wenigen Ausnahmen auch durch die mächtigen Umwälzungen ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts aus ſeiner bequemen Lebensweiſe nicht aufgerüttelt wurde, einer Lebensweiſe, welche, an den mit Venedig einſt durch Handel und Herrſchaft ſo enge verbundenen Orient erinnernd, durch Marcusplatz und Gondel repräſentirt wird, wie ſie in beiden ihre Erklärung findet.

War der Boden der Adriaſtadt dennoch unterminirt? waren die Ruhe, der Frieden, die Zufriedenheit nur eine Täuſchung? Ich kann es nicht glauben, oder nie müßte der Schein trügender geweſen ſeyn. Aber in den lezten Monaten des Jahres wurden allerwärts die Forderungen des italieniſchen Nationalgefühls ſo laut, daß auch Venedig ſich ihnen nicht entziehen konnte. Die piemonteſiſchen Intriguen in Mailand, die verkehrten Maßregeln der kaiſerlichen Regierung im Februar und Anfang März, die Unzufriedenheit, die ſchon in einem Theile der Terraferma gährte, in Padua namentlich, wo es ſchon zu den ſchlimmſten Reibungen gekommen war, das ernſtliche Mißbehagen endlich, welches der Kriminalprozeß gegen zwei Schriftſteller verurſacht hatte: alle dieſe Zuſtände thaten dann das Ihrige, und ſo konnte eine Advokatenrevolution Oeſterreich um die Stadt bringen, welche zu halten eben ſo leicht geweſen wäre, wie ihre Wiedereinnahme mit Schwierigkeiten verbunden iſt.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.*

I.

— — Die Urſachen und der Grundgedanke des Juniaufſtandes liegen offen zu Tage. Die Prätendenten hatten die Hände wohl ſchwerlich im Spiel, obwohl einzelne der Führer in die Klaſſe ihrer Anhänger gehörten. Im Ganzen und Allgemeinen war es ein Kampf der rothen Republik gegen die dreifarbige, der Thierheit gegen die Menſchheit, der Barbarei gegen die Civiliſation. Einer der Inſurgenten, den Jemand mit „Citoyen" und dann mit „Monſieur" anredete, entgegnete: „Nennt mich einfach Galeerenzüchtling." Ein Anderer rühmte ſich, den Erzbiſchof auf der Barrikade im Faubourg St. Antoine erſchoſſen zu haben, weil ihm das Predigen zu langweilig geweſen. Zu dieſem Abſchaum unſerer

* Dieſe Briefe wurden durch Zufall verſpätet; wir glauben aber, daß dieſe lebendige Schilderung eines Augenzeugen des ſchrecklichſten Kampfes der neuern Zeit und ſeiner Folgen auch jezt noch willkommen ſeyn wird.
Die Red.

ſtädtiſchen Bevölkerung, der weiter nichts als Raub und Plünderung im Schild führte, kamen die exaltirten Köpfe, die unter der „demokratiſchen und ſocialen Republik" die Herrſchaft der Arbeiter verſtanden. Seit Monaten durch die Klubs und die zahlloſen Sensblättchen rother Farbe gegen die Bourgeoiſie, die Beſitzenden, die Nationalgarde und die Nationalverſammlung aufgehezt, beabſichtigten die bis zum Wahnſinn Verführten die völlige Vernichtung aller dieſer Elemente der Geſellſchaft, was ſo viel heißt, als die Vernichtung des Eigenthums, der Familie, des Geſetzes. Dieſelben Urſachen werden in Deutſchland dieſelben Wirkungen haben, wenn das Volk nicht erwacht. Auch wir Deutſche haben unſere Zeitungen, deren Redakteure ihre Federn in Blut, Galle und Schmutz tauchen. Die „Neue Rheiniſche Zeitung" äußerte eine kannibaliſche Freude über den Ausbruch der Pariſer Blutergien und raste in unmächtiger Wuth, als ihre Buſenfreunde und Spießbrüder erlagen. In Frankfurt appellirt die linke Seite, ungehalten über die Beſchlüſſe der Majorität, an dieſelbe brutale Gewalt. Ich weiß wohl, daß, falls es einmal Ernſt werden ſollte, dieſe Herren wohl die Erſten wären, die ſich hinter den Unterröcken ihrer Weiber verſteckten; aber was hilft es, wenn die dämoniſche Kraft viehiſcher Leidenſchaft einmal losgelaſſen iſt? Nur durch ſchwere, durch unermeßliche Opfer kann der überfluthende Strom der Rohheit eingedämmt werden. In ihrer egoiſtiſchen Verblendung begreifen die meiſten deutſchen Demokraten nicht, daß im Fall ihres Sieges ſie ſelbſt unreitbar von der Lawine des gemeinſten Communismus in den Abgrund geriſſen würden. Viele der Fahnen, die am 23—26. Juni auf den Pariſer Barrikaden wehten, trugen Inſchriften, die aus den geheimen Gedanken der Herzen gar kein Hehl machten. Auf einer derſelben ſtand: „Dreiſtündige Plünderung!" Im Hauſe eines meiner Freunde ward eine von den Nationalwerkſtätten ausgegangene Proklamation aufgefunden, in der ſechshundert Köpfe, Verhaftung des Regierungsausſchuſſes und der Nationalverſammlung, endlich zweitauſend Millionen „Schadenerſatz" gefordert werden.

(Fortſetzung folgt.)

Schleswig-Holſtein, Auguſt.

(Schluß.)

Die Preſſe. — Harro Harring

Die täglich ausgegebene Schleswig-Holſteiniſche Zeitung erſcheint zu Rendsburg und galt bis vor Kurzem noch für das halbamtliche Organ der proviſoriſchen Regierung. Sie wird von Hanſſen redigirt und ihr Wahlſpruch iſt: die Monarchie auf demokratiſcher Grundlage und gänzliche Trennung von Dänemark, mithin auch Aufhebung der Perſonalunion. Weil ſie für das Organ der Regierung angeſehen wurde, ſo ſah ſich dieſelbe wegen dieſer Tendenz der gedachten Zeitung mehrmals von der hieſigen ariſtokratiſchen und hiſtoriſch-rechtlichen Partei angegriffen, namentlich in der nunmehr beſeitigten Ständeverſammlung. Dieſe Zeitung widmet ſich beſonders den inneren Angelegenheiten und iſt in dieſer Beziehung ſchätzbar. Die auswärtige Politik findet aus Mangel an Raum in ihr nur eine oberflächliche Beachtung, weßhalb ſie hier auch nur für den Bürger und Landmann genügt. Zur Bekämpfung des demokratiſchen Prinzips, ſowie zum Schutze des hiſtoriſchen Rechts und der Zuſtände von ehemals gibt der hieſige Etatsrath und Profeſſor Falck zu Kiel ein Schleswig-Holſteiniſches Wochenblatt heraus, welches namentlich in den oberen Schichten der Geſellſchaft zahlreiche Abonnenten findet und trotz ſeiner offenbar ſehr weit getriebenen Oppoſition gegen die Zeit und ihre Bewegungen viel Glück zu machen ſcheint. Obgleich ich nicht im Geringſten zu den Anhängern der von dieſem Blatte verfochtenen politiſchen Lehren und Anſichten gehöre, ſo will ich doch nicht leugnen, daß ein ſolches in gewiſſen Ländern Deutſchlands, wo demokratiſche Ueberſchwänglichkeiten herrſchen, ſeinen Nutzen haben könnte. Was aber ein ſolches Blatt im hieſigen Lande bezwecken ſoll, möchte ſchwer zu begreifen ſeyn, da wir an politiſchen und namentlich an demokratiſchen Ueberſchwänglichkeiten offenbar durchaus nicht darnieder liegen, ſondern vielmehr im Gegentheile kranken, und wer mit uns in der angegebenen Beziehung noch nicht zufrieden iſt, der muß ſchwer zufrieden zu ſtellen ſeyn und mehr dem Serviliſmus und mittelalterlichen Zuſtänden huldigen, als er vor Gott und den Menſchen verantworten könnte. Und wirklich kommen denn mitunter auch Artikel in dieſem Blatte vor, die offen den Serviliſmus predigen und die alten Zuſtände zurückverlangen. Daß aber ein ſolches Blatt nicht allein beſtehen kann, ſondern ſelbſt reichen Abſatz findet, iſt ſehr bezeichnend für die politiſche Richtung in gewiſſen Kreiſen. Namentlich ſcheinen die Herren Gutsbeſitzer von dieſem Blatte ſehr erbaut zu ſeyn, und die erſte Probenummer ſoll man hin und wieder ſelbſt durch reitende Boten von einem Gute zum andern befördern geſehen haben.

Nach einer 28jährigen Abweſenheit iſt der bekannte Schriftſteller Harro Harring, der Nordfrieſe, in ſeine hieſige Heimath endlich zurückgekehrt, nachdem er die Welt am Wanderſtabe durchmeſſen und zuletzt in Nordamerika geweilt hatte. Als er zu Tonning landete, empfingen ihn ſeine Verwandte und Freunde, in deren Geleit er in ſein bei Huſum gelegenes Vaterhaus ſich begab. Die hieſigen politiſchen Ereigniſſe ſcheinen ihn zur Rückkehr in's Vaterland beſtimmt zu haben, auch betheiligte er ſich ſofort lebhaft an denſelben; er ſoll ſchon am Landungsplatze eine Anrede an die Volksmenge gehalten haben und berief eine Volksverſammlung der Nordfrieſen, um ihnen ſeine politiſchen Anſichten und Rathſchläge zukommen zu laſſen. Dieſer Nordfrieſe mag immerhin ein ſehr ehrenwerther politiſcher Charakter ſeyn, aber er gehört offenbar zu den exaltirten, und wenn er die Welt 28 Jahre durchwandert hat, ſo iſt er auch mit jenem Schiller'ſchen Wanderer fremd in's Vaterhaus zurückgekehrt, und es ſtellt ſich ziemlich klar heraus, daß er in dieſen 28 Jahren nicht mit uns gelebt und gelitten hat. Wäre Harro Harring nicht ein Exaltirter, ſo würde er nicht von der Errichtung einer nordfrieſiſchen Republik ſprechen, und wäre er nicht ſo lange abweſend geweſen, ſo würde er nicht jene däniſchen Sympathien hegen, die er jezt offen ausſpricht und damit allgemeinen Anſtoß gibt. Daß Deutſche und Dänen verwandte Völker ſind, die als ſolche nicht ſo feindſelig einander gegenüber ſtehen ſollten, mag an und für ſich ganz richtig ſeyn, allein daraus geht noch nicht hervor, daß wir in Dänemark aufgehen und Dänen werden müſſen, ſowie denn jene vermittelnde Rede Harro Harrings weit beſſer vor Dänen in der Kopenhagener Schießbahn, als vor hieſigen Leuten und Nordfrieſen gehalten worden wäre. Wenn Harro Harring uns bei dieſer Gelegenheit erzählt, daß er mit Deutſchland und Dänemark gleich befreundet ſey, daß der jezige Kampf ihn ſchmerzlich berühre, ſowie daß er von väterlicher Seite aus Skandinavien und von mütterlicher Seite aus Spanien ſtamme, ſo gehört dieß offenbar gar nicht zur Sache und kann nur für ihn maßgebend ſeyn, nicht für uns. Er hat ſich nach dieſem ſeinem hieſigen politiſchen Debüt zu ſeinem Bruder, dem Pfarrer zu Sehestedt am ſchleswig-holſteiniſchen Kanal begeben, und wir müſſen ſeine weiteren Schritte demnächſt erwarten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 223. Sonnabend den 16. September 1848.

Du bringſt uns gute Waffen,
Zum edlen Kampf geſchaffen,
Des Rechts, des Freimuths Hort.
Und von dem Dienſt der Muſen
Bringſt du den warmen Buſen,
Das würdevolle Wort.

G. Schwab.

An Ludwig Uhland.

26. April 1847.

Zu dir, o edler Meiſter, aus der Ferne
Fliegt heut von mir auch des Geſanges Laut,
Da Fried' und Ruh dich mit dem Abendſterne
An, wie mit huldverklärtem Auge, ſchaut.
Hinweg aus der Verwirrung dieſer Zeiten
Nahm dich die Häuslichkeit in frohe Stille;
Doch liebend bringt dein Volk aus allen Weiten
Des Eichengrüns dir und des Lorbeers Fülle.

Da ſteht dein Haus, von Bäumen, blüthenvollen,
Am Thor der heimiſchen Muſenſtadt umrauſcht,
An dem vorbei des Neckars Fluthen rollen,
Der deinen Klängen frühe ſchon gelauſcht.
Dort ragt, jezt ſonnig, jezt gepeitſcht vom Flügel
Des Sturms, die Alp mit ihren Trümmerkronen;
Hier oben auf dem ſchönen Rebenhügel
Sah man den Sänger Oberons einſt wohnen.

Von dir erfriſcht aus der uralten Quelle
Tönt deutſches Lied, bald wie die Nachtigall,
Süßinnig bald, wie aus der Hainkapelle
Durch's Grün ein mächtigtiefer Glockenhall.
Vieltauſendſtimmig iſt es längſt geflogen
Von Gau zu Gau im weiten Vaterlande;
Es klingt zurück im Feierklang der Wogen
Selbſt von der Meeresfürſtin Klippenſtrande.

Auch auf der Bühne ſtellſt in ehrnen Bildern
Du deutſcher Vorzeit Heldengröße dar;
Von Bayern und von Habsburg herrlich ſchildern
Sie auf dem Einen Thron das Kaiſerpaar.
Uns durch die Bruſt mit ſchmerzlich ſüßem Schauer
Zückt Ernſts und Werners Kampf und Freundestreue;
Die Seele bebt in Wehmuth und in Trauer
Bei ſolcher männlichſtarken Todesweihe.

Wir denken dein zugleich, o Volksvertreter,
Wie du für Recht und Freiheit muthig rangſt,
Voran den Reihen ſtets, ein geiſtdurchwehter
Fähndrich und Kämpfer, hoch das Banner ſchwangſt;
Wie deine treue Hand einſt nicht vergebens
Den neuen Bau des Rechtes mitgegründet,
Im Volk die Gluten des verjüngten Lebens
Dein freies Wort und kühnes Lied entzündet.

Der Jugend Lehrer, haſt du einſt erſchloſſen
Altdeutſcher Dichtung wundervollen Schacht;
Drin ſahn wir leuchtend, glühend, klingend ſproſſen
Ihr ächtes Gold in reicher Zauberpracht.
Für uns heraus zum ſonnigheitern Tage
Zogſt du den blanken Hort der Nibelungen,
Das Heldenbuch und ſonſt noch manche Sage,
Friſch, waffentönig, wie ſie dort erklungen.

Da durften wir auch manches Lied dir bringen,
Geboren aus des Herzens frühem Drang,
Worin die Kraft noch unverſuchter Schwingen
Nur ſchüchtern erſt aufwärts zum Lichte rang.
Wie fühlten da die jugendlichen Geiſter
Erwartend feuriger die Pulſe pochen,
Bis über ſie der hochverehrte Meiſter
Das Urtheil ſcharf, gewichtig ausgeſprochen!

Den Freunden, die für dich ſtets innig glühten,
Sey denn auch ferner freundlich du und hold;
Laß ſie mit Eichenlaub und Dichterblüthen
Dein Bild umkränzen, wie das Jahr entrollt.
Und, gleich dem himmliſchen Geſtirn der Leier,
Das dorther glänzt aus dunkelblauen Höhen,
Sollſt du noch lang in hoher ſtiller Feier,
Ein lichter Stern, an Deutſchlands Himmel ſtehen!

An denſelben.

1818.

Ja, wieder, wie in jungen Jahren,
Voran dem Volke leuchteſt du,
„Der Sturm, der in die Zeit gefahren,“
Entriß auch dich der ſtillen Ruh.
Dich rief das Brauſen ſeiner Schwingen
Zum Rath, der ſich verſammelt hat,
Um Deutſchlands Größe zu verjüngen,
Dort in der alten Kaiſerſtadt.

So war es doch kein eitles Wähnen,
Wie nun ſich das Geſchick enthüllt,
Was laut und ſtill mit heißem Sehnen
Längſt jedes deutſche Herz erfüllt,
Für was auch mir die Bruſt in Tagen
Des Mannes noch ſo feurig ſchlug,
Wie es den Jüngling einſt getragen
Empor im höchſten kühnſten Flug.

In Freud' und Sehnſucht ſtürmiſch zittert
Sie jezt, daß bald „geſetzlich frei
Deutſchland, volkskräftig, unzerſplittert,“
Von innen ſtark und außen ſey.
Mit baueſt du nach ſichern Maßen
Des deutſchen Volkes neuen Hort;
Schon ſchweigt der Kräfte wildes Raſen
Vor eurer Weisheit ernſtem Wort.

Wie einſt aus des Gebirges Adern
Gebrochen, durch die Macht beſiegt
Der Töne, ſich die Rieſenquadern
Zu ſchönem Einklang dort gefügt,
So wölbe raſch durch eure Sendung,
Gethürmt von eurer Hand, der Bau
Sich bis zum Gipfel der Vollendung
Aufwärts im ſonnverklärten Blau.

Dann laßt die alten Feinde grollen:
Hoch als Granitburg aus dem Meer
Ragt Deutſchland fortan; machtlos rollen
Die Wogen drunten um ſie her;
Wenn ſeine Völker feſt verbündet
Als Brüder ſtehn in neuer Kraft,
Wenn endlich ſteht mit Gott gegründet
„Die Freiheit, die uns Einheit ſchafft!“

J. Krais.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Es begreift ſich, daß unter ſolchen Umgebungen ſich auch vom ältern Brauch und Weſen des Bürgerthums mancherlei in unſere moderne Tage herüber gewagt hat, ohne Gefahr zu laufen, als lalenburgiſches Erbſtück verlacht zu werden. So lange der ſogenannte Bürgerſpieß blank und ſchmuck erhalten wird, müſſen Sie geſtehen, bleibt er ein höchſt ehrſames Gewaffen, und darf ſich Keiner ſchämen ihn zu tragen. So erlebt hier noch der Feſtkalender der guten Zeit alljährlich ſeine neue Auflage; die Tage großväterlicher Luſt leuchten darin im ächtfarbigen Roth. Hirten und Dreikönige ſingen das Neujahr ein, der Thürmer und ſeine Geſellen „recordiren“ mit lautem Schall in allen Häuſern, man hält am „unſinnigen Pfinſtag“ den Wurſtball, am Faſtnachtdienſtag Morgens den „Branntweintanz,“ am Aſchermittwoch den Fiſchball; am weißen Sonntag zahlt man Mädchen und Frauen im Meth die „Schön' und Stärke“ und bewirft ſich dabei, abermals wälſche Sitte nachahmend, mit kleinen Lebkuchen, Schifflein genannt, bis der Boden klebt vom zertretenen Confetti. Am erſten Mai und Sankt Johannstag, an dem die Sunwendfeuer brennen und von Alt und Jung überſprungen werden, lezt man ſich ebenfalls mit Meth. Wie frohgemuth klingt das „Bratelblaſen“ der Thürmer in die Gaſſen herab, das Meiſter und Geſellen für dieſen Tag einen ſaftigen Braten am Tiſche verkündet! Und ſonſt bei Hochzeit und Kindstauf, oder wann immer etwas feſtliches ſich begibt, poſaunen ſie die fröhliche Kunde vom Thurm, und die ganze Stadt nimmt ſomit Antheil an der Freude des Einzelnen. Zünfte und Schützengilde liefern ihren Beitrag zu den allgemeinen Lebensfreuden mit Jahrtagen und Aufzügen. Schon in älteſter Zeit ſchoßen die Geſellen der Sankt Sebaſtians-Zeche um die Hoſen.

Die Waſſerburger waren allzeit ſtreitbare Mannen; ein eifriger Militzmann von 1795 hat ein Memoire hinterlaſſen über die denkwürdigen Jalouſien und Intriguen, womit damals die Bürger als Schützen oder Grenadiere ſich verfolgten und einen ſoldatiſchen Enthuſiasmus darthaten, um welchen ſie ſelbſt die römiſche Guardia civica beneiden könnte. Und dieſen

immergrünen Feſtons ſind nun noch die Herrlichkeiten des Kirchenkalenders einzuflechten, vor allem die Proceſſionen, wenn auch ihr Pomp ſich weder mit dem meſſen darf, welchen uns das Programm des Charfreitagsumgangs von 1654 ſchildert, noch ſo viel Erheiterung gewährt wie der „Spital-Antlas,“ bei welchem unmündige Kindlein als Geiſtliche, Engel, Heilige und „Mutter-Gotteſen“ fungirten. Noch immer labt man ſich aber in der Charwoche am „heiligen Grabl-Bier“ beim Bärbräu, ergözt ſich am „Oſtermährl,“ das bei Sankt Achaz am Oſtermontag gepredigt wird, und beſtaunt die Illumination des Friedhofes am Allerſeelenfeſt.

Dieſer faſt mittelalterliche Lokalton des öffentlichen Lebens überträgt ſich natürlich auch vielfach auf das der Familien. Die ſtolzbewußte und doch beſcheidene Art und Weiſe bürgerlicher Haushalte iſt ganz dieſelbe, wie ſie im Gefühle von Sicherheit und Freiheit, friſcher Thätigkeit und gutgewahrten Wohlſtandes „ehrbar und veſt“ ſich auf ihrem Platze behauptet hat in allen Phaſen, welche die deutſche Geſellſchaft durchzumachen hatte bis auf heute, — wir ſagen zu Nuz und Frommen unſeres Volkes. Aus dieſem Bürgerthum gehen ſittlich und geiſtig geſund die Kräfte hervor, welchen die Verwirklichung unſerer beſten Vorſäze und Hoffnungen übertragen zu ſeyn ſcheint.

Die Erhaltung dieſer gehaltvollen Formen für geräuſchloſe Tugend und genügſame Thatkraft wurde in der kleinen Stadt um ſo möglicher, als noch einzelne, alteingeſeſſene Geſchlechter ſie gleichſam mit den nöthigen Werkzeugen dazu als Erbgut übernahmen. In dieſen ſchlichten, warmen Stuben, unter dem derben Hausrath, den großen Schränken, die den Familienſchaz unangetaſtet bewahren, unter dieſen Erbſtücken, denen meiſt ein getreuer Knecht oder eine altanhängliche Magd beigezählt wird, läßt ſich's um ſo viel leichter verharren bei den Lehren des Ahnherrn und den Lebensregeln der Großmutter. Die Atmoſphäre iſt ihnen günſtig und die Weisheit und Moral von heute fühlt ſich nicht comfortabel unter dieſen Meubeln.

Nur ein paar von den Reliquien laſſen Sie ſich vorlegen, welchen wir dieſe conſervative Wunderkraft zutrauen möchten. Zuvorkommende Gaſtlichkeit gewährte uns die Einſicht in die Familienſchäze des Waſſerburgiſchen Bürgergeſchlechts der Surauer. Dokumente des vierzehnten Jahrhunderts weiſen bereits ſein Beſtehen daſelbſt nach, und ſeit dem ſechzehnten betreiben ſeine Stammhalter das Gewerbe von Wachsziehern und Lebküchnern: — ſie waren, bayeriſch geſprochen, Lebzelter. Die Bilder ihrer Ahnen reichen bis zum Anfange des leztgenannten Säculums, eine ſtattliche Reihe ehrbarer, kluger Geſichter in allen Trachten, von der Pelzſchaube bis zum Schwedenkoller und zum lebkuchenbraunen Bratenrock der Männer, wie von dem nonnenhaften Stauchen bis zum Goldbund und der Stockhaube ihrer Hausfrauen. Neben dem Geſchmeide züchtiger Eltermütter, neben Brautgürteln und Ringen, neben dem Doktordiplom eines Surauers und andern alten Briefſchaften, wies man uns nun auch zwei Stammbücher, werthvolle Belege des Anſehens, der Bildung und Treuherzigkeit ihrer Beſizer. Sie ſind von Vater und Sohn aus den Jahren 1606 und 1638.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Prinz Albert. — Anſicht über Deutſchland.

Der Auguſt erzeugt eine allgemeine Hydrophobie; tagtäglich überzieht ſich der Himmel mit düſtern Wolkenmaſſen, die ſich dann ſo plözlich und gewaltig herabſtürzen, daß weder Thier noch Menſch ihrem Strömen Stand halten kann, geſchweige alſo die Früchte des Feldes. Es iſt als ob die Allmacht es darauf abgeſehen hätte, eine neue Sündfluth ſpeziell für ihr geliebtes Albion herbeizuführen. Auf den Mondwechſel hofft man nun noch; das lezte Viertel deſſelben bricht ſich eben mühſam Bahn, ein kalter Wind klappert an den Fenſtern, und die helle Flamme eines Kaminfeuers iſt eine Wohlthat, die man dankbar hinnimmt. So ſehen die Hundetage in England aus! — Die bunte Welt hat London verlaſſen; nur die lezten Nachzügler des Parlaments ſizen noch und unterhalten ſich mit verlängerten Reden. Die Königin hat ſich lange ſchon auf der Inſel Wight eingeniſtet, wo ſie mit Albert am Ufer des Meeres ſpazieren geht, und am Abend arme Prinzen vom Continente bei ſich bewirthet. Die Morning-Poſt zeigt immer noch genau an, mit wem die Majeſtät geſpeist und wie groß der Appetit der anweſenden Gäſte geweſen iſt. Daß man unter denſelben nie einen Mann von Talent, einen Gelehrten, einen Künſtler, einen Schriftſteller genannt findet, iſt ein trauriges Zeichen des carthaginenſiſchen Geiſtes allhier; Prinz Albert aber,

der, aus dem Wolkenreiche (Cloudland) gebürtig, nur ein Anſiedler iſt, ſollte doch aus dem Heimathlande angeborene Verliebe für geiſtige Größen mitgebracht haben, und durch das Aufſuchen derſelben zeigen, woher er iſt. Aber Prinz Albert hat niemals einen Carlyle aufgeſucht; er kennt die talentvollſten Männer Englands nicht, und könnte ſie doch ſo leicht kennen. In dem drei Dutzendmal zertheilten Deutſchland, wo Alles zerſplittert iſt, wird es einem Fürſten ſchwer, große Menſchen um ſich zu ſammeln; aber hier, wo ſich Alles zuſammendrängt, iſt es ſo leicht, einen Blick auf die bedeutenden Zeitgenoſſen zu werfen, ſobald man nur ein Auge für dieſelben hat; aber dieſes Auge hat hier ſchon lange gefehlt. Wie viel aber liegt an einem ſolchen Blick, und wie oft hat er dazu beigetragen, ein Land und eine Zeit groß zu machen! Eliſabeth empfing Shakeſpeare; Königin Viktoria aber müßte den großen Mann wahrſcheinlich erſt zum kleinen Ritter erheben, um ihn als Sir William Shakeſpeare vor ſich zu laſſen. Wenn England aber noch an dieſen Aeußerlichkeiten hängt, wie muß es ſich da wundern, daß der Bruder ſeiner Königin, der Fürſt von Leiningen, den Völkern das Wort redet, und ſie auffordert, ihre Rechte zu vertheidigen! Man kann ſich kaum erholen von dem dabei empfundenen Erſtaunen. Ueberhaupt iſt man ein wenig über unſere deutſchen Verhältniſſe *erſtaunt*. Eine nationale Einheit Deutſchlands iſt dem engliſchen Staatsmann ein bloßes Hirngeſpinnſt, dem der Weiſe zum wenigſten nicht nachſtreben ſollte. Auch dürfte England nie irgend einer nationalen Einheit das Wort reden, ohne ſich ſelbſt gefährlich bloß zu geben; denn wie könnte es daran denken wollen, all die kleinen Länderſtückchen, die ſein Handelsgeiſt im Laufe der Zeiten ſo geſchickt an ſich geriſſen, wieder zurück zu geben, um der nationalen Einheit willen! Nimmermehr! Und würde es ſich je dazu herbeilaſſen, gleich den Verkündigern des göttlichen Worts, Theorien aufzuſtellen, denen nachzuleben es weder angenehm noch nützlich fände? Daß Oeſterreich die Lombardei aufgebe, damit iſt Jedermann hier einverſtanden; geht man dann aber weiter und ſpricht von den Polen und Czechen, von Schleswig und Limburg, dann iſt es vorbei mit allen liberalen Grundſätzen, und man findet, daß wie beim Spinngewebe des Anacharſis der Größere ſein Recht erlangt, der Kleinere aber das gewöhnliche Schickſal des ſchwächern Theils tragen muß. Ueberhaupt begreift man nicht, wie Deutſchland ſich aus dem Chaos ſeiner verwirrten Zuſtände herausfinden will. — In England iſt es ruhig und wird es ruhig bleiben, trotz der Chartiſtenmeetings. Irland muß ſich ſchon ſtill verhalten, und ſollte es darüber auch die bittere Welle trinken, die ihm die Hochkirche Englands ſo chriſtlich wünſcht. Aber zur Löſung des großen Problems, wie dem armen Lande beſſer zu Muthe werden könne, dazu wird es ſobald nicht kommen.

(Fortſetzung folgt.)

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

Es ſollte ein Vernichtungskrieg ausbrechen, wozu namentlich auch mit den Blut- und Raubmenſchen von Lyon und Marſeille Verbindungen angeknüpft waren, die einzelne Emeuten zur Folge hatten. Aus ſolchen Stoffen zuſammengeſetzt tritt der Aufſtand gar nicht in die Reihe früherer Revolutionen; Begeiſterung und der Lärm der Aufregung fehlten gänzlich. Mit verbiſſenem Ingrimm und der ſtillen Beſonnenheit geübter Mörder ſtanden die Inſurgenten wie Räuber des Apennins oder der Gebirge Calabriens hinter den Fenſtern und Barrikaden. Sie hatten kein Feldgeſchrei, und fragte man ſie, was ſie denn eigentlich wollen, ſo hieß es: „die demokratiſche und ſociale Republik," wobei natürlich Jeder dachte, was ihm beliebte, wie es in Deutſchland mit dem beliebten Worte: „Volksſouveränetät" der Fall iſt. In den Häuſern zwangen ſie die Kinder und Frauen ſich an die Fenſter zu ſtellen und ſchoſſen dann hinter ihren Rücken hervor. Die Schießbaumwolle kam ihnen dabei auf eine traurige Weiſe zu ſtatten.

Es erleidet keinen Zweifel, daß der Operationsplan von geſchickten Chefs entworfen war, wie auch der nächtliche Wachtdienſt mit der größten Regelmäßigkeit vollzogen wurde. In der Richtung von Süden nach Norden theilt ſich Paris in zwei große Hälften durch eine lange Linie von der Barrière St. Jacques ab durch die Straße deſſelben Namens, dann über mehrere Seinebrücken mitten durch die Cité, führt zu der Porte St. Denis und St. Martin, und von da zu den Vorſtädten dieſer Quartiere. Die öſtlich von dieſer Linie gelegenen Stadttheile im Umfang mehrerer Stunden und mit einem ungleichen, vielfach durchſchnittenen Terrain, mit engen Straßen, Kanälen, feſten Plätzen, wurden von den Inſurgenten in Beſchlag genommen. Ihr Centrum war das Quartier Marais mit einer langen, furchtbar verſchanzten Vertheidigungslinie, der Straße St. Antoine, die im Rücken des Stadthauſes das Quartier durchſchneidet und in den Baſtilleplatz mündet. Der rechte Flügel concentrirte ſich in den Vorſtädten St. Denis, St. Martin, du Temple; der linke in den Vierteln St. Jacques, St. Victor, St. Marceau. Eine furchtbare Reſerve war die Vorſtadt St. Antoine. — Bemerken Sie wohl, das Schlachtfeld war dießmal ein ganz anderes als in den früheren Revolutionen, wo die Straße St. Honoré mit den Umgebungen der Tuilerien und des Palais-Royal als Stützpunkt den Bewegungen diente. Damals ſpielten die Vorſtädte in der Regel eine paſſive, wenigſtens untergeordnete Rolle; die Junirevolution dagegen, was bezeichnend für ſie iſt, hatte ihre Hauptſtärke in den Vorſtädten. Sie ſpann ihr Netz rings um das Stadthaus, das, von zwölf Bataillonen bewacht, wie ein Keil in das Centrum der Inſurrection hineinreichte. Daher die gewaltigen Anſtrengungen der Aufſtändiſchen, ſich der Brücken zu der Cité und mittelſt derſelben der ganzen Inſel zu bemächtigen, weil dieſe den rechten und linken Flügel verband, und der Beſitz der Polizeipräfektur und des Juſtizpalaſtes von der größten Wichtigkeit war. Den Quais entlang konnte man ſich den Weg nach der Nationalverſammlung bahnen. Nach dieſem Plane wurden die Barrikaden gebaut, deren große Menge den Mangel an Infanterie bald genug fühlbar machte. Die Nationalverſammlung und der Concordienplatz waren mit Truppen, insbeſondere Reiterei, angefüllt, die am Kampfe gar nicht Theil nehmen konnten. Gleich zu Anfang hätte man wohl daran gethan, das Palais Bourbon zu verbarrikadiren, wodurch viele Truppen disponibel geworden wären. Ueberhaupt kann es nur der geringen Zahl Truppen, die am Freitag in der Stadt ſelbſt anweſend waren, zugeſchrieben werden, daß der Aufſtand während der Nacht ungeheure Fortſchritte machte. Am allerwenigſten vermag ich zu begreifen, daß man nicht einmal die Cité reinigte. Allein Cavaignac will damals nur 20,000 Mann zu ſeiner Verfügung gehabt haben, die freilich ſchon am folgenden Tage auf 52,000 anwuchſen. Die Artillerie aus Vincennes konnte nur auf einem ungeheuern Umweg von der untern Seine her in die Stadt gelangen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 65.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 224. Montag den 18. September 1848.

A fool, that goes to the wars, to grace himself, at his return, under the form of a soldier. — You must learn to know such slanders of the age, or else you may be marvellous mistook.

Shakespeare.

Italieniſches Leben und Zuſtände.

1847 — 1848.

2.

Die erſten Septembertage entſchieden über das Schickſal Toscanas; was ſpäter ſich ereignete, war zum Theil bloße Conſequenz, theils aber kam es von außen. Wenn ich jezt, wo beinahe ein Jahr vorüber, an den Enthuſiasmus zurückdenke, welcher damals die Toscaner erfüllte, ſo kann ich mich der Wehmuth nicht erwehren. Unläugbar ſind große Fortſchritte geſchehen, aber durch die Umwandlung der ganzen Verfaſſung, durch den Krieg, zu dem der Volkswille rief, die Regierungen mochten wollen oder nicht, namentlich durch die jüngſten Vorfälle dieſes Krieges, welche Piemont, die einzige Militärmacht, auf eine kaum erklärbare Weiſe aus dem Felde geſchlagen haben, iſt manches in Frage geſtellt worden, woran man damals entweder nicht dachte, oder deſſen Löſung man auf ganz andern Wegen erwartete.

Die Freude über die Gewährung der Bürgergarde hatte in Rom und in Florenz etwas Rührendes in ihrer Kindlichkeit, denn es würde boshaft ſeyn, die lächerliche Seite allein hervorzuheben. Man denke ſich ein alles Kriegsweſens und Kriegslebens entwöhntes Volk, welchem plözlich die Uniform angezogen, die Waffen in die Hand gegeben werden. Eine zeitlang ſchien's, als ſollte das Alles nur zur Parade dienen, und da mag's manchem ein etwas koſtbarer Spaß geſchienen haben. Die Römer nahmen ſich höchſt ſtattlich aus in ihren Waffenröcken mit Scharlachkragen, ihren Helmen mit rothen Roßſchweifen. Mehr vielleicht als in irgend einem andern Lande gibts hier ſchöne Leute, und die Menge dichter ſchwarzer Bärte, welche in einem Nu Kinn und Lippen umnachteten, machte in Wahrheit eine gute Wirkung. Als die Bataillone am 15. März nach Monte Cavallo zogen, dem Papſte für die Verleihung der Conſtitution zu danken, machten ſie einen vortheilhaften Eindruck; marſchirten ſie ſchlecht, was freilich der Fall war, ſo ſchob man's der Neuheit in die Schuhe. Die Toscaner ſahen im Ganzen weniger gut aus, aber auch ihnen läßt ſich Geſchick nicht abſprechen; und dann, man kann ja von ehrlichen Boutiquiers, Handlungsdienern, Kaffeewirthen, und auch von ihren zahlreichen Kollegen höherer Stände nicht verlangen, daß ſie ſogleich Evolutionen machen oder die Uniform tragen ſollen wie die preußiſche Garde.

Die Bürgerbewaffnung mag ihr Gutes haben, ich bin aber von meinen retrograden Zweifeln an der Zweckmäßigkeit derſelben in ernſten Fällen durch das, was ich in Italien geſehen, keineswegs zurückgebracht worden. Seit dem Tage, an welchem in Rom der Pöbel die öſterreichiſchen Wappen herunterriß und ein Autodafé mit den Trümmern anſtiftete, während vor dem Botſchaftspalaſt ein Wachtpoſten ſich befand, wo hundert Bürgergardiſten mit übereinandergeſchlagenen Armen dem Scandal zuſahen und in ihrer Gegenwart die Unruheſtifter anderthalb Stunden lang ſo unbeſorgt in dem Zerſtörungswerke fortfuhren, als hätten ſie in der eigenen Werkſtatt geſeſſen; ſeit dem andern Tage, als nach der päpſtlichen Allocution, welche die Kriegserklärung gegen Oeſterreich verweigerte, die Guardia civica offenbar rebellirte, die Kardinalspaläſte und den Quirinal gewiſſermaßen belagerte und die

Stadthore ſperrte, ſo daß ihr Chef, der Fürſt Rospigliosi, im Unwillen über die Inſubordination ſein Kommando niederlegte; ſeit dem Abende endlich, an welchem ein Haufen Geſindel in Florenz den Wagen des neapolitaniſchen Generals Statella verbrannte, der den nach dem Venetianiſchen marſchirenden Truppen den Befehl zum Rückzug gebracht hatte, während die Herren Bürgergardiſten den ſchmählichen Unfug nicht zu hindern verſuchten: ſeit dieſen ſchlimmen Erfahrungen ſteht meine Anſicht von dieſem Inſtitut ſehr feſt, und was in Berlin vorgefallen bei der Zeughauserſtürmung, und eben jezt unter meinen Augen beim Angriff auf die Miniſterhotels, iſt gerade nicht geeignet, mich zu einem Meinungswechſel zu bewegen.

Eine Hauptfreude vieler unter der Guardia civica beſtand darin, an Sonn- und Feſttagen in den beſuchteren Straßen und an den Vergnügungsorten in Uniform ſich zu zeigen. Der römiſche Corſo und Villa Borgheſe, in Florenz der Lung' Arno, Via Calzajoli und die Cascinen, wo man früher von Militär nichts gewahrte, bekamen plötzlich ein ganz kriegeriſches Ausſehen, und Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſpazierten gravitätiſch mit Weib und Kind und wallendem Helmbuſch einher. Als ich die preußiſche Hauptſtadt wieder ſah, ſchienen mir die Rollen gewechſelt: hier gehen jezt die Offiziere in Civil, in Rom müſſen ſelbſt die der Civica in Geſellſchaft Uniform tragen. Bei einem großen Feſte, das der Fürſt Rospigliosi gab, als die Stadt Genua ihrer römiſchen Schweſter zwei Geſchütze geſchenkt hatte, mit denen man einen feierlichen Umzug durch die Stadt hielt (man wollte ſogar, der Papſt ſolle ſie ſegnen), war man von nichts als Uniformen umgeben. Die ſchönen Säle des vormaligen Mazariniſchen Palaſtes, der in ſeiner Iſolirung auf dem quirinaliſchen Hügel ſo recht zur Wohnung eines Großen beſtimmt ſcheint, und in deſſen Caſino Guido Renis ſtrahlender, von den Muſen umringter Apoll hinter Aurora die Sonnenroſſe lenkt, hatten dieß wohl nie erlebt. Ich erkannte meine alten Bekannten kaum wieder in der Metamorphoſe und merkte wohl, daß die Zeiten anders geworden, als ich Don Marc' Antonio Borgheſe in der Uniform eines Gemeinen der Civica wieder fand und ſeinen Bruder Camillo Aldobrandini noch um halb zwölf Uhr Abends nach dem Kriegsminiſterium gehen ſah, um dort die Pflichten zu erfüllen, die einſt dem dicken und gutmüthigen Monſignor (jezt Kardinal) Piccolomini und dann dem feinen und gewandten, von der Mineralogie mehr als vom Kriegsweſen wiſſenden Monſignor De' Medici-Spada als „Monſignor delle Armi" obgelegen hatten.

Die aufwallende Kriegsluſt der Toscaner und Römer hatte ihre verſchiedenen Phaſen. Als in Florenz im Spätherbſt der Lärm losging wegen der Gebietstheile der Lunigiana, welche mit dem anſtoßenden modeneſiſchen Territorium vereinigt werden ſollten, und die ſich gegen den Wechſel ſträubten, was Niemand ihnen verdenken kann, der das modeneſiſche Regime mit dem toscaniſchen vergleicht, da dachte man im erſten Moment, es ſey wirklich eine ſehr ernſtliche Sache. Tauſende wollten hin, den bedrängten Brüdern zu helfen; man hörte nach nichts als Waffen rufen; ſie meinten, alles Uebrige würde ſich ſchon finden. In Pietraſanta, an der Grenze von Maſſa-Carrara, ſollte ein Lager gebildet werden; fragte man, mit welchen Mitteln, ſo erhielt man keine Antwort. Die Lagerbildung war überhaupt eine ſeltſame Marotte. Als die Oeſterreicher Ferrara beſezten — einer ihrer vielen Mißgriffe, der weſentlich dazu beigetragen hat, die Italiener zu reizen und die Bewegung zu beſchleunigen — ſollten die Päpſtlichen ein Lager bei Forli in der Romagna bilden, und nach dieſem Lager, welches nie beſtanden hat, ward bei der Metamorphoſe der Kaffeehausſchilder in Florenz das Café del Campo di Forli getauft, und der unter den Uffizien ſtehenden Statue des lezten Feldherrn der Republik, Franceſco Ferruccio, wurde eine Fahne mit der Aufſchrift: Campo di Forli, in die Hand gegeben.

(Fortſezung folgt.)

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſezung.)

Hans Surauers Album iſt in gepreßtes Leder gebunden, Oktav. Er ſcheint es angelegt zu haben, nachdem er von ſeiner Wanderſchaft heimgekehrt war. Aus mitgebrachten Papieren ſchrieb er nebſt etlichen Weisheitsſprüchen vorerſt ſeine Reiſegeſchichte hinein, die er mit den Worten beginnt: „Aby, den 12. Juli 1603." Er reiſte zum Anfang nach Wien, von da nach Mähren, Schleſien, Böhmen, Steiermark, Ungarn und Kärnthen, zulezt nach Wälſchland. Bis dahin ſind nur wenige Notizen den aufgezeichneten Routen beigefügt; aber auf italieniſcher Erde wird er mit einemmal geſprächig. Schon der Aufſchrift fügt er die Bemerkung bei: „Hat auch ſein beſonder Sprach." Venedig, ſcheint es, hat ihn vor allem andern bisher Geſehenen betroffen und intereſſirt. Die „gewaltige Stadt" mit ihren zahlloſen Kirchen, Paläſten und Brücken, die im Meere ſchwimmen, ſchildert er auf vielen Blättern. Er kann nicht fertig werden mit Lob und Erſtaunen. Ueber Verona und Trient

wandert er endlich in's Tirol und hinaus nach Schwaben, nach Augsburg, Nürnberg, zurück nach München und kommt am 22. December 1605 in ſeine Vaterſtadt. Dieſem Itinerarium folgen nun die Gedenkblätter ſeiner Verwandten und Freunde, unter welche der ſchlichte Bürger die angeſehenſten Leute zählte, Prälaten und fürſtliche Pfleger, Kriegsmänner, Adlige und Gelehrte und ſämmtliches Patriziat von Waſſerburg. Jeder derſelben ließ ſein Wappen zierlichſt in das Buch malen und ſchrieb Namen und Deviſe dazu. Auch in andern Symbolen und Figuren laſſen ſie ihr Licht leuchten, und ſiehe da, es fehlt darunter nicht die traurige Fabel von Pyramus und Thisbe, mit einem Warnungsreim gegen weltliche Lieb, ein Exempel, das wir noch in allen Stammbüchern aus derſelben Zeit gefunden.

Dem väterlichen Beiſpiele folgend beſtellte ſich auch Rupert Surauer 1638 ein Gedenkbuch, doch bei weitem prunk- und geſchmackvoller als der alte Herr. Purpurſammt umhüllt die Deckel, Seidenbänder in den Wappenfarben ſeines Stammes, gelb und blau, ſchließen es, goldener Schnitt berandet die großen Blätter und werthvolle feine Miniaturen von Künſtlerhand, die Jahreszeiten und die fünf Sinne durch galante Gruppen im Prachtcoſtüm der Zeit verſinnlichend, unterbrechen die heraldiſchen und epigrammatiſchen Promemorien ſeiner zahlreichen Freunde. Als Einleitung gab auch er ſein Reiſetagebuch, aus dem wir erſehen, daß er ſo ziemlich den Fußſtapfen des Herrn Vaters gefolgt war. Auch für ihn iſt Venedig ein Weltwunder, und ſo ließ er auch von allem Geſehenen allein die Piazetta der Dogenſtadt durch einen kunſtreichen Pinſel im Stammbuche verewigen.

Dieſe beiden handſchriftlichen Schatzſtücke des alten Geſchlechts ſind die erſten Albums bürgerlichen Urſprungs, die uns aus jener Zeit vorgekommen, in welcher beſonders unter den adlichen Studenten der Gebrauch derſelben im Schwung war. So ganz aber im Sinne jener Poeſie, die nur im Träumewinkel eines Erkers oder in der Laube eines engen Hausgärtleins wachſen kann — jener Poeſie, die das „Anneken von Tharau“ und viele ſolche Lieder ſang, — erſcheint eine Reliquie, welche von dem ältern Hans bis auf ſeine Urenkel ſich vererbt hat. Man wies uns, in ein ſchlechtes Stück Papier eingewickelt, ein Geldſtück, wunderlich mit rothen, grünen und gelben Laſurfarben ausgemalt, eine kurrente Münze von damals, zehn Kreuzer werth, das Wappen und Bruſtbild Erzherzog Ferdinands von Tirol und die Jahreszahl 1571 im Gepräge. Auf dem Papiere ſtand inwendig zu leſen: „Den 22. Juli 1603 ſchönckt mir dieſen Zehner die Jungfrau Anna Angermalerin auf mein Wanderſchaft. — Hans Surauer.“ — Das bemalte Geldſtück war ein Andenken ſeiner Herzliebſten! Denken Sie ſich den treuherzigen Hans, wie er zwei Jahre lang mit ſeinem Zehner in der Taſche durch die Welt läuft, und ſo oft er ſeine Zeche zahlt, den Heckepfennig hervorzieht und um die gute Stadt Waſſerburg und die Jungfer Anna Angermaierin ſeufzet. Im Jahre 1608 hat er dieſe ſeine Braut heimgeführt; ein Blatt im Stammbuch enthält ihr Wappen und ihre Unterſchrift als Surauerin; aber ſchon 1612 mußte der arme Hans das Sterbekreuzlein daneben malen, dem wir jezt die zitternde Hand des Schwerbetroffenen anſehen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſezung.)

Abgeſehen davon, daß in den von den Aufſtändiſchen beſezten Vierteln ein großer Theil der Nationalgarde hinter den Barrikaden ſtand, befanden ſich diejenigen, die dem Rappel Folge leiſteten, da ſie faſt gänzlich ohne Unterſtüzung blieben, in einer äußerſt mißlichen Lage, recht eigentlich mitten unter Barrikaden. Von der fünften, ſiebten, achten, neunten, eilften und zwölften Legion, deren jede mindeſtens zwanzigtauſend Mann zählt, ſtellten ſich gewöhnlich nur einige Hunderte, von denen verſchiedene Abtheilungen ſich recht wacker ſchlugen, obwohl Mancher Gefahr lief, beim Nachhauſegehen, vielleicht von ſeinen eigenen Arbeitern, über den Haufen geſchoſſen oder erdolcht zu werden. Ueberall wurden ſie von dem Hohngeſchrei: „ihr feigen Canaillen-Ariſtokraten!“ empfangen. — In meinem Quartier war es Freitag Abends ziemlich ruhig. Die Rue St. Jacques war übrigens nur theilweiſe geſäubert. Ein Angriff von der untern Seite her, wobei der Abgeordnete Virio einen wahren Heldenmuth zeigte und einen Schuß in die Bruſt erhielt, deren Wunde der Miniſter Trélat, ein Arzt, verband, hatte nicht den gewünſchten Erfolg. „Morgen, morgen wird es beſſer kommen!“ riefen die Aufſtändiſchen. Man ließ ihnen vollkommen freie Hand. Sie ſezten ſich in dem Pantheon feſt, das Sonnabends einer Feſtung glich; aus der unheimlichen Rue

Monffetard und den Gaſſen des Pflanzengartens ſtiegen Tauſende herauf, denen die fünfzig Mobiliſten, welche man in die Rechtsſchule einquartiert hatte, nicht lange zu widerſtehen vermochten. Sie wurden überwältigt, und einer der in ſtrategiſcher Hinſicht wichtigſten Punkte ging verloren. In den Wohnungen der Profeſſoren raubten die Sieger, was ſie an werthvollen Sachen vorfanden. Einige der gefangenen Offiziere mordeten ſie mit ſcheußlicher Grauſamkeit. Ein beſonderes Gefallen ſcheinen ſie am Daumenabhauen gefunden zu haben.

Der eigentliche Kampf, die Mordſchlacht, begann erſt Sonnabend früh. Unausgeſetzt donnerten die Kanonen gegen das Pantheon, ſtundenlang floß das Blut in Strömen. Die Nationalverſammlung hatte ſich in Permanenz erklärt, das Regierungscomité gab ſeine Entlaſſung und Cavaignac erhielt die Diktatur. Er erklärte Paris in Belagerungszuſtand. Dadurch kam Einheit und Nachdruck in die Operationen. Der Angriff begann der ganzen Breitenlinie entlang. Im Centrum commandirte Bedeau, den, weil er eine Wunde erhielt, Duvivier ablöste. Auch dieſer ward verwundet. Den linken Flügel befehligte Lamoricière mit „afrikaniſcher" Tapferkeit; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen. Mehrere der feſteſten Punkte mußte er ſtürmen laſſen, ſo namentlich ein Zollhaus und den Clos St. Lazare, einen durch gewaltige Bauſteine abgeſperrten offenen Platz. Einzelne Bataillone der Nationalgarde ſtürmten hier mit dem Muthe auf dem Schlachtfeld ergrauter Soldaten. Der rechte Flügel ward geführt von Damesme, und nach deſſen Verwundung von General Bréa, den die Meuterer durch niederträchtige Treuloſigkeit an der Barrière von Fontainebleau in ihre Hände bekamen und erſchoſſen. Ihm folgte Thomas, Obriſtlieutenant der Mobilen, die überhaupt in dieſem Quartier ein tüchtiges Stück Arbeit hatten.

Als Fremder ſah ich mich von jedem Waffendienſt ausgeſchloſſen, und Sonnabends ſogar in's Haus gebannt, da meiner Wohnung gegenüber Truppen auf einem Zinkdache ſehr gürſtig poſtirt waren und faſt die ganze Rue d'Enfer beherrſchten. Sie ließen Niemand ein noch aus. Nachmittags wechſelten die Inſurgenten einige Kugeln mit ihnen. Um vier Uhr war das Pantheon genommen, die Straße St. Jacques frei und der Verkehr wieder geſtattet, wenigſtens für die nächſten Umgebungen, was um ſo nothwendiger war, da bei der hermetiſchen Abſperrung der Magen zu revoltiren begann. Die braven Soldaten ſtanden in Gruppen vertheilt und erzählten einander ihre Heldenthaten, die Mobilen fröhlich und leichtſinnig, wie immer. Einer derſelben dagegen weinte bitterlich, wahrſcheinlich in der Erinnerung an den „guten Kameraden," der ihm von der Seite weggeſchoſſen worden.

(Fortſetzung folgt.)

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Lord und Lady Ruſſel. — Guizot und die Fürſtin Lieven. — Königin Iſabelle.

So weit iſt man jetzt endlich in Irland gekommen, zu entdecken, daß das Land mehr Korn baut, als es zu verzehren vermag; aber dieſes Korn bleibt nicht im Lande, weil die Einwohner deſſelben es nicht bezahlen können, indem der Tagelohn ſo gering iſt, daß ſich nur Kartoffeln, und dieſe kaum hinreichend zur Friſtung des Lebens, dafür erſchwingen laſſen. Die Frage iſt alſo, wie man die Ausfuhr verhindern könne, und da ein ſolcher Akt der Regierung nicht im Geſetzbuche ſteht, ſo weiß man nicht, wie ſich dieſer eigenmächtige Schritt rechtfertigen laſſen ſoll, anders als durch die geſunde Vernunft und eine Naturnothwendigkeit, die ſich durch den Tod Tauſender im vorigen Jahre vor dem Angeſicht Gottes und der Menſchheit herausgeſtellt hat. Aber die Conſequenz! Darf der Staat eine Maxime aufgeben, da der Staatsmann es nicht darf? Wir werden im Laufe des Jahres ſehen, wie weit England ſeine Conſequenz treibt. — Lord John Ruſſel beſitzt weder das Vertrauen der Nation, noch das ſeiner Partei, und doch wird er ſich halten. Man hat Niemand an ſeine Stelle zu ſetzen, und ſo lange er, ein Whig, Miniſter iſt, ſtimmen die Tories für ihn; hätte man aber ein Toryminiſterium, ſo würden die Whigs nicht mit demſelben ſtimmen, weil es einmal gegen ihren Grundſatz iſt, einer Torymaßregel ihr Votum zu geben. Darum bleibt Lord John als faute de mieux im Miniſterium, ſo lange kein Mieux aufgefunden iſt. Er iſt auf ſeinem Landſitz in der Nachbarſchaft von Richmond, wo er den neuen Geſandten, Herrn von Beaumont, bewirthet. Lady Ruſſel, eine kleine hübſche Frau, macht ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſo angenehm als nur möglich, um ihren Gemahl, ſo viel an ihr iſt, auf ſeinem gläſernen Piedeſtal zu erhalten. Weiter aber geht ihre Einmiſchung in die Politik nicht. Sie iſt noch ſehr jung, und iſt keine Lady Palmerſton. Ein Brief von ihr an Guizot, der aber ſchon zwei Jahre alt iſt, worin ſie dieſen bittet, ihres Kammermädchens Geliebten ein Hutmacherdiplom in Paris zu geben, iſt bis jetzt ihre einzige diplomatiſche That. Dieſer Brief iſt in Paris unter den zurückgelaſſenen Papieren der Exgroßen gefunden worden und in den engliſchen Journalen abgedruckt, nebſt vielen Liebesbriefen Guizots, die der erſtaunten Welt zeigen, daß ein ernſter Philoſoph und Staatsmann außer einer politiſchen Liebe auch noch Zeit und Muße für gewöhnliche kleine Eroberungen übrig gehabt habe. Die Veröffentlichung dieſer Herzensgeheimniſſe hat in ſeinem Verhältniß zur Fürſtin Lieven nichts geändert. Nach wie vor hängt dieſe mit ganzem Herzen an ihm, folgt ihm überall wie ſein Schatten, und die Welt ſagt, ſie ſey ihm lange ſchon heimlich angetraut. Deſto beſſer! Die gute alte Dame konnte auch nicht mehr zu viel Zeit verlieren; überdem leidet ſie ſehr an den Augen und muß in Geſellſchaft ſtets einen Lichtſchirm tragen, wenn ſie ſich leidlich fühlen ſoll; wollte ſie ſich alſo als Gattin ſehen, ſo war es in jedem Sinne hohe Zeit. — Louis Philipp fährt noch immer Sonntags in ſeinem Fiaker zur Kirche; dieß iſt das Einzige, was man von ihm hört. Die Veröffentlichung ſeiner Korreſpondenz in Betreff der ſpaniſchen Heirath hat eben nicht dazu gedient, ihn hier populärer zu machen. Dem geraden Sinn des Engländers iſt dieſes Kuppeln in der Seele zuwider, und er begreift nicht, wie ſich ein ehrlicher Mann dazu hergeben konnte, die blutjunge Königin an die Seite eines Mannes zu ſchmieden, mit dem ſie allem Anſchein nach unglücklich ſeyn mußte, ſchon weil ſie von vorne herein entſchiedene Abneigung gegen ihn empfand. Uebrigens herrſchen die ſeltſamſten Gerüchte über Iſabelle. Faſt täglich bringen die Journale neue Nachrichten über ſie, die ſich an Abgeſchmacktheit überbieten. Aus allem aber geht hervor, daß es der kleinen Königin an aller Erziehung gebricht, ſo daß ſie ſich, die Zeit auszufüllen, den ſeltſamſten Launen überläßt, in denen ſie bald wie eine Amazone Jagden mitmacht, bald um Mitternacht in der Rüſtkammer mit dem Laden von Büchſen beſchäftigt überraſcht wird, bald wieder mit ihren Untergebenen blinde Kuh ſpielt, und ſich ſogar den Freuden der Tafel auf eine Weiſe überläßt, die ſie der ſchwachen Geiſteskräfte, die ſie beſitzt, vollends berauben ſoll. Was aber auch an dieſem allen wahr ſey, immer ſchreitet ſie tapfer in den Fußſtapfen ihrer würdigen Mutter, die ihren Munnoz nächſtens mit dem neunten Kinde beſchenken wird.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 225. Dienſtag den 19. September 1848.

Zeit gepuderter Perücken,
Steig auf in der alten Pracht!
Uhland.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Fortſetzung.)

Jezt gönnen Sie noch einen Blick einem Aktenſtück bürgerlichen Ceremoniels, das ein Bild entwirft, wie es der ſelige Geyer in Augsburg oder Meiſter Flüggen nur in der beſten Stunde componirt hätten. Es ſchildert die Uebergabe eines Rathsehrengeſchenkes an ein bürgerliches Brautpaar. Im „Paubüchl des Philipp Jakob Khornmeſſer, Stadtknecht in Waſſerburg," iſt das Original hinterlegt, das wir nur in einer Aquarelle hier mittheilen. — Anno 1685, den 19. Februar fand die Staatsaktion ſtatt, deren glückliche, anſtoßloſe Durchführung dem Referenten ein ſchließliches „Gott ſey Lob und Dank" entlockt. Mit großgünſtiger Verwilligung ſollten an dieſem Tage der ehrengeachte, kunſtreiche Geſell Adam Sebaſtian Zellmichel und ſeine Erkorne, Anna Regina, NB. des Herrn Bürgermeiſters Tochter, von den aus Rathsmitteln wohlverordneten Kommiſſarien in der Rathsſtuben ob der Schrannen mit einem Geſchenk beehrt werden. Auf das Pünktchen getreu, zur Darnachachtung für kommende Geſchlechter, verzeichnet uns der ſorgſame Philippus die Vorbereitungen, die zum Vollzug der Ceremonie getroffen wurden. Der Schauplatz war jenes pittoreske Gemach, das ſonſt auch der Areopag der Kreisſtände mit ſeiner Weisheit durchleuchtete. Der Protokolltiſch ward den Herrn Organiſten und Muſikanten überliefert, und die Rathstafel, auf welcher die Akten zum Heile deutſcher Nation zu ruhen pflegten, mit Tiſchtüchlein, Gläſern und Majolicaſchalen, mit Zinntellern und Kannen zur Kredenz verwandelt. Zwölf ſolcher Kannen, gefüllt mit achtzehn Maas Wein, waren das vielberühmte Ehrengeſchenk. „Saubere Lichter mit Putzſcheeren" ſah man aufgeſtellt, und „am Fleyz" brannte ſogar eine Laterne. Zu dieſer Herrlichkeit nun wurde das „Brautvolkh ſammt ihren Herrn Vatern und Frau Muttern nebſt vornemben Hochzeitgäſten durch den Stadtſchreiber Lic. Mayer und beede Herrn Commiſſarii eingeführt, als ſie vom Schmalzgrueber-Bräu herüber auf's Rathhaus gekommen waren, um dort nach altem Herkommen den Ehrentanz zu thuen." Wir erfahren getreulichſt, wo ſämmtliche Geſellſchaft vorſchriftsgemäß geſtanden, als der Herr Licenziat die „Geſchenk-Oration zierlichſt vorgebracht;" wir ſehen ſie an den Tiſchen auf rothen Stühlen secundum ordinem Platz, ja auch „auf denen Pankhen" vorlieb nehmen. Wein wird eingeſchenkt, „verzuckerter Anneis, Mandlen, Lebzelten und Lemoni" werden „mit ſonderem Appetit eingenommen," auch etliche Tänz muſicirt, und man iſt ſo guter Dinge, daß, als die Kandeln leer waren, der Herr Brautvater noch vier Maas Wein „auf ſeine Speſe hat holen laſſen," bis endlich die Hochzeit gute Nacht genommen und die Herrn Commiſſarii „die verbliebenen Neigl und Biſſen austrunken und vertheilt haben," ohne dabei den Pfänder und Bettelrichter zu überſehen, die an der Thüre die Honneurs gemacht hatten.

Coſtümiren Sie mit etwas Phantaſie dieſe ehr- und tugendſame, wohlweiſe Geſellſchaft mit dem ſtattlichen Faltenwurfe jener Mäntel und Schleppen, jener Krauſen und Pauſchhoſen, kargen Sie nicht mit Schleifen, Schmuck und Federn, erinnern Sie

ſich etlicher ſehr ernſter, gutgenährter Rathsherrnköpfe und einiger Milch- und Blutgeſichtchen zarter Bürgersmädchen mit dem Rosmarinkränzchen, ſo fehlt zu dem vollendeten Tableau kaum mehr als der goldene Rahmen.

Ja, das bleibt gewiß, künſtleriſch anſchaulicher waren die Lebenszuſtände der Leute ſicherlich als die unſern; doch ars longa, vita brevis, und es bleibt denn noch immer etwas Beſſeres zu thun übrig, als in maleriſchen Attituden zum Vergnügen der Nachwelt Modell zu ſtehen.

Ein Bischen Grün und ein tüchtiger Trunk friſche Luft kann aber jezt nicht mehr ſchaden. „Ady," ſagen wir zur guten Stadt Waſſerburg, wie weiland Hans Sturauer, ziehen hinaus, kehren uns nach Süden und eilen wieder in die Berge.

(Schluß des dritten Artikels.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.

1847—48.

(Fortſezung.)

Dieſer Kriegsdrang währte dann einen Theil des Winters hindurch und im Bunde mit dem Conſtitutionsdrang gab er den Anlaß zu manchem Crawall und wurde recht ausgebeutet von den Kaffeehaushelden, deren Tummelplaz in Florenz das vormalige Café Elvetico, jezt Ferruccio, am Mercato nuovo, in Rom das Café delle Belle Arti am Corſo war. Wie viel unſinniges und verderbliches Zeug iſt da nicht zum Vorſchein gekommen! Stundenlang waren die Straßen geſperrt durch die dichten Haufen, die den Volksrednern zuhörten. In Toscana machte die Ertheilung der Conſtitution der Sache ſo ziemlich ein Ende; ein aufrühreriſcher Verſuch blieb ohne Erfolg und es wäre Alles vollkommen ruhig und friedlich abgelaufen ohne die franzöſiſche Revolution und ihre Schweſter, die Wiener, und ohne den durch dieſelben veranlaßten lombardiſchen Aufſtand. Da brach denn der Krieg ernſtlich aus, und während der ſardiſche König, der um die Mailänder Plane wußte, durch dieſen frühzeitigen Ausbruch überraſcht, nur that was er nicht hindern konnte, waren Toskana und Rom gleichfalls genöthigt am Kampfe Theil zu nehmen. Ob es den Regierungen recht war oder nicht, darauf kam es hier durchaus nicht an. Es iſt viel wahrer und ſchöner Enthuſiasmus dabei geweſen, und ſo mag dieſe Anregung männlicher Geſinnung, dieſe Belebung und Kräftigung der Vaterlandsliebe in der Bruſt des Volkes, namentlich der Jugend, ihre guten Früchte tragen, ſollten auch die augenblicklichen Reſultate nicht die erwarteten ſeyn. Daß ſie dieß nicht geweſen, dazu haben, außer der militäriſchen Ueberlegenheit der Oeſterreicher, mancherlei Urſachen beigetragen: Mangel an Einigkeit, Mangel an Vertrauen, Mangel an der allergewöhnlichſten Vorſorge, Mangel endlich an jeglicher Subordination.

Ich ſah einen Theil des römiſchen Contingents, Truppen und Freiwillige, gegen Ende März ausrücken. Gutes und Schlimmes war hier in reichem Maße vereinigt. Man mochte über den Krieg ſelber denken wie man wollte, die Entſchloſſenheit, womit eine Menge braver Leute, ältere wie jüngere, Väter mit ihren Söhnen, ſich in die Reihen ſtellten, den bedrängten Brüdern in der Lombardei zu Hülfe zu eilen, die Bereitwilligkeit, womit Reiche und Arme herbeieilten, ein Scherflein für den großen Zweck der „Befreiung Italiens" zu opfern, in ſo geldarmen Zeiten dazu, wo die Noth ängſtigend an die Thüren pochte und manche Frau vom Volke ihr Korallenhalsband ablöste, die ſilberne Nadel aus dem Haar zog, weil ſie nichts anderes zu geben hatte — ſolche Erſcheinungen, und es waren deren viele, ſehr viele, gereichen gewiß einem Volke zur höchſten Ehre. Wären nur ſonſt die Ausſichten beſſer geweſen.

Wenn man aber dieſe Freiwilligen anſah, von denen namentlich der zweite Trupp großentheils aus der Heſe der Bevölkerung beſtand, ehemalige Sträflinge, Leute, die unter polizeilicher Aufſicht ſtanden, zuſammengerafftes Geſindel aller Art, ſo konnte man kein günſtiges Reſultat erwarten. Mußte doch der Befehlshaber dieſes leztern Corps ihnen bei der Muſterung drohen, er werde ſie erbarmungslos füſiliren laſſen, wenn ſie ſchlechte Streiche machten; beklagte man doch in Rom ſelbſt die Provinzen, durch welche ſie ziehen würden, während man ſich im voraus ſchon vor der einſtigen Rückkehr dieſer Helden fürchtete, die denn auch bei der Heimkehr glänzende Proben ihrer Subordination abgelegt haben. Kamen doch ſchon während der erſten Tage des Marſches ſo viele Schlechtigkeiten vor, daß man eine Menge von ihnen in Eiſen zu legen gezwungen war. Des General Durando famoſe Kreuzzugproklamation kam dann dazu, die Sache vollends zu verderben und den Papſt in zweifache Verlegenheit zu ſtürzen. Der Mangel an Vorausſicht iſt vielleicht nie ſo groß geweſen wie in dieſem Fall. Die jungen Leute der höhern Stände zogen aus, als hätte es eine Promenade gegolten, mit lakirten Stiefeln und einer Jagdflinte. Ich begegnete im Parmeſaniſchen und Modeneſiſchen im Mai Haufen von Rekruten in Leinwandblouſen ohne Mäntel, als ſtände die Maiſonne immer am Himmel, und als gäbe es weder Regen noch kalte Nächte im Bivouac.

Die Toscaner haben ſich in der Mincioebene, bei Curtatone und Montanara, brav geſchlagen; die päpſtlichen Schweizer haben den Monte Berico bei Vicenza tapfer vertheidigt: der Ausgang iſt überall ein unglücklicher geweſen. Wie viel die bedeutendere Macht der Gegner dazu beigetragen, wie viel verkehrte Führung, wie viel die nach allen Berichten an's Unglaubliche ſtreifende Unordnung, mag unerörtert bleiben. Der Feldzug, welcher mit der Wiedereinnahme Mailands ein unter ſolchen Umſtänden vor Kurzem noch, ſelbſt von den am wenigſten ſanguiniſchen Perſonen in Italien ſozuſagen für unmöglich gehaltenes Ende erreicht hat, kann übrigens für die Italiener nicht ohne nützliche Lehre bleiben, abgeſehen davon, daß ſchon der bloße Umſtand, daß ſie für ein vaterländiſches Intereſſe im Felde geſtanden und ohne fremden Beiſtand, wenn auch unglücklich, gekämpft haben, ſein Gutes hat. Dieſer Krieg wird oder kann ſie lehren, wie wenig es ſich ziemt und frommt, von dem Gegner gering zu denken. Wie viel tauſendmal in dieſen wenigen Monaten iſt Oeſterreich als ein Cadaver verſchrien, wie ſchmählich der greiſe Marſchall verhöhnt worden, wie hat die Schaar ſchlechter Zeitungsſchreiber an ihm und den Seinen ihr Müthchen gekühlt! Er wird oder kann ſie aber auch lehren, daß zum Kriegführen Worte nicht hinreichen, daß Deputirtenkammern noch viel weniger als der Dauphin Soldaten aus der Erde zu ſtampfen vermögen, und ſolcher Lärm und ſolche Confuſion, wie ſie eben jezt bei Gelegenheit von Radezkys Vorrücken in Florenz und Rom ſtattgefunden, durch Schwächung der ſchon ſchwachen Regierungen und Umſturz der Miniſterien gerade das Gegentheil von dem erreichen, was ſie bezwecken wollen.

Die Pariſer und Wiener Revolutionen haben dieſen Krieg veranlaßt. Vor dem Februar dachte kein Menſch daran, und wenn man Beſorgniſſe hegte, ſo war es darüber, wie Oeſterreich ſich zu den conſtitutionellen Staaten ſtellen werde, die einer nach dem andern raſch erwuchſen. Kaum aber waren die Februartage vorüber, ſo proklamirte ſchon am 5. März in Paris die von Giuſeppe Mazzini gegründete Associatione Italiana, Italien habe eine große Miſſion, eine Lebensaufgabe der Initiative unter den Völkern, die, den Namen des Kaiſerthums Oeſterreich auf der Weltkarte auszulöſchen. Die Wiener Revolutionäre trugen redlich dazu bei, dem Agitator bei der praktiſchen Ausführung ſeines Gedankens zu helfen, womit derſelbe ſchon zu Anfang Aprils, raſcher als er in ſeinen kühnſten Phantaſieflügen gehofft hatte, von Mailand aus begann.

Franzöſiſche Revolutionen haben von jeher Italien geſchadet. Als ich am Sonntag den 5. März den Corſo zu Rom entlang ging, war überall Jubel über die Pariſer Nachrichten, und Tauſende hatten die Hüte mit grünen Reiſern geſchmückt; ich ſah nur das kommende Unheil. Und dieß Unheil iſt gekommen: was ſich auf dem Wege friedlicher Uebereinkunft erreichen ließ, iſt den Chancen des Krieges anheimgegeben, Italien mit ſeinen jungen Inſtitutionen, welche der Ruhe zur Zeitigung und Kräftigung ſo ſehr bedurften, iſt in die Unordnung eines ſolchen Krieges ohne irgend ein dringendes Bedürfniß und, mit Ausnahme Piemonts, ohne Vorbereitung, großentheils in der ungünſtigſten Finanzlage, hineingeſtoßen worden. Nun ſehen wir die Folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

(Fortſetzung.)

O'Brien. — Die Irländer.

Wie ſehr England auch geneigt ſeyn möchte, bei ſolchen Vorgängen ſich ſeines eigenen Königshauſes zu überheben, das freilich in Albert und Victoria ein Muſterpaar ehelicher Treue aufſtellt, ſo darf es ſich doch nicht gar laut damit vernehmen laſſen, weil die beiden Prinzeſſinnen Auguſte und Sophie noch Allen im Andenken ſind, die ihre Tage in der Verbannung beſchließen mußten. — Augenblicklich zählt das Haus Braunſchweig nur Eine unverheirathete Prinzeſſin, die noch nicht erwachſen iſt, Marie von Cambridge, ein wildes, verzogenes, eben nicht hübſches junges Mädchen, und arm wie eine Kirchenratze; denn ſchwerlich wird Hannover auch dieſe ausſtatten. Sie weinte

ſehr bei der Verheirathung ihrer Schweſter, weil ſie es nicht ertragen konnte, daß dieſelbe einen ſo armen Prinzen bekam; ſchwerlich alſo würde ſie ſich zu einem ähnlichen Looſe zwingen laſſen, und die Könige werden immer ſeltener. Ihr Bruder, Prinz Georg, hilft jezt in Irland die nicht ſtattgehabte Rebellion unterdrücken, ein Feld, auf dem ſich nur traurige Lorbeeren ernten laſſen.

Man iſt jezt ſehr geſpannt auf das Urtheil Smith O'Briens. Viele hoffen, daß er gehängt werde, eine Strafe, die ihm nach dem Geſetze zukommen ſoll. Seine Familie, die zu den bedeutenderen Irlands gehört, ſucht jezt auf alle Weiſe das ſeit lange übliche Mittel, einen der Todesſtrafe zu entziehen, in Anwendung zu bringen, nämlich ihn für geiſteskrank zu erklären. Man will alle ſeine jüngſten Handlungen auf Rechnung einer Gemüthskrankheit ſchreiben, die ihn zu den gewagteſten Unternehmungen getrieben, um ihn dann, wenn es endlich galt, nicht allein ſtill ſtehen, ſondern ſogar unſer Kohlköpfe ſich verkriechen zu laſſen; gewiß das richtigſte Hafenpanier. Und der Arme hatte nicht einmal eine Madame Herwegh, die ſich mit ihrem gelockten Tituskopfe, mit ein Paar zierlichen Handpiſtolen bewaffnet, vor ihn geſtellt hätte. Ach nein! ſeine Dulcinea zeigte ſich à la Xantippe; ſie kam zu ihm in den Kerker, als er, ein gebeugter Mann im tiefen hoffnungsloſen Schmerze einer verlorenen Sache daſaß, und rief ihm die troſtreichen Worte zu: »Did I not always tell you, this would be the end of it!« O über dieſer Weisheit, die kein Herz hat! Solches ſind die Früchte der Convenienzehen, bei denen die Liebe zum Gatten ein Rechenexempel iſt, das ſich nach ſeinem ſteigenden oder ſinkenden Geſtirne richtet. Dagegen aber dieſe nobeln Irländer! das arme, hungernde Volk, das ſo Manchen unter ſich zählt, der brod- und obdachlos umherirrt, ohne zu wiſſen wie er am morgenden Tag ſein biechen Leben friſten ſoll! Und dennoch wollten dieſe Söhne des Jammers nicht durch Verrath ein beſſeres Loos erkaufen; keiner fand ſich unter ihnen, keiner, der den Preis hätte gewinnen mögen, den der Staat auf das Haupt des Rebellenhäuptlings geſezt. Wer die Größe nicht fühlt, die hierin liegt, wer das Volk nicht bewundern kann, unter dem auch der Elendeſte kein Ephialtes ſeyn mochte, der weiß nicht, was Menſchengröße iſt! — Und da ſtimmen die engliſchen Journale die jämmerlichſten Klagelieder an, daß man in Dublin keine Jury zuſammenbringen könne, weil derjenige, welcher ſeinen Namen zur Verurtheilung der Rebellenhäupter hergegeben, das Land für immer fliehen müßte. Nicht allein, daß er ſeines Lebens nicht ſicher wäre, daß hinter jedem Buſch und Baum, an jeder Straßenecke ein Mörder auf ihn harren, ein Schuß ihm die Bruſt durchbohren könnte; auch ſonſt noch wäre er ein verlorener Mann. Treibe er ein Geſchäft, ſey es welches es wolle, ſo ſey er von Stunde an von allen Kunden verlaſſen, und wolle etwa der Eine oder der Andere, der ihm befreundet, treu bei ihm ausharren, ſo könne dieſer mit Gewißheit darauf rechnen, daß ihm für dieſen Freundſchaftsdienſt ein gleiches Loos zu Theil werden würde. Man könne in einem Lande, wo ein ſolcher Gemeingeiſt herrſche, nichts ausrichten. Möchte man da doch im vereinigten Deutſchland gleichfalls nichts ausrichten können! Ja, die Irländer ſind ein nobles Volk und eines beſſern Schickſals werth. Hat aber das Gebet der engliſchen Biſchöfe die Kraft, die ſie davon erwarten, dann wird die Sonne dort immer nur durch Wolken ſcheinen. Dieſe guten Biſchöfe, die den Armen immer zureden, den Glanz der Welt zu verachten! Wann wird man einmal das Ding umkehren?

(Schluß folgt.)

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

Auf dem Pantheonsplatz war kein Fenſter ganz geblieben. Die Truppen, von oben herab beſchoſſen, zielten überallhin, wo ſie eine unverſehrte Scheibe ſahen. Mancher hatte ſchon aus Ermüdung über Durſt getrunken, wobei man wahrnehmen konnte, mit welcher Schonung und Nachſicht die Offiziere den gemeinen Mann behandeln. Alles war guter Dinge in Andenken des heißen Tagwerks, das man hinter ſich hatte, bis plötzlich, wider alles Erwarten, die Kugeln wieder aus allen Ecken und Enden pfiffen. Für uns Neugierige war die Erneuerung der Feindſeligkeiten höchſt mißlich. Man konnte aus den Gaſſen nicht heraus und lief jeden Augenblick Gefahr erſchoſſen zu werden. Nach Hauſe konnte ich gar nicht kommen; überall hielt man mir den Flintenlauf entgegen. Als es etwas ruhiger wurde, ſchlug ich den Weg nach dem Val de Grace, dem Militärſpital in der Straße St. Jacques ein. Allein von der Barrière aus war gerade ein Linienregiment im Anmarſch, das ein Peletonfeuer gegen uns eröffnete; in der Nebenſtraße aber wurden wir von einer ſtehengebliebenen Barrikade aus mit Schüſſen begrüßt. Nicht beſſer erging es mir, als ich in die Rue d'Enfer einlenkte; meine unhöflichen Nachbarn ſchoſſen, ſobald ſie uns anſichtig wurden, und ihre Kugeln waren um ſo gefährlicher, weil die Schützen auflegen konnten. Ueberall lauerte Verrath, und das herriſche Gebot: „die Fenſter geſchloſſen!“ hatte ſeinen guten Grund. Auf dem Platz St. Michel, ganz in der Nähe, waren ſo eben aus einem Hauſe vier Mobiliſten erſchoſſen worden, ohne daß man des Thäters habhaft werden konnte. Unterdeſſen bezog die Banlieue den Poſten der Mobiliſten. Die Nationalgarden der um Paris gelegenen Ortſchaften ſind dafür bekannt, daß ſie die Emeuten nicht lieben, und gleich den Stuttgarter Weingärtnern tüchtig drauf ſchlagen, ſobald ſie mit den Störeſrieden handgemein werden. Beim Aufruf, der dieſesmal an ſie erging, hatten ſie ſich zahlreich eingefunden, und redlich dafür Sorge getragen, daß es der Hauptſtadt nicht an Lebensmitteln fehlte. Sobald ihnen die abziehenden Mobiliſten das verdächtige Haus bezeichneten, unter deſſen Thüre von Zeit zu Zeit ein Mann in Nationalgardenuniform erſchien, gingen die Männer von der Banlieue auf dieſen los, verlangten von ihm Auskunft, und kaum hatten ſie ſein Gewehr noch warm in einem Zimmer gefunden, hielten ſie unverweilt Standrecht über den Mörder. Viele Gefangene hätten daſſelbe wohlverdiente Schickſal gehabt, wären nicht die Oberoffiziere, von denen eine ganz unverhältnißmäßig große Menge getödtet oder verwundet wurde, um Schonung für ſie eingetreten. Damit will ich nicht geſagt haben, es ſeyen nur Wenige niedergeſchoſſen worden. Sah man aber die ſchauderhaften Gebalten unheimlichſten Schlags, die dieſen Abend an uns vorübergeführt wurden, die meiſten mit dem Brandmal der gemeinſten Verbrecher bezeichnet, ſo mußte man ſich weit eher wundern, daß man ſolche Schurken überhaupt am Leben ließ. Hatten ſie doch wiederholt Vitriolöl und andere dergleichen Stoffe in Spritzen herbeigeſchafft, um die Gebäude in Brand zu ſtecken, von denen aus die Vertheidiger der Republik ihnen einen entſchloſſenen Widerſtand entgegenſetzten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 226. Mittwoch den 20. September 1848.

Indeed, it is a strange-disposed time!
Shakespeare.

Von Frankfurt nach Jütland.

So intereſſant Frankfurt jezt iſt, ſo viel der bedeutenden Perſönlichkeiten ſeine Mauern umſchließen, ſo viele neue Eindrücke man täglich empfängt, die für das ganze Leben Werth behalten müſſen, ſo kann doch der Aufenthalt daſelbſt auf die Länge etwas ermüdend werden. Wenn man vollends ganze zehn Wochen faſt Tag für Tag ſeine Morgen in der Paulskirche zugebracht hat, während fünf bis ſechs Stunden emſig beſchäftigt, das zum Nutzen und Frommen des Zeitungspublikums in aller Kürze zu Papier zu bringen, was die bisweilen etwas langweiligen Redner vorgebracht haben, ſo ſehnt man ſich wahrlich nach einer Veränderung. Wo findet man aber jezt ein bunter bewegtes, an Abwechslungen aller Art reicheres Leben, wo mehr Stoff zu den intereſſanteſten Beobachtungen, als an der jütländiſchen Grenze, in den Feldlagern unſeres deutſchen Reichsheeres? Faſt aus allen Gauen unſeres großen Vaterlandes vereinigt, ſtehen Deutſchlands Söhne dort, voll Kampfbegierde, bereit, auch hier unſern deutſchen Waffen die Kriegsehre zu erkämpfen, die ſie jüngſt ſich wieder auf Italiens Ebenen in ſo hohem Grade errungen. Freilich will es hier oben im Norden zu keinem entſcheidenden Schlage kommen; faſt nutzlos ſtehen die vielen Bataillone und Schwadronen an der jütländiſchen Grenze aufgehäuft; vor dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes beſchränkte ſich der Krieg auf kleine Vorpoſtengefechte und nächtliche Ueberfälle, und jezt weiß das Heer vollends nicht, wozu es da iſt. Aber die Schuld dieſer Unthätigkeit liegt wahrlich nicht an unſern Soldaten; ſie ſind derſelben herzlich überdrüſſig, ſie verwünſchen den ſtrengen Befehl, der ihnen die Ueberſchreitung der jütländiſchen Grenze verbietet, und brennen vor Begierde, das dreifarbige Banner an der äußerſten Spitze der cimbriſchen Halbinſel aufzupflanzen. Bald ein ehrenvoller Friede oder ein entſcheidender blutiger Kampf, das iſt der einzige Wunſch des ganzen deutſchen Heeres dort oben, „wo der Sand der Düne weht.“

Die Eiſenbahnen haben die Verkehrsverhältniſſe gänzlich verändert; man fragt jezt beim Reiſen nicht mehr nach dem geradeſten Weg, ſondern nach den beſten Eiſenbahnverbindungen, und ſo fährt man von Frankfurt nach Hamburg am ſchnellſten, bequemſten und wohlfeilſten auf dem weiten Bogen über Cöln und Düſſeldorf. — Eine Rheinfahrt von Mainz nach Cöln beſchreiben zu wollen, wäre die überflüſſigſte Arbeit. Dieſe großartige Natur, wie oft, wie gut und wie ſchlecht, iſt ſie ſchon geſchildert worden! Und der dem Menſchen zukommende Antheil am Gemälde erſchien dießmal leider gar armſelig. Wie öde und leer war dieſe herrliche, ſonſt von ſo vielen Fahrzeugen aller Art belebte Stromſtrecke! Kaum ein paar kleine Kähne begegneten uns zwiſchen Mainz und Cöln, während man ſonſt oft hunderte von Schiffen zählte. Hier ſah man ſo recht deutlich, wie ſehr dieſes Jahr aller Verkehr gelähmt iſt, in welch unerhörtem Grade Handel und Gewerbe aller Art ſtocken. Auch auf unſerem ſtattlichen Dampfboot der niederländiſchen Geſellſchaft war es ungemein leer, wie auf allen uns begegnenden Schiffen. Beſonders fehlt es an Paſſagieren der erſten Klaſſe. Sie haben im vorigen Jahre in einem Monate mehrere Paſſagiere des erſten Platzes gehabt

als jezt während des ganzen Jahres, erklärte der Conducteur, und der Augenſchein beſtätigte ſeine Worte. Dagegen wimmelte der lezte Platz von Auswanderern, die nach Nordamerika zogen. Jung und Alt, Säuglinge an der Mutter Bruſt, Greiſe, die kaum mehr als ein baldiges Grab in der neuen Heimath hoffen können, kräftige Burſche mit tüchtigen, an harte Arbeit gewöhnten Knochen, und derbe Mädchen mit langen Zöpfen und rothen Wangen ſaßen in bunten, oft wirklich maleriſchen Gruppen auf dem Verdeck durcheinander, ihren ſpärlichen Proviant verzehrend. Gleichgültig, ja vergnügt blickten die Meiſten um ſich, die tauſend neuen Gegenſtände mit ſtumpfer Neugierde betrachtend, nur Einzelnen ſah man den Schmerz des Abſchieds von der Heimath an. Eine blaſſe junge Frau, ärmlich, aber ſorgfältig gekleidet, ein kaum dreijähriges ſehr ſchönes Kind auf dem Schooß, weinte unaufhörlich, und als wir in Cöln ankamen, ſaß ſie noch in derſelben Stellung, den Kopf in beiden Händen verborgen, die ſie gleich von Mainz aus angenommen. Welch tiefer Schmerz mochte das Herz der Armen erſchüttern, welcher Kummer dieſe zahlloſen bittern Thränen hervorpreſſen!

Der Anblick dieſer Auswanderer weckte überhaupt die trübſten Gedanken und der Genuß der ſchönen Rheinfahrt ward mir dadurch faſt ganz verbittert. Wir jubeln über die wiedergewonnene Freiheit und Größe unſeres Vaterlandes, wir preiſen uns glücklich, dieſe Zeit der Errettung aus der alten Knechtſchaft erlebt zu haben, wir tragen in Geduld die unvermeidlichen Uebel der Gegenwart, in der Hoffnung auf eine baldige beſſere Zukunft; und in dieſem Augenblick der Wiedergeburt Deutſchlands kehren tauſende fleißiger Menſchen freiwillig der Heimath auf immer den Rücken und gehen einem ungewiſſen Geſchick jenſeits des Oceans entgegen. Die Auswanderer waren größtentheils Bauern aus dem württembergiſchen Unterlande, aus den lieblichen, fruchtbaren Thälern des Neckars, tüchtige Menſchen, denen man die Gewöhnung an harte Arbeit wohl anſah. Fragte man ſie, warum ſie denn gerade jezt auswanderten, wo es endlich denn doch auch für den Bauer beſſer in Deutſchland werden müſſe, ſo ſchüttelten ſie ungläubig die Köpfe. Müde der ewigen Vertröſtungen auf eine beſſere Zeit, die nie kommen wollte, nahmen ſie ihre Kiſten und Kaſten, zierlich bemalt mit großen flammenden Herzen und frommen Sinnſprüchen, und die hochgeſtopften blau und weißen Betten, für welche ſchon die Urgroßmutter die Federn ſorgſam geſammelt, und wollen ſich nun eine neue Heimath im Staat Ohio ſuchen. Wie mögen alle dieſe Sachen noch herumgeſchüttelt werden, bevor ſie wieder eine feſte Stätte finden, und wie viele noch härteren Stöße mögen ihre Beſitzer bekommen, bevor ſie eine neue Heimath gegründet!

(Fortſetzung folgt.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.

1847 — 1848.

(Fortſetzung.)

3.

Doch genug und übergenug vom Kriege. Ein Volk in einer ſo großen nationalen Kriſis zu beobachten, hat immer etwas Intereſſantes, beſonders ein Volk, welches im Ausdruck ſeiner Empfindungen und Gemüthszuſtände ſo lebendig iſt wie das italieniſche. Es iſt viel Kinderei zum Vorſchein gekommen, viel Uebertreibung mituntergelaufen, aber auch viel Schönes und Gutes hat ſich gezeigt. Es läßt ſich nicht läugnen, ein neues Leben durchzuckte plözlich die Nation, ein friſcher Hoffnungsfrühling erblühte, das Bewußtſeyn, daß der Moment gekommen ſey, der politiſchen Nichtigkeit ein Ende zu machen und wieder einen Ehrenplatz einzunehmen als Gleichberechtigte unter den großen Völkern Europas, trat überall mächtig hervor. Daß viel Aeußerlichkeit dabei war und man mit Unweſentlichem oder Nichtsſagendem oft zuerſt begann, wird man ſich leicht erklären, wenn man erſt den ſüdlichen Charakter bedenkt, dann die mehr denn dreihundert Jahre lange Entwöhnung, wenn nicht von dem Gedanken, doch von der Wirklichkeit freierer Bewegung und Selbſtſtändigkeit. Mehr denn dreihundert Jahre, denn die franzöſiſche Revolutionsepoche darf man kaum in Anſchlag bringen mit ihrer Nachäffung hier altrömiſcher, dort Pariſer Formen, wobei die gravitätiſchen Konſuln, Cenſoren und Aedilen die Carmagnole ſangen. — In Toscana, dem ruhigen, verſtändigen, gemäßigten Toscana, überſprudelte es bald. Für den Reiſenden, der im vergangenen Herbſte dort eintraf, war es eine komiſche Erſcheinung, zunächſt die Umtaufe der Kaffeehausſchilder zu gewahren. Es war für die Schildmaler eine glückliche Zeit inmitten der allgemeinen Entmuthigung der ſchönen Künſte. Pallas und Flora mit allen übrigen Gottheiten des Olympus und alle friedfertigen, von Alters hergebrachten Namen wurden verdrängt, überall leuchtete der Patriotismus aus den Schildern hervor, und der Thatendrang und die Nationalität; die toscaniſche Geſchichte wurde förmlich geplündert, um berühmte Namen herbeizuſchaffen, und als es damit aus war, nahm man ſeine Zuflucht zu populären Romanen, und dann mußten die populären Männer der Gegenwart

heran, und man erſchöpfte ſich in den ſinnreichſten Combinationen. Man konnte den Tag mit einem Frühſtück in einem der vielen Cafés della Guardia civica beginnen, um eilf Uhr im Café Gioberti eine kühlende Granita zu ſich nehmen, in der Indipendenza Italiana zu Mittag eſſen, nach der Cascinenpromenade im Niccolò de' Lapi oder Ettore Fieramosca — ſo heißen d'Azeglios Romane — oder wenn man's vorzog, im Café d'Azeglio ſelbſt Gefrorenes verzehren, durch einen predigenden, an Prozeſſen armen Advokaten oder durch die Principeſſa Belgiojoſo in den Lärm und Tabaksqualm des Francesco Ferruccio momentan ſich verlocken laſſen, und nachdem die Donizettiſche Oper vorüber, bei den Italiani invincibili oder, nach Wahl, beim Buonarroti und Savonarola über einer Bianca, d. h. ſieben Achtel Milch zu einem Achtel Chocolade, die Mühen und die Hitze des Tages vergeſſen. Man hatte die ſchönſte Auswahl, ſich nicht nur körperlich zu ſtärken, ſondern geiſtig zu erheben. Eine ſeltene Gelegenheit zur Wiedertaufe bot ein Straßenname in Florenz — ſie hieß Via tedesca! An den Ecken prangte bald Via nationale. Ich fürchtete immer für die Via Ghibellina, da Alles guelfiſch geſinnt und hiſtoriſche Gründe hier wie allerwärts ſehr im Kurſe geſunken waren.

Nach den Kaffeehausſchildern kam die Metamorphoſe an die Kleidung. Es iſt wahr, pittoresk iſt unſere Männertracht nicht und die Schneider hätten immer ein weites Feld zu Reformen gehabt. Dasjenige aber, was von der Lombardei her als italieniſche Nationaltracht zum Vorſchein kam, war auch gerade nichts Schönes. Ein kurzer Ueberrock mit Gürtel und kurzem ſtehenden Kragen, mit einer Reihe Knöpfe, weite Beinkleider, übergeſchlagener, wo möglich geſtickter Hemdkragen, breitgerändeter, etwas ſpitz zulaufender Hut, an einer Seite aufgekrämpt, mit ſchwarzer oder bunter Feder, Bart ad libitum; großentheils ſah's unſerer Studententracht aus der Wartburgszeit ähnlich. Eine Menge nüancirter Exemplare liefen auf den Straßen von Rom und Florenz herum: es ſah aus wie eine Karnevalsnachgeburt. Ich habe Anfangs über die ſeltſamen Nationalerſcheinungen gelacht, bin aber ernſter geworden, ſeit mir in einer großen deutſchen Hauptſtadt, in welcher der Karneval bisher ſeine Rechte vergebens geltend zu machen geſucht hat, ähnliche oder noch tollere Mummereien begegnet ſind, welche mit den italieniſchen um die Wette Anſprüche auf Nationalität zu machen ſcheinen. Ich muß indeß geſtehen, daß die italieniſchen Nationalträchtler mir noch beſſer gefielen; wenigſtens waren's ſchönere Leute.

Abſtrahire ich von den verſchiedenen Farben, ſo glichen ſich überhaupt manche Zuſtände in Italien und Deutſchland auf's Haar. Die Farben ſpielten in erſterem Lande eine große Rolle. Die italieniſche Tricolore, für welche man im lezten Geſange des Paradieſes eine Analogie zu finden ſich bemühte, kam nur allmählig zum Vorſchein. Ich erinnere mich, wie zur Zeit des Aufſtandes in den nördlichen Provinzen des Kirchenſtaats im Jahr 1831 eine Art von Cholera-cordon gegen Roth, Weiß und Grün gezogen war, und wie auf die armen gefahndet ward wie auf Schwarzrothgold. Dann kamen ſie allmählig zum Vorſchein, und es war unterhaltend zuzuſehen, wie ſie nach und nach offizielles Bürgerrecht gewannen. Herbſt und Winter hindurch zeigten ſie ſich ohne Scheu in Rom und Florenz. Als im Februar die toscaniſche Conſtitution proklamirt ward, verdrängten ſie beinahe überall das toscaniſche Roth und Weiß: die, welche noch die toskaniſche Fahne oder die weißgelbe päpſtliche aufſteckten, banden ihr tricolore Schleifen an. Dann wurden dieſe Schleifen mittelſt Dekrets autoriſirt, und endlich nahm Toscana die Tricolore an, indem es ſein Wappen in's Mittelfeld ſtellte, und Piemont, indem es das ſavoyiſche Kreuz darauf heftete.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſezung.)

Die Kanonen waren auf dieſer Seite verſtummt und nur das Gewehrfeuer dauerte ununterbrochen fort. Der linke Flügel und das Centrum drangen bis vor die Vorſtadt St. Antoine, die in ihrer Längenausdehnung bis zur Barrière du Trône nicht weniger als fünf- und ſechzig Barrikaden zählte. Der Eingang zum Baſtillenplatz war durch einen Bau verſperrt, der einer Baſtion gleichkam. In dieſem Quartier hatte man überhaupt ganz kunſtgerecht gebaute Befeſtigungen aufgeworfen. — Hier war es, wo der brave und liebenswürdige General

Negrier, einer der Quäſtoren der Kammer, den Tod fand. Er ſtürzte mit den Worten zuſammen: „Ich ſterbe als Soldat!“ Faſt ohne Ausnahme theilten die Abgeordneten der Nationalverſammlung die Gefahren des mörderiſchen Kampfes. In der Nähe Negriers fiel ſein Kollege Charbonnel. Clement Thomas und Dornès vom „National“ wurden verwundet. Nur der „Berg“ und die Socialiſten verſpürten keinen Beruf, die verirrten Arbeiter zur Vernunft zurückzuführen. Dieſes ſchmachvolle Benehmen wird nicht vergeſſen werden. — Auch der Erzbiſchof fiel als ein Bote des Friedens an der Barrikade vor der Baſtille. Segen der Aſche des würdigen Prälaten! Drei Abgeordnete, die zugleich mit ihm zu den Aufſtändiſchen ſich begeben hatten, fielen dieſen in die Hände. — Der Kampf entbrannte von neuem, jedoch nur auf kurze Zeit. Die Vorſtadt ergab ſich auf Gnade und Ungnade. Die bei weitem größere Mehrzahl der Einwohnerſchaft, meiſtens aus Arbeitern beſtehend, war froh, ihrer vorgeblichen Freunde los zu ſeyn, von denen ſie tüchtig tyranniſirt worden waren.

Mit Geleitsſcheinen konnte man Montag Abends die Stadt paſſiren, wiewohl jede Straße beſetzt war. Die Frauen, namentlich in der Rue St. Jacques, ſaßen vor den Häuſern und zupften Charpie; die Mobiliſten waren dabei behülflich. Paris glich einerſeits einem Lager, andererſeits einem eroberten Platz. Auf dem Platze de la Concorde und den Boulevards entlang ſtanden die Cavalleriepferde tief im Stroh. Die Truppen fielen beinahe um vor Ermüdung. Manche Quartiere waren furchtbar zugerichtet. Je näher man auf den Boulevards der Baſtille zu kam, deſto zerſtörender hatten die Kanonen an einer Menge im Bau begriffener Häuſer gewirthſchaftet. In der Straße St. Antoine war die Zerſtörung nicht geringer; der Baſtilleplatz aber hatte ganz das Ausſehen eines bombardirten Forts. Ein Haus war niedergebrannt, ein anderes dem Einſturz nahe, eine junge Baumpflanzung faſt gänzlich niedergeſchoſſen. Mancher Freiheitsbaum iſt gefallen, auch der einzige, der von den 1792 gepflanzten noch übrig war. — Traurig war der Anblick einer ſtandrechtlichen Exekution. Von der Inſel St. Louis näherte ich mich der Seine, an deren Strand ſo eben zwei Gefangene niedergeſchoſſen wurden, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte; die Leichen wurden in die Seine geworfen. Eine Menge Bleuſen drängten ſich zu dem Schauſpiel. Neben dem Rathhaus flog mir noch einmal eine Kugel am Kopf vorbei; ein Karabiner war aus Unvorſichtigkeit losgegangen. Viele Soldaten haben ſich gegenſeitig erſchoſſen; wo man einen Kopf ſah, gab man Feuer. Im Hinblick auf die deutſchen Zuſtände darf ich nicht verſchweigen, daß die gemeinen Soldaten, namentlich die Mobilen, jeden Offizier, den ſie in Gefahr glaubten, dringend baten, ſich nicht ohne Noth auszuſetzen.

Die Republik war gerettet; Cavaignac, dem die Kammer den Dank der Republik dekretirte, wurde Miniſterpräſident. Frankreich hat ſchwer büßen müſſen für die Unmacht und Taktloſigkeit ſeiner exekutiven Gewalt. Nichts natürlicher, als daß nunmehr die Kriegskameraden aus Afrika an's Ruder kamen. Ueber den abgedankten Regierungsausſchuß herrſchte alsbald Todesſtille. Es war als ob Ledru-Rollin und Lamartine gar nie etwas mehr geweſen wären als vor dem 24. Februar. Der Verweſungsprozeß war vollendet und Frankreich athmete wieder auf, ſeitdem die Coterien ſich nicht mehr die republikaniſchen Beuteſtücke zuwarfen. Es gab wieder politiſche Charaktere in Frankreich. Die Kriegsgerichte arbeiteten tüchtig. Von dieſen und vom Belagerungszuſtand das nächſtemal. A. H.

(Schluß des erſten Briefs.)

London, Auguſt.

(Schluß.)

Literatur.

Die Literatur iſt natürlich auch in England gegenwärtig ganz bei Seite geſetzt; wer hat Zeit etwas anderes zu leſen, als über Krieg und Frieden, über Radetzky, Erzherzog Johann und Schleswig-Holſtein? Iſt noch Friede zu Hauſe, ſo hängen die Intereſſen Englands doch zu nahe mit den Zuſtänden der Continentalſtaaten zuſammen, als daß es gleichgültig zuſchauen dürfte. Das Athenäum kündigt daher wohl nach wie vor Bücher an, ob dieſelben aber Leſer finden, iſt eine große Frage. — Monckton Milnes hat dem Publikum eine Biographie nebſt literariſchem Nachlaß des Dichters Keats gegeben, ein Buch, das bedeutender wäre, wenn ſein Gegenſtand es ſeyn könnte. John Keats ſtarb in ſeinem ſieben- und zwanzigſten Jahre in Rom an der Schwindſucht. Was er hätte werden können, läßt ſich nicht berechnen; was er geweſen, wird von Vielen überſchätzt. Er war Zeitgenoſſe Byrons und Shelleys und hatte den Weltſchmerz mit beiden gemein, nur daß in einem ſchwachen Körper ein ſchwächerer Geiſt alles farbloſer geſtalten und weniger thatkräftig ausſprechen mußte. Die Schilderung ſeines Sterbebettes hat etwas Widerliches, und nur die Geſtalt ſeines treuen Freundes, des Malers Severn, der ihn begleitete und treu verpflegte, verſöhnt uns mit einem Bilde, von dem ſich ſonſt der Blick mit Unmuth abwenden würde. Keats ruht auf dem proteſtantiſchen Kirchhof in Rom, wo man die von ihm ſelbſt verfaßte Inſchrift lieſt: »Here lies one, whose name was writ in water.« Monckton Milnes rühmt an Keats, daß bei ihm Gedanke und That eins geweſen, was bei einem Dichter eben nicht beſonders gerühmt zu werden brauchte, da ja ſeine Thaten, d. h. ſeine Gedichte, der folgerechte Ausdruck ſeiner Gedanken ſeyn müſſen; wenn nicht, was ſind dann ſeine Gedichte? Milnes iſt hoffentlich er ſelbſt, wenn er Verſe ſchreibt; wenn er in das Parlament geht, mag er ſich allenfalls zu Hauſe laſſen. — Ein anderes Buch, das einigermaßen, wenn nicht die Aufmerkſamkeit, doch die Neugierde erregt, iſt eine „Naſologie,“ oder eine Klaſſifikation der Naſen, von Eden Warwick. Der Verfaſſer will nachweiſen, daß die Bildung des Körpers immer den Eigenſchaften der Seele entſpreche, und ſomit nur der äußere Ausdruck derſelben ſey; da nun die Naſe ein ſehr auffallender Zug der Geſichtsbildung ſey, ſo ſpreche ſich in ihr auch der Charakter am ſchärfſten aus, und ſie ſey der beſte phyſiognomiſche Barometer der Seele. Er theilt alle Naſenfamilien der Erde in ſechs Klaſſen. In die erſte kommt die römiſche Naſe, die bei allen ihren großen und guten Eigenſchaften den Fehler hat, daß ſie zu Hintanſetzung des Wohlanſtändigen disponirt. Die zweite iſt die griechiſche Naſe, welcher Geſchmack für die ſchönen Künſte, für alle Verſchönerungen des Lebens zukommt, die aber die Umwege liebt. Eine Verſchmelzung beider Naſen fand ſich bei Julius Cäſar, Alexander dem Großen und Napoleon. Die dritte Naſe iſt die jüdiſche, die aber nicht dieſem Volk allein angehört, ſondern Allen, denen Gewinn der Zweck des Lebens iſt. Dann kommt noch die Stumpfnaſe, die Stutznaſe und die aufgeſtülpte Naſe; von allen dreien hält er wenig und nimmt zum voraus an, daß Adam keine ſolche Naſe beſeſſen. Hinterher berührt er noch eigends die weiblichen Naſen, bemerkt aber, eigentlich hätten Damen ganz und gar keine Naſen. Sie brauchen ſich alſo um keine Naſologie zu kümmern, und das werden ſie wohl auch nicht; denn mit oder ohne Naſe kann man doch immer an der Naſe herumführen und — herumgeführt werden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 17. Mittwoch den 20. September 1848.

[162] Bei Adler und Diehe in Dresden erschien und ist in allen Buchhandlungen zu finden:

Unsere junge Mädchenwelt.

Eine Galerie lebender Bilder

von

J. M.

Elegant broch. Preis 25 Ngr.

Inhalt. Die Aufgeklärten. — Die Gelehrten. — Die Armen. — Die Reichen. — Die Blasirten. — Die Uebersponnten. — Die Emanzipirten.

Die Verfasserin dieser geistreichen Schilderungen stellt die mancherlei socialen und moralischen Irrthümer unserer Zeit in ein scharfes Licht. Mehr als bloße Lektüre, fanden diese lebenswahren Bilder bereits den ungetheiltesten Beifall.

---

[134] In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Underwood's

Handbuch der Kinderkrankheiten.

Nach der 10. Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. F. W. Schulte. Bevorwortet und mit neuen Zusätzen versehen von Dr. J. J. Behrend.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juni 1848.

F. A. Brockhaus.

---

[162] Bei uns ist erschienen:

Fünf Bücher

deutscher

Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine

Mustersammlung

mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.

Herausgegeben

von

Gustav Schwab.

Dritte neu vermehrte Auflage.

Fein gebunden. 51 Bogen in 8. Preis 1½ Thaler.

Auch bei dieser dritten Auflage ist an der Anlage und Anordnung des Buches, so wie an dem Inhalte nichts verändert worden, doch ist der Herausgeber bemüht gewesen, die Sammlung bis auf die neueste Zeit fortzuführen. Er hat sich aber hierbei, gemäß seiner Aufgabe, wo möglich Musterhaftes auszuwählen, darauf beschränken dürfen, von den seit dem Erscheinen der zweiten Auflage in Deutschland neu aufgetretenen Dichtern nur dasjenige aufzunehmen, wovon er überzeugt war, daß es auch eine spätere Zeit noch gern und mit Anerkennung in dieser Sammlung finden würde. Ungeachtet der stärkeren Bogenzahl und der kostspieligeren Ausstattung des Buches ist der Preis derselbe geblieben, und die Sammlung wird daher auf den Beifall, der ihr bisher in so reichem Maße zu Theil geworden, auch fernerhin Anspruch machen dürfen.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[163] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Was ist die Cholera

und wie kann man sich vor ihr am sichersten verwahren?

Nebst Angabe der bewährtesten Heilung derselben.

Von

Dr. J. Ennemoser.

Zweite verbesserte Auflage.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Ngr.

Die böse orientalische Seuche ist zum zweitenmale vor der Thüre und Rath und That wird wieder nothwendig. Es ist deßhalb dieses früher so gut aufgenommene Schriftchen nach den besten und neuesten Erfahrungen zu einer neuen Auflage, zugleich mit der Angabe der bewährtesten Heilung dieser Krankheit verbessert worden. Der Leser wird die auf dem Titel gestellten Fragen bundig beantwortet und jedenfalls heilsamen Rath darin finden, auch dann, wenn der gefürchtete Gast wegbleiben sollte. Der Inhalt zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Name und Geschichte. — Kennzeichen der indischen Cholera. — Vorboten. — Verlauf und Ausgang. — Ursachen. — Das Wesen der Cholera. — Wie man sich vor der Cholera verwahren kann. — Diätetische Ermahnungen. — Arzneiliche Mittel und Vorkehrungen. — Mittel wider die Ansteckung. — Mittel beim ersten Ausbruch der Krankheit. — Behandlung der Cholerine und der Vorboten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[165] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Augustheft.

Inhalt. Das Plauer Dampfschiff, jetzt genannt der Alban, oder geschichtliche Darstellung seines Baues und Beschreibung der eigenthümlichen Construktion desselben und seiner Räder, von Dr. Ernst Alban. Mit Abbild. (Fortsetzung.) — Beschreibung einer Dampfmaschine von 30 Pferdekräften, mit verbundenen Cylindern, welche nur 1,63 Kil. Steinkohlen für die Pferdekraft in der Stunde verbraucht, construirt vom Civilingenieur James Sims in Redruth (England). Mit Abbild. — Verbesserungen an Locomotiven, von Johnson. Mit Abbild. — Neuer Apparat zum Auspressen der Trauben, Aepfel, Runkel-

rüben, ölhaltigen Früchten ꝛc., von Prof. Karmarsch. Mit Abbild. — Ueber Construktion magnetischer Uhren und Telegraphen, von Prof. Glaesener. — Das Barometer von Lefranc. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung des See-Aräometers, von Buchanan. — Der Kohksofen von G. A. Michaut. Mit Abbild. — Apparate, um Steinkohlengas von größerer Reinheit und Leuchtkraft als das bisherige zu erzeugen, von Palmer. Mit Abbild. — Die Zersetzung des Wassers in seine gasförmigen Bestandtheile durch bloße Wärme, nach Grove. — Gegenbemerkungen zu dem Aufsatz des Hrn. Prof. Schafhäutl, die hallymetrische Bierprobe und ihre Anwendung zur Bestimmung der Tarifmäßigkeit der bayerischen Biere betreffend, von Prof. Steinheil. — Neues Futter für die Seidenwürmer, von Repos. — Miscellen. Künstliche Steine als Ersatz des Eichenholzes beim Eisenbahnenbau, von Chevreusse und Bouvert. — F. Kohl, über die Schablonenstech- oder Stüpfelmaschine, insbesondere über das dabei zu benutzende farbige Harzpulver. — Ueber eine sehr große gußeiserne Platte zum Strecken des Glases, von Jobard. — Neues Verfahren, in Kupfer und Stahl zu ätzen, von Dr. Schwarz und Dr. R. Böhme. — Ueber galvanoplastisch versilberte Daguerreotypplatten, von Kilburn. — Ueber eine sehr dauerhafte und schwer schmelzbare Verzinnung, von Buby und Lammatsch. — Ueber das sogenannte Enkaustiren von Gypsgegenständen. — Anfertigung sehr schöner Estriche. — Tigets Verfahren, nasse Mauern trocken zu legen. — Ueber Goldschmids Oelsauger bei Solarlampen. — Schönes Lac-dye-Roth auf Wolle. — Schönes Silbergrau auf Leder. — Verfahren, Stiefel und Schuhe mit Gutta Percha zu besohlen. — Verfälschungen von Nahrungsmitteln, Arzneistoffen und Riechmitteln in Frankreich.

Die bürgerliche und politische

Gleichberechtigung

aller Confessionen;

die unbeschränkte

Freiheit der Sektenbildung;

und

die Trennung der Kirche vom Staate;

im Zusammenhange erwogen

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Diejenigen Paragraphen des Entwurfs der deutschen Reichsgrundverfassung, welche sich auf das religiöse Bekenntniß und die Stellung der Kirchen im Staat und des Staates zu den Kirchen und andern Religionsgesellschaften beziehen, werden demnächst im Frankfurter Parlament zur Berathung kommen. Der Entwurf und seine Motive haben in dieser Hinsicht das Prinzip der Freiheit und seiner weitesten Ausdehnung geltend gemacht, und doch in einer der Hauptfragen, auf welche jetzt von so vielen Seiten hingedrängt wird, von der völligen Trennung nämlich zwischen Staat und Kirche, diese Trennung selbst unausgesprochen gelassen und nur die wichtigeren Konsequenzen des Prinzips aufgenommen. Dieß hat sowohl die Freunde als die Gegner jener Trennung überrascht.

Wenn irgendjemand in dieser Sache mitzusprechen berechtigt und sogar berufen ist, so muß es derjenige deutsche Theologe seyn, welcher vor einer Reihe von Jahren über die Zukunft der Kirche seines Bekenntnisses ein öffentliches Wort geredet hat, das in der Gegenwart bereits der von ihm geheischten Erfüllung durch unvorhergesehene Zeitumstände nachgerückt ist. Herr Ullmann faßt jedoch dießmal den allgemeinen Standpunkt des religiösen Lebens und kirchlicher Genossenschaften in der wiedergeborenen politischen Welt ins Auge und spricht sich über die zur baldigen Verhandlung in der Paulskirche vorliegenden Fragen in gegenwärtiger Schrift aus. Er macht sich dabei die Aufgabe nicht sowohl im Interesse der Kirche als vielmehr des Staates die obschwebenden Fragen zu erörtern, und die Motive, den Werth, die Wirkungen und Folgen der beabsichtigten grundgesetzlichen Bestimmungen so zu beleuchten, daß den Vertretern der deutschen Nation eine theilweise Aenderung der betreffenden Paragraphen belieben möge, oder doch durch eine gründliche und allseitige Prüfung und Besprechung, zugleich unter Vergleichung dessen, was der Entwurf der Grundrechte des französischen Volks enthält, das möglich Beste hervorgehe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte.

Neueste Ausgaben.

[163] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (9te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

3) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Freiligraths Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4to. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zum Besten des deutschen Hülfs-Vereins in Paris.

Pariser Bilder.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eisenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Industrieausstellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geselligkeit. — St. Denis. — Schriftsteller. — Geschichtliches. — Oeffentliche Bälle. Volksfeste. — Die zwei Kammern. — Schauspieler, Komiker. — Modeworte. — Versailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Musik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es ist schon so viel über Paris und seine Zustände geschrieben worden, daß diese Schilderungen wohl überflüssig erscheinen dürften. Der Verfasser wollte jedoch vom deutschen Standpunkte aus den Versuch wagen in flüchtigen Umrissen die Erscheinungen festzuhalten, welche hier in stetem Wechsel an uns vorüberziehen. Die Rücksicht, welche ihn hauptsächlich zur Herausgabe dieser Arbeit bestimmte, war der Wunsch etwas zur Linderung der Noth seiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es soll daher der Ertrag dieses Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Humboldt's Kosmos zweiter Band.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kosmos.

Entwurf

einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Allgemeine Uebersicht des Inhalts:

A. **Anregungsmittel zum Naturstudium.** 1) Dichterische Naturbeschreibung. — 2) Landschaftmalerei. — 3) Cultur exotischer Gewächse. B. **Geschichte der physischen Weltanschauung.** 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost, Süden und Westen. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden. — 4) Römische Weltherrschaft. — 5) Einbruch des arabischen Volksstammes. — 6) Zeit der großen oceanischen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der neuesten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Uebersicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Hebel's Schatzkästlein mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein

des rheinischen Hausfreundes

von

J. P. Hebel.

Mit 60 Holzschnitten.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Name des unübertroffenen Volksdichters und einfachen zum Herzen redenden Erzählers überhebt uns jeden Lobes dieses ebenso zweckmäßig bearbeiteten, als körnigen-inhaltreichen Lesebuches, das durch seine schöne Ausstattung zu Geschenken sich ganz besonders eignen dürfte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen" erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns achten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze," seine „nächtliche Heerschau," seine Elegie auf „Goethe's Tod," seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[166] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Juli 1848.

Größere Aufsätze.

Posharewaz. Erster Abschnitt. — Algierische Briefe. III. — Einkehr bei einem Chinesen in der Preanger Regentschaft auf Java. — Eine Indianergeschichte aus Mexiko. — Ueber das Thier Tarvas im finnischen Epos. — Einiges zur Geologie der Südseeinseln. IV. Australien. V. Die Korallenbauten. — Die moldo-walachischen Fürstenthümer — Chihuahua. — Schilderungen aus den Hochregionen der Alpen. III. Das Stilfser Joch. IV. Das Jugadin und die Fermontgletscher. V. Die Marmolatta und ihre Umgebungen. — Gebräuche der Tripolitaner. — Die Brücke über den Niagara. — Reise nach Bosnien. Von einem botanischen Reisenden. IX. Ausflüge auf den Plaslich; öffentlicher Angriff durch einen Moslem. X. Rückkehr. — Ueber das Rauchwerk und die verschiedenen Pelzthiere der Erde. Einleitung. a) Der Norden der alten Welt. b) Der Norden der neuen Welt. c) Der Süden der alten Welt. d) Der Süden der neuen Welt. Nr. 202. e) Australien. — Der Südwestmonsun. — Schwedens Stellung. — Die bezauberte Höhle. Ein persisches Märchen. — Italien. — Die albanesischen Stämme. — Französische finanzielle Betrachtungen. — Eine merkwürdige mongolische Inschrift. — Englische finanzielle Betrachtungen. — Das Werk der Untersuchungscommission über die Pariser Junius-ereignisse. — Der Ackerbau im Königreich beider Sicilien. — Das geologische Verhältniß von Java und Madura. — Verhandlungen der englischen Naturforschergesellschaft.

Chronik der Reisen.

Bericht des Lazaristenmissionärs Gabet über seinen Aufenthalt zu Lhassa und seine Vertreibung aus Tibet. — Hoffmanns Reise nach den Goldwäschereien im östlichen Sibirien. 2. Reise von Barnaul nach Irkutsk. — Der Aragnail. Reisebilder aus Südamerika vom Grafen von Castelnau.

Kleinere Mittheilungen.

Der französische Reisende Prax. — Chinesische Insektensammlungen. — Der Pelzhandel in den russisch-amerikanischen Colonien. — Etwas über den General Duvivier. — Eine Boa Constrictor lebend nach Amerika gebracht. — Die Bevölkerung Mexiko's. — Ertrag der belgischen Eisenbahnen. — Die französischen Einfuhrzölle. — Die Lage von Durango. — Die Pariser Municipalpolizei. — Die Naturbrücke in Illinois. — Untersuchung des oberen Sees in Nordamerika. — Trockener Reisbau in Transkaukasien. — Eine Seelöwin lebend in England. — Atmosphärischer Druck in verschiedenen Breiten. — Militärische Colonisation Englands. — Elektrische Beleuchtung. — Die Temperatur des Oceans. — Neue Reise nach Ninive. — Tod durch Seekrankheit. — Die normannische Veste bei Newcastle von Tyne. — Verlust assyrischer Alterthümer. — Natürliches Gasfeuer. — Durchschnittliche Schnelligkeit der Eisenbahnen in England, Frankreich und Deutschland. — Etwas über die physikalische Geographie Mexiko's. — Identität von Diamant und Cole. — Großes französisches Kriegsdampfboot. — Ausdehnung der Eisenbahnen in Frankreich. — Einfuhr von Gutta Percha in England. — Bereicherung der altnordischen Literatur.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postamter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Reiseleben

in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung

kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier. broch. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

In dieser Sammlung entfaltet ein Volk vor uns in seinen Liedern und Epen das innerste Leben seiner Vergangenheit, ein ächt volksthümliches, natürlich-freies Leben. — Die Einleitung enthält in kurzen, kräftigen, bis aufs Wort werthvollen Zügen eine Geschichte des Volks der Kosacken, die diese Lieder sangen, und berichtigt die irrigen Ansichten, welche allgemein über den Ursprung und die Entwicklung des weitverzweigten Kosackensystems herrschen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 227. Donnerſtag den 21. September 1848.

— Humours do abound,
Knocks go and come!
Shakespeare.

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(Fortſetzung.)

In Florenz und Rom wurden dieſe Banner ein unerläßliches Hausgeräth. Balkon und Fenſter hätten eben ſo wenig ohne ſie beſtehen können wie ohne Scheiben und Jalouſien. Mailand war pavoiſirt wie ein Kriegsſchiff bei einer feſtlichen Gelegenheit; in der ganzen Lombardei war jeder Kirchthurm bunt bewimpelt und ſtatt Petri Hahn konnte die Tricolore als Wetterfahne dienen, bis ein paar Monate ſpäter das Wetter von Norden kam und die Fahnen wegblies. Daß Alles Kokarden trug, war natürlich; Kokarden in jeder Form und zu jedem Zweck kamen zum Vorſchein; die Männer trugen ſie am Hut, im Knopfloch, an der Uhrkette, als Nadel und Hemdknopf, die Frauen am Armband und in vertraulicher Gemeinſchaft mit den übrigen Jettaturen, von Seide, von Email, von Pietradura. Den Eifrigſten aber war's nicht genug mit Kokarden und Schleifen, ſie hefteten tricolore Kreuze auf ihre Bruſt, beſcheidene erſt, dann immer größer werdende von allerlei phantaſtiſchen Formen, die einen dem Chriſtusorden ähnelnd, Sanct Mauritius die andern, dem Johanniter- und Stephankreuz die dritten. Viele von der Civica zeichneten ſich auf dieſe Weiſe aus, den größten Luxus aber entwickelten die ſogenannten Kreuzfahrer, denen der General Durando Dieu le veut zurief und deren Peter von Amiens der communiſtiſche Barnabit, Pater Gavazzi, war. — Ich muß übrigens geſtehen, ich dachte: tout comme chez nous, als ich mir in München mit Tricolor-Seife die Hände wuſch. — In Rom ſpazierte während der heiligen Woche der ſogenannte Herzog von Mantua mit einem gewaltigen tricoloren Federbuſch einher, der von männiglich angeſtaunt wurde und eine paſſende Zugabe zu der ganzen Erſcheinung dieſes abenteuernden Polen bildete, welcher, ein Herr v. Murzynowski, ſich Alexander I. von Gonzaga nannte, mit Erbanſprüchen auf Mantua und Guaſtalla hervortrat, an alle Höfe und Kabinette gedruckte Proteſte und Deductionen ſandte und zu ſeinen zahlreichen Orden auch den Grandcordon ſeines eigenen, das heißt des alten mantuaniſchen Redemptionsordens trug, welchen Seine Durchlaucht von Gottes Gnaden als Großmeiſter beſonders verdienten Perſonen huldreichſt zu verleihen pflegte.

Die italieniſchen Farben mahnen mich, des Contraſtes halber, an die deutſchen und ſomit an die Stellung der beiden Nationen zu einander. Wer in frühern Zeiten in Mailand und Turin geweſen iſt, wird ſich der gegen die Tedeschi herrſchenden Abneigung ſehr wohl erinnern. Im übrigen Italien war es nicht in gleichem Maße der Fall. Die Antipathie wuchs in Florenz und Rom im Lauf des vorigen Sommers in demſelben Verhältniß, wie das Verlangen nach Reformen und nach engerem Aneinanderſchließen der Staaten der Halbinſel lauter ward und man das Zögern der Souveräne den Bemühungen des Metternichſchen Kabinets beimaß, dem man, in Rom unter andern, vieles in die Schuhe geſchoben hat, was es, im Widerſpruch mit der Gregorianiſchen Verwaltung, mit aller Macht, aber vergeblich gerade zu hindern ſuchte. Als nun die unglückliche Beſetzung Ferraras ſtattfand und der Papſt wie der

Großherzog durch die Aufregung, welche ſie erzeugte, in eine für ſie neue Stellung förmlich gedrängt wurden, brach der Haß mit aller Macht hervor. Die freiere Preſſe, für langen Druck ſich rächend, den ſie auch großentheils dem öſterreichiſchen Syſtem zuſchrieb, welches freilich die Lombardei in vielen Fällen an einem kaum mehr erträglichen, der Menſchenwürde gewiſſermaßen Hohn ſprechenden Gängelbande hielt, die freiere Preſſe, von der äußerſten Zahmheit plötzlich zu ziemlicher Ungebundenheit übergehend, indem die Cenſoren theils nicht mehr den Muth, theils auch nicht mehr den Willen hatten, dem Strom einen Damm entgegenzuſetzen, ſchürte das Feuer. Sie that es jezt unter, dem Anſchein nach, legalen Formen, während unter der bisherigen Cenſur die ungebundenſte Winkelpreſſe nach allen Seiten hin thätig geweſen war und viel Unheil geſtiftet hatte. Bald brannte es lichterloh. Welche Verwünſchungen, welche Anklagen hat man da nicht gegen die Tedeschi vernommen! wie peinlich war (namentlich in Florenz) die Stellung der öſterreichiſchen Diplomaten geworden, die einſt ſo viel vermocht hatten! Die Sache ward ſogar komiſch: man durfte nicht mehr ſchwarze Seidenſchnüre um die gelben Strohhüte tragen, weil es die öſterreichiſchen Farben waren. Im März erfolgte dann der bekannte Ausbruch, welcher die kaiſerlichen Geſandtſchaften aus Turin, Florenz, Rom, Neapel entfernte. Unbequem war's nun freilich in ſolcher Zeit, Oeſterreicher zu ſeyn, und man war namentlich auf Reiſen nicht ſicher vor Unannehmlichkeiten; aber ich wüßte nicht, daß irgend Jemanden in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft derartiges begegnet wäre. Daß, als die Sachen auf's äußerſte gekommen waren, die Mitglieder der öſterreichiſchen Diplomatie ſich zurückzogen, denen man ſeltſamerweiſe gerade in Florenz, wo man es nach Geſittung und Mäßigung der Bewohner am wenigſten hätte vermuthen ſollen, mit einer auf keine Weiſe zu entſchuldigenden Rückſichtsloſigkeit begegnete, liegt wohl in der Natur der Sache. Sonſt hatte kein Deutſcher irgend etwas zu fürchten.

In Rom waren während des Karnevals die lächerlichſten Gerüchte verbreitet, ich weiß nicht, ob von Spaßvögeln erfunden, ob Bilder der erhizten Phantaſie mancher Landsleute, die an jeder Straßenecke ein Dutzend Dolche, in jedem ſchwazenden Haufen am Corſo eine Schaar Tedeskophagen ſahen: Niemanden iſt ein Haar gekrümmt worden. Ich habe in der Allgemeinen Zeitung geleſen, im Mai ſey es in Mailand der perſönlichen Sicherheit wegen nöthig geweſen, Roth, Weiß und Grün zu tragen; ich war in der bezeichneten Zeit in Mailand und bin von einem Ende der Lombardei zum andern und durch die Herzogthümer und Legationen gereist, ohne auch nur im Traum an ein farbiges Bändchen zu denken. Das Morte ai Tedeschi war ſo furchtbar nicht. Man hat überhaupt dieſem Geſchrei viel zu große Wichtigkeit beigemeſſen. Es kann mir nicht einfallen, dieſer oder andern Aeußerungen des Nationalhaſſes das Wort reden zu wollen; aber man ſollte in Beurtheilung derſelben doch auch der leidenſchaftlichen Lebhaftigkeit des ſüdlichen Volkscharakters etwas zu gute halten, in ſolcher Zeit der Aufregung, des Sichemporreißens aus politiſcher Unſelbſtſtändigkeit und Apathie, wobei es kaum zu vermeiden war, daß der entfeſſelte Strom der aufgeſtauten Gefühle ſich gegen das Volk wandte, welchem man Schuld gab, den bisherigen Zuſtand unterhalten oder gar ausgebeutet zu haben. Da erſcholl denn auch nochmals Papſt Julius des Zweiten Fuori i barbari, jezt die Loſung der Journaliſten, denen alles dieß gelegen kam, erſt Volk gegen Volk zu hezen, dann das Volk gegen die Regierungen, die ihnen nie genug thaten, endlich ſich untereinander zu zerreißen, wenn ſonſt nichts mehr zu thun übrig blieb. Die blutjunge italieniſche Journaliſtik hat binnen wenigen Monaten ſchöne Proben geliefert, wie ſie großentheils bei den ſchlimmſten Lehrern anderer Nationen in die Schule gegangen und ſich von dieſen das mindeſt Empfehlenswerthe angeeignet hatte. Ich glaube, in keinem Lande der Welt iſt im Nu ein ſolche Unmaſſe von Zeitungen aller Farben, namentlich ultraliberale, aufgeſchoſſen; alle übrige Literatur drohte darüber zu Grunde zu gehen. Ich würde mich der Hoffnung hingeben, daß im gegenwärtigen Moment die ungünſtigen pecuniären Verhältniſſe vielen von ihnen den Garaus gemacht haben werden (abgeſehen von dem Aufräumen in der Lombardei, wo unter andern das conſequenteſte Revolutionsjournal, Mazzinis Italia del popolo, erſchien), müßte ich nicht befürchten, daß im Allgemeinen den ſchlechteſten und verderblichſten die meiſte Lebenskraft inwohnt, weil ſie den ſchlimmen Neigungen und Leidenſchaften des großen Haufens ſchmeicheln.

(Schluß des dritten Artikels.)

Von Frankfurt nach Jütland.

(Fortſetzung.)

Cöln im vollen Glanze der ſcheidenden Abendſonne nahm ſich von der breiten, purpurn gefärbten Fläche des Rheins aus geſehen, mit ſeinen vielen Thürmen und Zinnen gar ſtattlich aus. Im Innern aber hat Cöln, ſo oft und zu ſo verſchiedenen Zeiten ich es beſuchte, ſtets einen höchſt unfreundlichen Eindruck auf mich gemacht und ich halte die Stadt in ihrer ganzen Anlage für die häßlichſte und unangenehmſte unter

allen größern Städten Deutſchlands. In Cöln tritt einem bereits überall der norddeutſche Charakter der Bevölkerung entgegen, freilich noch ſtark mit der rheinländiſchen Lebendigkeit und Erregbarkeit vermiſcht. Viele Sitten, Gebräuche, Einrichtungen ſind ſchon ganz nach norddeutſcher Art, und zwiſchen Cöln und dem ächt ſüddeutſchen Mainz findet in Allem ein gewaltiger Unterſchied ſtatt. Daß man in Norddeutſchland iſt, merkt man auch auf dem Deutzer Bahnhof der Cöln-Mindener Eiſenbahn. Norddeutſchland iſt in der Ausbildung ſeines Eiſenbahnweſens, und beſonders im zweckmäßigen Ineinandergreifen der verſchiedenen Bahnen und Fahrten Süddeutſchland bis jezt weit vorangeſchritten. Hier in Cöln z. B. kann man Billets nach Hamburg, Berlin, Dresden, Breslau löſen, obgleich man bis zum Ziel der Reiſe drei und vier verſchiedene Bahnen paſſirt. Man macht die ganze Fahrt in Einem Zuge mit ſehr geringen Unterbrechungen. Es iſt eine außerordentliche Bequemlichkeit für den Reiſenden, wenn er auf ſechzig, achtzig, hundert Meilen voraus bezahlen kann und ſich dann für die ganze Strecke nicht mehr um ſein Gepäck zu kümmern braucht. Wie ganz anders in Süddeutſchland! Hier kann man nicht einmal in Frankfurt ein Billet nach Karlsruhe erhalten, obgleich die Main-Neckar- und die badiſche Bahn unmittelbar an einander ſtoßen; man muß ſich in Heidelberg auf's Neue um ſein Gepäck und bei der Kaſſe quälen.

Die Cöln-Mindener Bahn iſt eine der wenigen Bahnen in Deutſchland, welche die für die Reiſenden zwar ſehr bequeme, für die Verwaltung aber wegen des dadurch nöthigen doppelten Betriebsperſonals ſehr koſtſpielige Einrichtung der Nachtfahrten haben. Man ſezt ſich in Cöln Abends zehn Uhr in das bequeme Coupé, erwacht am andern Morgen gegen ſechs Uhr in Minden und hat ſo im Schlaf eine Strecke von 34 deutſchen Meilen durchflogen. In Dortmund, wo wir im hellen Mondſchein eine zeitlang auf dem Bahnhofe hielten, iſt dieſer gerade auf dem Felde gebaut, wo einſt die Vehmgerichte gehalten wurden, auf der ſogenannten „rothen Erde.“ Die große, vieläſtige, uralte Linde, unter deren nächtlichen Schatten ſo manches Bluturtheil geſprochen und auf der Stelle vollzogen wurde, ſteht jezt in der Mitte von Wagenſchuppen und Kohlenhaufen, umſchwärmt von ſchnaubenden, feuerſpeienden Locomotiven. Man hat abſichtlich dieſen ſchönen, geſchichtlich merkwürdigen Baum als ein Denkmal längſt vergangener Zeit ſtehen laſſen, und eine Umzäunung ſchüzt ihn vor Beſchädigung. Die Linde des Vehmgerichtes auf einem Eiſenbahnhofe, welch ſeltſames Spiel des Zufalls!

Von Minden mit der unweit gelegenen reizenden Porta westphalica, wie vom nahen Teutoburger Wald, dieſer heiligen Stätte der deutſchen Geſchichte, ſieht man auf dieſer Dampffahrt nur wenig, auch von Hannover ſelbſt nicht viel mehr als den Bahnhof, in dem man kaum den ermatteten Leib etwas ſtärken kann; denn ſogleich geht es wieder fort auf der Hannover-Hamburger Bahn. Jezt durchfliegt man Gegenden, wo man die Erfindung der Eiſenbahnen doppelt preiſt. Einen großen Theil der übel berüchtigten Lüneburger Heide, die übrigens lange nicht ſo ſchlecht iſt wie ihr Ruf, durchſchneidet die Bahn zwiſchen Hannover und Harburg. Unabſehbar dehnen ſich oft die weiten Ebenen der öden Heide vor dem Auge aus; eine kahle, braunrothe Fläche, ohne Baum, ohne eine Spur menſchlicher Anſiedlung, außer dem einſamen Häuschen des Bahnwärters. Wenn ein Poſten dazu geeignet iſt, den Hang zur Melancholie in einem Menſchen zu nähren, ſo iſt es der eines Bahnwärters in der Lüneburger Heide. Jahr aus, Jahr ein nichts weiter zu erblicken als die kahle Fläche der Heide und den einigemal des Tags pfeilſchnell vorbeiſauſenden Wagenzug — in der That, manche Natur müßte dem Wahnſinn verfallen, wäre ſie dazu verdammt! Uebrigens liegen mitten in der Heide, gleich Oaſen in der Wüſte, häufig freundliche Häuſer mit grünen Wieſen und Gärten, rings von einem Kranz hoher Eichen umgeben, die im Gegenſaz zu ihrer trübſeligen Umgegend doppelt freundlich erſcheinen. Wo nur eine Quelle dem Boden entſpringt, da iſt die Heide recht gut urbar zu machen, und der Menſch hat dann nicht verſäumt ſich hier anzuſiedeln.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, September.

Oeffentliche Zuſtände. — Theater. — Kunſt.

Die deutſchen und die Vaterlandsvereine, die Klubs des Centrums und der Linken haben ſich in der lezten Zeit hier ganz gut mit einander vertragen. Auch der deutſche Verein ſprach in einer Adreſſe ſeine Freude darüber aus, daß Oberländer, unſer Miniſter des Innern, welcher der Linken angehört, ſeinen Entſchluß aufgegeben hatte, aus dem Miniſterium auszuſcheiden. Freilich iſt hierbei der Unterſchied, daß der deutſche Verein Oberländer nicht, weil er der Linken angehört, ſondern obgleich er ihr angehört, zur Befriedigung dieſer Partei und wegen ſeiner allgemein anerkannten Rechtlichkeit gern im Miniſterium ſieht, während die Vaterlandsvereine ihn als den

allein volksthümlichen und Vertrauen verdienenden Miniſter preiſen. Möge nur Oberländer, wie ſeither, einig mit ſeinen trefflichen Kollegen Braun, Georgi und Pfordten fortwirken. Denn ſollten dieſe drei Männer, wie es ſchon mehrmals verlautete, an den Rücktritt denken, dann würde der Parteikampf wieder beginnen. Die Radikalen würden dann Alles dranſetzen, nur Leute ihrer Farbe in's Miniſterium zu bringen. Sollten ſie dieſes wirklich durchſetzen, was unter den gegenwärtigen Umſtänden allerdings ſehr unwahrſcheinlich iſt, ſo würde ein ſolches Regiment nicht lange Zeit dauern und jedenfalls einem Miniſterium der rechten Seite weichen müſſen, welche Partei in den landwirthſchaftlichen und ſogenannten conſtitutionellen Vereinen des Landes ſeit kurzer Zeit ſich mit Erfolg zu organiſiren ſtrebt. Sollte eine ſolche Kriſis eintreten, dann würden die deutſchen Vereine alle ihre Kraft aufbieten müſſen, die jetzigen Miniſter zu erhalten oder Männer ähnlicher Geſinnung in's Miniſterium zu bringen. Doch hoffentlich geht die gerade jetzt wieder drohende Gefahr glücklich vorüber. Das längſt ſchon in der Kammer erwartete Wahlgeſetz muß die Sache zur Entſcheidung bringen. Bleiben die Miniſter einig über den Wahlgeſetzentwurf, der eine ohne allen Cenſus zu wählende Volkskammer und einen die verſchiedenen Intereſſen des Landes vertretenden Senat, ſo wie bei Meinungsverſchiedenheit eine Vereinigung beider Kammern und entſcheidende Abſtimmung nach Köpfen verſchlägt, ſo iſt weder von den Agitationen der Radikalen für das Einkammerſyſtem, noch von der jetzt noch ſehr ſchüchternen Reaktion irgend etwas zu beſorgen, und dann werden ſich unſere Radikalen allmählig ebenſo beruhigen, wie ſie ſich bereits an andern Orten bei getäuſchten Hoffnungen beruhigt haben. Unter allen Umſtänden haben wir den großen Vortheil, daß es bei uns keine Sondergelüſte gibt. Deutſchlands Einheit und Kräftigung wollen alle Parteien, und gibt ſich auch dieſe Stimmung nicht in großartigen Demonſtrationen kund, ſo zeigt ſie ſich in ſtiller Wirkſamkeit doch überall. — Unſere ſtädtiſchen Verhältniſſe ſehen einer völligen Umgeſtaltung entgegen. Die beiden erledigten erſten Rathsſtellen ſind mit ſehr tüchtigen Männern beſetzt worden; auch hier mißglückte der Verſuch, radikale Kandidaten durchzubringen. — Das Leben iſt übrigens den Sommer hier viel bewegter und heiterer geweſen, als man Anfangs vermuthete. Kleine und große Conzerte waren faſt alle Tage, und ſtets ſehr beſucht. Das bekannte Volksfeſt, das Vogelſchießen, lockte Menſchen in Unzahl ſelbſt aus entfernten Gegenden herbei, ſo daß die Eiſenbahndirektionen in der Woche des Feſtes ſehr gute Geſchäfte machten. Nur das Theater wurde wenig beſucht. Die neuen Sachen: „Ein deutſches Herz," und die Riphonia von Langenſchwarz machten kein Glück. Am meiſten gefiel noch der Pfarrherr der Birch-Pfeiffer, die hier die Auerbach'ſche Dorfſcenerie und einige zeitgemäße Situationen wieder mit Geſchick ausgebeutet hat. Dagegen war der neu einſtudirte Cortez von Spontini eine Erholung für die Kaſſe. Nächſtens werden wir Shakeſpeare's König Johann und dann Freitags Waldemar ſehen. Freitag, der noch bei uns weilt, hat mit Julian Schmidt die Redaktion der Grenzboten übernommen, die, wie früher vorzugsweiſe über öſterreichiſche Verhältniſſe, ſo jetzt im allgemeinen deutſchen Intereſſe ſehr gediegene Aufſätze bringen. — Die bildenden Künſtler haben auch nicht gefeiert. Unſere Kunſtausſtellung iſt ſehr reich an Bildern, vorzüglich an Landſchaften, unter denen Robert Kummers dalmatiſche und montenegriniſche Bilder beſonders intereſſant ſind. Begas hat ein wunderſchönes Porträt der Schröder-Devrient geliefert. Auch Schwinds bekannter Hochzeitmorgen iſt ausgeſtellt.

Aus Thüringen, Auguſt.

K ö ſ e n.

Der thüringiſche Dampfwagenzug hält auf der Station Köſen im lieblichen Saalthale. Die alte Rudelsburg und neben ihr die beiden Thürme von Saaleck am rechten Saaleufer ziehen mich, ſobald ich ausgeſtiegen, mit unwiderſtehlicher Kraft, denn ſie wecken die Erinnerung an die Zeit, wo ich — vor zwanzig Jahren — mit Jenaſchen und Halleſchen Burſchen, um ein im Rudelsburger Schloßhofe angezündetes Feuer gelagert, von der deutſchen Freiheit und Einheit ſchwärmte, die ſich jetzt ganz concret in das Leben herauszuringen ſtrebt. Ich fahre bei der ſogenannten Katze hinüber und beſteige die alte Burg, die aus den aufgeſchichteten Maſſen der hier überall mächtigen Muſchelkalkformation emporſteigt. Da iſt es freilich jetzt ganz ſtill und ich kann die Stimmung jener Zeit nicht wiederfinden. Die romantiſche Sehnſucht nach einer unklar gedachten Herrlichkeit der Zukunft, die uns damals erfüllte, iſt verſchwunden: jetzt gilt es klar zu denken und feſt zu handeln für des Vaterlands Verjüngung, und vor der freudigen Werdeluſt, die man fühlt, hat die Romantik, welche die Trümmer der alten Burgen verklärte, ihre magiſche Kraft verloren. — Ich eilte auf den Weg unter der Burg und freute mich in ſtiller Andacht des ſchönen Einblicks in das Saalthal, deſſen lebensfriſche Färbung zu meiner Stimmung beſſer paßte, als die zerfallenden Steinmaſſen der verödeten Burg, die mich vorher umſchloſſen hatten. Ich wanderte auf dem rechten Saaleufer durch die Buchenhalle zurück und ſuchte Ruhe im Gaſthofe zu Köſen, der aber leider auch den beſcheidenſten Anſprüchen eines Wanderers nicht entſpricht. — Den Tag darauf wollte ich nach Weimar. Wir mußten lange auf dem Bahnhofe warten, da ſich der Zug, der von Halle kam, um eine Stunde verſpätet hatte. Doch wartete ich nicht ungern, denn auf dem Bahnhofe war viel Leben, da die Badegäſte hier Unterhaltung ſuchen. Ein hübſcher junger Mann von ritterlicher Tournüre fing ein politiſches Geſpräch mit mir an. Zuerſt an ein Erlebniß anknüpfend ſchilderte er mit den grellſten Farben, wie roh preußiſche Offiziere in den benachbarten preußiſchen Städten vom Pöbel beſchimpft würden. Da ich ſofort auf die allgemeinen Verhältniſſe Preußens und auf die ſchwere Schuld hinwies, aus der ſich dieſe und andere traurige Erſcheinungen erklären, ſo geſtand er faſt Alles zu, wollte aber nicht einſehen, was jetzt allein Preußen und Deutſchland erretten kann. Er glaubte nicht an eine Einung Deutſchlands oder vielmehr er wollte ſie nicht, damit Preußen nicht ſeine ſeitherige Selbſtſtändigkeit preisgeben müſſe, die er im Nothfall ſogar mit Aufopferung der Rheinlande behaupten zu wollen ſchien; er verſicherte, daß er keine Reaktion wünſche und ſchauderte doch bei dem Gedanken, auf die Verfaſſung ſchwören zu müſſen; er erwartete nicht bloß, er wünſchte einen blutigen Zuſammenſtoß, einen Aderlaß, wie er ſagte, damit Preußen wieder geneſe. Es war ein Repräſentant des ſpecifiſch preußiſchen Junkerthums, auf das unſere Nachkommen ebenſo zurückblicken werden, wie wir auf die Höflinge von Verſailles vor 1789. — Bald traten, wie es ſchien, gleichgeſinnte Freunde zu ihm, und da eben der erwartete Zug kam, ſetzte ich mich ſogleich ein und war froh, in den wechſelnden Bildern der anmuthigen Gegend und in den Erinnerungen an den ehemaligen Muſenhof des nahen Weimar die Diſſonanzen in der Bewegung des gegenwärtigen Lebens vergeſſen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 45.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 228. Freitag den 22. September 1848.

Unſere Väter waren Leute! Die wußten, was ihnen nüz war! Die wußten etwas zu faſſen und feſtzuſezen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freiheiten ſo geſichert. Goethe.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

Viele Provinzen unſeres Vaterlandes ſind noch ſo wenig allgemein bekannt, daß es wohl der Mühe verlohnte, Entdeckungsreiſen dahin anzutreten. Zu dieſen gehören unter andern auch die beiden Lauſitzen. Ich glaube daher nichts Ueberflüſſiges zu thun, wenn ich in nachfolgenden Skizzen den Verſuch mache, die Bewohner der Lauſitzen mit ihren Sitten und Gebräuchen zu ſchildern und das Augenmerk theilnehmender Leſer auf ſie zu richten. Es dürfte dieß um ſo mehr an der Zeit ſeyn, als die neueſten politiſchen Umwälzungen vieles den Lauſitzern Eigenthümliche vielleicht in ſehr kurzer Zeit verwiſchen werden, ja müſſen, da die Revolution der Gegenwart in ihren Folgen auch eine Umgeſtaltung in den ſocialen und ſittlichen Verhältniſſen der Nationen im Ganzen, wie der verſchiedenen Stämme eines Volkes nach ſich ziehen wird.

Die Eintheilung der Lauſitz in Ober- und Niederlauſitz iſt bekannt und durch die Conſtruction des Landes ſelbſt gerechtfertigt. Jene umfaßt den gebirgigen Theil der Provinz, während dieſe ein mit weiten und dichten Waldungen erfülltes, von Flüſſen und Sümpfen vielfach durchſchnittenes Flachland bildet. Die Oberlauſitz bewohnt, einen kleinen Bezirk ausgenommen, Volk urdeutſchen Stammes, wogegen der größere Theil der niederlauſitziſchen Bevölkerung aus Ueberreſten der alten Wenden beſteht, die vor einem Jahrtauſend ihre Wohnſitze bis weit über die Elbe vorgeſchoben hatten. Bei der lebhaften Theilnahme, welche in neueſter Zeit die Nationalitätsfrage aller Orten findet, darf es nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß auch dieſe lezte Trümmer ſlaviſcher Welt ihrer Abſtammung ſich bewußt ward und, obwohl unter Deutſchen wohnend, von Deutſchen rings umſchloſſen, neben ihrem ſlaviſchen Idiom deutſch redend, die große Erſchütterung unter ſich nachzittern fühlte, welche die mächtigeren ſlaviſchen Stämme ergriff und zu gewaltſamen Thaten fortriß.

Indem ich mich zuvörderſt dem größtentheils deutſchen Lande, der Oberlauſitz, zuwende, behalte ich mir vor, ſpäter meine Blicke auf die Niederlauſitz zu richten und, wenn dieſe Skizzen Anſprache finden ſollten, auch über wendiſches Leben und Treiben Einiges mitzutheilen. Es iſt mir häufig begegnet und begegnet mir noch jezt, daß ich von ſonſt ganz gebildeten und wohlunterrichteten Leuten hören muß, alle Lauſitzer ſeyen Wenden, mindeſtens wendiſchen Urſprungs. Dieß iſt eine durchaus irrthümliche Annahme. Alles oberlauſitziſche Land, von den maleriſchen Kämmen der böhmiſchen Grenzgebirge bis nahe an die von den Niederungen in das Hügelland hinübergreifende Heide wird von Deutſchen bewohnt; nur einen kleinen Strich, deſſen Mittelpunkt die Hauptſtadt der Provinz, Bautzen, bildet, haben jezt noch Wenden inne. Gegen Oſt, Süd und Weſt von ziemlich hohen Gebirgen umſchloſſen, bildet die obere Lauſitz ein ungemein maleriſches Ländchen, das von Reiſenden weit mehr beſucht zu werden verdiente, als es bisher der Fall war. Daß dieſer reizende Landesabſchnitt mit ſeinen vielen Naturſchönheiten, ſeinen alterthümlichen Städten, ſeinen großen Ortſchaften ſo wenig das Ziel moderner Touriſten ward, daran iſt ſeine politiſch geographiſche Lage Schuld. In dieſem verſteckten Gebirgswinkel verlieren ſich die großen Weltſtraßen wie in

einem Sack, und Straßen, aus denen man keinen Ausgang findet, liebt der Reiſende nicht, oder pflegt ſie wenigſtens nur ſelten zu ſuchen. Die Theilung Sachſens, welche die ganze Niederlauſitz und die Oberlauſitz faſt zur Hälfte von demſelben abſchnitt, erſchwerte dem bei Sachſen verbliebenen Theile die Verbindung mit der übrigen Welt außerordentlich und that dem Lande ſelbſt großen Abbruch. Sachſens Anſchluß an den Zollverein hob dieſen Uebelſtand zwar etwas auf, konnte aber den alten Glanz der Lauſitz doch nicht vollkommen wieder herſtellen. Dieß gelingt vielleicht in der Zukunft erſt den Eiſenbahnen, die ſich ſeit Kurzem bis in jene romantiſche Gebirgseinſamkeit erſtrecken, und der Einheit Deutſchlands, an der ſo viele Hände bauen, nach deren Verwirklichung Millionen Herzen ſich ſehnen.

Man hat den Lauſitzern nicht ohne Grund vorgeworfen, daß ihnen der Sinn für die politiſche Bewegung abgehe, daß ſie den Reformbeſtrebungen, auf welchem Gebiete ſich dieſelben auch geltend machen mögen, eher feindlich als freundlich geſinnt ſeyen. Dieſer Vorwurf iſt nicht aus der Luft gegriffen, aber mir ſcheint, daß er ſich leicht erklären läßt, und daß man eine ſolche Erklärung verſuchen muß, bevor man ihn herb und tadelnd ausſpricht. Bis in die neuere Zeit war die Lauſitz ein Land, das ſich nach eigenen Geſetzen regierte, das eine große Menge von Privilegien beſaß, die ihm Vortheil gewährten, und die namentlich die größeren Städte, die ſogenannten Sechsſtädte, faſt ganz auf gleichen Rang mit den Reichsſtädten erhoben. Eine lauſitziſche Sechsſtadt mit ihrem reichen Landesgebiet war eine Art ariſtokratiſcher Republik. Es herrſchte darin zwar nicht die Freiheit, häufig gebot vielmehr die Willkür der Regierenden, aber das Bewußtſeyn einer gewiſſen Unabhängigkeit, im Gegenſatz zu andern den Erblanden angehörenden Städten, machte die Lauſitzer ſtolz und ließ ſie gern kleine Unannehmlichkeiten ertragen. Dieſer Zug feſter Abgeſchloſſenheit und ſtarken Zuſammenhaltens in ſich, ſicheren Vertrauens auf ihre eigene Kraft geht durch die ganze Geſchichte der Lauſitz. Die Sechsſtädte waren es, welche durch eigene Kraft, mit ſtarker Fauſt die Burgen der Raubritter brachen und ihre Siegeszüge bis in die böhmiſchen Berge ausdehnten, um dem Unweſen der ritterlichen Wegelagerer ein Ende zu machen. An dem Muthe der lauſitziſchen Städtebewohner brach ſich die ungeſtüme, verheerende Wuth der Huſſiten. Die Sechsſtädte widerſtanden den Kriegern Wallenſteins, der in ſeinen vertrauten Briefen mehrmals das Gelüſt durchblicken läßt, die fette Thalmulde Zittaus nebſt den umliegenden Ortſchaften ſeinen angrenzenden böhmiſchen Beſitzungen einzuverleiben. Die deutſchen Kaiſer ſchenkten den Sechsſtädten Privilegien auf Privilegien, die ihnen auch nach der gänzlichen Trennung von Böhmen im Jahre 1635 verblieben, und zu denen ſie ſich neue zu gewinnen wußten. So oft alſo der Lauſitzer ſeinen Blick zurückwendet in die Vergangenheit, kann er ihn mit Wohlbehagen ausruhen laſſen auf Errungenſchaften. Er war ehedem etwas, er hatte eine Bedeutung gehabt und hatte ſie noch oder legte ſie ſich bei im Hinblick auf das Vergangene. Bei der Zerriſſenheit Deutſchlands, wo es ja von jeher nie eine nationale, ſondern immer bloß eine provinzielle, nie eine Volks-, ſtets nur eine Stammeseinheit gab, war dieß ganz in der Ordnung. Es baute eben jede Provinz, jeder Stamm ſeine eigene partielle Größe ſo ſchön aus, als es die Umſtände erlaubten, und je emſiger dieß geſchah, je weniger Rückſicht man dabei nahm auf Andere, immer nur das Nächſte, das Eigenſte bedenkend, für deſto vorzüglicher erachtete man ſich, deſto mehr Achtung nöthigte man Andern ab.

(Fortſetzung folgt.)

Von Frankfurt nach Jütland.

(Fortſetzung.)

So kommt man an den Städten Celle, Uelzen und Lüneburg vorbei, und es iſt kaum vier Uhr Nachmittags, ſo hält das Dampfroß in Harburg an den Ufern der Elbe, Hamburg gegenüber. Man hat von Abends zehn Uhr bis den andern Nachmittag vier Uhr die einige ſechzig Meilen betragende Strecke von Cöln nach Hamburg zurückgelegt. Ein raſches Dampfboot nimmt in Harburg den Reiſenden auf, und über die hier in viele Arme geſpaltene Elbe, die mehrere große, fruchtbare und ſorgſam bebaute Inſeln bildet, gelangt man binnen einer Stunde nach dem ſtolzen Hamburg, dieſer erſten aller Handelsſtädte des europäiſchen Feſtlandes, und nach London und Liverpool der dritten der Welt. Schon von ferne ſchimmert weit über den Spiegel der Elbe der Maſtenwald des Hafens herüber, und mit jedem Radumſchwung des Dampfers tauchen mehr und mehr Schiffe aller Völker, Größen und Bauarten empor, die hier friedlich neben einander an den mächtigen Hafenpfählen liegen; für den Binnenländer der überraſchendſte Anblick. Er ſieht ſich wie auf einen Zauberſchlag mitten in das Gewühl eines Welthafens verſetzt.

Trotz des anſcheinend regſamen Getriebes um die vielen aus- und einladenden Schiffe, trotz der Menge beſchäftigter Matroſen und Hafenarbeiter, mußte indeſſen Jedem, der den Hafen wie die dem Handel beſonders gewidmeten Straßen und Plätze Hamburgs zu andern

Zeiten kannte, Alles todt und verödet vorkommen. Keine Stadt in Deutſchland fühlt die Ungunſt der Zeitverhältniſſe ſo ſchwer wie Hamburg und Millionen beträgt der Verluſt, den es in den lezten Monaten erlitten.

Iſt aber Hamburgs Hafen weit ärmer an ladenden Handelsſchiffen als ſonſt, ſo birgt er dafür die erſten Anfänge der deutſchen Kriegsflotte, eine kleine Fregatte von einigen dreißig Kanonen, zwei armirte Dampfſchiffe und ein paar Kanonenboote. Allerdings ein kleiner, ſehr kleiner Anfang, aber zu ſehr hat Deutſchland im däniſchen Kriege die Schmach der Wehrloſigkeit zur See empfunden, als daß wir jezt nicht mit allen Kräften uns eine der europäiſchen Bedeutung des Landes angemeſſene Flotte ſchaffen ſollten. Das lebhafte Gefühl dieſes Bedürfniſſes iſt wohl der größte Gewinn, den wir von dieſem däniſchen Krieg haben werden, ſonſt der unglücklichſte, den Deutſchland nur führen konnte. Die Hamburger Kriegsſchiffe ſind, mit Ausnahme des neuerbauten, eigens für dieſen Zweck conſtruirten Kanonenboots, umgewandelte Kauffahrer. Die ſogenannte Fregatte nimmt ſich ſowohl äußerlich als in den innern Räumen ganz ſtattlich und wohnlich aus, und man glaubt, daß ſie immerhin ein ſcharfes Seetreffen beſtehen könnte. Kenner wollen übrigens behaupten, das Schiff ſey für ſo vieles Geſchüz zu leicht gebaut und würde das Feuern nicht ſehr lange aushalten. Die beiden bewaffneten Dampfboote ſind frühere Packetſchiffe der Hamburg-Huller Linie und tüchtige, ihrem Zweck entſprechende Fahrzeuge. Zu Offizieren der neuen Marine hat man mehrere engliſche Marinelieutenants angeworben, und auch junge gebildete Steuermänner von Kauffahrteiſchiffen zu gewinnen geſucht. Indeſſen herrſcht ſowohl hier als in ganz Deutſchland großer Mangel an tüchtigen Seeoffizieren und wir werden vorläufig unſere Zuflucht zum Auslande nehmen müſſen. Beſſer iſt es mit der eigentlichen Mannſchaft beſtellt, an der unſere deutſchen Oſt- und Nordſeeküſten Ueberfluß haben. Auf den Hamburger Kriegsſchiffen dienen viele junge deutſche Matroſen, die nur erſt an militäriſche Disciplin gewöhnt und im Gebrauch der Waffen und in der Bedienung des Geſchützes geübt zu werden brauchen, um es mit allen Matroſen der Welt aufnehmen zu können. Es ſind muntere, wacker ausſchauende Jungen, die ſich in ihren blauen Jacken und breiten Seehüten, mit dem Namen des Schiffes in blanken Meſſingbuchſtaben, ganz ſtattlich ausnehmen.

Altona iſt, wie ſchon der Name: „Allzunah,“ zeigt, ſo nahe an Hamburg, daß nur ein kaum bemerkbares Thor die Stelle anzeigt, wo die eine Stadt beginnt und die andere aufhört. Die rothröckigen däniſchen Soldaten, welche ſonſt ſogleich zeigten, daß man eine Stadt unter däniſchem Scepter betreten, ſind verſchwunden, dagegen ſieht man bleiche Krieger, oft den Arm in der Binde oder den Kopf mit Tüchern umhüllt, in preußiſcher, braunſchweigiſcher, mecklenburgiſcher Uniform vor den Thüren ſitzen, ſich des warmen Sonnenſcheins zu erfreuen, oder mühſam langſamen Schrittes am Stock durch die Straßen ſchleichen. Große Hoſpitäler der vereinten, im Norden des Landes ſtehenden Reichsarmee befinden ſich in dieſer Stadt, als der größten und die geräumigſten Lokalitäten darbietenden der vereinten Lande Schleswig-Holſtein. Kriegeriſch ſieht es auch auf dem Bahnhof der Rendsburger Bahn aus. Kanonen, Pulverkarren, Bagagewagen aller Art ſtehen dort aufgefahren, der Weiterbeförderung in das Innere des Landes harrend. Soldaten aller Grade und Waffengattungen begeben ſich entweder zu ihren in Schleswig ſtehenden Regimentern, oder kommen von dort zurück auf Urlaub, oder in dienſtlichen Sendungen, oft auch krank oder verwundet, um in die Altonaer Hoſpitäler gebracht zu werden. Oft ſieht man auch ganze Bataillone friſcher Truppen mit einem einzigen Zuge fortgeſchafft. Schnaubend ziehen zwei bis drei Locomotiven, vor einander geſpannt, die lange Kette der Wagen, alle dicht beſezt mit vollſtändig bewaffneten Soldaten, die jubeln oder in vollem Chor kriegeriſche Lieder ſingen. Hier ſieht man recht, welch wichtige Rolle die Eiſenbahnen bei aller Kriegführung ſpielen, wie ſie derſelben eine Geſtaltung gegeben, von der man ſich vor einem Jahrzehend nicht träumen ließ.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

II.

Es liegt etwas „Unerfaßbares“ im franzöſiſchen Weſen: Rohheit, gepaart mit zartem Gefühl, faſt blutdürſtige Wildheit im Bunde mit grenzenloſer Gutmüthigkeit. Darum handelt der Franzoſe weit eher nach *Stimmungen*, als nach *Grundſäzen*; er iſt ſeltener ein *ſchlechter Kerl* als ein *Verführter*. — In der Junirevolution ſteckt ein ganzes Labyrinth von Widerſprüchen, und es gehört ein ſtarkes, wenn nicht politiſch

verhärtetes Gemüth dazu, um von all den abſcheulichen Folgerungen des revolutionären Prinzips nicht ſchmerzlich berührt zu werden. Die Revolution verſchlingt, wie Saturn, ihre eigenen Kinder, und ſie als oberſtes und maßgebendes Prinzip anerkennen, heißt dem Recht des Stärkern huldigen. Die Revolution kann immer nur eine Thatſache, niemals ein Prinzip ſeyn. Alle Greuel der Umwälzung von 1793 haben ihren Grund darin, daß einige fanatiſche Köpfe aus der Revolution einen Rechtsgrundſatz machen wollten, worüber das Recht ſelber verloren ging, mit dem Henkerbeil und dem Aufruhr identifizirt wurde. Wie viele der Unglücklichen, die im Juni hinter den Barrikaden ſtanden, glaubten auf den Februarbarrikaden ſich einen über allen Zweifel erhabenen Rechtsanſpruch auf abermalige Entſcheidung durch Waffengewalt erworben zu haben! Sie hielten ſich noch immer für daſſelbe „herrliche," „großmüthige" und „einzige" Volk, als welches ſie in Anreden und Proklamationen aller Art begrüßt worden waren. Der gekrönte und gefeierte Sieger der Republik begriff nicht, warum er wegen derſelben Handlung mit einemmal als Rebell beſtraft werden ſolle. War er ſich doch bewußt, daß er nur ſein gutes, wohlerworbenes Recht gegen die gewaltthätigen und heimtückiſchen Schmälerungen deſſelben von Seiten der Bourgeoiſie und Reaktion vertheidige. Um den Fanatismus zu wecken, der die Straßen von Paris mit Bürgerblut geröthet hat, bedurfte es nicht erſt beſonderer Emiſſäre; was die Leute ſeit Monaten hörten und laſen, war ein unverhohlener und ununterbrochener Aufruf zu einer durch die Umſtände und das Recht ſelbſt gebotenen Empörung. Die Aufrührer hielten ſich für verrathen, darum die Nothwehr für eine Pflicht. Von einer Entſchuldigung oder Rechtfertigung der ſchwarzen That konnte alſo gar nicht die Rede ſeyn. Kein Wunder, daß namentlich das weibliche Geſchlecht dieſem ſchrecklichen Vorurtheil erlag. Auf der Spitze der Barrikaden ſchwangen Weiber die blutrothe Fahne und fielen von Kugeln durchbohrt; ein Mädchen forderte zwei Mobiliſten, die in ihr Haus eingedrungen waren, auf, ihr zu folgen, und ſtreckte dieſelben auf der Schwelle durch Piſtolenſchüſſe nieder; ein Weib ſchoß vor dem Gitter der Nationalverſammlung nach einem Nationalgardiſten. Der Meuchelmord kam an die Tagesordnung und die Vendetta wurde auch auf franzöſiſchem Boden einheimiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Thüringen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Weimar.

Zu Anfang unſeres Jahrhunderts trat das freundlich ſtille Weimar und ſeine anmuthige Umgebung wie der Hintergrund eines hiſtoriſchen Gemäldes hinter den dort weilenden großen Männern zurück, von denen die damalige Entwicklung des geiſtigen Lebens in Deutſchland vorzugsweiſe ausging. Jetzt, wo ſie längſt abgeſchieden ſind, wo ſie geiſtig überall weilen und wirken, da tritt die Landſchaft mehr vor das Auge des Beobachters, und die handgreiflichen Denkmäler ihrer Exiſtenz in Weimar ſind nun noch Zeugniſſe für die Literaturgeſchichte oder Reliquien für die Pietät der Epigonen, welche mit dankbarer Anerkennung und Benutzung der großen und in dieſer Richtung vollendeten Arbeit einen neuen Lebensabſchnitt begonnen haben. Auf dem ſchönen Rathhaus am Markte weht die deutſche Fahne und in den Gaſthöfen iſt überall lebendiges Geſpräch über die Gegenwart, an dem auch Offiziere mit aufrichtiger Hingebung an die Ideen der neuen Zeit theilnehmen. Die Parade zieht auf: die kräftigen Thüringer machen ſich ſehr ſchmuck im preußiſchen Helm und Waffenrock, womit das neuerwachte Nationalgefühl wieder an die volksthümliche Tracht angeknüpft hat, die im ſiebzehnten Jahrhundert gegen die neue welſche Sitte allmählig aufgegeben wurde. Doch ich ſammle mich jetzt einige Stunden zur Betrachtung der Vergangenheit und zu der Wallfahrt nach den heiligen Stätten der Muſenſtadt. Wie anſpruchslos iſt Schillers kleines Wohnhaus, freilich jetzt bloß von außen anzuſehen. Denn das zweite Giebelſtockwerk, wo Schiller arbeitete, wird jetzt erſt nach Erinnerungen einiger Zeitgenoſſen eingerichtet und ſoll ſpäter alle Reliquien des großen Dichters aufnehmen, welche die Pietät des dankbaren Vaterlandes dort niederlegen will. Viel ſtattlicher und vornehmer iſt Goethe's Wohnhaus, wo gegenwärtig der ruſſiſche Geſandte wohnt. Die Wohn- und Arbeitszimmer Goethe's ſind bekanntlich mit Allem, was darin war, unverſehrt erhalten, aber jetzt unzugänglich. Ein Enkel Goethe's hat eine ungeſchickte Aeußerung eines Fremden über die dort aufbewahrten Reliquien übel genommen und deßhalb den Zugang zu dieſem Heiligthume Jedermann unterſagt. Beide Dichter ruhen auf dem neuen Friedhofe in dem auf einer kleinen Anhöhe erbauten Erbbegräbniſſe der großherzoglichen Familie. Man ſieht durch eine Oeffnung in der Tiefe ihre Särge ſtehen. Endlich ſind noch die Zimmer im Schloſſe bemerkenswerth, die von der jetzigen Großherzogin dem Andenken Wielands, Herders, Goethe's und Schillers gewidmet ſind. Das Herderzimmer iſt noch in Arbeit, die übrigen ſind vollendet. Die Ausſtattung derſelben iſt ſehr koſtbar; größere und kleinere Scenen, im Wielandzimmer aus Oberon, in den beiden andern aus den berühmteſten Dramen und Gedichten der beiden großen Meiſter mit entſprechenden Arabesken verzieren die Wände. Wieland iſt mir immer ziemlich fremd geblieben; deſto mehr aber freute ich mich auf die bildliche Verherrlichung der Schöpfungen der beiden großen Dichter. Meine Hoffnung wurde getäuſcht; denn mir wurde, offen geſtanden, unter dieſen Geſtalten nicht wohl zu Muthe. Zwiſchen dem Schiller- und Goethezimmer iſt ein kleines, geſchmackvoll verziertes Gemach. Da ſetzt man ſich auf den Arbeitsſtuhl Schillers und ſtützt den Arm auf Schillers Tiſch, um ſeinen Namen in das darauf liegende Denkbuch einzutragen. — Unmittelbar hinter dem Schloſſe zieht ſich der prachtvolle Park bis zu dem eine gute halbe Stunde ſüdlich von Weimar auf einer Anhöhe liegenden Luſtſchloſſe Belvedere, von dem aus ſich wieder ſehr ſchöne Anlagen mit allerhand Rippeplätzchen in die hinter dem Schloſſe liegende Tiefe ziehen. Wohl tauchen in den ſchattigen Gängen dieſes Parkes vor der Seele des Wanderers die Geſtalten der Männer auf, welche dieſem Hofe einen Glanz verliehen haben, wie ihn keiner weiter gehabt hat; aber der weltberühmte Muſenhof iſt zu einem kleinen Fürſtenhofe gewöhnlicher Art geworden, der niedergedrückt von den weltumwandelnden Ideen der Neuzeit, trotz ſeiner rothen Kammerhuſaren, die immer geſchäftig hin- und herreiten, ſein Daſeyn kümmerlich friſtet, wie ein gefangener Schmetterling, der in der Schachtel ſich abflatternd den Flügelſtaub verloren hat. Das Belvedere iſt ein geſchmackloſes Gebäude, das der ſchönen Umgebung nicht würdig iſt. Dicht neben dem Schloſſe iſt eine Wirthſchaft, von der aus man eine herrliche Ausſicht nach Weimar und nach dem Ettersberge hat. Der klaſſiſche Park von Tiefurth liegt nordöſtlich von Weimar an der Ilm, und ein Stück weiter abwärts Wielands Oſmannſtädt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 229. Sonnabend den 23. September 1848.

Good enough to toss! food for powder, food for powder! mortal men! mortal men!
Shakespeare.

Von Frankfurt nach Jütland.

(Fortſetzung.)

Vor acht Tagen noch ſtand ein badiſches Bataillon an der ſüdweſtlichen Grenze Deutſchlands, gegen die Schweiz und Frankreich, jezt iſt es mit voller Bagage und kriegsfertig ausgerüſtet hoch oben im äußerſten Norden, um gegen die Dänen zu fechten. Ein langer Krieg iſt in unſerer Zeit ſchwerlich mehr möglich, in wenigen Monden muß das Geſchick der Welt entſchieden ſeyn.

Der Weg nach Rendsburg, das man vermittelſt der Eiſenbahn von Altona aus in etwas über drei Stunden erreicht, führt größtentheils durch dürre, einförmige Landſtriche. So fruchtbar Holſtein im Allgemeinen iſt, ſo reichgeſegnete Gefilde beſonders ſeine Oſtküſten enthalten, ſo öde und unfruchtbar iſt der Sandrücken, der ſich einige Meilen breit in der Mitte des Landes ſeiner ganzen Länge nach hinzieht. Rendsburg ſelbſt, die Hauptfeſtung Schleswig-Holſteins (denn Glückſtadt iſt ſehr unbedeutend), die nördlichſte deutſche Feſtung, liegt hübſch und anmuthig am ſogenannten Kieler Kanal, der den Lauf der Eider vielfach benutzend, eine Verbindung zwiſchen Nord- und Oſtſee für kleine Seeſchiffe herſtellt. Schöne Alleen geben dem Innern des Ortes ein ſehr freundliches Anſehen und gewähren prächtige Spaziergänge. Die Häuſer der Stadt, die ſchmal und lang ausgeſtreckt daliegt, ſind größtentheils klein und ſehr einfach. Hier in Rendsburg ſpielte der erſte entſcheidende Akt im ſchleswig-holſteiniſchen Unabhängigkeitskriege. Die kühn gedachte und glücklich ausgeführte Ueberrumpelung der Feſtung von Seiten des Kieler Jägerbataillons gab das erſte Signal zu der Erhebung des Landes und zu der Vertreibung der Dänen aus Holſtein. Jezt iſt Rendsburg der Sitz der proviſoriſchen Regierung des Landes. Als Feſtung und auch ſo ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, iſt es der Hauptwaffenplatz deſſelben, und man ſieht jezt in den Gaſſen weit mehr Uniformen aller Art, als Civilkleider. Das Generalkommando der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ſelbſt hat hier ſeinen Sitz und von hier aus wird dieſelbe neu organiſirt. Dieß hat ungemeine Schwierigkeiten, und ſo großer Eifer ſich von allen Seiten zeigt, um bald eine tüchtige, kampfbereite Armee in's Feld zu ſtellen, ſo iſt doch noch ſehr viel zu thun. Die Hauptſchwierigkeit iſt der Mangel an tüchtigen Offizieren. Die Offiziersſtellen in den ſchleswig-holſteiniſchen Regimentern waren vor Ausbruch des Krieges größtentheils mit geborenen Dänen oder doch ganz däniſirten Deutſchen beſezt, welche faſt alle nicht gegen Dänemark dienen wollten und entweder ihren Abſchied nahmen oder in Rendsburg gefangen gehalten werden, da ſie das Ehrenwort, nicht gegen Schleswig-Holſtein die Waffen führen zu wollen, verweigerten. So hatten denn beim Ausbruch des Kriegs manche Regimenter kaum ein Viertheil der nöthigen Offiziere, und die Mannſchaft ſteht auf zu niedriger Bildungsſtufe, als daß man die Lücken aus ihr hätte ergänzen können. Man nahm daher ſeine Zuflucht zum Ausland und rief beſonders eine Menge preußiſcher Offiziere und Unteroffiziere in ſchleswig-holſteiniſche Dienſte; man machte auch junge Beamte, Forſtkandidaten, Ingenieurs u. dgl., ſobald ſie ſich die nothdürftigſten militäriſchen Kenntniſſe erworben

hatten, zu Offizieren. Aber mit einem aus ſo heterogenen Elementen zuſammengeſezten Offizierscorps konnte es nicht anders gehen als es ging: es haperte auf allen Seiten. Keiner hatte Vertrauen zum andern, und wo das Vertrauen fehlt, da ſieht es mit der Tüchtigkeit eines Heeres ſchlimm aus. Dazu beſitzen die preußiſchen Offiziere und Unteroffiziere ſelten das Talent, die Anhänglichkeit ihrer nicht preußiſchen Kameraden und Untergebenen zu gewinnen. Sie bilden ein ſehr ſpröbes, ſich abſchließendes Element, das auf Alles, was nicht preußiſch iſt, mit einer gewiſſen Geringſchätzung herabſieht, und es beſteht daher eine ziemliche Spannung zwiſchen ihnen und den nicht preußiſchen, beſonders ältern Offizieren.

So eben ſind wieder 150 junge preußiſche Unteroffiziere in Rendsburg eingetroffen, um die vielen neu ausgehobenen ſchleswig-holſteiniſchen Rekruten einexerciren zu helfen, denn das ganze Heerweſen wird auf preußiſchen Fuß eingerichtet. Die Soldaten werden jezt gleichmäßig aus allen Ständen ausgehoben, während nach der früheren däniſchen Einrichtung die Laſt der Militärpflichtigkeit allein auf dem Bauernſtand lag. Die Stimmung der Leute iſt vortrefflich und Kavallerie und Artillerie, welche ſchon wiederholt im Gefecht mit den Dänen waren, haben ſich mit großem Muthe geſchlagen. Dieſe ſchleswig-holſteiniſchen Krieger ſind in der Mehrzahl derbe, große, breitſchultrige Geſtalten, oft etwas ungeſchlacht und plump in Haltung und Bewegung, aber voll Kraft. Sie werden mit geringen Abweichungen ganz nach preußiſchem Schnitte uniformirt, und die Truppentheile, welche bereits Waffenrock und Pickelhaube tragen, ſehen gut, ja elegant aus. Diejenigen dagegen, welche noch in den alten däniſchen Uniformen herumgehen, gewähren einen abgeriſſenen, oft ſogar komiſchen Anblick. Um ſie von den Dänen zu unterſcheiden, hat man die rothen Jacken, wie ſie waren, in den Farbkeſſel geſteckt, um ſie grün zu färben, und da iſt denn eine gar eigenthümliche rothbraune, in allen möglichen Nüancen ſchillernde Farbe herausgekommen. Auch die blanken Helme der Dragoner hat man zur Unterſcheidung von den Dänen ſchwarz lakirt, und da dieſer Lack theilweiſe abgeſprungen iſt, ſo ſieht das Ganze wüſt und unordentlich aus. Uebrigens iſt die frühere Gleichheit der Uniform von den Dänen ſchon mehrfach benuzt worden; ſo haben ſich ihre Dragoner den Metallbeſchlag ihrer Helme mit Ruß geſchwärzt und ſo kleine deutſche Abtheilungen, von denen ſie für ſchleswig-holſteiniſche Kavallerie gehalten wurden, überfallen.

(Fortſezung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſezung.)

Eine Aenderung in dieſem provinziellen Leben trat thatſächlich erſt nach der franzöſiſchen Julirevolution von 1830 ein. Deutſchlands Streben, verſuchsweiſe ein politiſches Leben ſich gründen zu wollen, beginnt mit dieſer lezten Vertreibung der Bourbonen; denn die großartige Erhebung in den Kriegsjahren von 1813—1815 hatte in der Maſſe des Volkes keinen dauernden Nachhall gefunden. Als Sachſen in die Reihe der conſtitutionellen Staaten eintrat, mußte, wie dieß in der Natur der Dinge begründet war, die Lauſitz viele ihrer Privilegien aufgeben. Sie konnte und durfte nicht mehr einen Staat im Staate bilden, eine Stellung, die ſie bis dahin eingenommen hatte. Damit gewann ſie zwar im Allgemeinen, als Provinz aber erlitt ſie empfindlichen Verluſt. Dieſe Verluſte ſteigerten ſich von Jahr zu Jahr, indem das conſtitutionelle Staatsleben eine Menge Regierungsmaßregeln nöthig machte, wobei ebenfalls der Staat als Staat, nicht aber die Provinz, nicht die Stadt, am wenigſten aber der einzelne Bürger und Bauer gewann. Man wird es verzeihlich finden, daß dem Lauſitzer dieſe politiſchen Verbeſſerungen nicht ſonderlich gefielen, daß er mißtrauiſch ward gegen den politiſchen Fortſchritt, der ihm Bequemes, Liebgewordenes, ſeiner Meinung nach Erprobtes nahm und ihm dafür Unbequemes und Unſicheres gab. Perſönlich gewann er nicht durch die größeren politiſchen Rechte, die ihm der Staat ſchenkte, den Verluſt des Alten aber fühlte er tief, und weil dieſes Alte unbeſtritten einen gewiſſen Glanz um ſich verbreitet hatte und dieſer Glanz nun plözlich verſchwand, glaubte er ſich in ſeinen Rechten gekränkt, während er doch hören mußte, das Volk ſey mit großen und wichtigen Freiheiten beſchenkt worden. Dieſe Verſtimmung iſt dem Lauſitzer ſeitdem geblieben, ſie hat ſich eher noch geſteigert durch ſo manche Trübungen, die im Geſchäftsverkehr bemerkbar wurden. Mißtrauiſch blickt er auf jede politiſche Neuerung, weil ihn die Erfahrung lehrt, daß das Neue nicht immer auch das Beſſere ſey, und ſo glaub' ich, daß die Abneigung der Lauſitzer gegen politiſche Reformen und gar Revolutionen durch die Geſchichte ihrer Provinz, der ſie mit großer Liebe anhängen, wenn nicht gerechtfertigt, doch hinreichend erklärt iſt.

Man darf ferner nicht vergeſſen, daß die Bewohner der Oberlauſitz ein Gebirgsvolk ſind und wie alle Gebirgsbewohner dem Neuen ſchwerer zugänglich als die Flachländler. Dieſe Stimmung ſpricht ſich in Allem aus, bildet den Grundcharakterzug des Volks

und gibt ihm ein durchweg ehrenwerthes, ſolides und zuverläſſiges Anſehen. Zuverläſſig, aber derb, treu, doch vorſichtig und bedächtig, im Verkehr mit Andern, namentlich mit Nichtlauſitzern, klug, nicht ſelten verſchmizt und ſtets auf ſeinen Vortheil bedacht, auf ſeinen Anſichten mit Hartnäckigkeit beharrend und entgegengeſezte, ihm nicht zuſagende unhöflich von ſich weiſend, ſo zeigt ſich im Durchſchnitt das oberlauſitziſche Volk. Sind die Schilderungen treu und wahr, die uns Engländer und Reiſende anderer Nationen von den Schottländern entwerfen, ſo müſſen die Bewohner der ſchottiſchen Gebirge mit den Oberlauſitzern große Aehnlichkeit haben.

Treuherzigkeit, Offenheit und derbes Weſen ſpricht ſich auch aus in dem Dialekte. Für Nichteingeborene iſt derſelbe ſchwer verſtändlich, da ganz eigenthümliche Wortfügungen und ſeltſame Verkürzungen darin vorkommen, auch viele Worte der ſlaviſchen Sprache entlehnt und nur mit deutſchen Endungen verſehen worden ſind. Der Fremde wird die Sprache des gemeinen Mannes immer hart klingend und rauh finden, obwohl ſie auch viel Kindliches hat und an naiven und humoriſtiſchen Ausdrücken ziemlich reich iſt. Am meiſten ähnelt ſie dem oberſchleſiſchen Dialekte, hat aber auch manches gemein mit dem Erzgebirgiſchen und beſizt Wendungen, die ſich in allen deutſchen Gebirgsdialekten von den Karpathen bis in die Alpen mit ſehr geringen Abweichungen in der Ausſprache wiederfinden.

Nach dieſen allgemeinen Vorbemerkungen möge mich der geneigte Leſer unter das Volk ſelbſt begleiten, um es in ſeinen Sitten und Gebräuchen näher kennen zu lernen.

1. Verlobung und Hochzeit. (Verlobje und Huckst.)

Landbewohner pflegen frühzeitig zu heirathen. Darum beſchäftigen ſich Eltern, welche Kinder beſitzen, ſehr bald mit der Frage, wie ſie am ſicherſten eine vortheilhafte Partie machen können. Sie beobachten dabei ganz die Taktik hocharistokratiſcher Familien, indem ſie auf gutes Herkommen in bäuerlichem Sinne, auf Vermögen und Grundbeſiz vor allem ihr Augenmerk richten und erſt in zweiter Reihe auf Neigung oder Abneigung der Kinder Rückſicht nehmen. Häufig werden Nachbarskinder oder doch Kinder eines Dorfes ſchon als Verlobte betrachtet, wenn ſie die erſten Schuljahre zurückgelegt haben. Die Eltern laſſen keine Gelegenheit vorübergehen, erſt die Kinder, ſpäter die Erwachſenden einander näher zu bringen, um ihren Zweck zu erreichen, und in den meiſten Fällen werden ſo eingeleitete Ehebündniſſe zu Stande kommen, wenn auch nicht ſelten der hinkende Bote ſpäter nachfolgt. Die Heirath iſt ihnen ein Geſchäft, keine Herzensangelegenheit, und weil man es als ſolches betreibt, wird auch nur ausnahmsweiſe das Herz wirklich dabei betheiligt. Doch ſoll damit nicht behauptet werden, daß keine Ehen aus Liebe geſchloſſen würden. Sie kommen überall, obwohl ſelten vor, weil das Herz ein Ding iſt, das ſich nicht meiſtern läßt.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, Auguſt.

(Fortſezung.)

Jena

Jena iſt ſtiller geworden als es vor zwanzig Jahren war. Die Studenten trinken und ſingen noch auf dem Markte vor den Häuſern ſizend, wie damals; aber es iſt unter ihnen viel weniger kecke Luſt, weniger jugendliche Phantaſterei und weniger wiſſenſchaftliches Streben, als vor zwanzig Jahren. Die Politik, welche ſie treiben, der Wehrdienſt, den ſie eifrig mit den Bürgern thun, macht ſie einerſeits ernſter, andererſeits gegen die ſtrenge Wiſſenſchaft gleichgültiger; es iſt hier, wie überall, eine Kriſis im Studentenleben, aus dem ſich eine den neuen Verhältniſſen angemeſſene Form erſt herausbilden muß. Der alte Burgkeller mit ſeinen düſtern Wänden und ſchlechten Tiſchen und Bänken iſt noch, wie damals, nur bedecken jezt die früher ſparſamen Bilder alle Wände. Unzählige Silhouetten der Burſchen, die hier geweilt, blicken keck und friſch in die Welt hinein. Wie Manchen mag ſeitdem das Philiſterthum niedergedrückt und abgenuzt haben! Unter einem Bilde vom Jahr 1845 ſtehen die Worte:

„Ich werde fürder traben
Auf ſelbſtgewähltem Gang,
Ob Engel oder Raben
Mir ſingen den Todtengeſang."

Mit ſolchen Ideen ward die Saat befruchtet, aus der die Genoſſen Heckers hervorgewachſen ſind. Die Bildniſſe bedeutender Männer vergegenwärtigen uns die verſchiedenen Epochen der lezten Entwicklung unſerer vaterländiſchen Geſchichte. Da ſieht man erſt Sand, dann Jahn und Arndt und die populären Volksvertreter aus der Zeit der Reaktion, die Welker, Jordan, Todt u. A., auf einer andern Wand die revolutionären Poeten, Herwegh, Hofmann, Freiligrath, und die Stürmer und Dränger der Gegenwart, Fein, Erbe, Blum, endlich Hecker in ſeiner phantaſtiſchen Tracht, in deſſen Nähe ſich der Reichsverweſer

ganz seltsam ausnimmt. Im Burgkeller kneipen jezt die demokratischen Burschen von Jena, die Rothmützen, gegen hundert, also ein Viertel der ganzen Studentenschaft. Es ist nicht wunderbar, daß diese so zahlreich sind, denn wo so vielen Männern der junge Freiheitswein in den Kopf steigt, da ist der Jugend wohl der Rausch zu verzeihen. Zur Zeit der ersten Freiheitsbewegung in Deutschland, nach dem Befreiungskriege, waren ja auch die meisten Jünglinge auf der äußersten Linken, freilich mit ganz andern Tendenzen, die damals noch als revolutionär verfolgt wurden, aber jezt als reaktionär verschrieen sind. Sie träumten vom deutschen Kaiser und vom einigen deutschen Reiche, und mußten dafür im Kerker büßen. Den erwähnten demokratischen Burschen aber tritt nicht mehr der Polizeistaat entgegen, mit dem es zu Ende ist, nicht mehr das wüste Corpswesen, das jezt nur noch ein Scheinleben hat, sondern es sind die andern burschenschaftlichen Vereine, welche das ältere Burschenwesen in moderner Form und in politischer Beziehung das linke Centrum gegen jene Radikalen mit geistigen Waffen vertreten. Diese jungen Leute haben an dem politischen Leben in der dortigen Gegend seither mit allem Eifer theilgenommen und von beiden Parteien sind tüchtige Redner in den Volksversammlungen aufgetreten. Die Radikalen waren hier Anfangs, wie überall, im Vortheil, aber die Constitutionellen haben sich auch hier aufgerafft, und so hat sich die frühere Aufregung hier schon bedeutend gemindert. Die fruchtbarste Idee, die sich aus dieser Bewegung immer mehr herausbildet und auch in den untern Schichten immer besser begriffen wird, ist der Gedanke einer Verschmelzung Thüringens, der jedenfalls sehr bald eine innigere Verbindung dieser Landschaften herbeiführen muß, und bei der jezt so schnellen Zeitigung volksthümlicher Bestrebungen gewiß in nicht zu ferner Zukunft verwirklicht werden wird.

(Schluß folgt.)

Paris, August.

Briefe über die Pariser Revolution.

(Fortsezung.)

Besinnungs- und urtheilslos sank der Mensch auf die Stufe des Thiers herab. Gleich Tigern rüttelten während der ersten Schauernächte die Gefangenen an den Gefängnißgittern, brüllten Verwünschungen gegen die Nationalgarden, die mit vorgehaltenen Gewehren jeden Augenblick bereit standen, einen gewaltsamen Ausbruch mit dem Tode zu bestrafen. Nach mehrtägiger Haft freilich wurden selbst die Widerspenstigsten zahmer und Viele heuchelten Gleichgültigkeit und Todesverachtung, bloß um von den Andern nicht verspottet zu werden. An Tausend dieser Unglücklichen wurden in einem Zuge an mir vorübergeführt; sie gingen zwischen dem doppelten Spalier der Soldaten schweigend und gedrückt, manche mit einem kleinen Bündel am Arm, der ihre ganze Habe enthielt. An gänzlich verstockten Verbrechern, an solchen, die sich laut der von ihnen begangenen Grausamkeiten rühmen, fehlt es dessenungeachtet nicht. — Ein schauderhafterer Anblick läßt sich kaum denken, als die Leichen derer, die niedergeschossen wurden, als ein langer Zug Gefangener, von Nationalgarden begleitet, auf dem Carrouselplatz zu entrinnen suchte. Man hatte es versäumt, ihnen die Hände zu binden, und so konnten sie im Dunkel der Nacht sich allzumal auf ihre Wächter stürzen, die von allen Seiten sofort Feuer gaben und sich gegenseitig in großer Zahl tödteten und verwundeten. Die auswärtige Nationalgarde verlor bei dieser Gelegenheit die meisten Leute. Den gefallenen Aufständischen war die Wuth, womit sie ihre Gegner selbst mit den Zähnen zerfleischt, noch auf dem bleichen Todtengesicht zu lesen. — Ich will damit nicht gesagt haben, die Truppen seyen ohne Erbitterung in den Kampf gegangen. Am wenigsten waren die Mobilisten, diese Zielscheibe für die Barrikadenkugeln, zur Nachsicht aufgelegt. Die jungen Gemüther wurden gleichgültig gegen die Stimme der Menschlichkeit, der ihre Feinde kein Gehör gaben. Weit mehr Gefangene, als man weiß, wurden von ihnen niedergeschossen. Ein Bataillon hatte so eben eine Straße von Barrikaden gereinigt und that sich nach der heißen Stunde bei einem marchand de vin gütlich. Der Mann war so zuvorkommend, daß er seinen Gästen mitten auf der Straße ein Faß zum Besten gab. Die durstigen Kehlen sprachen dem Wein tüchtig zu, als mehrere Schüsse aus dem Haus des Weinwirths fielen und einige der Trinker verwundeten. Eine Haussuchung blieb ohne Erfolg, bis einer der Verwundeten mit seinem Gewehrkolben einen Schrank einschlug, der eine Maueröffnung nach dem Nebenhaus verbarg, durch die man in den Keller des Weinwirths gelangte, in welchem siebzehn Bewaffnete versteckt lagen. Ein Kolbenstoß warf den Verräther zu Boden, worauf eine Kugel ihm durch das Herz fuhr und zugleich ein Loch in das Faß schlug. Mit größter Seelenruhe sahen nun die jungen Soldaten zu, wie das rothe Herzblut und der rothe Wein zusammenflossen. In der Rue St. Antoine brachten gleichfalls Mobilisten zugleich mit den Verwundeten auch die Gefangenen nach der Ambulance und erschossen sie hier. Auf die Bemerkung des Arztes, das gehe durchaus nicht, sie mögen ihre Gefangenen erschießen, wo sie wollen, nur nicht bei seinen Verwundeten, erhielt er die tröstliche Antwort: „Aber, lieber Doktor, es ist dieß ja nur eine Vereinfachung und Erleichterung des Dienstes. Wir sind angewiesen, die Verwundeten und die Todten hierher zu schaffen: warum die unnöthige Mühe, die Gefangenen herzutragen, da sie, weit bequemer für uns, gehen können?“ — Bitterlich weinend kam ein Mobiler an einem Piket Nationalgarde vorüber. Der Offizier fragte ihn, warum er so betrübt sey? Er gehe nach Haus, entgegnete der Junge, und werde kein Gewehr mehr anrühren; seine Mutter habe ihn verflucht, wenn er auf das Volk schieße. Auf die Bemerkung des Offiziers: „Beruhige dich! deine Mutter ist fortan die Republik!“ wurde der Bursche mit einemmale wieder fröhlich, reichte dem Offizier die Hand, dankte ihm, daß er ein Centnergewicht von seinem Herzen genommen, und flugs ging es wieder zurück nach der blutigen Wahlstatt. — So ist der Franzose. Sein gutmüthiger Leichtsinn findet in der blutigen That ebenso wenig etwas Arges, als an der Gefahr, und wer ihn zu behandeln, ihm etwas einzureden versteht, hat ihn in der Tasche. Kaum schwieg der Kanonendonner, noch stand in den meisten Straßen ein Sarg mit dem üblichen Leichengepränge und mit dem Ausdruck tiefsten Kummers eilten Frauen von der Polizeipräfektur nach dem Justizpalast, und von da nach den überfüllten Gefängnissen, den Spitälern, der Morgue, um einen Gatten, einen Vater, einen Sohn, einen Bruder zu suchen, der nicht wieder heimgekehrt seit den Schreckenstagen — und schon sah man die Soldaten auf offener Straße tanzen und in bester Laune allerlei Ergözung und Zeitvertreib nachjagen. Sie freilich betrachteten die Sache so, als hätten sie eine Schlacht gewonnen, und verargen kann man es ihnen nicht: der Gegenpart hatte gründlich dafür gesorgt, ihnen den Gedanken zu benehmen, daß es ihre Brüder, daß es Franzosen seyen, die ihnen gegenüberstanden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 230. Montag den 25. September 1848.

O blessed bond of board and bed!
'Tis Hymen peoples every town;
High wedlock then be honoured!

Shakespeare.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſetzung.)

Gewöhnlich werden Ehebündniſſe unter Bewohnern eines und deſſelben Dorfes geſchloſſen, was vorzugsweiſe einem ſtark ausgeſprochenen Hange zur Bequemlichkeit zuzuſchreiben iſt. Nachbarskinder werden meiſtens ein Paar, wenn die Vermögensverhältniſſe der beiderſeitigen Eltern nichts zu wünſchen übrig laſſen und beide auf gleicher Rangſtufe ſtehen. Ein Bauernſohn reicht ſeine Hand in der Regel nur einer Bauerstochter, während der Gärtner oder Halbhüfner eine Verbindung mit der Tochter eines ſolchen in den meiſten Fällen vorziehen wird. Ausnahmen kommen natürlich vor, heben aber die Regel nicht auf. Dieſe ſelbſtgemachte Rangordnung drückt Niemanden; es unterwirft ſich ihr Jeder gern und findet ſie vollkommen der Ordnung gemäß, weßhalb auch der offen zur Schau getragene Stolz des Bauers den niedriger geſtellten Gärtner oder Häusler nur in ſeltenen Ausnahmsfällen beleidigt.

Iſt nun ein junger Mann entſchloſſen zu heirathen, ſo wird die angeknüpfte Bekanntſchaft durch abendliche Beſuche des Burſchen bei ſeinem Mädchen fortgeſetzt und feſter geknüpft. Ein Zwiegeſpräch am Fenſter in ſtiller Mondnacht genügt im Anfang, erſt ſpäter, wenn er der Neigung des Mädchens gewiß iſt und von den Eltern keine abſchlägige Antwort erwarten darf, betritt er das Haus, doch nicht immer durch die Thür. Als ächter Burſche, der zu ſeiner Liebſten „auf die Freyt“ geht, muß das Fenſter erklommen und die verſchämte Schöne heimlich beſucht werden. Das ſo angeknüpfte und durch des Mädchens Einwilligung geheiligte Verhältniß wird vertrauter, inniger und öffentlich bekannt durch die Theilnahme der ſtill Verlobten an den dörflichen Tanzvergnügungen im Kretſcham, wie die Wohnung des Dorfrichters oder Schulzen in der Lauſitz genannt wird. Hier kauft der Burſche ſeinem Mädchen einen Tanz und dreht ſich bei ſchlechter Muſik und ſchmauchenden Talglichtern auf holpriger Diele um die geſchwärzte Säule, bis die phyſiſchen Kräfte der Tanzenden erſchöpft ſind oder eine improviſirte Schlägerei dem Vergnügen unverſehens ein Ende macht, Fälle die häufig vorkommen und nur zu oft einen bedauernswerthen blutigen Ausgang nehmen.

Die „Freyt“ dauert je nach Umſtänden bald kürzere, bald längere Zeit und endigt mit der Werbung, wenn das Verhältniß mittlerweile ſich nicht von ſelbſt wieder löst. Nach altem Brauch wirbt der Burſche nicht in eigener Perſon um das Mädchen, ſondern mittelſt eines Stellvertreters. Der Pathe oder ein anderer Verwandter, der ſein Vertrauen beſitzt, übernimmt die ehrenvolle Miſſion, im Namen ſeines Schützlings bei den Eltern der Erwählten um deren Hand anzuhalten. Da in den meiſten Fällen derartige Beſuche nicht ohne vorherige Anzeige gemacht werden, mithin alle Betheiligten ſchon im Voraus darauf eingerichtet ſind, ſo iſt der Empfang des Abgeordneten von Seiten der Eltern des Mädchens ein freundlicher, und die Einwilligung folgt demſelben auf dem Fuße. Dieſe Einwilligung ſchließt aber die Verlobung noch nicht in ſich. Dazu bedarf es noch wichtiger Förmlichkeiten und einer halb kirchlichen Ceremonie, wozu die ſegnende Hand des Pfarrers ganz unerläßlich iſt.

Der bemittelte Lauſitzer ſieht es gern, wenn dieſe Ceremonie möglichſt glänzend vollzogen werden kann, weßhalb er bei der Verlobung eines ſeiner Kinder oft mehr prunkt als Andere bei Hochzeitfeſten. Obwohl von Natur karg und ſparſam, läßt er ſich bei Familienfeſten, in die er ſeinen Stolz und ſeine Ehre ſezt, gern ſehen und wirft dabei allenfalls auch Geld im Ueberfluſſe hinaus.

Ziemlich allgemein verbreitetem Gebrauche nach findet die Verlobung am Sonntag des erſten oder zweiten Aufgebotes ſtatt, und zwar Nachmittags, entweder auf der Pfarrei oder im Hauſe der Braut. Pfarrer und Brautwerber, gewöhnlich Hochzeitbitter genannt, weil er die Gäſte perſönlich einzuladen hat, finden ſich hiezu, meiſtentheils mit ihren Frauen, ein. Die Braut, ganz ſo geſchmückt wie am Tage der ſpätern Vermählung, erſcheint zum erſtenmale in bräutlicher Zier. Dieſe Zier beſteht nicht in einem eigentlichen Kranze, ſondern in einer kunſtreichen Krone, die aus hundert und aberhundert Sternchen von Silber, aus künſtlichen Blumen und Blättchen zuſammengefügt, den ganzen Kopf wie eine Mütze bedeckt und nach der Mitte hin ſpitz zuläuft. Je mehr die Zier mit flimmerndem Schmuck überladen iſt, deſto ſchöner findet man ſie. In neuerer Zeit iſt es üblich geworden, vorzüglich bei den Reichen, ſie mit einem grünen Kranze zu vertauſchen oder ſie damit zu umſchlingen. Die Kleidung der Braut iſt einfach, bei den Aermeren von ſchwarzem Tuch mit weißem Bruſttuch und weißer Schürze, bei den Wohlhabenderen dagegen von reichem Stoff, meiſt von ſchwerer dunkelblauer oder violetter Seide. Große goldene Broſchen, nicht gerade von beſtem Geſchmack, ſchwere Ohrringe von Silber und eine Halskette von gleichem Metall vollenden den bräutlichen Anzug. Einfacher geht der Bräutigam einher. Ihm genügt ein ſchlichter Rock von ſchwarzem Tuche, der bis auf die Knöchel reichen, ſehr weit und ohne alle Taille ſeyn muß. Kleiderkünſtler, die ſich auf Anfertigung ſolcher Tracht verſtehen, ſind auf den Dörfern vorzugsweiſe geſucht. Ueber dem Knöchel der linken Hand auf dem Aermelaufſchlage trägt der Bräutigam ebenfalls eine kleine Krone von Gold- und Silberflittern.

Eine Hauptrolle bei Verlobungen und Hochzeiten iſt dem Brautwerber zugetheilt. Dieſer Mann, gewöhnlich der Schulmeiſter des Orts, hat einen ſchweren Stand. Es gehören Gewandtheit, angeborener Takt, ja Talent zu einem guten Brautwerber. Der oberlauſitziſche Bauer, im Leben ernſt, herb und trocken, verlangt bei Hochzeiten allerhand derbe Scherze und Witze, die ihm behagen, ihn wo möglich zu bauchſchütterndem Lachen reizen. Dafür ſoll nun ein rechter Hochzeitbitter Sorge tragen. Es wird mithin eine gewiſſe derbe vis comica von ihm gefordert, die er im gewöhnlichen Leben ſorgfältig zu verbergen und nur bei Verlobungen und Hochzeiten geltend zu machen hat, ohne doch dem Bauer durch irgend eine Blöße Grund zu ſcharfem Tadel zu geben.

(Fortſezung folgt.)

Von Frankfurt nach Jütland.

(Fortſezung.)

Außer dieſen ſchleswig-holſteiniſchen Truppen wimmelt Rendsburg von Soldaten aus faſt allen Theilen Deutſchlands, ein buntes kriegeriſches Schauſpiel. Starke Bataillone hannöveriſcher Infanterie bilden die regelmäßige Beſatzung; da aber in Rendsburg die Eiſenbahn aufhört und die große Heerſtraße nach dem Norden Schleswigs beginnt, ſo dauern die ſtarken Durchmärſche vor- und rückwärts ununterbrochen fort. Heute kommt ein Bataillon Naſſauer mit ſeiner dunkeln, einfachen Bekleidung und dem fremdartigen gelben Lederzeug, morgen eine Abtheilung preußiſcher Grenadiere von einem Garderegiment, ſchöne, hohe Leute mit glänzenden Pickelhauben, dann etwa hannöveriſche Huſaren, trefflich beritten, mit bunten Dollmans und hohen Kolpacks, oder mecklenburgiſche Dragoner auf ihren edlen Roſſen, welche der weit und breit bekannten Pferdezucht des Landes alle Ehre machen, oder preußiſche Küraſſiere mit ihren ſchweren Harniſchen und Helmen und weißen Waffenröcken, faſt den Bildern alter Reiſigen gleichend. In Rendsburg lagen beim Beginn des Kriegs die tapfern preußiſchen Regimenter und glühten vor Kampfbegierde, bis es ihnen geſtattet ward, die Schanzen des Danewirke zu nehmen.

Der Weg von Rendsburg nach Schleswig, vier Meilen lang, führt großentheils durch nicht ſehr bebautes ſandiges Hügelland. Nur bisweilen ſieht man ſchöne Wieſen oder Waldungen, oder ſorgfältig mit Korn bebaute Landſtrecken; die Dörfer ſind ſelten und weit zerſtreut. Nur große Wirthshäuſer, hier „Krüge“ genannt, liegen häufig an der Landſtraße. Man ſieht es der ganzen Bauart derſelben an, daß die großen Transporte von Rindvieh und Pferden, welche alljährlich aus Jütland und Nordſchleswig auf dieſer Straße nach Hamburg wandern, für dieſe Krugwirthe wichtiger ſind als die Menſchen. Große weitläufige Stallungen umgeben meiſt die ganze Anlage, während die Wirthsſtuben ſelbſt nur klein und beſcheiden ſind. Jezt freilich haben dieſe Viehtransporte gänzlich aufgehört; aus Jütland wird natürlich nichts herausgelaſſen und die Ochſen des Landes werden von den vielen

Soldaten verzehrt, während die Pferde zur Mobilmachung des Geſchützes und der Reiterei dienen mußten. Dafür ſieht man häufig ſtarke Züge requirirter Bauerwagen, beladen mit Brod, Speck oder Hafer für die Magazine der Armee, oder mit Militäreffekten aller Art, oder mit kranken Soldaten, die in die Hoſpitäler gebracht werden, oder mit ſolchen, die in Urlaub gehen oder bei ihren verſchiedenen Corps wieder einrücken. Reiterpatrouillen begleiten dieſe oft ſehr langen Züge und bringen noch mehr Leben in das bunte Bild.

Kaum eine Viertelſtunde von Schleswig liegen die durch den Sturm der Preußen am Oſtermontag bekannten Schanzen des Danewirke. Es iſt unbegreiflich, daß die Dänen dieſe ſteilen Schanzen, beſpickt mit ſchwerem Geſchütz, von deſſen Kugeln man noch viele Spuren in den abgeriſſenen Zweigen der umherſtehenden Bäume ſieht, ſo ſchnell geräumt haben. Faſt noch weniger begreift man aber die ſchlechte Vertheidigung des Schloſſes Gottorp in Schleswig ſelbſt; der Weg, auf dem die ſtürmenden Preußen vordringen mußten, iſt ein langer ſchmaler Damm, durch Wieſen führend, kaum ſo breit, daß zwei Wagen ſich ausweichen können, und von beiden Seiten vom däniſchen Geſchütz gut beſtrichen. Wie ſtark hier das Feuer gewüthet hat, zeigt deutlich ein kleines einſtockiges Haus gleich vor Schleswig. Sieben Kanonenkugeln ſitzen hier auf dem Raum von etwa acht Quadratfuß in der Vorderwand, und man begreift kaum, wie das Gebäude ſtehen bleiben konnte. Der Beſitzer hat die Kugeln in den Löchern, die ſie gemacht, mit Kitt befeſtigen laſſen, und ſo bleiben ſie zum beſtändigen Angedenken dieſes Tages ſitzen.

Die Preußen, namentlich die beiden Garderegimenter Alexander und Franz, und einige Bataillone des zweiten, ein-und-dreißigſten und vierzigſten Regiments, haben die Verſchanzungen mit großem Muthe genommen. Ein unparteiiſcher Augenzeuge des ganzen Kampfes, ein Rendsburger Bürger, erzählte mir, es ſey förmlich ein Wettlauf geweſen zwiſchen Soldaten und Offizieren, wer zuerſt an den Schanzen und den Dämmen ankomme, und es habe ausgeſehen, als würden dort Thaler und nicht Kanonenkugeln ausgetheilt, ſo eifrig habe Alles ſich in das ſtärkſte Feuer gedrängt. Hätten die Preußen den übrigen deutſchen Bundestruppen Zeit gelaſſen, die Flanken der Dänen zu umgehen, wie es anfänglich der Plan war, ſo wäre das ganze däniſche Heer aufgerieben oder gefangen worden. Aus Furcht, die Dänen möchten ihnen entkommen, griffen die Preußen zu ſchnell und ohne nur ihr Geſchütz abzuwarten, größtentheils mit dem Bajonnet an, und der alte Wrangel ließ ſich im Kampfeseifer verleiten, ſein „drauf, drauf!“ unaufhörlich auszurufen.

Das Betragen der preußiſchen Soldaten in dem Herzogthum, ihr Muth im Gefecht, ihre Gewandtheit in der Kriegsführung und ihre ſtrenge Mannszucht und Genügſamkeit in den Quartieren ſind über alles Lob erhaben. Ueber preußiſche Soldaten ſind noch nie Klagen von den Quartiergebern eingekommen; ſie wiſſen ſich mit Allem zu behelfen, ſind artig und beſcheiden gegen ihre Wirthe und gehen denſelben gern bei allen häuslichen Arbeiten an die Hand. Sehr oft ſah ich preußiſche Gardiſten mähen, pflügen, dreſchen u. ſ. w. Ich ſah einige Compagnien preußiſcher Grenadiere, die mehrere Tage lang im ſchlechteſten Wetter im Bivouac gelegen und eben einen ſechsſtündigen Marſch auf furchtbar ſchlechten Wegen bei unaufhörlichem Regen gemacht hatten, zugleich mit den Truppen eines kleinern norddeutſchen Staates in ein nordſchleswigſches Städtchen einrücken. Während die andern Soldaten mürriſch und verdrießlich einherzogen, waren die Preußen heiter und guter Dinge, ſangen und ſcherzten und marſchirten ſo ſtramm, als gelte es einen Parademarſch. Und nicht viel mehr als eine Stunde nach Austheilung der Quartierbillets ſtanden die Soldaten ſo ſauber gepuzt beim Appel da, daß ſie ſich unter den Linden in Berlin hätten ſehen laſſen können, und am Abend veranſtalteten die Unteroffiziere wie gewöhnlich einen Ball und tanzten, trotz aller Strapazen, wacker die halbe Nacht durch.

Preußens Militärſyſtem, nach dem Jeder, ohne Unterſchied von Stand und Geburt, ſeine Kriegspflicht ſelbſt erfüllen muß, hat ſich hier im Felde glänzend bewährt. Ihm allein iſt dieſer gute Geiſt der preußiſchen Truppen zuzuſchreiben. Der ungebildetere, den niedern Ständen angehörige Soldat fühlt ſich geſchmeichelt, daß er neben dem vornehm Geborenen in Reih und Glied ſteht, gleiche Rechte und Pflichten mit demſelben hat, und gibt ſich alle Mühe, ihm auch im Anſtand gleich zu kommen. Der Geliebte dagegen will in fröhlicher Ertragung von Beſchwerden und Unbequemlichkeiten aller Art nicht hinter ſeinem dürftiger erzogenen, härter gewöhnten Kameraden nachſtehen, nicht den Ruf eines Schwächlings auf ſich laden, und ſo entſteht ein Wetteifer in Allem, der die beſten Folgen hat. Die vielen in der Garde dienenden Rheinländer ſind beſonders beliebt. Rheiniſche Lebendigkeit und geiſtige Bildung miſchen ſich bei ihnen mit preußiſcher Disciplin und ſtrenger Soldatenehre und erzeugen ſo ſehr häufig ein ungemein glückliches Ganze.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 19. September.

Der Aufſtand.

Es iſt Samſtag den 16., Abends acht Uhr. Die Fenſter der Paulskirche ſind matt erhellt; vor derſelben wogt die Menge ungeduldig umher. Seit Morgens neun Uhr tagt die Reichsverſammlung, ohne ihre Berathung nur einen Augenblick zu unterbrechen. Es gilt die Entſcheidung der wichtigen Frage, die ſeit dem 4. September das Parlament, die Stadt, das Volk beſchäftigt. Es gilt den zu Malmö abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zu genehmigen, oder zu verwerfen. Seit Dahlmanns Majoritätsantrag, die Reichsverſammlung möge die Siſtirung der zur Ausführung des Waffenſtillſtands ergriffenen militäriſchen und ſonſtigen Maßregeln beſchließen, war das bisherige Reichsminiſterium abgetreten und die Bildung eines neuen umſonſt verſucht worden. Von Tag zu Tag ſteigt die Aufregung in der Stadt; man fühlt, daß ſich ein entſcheidender Wendepunkt naht. Dieſer tritt an jenem Abend ein. Der Majoritätsantrag der Commiſſion, die Nichtgenehmigung des Waffenſtillſtands, wird verworfen. Die von außen andrängende Menge vernimmt den Beſchluß mit lautem Unwillen, und ſogleich treten beklagenswerthe Scenen ein. Der Verſammlungsort der Linken erhält ein Lebehoch; gegen andere Verſammlungen wird mit unerhörter Leidenſchaftlichkeit verfahren, Fenſter eingeworfen, Thüren und Möbel zertrümmert, Katzenmuſiken gebracht. Die ſyſtematiſche Bearbeitung des Volks beginnt ihre Früchte zu tragen. Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſäet, Erfreuliches zu ernten! — Was iſt aus unſerem friedlichen Frankfurt geworden! Wohin treibt der Parteigeiſt dieſe ſonſt ſo beſonnene Menge! — Alle hieſigen politiſchen Vereine kündigen eine große Volksverſammlung auf Sonntag den 17. d. Mts. an. Hier ſollen nun Worte gefallen ſeyn, die in das ſchon erregte Volk noch zündender einſchlugen. Alle friedlichen Maßregeln werden verworfen. Die Majorität der Reichsverſammlung ſoll wegen des Beſchluſſes vom 16. als Verräther am deutſchen Volke betrachtet, dieſer Beſchluß in ganz Deutſchland bekannt gemacht und am morgenden Tage der Reichsverſammlung durch eine Deputation mitgetheilt werden. — Die zur Aufrechthaltung der Ordnung entbotene Bürgerwehr verſammelt ſich zögernd und in geringer Anzahl. Senat und Bürgermeiſter ſehen ſich um Mitternacht genöthigt, die Reichsverſammlung unter den Schutz der Centralgewalt zu ſtellen. Als wir um neun Uhr am 18. der Paulskirche zueilten, fanden wir alle Zugänge durch Oeſterreicher und Preußen ſtark beſetzt, die in der Nacht von Mainz angekommen waren. Vor Beginn der Sitzung zogen ſich indeſſen die aufgeſtellten Truppen zurück. Zwiſchen zehn und eilf Uhr wurden aber die Verhandlungen durch einen Sturm von außen momentan unterbrochen. Der tobenden Menge auf dem Paulsplatze gelang es beinahe eine Thüre zu erſtürmen, als preußiſche Reichstruppen im Sturmſchritte nahten und mit gefälltem Bajonette den Platz frei machten. Während nun die Reichsverſammlung in ernſter, ruhiger Haltung in der Berathung der Grundrechte fortfuhr, entſpann ſich auf den Straßen ein Kampf, der jeden Deutſchen mit der tiefſten Wehmuth erfüllen mußte. Der Bürgerkrieg wüthet in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt in der Stadt, die noch eben das Bild des heiterſten Meßverkehrs dargeboten hatte. Im Nu ſchließen ſich alle Laden und Magazine; Barrikaden entſtehen mit überraſchender Schnelligkeit in der Nähe des Paulsplatzes, und in den volkreichſten Straßen, ein lebhaftes Gewehrfeuer entſpinnt ſich; Kampf, Wunden, Tod überall. Wohin ich blicke, fremde, drohende, unheilverkündende Geſtalten auf den Barrikaden, in den Häuſern, das tödtliche Blei auf deutſche Krieger herabſendend. Welch ein Anblick! Wer hat dieſe Maſſen gegen ihre Brüder gehetzt! Was flößte ihnen jenen Muth, jene Todesverachtung ein, die eines beſſeren Zieles würdig geweſen wären! Heiligſte Gefühle der Menſchheit, müßt ihr immer und immer nur Parteizwecken dienen!

Immer neue Truppenmaſſen ſtrömen herbei, eine kurze Waffenruhe, von mehreren Mitgliedern der Linken vermittelt, bleibt ohne Erfolg und die indeſſen angelangte heſſen-darmſtädtiſche Artillerie beginnt die Barrikaden mit Kartätſchen zu beſtreichen. Endlich hat gegen neun Uhr Abends der unſelige Kampf ſein Ende erreicht. Die Truppen ſind im Beſitze aller befeſtigten Punkte; auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen brennen Wachfeuer, die Truppen lagern auf Stroh, die Bürger eilen herbei, den Erſchöpften Nahrung und Erquickung anzubieten. Die Stadt, die ſeit heute in Belagerungszuſtand erklärt iſt, hat das Anſehen eines Feldlagers. Ueber die Zahl der Todten und Verwundeten kann man noch nichts wiſſen. Wehe uns, daß Auerswald und Lichnowsky unter erſtern ſich befinden! Ueber die Art ihres Todes will ich noch ſchweigen; hier iſt noch manches Dunkel aufzuhellen. Lichnowsky hatte ich noch am Morgen in der Fülle der Geſundheit in der Reichsverſammlung geſprochen; in der Frühe des andern Tages ſah ich ihn auf das grauſamſte von Kugeln zerfleiſcht auf der Bahre liegen. Er ſtarb in voller Beſinnung und als Mann in der Nacht vom 18. auf den 19. Mochte man auch ſeine Geſinnungen nicht theilen, auf jeden Fall war Lichnowsky eine edle, gewinnende Perſönlichkeit. Er trat ſeinen politiſchen Gegnern ohne Hehl, mit offenem Viſir entgegen und war kein Mann der ſchleppenden Tranſaktionen. Ohne im Beſitz eines ausgezeichneten Organs zu ſeyn, riß er auf der Rednerbühne durch Feuer und ſchlagende Einfälle hin. Die Rechte hat ein ausgezeichnetes Mitglied, das Vaterland einen beherzten Kämpfer verloren, der eines beſſern Todes würdig geweſen wäre. Friede ſeiner Aſche! — Tief ergriffen und ergreifend eröffnete heute am 19. Gagern die Reichsverſammlung noch unter dem erſchütternden Eindrucke der jüngſten Ereigniſſe. Seine erſten Worte galten dem Andenken jener ritterlichen Männer, die nicht im Kampfe gegen äußere Feinde, die, eine Schmach für die Nation, ein Opfer des niederträchtigſten Mordes gefallen waren. Ehre allen Ueberzeugungen, aber wohin ſoll es mit uns kommen, wenn das Volk der Mehrheit ſeiner Stellvertreter den Gehorſam verweigert und mit verbrecheriſcher Hand in die Einheit und Freiheit des Vaterlandes greift! Die Reichsverſammlung wird den einmal betretenen Pfad mit Ruhe und Würde verfolgen und mit feſter Hand den Geiſt der Barbarei niederzwingen. — Möchte es mir vergönnt ſeyn, Ihnen bald Beſſeres und Erfreulicheres berichten zu können!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 231. Dienſtag den 26. September 1848.

Bella geri placuit nullos datura triumphos!
Lucan.

Von Frankfurt nach Jütland.

(Schluß.)

Ungleich weniger beliebt als die Mannſchaft ſind die preußiſchen Offiziere. Sie betragen ſich faſt durchgehends ſehr anſtändig, ſind voll des ſtrengſten Ehrgefühls und geben zu keiner Klage irgend einer Art Anlaß, und ſo achtet man ſie wohl, kann ſie aber doch nicht leiden. Sie ſchließen ſich ſtreng ab und haben ein gar zu hohes Selbſtgefühl. Ihr ſchroffer militäriſcher Dünkel, bei manchen jüngern Gardeoffizieren auch ein junkerhafter Adelſtolz, macht daß ihre ſonſtigen guten Eigenſchaften nicht gehörig Anerkennung finden. Dazu kommt jezt noch das excluſive Preußenthum, die geringe Neigung für ein allgemeines Deutſchland, ja das verächtliche Spötteln und Witzeln über daſſelbe. Sie ziehen ſich ſo viel als möglich zurück, die gebildeteren Bewohner der Herzogthümer und die Offiziere der andern deutſchen Contingente ſuchen ſie natürlich auch nicht auf, und ſo beſteht gegenſeitig wenig Verkehr. — Von den Offizieren der norddeutſchen Truppen hat man im Allgemeinen die Hannoveraner am liebſten. Es ſind größtentheils ſehr gebildete, wahrhaft deutſch geſinnte Männer, die freundlichen, ungezwungenen Umgang mit den Gebildeten des Landes ſuchen; die hannöveriſchen Soldaten dagegen, größtentheils aus den untern Ständen rekrutirt, ſind lange nicht ſo beliebt als die preußiſchen; ſie ſind weit roher und ungenügſamer als dieſe.

Die Stadt Schleswig, die dem Herzogthum den Namen gegeben, liegt freundlich an einem tiefen Einſchnitt des Meeres, der faſt einem Fluſſe gleicht, die Schlei genannt. In großer Länge zieht ſich das Städtchen am Ufer hin, ſo daß die Entfernung von einem Ende zum andern ſo groß iſt als irgend eine in Hamburg oder Frankfurt. Alle dieſe an Meerbuſen gelegenen ſchleswigſchen Städte, Flensburg, Apenrade, Hadersleben, Schleswig, Eckernförde, beſtehen größtentheils aus einer einzigen langen Hauptſtraße längs des Strandes. Erreicht man durch dieſe Streckung, daß alle Wohnungen dem Waſſer faſt gleich nahe ſind, ſo ergeben ſich daraus andererſeits viele Unbequemlichkeiten für den Verkehr. Die Umgebung der Stadt iſt ſehr freundlich; klare Gewäſſer, grüne üppige Wieſen, ſchöne Laubwaldungen bilden eine wahrhaft idylliſche Landſchaft.

Von Schleswig nach Flensburg iſt es faſt eben ſo weit als von Rendsburg nach erſterer Stadt, und auch der Weg dahin gleicht ganz dem erſteren. Nicht weit von Flensburg liegt das Schlachtfeld, wo gleich beim Beginn des Kriegs das Kieler Studentencorps von den Dänen zerſprengt und ſo mancher wackere Kämpfer getödtet oder gefangen wurde. Viel des edelſten ſchleswig-holſteiniſchen Blutes iſt auf dieſer öden Heide gefloſſen. Flensburg ſelbſt liegt, von Hügeln umgeben, in einem Halbkreiſe an einem tiefen, breiten Buſen des Meeres, eben ſo günſtig für den Handel, als wohlgefällig dem Auge. Die ſehr lange Hauptſtraße iſt ziemlich breit, gerade und theilweiſe mit ganz ſtattlichen Häuſern beſezt. Ueberhaupt hat der Ort, der etwa 11,000 Einwohner zählt, ein viel großſtädtiſcheres Anſehen als alle andern Städte des Herzogthums und übertrifft dieſelben auch an innerer Bedeutung. Die Rhederei und der Seehandel der Stadt ſind in ruhigen Zeiten anſehnlich und verbreiten

viel Regſamkeit und Wohlſtand. Flensburg ſteht in direkter Verbindung mit Oſtindien und mehr noch mit den däniſchen Kolonien in Weſtindien, und ſchickt beſonders viele Schiffe auf den Robben-, Wallroß- und Wallfiſchfang in das nördliche Eismeer. Jezt iſt dieſe Thätigkeit freilich ganz unterbrochen und der Hafen iſt voll von abgetakelten Seeſchiffen, wie der Strand von unbeſchäftigten, mit den Händen in den Hoſentaſchen herumlungernden alten und jungen Seeleuten. Dieſer Verkehr mit den däniſchen Kolonien und die vielfachen Handelsverbindungen mit Kopenhagen machen auch, daß ein Theil der Flensburger Bevölkerung ſehr däniſch geſinnt iſt, den Krieg verwünſcht und von einer Trennung von Dänemark nichts wiſſen will; der Ueberfall des Kieler Freicorps iſt entſchieden nur durch Verrath von Seiten der Flensburger gelungen. Ein anderer Theil der Einwohnerſchaft dagegen, beſonders faſt der ganze mittlere Bürger- und Handwerkerſtand, iſt mit Leib und Seele deutſch geſinnt und will lieber die größten Opfer bringen, als wieder unter däniſche Herrſchaft zurückkehren. So ſtehen ſich in der Stadt zwei entſchiedene Parteien ſchroff entgegen und es fehlt nicht an Reibereien vielfacher Art, die den Aufenthalt daſelbſt für den Einheimiſchen ſehr unangenehm machen müſſen. Flensburg iſt auch der erſte Ort, wo man viel däniſch ſprechen hört. Die gebildeteren Stände ſprechen unter ſich deutſch, obgleich ſie faſt alle auch däniſch verſtehen, in den untern Ständen aber herrſcht die däniſche Sprache; ſie ſind indeſſen alle des Deutſchen ſo weit kundig, um nothdürftig darin Auskunft geben zu können.

In Flensburg läßt man die Truppen, die eine zeitlang den beſchwerlichen Vorpoſtendienſt gehabt haben, einige Wochen in bequemen Quartieren ſich erholen. So lagen nach einander hier preußiſche, mecklenburgiſche, hannöveriſche, oldenburgiſche, hanſeatiſche, Frankfurter, weimariſche und naſſauiſche Truppen. Da der Hafen oft von däniſchen Kriegsſchiffen beunruhigt wird, ſo ſind zum Schutz deſſelben mehrere Batterien von ſchwerem Geſchütz an verſchiedenen Stellen in der Nähe der Stadt angelegt. Eine dieſer Batterien, eine Viertelſtunde von der Stadt, hart an dem Wege nach Apenrade, liegt ſehr maleriſch. Am Abhang eines mit ſchönen Buchen bewachſenen Hügels, der ſich ſanft zur See abdacht, ſind die Zelte aufgeſchlagen, dicht daneben ſtehen die gewaltigen Geſchütze. Dieſe Strandbatterien, dergleichen an allen Häfen der Oſtküſte angelegt ſind, wechſeln oft zahlreiche Schüſſe mit den däniſchen Kriegsſchiffen, die ſich in feindlicher Abſicht der Küſte nähern. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn die großen Kugeln pfeifend durch die Luft fliegen oder in das Meer ſchlagend den weißen Giſch hoch in die Luft ſpritzen. Ueberhaupt machen die däniſchen Kriegsſchiffe einen ſehr ſtarken Gebrauch von ihren Kanonen und feuern oft mehrere Schüſſe gegen Patrouillen von zwei bis drei Mann ab, wenn dieſe ſich dem Strande zu ſehr nähern. Es iſt dieß eine nutzloſe Verſchwendung der Munition, die zu nichts dient, als unſere ganze Poſtenkette in Allarm zu bringen.

Sundewitt, der eigentliche Hauptſchauplatz des däniſchen Krieges, und der Inſel Alſen, dem großen däniſchen Waffenplatz, am nächſten gelegen, iſt am ſtärkſten mit Truppen beſezt, und dieſelben liegen hier oft ſo zuſammengepreßt, daß vierzig bis fünfzig Mann auf ein Bauernhaus kommen. Die Lagerſtreu, auf der die Soldaten in Scheuern und Ställen ſchlafen, iſt oft ſo ſchmuzig, daß große Ueberwindung dazu gehört ſich darauf zu legen. Dazu iſt der Wille der Bauern im Sundewittſchen nichts weniger als gut. In dieſem Strich von Nordſchleswig hat die Propaganda der Dänen das meiſte Terrain gewonnen. Die älteren Gehöftsbeſizer ſprechen etwas gebrochen deutſch, die übrigen nur däniſch; ſie machen gar kein Hehl daraus, daß ſie bei Dänemark bleiben wollen; und ihre Söhne dienen noch im däniſchen Heer. Es ſind übrigens wohlhabende und gutmüthige Leute, die, wenn auch nicht eben gern, doch auch nicht allzu unfreundlich ihre Einquartierung befriedigen. Ausgezeichnete Rindviehzucht und ſehr ausgedehnte Milchwirthſchaft iſt ihre Hauptnahrungsquelle, wie überhaupt der Bauern in Schleswig-Holſtein. So iſt denn die Verpflegung der Truppen, obgleich an 70,000 Mann allein in Schleswig liegen, nicht ſchlecht und auch nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Schwarzbrod, den einen Tag dreiviertelpfund Rindfleiſch, den andern dreiviertelpfund Speck dazu, Reis, Graupen oder Erbſen und ein Glas Branntwein erhält der Soldat täglich in guter Qualität, und dabei kann er ſehr gut beſtehen.

Die Offiziere leiden ſehr an Langeweile. Wochenlang liegt oft ein einzelner Offizier mit ſeinen Leuten in einem einſamen Bauernhauſe ohne die mindeſte Unterhaltung oder Abwechslung, als daß er wöchentlich einigemal durch meiſtens falſche Allarmgerüchte aufgeſchreckt und zu langen nächtlichen Patrouillen veranlaßt wird. Dieſe haben gewöhnlich keinen Erfolg, als daß man einige däniſche Kriegsſchiffe auf der See kreuzen ſieht, die ab und zu aus weiter Entfernung einen Kanonenſchuß abfeuern. So hat der Soldat wohl Mühe und Laſt hier, erntet aber keine Lorbeeren, kann mit dem zur See entſchlüpfenden Feind nicht einmal ſich meſſen, und nur ſelten hört man in den Sundewittſchen Kantonnements das Lied erſchallen: „O welche Luſt, Soldat zu ſeyn!“

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſetzung.)

Das erſte und wichtigſte Geſchäft des Brautwerbers bei einer Verlobung iſt die Führung des Brautpaars vor den Pfarrer. Es iſt dabei weſentlich darauf zu achten, daß der Bräutigam rechts, die Braut links zu ſtehen kommt, auf Grund des uralten Bibelwortes: „Und Er ſoll dein Herr ſeyn!“ Galant iſt der Landbewohner in ſo wichtigen Angelegenheiten durchaus nicht. Ebenſo werden die Zeugen, Eltern und Verwandte der Brautleute, hinter dem Brautpaar geordnet; dann erſt beginnt die formelle mündliche Vorſtellung durch den Brautwerber, wobei ein unglaublicher Aufwand von Titulaturen verſchwendet wird. Geübte Brautwerber halten bei ſolchen Gelegenheiten ſelbſtgemachte Reden, die oft originell genug lauten; bisweilen werden ſie auch ausdrücklich von den Eltern des Brautpaars beſtellt. Je hochtrabender dieſe Reden ſind, deſto mehr Beifall finden ſie, während man es mit der Logik nicht ſehr ſtreng nimmt und einige Confuſion gern verzeiht. Nur darf der Sprecher nicht unterlaſſen, den Bräutigam ſtets und wiederholt „achtbar und wohlbenamt,“ die Braut „hoch-, wohl- und tugendbelobte Jungfer,“ den Geiſtlichen „inſonders hochwohlehrwürdig und hochgeſchäzt“ zu nennen. Am Schluſſe ſeiner Rede gedenkt der Brautwerber des zeitlichen Gutes der Brautleute, und zwar ſo, daß er vor den verſammelten Zeugen laut die Summe nennt, welche der Bräutigam ſeiner zukünftigen Frau „vermacht,“ falls er „ohne lebendige Leibeserben“ vor ihr ſterben ſollte. Ein ſolches Vermächtniß, das bei Reichen nicht ſelten in die Tauſende geht, heißt „Morgengabe.“ Iſt auch dieß herkömmlichermaßen geſchehen, ſo ergreift der Geiſtliche das Wort, hält eine kurze, die Verhältniſſe der Brautleute ſpeziell berührende Rede, erwähnt nochmals der ausbedungenen „Morgengabe“ und legt dann die Hände der zu Verlobenden ſegnend in einander. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein reiches Mahl den feierlichen Tag heiter beſchließt.

Einige Tage vor dem dritten Aufgebote, an manchen Orten auch nach demſelben, bringt die Braut ihren ganzen Hausrath, ihre volle Ausſtattung dem Bräutigam zu. Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich der Reiche gern ſehen, weßhalb dieſer Umzug mit möglichſtem Pomp und entſchiedenſter Oeffentlichkeit vorgenommen wird. Solch ein Ereigniß iſt für Jung und Alt immer ein Feſt. Ganze Schaaren von Neugierigen umlagern am Tage des Umzugs den Hof der Brauteltern, in dem freudige Regſamkeit und behaglicher Genuß herrſchen. In der Mitte des Hofraums, von ſtattlichen Männern in ſonntäglicher Tracht umgeben, ſteht das „Brautfuder,“ auch „Gerülle“ genannt, auf zwei der größten Leiterwagen ſo verpackt, daß man die bedeutendſten, am meiſten in die Augen fallenden Prachtſtücke bequem überſchauen, die Menge der buntbemalten Schränke, Seſſel, Schemel, Tiſche, Bettgeſtelle, Topfbretter ꝛc. genau nachzählen kann. Städtiſch Geſinnte und moderner Sitte ſich Zuneigende fügen auch noch ein Sopha mit ſchreiend buntem Ueberzuge bei, das quer über die Wagenleitern geſezt wird, aller Welt zu bequemer Schau und Augenweide. Sehr einladend gucken auf der Höhe des Wagens, gleich Zuckerhüten in bunt carrirtem Papier, fünf bis ſechs Bettzipfel hervor, jeder in anderes, doch ſtets lebhaft buntes Zeuch genäht. Dieſe Zipfel ſind das beſondere Augenmerk der zuſchauenden jungen Mädchen und Frauen, denn ſie erzählen in ihrem farbigen Gewande den Staunenden, wie viele Ueberzüge die Braut dem Manne zubringt, was für ein untrügliches Zeichen auch ſonſtiger reicher Mitgift gehalten wird. Ueber all dieſen Sachen und dem noch farbenduftigen neuen Hausrath flattert an hohem Stocke ein großer Rocken von glänzend weißem Flachs, mit rothſeidenem Bande zierlich umwunden — ein untrügliches Zeichen, daß die Braut eine tüchtige, arbeitſame und ſparſame Hausfrau werden zu wollen verſpricht.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

Auch geputzte Damen zeigten ſich wieder auf den Boulevards, die beliebten Tanzlokale kündigten Bälle an, die Maſſen ſtrömten nach den Hauptorten der Zerſtörung mit einer unbefangenen Neugierde, als ſuchten ſie da Erſatz für die Theater, die meiſtens in Wachtſtuben umgewandelt worden waren. Die Bevölkerung im Allgemeinen zeigte eine heitere, zufriedene Miene: es war, als ob die Leute wieder Vertrauen zu der Zukunft gefaßt hätten. Alle Fonds ſtiegen, die Arbeiter ſuchten und die Fabrikanten gaben Arbeit. An ſich ſchon war es keine Kleinigkeit, daß die rothe Republik Tauſende ihrer Anhänger, und unter dieſen die thätigſten und gefährlichſten, verloren, und die Schwäche der Regierung eine Entſcheidung herbeigeführt hatte, die großentheils durch ihre Schuld früher oder ſpäter eintreten mußte; auch gereichte es den Meiſten zu abſonderlicher Befriedigung, daß die Nationalwerkſtätten endlich aufgelöſt waren und Cavaignac, als ehrlicher, gerader Charakter und tapferer Degen, Miniſterpräſident blieb. Die Nationalverſammlung, die unter der ſchwankenden Regierung keine beſtimmt abgegrenzte Majo-

rität aus ſich herausbilden konnte, nahm einen gewaltigen Anlauf in ihrem conſervativen Eifer. Es ſollte endlich Ernſt werden mit der Unterſuchung deſſen, was durch das bisherige Gouvernement und unter ſeiner Verwaltung geſchehen: zwei beſondere Commiſſionen, in der überwiegenden Mehrzahl aus der frühern dynaſtiſchen Linken gewählt, wurden mit der Prüfung des Attentats vom 15. Mai und des Juniaufruhrs beauftragt. Bisher ſchien man es recht eigentlich darauf abgeſehen zu haben, jegliche Ungebühr und Gewaltthätigkeit zu vertuſchen und über die handgreiflichſten Verletzungen der öffentlichen Ordnung den Lamartineſchen Liebesſchleier zu werfen. Der ſollte nun zerriſſen und ein Licht angeſteckt werden in ſehr dunkeln Angelegenheiten.

So weit war Alles in der Ordnung: die Pariſer hatten Grund, ſich zu freuen über die neue Geſtalt der Dinge. Aber ſie gingen noch weiter. Sie ließen es ſich nicht bloß gefallen, ſie waren ſogar froh, als Cavaignac ankündigte, die Regierung ſehe ſich veranlaßt, den Belagerungszuſtand auf unbeſtimmte Zeit fortdauern zu laſſen. Seither iſt Ordnung und Ruhe in die Straßen eingekehrt; von der Marſeillaiſe bekommt man keine Note zu hören, und nur ausnahmsweiſe wird der Chant de départ angeſtimmt; die Handwerker, namentlich die Maurer, greifen zu ihrem Handwerkszeug, und ſtatt des verderblichen Geldſpiels au bouchon, übt man im heitern saute-mouton das nützlichere Voltigiren. Maueranſchläge ſind verboten und Zeitungen gibt es nicht mehr auszurufen. Mit Nächſtem wird ein großes Feldlager an den Thoren von Paris aufgeſchlagen ſeyn; ſchon jetzt ſtehen durch die ganze Stadt zerſtreut Zelte und im Tuileriengarten wird gebraten und geſotten. Die armen Pariſer können die Schlafmütze wieder tief über die Ohren ziehen; kein Rappel ſtört ihren behaglichen Schlummer, ſeitdem zwanzig Regimenter zu ihrer Sicherheit wachen. Man bekommt es auch hinlänglich zu fühlen, daß die Trommel regiert. Früher dauerten mich die Schildwachen, von denen ſich Niemand etwas ſagen laſſen wollte; jetzt ſchalten und walten ſie als Grandſeigneurs, von denen ſchon ein ſtrafender Blick hinreicht, um den Vorübergehenden den grenzenloſeſten Reſpekt einzuflößen.

O über dieſes Heldenvolk der Freiheit! Der Franzoſe thut es nicht anders: er muß unter der Fuchtel ſtehen. Das Geſetz thut ihm niemals Genüge; die ſtetige und gleichmäßige Herrſchaft des Friedensſtandes langweilt ihn; durch Ausnahmegeſetze und proviſoriſche Zuſtände will er unterhalten ſeyn. Statt thatſächlicher Freiheit, liberale Redensarten; iſt man des hergebrachten Ganges müde — ein Pfuff, ein Straßenauflauf, ein Feſtzug und eine Illumination. Nirgends ernſte Geſinnung und grundſätzliches Handeln. Das Wort, der Begriff gibt den Ausſchlag, denn dieſe kann ſich Jeder ohne Mühe zurechtlegen, wie es ihm beliebt. Die deutſchen Republikaner ſind in dieſem Stücke die vollſtändigen Affen der Franzoſen: mit ein paar Worten wie „Volksſouveränität“ und „Republik“ werfen ſie das Staatsgebäude über den Haufen, um auf ſeinen Trümmern Jeden durchzufuchteln, der nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Thüringen, Auguſt.

(Schluß.)

Gera.

Von Jena wanderte ich über Bürgel, das altenburgiſche Eiſenberg und das reußiſche Köſtritz nach Gera einen ſehr anmuthigen Weg, in einem Tage durch dreier Herren Länder. Hier war ſeither überall viel Aufregung, doch wird es allmählig ruhiger. In den Gaſthöfen findet man neben den radikalen Volksblättern der gewöhnlichen Färbung auch überall Lokalblätter, welche dem Radikalismus entgegentreten. In mehreren derſelben war ein beruhigender Aufſatz aus der neuen Freiburger Zeitung: „Etwas über das Volk an das Volk“ abgedruckt, in dem die gegenwärtigen Verhältniſſe Deutſchlands mit vieler Umſicht beſprochen waren. Die Stimmung der Leute in hieſiger Gegend war ſolcher Anſprache überall günſtig. In Köſtritz traf ich einen politiſchen Bummler, der für Republik Geſchäfte zu machen ſuchte. Er mochte es recht gut meinen, aber er hatte nicht das Zeug dazu. Einen wandernden Muſikus, den er trotz ſeines durchaus nicht populären Vortrags doch etwas geködert hatte, mußte er wieder fahren laſſen, denn er verſchüttete es mit ihm durch eine große Pauke für Gewerbefreiheit, die dem Muſikus nicht gefiel, weil er und ſeine Leute gerade damals von einem preußiſchen Trompetercher ausgeſtochen worden waren, das in dieſer Gegend Conzerte gab. Die Wirthsleute meinten, der gute Mann rede allen Leuten von Republik vor, es wolle aber Niemand was davon wiſſen. Ich ließ ihn auf ſeinem Katheder und ging meines Wegs durch den Köſtritzer Park an dem linken Ufer der Elſter nach dem allerliebſten, gewerbereichen Gera. Kurz vor der Brücke, Gera gegenüber, liegt das Dorf Unterhaus, und dicht dabei auf der Höhe das Schloß Oſterſtein, wo der Fürſt von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, der mit dem Fürſten von Reuß-Schleiz zuſammen die Herrſchaft Gera beſitzt, gewöhnlich ſeine Reſidenz hat. Als ich nach Gera kam, merkte ich bald, daß die Kriſis in dieſem Ländchen noch nicht vorüber ſey; denn hier hat ſich unter dem ſeitherigen Regimente viel Krankheitsſtoff geſammelt. Zwar wollte man in Gera von einem Landkammerrath Krauſe nichts wiſſen, der, aus des Fürſten Dienſten entlaſſen, die Bauern aufwiegelte, indem er ihnen ſagte, ſie wären bei der Ablöſung, die er mit zu Stande gebracht hatte, betrogen worden. Aber eine unbehagliche Stimmung gegen das Regiment und Ueberſpannung der politiſchen Anſichten war doch auch in der Stadt vielfach zu bemerken. Ich war am Vorabend des Angriffs der Bauern auf die Stadt da, und konnte es leicht merken, wozu es kommen würde. In einem Plakate mehrerer gemäßigter Demokraten, das an den Straßenecken hing, war Krauſe als Anarchiſt denuncirt. Abends ſammelte ſich die Communalgarde an den Thoren, um den Krauſe zugedachten, aber verbeteten Fackelzug der Bauern zu hindern. Nachts eilf Uhr kamen ſie ohne Fackeln, aber mit Laternen, wurden eingelaſſen und verließen, nachdem ſie ihren Vertretern ein Ständchen gebracht hatten, die Stadt. Als ich früh Gera verließ, war Krauſe bereits verhaftet. Dieß führte zu dem bekannten gewaltſamen Zuſammenſtoß der Bauern und Bürger, deren Haltungsloſigkeit auf die dortigen Verhältniſſe das beſte Licht wirft. Das dortige Regiment hat allen Boden verloren. In der erſten Begeiſterung träumte man von Republik. Dieſe Illuſion ſchwindet immer mehr. Nun klammert man ſich an die Idee eines thüringiſchen Reichs, oder wenigſtens einer Vereinigung mit dem Königreiche Sachſen. Dieſe Gedanken werden bald concret in's Leben treten und die kleinen Dynaſten treten in das Privatleben zurück. Von hier aus wird die in den Gemüthern des Volks in ganz Mitteldeutſchland vorbereitete Bewegung beginnen, welche der unglückſeligen Länderzerſplitterung in dieſem Theile unſeres Vaterlands ein Ende machen will. Glück auf! Es lebe das junge Deutſchland!

Beilage: Kunſtblatt Nr. 47.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 232. Mittwoch den 27. September 1848.

Hinc Italae gentes, omnisque Oenotria tellus,
In dubiis. —

Virgil.

Italieniſches Leben und Zuſtände.

1847 — 1848.

(ſ. Nr. 224—227.)

4.

Man hat ſich über die geringe Thatkraft der Lombarden gewundert, nachdem die Vertreibung der Oeſterreicher aus Mailand und bald darauf der Rückzug des Heers über den Mincio zu den faits accomplis gehörten. Die Verwunderung iſt nicht ohne Grund, aber zum Theil ſchon hat das Räthſel ſich durch zwei Facta aufgeklärt, durch die nicht zu läugnende Abneigung des Landvolks gegen die Revolution einerſeits, andererſeits durch die außerordentliche Thätigkeit der republikaniſchen Partei, welche erſt dem Akt der Union mit Piemont, dann, als ſie dieſelbe nicht mehr zu hindern vermochte, dem wahren Früchtetragen dieſes Anſchluſſes mit aller Macht und Beharrlichkeit entgegen arbeitete. Es iſt wahr, dieſe Partei blieb in der Minorität, aber ſie hatte den gewohnten großen Einfluß energiſcher, ihres Zweckes ſich vollkommen bewußter compakter Minoritäten. Ich habe bereits erwähnt, wie das von Mazzini gegründete Journal: Associazione Italiana, eine regenerirte „Giovine Italia," im April zu Mailand ihr Werk begann, die bisherigen „Errungenſchaften" trefflich benutzend. Sie verkündigte laut ihr Programm: die demokratiſche Republik, rein und ungeſchwächt, Gottes Name allein an der Spitze, als Baſis das geſammte Volk, keine Transaktion weder mit der unbeſchränkten Tyrannei, noch mit den Baſtardgeburten conſtitutioneller Pakten. „Wir weiſen," ſagt Mazzini, „die Union zurück, ein zweideutiges, unbeſtimmtes Wort, welches die Form der italieniſchen Idee ſtiehlt und ihren wahren Sinn fallen läßt, indem es an die Stelle der Zukunft eine Ummodelung nach Verhältniſſen der Gegenwart ſetzt, an die Stelle des Sieges des nationalen Elements eine Uebereinkunft der provinzialen Elemente untereinander, welche gegenwärtig das Land bilden. Wir weiſen als anarchiſch, retrograd und aller Berechtigung baar das Projekt zurück, welches, indem es dem lokalen Element Vorſchub leiſtet, Italien wieder zu den Republikchen des Mittelalters führen würde. Wir weiſen den Vorſchlag eines italieniſchen Bundestags zurück, welcher, von den heutigen politiſch geſchiedenen Fürſten oder Staaten mit Befugniſſen verſehen, nur den Föderalismus conſtituiren und dem vorübergehenden Factum des Tages eine geſetzliche Sanction geben könnte. Nur die Verſammlung des italieniſchen Volkes kann unſer Problem löſen. Wir weiſen die Bildung eines norditaliſchen Reiches zurück, weil ein ſtarkes Norditalien unfehlbar Verdacht und Eiferſucht und Verlangen nach Gleichgewicht im Centrum und im Süden wecken und fremden Interventionsabſichten Vorwand und Anlaß bieten würde, ohne jene Geſammtmaſſe italieniſcher Macht zu ſammeln, die allein ihnen zu widerſtehen im Stande ſeyn würde; weil endlich es uns ſchwerer dünkt, nach einigen Jahren des Beſtehens drei ſtarke Saaten zu Einem zu verſchmelzen, als ſechs oder ſieben ſchwache. Der Föderalismus, auf welche Art und unter welcher Geſtalt auch immer er auftreten möge, ſcheint uns heutzutage die ſchlimmſte der Gefahren; es dünkt uns ein bedenklicher politiſcher Irrthum, den Föderalismus Anbahnung einſtiger

Einheit zu nennen, weil, dem lokalen Element zum Trotz, die Einheitstendenzen ſich gegenwärtig auch in den Föderativſtaaten entwickeln. Wenige Jahre des Föderalismus würden bei uns allen Zerſplitterungselementen, die jezt durch drei Jahrhunderte der Knechtſchaft in Schlummer gelullt ſind, Leben und Körper geben. Zwiſchen der Einheit und dem alten Streit, welchen Feindeskünſte und diplomatiſche Eiferſucht angeregt, ſehen wir folglich keinen Mittelweg."

Und mit Wort und Schrift kämpften ſie für das, was ſie Einheit nannten, für die Republik. Die Tendenzen des Moments waren ihnen in der Lombardei wie in den Herzogthümern Parma und Modena entgegen: mit dem Feinde noch an der Thüre, ſchien es den Lombarden nicht gerathen, das waghalſige Beiſpiel ihrer Vorfahren nach dem Ausſterben der Visconti nachzuahmen und das gefährliche Experiment zu wiederholen, welches Venedig ihnen gab. Sie wählten Karl Albert zum Könige, nicht aus Liebe, ſondern weil ihnen dieß der ſicherſte Weg ſchien. Als die Wahl ſchon entſchieden war, machten die Republikaner in Mailand noch einen Verſuch, ihre Plane mittelſt eines Volksaufſtandes durchzuſetzen. Er mißlang, aber die Uneinigkeit blieb im Lande: man hatte nun ſchon mehr denn zwei Monate über Hin- und Herreden verloren, und als man endlich zu einer Entſcheidung kam, verlor man wiederum beinahe zwei Monate, denn gegen Ende Juli gingen die Oeſterreicher über die lombardiſche Grenze. Als ich in der zweiten Hälfte des Mai in Mailand war, ſprach man von ſechzig- bis achtzigtauſend Mann, welche das piemonteſiſche Heer unterſtützen würden; noch am 23. Juli, als ich zum leztenmal die Stadt beſuchte, welche ſich damals von dem verhängnißvoll raſchen Ausgang des Kampfes am Mincio nichts träumen ließ, war von den fortwährenden großen Rüſtungen die Rede. Man frage den König von Sardinien, welche Hülfe die lombardiſchen Truppen ihm geleiſtet haben.

Irrthümer über Irrthümer ſind in dieſer Zeit begangen worden, und die Geſchichte dieſer vier Monate bildet ein inhaltſchweres Kapitel in den Annalen Italiens. Der König von Sardinien hielt ſich für einen großen Feldherrn, weil Emanuel Filibert und Victor Amadeus es geweſen waren, und weil von allen Seiten Volksredner und Journaliſten mit ihrer »Spada d'Italia« es ihm vorſchwazten, und ſo ermüdete er, ſeit er am Mincio angelangt, ſeine brave, eines beſſern Schickſals würdige Armee durch einen Feldzug voll Manövern, deren leitender Gedanke noch von keinem Kriegskundigen verſtanden worden iſt. — Er wurde jämmerlich ſchlecht unterſtüzt. Die Venetianer hielten ſich beiſeite mit ihrem Sanct Marcus, bis das Waſſer ihnen an die Kehle ging; die Lombarden, nachdem ſie ihre Städte befreit, waren unentſchloſſen und getheilt; die Päpſtlichen wollten für ſich handeln und geriethen durch Mangel an Berechnung Seitens ihrer Führer in das Unglück von Vicenza; die Neapolitaner zogen auf Befehl ihres Königs ab, als ſie eben den Po erreichten. Das kleine toscaniſche Contingent ſchloß ſich der piemonteſiſchen Armee an, ſcheint aber, großentheils aus Freiwilligen beſtehend, von des Königs entſchiedener Abneigung gegen Freicorps zu leiden gehabt zu haben. So ſtand es mit der italieniſchen Einigkeit in militäriſchen Dingen in einem Moment der Gefahr und Entſcheidung!

(Fortſezung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſezung)

Ein zweiter, nicht minder großer Wagen trägt das „weiße Gerülle," aus den mancherlei zahlreichen Gefäſſen beſtehend, wie ſie in bäuerlichen Wirthſchaften unentbehrlich ſind. Da gibt es Wannen, Fäſſer, Ständer, Kannen, Bänke und Geſindetiſche, über welche alle das Butterfaß wie ein Wartthurm emporragt. An den Leitern aber klappern an bunten Bändern hängend zahlloſe blecherne Löffel, große und kleine Reibeiſen, Kaffeemaſchinen, hölzerne und zinnerne Teller, eiſerne Töpfe und kupferne Keſſel, die beim Aufbruch der Wagen eine wahre Zigeunermuſik verurſachen.

Sind alle dieſe verſchiedenen Gegenſtände unter Beaufſichtigung des Brautvaters äußerſt langſam und „ſtate," d. h. mit Vorſicht und ohne Uebereilung aufgepackt, worüber gewöhnlich viele Stunden vergehen, überflüſſige Worte in Menge gewechſelt werden und noch mehr überflüſſiger Branntwein getrunken wird, ſo ſezt ſich endlich der Zug in Bewegung. Vor jeden Wagen, immer aber vor den erſten, werden vier wo möglich gleichfarbige junge Pferde gelegt, die man für dieſe Ehrenfuhre einige Tage tüchtig gefüttert und dabei unbenuzt hat ſtehen laſſen, damit ſie recht muthig die Erde ſtampfen und die Köpfe ſtolz bewegen. Kummet und Riemenzeug, nebſt den vielen Meſſingbehängen ſind blank geputzt, erſteres obendrein mit ſeidenen Tüchern behängt, ein Geſchenk, welches die Braut den Gerülleführern verehrt. Die Führer ſelbſt erſcheinen ebenfalls im Feſttagsſchmucke, die Hüte mit Blumenſträußen aufgeputzt, nicht ſelten aber in ſo aufgeregtem Zuſtande, daß Pferde und Wagen nicht eben den ſicherſten Händen anvertraut ſind. Indeß mit den Fröhlichen iſt das Glück, aller Trun-

kenen Schirm, Schild und Vormund aber Gott ſelber, und ſo verläuft denn eine ſo wackelige Fahrt meiſtentheils ohne Unfall. Hinter den Gerüllewagen führen gepuzte Jungen eine Kuh und eine Ziege, deren Hörner oft, doch nicht immer, vergoldet und mit farbigen Tüchern behangen ſind. Den wunderlichen Zug ſchließt eine offene Chaiſe oder Kaleſche, Karrete genannt, ſo gut und elegant man ſie beſizt oder auftreiben kann, und in ihr ſizen eine oder ein paar Matronen in überladener bunter Kleidung, auf dem Kopfe große, bläulich geſtärkte „Räderhauben" mit hundert, Dütchen ähnlichen Falten, oder in Sammetmüzen, auf denen zur höchſten Zier dunkelrothe künſtliche Roſen nicken, je nachdem dieſe Ehrendamen alter oder neuer Dorfmode zugethan ſind. Dieſe Matronen ſind gewöhnlich die Tanten, immer die Pathen der Braut, und führen am Hochzeittage den ſonderbaren Namen „Salzmeſten," weil ihnen obliegt, während des Mahles Mutterſtelle bei der Braut zu vertreten, für Alles Sorge zu tragen, was nöthig iſt und erforderlich in einer wohleingerichteten Wirthſchaft, als deren Grundlage man die gefüllte Salzmeſte zu betrachten pflegt. Der Bräutigam erwartet dieſen Brautfuderzug in ſeiner Behauſung, empfängt die „Salzmeſten" wie die bald nachfolgenden Verwandten der Braut auf das Freundlichſte und bewirthet ſie in der Regel ſo vortrefflich, daß Mancher am andern Morgen nicht genau anzugeben weiß, wie er nach Hauſe gekommen iſt.

Trauung (Troiſe) und Hochzeit finden in der Woche nach dem dritten Aufgebote ſtatt, doch hält man nur drei Tage für glückbringend, Montag, Dienſtag und Donnerſtag. Mittwoch wird ganz verworfen, weil der Dorfbewohner behauptet, es ſey kein Tag, ſondern das Mittelſtück der Woche. Den Freitag, als des Herrn Todestag, findet man zu Luſt und Tanz nicht ſchicklich, Sonnabend und Sonntag endlich paſſen weder Bauer noch Weber in ihren Geſchäftsgang. Indeß modelt dieß Herkommen faſt jeder Ort nach ſeinem Belieben.

Es würde ein arger Verſtoß gegen alle Sitte ſeyn, zur Feier einer Hochzeit nicht alle nahen und entfernten Verwandten beider Brautleute einzuladen. Dieſen fügt man aus Klugheitsrückſichten noch eine Menge anderer Perſonen von Diſtinction oder Vermögen bei, ſo daß bei angeſehenen Familien die Zahl der Gäſte bedeutend wächst. Hochzeiten von hundert Perſonen zählen nur unter die mittelgroßen; es gibt deren, wo nahe an zweihundert Gäſte am Schmauſe theilnehmen. Auf ſo großartige Gaſtereien iſt der Bauer nicht eingerichtet, die ganze Structur und Bauart der Häuſer iſt für große Geſellſchaften nicht geeignet, ſo daß das im Erdgeſchoß gelegene Wohnzimmer, dem ſich ein kleiner abgegrenzter Raum unter dem Namen „Kabinet" anſchließt, der gewöhnliche Aufenthaltsort des Hausherrn, die Menge ſo vieler Gäſte nicht beherbergen kann. Zieht es nun der Brautvater nicht vor, die Hochzeit auf der „Vorbühne," dem zwiſchen den Kammern im obern Geſtock fortlaufenden freien Raume, auszurichten, was in der ſchönen Jahreszeit häufig geſchieht, indem man die Kammern mit als Speiſeſäle benüzt, ſo wird im Wohnzimmer ohne langes Bedenken Ofen und Zwiſchenwand herausgeriſſen, damit die Gäſte leidlich Raum finden. Noch übler iſt der Landmann mit der Küche daran, die immer nur auf das Allernothwendigſte eingerichtet iſt. Um hier nun auf einmal aller Verlegenheit los und ledig zu werden, baut man auf dem Hofraum eine interimiſtiſche Küche von Brettern und ſtellt dieſelbe unter Oberaufſicht des Kochs, der Niemand anders als der Hausfleiſcher iſt.

Für die Braut iſt der Hochzeittag, obwohl der größte Ehrentag eines Mädchens, kein Tag der Luſt, ſondern der Qual. Schon beim Anputz muß ſie ſich Stundenlang peinigen laſſen, denn es gehören Zeit und viele ſachverſtändige Hände dazu, um die Unzahl von Zöpfen und Zöpfchen, an welche Kranz und Flitterkrone befeſtigt werden, in vorgeſchriebener Weiſe zu flechten und zu ordnen. Iſt das große Kunſtwerk endlich fertig, ſo muß die Braut die inzwiſchen erſchienenen weiblichen Hochzeitgäſte gebührend empfangen, was abermals geraume Zeit wegnimmt und mancherlei ceremoniöſes Hin- und Herreden erfordert. Endlich verkündet das unmelodiſche Getön ſchmetternder Hörner und Poſaunen, quickender Clarinette und brummender Fagotte das Nahen des Bräutigams mit ſeinem Gefolge, angeführt von dem Hochzeitbitter. Im Schmucke blendend weißer Hemdermel, der ſonntäglichen Haustracht des Bauers, geht der Brautvater dem Zuge bis über die Schwelle entgegen, vernimmt hier die begrüßenden Worte des Brautwerbers und ladet darauf Bräutigam und Gäſte mit herzlichem Händedruck ein, die mit Tannenreis und Stroh beſtreute Hausflur zu betreten. Die Muſikanten bleiben inzwiſchen auf dem Hofe und dudeln ein paar Walzer ab zu allgemeinem Entzücken der zuſammengelaufenen Neugierigen. Unterdeß legt der Hochzeitvater ſeinen Sonntagsrock an und gibt das Zeichen zum Aufbruch nach der Kirche.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

Die rothen Republikaner gerathen in ihrer grenzenloſen Selbſtüberhebung unfehlbar ſich jedesmal in die Haare, wenn es ſich um ein wirkliches Intereſſe handelt. Die urtheilsloſe Maſſe gilt ihnen als werthloſe Waare, die ſie zu ihren Gunſten ausbeuten. Darum allein vergöttern ſie alle Brutalitäten, die von ihren blinden Werkzeugen begangen werden. Es war das beſonnene, von dem Heiligenſchein aufopfernder Mäßigung umſtrahlte Volk, das in Neuilly Kunſtgegenſtände für ſieben- und zwanzig Millionen im Werth zu Grunde richtete und in den königlichen Kellern ſich todtſoff und todtprügelte. Es war daſſelbe Volk, das in den Tuilerien, im Palais-Royal die koſtbarſten Gemälde in Fetzen riß und im Juni die reichſten Kunſtſchätze des Pantheon zwecklos und aus reinem Muthwillen von den Wänden ſchlug. — Im Hinblick auf den angerichteten Schaden, der die Stadt abermals zehn Millionen koſtet, ſind die Pariſer überaus froh, daß Cavaignac die Ruhe in der Hauptſtadt wiederhergeſtellt hat. Aber, ihr lieben Leute, Paskewitſch hat auch in Warſchau die Ruhe wiederhergeſtellt. Zwar iſt Cavaignac nicht bloß ein tapferer Degen, ſondern ein rechtſchaffener Mann: als treuer Sohn bewies er ſeinem Vater, einem Conventsmitglied, der in Brüſſels lieblicher Vorſtadt Uccelles lebte und dort begraben liegt, die zärtlichſte Anhänglichkeit. Die Freiheit verſteht Cavaignac nichts deſtoweniger als Soldat. Die Zucht in der Kaſerne geht ihm über Alles, und wer wollte den frühern Zouavenobriſt darin tadeln? So lange die Kanonen brummten und die rothe Republik auf den Barrikaden ſtand, war nichts natürlicher, als daß man die Anſtifter des Aufruhrs, die Klubs und die rothen Sonsblättchen als ſtaatsgefährliches Ungeziefer verſtummen machte. Entſchuldigen ließ es ſich allenfalls, daß auch die »Assemblée nationale« und die »Presse« ihre Bureaux ſchließen mußten, obwohl ſie im Grunde niemals gegen die Republik als ſolche, ſondern nur gegen die Regierung Krieg geführt. Schon ſehr gewaltthätig aber war es, daß E. de Girardin in geheimen Verwahrſam gebracht, und erſt nach vierzehntägiger Haft freigegeben wurde, obwohl nicht der leiſeſte Hauch einer gegründeten Beſchuldigung wider ihn vorlag. Es iſt ſchwer zu begreifen, warum die »Réforme« unangefochten blieb, es müßte denn ſeyn, daß dieſelbe als das Organ zweier Mitglieder der proviſoriſchen Regierung und wegen ihrer abſoluten Geſinnungsloſigkeit, die von einem Unſinn in den andern ſich ſtürzt und vor den koloſſalſten Widerſprüchen nicht zurückſchreckt, in den Augen der geſtrengen Richter Gnade fand. Allein es hatte dabei ſein Bewenden noch nicht. Da die Provinzen den Schutz und Segen eines Belagerungszuſtandes nicht genießen, hielt die Regierung es für angemeſſen, vorerſt das unter der Julidynaſtie beſtehende Geſetz in Betreff der Zeitungscautionen, das ſeit dem Februar entſchlafen war, wieder in's Leben zurückzurufen. Wer nicht ſo und ſo viel Franken aufbringen kann, muß ſein Blättchen eingehen laſſen. Das neue Geſetz, das der Miniſter des Innern der Nationalverſammlung vorgelegt hat, iſt zwar weit milder als das alte, das den drakoniſchen Charakter der Septembergeſetze an der Stirne trägt; das Maximum der Cautien iſt auf 24,000 Franken feſtgeſetzt. Aber in Belgien, in Deutſchland wird man es noch immer ſonderbar genug finden, daß gerade die Republik mit einer Beſchränkung der Preſſe den Anfang machen mußte. Die den Preßvergehen angedrohten Strafen ſind der Geſetzgebung aus den ſchlimmſten Tagen der Reſtauration und der Julidynaſtie entlehnt. Für die Klubs ſteht ein Geſetz in Ausſicht, das auf die Schultern der Geſchäftsführer eine Verantwortlichkeit bedenklichſter Art legt. Es wird der Regierung leicht gemacht, jeden ihr mißliebigen Klub zu ſchließen. Eine wahre Monſtroſität enthält die in der Geſetzesvorlage enthaltene Beſtimmung, wornach in den Verſammlungslokalen nicht allein reſervirte Plätze, ſondern auch eine ſehr große Zahl Bänke für diejenigen frei bleiben müſſen, die nicht Mitglieder des Vereins ſind und aus unbekannten Urſachen an den Debatten Theil nehmen möchten. — Wie das Recht freier Verſammlung in den Klubs geübt wird, ſtiftet es mehr Böſes als Gutes. In Nordamerika haben die größten Staatsmänner dieß anerkannt, und man machte daſelbſt den Klubs ein raſches Ende, als ſie, die Grenzen der Ordnung überſchreitend, ſich die Herrſchaft anzueignen und demagogiſche Künſte in Aufnahme zu bringen ſuchten. Und dennoch kann man es nicht billigen, daß die Legislatur dem Aſſociationsrecht Feſſeln anlegt, die durch eine Menge Formalitäten und vieldeutige Beſtimmungen die freie Lebensregung der Vereine hemmen und ihnen die Bruſt zuſammenſchnüren. Beſtraft immerhin den Mißbrauch, aber macht den Gebrauch nicht ganz und gar unmöglich. Mäkelt nicht an dem Prinzip, aber ſeyd um ſo ſtrenger gegen die einzelne Uebertretung. Geheime Verbindungen ſollen ſtreng verpönt ſeyn: gerade darum aber ſoll man nicht durch chikanöſe Einzwängungen bei den Leuten die Luſt nach der verbotenen Frucht wecken. Bis zum 23. Juni ließ man Alles geſchehen; die ſchamloſeſten Ausſchweifungen in der Preſſe und den Vereinen blieben ungeahndet. Die Duldung war weiter nichts als Schwäche und trug darum auch ſo blutige Früchte. Behauptet nun aber Sénard, der Miniſter des Innern, das Preßgeſetz der Regierung werde bei Niemand Widerſpruch finden, der ſich aus eigener Anſchauung von dem abſcheulichen Geiſte überzeugen wolle, der in einer Menge Provinzialblättern einheimiſch ſey, ſo hat er dabei gänzlich außer Anſchlag gelaſſen, daß dieſe Blätter nicht erſt ſeit dem Juniaufſtand eine ſolche feindſelige Sprache führen, die ſie überdieß von der Hauptſtadt gelernt haben. Die proviſoriſche Regierung und die Executivcommiſſion haben alle Bande der Zucht und des Geſetzes ſich lockern und löſen laſſen; was Wunder, daß eine Menge Staatsprokuratoren den ausdrücklichen Befehl des Juſtizminiſters, von allen Zeitungen ohne Unterſchied die durch das Geſetz vorgeſchriebene Caution einzufordern, unbeachtet ließen? Eine Regierung, deren Mitglieder ſich gegenſeitig im Schach hielten, konnte unmöglich von ihren Untergebenen gewiſſenhaften Gehorſam fordern.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 233. Donnerſtag den 28. September 1848.

Und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.
Homer

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſetzung.)

In derſelben Ordnung, wie er gekommen, ſezt ſich der Hochzeitzug wieder in Bewegung, nur daß jezt unmittelbar hinter der Muſikbande die „Züchtjungfern“ gehen, zwei, drei auch vier junge Mädchen von acht bis zwölf Jahren, die ſtets nahe Verwandte der Braut ſind und genau, wie die Braut ſelbſt, mit Kranz und Krone einherſtolziren. Dieſen ſchließen ſich Braut und Bräutigam an, denen paarweiſe, nach Rang und Verwandtſchaftsgrad geordnet, zuerſt die Männer, dann die Frauen langſamen Schrittes nachziehen. Vor dem Kirchhofe tritt die Muſik ab, doch ſpielt ſie fort, bis der Brautzug in die Kirche getreten iſt. Hier erfolgt nun in allbekannter Weiſe die Einſegnung, worauf die Neuvermählten nach nochmals an den Pfarrer und ſeine Gattin ergangener Aufforderung dem Feſtmahle beizuwohnen, mit allen Begleitern in das Brauthaus zurückziehen.

Das Hochzeitmahl beginnt Abends zwiſchen fünf und ſechs Uhr. Die jezt in ein Gaſt- und Feſtgemach verwandelte Wohnſtube iſt mit Guirlanden von friſchen Ebiſchbeeren oder Hagebutten verziert, wenn die Jahreszeit ſolchen Schmuck darbietet. Ueber der Brauttafel von der niedrigen Decke herab ſchweben an buntſeidenen Bändern dicke Kränze. Außerdem hing ſonſt noch eine Taube in der Mitte des Zimmers an Draht oder Seidengeſpinnſt, kunſtreich aus Binſenmark gefertigt. Dieſe Taube ſollte den heiligen Geiſt vorſtellen und wurde eifrig von Landleuten in den beiden Klöſtern Marienthal und Marienſtern gekauft, wo die Nonnen in müßigem und beſchaulichem Leben ſich mit derartigen Arbeiten beſchäftigten. Viele brachten ſie auch von ihren Marktzügen aus Böhmen mit heim.

Sobald Pfarrer und Schulmeiſter mit ihren Frauen und etwaigen Gäſten zu Fuß oder zu Wagen eingetroffen ſind, entwirft der Hochzeitbitter die Tafelordnung; hierbei beobachtet man eine ſtrenge Etikette, unterwirft ſich unabänderlichen Geſetzen. Es iſt nämlich uraltes Herkommen, daß am erſten Hochzeittage die Verwandten des Bräutigams den Vorrang oder, wie man ſagt, „Oberſtelle“ haben, und zwar nach dem Grade ihrer Verwandtſchaft, wogegen ſie am zweiten Hochzeittag den Verwandten der Braut nachſtehen müſſen. Die Ehrengäſte machen natürlich eine Ausnahme und gehen Allem voran; auch erhalten ſie allein gepolſterte Stühle, während die ganze übrige Geſellſchaft auf Bänken und Schemeln ſizt. Braut und Bräutigam bleiben während des Mahles getrennt, da ſie nach Landesſitte jeder an einem beſondern Tiſche präſidiren. Frauen und Mädchen ſind nämlich von Männern und Jünglingen völlig geſchieden und nehmen beſondere Tiſche ein. Die Eltern der Braut, ſo wie deren Geſchwiſter und nächſte Anverwandte haben die Verpflichtung, die Gäſte zu bedienen und werden, ſobald ein munterer Geiſt die Geladenen belebt, durch Rufen und Aufträge nicht wenig in Trab geſezt. Tafelordnung und Wahl der Speiſen bleibt ſich faſt überall gleich. Ehe man ſich aber dem Genuſſe hingibt, ſezt der Braut Bruder oder nächſter männlicher Verwandte eine volle Schüſſel dampfenden Fleiſches vor den Prieſter, worauf dieſer das Tiſchgebet ſpricht und die Speiſe ſegnet. Der

Aufwärter trägt die Schüſſel wieder fort und nun erſt beginnt das Mahl, wobei tapfer Bier und Branntwein, in ſeltenen Fällen ausnahmsweiſe auch Wein getrunken wird. Nach dem erſten Gang Huhn mit Allerlei (Potaſche genannt) reicht die Brautmutter Salz und Ingwer herum, wovon jeder Gaſt eine Meſſerſpitze voll auf Brod genießt, um den Appetit zu reizen, der freilich bei den jezt folgenden Fleiſchmaſſen ſtark in Anſpruch genommen wird. Gewöhnlich bringt der zweite Gang Karpfen, polniſch geſotten; dieſen folgen gedämpftes Rindfleiſch, Kalbsbraten, Schweinefleiſch und Wurſt mit Sauerkraut, Gänſe- oder Truthahnbraten, gebackener Reis, eine Art Pudding, der mit Zimmet und Zucker beſtreut ſehr angenehm ſchmeckt — und endlich Schweinebraten und Schinken. Kaffee und Kuchen machen wie immer den Beſchluß.

Während des Mahles ſpielt die Muſik mit geringen Unterbrechungen; in den Pauſen werden zwei über einander geſezte zinnerne Teller unter den Gäſten herumgegeben, um ein Opfer für den Pfarrer einzuſammeln. Die Gabe legt jeder Gaſt in den unterſten Teller, um ſie den Blicken der Nächſtſitzenden zu entziehen. Dieſem Opfer folgen in gleicher Weiſe Sammlungen für die Armen des Orts, für die Muſikanten und das Küchenperſonal. Damit die Gäſte wiſſen, für wen die Sammlung beſtimmt iſt, legen die Muſikanten auf den oberſten Teller das Mundſtück einer Clarinette oder eines andern Blasinſtruments, das Küchenperſonal aber einen zierlich aus Stroh geflochtenen Scheuerwiſch. Iſt das Mahl beendigt, ſo erhebt ſich auf einen Wink des Hochzeitbitters der Geiſtliche zum Gebet, darauf ſtimmt der Schulmeiſter ein Lied an, das ſämmtliche Hochzeitsgäſte mitſingen.

(Fortſezung folgt.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(Fortſezung.)

An Zerwürfniſſen anderer Art fehlte es nicht. Während in Genua eine republikaniſche Partei mehr und mehr ſich regte und, von Livorno und Rom aus partiell unterſtüzt, den lombardiſchen Glaubensgenoſſen in die Hände zu ſpielen ſuchte, wollte man in Piemont die Unitätstendenzen in einem andern als dem Mazziniſchen Sinne verwirklichen. Die Leute träumten wieder von einem vereinten Königreich Italien. Als das Glück Karl Albert ſo ſehr zu begünſtigen ſchien, als er an der Etſch ſtand, als die Lombardei, die meiſten Städte des Venetianiſchen, Parma und Modena riefen: Viva il nostro Re costituzionale. überall das weiße Kreuz Savoyens ſtrahlte, Sicilien ſchon die Abſicht kundgab, den Herzog von Genua auf den Thron der Normannen und Hohenſtaufen zu ſezen, die Verhältniſſe des Papſtes und des Königs von Neapel höchſt bedenklich waren und in dem einzigen Toscana die alte Anhänglichkeit an Souverän und Dynaſtie ſich ausſprach: da hieß es am Po: „Weßhalb ſollte Italien nicht unter Einen Scepter vereinigt werden?“ Hier hieß es wahrhaft: L'appetit vient en mangeant. Die Geſchichte ſchien, wie dieß meiſt geſchieht, völlig vergeſſen. Und doch hatte, nicht gar zu lange vorher, Ceſare Balbo, welcher nun an die Spize des Turiner Kabinets getreten war, geſagt, ein Königreich Italien ſey ein Traum, weniger denn irgend ein anderes Land ſey Italien zu dieſer Art Einheit geeignet, ſo etwas verſuchen oder auch nur vorſchlagen, würde zu noch größerer Zerſplitterung führen ſtatt zur Vereinigung der Nation, zur Verſchlimmerung ſtatt zur Beſſerung der beſtehenden Verhältniſſe, es ſey überhaupt unnüz, davon zu reden. Und er belegte dieß mit Beiſpielen aus der ältern und neuern Geſchichte. Glaubte man etwa, Alles habe ſich in einem Nu umgewandelt, weil eine politiſche Erhebung ſtattgefunden, weil die Italiener ſich wieder mehr als Italiener fühlten, weil man, nicht gerade zum erſtenmal, die Oeſterreicher aus der Lombardei vertrieben hatte? Ich bin Zeuge geweſen, wie dieſe unpraktiſchen Velleitäten und die Herbheit, welche Genueſen und Mailänder (großentheils nur, weil ſie nicht allein unter Karl Alberts Scepter ſtehen wollten) in dieſe Tendenzen legten, dem Könige geſchadet haben, in dem Moment, wo er ungetheilter Zuſtimmung und ungetrübten Vertrauens in ſeine Uneigennüzigkeit und Aufrichtigkeit bedurfte, um nur das Gelingen der Plane in Oberitalien zu ſichern. Die häßliche Anfeindung Toscana's, weil Maſſa-Carrara und einige Gebietstheile der an das Genueſiſche ſtoßenden Lunigiana, die zum Theil früher ſchon toscaniſch geweſen, ſich lieber dem Großherzogthum anſchloſſen, das ſie bereits kannten, als dem neuen Regno dell' Alta Italia, wo durch eine Conſtituante noch Alles zu machen war, öffnete Vielen die Augen.

Ein Irrthum war auch Gioberti's Sendung nach Florenz und Rom. In Mailand hatte er gut gewirkt, als es galt, dem Mazziniſchen Republikanismus entgegenzutreten und Einigung und Anſchluß zu vermitteln; hier ſchadete er. Ich will damit nichts gegen dieſen außerordentlichen Mann ſagen, welcher auf die Erhebung Italiens in beſſerem Sinne größern Einfluß gehabt hat als irgend einer. Aber theils war ſeine Sphäre mehr die ſchriftſtelleriſche als die

praktiſche, wie es auch, und noch in höherem Grade, ſeinem philoſophiſchen Gegner Tommaſeo in Venedig ergangen iſt; theils war der Moment kein günſtiger. In Mittelitalien war die Begeiſterung für Piemont ſchon im Umwenden, und die Beharrlichkeit, womit einige Zeitungsſchreiber, namentlich Vincenzo Salvagnoli in Florenz, ſie predigten, machte die große Majorität nur noch bedenklicher. Gioberti ſchien dieß auch durchzufühlen, ungeachtet aller Ovationen, die ihm gebracht wurden, und die Mäßigung und Beſonnenheit, womit er ſich benahm, machen ihm eben ſo viel Ehre wie die Entſchiedenheit, womit er vor den Franzoſen als Bundesgenoſſen warnte. Er konnte es aber nicht hindern, daß das florentiniſche Volk ihn Karl Alberts Commis-voyageur nannte und allerhand Scherze über ſeine Miſſion im Umlauf waren. „Weßhalb redet Gioberti nicht zur Menge von ſeinem Balkon?“ fragte Einer den Andern. — „Hörſt du denn nicht, daß er unwohl iſt, daß er an Heiſerkeit leidet?“ — „Heiſerkeit! Ich dachte, er beſize ein Univerſalmittel gegen alle Uebel, das remède Le Roi.“

Daß die Unitätsplane im Sinne einer Republik eine Utopie ſchienen und nur von den Desperados der Giovine Italia, mochten dieſelben in Frankreich oder England alt, aber nicht vernünftig gewordene oder neuer Nachwuchs ſeyn, als die Meſſiaslehre des jungen Heils begrüßt werden konnten, erklärt ſich durch den praktiſchen Sinn, welcher, der Aufregung ungeachtet, ſich unter den Italienern nicht vertilgen ließ, indem dieſe ſich einfach ſagten, die Geſammtrepublik, welche, mit Mazzini's Worten, Gott allein als Herrn und Herrſcher anerkennen ſollte, ſey in ſolchem Grade unmöglich, daß der Verſuch ſie zu bilden höchſtens ein Convolut Zwergrepubliken und ſomit ſtatt des Fortſchritts einen Rückſchritt der Civiliſation zur Folge haben könnte. Daß aber die Unitätsplane im Sinne einer Geſammtmonarchie unter dem Hauſe Savoyen ein nicht günſtigeres Terrain fanden, erklärt ſich, neben der ſogleich in die Augen ſpringenden Unausführbarkeit, bei welcher ich hier nicht länger zu verweilen brauche, auch noch durch andere Verhältniſſe. Der Römer und der Florentiner erkennen gerne Piemonts militäriſche Ueberlegenheit an. Ein im Vergleich mit den übrigen Italienern abgehärtetes Volk, die Gewohnheit eines, beinahe wie in Preußen, die ganze Nation umfaſſenden tüchtigen Militärſyſtems und ſtrengen Gehorſams, die gefährliche Vorpoſtenſtellung an und auf den Alpen, welche hier gegen Frankreich, dort gegen Oeſterreich Front zu machen nöthigt, eine ſeit drei Jahrhunderten an ausgezeichneten und glücklichen Feldherren mehr beinahe denn irgend eine andere reiche Herrſcherfamilie, deren Traditionen ganz militäriſcher Art ſind: alles dieß hat zu dem Uebergewicht beigetragen, welches man Piemont in militäriſcher Hinſicht vielleicht ſogar etwas zu freigebig zugeſtand.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

Fahnenweihe. — Ausſöhnung mit dem König.

Wären Feſtlichkeiten, Paraden und Aufzüge, Fackelſtändchen und Illuminationen untrügliche Gradmeſſer der Volkswohlfahrt, dann hätte das Schaltjahr 1848 gegründete Anwartſchaft, in den Jahrbüchern der Geſchichte ein ſegensreiches genannt zu werden. Wir Sachſen bleiben in dieſer Hinſicht hinter andern deutſchen Bruderſtämmen nicht gern zurück, und was nun vollends das lebensluſtige Leipzig betrifft, ſo hat es von jeher gern Klein-Paris geſpielt und ſpielt es noch heute. Freilich pflanzt es keine Freiheitsbäume der Republik zu Ehren, baut keine ſo feſten und uneinnehmbaren Barrikaden, wie die Pariſer Ouvriers, und läßt noch weniger gern um nichts und wieder nichts ſeine Söhne zu Krüppeln ſchießen. Wenn es aber gilt, eine Demonſtration zu machen gegen die Republik und für die conſtitutionelle Monarchie, und wenn dieß mit möglichſt vielem Geräuſch und ohne alle Gefahr geſchehen kann, da ſtrengt Groß- und Kleinbürger ſeine Lungen an, erſt zum Schreien, dann zum Trinken, da ſchwenkt man Hüte und Tücher und verbrennt auf Hoffnung beſſerer Zeiten verſchiedene tauſend Thaler mit größtem Vergnügen. Eine ſolche Gelegenheit bot ſich unſerer friede- und meſſeliebenden Lindenſtadt dar am 30. vorigen Monats. An dieſem Tage beſuchte uns der König, um der hieſigen Bürgerwehr eine Ehrenfahne zu überreichen. Schon am frühen Morgen war die Stadt feſtlichſt geſchmückt. Das Grün der ſächſiſchen Raute umrankte brüderlich die ſtolz flatternden deutſchen Banner und deutete ſymboliſch an, daß Sachſen wenigſtens äußerlich im neuen deutſchen Reich aufgehe. Bei heiterſtem Wetter und afrikaniſcher Gluthitze rückten die zahlreich verſammelten Bataillone der Bürgerwehr gegen zehn Uhr Vormittags aus nach dem Exerzirplatze, wo die Ceremonie der Fahnenweihe im Beiſeyn des Chefs aller Communalgarden des Landes, Generalmajors von Mandelsloh, vollzogen ward. Reden und Gegenreden, Feſtmuſik, Vivatruf begannen und endigten dieſe Feierlichkeit. Gegen zwölf Uhr endlich erſchien der König, umgeben von einem glänzenden Generalſtabe, und durchritt unter lautem Zuruf die langen Reihen der Bürger wie der Truppen.

die ebenfalls Theil an der Festlichkeit nahmen. Zum Schluß defilirten alle Truppenabtheilungen vor dem König und der Generalität, womit die militärische Feier endigte. — Sie wissen, daß seit den unseligen Augusttagen ein gespanntes Verhältniß zwischen Leipzig und der gesammten königlichen Familie eingetreten war. Diese Spannung konnten auch die neuesten Bewegungen nicht gänzlich aufheben, da ja Leipzig abermals den Anstoß dazu gab. Indeß war und blieb die Haltung der zweiten Hauptstadt des Landes gerade während der größten Aufregung musterhaft. Die Ordnung ward kaum auf Stunden gestört, die Bevölkerung zeigte sich fest, ausdauernd und dem königlichen Hause ergeben. Mit Ausnahme schwacher Fractionen war es niemals Jemand eingefallen, gegen den König selbst Opposition zu machen. Diese Anhänglichkeit an die Person des Königs öffentlich darzuthun, hielt die große Mehrzahl der Bürger bei dieser Gelegenheit für schicklich; um aber nicht den viel gebrauchten und durch zu häufigen Gebrauch etwas abgenutzten Huldigungsweg einer Begrüßung bei Fackelschein zu betreten, ward ein feierlicher Zug von Bürgern, Communalgarden, Studenten und Militär am hellen Tage vorgeschlagen und genehmigt. Dieser aus vielen Tausenden bestehende Bürgerzug, angeführt von mehreren Musikchören, überweht von einer großen Menge Fahnen, hatte in seiner schlichten Einfachheit etwas Imponirendes und machte auf den König sichtlich einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Nach Absingung des Sachsenliedes „Heil dir im Rautenkranz," hielt Bürgermeister Klinger eine kurze Anrede an den König, dem ein endloses Hoch von gewiß 25,000 Menschen folgte, die theils im Zuge, theils als Zuschauer anwesend waren. Eine glänzende Illumination, besonders aller öffentlichen Gebäude, beschloß den festlichen Tag, der wohl für eine gänzliche und dauernde Aussöhnung zwischen Stadt und König gelten darf. Mir will nur nicht recht einleuchten, wie bei so scharf ausgesprochenem Partikularismus — denn anders kann man solche Huldigungsakte nicht wohl nennen — die deutsche Einheit und namentlich die Centralgewalt erstarken soll.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Briefe über die Pariser Revolution.

(Fortsetzung.)

Die Partei des »National« und die Versammlung im Palais-Royal müssen, falls sie nicht blind oder gänzlich verstockten Herzens sind, einsehen, daß Gesetze, wie die genannten, mit ihrem politischen Glaubensbekenntniß in diametralem Widerspruch stehen. Von dem öffentlichen Wohl und der öffentlichen Sicherheit hat der Franzose die abenteuerlichsten Vorstellungen: so lange es ruhig ist, huldigt er der Freiheit nicht bis zur Grenze des vernünftigen Rechts, sondern bis zum Uebermaß; kaum aber zeigt sich eine ernstliche Gefahr, ist er zu jeder noch so gewaltsamen Einschränkung dieser seiner grenzen- und grundsatzlosen Freiheitsidee bereit. Umgekehrt wirft sich diejenige Partei, die mit ihrem inhaltslosen Freiheitsbegriff den alten Götzendienst zu treiben fortfährt, in das andere Extrem. Durch die Thatsachen der Unhaltbarkeit ihres Standpunkts überwiesen, leugnet sie geradezu die Existenz der Sonne, die am Himmel steht, die Wahrheit und Wirklichkeit dessen, was sich mit Händen greifen läßt. Alles entartet zum Extrem. Die Einen knebeln die Freiheit, um den Mißbrauch derselben unmöglich zu machen, und die Andern erblicken in dem schreiendsten Mißbrauch der Freiheit deren Recht und Wahrheit. Gerade weil der »Constitutionnel« von der »Réforme,« dem »Représentant du Peuple« und dem »Peuple Constituant« behauptete, sie seyen die bei der allgemeinen Sündfluth noch allein übrig gebliebenen Blätter der rothen Republik, vermochten diese ihren Ingrimm nicht länger mehr zurückzuhalten und schütteten ihre Galle vor aller Welt aus. Der Stachel, den sie mitleidslos in das Fleisch des Pariser Volks drückten, mußte früher oder später eine eiternde Wunde erzeugen. Die Eiterbeule ist geplatzt und nun fallen die Herren Flocon, Proudhon, Lamennais darüber her und wälzen die ganze Schuld des grauenerregenden Paroxysmus auf diejenigen, welche die Anarchie aus dem Felde geschlagen haben. Das Schlimmste bei allen revolutionären Saturnalien ist, daß die Eigensucht des Rechthabens und Alles-besser-wissen-wollens die Stimme des Gewissens völlig verstummen macht und die Thatsachen geradezu verfälscht. Von dem Winde socialistisch-communistischer Träumereien hat man Monate lang das Gehirn der Massen aufgebläht und wie sich zwischen dem Bestehenden und dem Vorgespiegelten, zwischen der wenig erbaulichen Wirklichkeit und dem eingebildeten Schlaraffenland ein immer weiter klaffender Riß auftat, die Furie des Hasses ihre Fackel schwang — da krähete plötzlich der rothe Hahn auf den Dächern der guten Stadt Paris, und Seyn oder Nichtseyn war die Losung der Parteien. Nach dem Sieg der einen und der Niederlage der andern Partei hatten die Einen nur Recht, die Andern nur Unrecht. Die Sieger — so bezeichnete Cavaignac selbst in einer Proklamation die Vertheidiger der Ordnung — hatten nicht allein die Gunst des Erfolgs, sondern auch den Frevel der Aufrührer für sich, und in der That ließen sie sich diese Vortheile in vollem Maße zu gut kommen. Dieß reizte den Gegenpart nur noch mehr, so daß er in seiner blinden Wuth so weit ging, den unterliegenden Arbeitern Recht, der Nationalgarde Unrecht zu geben. Die gekränkte Eitelkeit Lamennais', die sich bei dieser Veranlassung in ihrer ganzen Blöße kund gab und eben nicht sehr günstige Streiflichter auf die frühern Verwicklungen des berühmten Denkers fallen ließ, nannte die Nationalgarden, welche eine unnachsichtige Bestrafung der Schuldigen verlangten, wilde Bestien, schob alle Schuld auf das Gold der Monarchisten, und wußte die Quartiere sogar mit Namen zu nennen, wo Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten die Fahne des Aufruhrs schwangen. Sein Blatt ging ein, weil Niemand die Kaution bezahlen wollte. Friede seiner Asche! Sein kurzes Daseyn war eine ununterbrochene Kette langweiliger Wiederholungen. — Seinerseits verlangte Proudhon befehlsweise von der Nationalversammlung, daß vom 15. Juli 1848 bis zum 15. Juli 1851 an Miethzins, Pacht- und Hypothekengeldern ein Drittel nachgelassen werde, indem das Volkswohl das oberste Gesetz, die Bodenrente ein widerrufliches Privilegium und der Zinsfuß durch den Staat zu bestimmen sey. In einem seiner Hauptwerke hatte derselbe Verfasser, dessen Talent Niemand bestreiten kann, obschon er sich in lauter Paradoxen gefällt, den Satz aufgestellt, der Glaube an Gott sey Schuld an allem Uebel, an allen Irrthümern und Lastern, ja der Inbegriff des Bösen selbst. Auch er wird sich wegen seines Angriffs auf das Eigenthum vor den Geschwornen zu vertheidigen haben, und nach seiner bisherigen Wirksamkeit als Journalist und Volksvertreter zu schließen, wäre es vortheilhafter für ihn gewesen, wenn er in seinem Comptoir zu Lyon blieb, wo er sich als sehr brauchbar erwies.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 234. Freitag den 29. September 1848.

Nunc simile, et placitum laeti componite foedus!
Virgil.

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847 — 1848.

(Fortſetzung.)

Von einem andern Uebergewicht wollte die Lombardei nur nothgedrungen, wollte das centrale Italien gar nichts wiſſen. Natürlich! Die Geſammtmonarchie war von vorneherein eine in den Köpfen einiger Idealiſten entſprungene kahle Abſtraction, für welche man vergebens in Geſchichte und Angewöhnung nach einer Formel ſuchte, wie z. B. das deutſche Kaiſerreich ſie bieten kann. Und nun gar dieſe Geſammtmonarchie unter piemonteſiſch-ſavoyiſchem Scepter! Da ſträubte ſich der Stolz des Römers und Florentiners. Wie, hieß es da, einen Volksſtamm, der noch im vorigen Jahrhundert kaum zu den italieniſchen gezählt ward, der nur verdorbenes Italieniſch ſpricht, wovon man täglich in dem Turiner Parlament die lächerlichſten Proben vernehmen kann, der in der politiſchen Ordnung erſt in unſerer Zeit von den Feſſeln des ariſtokratiſchen Feudalismus ſich freigemacht hat, der in der Kunſt Neuling iſt wie in der Literatur, und in lezterer nicht genannt werden würde, beſäße er nicht Alfieri — dieſem Stamme ſoll die Hegemonie in Italien anheimfallen? Man wurde gegen Piemont ſelbſt erfinderiſch ungerecht, als man ſolche Gelüſte durchſchaute. Und die Anſprüche der Kapitalen drängten ſich hervor, auf welche bereits Balbo aufmerkſam gemacht hatte; wie haben ſich ſchon Mailand und Turin gezankt um die Ehre, Hauptſtadt des Regno dell' alta Italia zu ſeyn, das ſich erſt bilden ſollte, nachdem man die Oeſterreicher ganz über die Alpen geſagt haben würde!

So wenig Elemente der Einigung in ſolchem Sinne waren vorhanden! Wäre dieſelbe auch möglich geweſen, erſprießlich würde ſie nie geworden ſeyn. Die Stammverſchiedenheit iſt ſo groß wie die Verſchiedenheit der Intereſſen. Ich würde mich ſcheuen, ſo abgedroſchene Dinge noch zu wiederholen, glitten die Wortführer der Unitarier nicht immer wieder darüber weg. Nur auf ein Föderalſyſtem iſt Italien angewieſen, nur ein Föderalſyſtem kann Italien frommen. Die Formen deſſelben gehören nicht hierher. Nur in einem ſolchen wird Italien Beruhigung finden, und die gegenwärtige politiſche Geſtaltung, mag ſie noch ſo viele Mängel haben, kann mit geringen, leicht in's Werk zu ſetzenden Modifikationen dabei zu Grunde gelegt werden, vorausgeſezt, daß Oeſterreich, was ihm jezt ſchwer fallen, wenn nicht ganz unmöglich ſeyn würde, aus dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich nicht wieder eine bloße Provinz zu machen denkt, wie ſie ſeit 1815 zu beiderſeitigem geringen Nutzen und Frommen beſtand. Wenn bei den Unterhandlungen, die gegenwärtig das Schickſal Italiens beſtimmen ſollen, die Lombardei nicht wieder der Erisapfel wird, wie ſie es ſeit dem Jahr 1500 ſo oft geweſen iſt, ſo glaube ich faſt, daß die Geſchicke der Halbinſel eine günſtige Wendung nehmen werden, ungeachtet der in dieſem Augenblick herrſchenden leicht erklärlichen Verwirrung. Die politiſche Aufregung wird auf das richtige Maß herabgeſtimmt werden.

Was dieſe Aufregung betrifft, ſo muß man ſich durch das Geſchrei von ein paar Dugend Journalen,

durch einige wüthende Reden in den Deputirtenkammern, durch einen Auflauf hie und da in dieſer oder jener Haupt- oder Hafenſtadt nicht irre machen laſſen. Der großen Maſſe iſt es im Allgemeinen ſchon zu viel an der Agitation, die nun ſeit mehr denn einem Jahre dauert, während ihr das in Hinſicht der politiſchen Freiheiten und Garantien Gewonnene mit Recht vollkommen genügt. Die Rückſicht auf die in der lezten Zeit ſo ſehr gefährdeten materiellen Intereſſen kommt dabei (und wer möchte es verargen?) in's Spiel. Ich will hier von der als reactionär verſchrienen Anhänglichkeit eines großen Theils der Bewohner des Herzogthums Modena an das herzogliche Haus (eine Anhänglichkeit, deren Vorhandenſeyn Jedem bekannt war und die ſich vor ein Paar Monaten ſelbſt unter ſehr ungünſtigen Umſtänden kund gab) eben ſo wenig reden wie von der gleichfalls als reactionär bezeichneten Bereitwilligkeit, womit das lombardiſche Landvolk die Oeſterreicher aufnahm. Aber ich darf zu Gunſten meiner Behauptung wie meiner Hoffnungen anführen, daß es des bloßen Appells des Papſtes an das römiſche Volk bedurfte, um der Clubregierung ein Ende zu machen, welche, ſchwache und uneinige Miniſterien beherrſchend, von Unordnung zu Unordnung geſchritten iſt, und daß der weit überwiegende und beſſere Theil des toscaniſchen Volks in jedem Moment bereit iſt, den Anarchiſten eine Lehre zu geben, die ſie vielleicht auf immer beruhigen würde. Ich bin Zeuge geweſen, wie der toskaniſche Landmann, in ſeiner ehrlichen Einfalt, die man ſehr mit Unrecht als Beſchränktheit auslegen würde, und in dem glücklichen Bewußtſeyn, daß das, was noch fehlt, ſich erreichen läßt, ohne die Ordnung eines ganzen Staates und Landes gewaltſam umzuſtürzen, endlich im Vertrauen auf den Herrſcher, welches in Toscana traditionell geworden, die Ertheilung der Conſtitution als einen Eingriff in die Rechte des Großherzogs anſah und dann den Großherzog in die Deputirtenkammer wählen wollte. Man wird mich vielleicht fragen: woher denn die neuerlichen Unordnungen und die, wie es ſcheint, heute noch herrſchende Verwirrung? Aber, gerechter Himmel! man blicke nur auf andere Staaten mit anſcheinend ſtärkerer Regierung und größerer Militärmacht, wo die Maſſen, abgerechnet den Pöbel der Hauptſtädte, wahrſcheinlich auch noch unverdorben ſind und dennoch ein Aufſtand dem andern folgt. Daß es in Toscana bei den Aufreizungen von außen, bei dem Treiben einer einheimiſchen revolutionären Clique und der brandſtiftenden Sprache der meiſten Zeitungen, nicht zu Schlimmerem gekommen, redet zu Gunſten des geſunden Menſchenverſtandes des Volkes.

Doch es iſt Zeit, daß ich von der Politik ſcheide. Man wird aber den Umfang, welchen die Betrachtungen über dieſelbe eingenommen haben, verzeihen, wenn man bedenkt, daß ſie nothwendig in Alles eingriff und Allem eine Färbung gab, dem täglichen Leben, der Literatur, dem ganzen Daſeyn.

(Fortſezung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſezung.)

Uralte Sitte will es, daß nach dieſem Geſange der Hochzeitbitter nochmals das Wort ergreift und im Namen des Brautvaters „abdankt.“ Dieſes Abdanken beſteht in einer offenen Dankſagung, gerichtet zuerſt an die Ehrengäſte für ihr Erſcheinen, beſonders an den Pfarrer für die nach chriſtlichem Ritus vollzogene Trauung und geſprochene Tiſchgebete, an die übrigen Gäſte für ihre ihm und ſeiner Familie bewieſene Freundſchaft. Der Pfarrer erwidert einige Worte, worauf er ſich gewöhnlich zurückzieht, die übrige Geſellſchaft aber ſich von Neuem heiterem Genuſſe überläßt. Eine eben ſo intereſſante als luſtige Ceremonie, die des „Schenkens,“ nimmt jezt die Aufmerkſamkeit aller Gäſte in vollen Anſpruch. Auch dieſes liegt, wie alles Ceremonielle, auf den Schultern des geplagten Brautwerbers, der nun erſt ſeine ganze Virtuoſität als Witzbold und harmloſer Luſtigmacher zeigen kann und ſoll. Es iſt ihm nämlich die nicht leichte Aufgabe geſtellt, jedes für die Neuvermählten eingegangene Geſchenk einzeln mit Beifügung der Namen und Titel des Gebers auszurufen, wobei glücklich angebrachte Bemerkungen und Scherze mit ſchallendem Gelächter aufgenommen werden. Sämmtliche geladene Gäſte, außer den Ehrengäſten, müſſen ſchenken, und zwar gibt der Mann Geld („ein verſiegeltes Präſent“), die Frau aber „ein Stück,“ d. h. irgend ein Hausgeräth, einen Schmuck oder ein Kleid für die Braut. Das Geld empfängt der Bräutigam in eine große vor ihm ſtehende zinnerne Schüſſel, die „Stücke“ häuft man, ſo weit es thunlich iſt, auf dem Brauttiſche auf. Bei großen Hochzeiten kommen nicht ſelten bloß an baaren Geldgeſchenken einige hundert Thaler auf dieſe Weiſe zuſammen, da ſich jeder Gaſt ſehen laſſen und nicht hinter den andern zurückbleiben will. Dieß iſt auch ein Hauptgrund, große Hochzeiten auszurichten; Küche, Keller, Kammern und Laden der jungen Leute werden dadurch vortrefflich gefüllt und die neue Wirthſchaft ohne viele Mühe auf's Beſte eingerichtet. — Braut und Bräutigam dürfen vom erſten Niederſitzen an bis nach Beendigung dieſer Ceremonie ihre Plätze

nicht verlaſſen, wenigſtens hält man früheres Aufſtehen für ein Zeichen von Unbeſtändigkeit, überhaupt von Unglück in der Ehe, weßhalb ſich die Neuvermählten dieſem läſtigen Herkommen meiſtentheils mit bewundernswürdiger Geduld und Ausdauer fügen.

Nach dem „Schenken“ wird gewöhnlich noch getanzt, weil aber die meiſten Gäſte von ſo vielen Genüſſen ſchon ermüdet ſind, verſchiebt man das eigentliche Tanzvergnügen auf den zweiten Tag, wo dann das Verſäumte gebührend nachgeholt wird. Am dritten Tage kommen nur die Pathen und nächſten Verwandten der „jungen Leute,“ wie die Neuvermählten nunmehr heißen, zuſammen, wobei die „Salzmeſte“ der Braut die Haube aufſezt und ſie damit als Hausfrau einweiht.

Für gewöhnlich ſchließen mit dem dritten Tage die Hochzeitfeſtlichkeiten, an manchen Orten wird aber, beſonders von Wohlhabenden, acht Tage ſpäter nochmals ein feſtliches Mahl bei den Eltern der Braut gehalten, bei welchem die nächſten Verwandten nicht fehlen dürfen. Da es den Anſchein hat, als geſchehe dieß nur auf Antrieb der Brautmutter, die ſich der von ihr geſchiedenen Tochter noch nicht entwöhnen kann, ſo nennt man dieſe von der vereinſamten Mutter der Tochter gegebene lezte feierliche Mahlzeit „das Mutteressen.“

In neueſter Zeit, wo namentlich auf den Weberdörfern die einfachen Sitten der Altvordern, wie ſie ſich unter den Bauern noch ziemlich rein erhalten haben, mehr und mehr in Vergeſſenheit kommen, arten auch die Hochzeiten aus. Die meiſten währen fünf, ſechs bis acht Tage. Die Gäſte ziehen von Verwandten zu Verwandten mit klingendem Spiel, während junge Burſche ununterbrochen Freudenſchüſſe abfeuern. Der lauſitziſche Bauer, der auf Geſetz und Ordnung im Allgemeinen großen Werth legt, hält auch bei luſtigſter Laune auf eine gewiſſe Würde und verſchmäht maßloſes Lärmen. Bei ihm iſt daher auch die Regel, alſo in dieſem Falle das Althergebrachte zu ſuchen, während beim moderniſirten Weber die Ausnahme, mithin die antinationale Neuerung Geltung gewinnen will.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

So weit wären wir alſo. Ob man das ganze Verfahren nicht reaktionär nennen könnte? Einige Studenten, die in einem Café ſich in dieſem Sinne äußerten, wurden verhaftet. Den Wartſaal der Nationalverſammlung hat man allen denen unterſagt, die nicht dahin gehören, folglich allen Nichtrepräſentanten und Nichtjournaliſten. Die Kriegsgerichte ſorgen dafür, daß die Ruhe auch anderwärts nicht geſtört wird. Dieſe außerordentlichen Tribunale verfuhren Anfangs außerordentlich genug. Jede beliebige Anzeige hatte einen Verhaftbefehl zur Folge. Die Nationalgarde griff Jeden auf, der ihr verdächtig vorkam. Viele kamen in Gefangenſchaft, die ſich Tage lang für die Republik geſchlagen. Gott! und welche Gefangenſchaft! Mitten unter einer Bande racheſchnaubender Unmenſchen! So willkürlich wie die Verhaftung war auch die Loslaſſung. Wer kein Fürwort durch eine hochgeſtellte Perſon einlegen laſſen konnte, blieb unberückſichtigt, und wenn er unſchuldig war wie das Kind im Mutterleibe. Er mußte ausharren, bis vielleicht nach acht, zehn Tagen die Reihe an ihn kam, ſeine Unſchuld zu beweiſen. Glücklich, wenn er es konnte! Durch Vermittlung iſt dagegen mehr als Ein Schuldiger freigekommen. Jemand von meiner Bekanntſchaft befand ſich an dem verhängnißvollen Freitag während eines Geſchäftsgangs mit einemmal mitten unter den Aufſtändiſchen. Da er als berittener Nationalgarde, folglich als „Ariſtokraten-Canaille“ par excellence, erkannt wurde, hatte er Mühe, ſich in das Haus eines Freundes zu retten, der ihn verkleidet an ſeinen Mittagstiſch ſezte und dadurch die eingedrungenen Späher täuſchte. Später entkam der glücklich Gerettete nach ſeiner eigenen Wohnung und hatte den Schmerz, noch deſſelben Tages ſeinen Retter als Gefangenen vorüberführen zu ſehen. Derſelbe, den Inſurgenten als geſchickter Ingenieur bekannt, war von ihnen gezwungen worden, einen Plan zu zweckmäßiger Erbauung von Barrikaden zu entwerfen. Seine Sache ſtand ſchlimm genug. Drei Tage lang harrte die Frau deſſelben vor dem Gefängniß und war nur mit Mühe zu bewegen, Nahrung zu ſich zu nehmen. Mein Bekannter lief zu Pontius und Pilatus, den Freund zu retten. Glücklicherweiſe traf es ſich, daß er den Offizier, der die Unterſuchung leitete, genau kannte, und dieſer ließ ſofort ohne Verzug den Gefangenen in Freiheit ſetzen. In den Verhören war er ſo vernichtet, daß er jeden Vorhalt einräumte. Die Beſchreibungen, die er von ſeinen Mitgefangenen machte, grenzen an's Gräßliche.

Unweigerlich wird den Herren Soldaten Gehorſam geleiſtet. Changarnier, der Commandant der Pariſer Nationalgarde,

zieht die Zügel der militärischen Zucht straff an, und Lamoricière ist der von Allen gefürchtete Kriegsminister, von dem Jedermann weiß, daß er nicht zu spaßen beliebt. Ordnung thut aber auch Noth. Von einem der bei der niedergesetzten Militärcommission fungirenden Stabsoffiziere, der unter General Soubervie Bureauchef im Kriegsministerium war, stellte es sich heraus, daß er, und ganz besonders zwei seiner Neffen einen sehr thätigen Antheil an der Insurrektion genommen hatten. Diese und ähnliche Fälle, in Verbindung mit dem nur mühsam zurückgehaltenen Groll der Arbeiter und den schlimmen Absichten ihrer nicht zur Haft gebrachten Führer, von denen die meisten beim Nahen der Gefahr die Flucht ergriffen, haben uns eine Masse falscher und abenteuerlicher Gerüchte über den Hals gebracht, die mich nichts mehr bedauern lassen, als daß Frankreich nicht an Rußland grenzt. In diesem Fall wollte ich darauf wetten, daß die Russen noch weit öfter als in Berlin, wenn nicht stündlich, vor den Thoren ständen. Es vergeht kein Tag, wo man nicht von blutigen Auftritten, die vorgefallen seyn sollen, zu hören bekommt. Die Pulververschwörungen und Höllenmaschinen fliegen als Enten aus jedem Busche, auf den man klopft. Die Furcht vor einem Fieschi'schen Attentat hat das Todtenfest zu Ehren der Junihelden zu einer nichtssagenden und kalten Ceremonie zusammenschrumpfen lassen. Man wollte den langen Zug nach der Julisäule vermeiden, angeblich weil die Todtengewölbe noch nicht hergerichtet seyen, eigentlich aber weil man einen mörderischen Angriff auf die Mitglieder der Nationalversammlung befürchtete. In der That wäre er auch wenig angemessen, rings umgeben von den fast noch rauchenden Trümmern der Zerstörung, die Leichen zur Erde zu bestatten. Alle Anordnungen hatte das blasse Gespenst des Schreckens eingegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, September.

(Fortsetzung.)

Verfassungsfest. — Der Preßgesetzentwurf.

Der vierte September, der Geburtstag unserer Verfassung, ward heuer zwar mit den gewöhnlichen Festlichkeiten — großer Reveille, Parade der Bürgerwehr und Garnison auf dem Markte, einstündigem Glockengeläute ꝛc. — begangen, die früher bemerkte Intensivität der Feier, die sich besonders bei dem stark besuchten Festmahl im Schützenhause kund gab, vermißten wir. Es liegt dieß in den Errungenschaften der neuen Zeit. Das freie Associationsrecht gestattet Jedem, seine Herzensmeinung ohne Rückhalt in den verschiedenen Vereinen auszusprechen; wozu also da noch Festmahle veranstalten, die ja doch nur den Zweck hatten, sich wenigstens einmal vereinigen und an heiter belebter Tafel in allerhand verblümten Redensarten über politische Dinge sich auslassen zu dürfen? Seitdem dieser Zwang weggefallen ist, bedarf man keiner Zweckessen mehr. Europäische und deutsche Fragen werden täglich auf Kaffeehäusern und in Klubs bis zur Ermattung besprochen und leider meist ohne Erledigung zerfasert.

Man hört von Nichtsachsen bisweilen spotten über die politische Stille, die bei uns herrscht. Dieser Spott trifft zum Ziele, wenn damit die äußere Ruhe gemeint ist. Straßenaufläufe, Volksredner auf offenem Markte, wie sie z. B. in Berlin zur Tages- und Nachtordnung gehören, kommen hier nicht vor, weil keine Veranlassung dazu vorhanden ist. Den Lärm bloß um des Lärms willen verschmähen selbst die hitzigsten Politiker, deren es auch in Leipzig eine erkleckliche Anzahl gibt. Man würde aber unsere Bevölkerung ganz falsch beurtheilen, wollte man sie für politisch still, für indifferent oder gar für übersättigt halten. Gerade, weil sie nicht ohn' Aufhören nutzlosen Spektakel macht, nimmt der gesunde Kern derselben vielleicht wärmeren Antheil an den großen Fragen des deutschen Gesammtvaterlandes, als die Schreier von Profession. Dabei vergißt sie nicht, das, was sie zunächst angeht, die innern Angelegenheiten des Landes in den Verhandlungen der Ständekammer aufmerksam zu verfolgen. Viel beschäftigen alle Stände das Wahlgesetz und der neue Preßgesetzentwurf, zwei Vorlagen von größter Wichtigkeit. Ich darf voraussetzen, daß Ihnen die in den politischen Zeitungen laut gewordenen Stimmen über das Wahlgesetz zur Genüge bekannt sind, und begnüge mich deßhalb mit dessen einfacher Erwähnung. Was den Preßgesetzentwurf anbelangt, so hängt von dessen motivirter Annahme die Wohlfahrt Sachsens ab, und nach meinem Dafürhalten das Fortbestehen des gegenwärtigen Ministeriums. Es thut mir leid, aussprechen zu müssen, daß dieser Preßgesetzentwurf sich nicht vereinbaren läßt mit den Prinzipien der Volksfreiheit und Volkssouveränität, die doch die Basis der Stühle bilden, auf denen die neuen Minister sich niedergelassen haben. Bleibt mir die Wahl zwischen Censur und einem Preßgesetz, wie der erwähnte Entwurf es vorschlägt, so wähle ich mir die Censur. Denn wo ist ein Ende der Chikanen abzusehen, die jeden Schriftsteller zu Tode hetzen können, wenn er nicht eine Linie festen Boden mehr unter sich fühlt? Freilich von Cautionen, von Concessionen und andern niedlichen Sachen, womit ängstliche Staatsmänner der freien Presse gewöhnlich den Hals zuschnüren, ist nicht die Rede; dafür aber kann nach dem Gesetzentwurfe, um figürlich zu sprechen, dem Autor die Nase, dem Buchhändler die rechte, dem Buchdrucker die linke Hand abgeschnitten werden; die Setzer werden zur Strafe, daß sie etwas dem Staate Mißliebiges gesetzt haben, geblendet, der Drucker, der den Preßbengel handhabt, erhält Nasenstüber, dem Leser endlich zieht man den Weisheitszahn aus, wenn er verfängliche Schriften liest, ohne Anzeige davon zu machen, und dem Käsekrämer, der Düten daraus macht, kann nöthigenfalls die Concession zu seinem Krame genommen werden. Das ungefähr ist der Eindruck, den dieser fabelhafte Gesetzentwurf macht, der, wie sich von selbst versteht, hier zu Lande Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker gleichmäßig empört, und sollte er unbegreiflicher Weise Beifall in den Kammern finden, Leipzigs Buchhandel für immer vernichten würde. Weil man einsieht, daß der Sturz des Ministeriums oder dessen freiwilliger Rücktritt unter den schwierigen Zeitverhältnissen und bei dem Mangel großer staatsmännischer Talente in Sachsen eine Kalamität für das Land wäre, suchen zwar die Besonnenen durch Adressen, die ihm ein Vertrauensvotum geben, wie es z. B. alle „deutsche Vereine" gethan haben, es bei gutem Muthe zu erhalten; es wird aber schwer halten, diese Stimmung noch lange zu nähren, wenn solche gegen den Geist der Zeit und den Willen des Volks gar zu grob verstoßende Vorlagen von dem Ministerium ausgehen, oder doch dessen Genehmigung erhalten. Demokraten und Republikaner, die scharf aufpassen und den kleinsten Mißgriff rügen, das unbedeutendste Straucheln für einen Verrath an der Volkssache bezeichnen, fulminiren gewaltig gegen derartige Sachen, und bringen sie auch nicht sogleich durch, so erschüttern sie doch das Vertrauen Vieler. Weit entfernt, das häufig sehr unpolitische Auftreten dieser Herren zu billigen, kann ich ihnen doch nicht unrecht geben, wenn sie Gesetzentwürfe, wie den die Presse betreffenden, unverhohlen als freiheitsfeindliche bezeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 235. Sonnabend den 30. September 1848.

— Juvenes, quae causa subegit
Ignotas tentare vias? quo tenditis? —

Virgil.

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

Zu Anfang Aprils d. J. führte ich von Leipzig aus eine Freiſchaar nach Schleswig-Holſtein. Mit derſelben ſchloß ich mich der Abtheilung an, welche unter dem Befehl des bayeriſchen Artilleriehauptmanns Max Aldoſſer anfänglich die dritte Compagnie des Rantzau'ſchen Freicorps, ſpäter aber ein eigenes ſelbſtſtändig operirendes Detachement bildete. Unter allen nicht inländiſchen Freiſchaaren ſind wir wohl am öfteſten im Gefecht geweſen, haben am meiſten geſehen und erfahren. Die nachfolgenden Bilder ſollen einen Theil unſerer Erlebniſſe erzählen. Ich habe mich gehütet, darin etwas mitzutheilen, was ich nicht ſelbſt geſehen und gehört habe, was ich nicht vollſtändig verbürgen könnte. — Das erſte Bild beginnt an dem Tage nach dem Treffen bei Eckernförde und Harzhof, das wir, zwei Tage nach unſerer Ueberrumpelung und der Gefangennahme der däniſchen Dragoner bei Aſcheffel, theilweiſe mitbeſtanden, worauf wir uns in ein Lager bei Oſterbye zurückgezogen hatten (den Sonnabend vor Oſtern, 22. April 1848). Sechzig Mann, freiwillig vor die Fronte getreten, waren auserleſen worden zu einem geheimen Unternehmen.

I. Der Uebergang über die Schley.

Es war eine dunkle Nacht, der Wind pfiff kalt durch die Knicke * und einzelne Regenſchauer vermehrten die Unfreundlichkeit des Wetters. Unſer kleines Häuflein, in ſechs Sectionen getheilt, marſchirte ſtill und muthig vorwärts; Keiner wußte wohin, weßhalb, Jeder aber, daß unſere Unternehmung eine gefährliche ſey. Dennoch war vielleicht kein Einziger unter uns, der es nicht für eine Ehre und Luſt gehalten hätte, daran Theil zu haben. Drei Spione, „Spekulanten," wie ſie ſelbſt lieber genannt ſeyn wollten, waren eine Strecke weit voraus geeilt, um die Gegend auf das Sorgfältigſte zu recognosciren; ihren Fußſtapfen folgte die Schaar lautlos. Schon hatten wir, etwa um zehn Uhr Abends, das Dorf Hummelfeld durchſchritten, als einer unſerer Späher athemlos zurückkam und die Nachricht brachte, daß wir uns dicht an einer Kette däniſcher Vorpoſten befänden, welche zu umgehen kaum möglich ſey. Aldoſſer war beſtürzt, aber nicht rathlos. Nach einer kurzen Beſprechung mit den Zugführern erklärte er, unbedingt vorwärts gehen zu wollen. Aber dazu war es nöthig, die feindlichen Vedetten zu überwältigen. Drei Freiwillige traten augenblicklich vor und erboten ſich, das Wageſtück zu übernehmen. So gut es gehen wollte, vermummten ſich dieſelben auf's Eilfertigſte in ſchleswigſche Bauern, deren herumſtehende lebende Originale dazu Hüte aus dem vorigen Jahrhundert und ſchmutzige Kittel hergeben mußten, bewaffneten ſich, da von den Schußwaffen, um jedes Geräuſch möglichſt zu vermeiden, kein Gebrauch gemacht werden ſollte, nur mit Dolchen, und waren bereit, ſich in die Nähe der däniſchen Wachen zu ſchleichen und dieſelben niederzuſtoßen.

In athemloſer Erwartung harrte die zurückbleibende Schaar des Erfolgs, aber die Verwegenen kamen nicht weit. Kaum hundert Schritte von den Ihrigen

* Hecken, mit welchen in Schleswig-Holſtein alle Felder umzäunt ſind.

entfernt nöthigte ſie ein plötzlich in weitem Umkreis laut werdendes Kleingewehrfeuer, ſchleunigſt umzukehren und ſich wieder der Hauptmacht anzuſchließen. Dieſe ſelbſt befand ſich offenbar in einer höchſt mißlichen Lage. Von allen Seiten, ſcheinbar in einem Cirkel, deſſen Centrum wir bildeten, knallten die Schüſſe. Nach der Richtung derſelben war das Lager von Oſterbye angegriffen und wir hatten den Feind vor und hinter uns. Da galt raſche Entſchloſſenheit. Schnell rückten wir in das nächſte Dorf zurück, verbarrikadirten die Eingänge deſſelben mit umgeſtürzten Wagen, ſo gut es ging, und bildeten an einem, zur Vertheidigung bequemen Platz ein Carré, weil es wahrſcheinlich ſchien, daß wir zuerſt einem Reiterangriff die Spitze zu bieten hatten. Zugleich aber ſuchten wir durch kleine Kriegsliſten dem etwa anrückenden Feind die Schwäche unſeres Häufleins zu verbergen. Ein Dutzend Bauernburſche wurde halb mit Gewalt, halb durch Ueberredung vermocht, zu Pferde zu ſitzen und ſomit eine improviſirte Kavallerie zu bilden, welche freilich dem Feind nicht anders als durch Pferdegetrampel hätte imponiren können. Einige knarrende Wagengeſtelle, auf die wir glücklich aufgefundene Brunnenröhren legten, repräſentirten die Artillerie ganz vortrefflich. Durch falſches Commando und möglichſte Anſtrengung der Kehlen ſollte unſere Anzahl doppelt furchtbar erſcheinen, und es bekümmerte uns nur der Uebelſtand, daß wir weder Trompeten noch Trommeln beſaßen, die doch bei einer ſtattlichen Abtheilung nie fehlen dürfen. Ein luſtiger Bruder ſuchte aber auch dem abzuhelfen; aus der Küche des nächſtgelegenen Bauernhauſes ward ein blecherner Trichter requirirt, auf welchem er Töne hervorzubringen wußte, welche den Feind ſicherlich eben ſo erſchreckt haben würden, wie ſeiner Zeit der Stier von Uri die Ritter Karls des Kühnen.

All dieſe ſonderbaren Anſtalten brachten nicht wenig Luſtigkeit unter die verwegene Schaar, und heimliches Lachen, geflüſterte Witzworte zogen manchen Verweis nach ſich, denn es war die tiefſte Stille anbefohlen worden. So ſtanden wir eine volle Stunde, des Feindes gewärtig. Aber er kam nicht, das Feuer hörte allmählig auf und es begann ſich die Ungeduld unter uns zu regen. Von dieſer befreiten uns endlich die rückkehrenden Spione, welche mittlerweile nochmals den Verſuch gewagt hatten, die Stellung der däniſchen Vorpoſten auf das Genaueſte zu erforſchen. Es war den kühnen Männern gelungen, ſich bis dicht an dieſelben heranzuſchleichen; ein günſtiger Stern wollte es, daß ſie alle im tiefſten Schlafe lagen, ſo daß ein Blutvergießen unnöthig, ja gefährlich für uns Alle geweſen wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(Fortſetzung.)

5.

In Mittelitalien währte die beſſere Zeit bis Ende Februar; bevor die franzöſiſche Revolution ausbrach, glaubte man noch an eine friedliche Löſung der italieniſchen Angelegenheiten, und der Kampf mit Oeſterreich ſchien, wenn er auch einmal ſtattfinden müßte um die eiſerne Krone, in noch weite Ferne hinausgerückt. Auch nachdem die politiſchen Intereſſen die Oberhand gewonnen, konnte Florenz ſeinen anmuthigen und liebenswürdig heitern Charakter nicht verläugnen. Die Zahl der Fremden, namentlich der Engländer, war viel geringer als ehemals, denn die Gerüchte von umwälzenden Beſtrebungen in Italien hielten ſchon im vorigen Herbſte, wo es doch wahrlich unſchuldig genug war, manchen von der Reiſe ab. Die Geſelligkeit litt nicht darunter. Mehrere florentiniſche Häuſer empfingen in kleineren Kreiſen. Hier war die Geſellſchaft ſozuſagen ausſchließlich auf Italiener beſchränkt, hatte aber dadurch einen ſonſt nicht leicht anzutreffenden Charakter der Intimität, welcher bei der Natürlichkeit und Zwangloſigkeit des Italieners in ſocialen Verhältniſſen und bei der allbekannten florentiniſchen Liebenswürdigkeit ſehr angenehm war. Der lebendige Antheil, welchen die große Mehrzahl der Frauen an der Politik nahm, gab der Unterhaltung, ohne ſie glücklicherweiſe ganz zu dominiren, eine von früheren Zeiten verſchiedene Färbung, während der Umſtand, daß es in Toscana, wie natürlich, Meinungsverſchiedenheiten gibt, nicht aber (wovor das Land auch in Zukunft bewahrt werden möge!) politiſchen Parteihaß, alles Herbe und Verletzende entfernte. Ein Florentiner Winter ohne Bälle — dieß wäre auch in der größten politiſchen Aufregung eine Unmöglichkeit geweſen. Und ſo gab's denn, mehrerer fremden Häuſer nicht zu gedenken, glänzende Feſte bei der Gräfin Orſini d'Orbaſſan, geborenen Orloff, bei der Herzogin Strozzi, bei der Gräfin de La Rochefoucauld, Frau des damaligen franzöſiſchen Geſandten, im Caſino de' Nobili, endlich bei Hofe.

Der Name des Palazzo Pitti reicht hin, an ſeine Schönheit und den unvergleichlichen Reichthum ſeiner Kunſtſchätze zu erinnern; auch die Empfangslokale ſind großartig und edel, und während die mächtigen Feſträume des erſten Geſchoſſes, wo man ſich bei den mehr ceremoniellen Anläſſen verſammelt, mit ihren von Pietro da Cortona, Ciro Ferri und ihren Nachfolgern gemalten Decken, Darſtellungen aus der Mythologie und dem heroiſchen Zeitalter, mit ihren prachtvollen Rococomöbeln, unter denen die Tafeln von Pietradura und die zierlichen Schränke mit den

reizendſten Arbeiten in dieſer berühmten florentiniſchen Moſaik und trefflichen Elfenbeinſchnitzwerken wahren Kunſtwerth beſitzen, an die mediziſche Zeit und deren Nachklänge erinnern, ſind Säle und Zimmer des zweiten Geſchoſſes, wo die kleineren Bälle ſtattfinden, in modernem Geſchmack dekorirt. Es gibt größere und glänzendere Fürſtenwohnungen, als der Palaſt Pitti iſt; einen angenehmeren Eindruck, durch klaſſiſche Architektur, ſeltene Kunſtwerke, gelungene Verhältniſſe und ſchöne Lage, hat keine andere mir gemacht. Eines fehlt dieſem ſchönen Palaſt, eine dem Innern wie dem Aeußern entſprechende Treppe. Man hat dem Uebelſtande durch eine unter dem verſtorbenen Großherzoge Ferdinand begonnene, eben jezt erſt vollendete und noch nicht gebrauchte abzuhelfen geſucht. Sie iſt vortrefflich gebaut und in Hinſicht der Anwendung der verſchiedenen Säulenordnungen nach Maßgabe des Aufſteigens ſowohl wie in Bezug auf die muſterhafte Ausführung in Fieſolanerſtein ſehr zu loben, aber bei der Beſchränktheit des Raumes ſteht auch dieſe nicht im richtigen Verhältniß zu dem großartigen Bauwerk.

Die florentiniſche Geſellſchaft hat glänzendere Zeiten geſehen als die Gegenwart iſt. Ich habe dieſelben noch eben in ihren lezten Stadien erlebt, als die Reiſeluſt wie die Luſt am Geldausgeben größer war, als Regierungs- und Kammererſparungsſyſteme das diplomatiſche Corps noch nicht ſo ſehr beſchnitten, als Revolution nach Revolution noch nicht ein ſolches Gefühl der Unſicherheit erzeugt hatten. Der engliſche Geſandte, Lord Burgheſh — jezt als Graf von Weſtmoreland der populärſte und liebenswürdigſte brittiſche Diplomat, welchen die preußiſche Königsſtadt vielleicht je gekannt hat — der öſterreichiſche, Graf Bombelles, deſſen Frau (Ida Brun) durch ihren ſchönen Geſang gleiche Bewunderung erregte wie durch ihre mimiſchen Attituden, Lord Normanby, Herr Demidoff, Vater, der Oberſt Gregor Orloff, Bruder des Grafen Alexis, von Einheimiſchen der Fürſt Camill Borgheſe, Pauline Bonaparte's Gatte, der Marquis Lucchesini, Sohn des bekannten preußiſchen Miniſters, der ein Hofamt bei Eliſe Bonaparte-Bacciocchi übernahm, er ſelbſt eine Zeitlang preußiſcher Geſchäftsträger, manche Andere noch, deren Namen ich nicht alle anführen kann, und unter denen namentlich die Gräfin von Lipona, Joachim Murats Wittwe, und ihr jüngſter Bruder, der Fürſt von Montfort, jezt der einzige noch lebende von den Söhnen Karl Bonaparte's und Lätitia Ramolinis, endlich die Poniatowski's, die zu den Florentinern zu rechnen ſind, ſich hervorthaten; alle dieſe wetteiferten, die Florentiner Geſellſchaft auf alle Weiſe zu beleben. Es gab eine Zeit, wo man kaum von etwas Anderem ſprach, als von Feſten, von der Oper, von Cascinen und Liebſchaften. Auch heute ſpricht man von Feſten, von der Oper, von den Cascinen und Liebſchaften; aber die Leute ſind viel ernſter geworden. Mußten ſie doch nun endlich Journale leſen! Als nur die alte Gazzetta di Firenze erſchien, wöchentlich dreimal, in kleinem Format, in jenen Tagen, als der Name Italia Cenſurſkrupel erregte, dachte keine Seele an Politik, die höchſtens in einem diplomatiſchen Salonwinkel verhandelt ward oder in den Donnerſtagsverſammlungen bei Vieuſſeux, damals Herausgeber der Antologia, welcher die Nachwehen der romagnoliſchen Revolution von 1831 — 32 den Tod brachten.

Das Alles hat ſich ſeit einem Jahr geändert, ſeit der Journalismus ein ſogenannter „Beruf," das politiſche Agitiren eine „Miſſion" geworden iſt und in einer Stadt von hunderttauſend Einwohnern beinahe ein Dutzend Blätter erſcheinen. Schon erwähnte ich des lebendigen Antheils, den die Damen großentheils an der Politik nehmen; es iſt mir begegnet, Stunden lang aus ſchönem Munde nichts als Bemerkungen über die Bürgergarde zu hören, oder Unterſuchungen über die einſt ſehr wichtige Frage, ob das toscaniſche Gouvernement die Bewohner von Fivizzano und Pontremoli, von denen die Einen nicht modeneſiſch werden wollten, nicht parmeſaniſch die Andern, in ihrem toscaniſchen Patriotismus unterſtützen oder die Verträge beobachten müſſe (die armen Verträge wurden von den Advokaten und Zeitungsſchreibern regelmäßig wegdiſputirt: wie jubelten ſie, als Lamartine in ſeinem berühmten Programm die Verträge von 1815 für zerſchlagen erklärte!) Bei aller Sympathie mit dem italieniſchen Patriotismus war mir's doch zu viel.

Wenn in Florenz manches anders geworden war, um wie viel mehr noch in Rom! Davon ein andermal.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, September.

(Fortſezung.)

Literatur. — Theater. — Neubauten.

Im Geſchäftsleben iſt wieder einige Regſamkeit zu bemerken. Die Michaelismeſſe wird entſcheiden, was wir für den Winter zu hoffen oder zu fürchten haben. Finden ſich hinreichende Käufer ein, ſo wird es den Arbeitern nicht an Verdienſt, den Arbeitgebern nicht an Muth zu neuen Unternehmungen fehlen. An Beſtellungen bei den großen Fabrikanten iſt ſchon jezt kein Mangel, es gibt aber gar zu Viele, welche den politiſchen Zuſtänden keine Feſtigkeit zutrauen und aus Furcht vor neuen Umwandlungen lieber feiern. Die Ausſichten auf eine wenigſtens mittelmäßige Meſſe ſind überall vorhanden, weßhalb denn auch in der handeltreibenden Welt wieder einige Zuverſicht ſich zeigt

Nur der Buchhandel liegt noch immer faſt ganz darnieder, denn die eigentliche Literatur iſt leider ein Luxusartikel geworden, den Jedermann entbehren zu können glaubt. Sollte dieſer traurige Zuſtand noch lange dauern, was faſt zu befürchten iſt, dann werden viele Familien in Noth gerathen und große Kapitale gänzlich verloren gehen. Es wäre vielleicht dieſem völlig in's Stocken gerathenen Geſchäft aufzuhelfen, wenn die Verleger nur einigen Muth hätten und etwas unternähmen. Sähe das Publikum erſt, daß auch in dieſer Hinſicht das Vertrauen ſich befeſtigte, ſo würde der Trieb zu literariſchen Erzeugniſſen ſich von ſelbſt wieder einfinden. Außer einigen Taſchenbüchern, den gewöhnlichen Herbſtblüthen, iſt von literariſchen Neuigkeiten nur zu nennen die Fortſetzung der „Gegenwart," die eine Reihe intereſſanter Artikel enthält, von denen ich namentlich hervorhebe: „die preußiſchen Oſtſeeprovinzen und ihre Weltſtellung," „Bayern und ſein König Ludwig I.," „der Pariſer Straßenkampf vom Juni 1848," „Staatsdienſt und Staatsdiener" und „der Socialismus und Communismus in Frankreich;" ferner insbeſondere der prachtvollen Ausſtattung wegen ein in lateiniſcher Sprache geſchriebenes Gedicht aus dem neunten Jahrhundert, »Rhabanus Maurus de laudibus Sanctae Crucis.« Herausgeber und Verleger haben das Werk Pius IX. dedicirt, was ich ganz ſchicklich finde, indem der Inhalt eigentlich nur die Väter der katholiſchen Kirche intereſſiren kann und es mithin in der Bibliothek jedes Prälaten eine Stelle finden müßte. Auch eine neue Zeitſchrift, „deutſche Kriegerzeitung," iſt am erſten September ausgegeben worden. Sie wird von ſechs oder ſieben Offizieren unter Verantwortung des Oberlieutenant F. von Wilucki redigirt und kann, nach den Probenummern zu ſchließen, ein ſchätzenswerthes Organ für den Kriegerſtand werden.

Beſſer geſtalten ſich die Ausſichten für das Theater. Das Haus war in den letzten Wochen mehrmals überfüllt und faſt immer recht gut beſetzt, was es zumeiſt einer Menge fremder Gäſte zu verdanken hat, die größtentheils mit Beifall auftreten. Unter dieſen war auch der bekannte Komiker Neſtroy aus Wien, als Verfaſſer zahlreicher Wiener Lokalpoſſen eine deutſche Notabilität. Er trat zuerſt als Eberhard Ultra in ſeinem neuen Stück, „Freiheit in Krähwinkel," auf, das erſte dramatiſche Produkt der öſterreichiſchen Preßfreiheit. In Wien mag dieſes Stück von großer Wirkung geweſen ſeyn, da es mit vielem Geſchick, mitunter freilich auch derb und grob, den Geiſt der neuen Zeit perſiflirt; hier war der Eindruck kein nachhaltiger. Man beklatſchte die guten Witze, langweilte ſich aber an der Gedehntheit und Mattigkeit der letzten beiden Akte. Bei einer Wiederholung war das Theater nur ſchwach beſetzt. Außerdem trat Neſtroy noch in ſeinem „Unverhofft" und dem ohne Frage beſten aller ſeiner wirkſamen Stücke „Lumpaci-Vagabundus" auf. Der Schuſter „Knieriem" fand auch bei uns verdiente Anerkennung. Neſtroy ging von hier direkt nach Hamburg, wo er ſchon längſt ſehnlichſt erwartet wird. — Architekten und Baumeiſter haben in dieſem Jahr auch nur zu lange unfreiwillige Ferien, ganz aber haben Zimmerart und Maurerkelle doch nicht geruht. Neue Privathäuſer ſind im Verhältniß zu früheren Jahren, wo deren bisweilen ſiebzig bis achtzig in Angriff genommen wurden, wenig entſtanden, dafür aber hat die Stadt anſehnliche Bauten aufgeführt. So iſt z. B. der neue Gasometer auf dem Fleiſcherplatze bis auf die innere Einrichtung vollendet, ein ſehr umfangreiches dreiſtockiges Gebäude am Jakobshoſpitale zur Erweiterung dieſer Anſtalt unter Dach und Fach gebracht, und ein großer Wagenſchuppen, ganz aus Gußeiſen, wird noch in dieſen Tagen beendigt werden. Dieſer äußerſt ſolide und geſchmackvolle Bau, ein Werk der Harkortiſchen Eiſengießerei, kann eine Zierde der Stadt genannt werden, und iſt, glaub' ich, das erſte ganz aus Eiſen aufgeführte Gebäude von ſolchem Umfange in Deutſchland. Eine weſentliche Verſchönerung der innern Stadt bilden die breiten Granittrottoirs, die bereits faſt in allen Hauptſtraßen gelegt werden.

(Schluß folgt.)

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Fortſetzung.)

Jeder Zugang zum Eintrachtsplatz, wo unter einer freien, nichts weniger als geſchmackvollen Kapelle, gerade dem Obelisken gegenüber, der Trauergottesdienſt gehalten wurde, war durch Bajonette verſperrt. Wer keine Uniform trug, war von der Feierlichkeit ausgeſchloſſen. Auf der Terraſſe des Tuileriengartens und den Balkonen und Dächern der benachbarten Häuſer fanden einige tauſend wohlgekleidete Menſchen Platz. Ich habe wohl Dienſtthuende und Zuſchauer geſehen, aber keine Leidtragenden, und vollends keine Spur von einem trauernden Volke, einer tief und wahr empfundenen Nationaltrauer. Hinter dem großen abgeſchloſſenen Viereck, wo die Blouſen waren, ging es wie auf einem Jahrmarkt zu. Man trank, ſchäckerte, guckte. Der ungeheure Leichenwagen, der drei Todte trug, war in den Augen der Leute ein bloßes Schauſtück. Die Paar Schritte bis zu der Madeleine, wo die Leichen verläufig beigeſetzt wurden, gaben dem rein militäriſchen Aufzug und den wenigen Deputirten nicht einmal Gelegenheit ſich zu entfalten. Unmittelbar vor der Kirche wurden die republikaniſchen Garden bei ihrem Erſcheinen ausgepfiffen. Die einfachſte Beerdigung wäre feierlicher geweſen. Andern Tags wurde der Erzbiſchof mit großem Pomp in Notre-Dame beigeſetzt. Den proteſtantiſchen Geiſtlichen, die durch eine eigene Deputation bei dem Generalvikar ſich einen beſondern Platz im Trauerzug erbaten, wurde geantwortet, im Zuge ſelbſt könne man ihnen keine Stelle anweiſen, aber dem Geleite könne ſich Jeder anſchließen. Die gefallenen Generale fanden nach einander gleichfalls ihre Ruheſtätte. Es waren ihrer nicht weniger als ſechs: Négrier, Duvivier, Bréa, François, Bourgon, Regnault. In ſeinen blutigſten Schlachten verlor Napoleon nicht ſo viele Generalsoffiziere. Vor den Barrikaden iſt der General zu Pferd noch mehr ausgeſetzt als der gemeine Mann. Mit dem ihm eigenen organiſirenden Talent, wodurch er eine ächte Naturanlage zum Parteigänger beurkundete, hatte Duvivier die Garde mobile geſchaffen, wie er nach der Julirevolution ein ähnliches Corps in Afrika organiſirte. Regnault, der auf dem Junifelde zum General vorrückte, commandirte das acht-und-vierzigſte Regiment, das bei verſchiedenen Gelegenheiten und auch dießmal wieder durch ſeine Bravour ſich mit Ruhm bedeckt, aber auch ſehr gelitten hat. Schon dieſer ſchweren Verluſte wegen war es natürlich, daß die geleſenſten Zeitungen ſich in ausführlichen Artikeln mit dem zweckmäßigſten Angriffsſyſtem gegen die Barrikaden und deren traurige Eventualitäten beſchäftigten. Der erheblichſte Punkt wird immer der ſeyn, daß die engen Quartiere mit ihren winkeligen Gäßchen mehr und mehr verſchwinden. Breite und helle Straßen laſſen ſich ſchon ſchwerer verbarrikadiren und leichter ſtürmen; überdieß haben die Arbeiter in geſunden, luftigen Quartieren weit weniger Trieb und Veranlaſſung zum verzweifelten Straßenkampf.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 43. und Monatsregiſter September.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die letzte Nacht der Girondisten. 210.
Freiheitsgebet. 211.
Deutsche Lieder. Von E. Brauer. 217.
Ein Traum. Von J. Krais. 220.
An Ludwig Uhland. Von J. Krais. 223.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Streifzüge durch Berlin. 210. 211. 212. — 217. 218.
Aus der Reichsversammlung. 211—216.
Die Revolution in Italien und die Jesuiten in Piemont. 213—216.
Krisen in der Entwicklung des deutschen Volks. 219.
Italienisches Leben und Zustände. 1847—48. 221. 222. — 224. 225. 226. 227. — 232. 233. 234. 235.
Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion. 218—221.
Aus dem bayerischen Oberlande. 222—225.
Von Frankfurt nach Jütland. 226—231.
Schilderungen aus der Oberlausitz. 228—234.
Bilder aus dem Freischaarenzug in Schleswig-Holstein. 235.

Korrespondenz.

Leipzig. 210. 211. 212. 213. — 233. 234. 235. — Paris. 213. 214. 215. — 222. 223. 224. — 225. 226. 227. 228. 229. — 231. 232. 233. 234. 235. — Hamburg. 216. 217. 218. — Frankfurt a. M. 216. 217. — 230. — Berlin. 219. 220. 221. — Schleswig-Holstein. 221. 222. — London. 223. 224. 225. 226. — Dresden. 227. — Aus Thüringen. 227. 228. 229. — 231.

Literaturblatt.

Nro. 62.

Zeitgeschichte. 1) Die polnische Erhebung und die deutsche Gegenbewegung in Posen im Frühjahr 1848. Eine Denkschrift mit Aktenstücken der deutschen Nationalversammlung übergeben von Dr. R. Hepke. — 2) Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit. — Erzählungen. 1) Neue Geschichten aus dem Böhmer Walde. Erzählt von Joseph Rank. — 2) Weißdornblüthen aus dem Böhmer Wälder- und Wiener Volksleben von Demselben. — Mährchen. Mährchen aus dem Weichselthale. Von Friedrich Uhl. Mit Federzeichnungen von A. Kaiser, M. v. Strzegocki und M. v. Zichy.

Nro. 63.

Biographie. Aus Karls von Nostitz, weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und später russischen Generallieutenants, Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. — Dichtkunst. Victor. Von Titus Ullrich.

Nro. 64.

Altdeutsche Dichtkunst. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. In vier Büchern nach der Lachmann'schen Ausgabe des Textes vollständig übersetzt und erläutert von Friedrich Koch. — Dramatische Dichtkunst. Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Henry Taylor. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolf Heimann.

Nro. 65.

Schriften über Ungarn und die Donaufürstenthümer. 1) Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn, seit 1790. Von A. de Gerando. — 2) Die Türken sind noch nicht verloren! Ueber die Gährungen in den Donaufürstenthümern. Von H. D. — Seelenlehre. Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart, von Dr. K. W. Ideler. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von August von Platen.

Nro. 66.

Geschichte. Choiseul und seine Zeit von Kurd von Schlözer. — Nationalökonomie. Das Lottospiel und die Spielbanken. Eine statistische Betrachtung.

Nro. 67.

Volksschulwesen. Die Neugestaltung der Volksschule. Von J. Gottfried Rau, Pfarrer in Rietenau. — Geschichte. Geschichte der Reformation des 16ten Jahrhunderts von J. H. Merle d'Aubigné. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Martin Runkel. — Novelle. Una. Novelle von ***.

Nro. 68.

Reisen. Reise zu Lande um die Welt in den Jahren 1841 und 1842. Von Georg Simpson, Obergouverneur des Gebiets der Hudsonsbai-Gesellschaft in Nordamerika. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. — Schriften über Ungarn und die Donaufürstenthümer. 3) Die politische Stellung der Roumainen (Moldo-Walachen) gegenüber der Türkei. Nach dem Französischen von A. C. Golescu, Mitglied der provisorischen Regierung der Walachei. Deutsch von Eduard Wolf. — Dichtkunst. Mahomet und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Von G. Fr. Daumer.

Nro. 69.

Keltisch-germanische Literatur. Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage von San-Marte (A. Schulz). — Nationalökonomie. Die Gefährdung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Interessen durch socialistische und communistische Verirrungen. Von Marschall Bugeaud, Herzog von Isly.

Kunstblatt.

Nro. 44.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Technisches für Kupfer- und Stahlstecher. Die Grundirrollen des englischen Landschaftstechers W. Cooke, gefertigt von Instrumentenmacher Mahr in Darmstadt. — Akademien und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 45.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Bemerkungen. — Bauwerke.

Nro. 46.

Die Glasfenster für den Kölner Dom, ein Geschenk des Königs Ludwig I. von Bayern. — Der Maler Eduard Hildebrandt. — Malerei. — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Literatur.

Nro. 47.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Das angebliche Bildniß Raffaels bei Herrn Dennistoun. An Dr. Ernst Förster. — Persönliches. — Kunstverkauf.

Nro. 48.

Die Kirche zu Buresfelde. — Kunstliteratur. I Freschi della Villa Magliana inventati da Raffaelle Sanzio d'Urbino, incisi sui lucidi et editi da Lodovico Gruner con descrizione della villa di Ernesto Platner. — Randzeichnung. Dem deutschen Volke, seinen Fürsten und Regierungen, von Otto Speckter gez. und lith., gedruckt von Speckter und Comp. — Bemerkungen. — Kunstverkauf. — Ausstellungen.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 236. Montag den 2. Oktober 1848.

— Done like Frenchmen: turn, and turn again!
Shakespeare.

Lamartine und Thiers.

Jezt ſage man noch, die Perſonenfrage ſey in Frankreich abgethan und fortan handle es ſich einzig um Grundſätze! Erſt der Mann und dann der Glaube: ſo war's zur Zeit des idylliſchen Doktrinarismus, und ſo wird's auch bleiben, mag der Säbel oder der Scepter regieren. So lange die Trommeln wirbelten und die Kugeln flogen, ſaßen die Volksvertreter wie Brüder einmüthig zuſammen im Tempel der Volksſouveränität; ſelbſt der am tiefſten gewurzelte Parteihaß ſchien vergeſſen zu ſeyn. Allein kaum drei Tage waren vergangen, ſo fing der alte Sauerteig wieder zu gähren an. Anſtatt, wozu die Gelegenheit gar nicht günſtiger hätte ſeyn können, den wahrhaft kindiſchen Gegenſatz zwiſchen „dießjährigen" und „vorjährigen" Republikanern ungeſäumt fallen zu laſſen, erhielten allein die Generale eine Freikarte, ihren politiſchen Taufſchein in der Taſche zu behalten, wogegen für alle diejenigen, die keine Epauletten trugen, der bisherige Standesunterſchied nicht bloß ſtreng beibehalten, ſondern ſogar um einige Rubriken vermehrt wurde. Von den „vorjährigen" Republikanern werden die „vorvorjährigen," und von dieſen die „vorſündfluthlichen" genau unterſchieden, und mit den „dießjährigen" dürfen die „Spätlinge" und vollends gar die „aftergebornen" nicht verwechſelt werden.

Wenn die Franzoſen in demſelben Verhältniß wie bisher ihre umgeſtürzten Würden wieder aufrichten, ſo finden ſie am Ende auch Zeug zu einem neuen Thron. Sind ſie doch die unglücklichſten Menſchen, ſobald ſie ihre militäriſchen Uniformen, Staats- und andern Fräcke nicht bei ſchicklichen Gelegenheiten vorzeigen können. Im Quartier St. Germain, mitten unter den hochadeligen Wohnungen der Straße Varennes, beſaß die Schweſter des Erkönigs einen Palaſt, in deſſen Park hundertjährige Bäume ihren Schatten werfen. Dort hat ſich Cavaignac häuslich eingerichtet und ſeine Mutter, die Wittwe eines Conventsmitglieds, macht die Honneurs, bis die Braut des bald fünfzigjährigen Generals, die Tochter eines Gasdirektors, daſelbſt als Herrin einzieht. Neulich hatte der Präſident ſeinen erſten Empfangstag. In ſchwarzer Kleidung, geſtüzt auf den Kamin, ließ er Stundenlang Beamte, Militärs, Nationalgarden in einer wahren Proceſſion an ſich vorüberziehen. Von der Gartenſeite traten die Gäſte ein und zogen nach der Straße zu wieder ab, um ein Stündchen auf ihren Wagen zu warten.

Wie muß den Pariſer Bourgeois das Herz im Leibe gelacht haben, daß ſie wieder Zutritt zu einem fürſtlichen Salon erhielten, in demſelben Augenblick, wo der Marſtall der Herzogin von Orleans zu Spottpreiſen verkauft wurde, ſelbſt den Wagen nicht ausgenommen, aus dem der Herzog den unglücklichen Sprung that, in Folge deſſen ſein Lebensfaden riß! Die Herzogin ſelbſt ließ den Wagen ankaufen und verbrennen, ſo daß nicht einmal ein republikaniſcher Dandy ſeine faulen Glieder darin ſtrecken kann. — Verfaſſungen laſſen ſich leichter ändern als die Sitten, und Thiers hat bereits einen Fuß im Bügel. Mich wundert's im mindeſten nicht, wenn der Schlaukopf ſich abermals in den Sattel ſchwingt, obwohl ſich mein innerſtes Gefühl bei dem Gedanken daran empört. Wann haben die Franzoſen nicht zu den Schelmenſtücken getanzt, die man ihnen vorpfiff! Mit ſeinem glattgekämmten grauen

Köpfchen ſizt Thiers in der Kammer mitten unter ſeinen Adjutanten und trägt einen Sieg nach dem andern davon, ohne den Mund aufzuthun. Zuerſt machte er ſich in den Büreaux und Commiſſionen laut. Seine erſtaunliche Vertrautheit mit den Geſchäften ließ ihn ſogleich als einen gefährlichen Mann erſcheinen. Alles lauſchte ſeiner gewandten Rede, und Schlag um Schlag warf er eine Maßregel der proviſoriſchen Regierung nach der andern zu Boden. Ohne ſie zu nennen, ging er als Sieger über den Leib ſeiner Gegner hinweg, bis er Gelegenheit fand, in offener Sitzung mit dem Socialismus eine Lanze zu brechen. Wahrlich, es bedurfte keines großen Talents, um Proudhon's Vorſchlag, der auf offene Beraubung der Beſitzenden und gewaltſamen Bruch der Verträge hinauslief, als einen Hohn gegen die ewige Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft zu brandmarken! Gegen einen ſolchen Ritter waren die Sporen leicht zu verdienen. In andern Staaten und unter andern Umſtänden wäre jede geſetzgebende Verſammlung einfach zur Tagesordnung übergegangen, und das Finanzcomité ſelbſt theilte dieſe Anſicht. Allein damit mochte es Jedermann, nur Herrn Thiers nicht gedient ſeyn. Er ruhte nicht, bis Proudhon, was ſich durchaus von ſelbſt verſtand, einräumte, ſein Vorſchlag bezwecke die Aufhebung des Eigenthums, das, wie auch das Chriſtenthum, in kürzerer oder längerer Zeit aus der Weltordnung verſchwinden müſſe. Kaum hatte der Inquirent dieſe Aeußerung unter den Händen, ſo erhob der Conſtitutionnel ein Zetergeſchrei: Frankreich war durch Herrn Thiers gerettet, das furchtbare Geheimniß entdeckt. Man hätte meinen ſollen, das ganze Land ſey unterminirt; die Alarmirten hielten ihre Rockſchöße feſt, damit der furchtbare Räuber Proudhon ſie ihnen nicht abſchneide. Dieſem hätte man jedenfalls dafür Dank wiſſen ſollen, daß er bloß ein Drittel forderte, während die Communiſten ſogar die Hälfte haben wollen. Das Eiſen war warm und Thiers ſchmiedete es auf der Tribüne der Nationalverſammlung. Mit der geſchmeidigſten Schlangenliſt, die einem Indianer in den Urwäldern Amerikas nicht weniger Ehre gemacht hätte als einem diplomatiſchen Protokoll Talleyrands, ſchlang der Berichterſtatter ſeine Polypenarme — etwa um Proudhon? bewahre! um den Socialismus, dieſe Vogelſcheuche der Bourgeoiſie; und ſiehe da, der Ritter Georg erſchlug das Ungethüm, die „Heroſtrate," die ſich als lauter „Galileis" geberden, unter dem Zujauchzen der Kammer und zu nicht geringer Beruhigung der Pfahlbürger. Den Armen war ein centnerſchwerer Alp von der Bruſt genommen: die Börſenmäckler konnten wieder aufathmen.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſetzung.)

Zufolge dieſer Botſchaft durften wir nunmehr hoffen, unſern Marſch fortſetzen zu können, zumal da allem Anſchein nach das vorhin gehörte Gewehrfeuer nur von einem Gefecht zwiſchen den beiden Poſtenlinien, wie es ſich ſpäter auch erwies, hergerührt hatte. Aber es war die größte Vorſicht nöthig; unſer Aller Leben hing davon ab. Bei Todesſtrafe durfte kein Wort geſprochen, jedes Geräuſch ſollte ſorgfältig vermieden werden, und um unſere Schritte unhörbar zu machen, wurden drei Bauerwagen beordert, fortwährend hinter unſerem Zug herzufahren.

So marſchirte denn die kleine Kolonne dahin in der düſtern Nacht. Schwere Regenwolken jagten am Himmel und verhüllten die bleiche Mondſichel, die nur von Zeit zu Zeit einen blaſſen Schimmer herabwarf, im Winde rauſchten die hohen, noch unbelaubten Sträucher der Knicke längs des Weges; ſonſt kein Laut, als das monotone Geraſſel der Wagen und der Takt unſerer Tritte. Manchmal war es, als würde ein Anruf hörbar, aber es war die Täuſchung der Erwartung oder der Schrei einer aus dem Neſt aufgeſcheuchten Krähe. Das Terrain erwies ſich uns höchſt günſtig, die Knicke verbargen allenthalben unſern Zug, und überdieß marſchirten wir in den Gräben längs des Weges, Einer hinter dem Andern, in langer Reihe, wie eine Indianerhorde auf dem Kriegspfad, da wo die Gegend offen war, gebückt und faſt kriechend und jede Gunſt des Bodens umſichtig benutzend. Dieſe Gangart war aber außerordentlich anſtrengend; die meiſten unter uns hatten außerdem ſeit zwei Nächten kein Auge zugethan, die Tage unter Strapazen aller Art hingebracht, und es überfiel uns Alle demnach eine Ermüdung, welcher wir kaum Herr zu werden vermochten. Da haben wir denn gelernt, daß man auch gehend ſchlafen, ja ſogar träumen kann. Der Wache mußte oft lächeln, wenn ſein Nebenmann, unſicher mit geſchloſſenen Augen ſchreitend, plötzlich Halt machte und mit dem leiſen Rufe Werda! an's Gewehr griff und erwachte. Dieſer lethargiſche Zuſtand überkam allmählig Alle, je endloſer der Marſch ſich dehnte. Es war nicht die mindeſte Raſt vergönnt, und ſelbſt die Branntweinflaſche half dagegen nicht, ſondern machte das Uebel nur ärger.

Endlich, endlich graute der Tag, und ſein erſtes Helldunkel zeigte uns die Strohdächer eines weitläuftigen Dorfes. Unſer Hauptſpion hatte daſſelbe ſchon durchkundſchaftet, und mit geſpanntem Hahn rückten

wir ein. Die Dänen hatten es etwa vor einer Stunde verlaſſen, aber kein Nachzügler, ja kein menſchliches Weſen war ſichtbar, und ungefährdet paſſirten wir es. Ohne Unterbrechung dauerte der forcirte Marſch noch eine halbe Stunde, bis Rögen. Hier, im Herrenhauſe des Parkes, das uns gaſtlich aufnahm, ward uns eine kurze Raſt vergönnt und ein heißer Kaffee geboten, der aber die ſchlaftrunkenen Augen nicht offen zu halten vermochte. In der ſeltſamſten maleriſchen Gruppirung lagen, ſaßen, lehnten die Freiſchärler durcheinander in den Zimmern und ſtahlen einige Minuten der Ruhe. Aber ſchon ſcharrten draußen die Roſſe vor den Wagen, die, Tags zuvor beſtellt und von den braven Bauern bereit gehalten, dazu beſtimmt waren, die Müden auf das Schnellſte weiter zu bringen. Aufgeſeſſen! lautete das Commandowort, und nach einigen Augenblicken allgemeiner Verwirrung lagen wir in den Wagen zuſammengepackt wie Häringe in der Tonne, und dahin brauſten die tüchtigen Pferde, daß „Kies und Funken ſtoben.“

Das war eine Fahrt! Wie das wilde Heer ſausten wir durch Dörfer und Felder, immer im Galopp. Dort flog ein Hut, eine Mütze, einerlei! Hier krachte die Achſe, brach das Wagengeſtell — einerlei! vorwärts die andern! Helft euch, ihr Verunglückten, ſo gut ihr könnt! Und das war auch leicht: aus dem nächſten Bauernhofe ward ein Wagen herausgezogen, die abgehängten Pferde davor geſpannt und nun, um die Vorausfliegenden einzuholen, nachgejagt, in blinder, raſender Eile. Unſern Fuhrleuten war es ſelbſt darum zu thun; ſie wußten wohl, wie nahe der Feind ſey, und mancher rothe Gatterthorpfoſten iſt im Dämmerlichte jenes Morgens für eine Dänenjacke gehalten worden.

Gegen vier Uhr früh erreichten wir endlich das nächſte Ziel der abenteuerlichen Heerfahrt, das Gut Stubbe, Beſitzthum des Herrn Hagemann. Dieſer edle Patriot hatte zu unſerem Empfang große Anſtalten getroffen, ein reiches Mahl lud uns ein, köſtlicher Wein floß zur Genüge, und wenn es einer Hausfrau Freude iſt, ihre Gäſte weiblich zugreifen zu ſehen, ſo muß die freundliche Gemahlin des Gutsherrn an uns große Freude gehabt haben. Wie durch einen Zauberſchlag waren wir aus Noth und Gefahr in den liebenswürdigen Kreis der anſprechendſten Häuslichkeit verſetzt; ſchöne Frauen begrüßten uns, liebe Kinder gaben uns zutraulich die Händchen, wir vergaßen faſt den Krieg und unſere Aufgabe. Dieſe wurde uns jetzt erſt durch die Auseinanderſetzung unſeres Führers klar. Wir hatten einen höchſt gefährlichen Marſch zurückgelegt, der in ſeiner Art ein wahres Meiſterſtück genannt werden konnte. Ohne es zu wiſſen — nur Wenige hatte man in das Strategem eingeweiht — waren wir mitten durch das däniſche Lager gegangen, welches an ſiebentauſend Mann ſtark war, oft keine hundert Schritte von den Wachtpoſten entfernt, die ſämmtlich geſchlafen haben müſſen. Ein unglücklicher Zufall, das Losgehen eines Gewehres, hätte uns Alle in's Verderben gebracht; wir hätten weder fliehen noch der Uebermacht die Spitze bieten können.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Briefe über die Pariſer Revolution.

(Schluß.)

Von Wichtigkeit wäre es, vorkommenden Falles das Beiſpiel der Inſurgenten nachzuahmen und, ſtatt auf offener Straße unter einem Kugelregen, durch die Verbindungsmauern der Häuſer ſich Bahn zu brechen, die Pompiers, mit Handgranaten verſehen, den Weg über die Dächer nehmen zu laſſen, und die Menſchen mehr, die Häuſer weniger zu ſchonen. Dadurch, daß ſie keine Artillerie beſitzen, befinden ſich die Aufrührer bedeutend im Nachtheil, ſobald das Militär von dieſer Waffe gehörigen Gebrauch zu machen verſteht. Dieß iſt freilich nicht die ſtarke Seite der franzöſiſchen Armee. Die Wirkung einer gut bedienten Artillerie müßte um ſo entſcheidender ſeyn, wenn die des Schutzes bedürftigſten Punkte, wie das Stadthaus, die Börſe, die Nationalverſammlung, das Palais-National, einige Brücken raſch befeſtigt und gegen einen Handſtreich ſicher geſtellt werden könnten. Dazu käme eine den Bedürfniſſen entſprechende Vertheilung und Anlegung der Kaſernen, die als halbe Forts einzurichten und in einen ringsum freien Mittelpunkt offener Straßen

zu ſetzen wären. Was endlich den Dienſt der Nationalgarde betrifft, ſo will es mich bedünken, daß bei einem blutigen Zuſammentreffen zwiſchen einem erſten und zweiten Aufgebot unterſchieden werden ſollte. Junge, unverheirathete Männer befänden ſich offenbar in einer ganz andern Lage, als Familienväter, und könnten ſelbſtverſtändlich einen gefährlichen Soldatenpoſten weit eher einnehmen als dieſe. — Weil es an ſichern Anhaltspunkten fehlte, waren mehrere Legionen der Nationalgarde mit dem beſten Willen außer Stand, ihre Quartiere zu ſchützen. Man hat ſie entwaffnet und überhaupt Jedem die Waffen abgenommen, der ſich verdächtig oder unentſchloſſen vernahm. Die ganze Einrichtung der Bürgerbewaffnung iſt für die Hauptſtadt ſo gut als aufgehoben. Der erſten und zehnten Legion gebührt der Ruhm, von den beiden Weſtenden der Stadt den Aufruhr abgehalten zu haben. Von der Gegend des Montmartre aus machten die Inſurgenten mehrere angeſtrengte Verſuche, gegen die untere Seine vorzudringen und der Nationalverſammlung nahe zu kommen, und im Quartier St. Germain ſelbſt fehlte es nicht an ähnlichen Gelüſten. Hin und wieder wurde das Straßenpflaſter aufgeriſſen.

Seitdem der 14. Juli ungeſtört vorüberging, iſt es nicht mehr wahrſcheinlich, daß die frühern Scenen ſich erneuern. Zur Erinnerung an die Eroberung der Baſtille im Jahr 1789 und das im folgenden Jahr auf dem Marsfeld gefeierte Föderationsfeſt wollte die rothe Republik ihr Fünfſousfeſt an dieſem Tage abhalten. Den Meiſten iſt die Luſt dazu vergangen: die auf den Subſcriptionsliſten verzeichneten Theilnehmer müßte man in den Gefängniſſen oder auf den Kirchhöfen zuſammenſuchen. — Zum erſtenmal ſeit dem Februar iſt das Regieren leicht gemacht. Die neuen Miniſter, in Uebereinſtimmung mit der Majorität der Kammer, ziehen Faden um Faden das Penelopegewebe der abgetretenen Regierung auf. Da iſt auch gar nichts, was vor einer beſonnenen Kritik Stand hielte. Alle finanziellen Maßregeln erweiſen ſich als unbrauchbar und eine nach der andern wird abgeſchafft. — Ueber die frühere Verwaltung iſt überhaupt ein ſchweres Gericht ergangen. Es war erbärmliche Flickarbeit. Deſſen ungeachtet iſt es kläglich, daß die Kläffer nunmehr unbarmherzig über Lamartine herfallen. Lamartine iſt kein Geſchäftsmann, aber er hat ein großes, frei und menſchlich ſchlagendes Herz. Sein Herz hat ihn hintergangen, indem es mit dem Verſtande davonlief. Er wollte Frankreich in der Idee einer brüderlichen Republik vereinigen, ohne zu bedenken, daß die Union, die nicht aus der Einheit der Ueberzeugungen und Grundſätze ſtammt, in Zwietracht ausarten muß. — „Bettler werden Fürſtenbrüder!“ — ſo träumte Lamartine, der Staatsmann. Sollen ihn darum diejenigen richten und verdammen dürfen, deren vertrocknete Stockfiſchſeele alle Weisheit aus ihrem kleinen Gehirn herauspumpen möchte? Das größte, wo nicht einzige Unglück für Lamartine war es, daß ihm ſo überaus unbrauchbare Menſchen mit zuſammengeſchnürtem Herzen und engem Verſtande zur Seite ſtanden. Seine Koalition mit dieſen war ſein Untergang. Daß er von Ledru-Rollin nicht laſſen wollte, war in Talleyrands Sprache mehr als ein Verbrechen, es war ein Fehler. Oder wenn man lieber will, ſo werden in Revolutionen Fehler des Herzens zu Verbrechen der Vernunft.

Leipzig, September.

(Schluß.)

Höllenmaſchinen. — Schauturnen. — Witterung

Mit dem Worte „Reaktion“ kann man heutzutage die Leute eben ſo ſehr erſchrecken, wie früher mit dem Worte „Demagog.“ Es gibt Menſchen, die überall Reaktion wittern, in der Luft, im Waſſer, auf und unter der Erde; es ſind wahre Reaktionsfühler. Solche Leute greifen natürlich Alles auf, um über Reaktion ſchreien zu können. Das Widerſinnigſte wird geglaubt, durch die Preſſe verbreitet, dem Publikum als furchtbar drohendes Reaktionsgeſpenſt vorgehalten. Erſt vor einigen Tagen kam ſolch ein Fall hier vor, wobei ſich freilich die Partei der Reaktionsſchnüffler großartig lächerlich gemacht hat. Denken Sie, es ſollte in Leipzig direkt aus Paris eine nagelneue Sorte „Höllenmaſchinen“ hier angekommen ſeyn, bei den Herren Schleiter und Apel und Brunner lagern und bei dem nächſten Auflaufe in Anwendung gebracht werden, um das Volk mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Höllenmaſchinen wurden in einem hieſigen Blatte beſchrieben als Handpatronen, mit Schwefel, Pech und Kugeln gefüllt, die unter die Maſſen geworfen durch eine beſondere Vorrichtung ſich ſelbſt entzünden und überall hin Tod und Verderben verbreiten ſollten. So fabelhaft die Geſchichte klang, ſo willkommen war ſie den Reaktionsſchnüfflern. Der demokratiſche Verein machte die Angelegenheit zur ſeinigen, verlangte Hausſuchung bei den bezeichneten Kaufleuten und drohte, da man von Polizeiwegen nicht darauf eingehen mochte, dieſe Hausſuchung auf eigene Fauſt vorzunehmen. Wurde das Letztere verſucht, ſo hatten wir den ſchönſten Straßentumult, möglicherweiſe auch Blutvergießen einer puren Seifenblaſe wegen. Man hielt Berathungen über Berathungen, citirte die Chefs der betreffenden Häuſer und examinirte hin und her, bis es ſich ergab, daß die gefürchteten Höllenmaſchinen, womit das Volk vernichtet werden ſollte, ſchon ſeit Jahren auf dem Lager liegende Zündnadelpatronen waren, von denen ein Markthelfer ein paar einem Dritten gezeigt und dabei ſcherzweiſe geäußert hatte, das ſeyen kleine Höllenmaſchinen, womit man alle Tumultuanten zu Paaren treiben könne.

Am vergangenen Sonntag beging der hieſige Turnverein ſein Stiftungsfeſt. Ein allgemeines Schauturnen auf dem ſtädtiſchen Turnplatze eröffnete die Feierlichkeit, wobei ſich faſt alle hieſigen Vorturner durch ſtaunenerregende Körpergewandtheit auszeichneten. Am Schluſſe dieſer vom zahlreich verſammelten Publikum mit lautem Beifall aufgenommenen Uebungen ſprach einer der Vorturner zur Verſammlung von der originellſten Rednerbühne, die wohl jemals ein Redner betreten hat, nämlich von einer aus Turnern gebildeten Pyramide, deſſen Spitze der Sprecher verſtellte. Ein Hoch auf die Turnerei endigte die Feierlichkeit. Sämmtliche anweſende Turner, etwa 800 an der Zahl, zogen, begleitet vom Turnrath und den Feſtordnern, mit klingendem Spiel durch die Hauptſtraßen der Stadt nach dem vor dem Zeitzer Thore gelegenen Tivoli, wo ein heiteres Mahl eingenommen wurde, dem Abends ein Ball folgte.

Von der Cholera ſind wir bisher glücklicherweiſe verſchont geblieben, obſchon der häufige Witterungswechſel, der ſchnelle Uebergang von drückender Hitze zu empfindlicher Kälte der Geſundheit im Allgemeinen nicht förderlich war. Auf die vegetabiliſche Welt äußert dieſe Witterung eine eigenthümliche Wirkung, indem viele Bäume, namentlich Roßkaſtanien, von Neuem Blätter und Blüthen treiben und ſo nahe dem Herbſt uns nochmals in den Frühling zurückverſetzen. Bei alledem ſieht es ganz herbſtlich aus. Die Felder ſind ſchon ſeit einem Monate leer, da die Ernte heuer bedeutend früher als in andern Jahren beendigt ward, die Wieſen ſind kahl, die Bäume zum Theil ſchon entlaubt. Witterungskundige fürchten einen frühzeitigen Winter. Möchte bis dahin das viele Elend gemildert werden, das auf ſo vielen Tauſenden laſtet, damit die politiſchen Uebelſtände durch hinzukommende ſociale nicht gar zu unerträglich werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 237. Dienſtag den 3. Oktober 1848.

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Theodor Körner.

Wie ſie jauchzen! — daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felde
Schiller.

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſetzung.)

Ein ſolches Wageſtück war aber nöthig, weil unſere kleine Abtheilung dazu beſtimmt war, den übrigen Freicorps, welche im Lauf des Tages auf andern Wegen nachfolgen ſollten, den Uebergang über die Schley mit dem geringſten Zeitverluſt möglich zu machen; zugleich aber hatten wir den Auftrag, das Land Angeln zu durchziehen, den Landſturm zu den Waffen zu rufen und dadurch dem Feind eine furchtbare Macht in den Rücken zu werfen. Lange Raſt war uns daher nicht vergönnt; nach einer Stunde waren wir wieder marſchfertig und ſchritten zum nahen Ufer der Schley.

Die Schley iſt ein langer, ſchmaler Meerbuſen, welcher ſich von Schleymünde an ſüdweſtlich bis zur Stadt Schleswig etwa ſechs Meilen weit in's Binnenland herein erſtreckt. Viele Schiffer und Fiſcher wohnen an ſeinen Ufern; eine Menge derſelben, vom Grafen Luckner, dem Führer des Landſturms, der in Stubbe zu uns geſtoßen, aufgerufen, waren mit ihren Böten von Arnis, Cappeln, Sieſebye gekommen, ſo daß mit Leichtigkeit 2000 Mann auf einmal übergeſetzt werden konnten. Für unſere Schaar genügten drei große Kähne, und bald ſchwammen wir mitten in den vom Nordweſt hoch emporgejagten Wellen. Der grau umzogene Himmel ſandte uns einen feinen Sprühregen und ein Nebelſchleier verhüllte die ferneren Ufer. Drüben bei Stubbe wehten zum Abſchied weiße Tücher, ſtanden Hunderte von Fiſchern und Landleuten und ſchauten den fremden Waghälſen nach, während kleine Kielbote dahin, dorthin an uns vorbei, mit den kreiſchenden Möven um die Wette ſchoſſen, um die Kunde unſerer Ankunft in Freundesland zu verbreiten. Bei Lindau ſtiegen wir nach kurzer Fahrt an's Land; ein raſcher Marſch mußte die durchfroſteten Glieder wieder gelenk machen. Derſelbe führte uns vorerſt nach dem großen Dorfe Süderbrarup, woſelbſt wieder Halt gemacht wurde.

Wir gewahrten hier zum erſtenmal, daß wir uns im Garten Schleswigs, im reichen Angelnlande befanden. Wohlſtand, ja Reichthum blickte allenthalben aus den erſtaunten Gruppen der neugierigen Landleute, aus den ſtattlichen altſächſiſchen Häuſern, aus Gärten und Feldern. Und wir erhielten deſſen noch beſſere Beweiſe: von allen Seiten, aus allen Gehöften brachten ſchmucke Dirnen eine Fülle köſtlicher Speiſen und Getränke, welche ſelbſt einer Freiſchaar zu bewältigen ſchwer ward. Freudig prieſen wir ſolchen Empfang, der uns eine Bürgſchaft mehr für die Erreichung unſerer nächſten Zwecke zu ſeyn ſchien. Aber wir täuſchten uns. Als wir darauf die Dörfer durchzogen, laut und kräftig das „Schleswig Holſtein meerumſchlungen" ſingend, als wir begeiſterte Reden an die vor ihren Thüren zuſammengetretenen Bauern richteten, in welchen wir ſie aufforderten, ſich bewaffnet mit Senſen, Gabeln, Büchſen, zu erheben wie Ein Mann zur Vertreibung des alten Erbfeindes, da nickten ſie uns zwar beifällig zu, aber kein Einziger machte Miene dem Aufruf Folge zu leiſten.

Das war ein ſtarker Beleg für die Theilnahmloſigkeit des Bauernſtandes, ſelbſt wenn es gilt ſeine heiligſten Intereſſen zu verfechten; ein Fingerzeig, daß

der Enthuſiasmus für die Sache der Herzogthümer im Volke derſelben weit weniger Wurzel geſchlagen hat, als man geneigt iſt anzunehmen. Und doch iſt es zu viel, wenn man den Angler Landleuten vaterländiſche Geſinnung abſprechen will. Sie lieben ihr Vaterland, ſie wollen Deutſche ſeyn und bleiben, aber ſie lieben auch das Beſtehende, und die Furcht vor materiellen Verluſten iſt mächtiger in ihnen als jede Regung des Patriotismus. Dazu kommt noch die angeborene Abneigung gegen das Soldatenhandwerk. Genug, dort wie allerwärts will der Bauer lieber alle möglichen Laſten eines Krieges tragen, als ſelber darin thätig ſeyn, ſelbſt wenn ihm die Möglichkeit in Ausſicht geſtellt iſt, daß durch ſeine Erhebung derſelbe zu raſchem Ende gefördert werde. Natürlich iſt hier nur von der Allgemeinheit die Rede; rühmliche Ausnahmen haben wir genug erlebt.

Unſer Zug hatte alſo in einer Hinſicht ſeinen Zweck ganz verfehlt: es gelang uns nicht, einen bewaffneten Landſturm zu organiſiren. Hier und da nur holte ein Bauer eine alte Büchſe oder Muskete hervor und ſtand damit als Wachtpoſten vor ſeinem Gehöft, aber Keiner war zu bereden, mitzuziehen. Einigermaßen gedemüthigt, marſchirten wir wieder zurück nach dem Kirchſpiel Boren. Hier ſollten wir die Nachricht von dem Uebergang der ſämmtlichen Freicorps erwarten und ſodann mit den Glocken des Kirchthurms das Zeichen für's ganze Land geben, daß der Tag der Entſcheidung gekommen ſey. Die Kirche mit dem Pfarrhaus liegt, umhegt vom Friedhof, auf einem Hügel, der eine weite Fernſicht verſtattet. Hier, zwiſchen den mit Flittergold und vergüldten Blumen geſchmückten Kreuzen lagerten wir uns, und das Kopfkiſſen manches müden Schläfers war die Stätte, wo Einer im allertiefſten Schlafe ruhte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, dieſe Lagerſtatt fremder Krieger inmitten der Gräber. Die Sonntagsfrühe, der wolkenumdüſterte Himmel, die Stille ringsumher erhöhten den Eindruck des Bildes. Und ſo ſtarrten auch Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, die rings aus der Nachbarſchaft herbeigekommen waren, ſtumm und ſeltſam ergriffen über die niedere Kirchhofsmauer nach den ruhig Schlummernden, von welchen vielleicht Mancher bald auf dem Raſen lag und aus klaffender Wunde ihn mit „blutigen Röslein“ färbte.

Lange, lange dauerte unſere Hochwacht über den Gräbern; ſchon war der Zeitpunkt vorbei, wo der Uebergang hätte ſtattfinden ſollen, und es begannen unheimliche Ahnungen wach zu werden, welche dadurch noch verſtärkt wurden, daß von den am geſtrigen Abend ausgeſandten Kundſchaftern noch zwei fehlten. Die Ungeduld wuchs von Minute zu Minute, ſelbſt die Müdeſten rafften ſich auf und lauſchten in die Ferne. Horch! Nein, es war ein Windſtoß — Jezt, jezt ein Kanonenſchuß! — Aber ſtille! es müſſen drei ſeyn — noch einer — der dritte — Hurrah! Allgemeine ſtürmiſche Erhebung; der Hauptmann ſprengt daher, gefolgt von einem der ausgeſandten Spione. Zu den Glocken, zu den Glocken! Da trat der alte Paſtor, eine ehrwürdige, immer noch ſtattliche Geſtalt, hervor aus der Mitte ſeiner Pfarrkinder, welche ſich um ihn gedrängt hatten, wie die Heerde um das Schirmdach der hundertjährigen Eiche, wenn der Sturm über die Felder raſt. Mit einem Blick zum Himmel nahm er ſein ſchwarzes Sammtkäppchen von dem ſchneeweißen Haupte und ſprach ein ſtilles Gebet, dann übergab er die Schlüſſel der Kirche dem drängenden Führer unſerer Schaar. Aber er legte zugleich feierliche Verwahrung ein gegen alle entſtehenden böſen Folgen; auf unſer Haupt, nicht auf ſeine Gemeinde ſollten ſie fallen. Wir ließen uns das gerne gefallen und dankten dem geiſtlichen Herrn für ſeine Bemühung. — Da begann der erſte Ton der Glocken durch die Lüfte zu zittern; erſt leis und abgebrochen, ſchwollen allmählig die ehernen Klänge zur lauteſten Muſik, und wie Hymnen der Freiheit brauſten ihre Wogen dahin über das Land. Es war ein großer, erhabener Moment, ein Oſterſonntag, wie noch ſelten einer gefeiert worden iſt, der Oſterſonntag eines Volkes, das die Knechtſchaft abſchütteln will. Und als habe der Glockenruf die Wolken geſpalten, zerriß auf einmal der dunkle Himmelsvorhang und aus lachender Bläue ſtrahlte die Sonne herab in unbeſchreiblicher Glorie. Da ward uns das Herz weit und voll und wir nahmen es als ein glückverheißendes Zeichen. Der helle Schein erſchloß uns eine entzückende Rundſchau: auf viele Meilen ließ der Hügel des Friedhofs das reizende Angelnland erblicken, das wie ein wohlgepflegter Garten in tauſendfältigem Wechſel ſich vor den Augen ausbreitete. Grüne, mit Hecken eingefaßte Felder, freundliche Häuſer im Schatten dichter Gebüſche, Dörfer und Städtchen, fern die glitzernde Waſſerfläche der Schley reihten ſich zum anmuthigſten Landſchaftsbilde, deſſen originelle Staffage unſer buntes Häuflein im Vordergrunde bildete. Von den fernen Kirchthürmen tönte das Sturmgeläute zu uns herüber; alle Glocken riefen im Lande, denn Graf Luckner hatte in ſämmtlichen Kirchſpielen Angelns Tags zuvor ſchon den Befehl gegeben, auf das erſte Zeichen von Boren aus zu ſtürmen, und dem war Folge gegeben worden. Es war kein Zweifel mehr, etwas Entſcheidendes ſtand bevor, und ſehnſüchtig verlangten wir nach Thaten.

(Schluß des erſten Artikels.)

Lamartine und Thiers.

(Fortsetzung.)

„Thiers hat den Socialismus und Communismus zu Boden geworfen!“ Das war ein Labsal, ein Händedrücken, ein Schmunzeln der verwaschenen Krämerseelen. Der Wurf war vollständig gelungen, Thiers wieder möglich geworden. Die Rue de Poitiers kann nunmehr das Weitere in Geduld abwarten. Das Interessanteste dabei ist, daß in Folge des famosen Berichtes, den der Berichterstatter zu einem förmlichen Anklagepunkt zuspizte, Thiers und Lamartine, der »Constitutionnel« und das »Bien public« den Handschuh sich offen hingeworfen haben. Der Streit reicht über das Persönliche hinaus und zeichnet die zwei bedeutendsten Parteiungen des heutigen Frankreichs in ziemlich bestimmten Umrissen.

Die geschäftsmännische Klugheit, das savoir faire des herkömmlichen Staatsmechanismus, die rationalistische Skepsis, die sich zu allen socialen und religiösen Ideen ironisch verhält, das behagliche mit dem Strome Schwimmen, das einer vornehmen Bürgersfrau das vielsagende Wort in den Mund gab, die Februarrevolution sey eine Strafe dafür, daß es den Franzosen 17 Jahre lang zu gut ging, die Politik, die in allen Fällen ein Hausmittelchen zur Hand hat — diese ächte Advokatenkunst des bürgerlichen Allerweltsregiments des Julikönigs und seiner Adjutanten hatte an Thiers ihren gewandtesten Staatsmann und am Constitutionnel das beste und treueste Organ. Die Börsenmänner wünschten sich gar keinen bessern Herrn, da die Skepsis eines halbverdeckten Kartenspiels für die Agiotage den ergiebigsten Boden liefert.

Und wie das Börsenthum früher mit Thiers spekulirt hat, so spekulirt es jezt auf ihn. Thiers erklärte, während ein spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte, alle Reformversuche, die seit dem Februar ins Werk gesetzt worden, seyen knabenhafte Einfälle, die er als Minister keiner ernstlichen Ueberlegung für werth gehalten, nur seine Regierungsweise sey zuträglich; und die Nationalversammlung stimmt ihm durch ihre Beschlüsse bei, von denen einer den tyrannischen Geist der Septembergesetze heraufbeschwor. Mit schwerem Herzen, wie es einem ehrlichen Manne geziemt, sieht Goudchaux sich genöthigt, das alte Finanzsystem in seiner ganzen Glorie wieder aufzunehmen. Das Börsenspiel florirt schöner als je, so daß, damit zusammengehalten, alle gezwungenen Anlehen, die je erhoben wurden und noch erhoben werden, als ächt sittliche Handlungen erscheinen.

Von einem solchen System hatte sich Lamartine mit Unwillen abgewendet. Statt einiger kärglichen Vorstellungen, von denen sie lebte, wollte er der Gesellschaft lebenskräftige Ideen einhauchen: den Glauben an das Göttliche, an das ewige Recht und die unwiderstehliche Macht des einheitlichen Volksbewußtseyns, und damit das Vertrauen zu einer socialen Wiedergeburt. Von diesem Gedanken ist seine Geschichte der Girondisten getragen — ein Abglanz der vom Hauche des göttlichen Geistes angewehten Glorie des ungetheilten, sich selbst genügenden Volkswillens. Der Erfolg des Werks war ungeheuer, und der Constitutionnel wurde angewiesen, alle die kleinen Fehler und Irrthümer aufzudecken, die dem von seiner Idee begeisterten Dichter in großer Zahl unter die Feder gekommen waren.

Bedarf es mehr, um die Polweite zu messen, durch welche Lamartine und Thiers von einander geschieden sind? Lamartine, darin mit einer großen Zahl Legitimisten übereinstimmend, läßt es sich angelegen seyn, die frischen Quellen des Christenthums in die ausgetrockneten Adern der gesellschaftlichen Organisation überzuleiten. Der Indifferentismus des Bürgerthums ist ihm in tiefster Seele verhaßt; er weiß, daß der französische Katholicismus viele würdige Priester zählt, aber auch, daß eine große Menge derselben weit hinter der Aufgabe zurückbleibt, die ihnen von ihrer Kirche und durch die skeptische Richtung des Zeitalters vorgezeichnet ist. Unter dem Julikönigthum hat sich der religiöse Geist des französischen Volks nicht gebessert: ein völliges Ignoriren Gottes und der göttlichen Dinge, oder abergläubisches Befangenseyn in äußerlichen Satzungen blieben nach wie vor die herrschende Stimmung. Aber auch die Februarrevolution trug keine Früchte; noch neulich weigerten sich viele der Pariser Pfarrer, einer der lezten Willensmeinungen des verstorbenen Erzbischofs nachzukommen und von ihren oft übermäßigen Stolgebühren auch nur einen kleinen Theil mit den kärglich bezahlten Succursalgeistlichen zu überlassen. Mancher Besitzer einer reichen Pfründe intriguirt mit allen Mitteln, um sein mehr als fettes Einkommen ungeschmälert zu erhalten. Dieß ist schlimm, und doch ließ gelegentlich Thiers, der seine Leute kennt, einen von ihm an einen Bischof gerichteten Brief vor die Oeffentlichkeit gelangen, worin er den Clerus über seine für diesen höchst günstigen Absichten beruhigte.

(Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Elſaß, September.

Verhältniß zu Deutſchland. — Straßburg.

Der Weg von Baſel nach Straßburg iſt ſehr ſchön. Links breitet ſich eine reizende Landſchaft aus, deren Grenze die herrlichen Vogeſen bilden, welche in zierlichen, kühnen Formen zum Himmel emporragen. Es ſind wunderſchöne Berge. Sie lugen ſo ſtolz zu dem ſich jenſeits des Rheins düſter und mürriſch dahinſtreckenden Schwarzwald herüber, als repräſentirten ſie ihr ſouveränes Volk, welches ja auch auf ſeine deutſchen Nachbarn mit einem, leider an Verachtung grenzenden Mitleid herabſieht. — Das Elſaß iſt ſchön und ich kann es dem König von Frankreich nicht verdenken, wenn er in ſeine Lilienkrone dieſen deutſchen Juwel faſſen ließ, den ſeine früheren Beſitzer nicht zu halten verſtanden. — Wohin das Auge blickt, ſieht es blühende Städte und Dörfer, üppige Wieſen, Saaten und Weinberge, aber auch, was noch mehr werth iſt, fröhliche, behaglich ausſehende, glückliche Menſchen. „Schade, daß dieſes herrliche Land nicht uns gehört!“ rief ein mir gegenüber ſitzender Deputirter der deutſchen Nationalverſammlung, der eine Vergnügungsreiſe nach Baſel gemacht hatte, indem er, verführt durch meine ſchwarz-roth-goldene Kokarde, mir vertraulich zunickte und mir ſeine ungeheure Schnupftabaksdoſe anbot. „Eine ewige Schmach für Deutſchland!“ fuhr er fort, „und was muß das Herz dieſer armen Elſäßer empfinden unter der Herrſchaft dieſer übermüthigen Franzoſen!“ — »Pardon, Monsieur le Professeur, je ne parle pas l'allemand,« antwortete ich mit der möglichſt ernſthaften Miene, indem ich die dargebotene Priſe mit höflicher Geberde ablehnte. — Der deutſche Profeſſor wurde ſehr roth, murmelte verlegen einige unverſtändliche Worte und verſank in ein tiefes Sinnen, welches nur von Zeit zu Zeit durch eine energiſche Handbewegung oder durch eine Priſe unterbrochen wurde. Es war augenſcheinlich, der illuſtre Deputirte ſtudirte eine Rede, in welcher er der Nationalverſammlung die Wiedereroberung von Elſaß und Lothringen vorſchlagen wollte. Leute wie dieſer Profeſſor gibt es noch manche, und von ihnen rühren die Zeitungsartikel her, in welchen ganz ernſthaft verſichert wird, daß das Elſaß nach Deutſchlands ſchwarz-roth-goldner Herrlichkeit ſchmachte und mit Gewalt deutſch werden wolle. Elſaß iſt zwar mehr deutſch, als ich es mir ſonſt gedacht hatte; es hat auch in der That noch Sympathien für das deutſche Volk, allein nicht die allergeringſte für irgend einen deutſchen Duodezſtaat. — Neulich führten ich weiß nicht welche Geſchäfte einige Herren aus s. v. Hinterpommern nach dem Elſaß. Mit Zittern und Zagen hatten ſie die gefährliche Reiſe unternommen und konnten gar nicht aus ihrem Erſtaunen herauskommen darüber, daß es nicht überall Mord und Todtſchlag gab, daß hier die Leute weit fröhlicher und friedfertiger waren wie ſelbſt in Hinterpommern. So hatten ſie ſich eine Republik in ihrem preußiſchen Unterthanenverſtande nicht gedacht. — Die Elſäßer, obgleich ſie jetzt zur Hälfte ziemlich gute Republikaner ſind, würden ſchwerlich Louis Philipp entthront haben; nicht etwa als ob ſie ihn beſonders geliebt hätten, ſondern weil ſie die Sorte von Republik, welche im Kanton Baſel an der Tagesordnung iſt, ihnen ſchwerlich Luſt machen konnte ihre Regierungsform zu verändern. Als aber die Pariſer die Republik fertig gemacht hatten, da war es den Elſäßern auch recht (?), und denen es nicht recht war, die ballten die Hände in der Taſche. — Wie ſchon bemerkt, habe ich zu meiner Ueberraſchung das Elſaß weit mehr deutſch gefunden, als ich erwartete. Ein großer Theil der Elſäßer verſteht gar nicht franzöſiſch, und es iſt mitunter ſchwierig in einem Dorfe einen Maire zu finden, der es ſpricht. Aus dieſem Grunde iſt die Regierung auch genöthigt, alle Erlaſſe und Bekanntmachungen in beiden Sprachen zu geben. Das Franzöſiſch, welches hier ſelbſt in den Städten geredet wird, klingt ſchauerlich, und die Pariſer machen ſich oft darüber luſtig. In dem großen Spektakelſtücke: »la belle aux cheveux d'or,« das in der Porte St. Martin hundert und ſechs-und-dreißigmal hinter einander gegeben wurde, gibt eine Fee, Madame La-pluie, eine Geſellſchaft, zu welcher ſämmtliche Ströme der Erde eingeladen ſind. Auch der Vater Rhein erſcheint. Man fragt ihn, wie es geht, und er antwortet zum allgemeinen Jubel des Parterre's auf gut straßburgiſch: »ça cule tut ducement!« Iſt man lange in Straßburg, ſo verlernt man ſein gutes Deutſch und ſein gutes Franzöſiſch; der Dialekt „ſiminikirt“ ſich und man läßt mit den Straßburgern die „Nebeblik“ leben.

Seit man mit Dampf reiſt, lernt man das Land lange nicht ſo gut kennen, als zur guten alten Zeit, wo man mit Mühe und Noth zehn Stunden des Tags machte, die man jetzt in etwas mehr als einer Stunde zurücklegt. Obgleich ich ſeit fünf Monaten im Elſaß bin und mehrmals von Straßburg nach Colmar und Baſel fuhr, mich auch hie und da in den Dörfern aufhielt, bin ich doch nicht im Stande eine gute Charakteriſtik des Landes oder des Volkes zu liefern, und beſchränke mich auf Bemerkungen über das, was ich genauer kenne: ich meine Straßburg. — Jeder kennt das Lied: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt“ u. ſ. w., und Jeder meint, Straßburg ſey wenigſtens ſo ſchön wie Florenz oder wie Potsdam. Das Lied beweiſt aber nur, daß man manche gereimte Ungereimtheit ſingt, denn auf das Prädikat „wunderſchön“ kann Straßburg keinen Anſpruch machen. Mir iſt die Stadt immer wie ein großes Dorf erſchienen, obgleich es ihr nicht an ſchönen Gebäuden, einzelnen breiten Straßen, ſtattlichen Brücken und öffentlichen Plätzen fehlt. Vielleicht machte die Stadt nur deßhalb dieſen Eindruck auf mich, weil ich direkt von Paris hin kam, und wenn man von dort kommt, ſo gefallen einem nur wenige Städte. Die Stadt iſt von den herrlichſten Alleen und Spaziergängen umgeben und ſelbſt auf den Wällen ſtehen uralte Bäume, ſo daß dadurch der unangenehme Eindruck, den Feſtungswerke gewöhnlich machen, nicht nur gemildert, ſondern faſt gänzlich aufgehoben wird. Der Münſter iſt das ſchönſte Denkmal der gothiſchen Baukunſt, das ich geſehen habe, ein wahres Epos in Steinen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 238. Mittwoch den 4. Oktober 1848.

Somnia, terrores magici, miracula, sagae.
Nocturni lemures. —

Horat.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(ſ. Nr. 228—234.)

II. Das Leichenbegängniſs ('s lezte Getrede).

Chriſtlich oder vielmehr kirchlich geſinnte lauſitziſche Landbewohner ſcheiden nur dann den Ihrigen völlig unerwartet, und mithin auf den Tod unvorbereitet aus dem Leben, wenn ein Schlagfluß ſie plözlich dahinrafft. Frommer Sinn und kindliche Altgläubigkeit laſſen ſie ſtreng feſthalten an den Gebräuchen, welche in der lutheriſchen Kirche gäng und gäbe ſind. Die Mehrzahl derer, welche dem Tode entgegen zu gehen glauben oder das Herannahen der lezten Stunde untrüglich fühlen, wünſchen zuvor nicht bloß ihre Rechnung mit der Welt abzuſchließen, ſondern, ſofern dieß möglich, ſich auch mit Gott zu verſöhnen. Darum begehrt jeder Sterbende, wenn er nicht ein Ungläubiger iſt oder für ſolchen gehalten werden will, vor ſeinem Ableben den Pfarrer zu ſprechen, und ſeys nun aus wahrer, tiefer, innigſter Ueberzeugung, ſeys aus liebgewordener, allverbreiteter Gewohnheit, nochmals im Kreiſe der Seinen das heilige Abendmahl zu genießen. Ich würde dieſer auch anderwärts üblichen Sitte nicht erwähnen, knüpfte ſich nicht ein in der Lauſitz allgemein verbreiteter Aberglaube an den amtlichen Krankenbeſuch des Geiſtlichen.

Bekanntlich gibt der Bauer und der Landmann überhaupt in Krankheitsfällen wenig auf den Gebrauch von Heilmitteln. Man enthält ſich nicht bloß ärztlicher Hülfe, man ſcheut ſie ſogar, theils weil man ſie zu koſtſpielig findet, theils weil die ärztliche Behandlung Vielen unbequem wird und nicht raſch genug den verheißenen Erfolg herbeiführt. Der Bauer will vor Allem ſchnelle Heilung eines Uebels und greift deßhalb entweder zu bewährten Hausmitteln oder nimmt am liebſten ſeine Zuflucht zu Perſonen, welche in dem Rufe ſtehen, geheime Kräfte zu beſizen und mittelſt deren Anwendung jede Krankheit von Grund aus und wie durch Zauberei heilen zu können. Darum zeigt der Bauer noch bis auf den heutigen Tag unverhohlen große Vorliebe für die Quackſalbereien alter Weiber, für das Heimlichthun gewiſſer Schäfer und vor Allem für den unheimlichen Rath renommirter Scharfrichter. Der Glaube, der ja Berge verſezen kann, oder die kräftige Conſtitution der Kranken, die auch ſogenannte Pferdekuren nicht zerſtören, führen häufig zu gutem Ende, und ſo befeſtigt ſich das Vertrauen zu ſolchen Afterärzten, wie der Glaube an das Wunderbare, Geheimnißvolle, dem man die Geneſung zuſchreibt. An dieſem Glauben hält man feſt bis zum lezten Augenblick, von ihm hofft man auch dann noch Rettung, wenn der Tod ſchon mit kalter Hand das Herz des Leidenden berührt hat. Der Anſchein, als ſey menſchliche Hülfe nicht denkbar, kann ja trügen.

In dieſer äußerſten Noth nun greift der Bauer zum lezten Mittel, theils um auf alle Fälle dem Kranken die Segnungen des Chriſtenthums zu Theil werden zu laſſen, theils um ſich Gewißheit zu verſchaffen über das Schickſal des Leidenden. Dieſe Gewißheit, meint er, könne ihm nur der Geiſtliche geben. Ihm, den man als einen Gottgeweihten anerkennt, ſchreibt man Gaben zu, die andern Sterblichen nicht verliehen ſind, Gaben, die nur in beſonders heiligen Augenblicken Macht und Einfluß gewinnen. Für einen ſolchen

Moment gilt die „Abſpeiſung“ des Kranken. In der Minute, wo der Geiſtliche nach vorgenommener Conſecration dem Leidenden Brod und Wein darreicht, erhält nach dem Glauben des Bauers der Pfarrer, welcher ja an Chriſti Statt dem Menſchen Vergebung der Sünden verheißt, die Gabe untrüglicher Prophezeiung, und mit dem Ergreifen des Kelches insbeſondere wiſſe er beſtimmt, ob der Kranke wieder geneſe, oder ob er unrettbar dem Tode verfallen ſey.

Die Alten pflegten aus dem Kelche zu weiſſagen; an dieſes Weiſſagen wird man unwillkührlich erinnert bei den „Berichten,“ wie der Lauſitzer den Genuß des heiligen Abendmahls auf dem Todbette nennt. Das Volk glaubt nämlich, der Geiſtliche ſehe im Kelche des Kranken Schickſal. Nach der Behauptung Einiger bedeutet das Trübwerden der vergoldeten Höhlung im Augenblicke, wo der Mund des Kranken ſie berührt, deſſen Tod, während das Hellbleiben derſelben ein Zeichen der Geneſung iſt. Nach der Meinung Anderer ſoll der Geiſtliche im Spiegel des Weins die Züge eines Sterbenden, die facies hippocratica erblicken. Deßhalb umringen die Angehörigen eines eben „Berichteten“ den ſich entfernenden Geiſtlichen und beſtürmen ihn mit Fragen, die über die Zukunft des Kranken Auskunft begehren. Vielerfahrenen Seelſorgern mag es nicht ſchwer fallen, von den Zügen des Kranken auf deſſen baldige Auflöſung oder wahrſcheinliche Wiedergeneſung zu ſchließen, eben aber, weil ein ſolcher Ausſpruch des Pfarrers nach dargereichtem Abendmahle meiſtentheils zutrifft, befeſtigt ſich der erwähnte Aberglaube im Volke.

Der eingefleiſchte Lauſitzer lebt und ſtirbt ferner auf den Glauben, daß vor dem Tode eines Menſchen der Familie deſſelben jederzeit ein Anzeichen gegeben werde. Das gewöhnlichſte und allgemein verbreitete heißt „der Fall des Leichenbretts.“ Dieſer thut ſich kund durch einen ſehr heftigen Schlag, der ſeltſam dröhnend das Haus erſchüttert und von allen Bewohnern deſſelben, mit alleiniger Ausnahme des Abſcheidenden, gehört wird. Wo ſich dieſer Ton ohne erklärbare Urſache vernehmen läßt, iſt ein Todesfall unvermeidlich. Weniger allgemein ſind die „Todtenlichter.“ Ihr Erſcheinen kommt nur in gewiſſen Familien vor, ſchließt jedoch den Fall des Leichenbretts nicht immer aus. Sie beſtehen in dem plötzlichen Aufleuchten einer blauen Flamme über dem Haupte deſſen, der abgerufen werden ſoll, und ſind außer dem ſo Bezeichneten allen Anweſenden ſichtbar. Aber nicht bloß Verwandten und Freunden eines dem Tode Geweihten wird deſſen Abſcheiden angedeutet, auch völlig fremde Perſonen werden häufig davon unterrichtet, doch beſchränkt ſich dieſe Kundmachung nur auf ſolche Individuen, welche zu Tod und Begräbniß in einiger Beziehung ſtehen. Am häufigſten wollen die Leichenfrauen, in der Lauſitz „Leichenwäſcherinnen“ genannt, derartige Anzeichen erhalten. Bei dieſen nämlich meldet ſich der nächſt Sterbende perſönlich, indem er der Leichenfrau gewöhnlich im Traume, bisweilen aber auch bei vollem Bewußtſeyn Abends in der Dämmerung — der ſogenannten „Sitzge“ — erſcheint, lautlos die Stubenthür öffnet und ſcheinbar ein Stück Seife auf die Ofenbank legt. Endlich rühren ſich bei dem Todtengräber Hacke und Schaufel vor jedem Todesfalle und deuten ihm an, daß er demnächſt ein Grab werde aufzuwerfen haben. Auch diejenigen, welche das „Ausläuten“ der Verſtorbenen zu beſorgen haben, behaupten Anzeichen zu erhalten, worin jedoch dieſelben beſtehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. An die erwähnten glaubt man ſteif und feſt; von Leichenfrauen namentlich habe ich mehrmals gehört, wie der oder jener Verſtorbene einige Tage vor ſeinem Tode in angedeuteter Weiſe ſie beſucht habe.

(Schluß folgt.)

Lamartine und Thiers.

(Fortſetzung.)

Allein immerhin daß Lamartine, wie über den kirchlichen Geiſt, ſo auch in Betreff des nationalen Aufſchwungs und der ſocialen Reformen, die er von der Februarrevolution ſich verſprach, ſich getäuſcht hat. Den Glauben an die Wahrheit und Macht ſeiner Ideen hat er darum nicht verloren. Das Journal »l'Union,« das den legitimiſtiſchen Republikanern nahe ſteht, führt ſeine Sache, und das »Bien public« iſt unermüdlich, die Idee der Republik, wie Lamartine ſie hegt und pflegt, gegen die ideenloſe Skepſis des Conſtitutionnel in Schutz zu nehmen. Lamartine thut wohl daran, daß er ſeit dem Juniaufſtand den von ihm begangenen Fehler eingeſteht. Das »Bien public« wälzt auf die Manifeſte Ledru-Rollins, die Rundreiſen ſeiner Generalcommiſſäre und die Bulletins der G. Sand unverhohlen die Schuld und den Tadel, die ſie verdienen. Seitdem hat aber Lamartine nur um ſo freiere Hand, den ungemeſſenen Ehrgeiz und die kleine Seele des Herrn Thiers gebührend zu geißeln. Lamartines Seelenadel, die Größe und Erhabenheit ſeines leider im Embryonenzuſtand gebliebenen philoſophiſchen Gedankenſyſtems iſt durch die Mängel ſeiner ſtaatsmänniſchen Bildung nicht befleckt worden, wogegen die große Geſchäftsgewandtheit des Herrn Thiers mit gar manchen Sünden beladen iſt und überall die Furcht vor durchſchlagenden Ideen verräth. Hört man

ihn, ſo muß der Arme mit den Brocken ſich begnügen, die von dem Tiſche des reichen Bürgers und Eigenthümers fallen.

Ein St. Simoniſt, E. Barrault, hat einen Brief an Lamartine und einen weitern an Thiers veröffentlicht, die in vielen Stücken das Richtige treffen und weder für den Einen noch für den Andern dieſer Staatsmänner beſonders ſchmeichelhaft ſind. Dem Erſtern ruft der Briefſteller zu, um zu regieren, habe ihm ein feſtes Princip gefehlt, da er ein Amalgam von Principien ſey, ohne poſitive Affirmation, daher Beranger nicht übel bemerkte, Lamartine kenne ſeine eigenen Ideen nicht. Lamartine iſt der perſönliche Inbegriff der politiſchen Romantik, ſein Genius umfaßt Himmel, Hölle und Fegefeuer, jeder Neigung, jedem Wunſche, jeder Hoffnung wird er gerecht, und wie für die verſchiedenen Parteien der Geſellſchaft, ſo diente er ſeinen Collegen in der proviſoriſchen Regierung als elaſtiſcher Umſchlag, der die Dinge faßt, ohne ſie zu drücken, aber auch ohne ſie zu ordnen. Sein Regenbogen ſpannte ſich über Alle aus, und nur die Geſchmeidigkeit, die mit allen Meinungen kapitulirt, verſchaffte ihm die Diktatur. Von Thiers meint Barrault, er würde wohl daran thun, wenn er ſeinen Helden Napoleon weniger um ſeinen Hut beneidete, dagegen um ſo eifriger den „Wundern des Friedens“ nachſtrebte, die der große Kaiſer, der Lorbeeren müde, ſich als Aufgabe ſtellte. Aber Thiers kann und will nur Partei nehmen: er vertritt die Eigenthümer gegen die Arbeiter, die alten ſocialen Zuſtände, das Recht der Thatſachen, den Sieg des dritten Standes.

Zwei Hauptpunkte ſind es, über deren Entſcheidung die beiden Parteien am heftigſten an einandergerathen mußten: das Recht auf Arbeit und das Zweikammerſyſtem. Thiers und die Seinigen wollten das droit au travail aus dem Verfaſſungsentwurf geſtrichen wiſſen; „denn,“ ſagt der Vorkämpe der Bourgeoiſie und des Status quo, „den Staat zu der Anerkennung dieſes Rechts zu zwingen, iſt unklug, ein falſches Princip, eine Lüge, die man dem Volk in's Geſicht wirft.“ Das war Waſſer auf die Mühle der arbeitgebenden Bevölkerung, und für den Mann der Thatſachen hielt es nicht ſchwer, durchſchimmern zu laſſen, daß eine ſolche Beſtimmung zum Communismus führe. Schon in ſeinem Bericht über Proudhons Vorſchlag verwahrte er ſich gegen den Grundſatz der progreſſiven Beſteuerung und eine darauf bezügliche Vorlage des Finanzminiſters. Was mich betrifft, ſo bin ich der Anſicht, daß die Republik ihre eigene Mutter verläugnen und der Februarrevolution ſchnöde in's Geſicht ſchlagen würde, wollte ſie ihren Bürgern das Recht, Arbeit und dadurch Brod zu finden, nicht zuerkennen. Ich weiß wohl, das Spießbürgerthum ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, ſobald man ihm mit einer derartigen Zumuthung nahe kommt; allein glauben denn die Papierſeelen, ſie können ſich mit einem ſocialen Princip durch Ignoriren und halbe Bewilligungen abfinden? Wollt ihr das Eigenthum retten und jeden Angriff auf daſſelbe abſchlagen, ſo ſeyd nicht zu feige, demjenigen, der durch die Geburt nichts beſitzt als Kraft und guten Willen zur Arbeit, einen darauf lautenden Rechtsanſpruch einzuräumen. Iſt das engliſche Armengeſetz etwa ein paſſendes Auskunftsmittel gegen den Krebsſchaden des Proletariats, und findet ihr es mit den Forderungen der Menſchlichkeit verträglich, dem Nothleidenden und Unterſtützungsbedürftigen die Brocken eines gefangenen Verbrechers vorzuwerfen? Wenn das Recht auf Arbeit communiſtiſch klingt, ſo iſt das Chriſtenthum durch und durch communiſtiſch, indem es die Nächſtenliebe und die Unterſtützung der Hülfsbedürftigen zur erſten Pflicht macht. Hat die Reformation und die moderne Kultur die mittelalterliche Vergeſellſchaftung und Verbrüderung, die feudalen Schutzverhältniſſe deßhalb aufgehoben, daß die dem Individualismus garantirte Freiheit das Recht auf Hunger, Noth und Kummer unangetaſtet läßt? Verlangt der Staat von den Gemeinden die Errichtung von Armenhäuſern, warum will er ſich weigern, für den Nothfall die Verpflichtung eines Arbeitgebers zu übernehmen?

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

Der Aufſtand.

Frankfurt hatte noch keine Barrikaden, ſondern bloß die Pflaſterſteine dazu. Durfte das Revolutionsjahr 1848 vorübergehen, ohne daß Frankfurt ſeine Barrikaden bekam? Frankfurt, beſtimmt in der neuen Zeit eine große Rolle zu ſpielen, durfte es ohne die Feuertaufe des Straßenaufruhrs in dieſe neue Zeit übergehen, oder ſich gar auf den Fittigen des entſchlummerten Bundestags ſanft hinübertragen laſſen? Das wäre ein mattes Erwachen geweſen, und Frankfurt ſoll doch kühn und mächtig in die neue Zeit hineingreifen. Darum erſchien endlich die Barrikadenwoche. Nur war die Sache zu ernſthaft für einen

Spaß, und wenn es wahr iſt, was dieſer Tage ein Mitglied der Linken im Parlament ſagte, daß nur Kinder dieſe Barrikaden gebaut, ſo muß die Jugend hier ſehr ernſthaft und kräftig ſeyn. Ob Kinder die Barrikaden auch vertheidigt haben, davon ſagte das ehrenwerthe Mitglied nichts, für ſo martialiſch möchte es die Frankfurter Kinder doch wohl nicht halten. Die Geſchichte begann mit einer heitern Katzenmuſik und mit reizenden Variationen auf Fenſterſcheiben, und endete mit den Poſaunenklängen auf dem Friedhofe. Die Pfingſtweide, wo die Volksverſammlung ſtattfand, von welcher der Aufſtand ausging, und der Friedhof, wo zwei Tage ſpäter die Opfer deſſelben begraben wurden, liegen ganz nahe beiſammen. Aber die rothe Republik achtet nicht auf ſolche Fingerzeige. Auf den ſchönſten Straßen, wo ſonſt die ſchöne Welt, die Ariſtokratie und die Geldmacht in ſtolzer Behaglichkeit ſich bewegten, auf dieſen, von Luxus und Lebensluſt ſtrotzenden Straßen campirt und bivouakirt jetzt die deutſche Einheit in der bunteſten Militärtracht, welche die Phantaſie erſinnen kann, und Feuerwaffen aller Art ſchützen uns vor unſerer eigenen Zügelloſigkeit, und wir weichen ehrfurchtsvoll der eiſernen Nothwendigkeit aus. Frankfurt in Belagerungszuſtand! Es iſt wie ein Traum. Wir ſind ſo unſchuldig wie die Kinder; wir revolutioniren nur, wenn wir Hunger haben, oder wenn die Staatspapiere fallen, oder wenn der Senat einen Staatsſtreich verübt, und das geſchieht alle tauſend Jahre einmal. Wie kommen wir zur Ehre des Belagerungszuſtandes? Wir haben uns Jahrhunderte lang der Thorſperre mit einer Demuth gefügt, als wäre dieſe heilige Steuer von der Gottheit eingeſetzt; wir waren ſtets ſtolz auf unſere gute Polizei, und ein Weltſturm mußte kommen, bevor wir einen leiſen Verſuch machten, unſer väterliches Regiment näher zu beſehen, und auch dann blieben wir aus frommer Scheu auf halbem Wege ſtehen. Nein, wir haben die Revolution vom 18. September nicht gemacht, ſie wurde von Außen wie ein Miasma uns zugeweht, und ſogleich hüllten wir uns in Flanell, damit der fremde revolutionäre Schnupfen uns nicht inficire. Sogar unſer Bürgerverein iſt unſchuldig an unſerer Revolution, denn der zehnte Mann deſſelben iſt Vetter und Neffe eines Millionärs, oder ſelbſt einer, und eine ſolche Verwandtſchaft iſt das wahre Gegengift gegen Revolutionen. Und was gar das Montagskränzchen betrifft, ſo liegt in dem Namen „Kränzchen" ſo viel unſchuldiges Cyanopeia, daß man bei dieſem Namen an die Kaffeekränzchen der Haute-Volée denkt, die bekanntlich nicht revolutionirt. Selbſt unſere Pflaſterſteine, gewohnt an ariſtokratiſche Berührung, ſträubten ſich, der groben Fauſt der Revolution zu dienen; ich ſah wie ſie ſich nur mit Widerſtreben dem Willen der Barrikadenmänner fügten. Aber eben weil die Revolution nicht in Frankfurt wurzelte, konnte ſie auch keinen Haltpunkt hier finden, weßhalb ſie wie ein Phänomen auftauchte und zerrann, nachdem ſie ſich einen Augenblick, wie eine Hyäne, in Blut geſättigt. Bei all dem war dieſe Revolution eine gräßliche Tragödie, ſo ſchnell ſie auch vorüberging. Die Opfer, die gefallen, zerreißen uns das Herz, und die Erſcheinung in ihrer Flüchtigkeit würde man für fabelhaft halten, wenn ſie nicht ſo traurige Spuren ihrer Wirklichkeit zurückgelaſſen hätte.

Aus dem Elſaß, September.

(Fortſetzung.)

Der Münſter. — Straßennamen. — Journaliſtik.

Man kann nichts Erhabeneres und zugleich Zierlicheres ſehen als den Münſter. Kommt man gegen Sonnenuntergang zum Fiſcherthor herein und geht den Fiſcherquai entlang, dann gewährt der rechts liegende Thurm einen herrlichen Anblick. Er erſcheint wie von Spitzen gewebt, durchbrochen wie eine chineſiſche Elfenbeinarbeit. Der Dom gewinnt aber, je näher man kommt; denn erſt in der unmittelbarſten Nähe kann man die ſorgfältige und künſtleriſche Ausführung der geringſten Details bewundern. — Es iſt lobend anzuerkennen, daß dieſes Gebäude muſterhaft im Stand gehalten wird. Jedes Laubgewinde, jede Verzierung, welche die Zeit oder rohe Gewalt zerſtört, iſt ſorgfältig wieder erſetzt worden, und es fehlen nur hie und da noch in den Niſchen einige Figuren. Es wird noch fortwährend am Münſter gearbeitet, und es iſt ſehr verſtändig, daß man den neuen Steinen künſtlich die Farbe der alten gibt. In Preußen kokettirt man mit den neuen Steinen, damit ja Jedermann ſieht, wie viel die Regierung thut. Sehr ſtörend iſt der auf dem Dach der Kirche angebrachte Telegraph, welcher den ganzen Tag ſeine Arme ſchlenkert, wie ein Jahrmarkts-Hampelmann, der den ihm gegenüberſtehenden ernſten alten Münſter durchaus zum Lachen bringen will. — Das Domkapitel ſoll ungeheure Reichthümer beſitzen, und die Herrn Domherren leben ſehr behaglich. Wie reich ſie aber ſind, wiſſen ſie ſorgfältig zu verbergen, da ſie nicht ohne Grund fürchten, daß der Staat Luſt hat ihre Dukaten zu beſchneiden. Man hört deßhalb die Herrn Domherren häufig über ſchlechte Zeiten klagen. — Die Namen der Straßen in Straßburg waren natürlich früher deutſch; allein da dieß öffentliche Benennungen ſind, ſo haben die Franzoſen ſie in's Franzöſiſche überſetzt. Fragt man indeſſen nach der rue de bouclier, oder nach der rue de la nuée bleue, ſo erhält man oft keine Antwort, während die Schildsgaß und die „blaue Wölkengaß" (blaue Wolkengaſſe) jedes Kind kennt. Die Ueberſetzung der Straßennamen iſt häufig ſo dumm, wie die des Textes in den Lokalblättern und der öffentlichen Erlaſſe. Jungferngaſſe iſt ein ganz anſtändiger Name, aber rue des pucelles klingt nicht anſtändig.

Da ich hier eben der Lokalblätter erwähnte, ſo will ich gleich der Journaliſtik überhaupt gedenken. Im ganzen Elſaß erſcheinen nur zwei politiſche Journale: der Courrier du Bas Rhin in Colmar und der Républicain alsacien in Straßburg. Beide ſind ziemlich unbedeutende und ohne beſonderes Talent redigirte Provinzialblätter. Außerdem erſcheinen noch einige Anzeige- und Wochenblätter, welche zu gleicher Zeit belletriſtiſche Beiträge enthalten, die den Beweis liefern, daß die ſchöne Literatur im Elſaß noch nicht die Kinderſchuhe ausgetreten hat. Sowohl der Courrier du Bas Rhin als der Républicain alsacien bringen ihren Text zugleich franzöſiſch und deutſch; allein die deutſche Ueberſetzung iſt meiſtens ganz erbärmlich. Es iſt in der That zu verwundern, daß es nicht ſchon längſt Jemand unternommen hat, in Straßburg ein größeres politiſches Journal zu gründen. Der Ort dazu iſt vortrefflich gelegen, da man hier die Nachrichten aus Südfrankreich, Italien, Schweiz, Oeſterreich und dem übrigen Deutſchland weit ſchneller und genauer erhält als in Paris. Erſchiene ein ſolches Journal zugleich in einer deutſchen und in einer franzöſiſchen Ausgabe, mit einem gediegenen Feuilleton, ſo bin ich verſichert, daß daſſelbe großen Erfolg haben würde. Allein es fehlt an talentvollen Redakteuren. Alles, was Talent hat, eilt nach Paris, um es dort zu Geld zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 18. Mittwoch den 4. Oktober 1848.

[132] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Norddeutsche

Sagen, Mährchen und Gebräuche,

aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westphalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben

von

A. Kuhn und W. Schwartz.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

[179] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erin.

Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen

mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern

und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden

von

K. v. K.

Viertes und fünftes Bändchen:

Gerald Griffin,

die Schulfreunde.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Die frühern Bändchen dieser interessanten Sammlung enthalten:

I. II. **Gerald Griffin**, ein Schriftstellerleben. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 21 Ngr.

III. **Sagen und Mährchen.** 1 fl. 30 kr. od. 27 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[178] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen," gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weise und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Mit gegenwärtiger Auswahl hoffen wir der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hande zu geben; welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbieten.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Mündlichkeit,

das Anklageprinzip,

die

Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht

in

ihrer Durchführung in den verschiedenen Gesetzgebungen

dargestellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder

geprüft von

Dr. C. J. Mittermaier,

Geheimerrath und Professor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Ansichten in Bezug auf die Umgestaltung des deutschen Strafprozesses. Verhältnisse, welche Einfluß auf diese Ansichten haben. §. 2. Ueber den neuesten Stand der Leistungen der Wissenschaft in Bezug auf die Verbesserung des Strafprozesses. §. 3. Englischer Strafprozeß in seiner praktischen Bedeutung und in seiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des schottischen und irischen Strafprozesses. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Französischer Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung desselben. Leistungen der Wissenschaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des französischen Strafprozesses in Belgien. §. 7. Strafprozeßgesetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgesetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Brasilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geschwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergische Strafprozeßordnung, preußischer Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortschritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgesetzbuchs für

das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgesetzgebung in der Schweiz. Statistische Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgestaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holstein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunschweigischen Ständeversammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Ansichten über Umgestaltung des Strafprozesses. Verhältniß des englischen und französischen Strafverfahrens. Hindernisse und Schwierigkeiten bei Abfassung neuer Strafprozeßgesetzbücher. §. 22. Zusammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozesses mit der Gerichtsverfassung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieses Grundsatzes und Beschränkungen desselben nach den verschiedenen Gesetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Untersuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltschaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geschwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angestellte Richter.

Der Herr Verfasser dieses Werkes bezweckte die Hauptgrundsätze, von deren Annahme die Umgestaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Wesen und Einflusse, sondern auch in ihrem Zusammenhange unter sich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verschiedenen Länder vergleichend darzustellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche statistische Nachweisungen Materialien der Prüfung ebenso den mit Gesetzgebungsarbeiten Beschäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[170] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Septemberheft.

Inhalt. Das Plauer Dampfschiff, jetzt genannt der Alban, oder geschichtliche Darstellung seines Baues und Beschreibung der eigenthümlichen Construktion desselben und seiner Räder, von Dr. Ernst Alban. Mit Abbild. (Beschluß.) — Neues Dampfmaschinensystem von James Sims, Civilingenieur in Redruth (England). Mit Abbild. — Ueber die Benutzung der Gutta-Percha zur Kolbenliederung für Kunstsätze, von A. F. Lingke in Freiberg. Mit Abbild. — Verbesserungen im Schlichten des Garns, von Todd. Mit Abbild. — Verfahren, Holzkeile für Eisenbahnen zu verfertigen, welche sich nicht ausdehnen und zusammenziehen können, von Barlow. — Ueber Mittel, um die Verfälschungen der Wechselbriefe zu entdecken und ihnen vorzubeugen. — Erscheinungen an der galvanischen Telegraphleitung zwischen München und Augsburg bei Gewittern und daraus abgeleitete Einrichtung zur Abhaltung des Blitzes von den Stationszimmern, vom Conservator Steinheil. — Apparat zur Bereitung des Schwefelkohlenstoffs, von Prof. Chandelon. — Ueber die Fabrikation der Schwefelsäure und ihre Concentration auf 66° Beaumé, ohne Bleikammern und Platinblase, durch den neuen Apparat des Hrn. Schneider. Mit Abbild. — Ueber das Königswasser, von Gay-Lussac. — Ueber einige Reduktionsmethoden des Chlorsilbers, von Dr. Mohr. — Die Reduktion des Chlorsilbers im Großen, vom Goldarbeiter Zimmermann. — Verfahrungsarten zum Einlegen und Ueberziehen (Damasciren) von Metallen und nichtmetallischen Körpern mit verschiedenen Metallen von Du Motay in Paris. — Ueber Buchbindervergoldung, von Reber in Paris. — Verfahren, um den Gehalt der Dünger an phosphorsaurem Kalk schnell zu bestimmen, von Moride und Bobierre. — Miscellen. Verzeichniß der vom 27. April bis 27. Junius 1848 in England ertheilten Patente. — Kanäle und Eisenbahnen in Nordamerika. — Die Uhrenfabrikation in Genf. — Schmiedbares Messing. — Murdochs Verfahren, Gelatinkapseln zum Einhüllen von Arzneistoffen ꝛc. zu verfertigen. — Ueber die Anfertigung der Buchdruckerwalzen. — Ueber die Anwendung des Asphalts, vom Salineninspektor Hellmann. — Mitchells patentirtes Verfahren, Dünger zu bereiten. — Ueber flüssigen Dünger aus städtischen Abzugskanälen.

Geschichtliche Darstellung des Galvanismus

von

Otto Ernst Julius Seyffer,

Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden, wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von

Dr. W. G. Soldan,

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe des Alten und des Neuen in der Theologie, wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[180] In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiſen und Länderbeſchreibungen,

33ſte und 35ſte Lieferung.

Auch unter dem beſondern Titel:

Die Entdeckungs-Expedition

der Vereinigten Staaten

in den Jahren 1838 bis 1842

unter Lieutenant **Charles Wilkes.**

Von ihm ſelbſt beſchrieben und nach der Originalausgabe abgekürzt überſetzt.

Erſter Band.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Reiſe nach dem Ararat

und dem Hochland Armenien

von

Dr. Moritz Wagner.

Mit einem Anhange: Beiträge zur Naturgeſchichte des Hochlandes Armenien.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Die 34ſte Lieferung wird den zweiten Band der Entdeckungs-Expedition von Wilkes enthalten und noch in dieſem Jahre ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Platens Werke, Taſchen-Ausgabe.

[169] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſammelte Werke

des Grafen

Auguſt von Platen.

Taſchen-Ausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfaſſers Bildniß in Stahlſtich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Inhalt:

Erſter Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermiſchte und Gelegenheitsgedichte.

Zweiter Band. Gaſelen. Sonette. Oden. Elegien und Idyllen. Feſtgeſänge. Epigramme. Ueberſetzungen.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläſerne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampſinit. Der Thurm mit ſieben Pforten. Treue um Treue.

Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantiſche Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabaſe. Der grundloſe Brunnen. Die großen Kaiſer. Die Abaſſiden. Roſenſohn.

Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinſtitut. Ueber verſchiedene Gegenſtände der Dichtkunſt und Sprache. Geſchichten des Königreichs Neapel. Urſprung der Carrareſen und ihrer Herrſchaft in Padua. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen, Sept. 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Anton Klein

Militärkarte von Deutschland

in 25 Blatt

herabgeſetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.

jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,

mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,

von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.
Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militärische und allgemeine Notizen.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt
von
Dr. Karl Simrock.
Sechste Auflage.

8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Das Nibelungenlied hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volkes geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müllers, daß es die deutsche Ilias sey, bewährt.

Die Uebersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dieß bisheran verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrocks aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke V. S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelten Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin
vollständiges Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,
nach den neuesten und besten Werken
über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt
von
Dr. A. Peschier,
ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikon-Oktav. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 239. Donnerstag den 5. Oktober 1848.

„Welche Zeit ist?" — „Zeit, gut zu seyn." — Diese Zeit ist immer. — „Um so größer deine Schuld, der es versäumt!"

Shakespeare.
Timon.

Lamartine und Thiers.

(Fortsetzung.)

Allgemein hört man die Klage, unsere revolutionäre Zeit rede immer nur von Rechten und niemals von Pflichten. Wollten die gesetzgebenden Versammlungen dieß doch reiflich erwägen und den unberechenbaren Gewinn in's Auge fassen, der für die Gesellschaft daraus erwächst, daß sobald der Staat das Recht auf Arbeit anerkennt, er auch von jedem Einzelnen fordern kann, daß er, so weit es seine Kräfte erlauben, der Verpflichtung zur Arbeit genüge. Weit entfernt, der Privatindustrie und der Privatwohlthätigkeit dadurch zu nahe zu treten, erhalten diese vielmehr durch das vom Staat anerkannte Arbeitsprincip allgemeine Bedeutung. Die Spar- und Unterstützungskassen, deren Errichtung den Fabrikanten zur Pflicht gemacht wird, überhaupt der ganze Complex der durch gegenseitige Handreichung geordneten Arbeitskräfte bedürfen der Staatsgarantie. All dergleichen Privatcontrakte erhalten ihren Schwerpunkt erst in dem Fundamentalgesetz des allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Nicht der Staat ist gemüssigt oder berechtigt, mit Hintansetzung der individuellen Freiheit und des privatrechtlichen Vertragsverhältnisses die Privatindustrie zu „reglementiren;" der darauf hinauslaufende Socialismus hat auch noch nicht die mindeste Probe bestanden, so wenig, daß Bugeaud, einem in der Revue des deux mondes enthaltenen Aufsatz zufolge, von den Theilnehmern einer Militärkolonie in Algier gebeten wurde, das Band der Solidarität aufzulösen und Jeden für sich arbeiten zu lassen. Ordonnanzen und Reglements sind hier am allerwenigsten am Platz: — allein die Nothleidenden verderben und sterben lassen darf darum die Staatsgewalt auch nicht. Die Verpflichtung eines allgemeinen Schutzes hat sie, und es wäre wahrlich sehr zu beklagen, wenn sich zu der feudalistischen Thesis und der individuellen Antithesis nicht eine humane Synthesis finden ließe, die beiden Theilen genügt. Nur unter dieser Voraussetzung rückt die Wohlthätigkeit in die ihr gebührende Stelle ein: sie wirft das Geld nicht in's Ungewisse hin, weil der Staat obenan seinen Verpflichtungen nachkommen muß und es an der nöthigen Aufsicht nicht fehlen lassen darf.

Es ist eine sehr lehrreiche Wahrnehmung, daß die Socialisten für wohlthätige Zwecke fast gar nichts thun. Alles wenden sie ihrem System und ihren Adepten zu, und doch läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ohne die Dazwischenkunft aufopfernder Privatwohlthätigkeit die Familienbande unter der Arbeiterklasse unserer städtischen Bevölkerungen vollkommen zerrissen und Zustände herbeigeführt worden wären, mit denen das strengste Militärsystem nicht hätte fertig werden können. Dieselben Reichen, gegen die man Beleidigungen und Flüche speit, bezahlen nicht bloß mit ihrem Gold, sondern mit ihrer Person der Menschlichkeit und den Anforderungen christlicher Liebe einen weit größeren Tribut, als alle die Redner und Volkstribunen, deren Mund von Gift und Galle gegen die „Aristokraten" überströmt. Jezt erst zeigt es sich sonnenklar, auf welcher Seite die verhärteten Herzen sind. Neulich zog über die Boulevards ein Leichenzug, dem eine Menge Weiber aus dem untersten Volke folgten. „Wer wird hier beerdigt?" — „Die

Frau Gräfin!“ — „Wie hieß sie denn?“ — „Das weiß ich nicht, im ganzen Quartier hieß man sie eben die Frau Gräfin. Ach! wenn Sie wüßten, welch herzensgute Frau sie war! Kein Nothleidender ging ungetröstet von ihrer Schwelle. Die Armen unseres Viertels mögen es bezeugen!“ — Und vorgestern erst ward in einer Kapelle der Vorstadt St. Antoine ein feierlicher Gottesdienst gehalten, bei welchem der Priester eine Medaille einsegnete, welche die armen Vorstädter für den legitimistischen Abgeordneten A. de Luynes hatten fertigen lassen aus Dankbarkeit für ihren Wohlthäter, der 25 Familien gerettet und 1200 Frauen Arbeit verschafft hat. Ja, diese verlästerten Legitimisten sind nicht die schlechtesten Söhne Frankreichs und der Pfarrer, der bei dieser Gelegenheit predigte, konnte mit Fug und Recht auf die aus der Zeit der Arbeitercommission stammende Frage: „Wozu dient ein Reicher?“ die Antwort geben: „Er dient dazu, die Hungernden zu nähren und die Nackten zu kleiden, was ihr mit euern aufgeblasenen Redensarten nie leisten werdet!“

Wir wollen die katholische Kirche Frankreichs loben, wenn sie ihre wichtige Sendung nach und nach begreift. Für den Protestantismus hält es vollends schwer, mit der weitgreifenden Noth der Zeiten gleichen Schritt zu halten; eine Menge wohlthätiger Gesellschaften, denen die Beiträge weit spärlicher zufließen, als ehedem, haben ihre Ausgaben beschränken müssen, während die Unterstützungsgesuche immer zahlreicher und dringender werden. Ob die neuen Verfassungen, welche die reformirte und die lutherische Kirche in den kommenden Monaten durch constituirende Versammlungen zu schaffen beabsichtigen, die innere Lebensfähigkeit dieser Confessionen stärken werden, steht sehr dahin. Nur der im Geist und in der Wahrheit Wiedergeborene erwacht zu neuem Daseyn. Der Buchstabe hilft zu nichts. Der kirchlichen Gemeinschaft wie der politischen droht kein gefährlicherer Feind, als das Herbeischaffen eines lästigen Baumaterials, anstatt von Innen heraus zu gründen und zu bauen. In Straßburg, wo das Oberconsistorium als wahre Mumie beim ersten Luftzug der Revolution zusammenbrach, findet noch der besondere Uebelstand statt, daß die gewaltsam sich herandrängenden weltlichen Elemente es weit eher auf die Vernichtung und gänzliche Verweltlichung des Protestantismus abgesehen haben, als auf einen positiven Neubau.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus der Oberlausitz.

(Schluß.)

Das kirchlich Herkömmliche bei Begräbnissen kann füglich übergangen werden, da es eben nicht viel Ausgezeichnetes hat. Die Beisetzung nebst dabei üblichen Gesängen, deßgleichen die kirchlichen Feierlichkeiten sind bei dem Mangel einer fest vorgeschriebenen Begräbnißliturgie nicht geregelt, weßhalb fast jedes Dorf in dieser Beziehung andere Gebräuche hat. Nur einer Ceremonie, die in dem Aberglauben des Volks ihre Erklärung findet, wird man in den meisten Ortschaften begegnen.

Auf allen Dorfkirchhöfen gibt es einen freien Platz, wo die Leichen während der Gesänge und des vom Geistlichen zu sprechenden Segens aufgestellt werden. Dieser Ort heißt „'s Schauplatzel.“ Hier wird die Bahre niedergesezt, das schwarze Bahrtuch abgenommen und der immer bunt angestrichene, sehr hohe Sarg den Blicken aller Anwesenden ausgesezt. Gleichviel, ob der Verstorbrne jung oder alt, reich oder arm, ob Weib oder Mann ist, der Sarg wird sofort geöffnet, damit Jedermann die Leiche noch einmal sehen kann. Oft wird sogar der so geöffnete Sarg hoch emporgehoben und langsam im Kreise gedreht, damit auch der Entfernteste den vollen Anblick des Todten erhalte. Dieser trägt das herkömmliche Todtenkleid, den „Leichenjänker,“ ein langes faltiges Gewand von weißem Zeuge, das bei Vornehmeren reich mit Spitzen, bei Jedem aber mit vielen flatternden Bändern besezt ist. Weiße, mit Stroh gestopfte Kissen, ebenfalls mit allerhand Bändern aufgepuzt, die bei jugendlichen Leichen stets roth, blau und gelb sind, dienen zur Unterlage. Ein Kruzifix ruht gewöhnlich auf der linken Brust des Todten, die Rechte hält Rosmarin, zuweilen auch eine Citrone.

Ehe man den Sarg wieder schließt, tritt die Leichenfrau heran und steckt, während die Verwandten von dem Verstorbenen Abschied nehmen, jedes Bändchen, und was sonst etwa noch flatternder Bewegung unterworfen ist, fest an die Kissen und bindet bisweilen einen weißen Streifen um das Kinn des Todten, damit der Mund fest geschlossen bleibe. Auch versäumen die abschiednehmenden Verwandten nicht, dem Todten erst die Hand, sodann das Kinn fest anzudrücken. Ist dieß geschehen und hebt sich flatternd kein Bändchen mehr, so schließt der Todtengräber mit Hülfe der Leichenfrau den Sarg und die Träger senken ihn in das Grab, während das Sängerchor den Vers anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben.“

Die Oberlausitzer sind, wie ich schon angedeutet, sehr abergläubisch; das Wunderbare, Geheimnißvolle

zieht sie an, und wo sich dergleichen erhalten hat in uralten überlieferten Gebräuchen, da pflegt man es mit Vorliebe und Pietät. Bis auf den heutigen Tag wurzelt noch tief im Landvolke der Glaube, ein Verstorbener könne unter gewissen Umständen Ueberlebende, die ihm vorzugsweise lieb und werth waren, binnen kürzerer oder längerer Frist nachziehen, und sehr oft hört man im Volke von diesem „Nachziehen Lebender in's Grab" sprechen. Dieser Aberglaube erinnert entfernt an die morgenländische Sage vom Vampyr und hängt in seinem Ursprunge jedenfalls mit derselben zusammen. Sterben schnell hinter einander Verwandte, Mann und Frau, Braut und Bräutigam, so sagt man allgemein, „der oder die hat ihn nachgezogen," ohne sich Rechenschaft über diese Sprachweise zu geben. Etwas Arges denkt man sich nicht dabei, man betrachtet es mehr wie eine Schicksalsfügung, die man ertragen muß. Es kann jedoch das „Nachziehen" gefährlich, ja ganzen Familien unheilbringend werden, wenn die Ueberlebenden nicht vorsichtig beim Schließen des Sarges sind. Veranlassung zu Vernichtung Lebender durch Abgeschiedene geben am leichtesten alle Liebesgaben, welche Freundschaft und Anhänglichkeit dem Todten in den Sarg legen. Fügt es nämlich der Zufall, daß irgend ein Band oder Tuch, dem Verstorbenen von Freundeshand geschenkt, die Lippen des Todten berührt oder sich wohl gar in den etwas geöffneten Mund schiebt, so ist der Geber nach dem Volksglauben dem Tode verfallen. Der Verstorbene soll in diesem Falle instinktmäßig gleich einem Lebenden die Lippen öffnen und den so berührten Gegenstand langsam einschlürfen, der Lebende aber mit dem allmähligen Verschwinden desselben abzehren und sterben. Der gemeine Mann nennt dieß hin und wieder „schmatzen," und vor mehr als hundert Jahren gab ein derartiger Vorfall, der zu richterlicher Untersuchung führte, Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Beleuchtung der Frage: ob es möglich sey, daß Verstorbene Ueberlebenden gefährlich werden können, wenn sie in angedeuteter Weise mit denselben in fortdauernder Berührung bleiben. Um nun so viel wie möglich solches Nachziehen Lebender zu verhindern, befestigt man alle Gaben der Liebe im Sarge und läßt alle Verwandte nochmals mit liebender Hand die Lippen des Todten schließen.

Nach beendigter kirchlicher Feier sammeln sich die Leidtragenden im Trauerhause, um dem Todtenmahle, „Traueressen" genannt, beizuwohnen. Oft genug geht es dabei lebhafter und heiterer zu, als man denken sollte; in früheren roheren Zeiten arteten derartige Mahle sogar häufig in wüste Gelage aus, bei denen die vom Trunk Erhitzten gelegentlich handgemein wurden und sich gleich den Irländern weidlich durchprügelten, ein Gebrauch, der glücklicherweise schon seit längerer Zeit für abgeschafft gelten kann.

Ernst Willkomm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberschlesien, September.

Ein Millionär.

So wie man in die Nähe von Oppeln kommt, wird man gewahr, daß man in Oberschlesien ist. Natur, Menschen und Thiere tragen da einen andern Typus, als in Niederschlesien. Der Boden ist steriler, der Wald führt eine weite Herrschaft; die deutsche Zunge wechselt mit der slavischen, und Körpergröße und Kraft tritt bei der Bevölkerung in geringerem Maße hervor; die Hausthiere sind im Allgemeinen kleiner und dürftiger genährt. Rückt man alsdann weiter nach Südosten vor, so tritt das Charakteristische von Oberschlesien vollends vor's Auge. In allen Richtungen steigen Rauchsäulen auf, die aus den vielen Hüttenwerken emporwirbeln. Kommt man in der Nacht in die Gegend von Gleiwitz, Tarnowitz und Beuthen, so erheben sich diese Säulen aus rother Glut, die überall, wie Feuersbrunst, den Himmel färbt. Der Ackerbau wird hier zur Nebenbeschäftigung, man sieht ungleich mehr Berg- und Hüttenleute, und Kohlen- und Erzfuhrwerke, als Ackersleute und ländliches Gespann. Zu Millionen Thalern werden die unterirdischen Schätze alljährlich angedeutet; aber an der Bevölkerung wird man den gewonnenen Reichthum wenig gewahr; sie ernährt sich nur kümmerlich, kleidet sich schlecht und wohnt in elenden Hütten. Nur Einzelne sammeln Schätze, und zu welchen Massen sich dieselben zuweilen häufen, davon gibt die Geschichte eines unlängst gestorbenen Millionärs einen Beleg. Man schätzt das Vermögen desselben zwischen sechs und acht Millionen Thaler. Um dem Typhus zu entfliehen, ging er nach Breslau, wo ihn jedoch der Tod so gut fand wie in seiner Heimath. Da er lauter lachende Erben hinterläßt, so ist von seiner Hinterlassenschaft die Erbschaftsabgabe von acht Prozent zu entrichten, und es erbt sonach der Staat nahezu eine halbe Million. Möchte er doch in seiner gegenwärtigen Klemme recht viele solche Erbschaften machen! — Das Emporkommen und die Lebensweise dieses Mannes waren so sonderbar, daß es nicht ohne Interesse seyn kann, hier etwas davon zu lesen. Sein Vater war Unterförster auf der Herrschaft Pilchowitz. Der Abt dieses Stiftes (eines Klosters der barmherzigen Brüder) lernte unsern Mann als Knaben kennen und nahm ihn, weil er an ihm viel An-

ſtelligkeit bemerkte, in's Kloſter zu ſeiner Bedienung, wozu er auch durch den Umſtand bewogen wurde, daß der Knabe eine Hand verloren hatte. Noch befand er ſich nicht lange im Kloſter, als ihn der Graf B. bei einem Beſuche in demſelben ſah und an ihm ſolches Wohlgefallen fand, daß er den Abt bat, ihm den Knaben abzutreten. Im Hauſe des Grafen ging ſein Glücksſtern auf. Derſelbe beförderte ihn vom Jägerburſchen zum Oekonomieaufſeher. Hier lernte unſer Mann die Kohlenwerke, ſowie die Zinkhütten kennen, die aber zu jener Zeit noch wenig einträglich waren. Er bewog den Grafen, auf Kohlen und Erze zu muthen, wobei er einen Antheil erhielt. Die Sache hatte jedoch ſchlechten Fortgang und trug ſo wenig ein, daß ſie der Graf aufgeben wollte. Unſer Millionär bat, ſie allein behalten zu dürfen, was ihm auch geſtattet wurde. Jetzt nahm die Sache eine günſtige Wendung. Der Zink fing auf einmal an geſucht zu werden und im Preiſe faſt um's Dreifache zu ſteigen. Dieß zog den Werth der Kohlengruben nach. Kurz, das Geld ſtrömte dem Glückskinde zu. Er übernahm nun einen Theil der gräflichen Güter in Pacht, ſchlug ſeinen Wohnſitz in Ruda, einem kleinen unbedeutenden Dorf, und zwar in einem einfachen, faſt ärmlichen Hauſe auf, und blieb dort bis an ſein Lebensende. Die hier aufgehäuften Schätze waren ungeheuer, und man kann ſich vorſtellen, daß ſie das Gelüſte der Freibeuter erregten, gegen welche er ſich denn zu ſchützen ſuchen mußte. Sein Hof war mit einer mäßigen Mauer, theilweiſe mit einer hölzernen Verzäunung umſchloſſen. In der Nacht wachte ein muthiger, kräftiger Mann, der einige große, biſſige Hunde um ſich hatte. Das Hauptſtück war aber ein ungeheuer großes Thier, das der Wächter an der Leine führte und nur bei der höchſten Gefahr los ließ, wo es dann aber auch Alles niederriß, was ihm in den Weg kam. Trotz alledem ſoll dem reichen Manne einſt ein kleines Kind auf die Stufen ſeiner Treppe gelegt worden ſeyn, das er aber nicht aufnahm (er war und blieb Hageſtolz), ſondern gegen mäßige Penſion in ein Waiſenhaus gab. Zu ſeiner weitern Sicherheit verſchloß ſich der Mann jede Nacht hinter mehreren Thüren, ſo daß er, da er keinen Menſchen in ſeiner Nähe litt, Gefahr lief, einmal hülflos umzukommen. Von ſeinem Charakter und ſeinen Eigenthümlichkeiten nur Einiges. Er hatte durchaus zu keinem Menſchen Vertrauen, und wer ihm freundlich und liebreich begegnete, dem ſchob er (ſelbſt ſeine Schweſter nicht ausgenommen) eigennützige Abſichten unter. Erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens gewann er ein Kind eines Hüttenarbeiters lieb, deſſen Mutter im Hauſe diente. Dieſes adoptirte er und machte es zu ſeinem Univerſalerben. Das Mädchen iſt etwas über fünf Jahre alt. „Dieſes Kind," ſagte er, „hat mich um mein ſelbſt, und nicht um meines Geldes willen lieb, denn dieſes kennt es noch nicht." Er glaubte an keines Menſchen Ehrlichkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Elſaß, September.

(Fortſetzung.)

Die Rachel.

Kurz, die Journaliſtik und überhaupt das literariſche Leben in Straßburg und im ganzen Elſaß ſind faſt gleich Null, und literariſche Notabilitäten gibt es, ſo viel ich weiß, ſo gut wie keine. — Mit der Kunſt iſt es eben ſo ſchlecht beſtellt; es lebt hier kein Maler oder Bildhauer von einigem Ruf. In neuerer Zeit fehlt es zwar nicht an Aufmunterung, und in dieſem Augenblick iſt im biſchöflichen Palaſt eine Gemäldeausſtellung; allein es fehlt an Kunſtſinn und an Geld. — Das Theatergebäude iſt nicht übel, aber eine eigene Geſellſchaft kann ſich hier nicht halten. Im Sommer wird nicht geſpielt und ich hätte das Theater gar nicht zu ſehen bekommen, wenn nicht Fräulein Rachel aus Paris mit ihrer Geſellſchaft einige Vorſtellungen gegeben hätte. Ihr Pariſer Korreſpondent wird Ihnen genug von der Rachel erzählt haben; da es aber immer gut iſt, über eine wichtige Zeiterſcheinung mehrere Urtheile zu hören, ſo will ich mit dem meinigen auch nicht hinter dem Berge halten.

Ich ſah die Horatier. Die Hauptperſon des Stücks war natürlich die Rachel. Die andern Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ſämmtlich Juden und zur Familie der Rachel gehörend, waren zwar von ihr eingeſchult worden, ſpielten aber gerade noch ſchlecht genug, daß ihr Spiel dem der Hauptperſon als Folie diente. Ich habe mich darüber gewundert, daß die Franzoſen die unerhörte Neuerung, welche die Rachel in der Tragödie einzuführen wagte, mit Beifall aufgenommen. Zum erſtenmal hörte ich eine franzöſiſche Tragödie in natürlicher, menſchlicher Sprache, zum erſtenmal eine verſtändige, wenn auch hin und wieder nach Effekt haſchende Deklamation. Sonſt habe ich bei den franzöſiſchen Tragödien ſtets aus vollem Halſe gelacht; bei der Vorſtellung der Horatier fühlte ich mich zum erſtenmal ergriffen. Das Organ der Rachel — was merkwürdiger Weiſe bei ſo vielen großen Schauſpielerinnen der Fall — iſt nicht günſtig. Die Franzoſen fuhren vor Entzücken aus der Haut; ich blieb in der meinigen, denn ich habe „größere Potentaten" geſehen und ziehe unſere herrliche Unzelmann der Rachel vor. In der Tragödie haben die franzöſiſchen Schauſpieler auf der neu betretenen Bahn noch weit zu laufen, ehe ſie unſere Künſtler erreichen; im Luſtſpiel aber werden wir die Franzoſen nie einholen. Ich habe unſere Hagen in denſelben Rollen geſehen, in welchen die alte Dejazet glänzt; allein Fräulein Hagen war kaum mit ihr zu vergleichen, ſo vortrefflich ſie iſt. Ich war übrigens nicht wegen der Horatier in's Theater gegangen, auch nicht wegen des den Schluß bildenden Luſtſpiels, ſondern weil die Rachel zwiſchen beiden Stücken die Marſeillaiſe ſang, und weil ich ſchon in Paris gehört hatte, daß noch Niemand in der Welt ſie ſo geſungen habe, noch ſingen könne. Ich war ſehr neugierig, und es ging allen Anweſenden ſo. Man hätte ein Blatt fallen hören können. Die Rachel erſchien in demſelben Koſtüm, in dem gewöhnlich die Republik von 1848 abgebildet wird. Die dreifarbige Fahne lehnte ſeitwärts. Ihre Wangen waren ohne Schminke und geiſterhaft blaß; die Glut der ſchwarzen Augen vermehrte noch dieſe Bläſſe. Sie begann auf ganz eigenthümliche, merkwürdige Weiſe. Es war keine Rede, es war kein Geſang, ſondern ein Flüſtern, ſchauerlich wie das Säuſeln des Windes in den Wipfeln der Bäume vor dem Ausbruch eines Gewitters. Allmählig wurde die Stimme ſtärker und ſchwoll ſo mächtig an, wie es der ſchwachen Bruſt der Schauſpielerin kaum zuzutrauen war. Bei der letzten Strophe ergriff ſie die Fahne, mit welcher ſie niederkniend ſich maleriſch drapirte, und ſchloß unter unerhörtem Beifallsſturm und unter einem Regen von Kränzen. Ob ſie mit oder ohne Begleitung ſang, weiß ich nicht zu ſagen, denn ich hörte nichts als die Stimme der Rachel. Ich hatte ein eigenthümliches Gefühl an den Wurzeln der Haare, als wollten dieſe ſich ſträuben, und es traten mir Thränen in die Augen. Das begegnet mir jedesmal, wenn ich etwas vollkommen Schönes ſehe oder höre, und eben deßhalb begegnet es mir ſehr ſelten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 48.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 240. Freitag den 6. Oktober 1848.

Gott hilft uns im gerechten Krieg.
Frisch in den Kampf! Tod oder Sieg!
Frisch, Brüder, auf den Feind!
Th. Körner.

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(ſ. Nr. 235—237.)

II. Die Ueberfälle bei Miſſunde und Loit.

Der Bote, welcher die Nachricht von dem glücklich erfolgten Uebergang der geſammten Freicorps über die Schley gebracht hatte, meldete zugleich, daß der rechte Flügel der däniſchen Armee den Rückzug angetreten habe und größtentheils ſeinen Marſch durch Angeln nehmen werde. Aldoſſer war hoch erfreut über dieſe Kunde, und als er ſie uns mittheilte, durchlief ein muthiges Jauchzen die Reihen der kleinen Schaar. Wir durften nunmehr hoffen, alsbald mit dem Feind handgemein zu werden. Zur Vorſorge war eine hinreichende Anzahl von Wagen requirirt worden; wir warfen uns auf dieſelben, die Peitſchen knallten, und im raſcheſten Trab entführten uns die trefflichen Pferde. Bei lieblichem Sonnenſchein, auf guten Wegen, immer zwiſchen hochbuſchigen Knicken dahin, deren braune Reiſer eben die erſten goldiggrünen Blätterfahnen aufgeſteckt hatten, war die Fahrt eine wunderſchöne. An den Gatterthoren der Koppeln ſtanden Burſche und Mädchen im Sonntagsputz und grüßten freudig und glückwünſchend, die Alten erhoben ſich von der Bank vor dem Hauſe, zogen die Käppchen und ſchüttelten die Köpfe über die Handvoll junger Leute, die ſo unbeſorgt dem Kampf entgegen eilten.

Tauſendfach gekrümmte Feldwege brachten uns endlich dicht in die Nähe des großen Kirchdorfes Loit. Die Straße von Eckernförde führt an demſelben vorbei; es war nicht unwahrſcheinlich, daß ein Theil der däniſchen Heeresmacht ſie einſchlagen werde, um durch Nordangeln nach Flensburg zu gelangen. Konnten wir nun eine gedeckte Stellung gewinnen, ſo war die Möglichkeit in Ausſicht geſtellt, dem Feinde bedeutenden Abbruch zu thun. Eine ſolche Stellung ſchnell einzunehmen, mußte daher unſer Hauptaugenmerk ſeyn, um ſo mehr, als die Bauern da und dort ſchon einzelne däniſche Compagnien geſehen, rothrockige Dragonerpikets auf der Streife bemerkt haben wollten.

Nicht weit ſüdweſtlich von Loit ſenkt ſich die Straße in eine Niederung, welche ein träger Bach zum Sumpfe macht. Eine hölzerne Brücke führt über denſelben. Nach des Hauptmanns Anordnung legten wir uns dieſſeits hinter Rainen und Knicken nieder, ſo daß die Büchſen mit Sicherheit die enge Brückenpaſſage beſtreichen konnten und wir ſo ziemlich Herren der Straße waren. Die beſten Schützen hatten ſich auf beide Seiten der leztern vertheilt, ein kleiner Haufen hielt als Reſerve mit aufgepflanzten Bajonnetten etwas ſeitwärts, dazu beſtimmt, einem etwaigen Kavallerieangriff die Spitze zu bieten. So lagen wir denn, Wegelagerer im eigentlichen Wortſinn, in unſerem Verſteck geraume Zeit und harrten der Dänen. Aber dieſe wollten nicht kommen. Dagegen erhielten wir andern Beſuch; aus Loit zogen wahre Caravanen aus, um die wilden Krieger, denen es niemals an Durſt und ſelten an Hunger fehlte, mit allen möglichen Eß- und Trinkwaaren zu ergötzen. Gaſtlich hatten die guten Leute eingepackt, was Küche und Keller vermochten, und das leichte Bier ſchmeckte doppelt gut, weil allerliebſte Landmädchen die Krüge boten. Da ward denn unter Scherzen und Lachen auf dem

Rasen getafelt, mancher Bursche raubte einen Kuß, der gern gewährt, doch die energischsten Gegendemonstrationen nach sich zog, und wer weiß, wie weit die frohe Lust der Leichtsinnigen noch gegangen wäre, wenn nicht eine plötzliche Unterbrechung derselben gewehrt hätte.

Von jenseits kam auf schäumendem, schweißtriefendem Roß, ohne Sattel und Bügel, ein junger Bauer dahergesprengt, eine kräftige, untersezte Gestalt. Seine blonden Locken flogen ihm um den Kopf, seine Wangen glühten. „Wo ist der Hauptmann?“ rief er fast athemlos. „Zweihundert bis dreihundert Dänen stehen eine Meile von hier mit einer Batterie, Missunde gegenüber, und wehren den Preußen die Ueberfahrt.“ Reges Leben kam bei dieser Nachricht in das kleine Lager. Schon beim ersten Anblick des Boten waren die hübschen Mädchen schreiend davon gesprungen und schnellfüßig dem Dorfe zugeeilt, und auch ihre älteren Begleiter zogen sich scheu zurück. In diesem Augenblick tönte auch der Kanonendonner zu uns herüber. Das Blut wallte heftiger, die Fäuste umspannten fester die Gewehre. „Antreten!“ schallte das Kommandowort; rasch standen die Sektionen in Reih und Glied auf der Straße. „Vorwärts Marsch!“ und fast im Sturmschritt gings dem Feind entgegen. Es mag eine Gewähr für den Muth der Freischaaren und unseres wackern Führers insbesondere seyn, daß wir Sechzig, fröhlich und des Sieges im voraus gewiß, gegen zwei- bis dreihundert Dänen marschirten. Weder die Stellung derselben, noch die der befreundeten Truppen war uns bekannt; es genügte dem Kampfesdurst des Häufleins, zu wissen, daß der Feind zu finden sey. Alle Erschöpfung war vergessen, jede Sehne spannte sich strammer, unaufhaltsam eilten wir dahin. Näher und immer stärker drang der Donner der Kanonen in unsere Ohren, aber deutlich unterschieden wir, daß das dumpfe, oft minutenlange Rollen der schweren Geschützsalven von zwei weit von einander entfernten Orten kam. Erst andern Tags erfuhren wir, was wir aus dieser Beobachtung nur vermuthen konnten, daß es auch bei der Stadt Schleswig zu einem bedeutenden Treffen gekommen war.

Die immer stärker werdende Kanonade beunruhigte uns, der Marsch ward beschleunigt, aber doch keine Vorsichtsmaßregel versäumt. Eine Spitze von drei Mann marschirte ziemlich weit voraus, ihr folgten in einigem Abstand zehn oder zwölf Tirailleurs, die besten Büchsenschützen der Abtheilung. Die Straße war wie ausgestorben, in den Dörfern zeigte sich kein Mensch, höchstens daß hie und da ein verstörtes Gesicht hinter den Fensterscheiben hervorlugte, aber bei unserem Nahen wie ein Blitz verschwand. Je näher wir aber dem Getöse des Treffens kamen, um so belebter ward wieder die Gegend. Auf den Feldwegen eilten flüchtige Landleute, Männer, Weiber und Kinder dahin, bepackt mit Betten und Hausgeräth, herrenlose geschirrte Pferde rannten in die Koppeln, umgestürzte Wagen lagen vor den Hausthüren und die Glocken heulten Sturm von allen Thürmen.

Die Spitze ward bei diesen Anzeichen der nahen Gefahr eingezogen, die Tirailleurs zogen sich als Vorhut zusammen, aber es wollte nicht gelingen, irgend eine genaue Nachricht über die Stellung und Nähe des Feindes zu erhalten. So gelangten wir nach dem Dorfe Brodersbye. In demselben wendet sich die Straße in einem rechten Winkel, etwas bergabwärts, nach dem Ufer der Schley und dem Dorf Missunde zu. An ihrem Wendepunkt, der an beiden Seiten von Häusern begrenzt ist, sah die Vorhut eine Anzahl von Wagen und Pferden stehen, welche verdächtig schienen. Einem der Schützen gelang es, ungefähr hundert Schritte von denselben entfernt, ein etwa zwölfjähriges Mädchen aufzugreifen, welches gerade in die Thüre eines Hauses schlüpfen wollte. Er stellte mit demselben ein Examen an: „Sind Soldaten bei jenen Wagen?“ Zögernd und unter Weinen erfolgte die Antwort: „Ja.“ — „Sind es Dänen?“ Das Kind blieb stumm. — „Haben sie rothe Röcke an?“ — „Ja,“ und damit entsprang die Kleine schluchzend. Ihre Auskunft genügte aber vollkommen. Das Hauptcorps, mittlerweile herangekommen, fällte das Bajonnet, wir Schützen liefen voran, und um die Biegung der Straße stürmten wir mit furchtbarem „Hurrah!“ auf den Feind. Es war ein dänisches Dragonerpiket von vier-und-zwanzig Mann, welches hier als Vorposten stand. Alle waren abgesessen, und sie hätten sich eher des Himmels Einsturz träumen lassen, als so plötzlich im Rücken angegriffen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Lamartine und Thiers.

(Schluß.)

Die Religion *vermag* in unserer Zeit ungeheuer viel; aber um zu *können*, muß sie *wollen*, und allerdings wäre ohne ihre Dazwischenkunft auch das Recht auf Arbeit am Ende ein leeres Wort. Ueberhaupt darf man nicht glauben, daß der Staat, wenn er die Arbeit garantire, bei dieser Bestimmung stehen bleiben dürfe: die Arbeit ist nur ein Ring in der Kette sittlicher Bildungszustände, die durch *Unterricht* und *Erziehung* eine Volksmasse zu einer Nation umbilden. Es wäre Undank, schnöder Undank, *Lamartine* die redliche Absicht einer solchen

Wiedergeburt abſtreiten zu wollen, und die Thiersflaner, die an jeder freien Geiſtesregung, an jedem offenen Herzſchlag mäckeln und Communismus wittern, beweiſen damit nur ſo viel, daß ſie aus Leibeskräften wieder in das alte Geleiſe zurücklenken. In der Rue de Poitiers, wo anfangs lauter homines novi ſich verſammelten, bis Thiers ſich einſchmuggelte, fängt man bereits an, namentlich unter den Legitimiſten, mißtrauiſch und ungehalten darüber zu werden, daß der Thiersſche Conſervatismus ſo gar nichts lernen will und gar nichts vergeſſen kann.

Indeſſen wiegt ſich Marraſt im Präſidentenſtuhl mit der vornehmen Miene eines vollkommenen Gentleman und gibt in der prachtvoll eingerichteten Präſidentenwohnung glänzende Diners, wozu die Regimentsmuſik aufſpielt. — Und warum nicht? Wir genießen hier fortwährend erwünſchter Ruhe. Nicht drei Menſchen ſieht man auf der Straße kannegießern. Cavaignac iſt ein Mann der Ordnung und der Liebling der Bürger. Seine Freunde fürchten bereits für ſein Leben. Sie miethen die Dachwohnungen, aus denen man dem General in's Fenſter ſchießen könnte, und laſſen eine gefährliche Gartenthüre zumauern. Die Mutter des gewaltigen Mannes ſcheint mit ſeiner Standeserhöhung nicht ganz zufrieden zu ſeyn. Als man ſie beglückwünſchte, dem Vaterlande einen ſolchen Sohn gegeben zu haben, entgegnete ſie: „Ich hab' ihn nicht gegeben; man hat ihn mir genommen!" Gegeben oder genommen, die Stadt kann zufrieden ſeyn. Die Pflaſterer forderten einen ungebührlich übertriebenen Taglohn, wobei die Meiſter nicht beſtehen konnten. Cavaignac beſchied leztere zu ſich, fragte ſie, wie viel Lohn ſie geben könnten, und ließ ſofort den Geſellen durch die Meiſter ſagen, wenn ſie um dieſen Preis nicht arbeiten wollen, werde er ihnen in Vincennes Arbeit anweiſen. Und ſiehe da, die Pflaſterer warteten den Befehl gar nicht ab, ſondern ſezten die Steine ein, wo etwas auszubeſſern war. Auf dem Lande iſt man mit dem neuen Regimente beſonders zufrieden. Ein Dorfküſter hatte unter der Predigt erfahren, Cavaignac ſey zum Präſidenten ernannt, und wußte dieſem ſeine Huldigung nicht beſſer auszudrücken, als daß er ſtatt des Salvam fac Rempublicam ein Salvum fac — Cavaignac anſtimmte. Honny soit qui mal y pense!

Den glänzendſten Sieg hat der General über die „ſociale" Republik davon getragen. Wir erinnern uns, wie noch um die Zeit der Eröffnung der Nationalverſammlung die République démocratique et sociale grünte; jezt wiſſen die Leute, was ſie darunter zu verſtehen haben, und bedanken ſich höflichſt für das Geſchenk.

Bei dem ganz eigenthümlichen verworrenen Kryſtalliſationsprozeß hat ſich ferner ſo viel herausgeſtellt, daß das republikaniſche Schibolet der „Brüderlichkeit" für das Staatsleben keine Conſiſtenz und darum auch keine Bedeutung hat, und daß Lamartine's Gedanke, ein beſonderes Miniſterium für brüderliche Zwecke zu gründen, in das Reich gut gemeinter Träume gehört. Ein Staatsalmoſenier iſt eine Figur, die höchſtens in einen Prieſterſtaat paßt. Die „rothe" Republik hat ſonach faſt allen Boden verloren. Wahrſcheinlich iſt den Pariſern auch die Luſt zu den Klubs vergangen. Das Geſetz darüber iſt von der Art, daß die Demagogen ſchwerlich von der ihnen gelaſſenen Freiheit Gebrauch machen werden, wenn auch das Amendement nicht durchging, daß jedes Mitglied eines Klubs eine beſondere Uniform tragen müſſe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Elſaß, September.

(Fortſezung.)

Leſevereine. — Der Rebſtock. — Die Nationalgarde.

Aber Conzerte gibt es doch im Sommer in Straßburg? — Gott bewahre! Das Muſikchor der Artillerie ſpielt hin und wieder Abends auf dem Paradeplaz, oder auf dem vor dem „Jüdenthor" gelegenen „Contad," ſonſt nichts. Ich glaube die Straßburger ſind zu geizig und zu materiell, um für Conzerte Geld auszugeben. Die unzähligen Bierhäuſer in der Stadt ſind beſtändig gefüllt; allein die ſchönen öffentlichen Gärten vor der Stadt ſind meiſtens leer, mit Ausnahme des Lipsſchen Gartens, der gegenwärtig Mode iſt. Vergnügungen gibt es gar keine

und ich kenne in dieſer Beziehung keinen traurigern Ort wie Straßburg. Die alten Philiſter der vornehmeren Klaſſe bringen ihre Abende in dem am Gutenbergplatz gelegenen prächtigen Caſino zu, wo man eine große Menge von Journalen und alle möglichen Bequemlichkeiten findet. Es iſt leicht, dort eingeführt zu werden, denn die Straßburger Bürger ſind gegen Fremde zuvorkommend und gefällig. Außerdem findet man die meiſten Journale in dem am Kleberplatz gelegenen Café Cade; auch beſteht der Mairie gegenüber ein von Herrn Alexander gehaltenes Leſekabinet, in welchem man eine große Auswahl von Journalen und Broſchüren antrifft. — Der gewöhnliche Straßburger Bürger ſizt Abends beim Biere. Das Straßburger Bier hat in Frankreich einigen Ruf, den aber die dort anweſenden Deutſchen nicht gelten laſſen wollen. Es taugt auch wirklich nichts, wie in faſt allen Weinländern. Ich kann nicht begreifen, wie man das Zeug, welches dort Bier heißt, trinken mag, wenn man für wenige Sous eine erträgliche Flaſche Wein hat. Unter den Elſäßer Weinen gibt es einige ganz vortreffliche Sorten; die beſten ſcheinen mir indeſſen an der Grenze von Rheinbayern, in der Nähe von Weißenburg zu wachſen. — Große Hôtels, wie in andern gleich großen Städten am Rhein, gibt es in Straßburg nicht. Einen beſondern Ruf hat ſich in neuerer Zeit der Gaſthof zum Rebſtock (à la vignette) erworben, nicht allein wegen ſeines guten Weins, wegen ſeiner guten Tafel und der Ordnung und Anſtändigkeit, welche im ganzen Hauſe herrſchen, ſondern hauptſächlich, weil er in Deutſchland als das Hauptquartier der verbannten deutſchen Republikaner gilt. Es hat dieſer Ruf dem Gaſthof eine Menge Fremder zugeführt, beſonders Deutſche, welche neugierig waren, das Thun und Treiben dieſer Menſchen in der Nähe zu beobachten. Der Wirth iſt von Geburt ein Deutſcher, und zwar vom alten Schrot und Korn, und nebenbei Hauptmann und Compagniechef in der Nationalgarde.

Seit der Begriff Bürger ſich erweitert hat und faſt Jedermann zur Nationalgarde gehört, herrſcht in Straßburg ein merkwürdig kriegeriſches Leben. Um fünf Uhr Morgens wird man ſchon geweckt durch das Trommeln der Nationalgarde und das entſezliche Blaſen der Chaſſeurs. Erſteres bringt alle friedfertigen Menſchen, die gern am Morgen ſchlafen, und lezteres ſämmtliche Hunde der Stadt zur Verzweiflung. Die kriegeriſche Berſerkerwuth hat die friedlichſten Bürger ergriffen, und leider Gottes auch die liebe Jugend, welche den ganzen Tag »Murir bour la Badrie« brüllt. Die Kinder in den Windeln lernen von ihren Ammen exerziren und ſämmtliche Papageien in Straßburg ſchreien: Portez armes! Die nächſte Generation, welche unter dem Einfluſſe dieſes kriegeriſchen Muthes entſteht, muß ein Geſchlecht von Helden werden. Es iſt übrigens wirklich erſtaunlich, wie ſchnell in Folge dieſes lobenswerthen Eifers die Nationalgarde einexerzirt werden iſt. Ich ſah ſie einmal bei einer Parade auf dem Kleberplatz vereinigt und muß geſtehen, daß ſie, was kriegeriſche Haltung und Exerzitium betrifft, der Linie wenig nachgibt. Es iſt dieß keine Kleinigkeit; die Nationalgarde in Straßburg iſt zehntauſend Mann ſtark und beſteht aus Artillerie, etwas Kavallerie, Pompiers und Grenadieren. Der Muth, wenn er noch nicht vorhanden iſt, wird ſich wohl auch finden, wenn eine eclatante Gelegenheit kommt, ihn zu zeigen. Vor einiger Zeit hatten die Arbeiter einen kleinen Krawall in Straßburg gemacht, und da ſah ich Nationalgardiſten, welche vor kriegeriſcher Aufregung kreideweiß waren und vor Muth mit den Zähnen klapperten. Ein Arbeiteraufſtand in Straßburg hat nicht die allergeringſte Gefahr; denn außer den zehntauſend Nationalgardiſten hat die Stadt noch eine ſtarke Garniſon. Ich möchte einmal die Herren Deputirten in Frankfurt einladen, ſich die Soldaten in Straßburg anzuſehen; es wäre dieß aus mehrfachen Gründen ſehr heilſam. Die Blüthe der franzöſiſchen Armee ſind die Artillerie und die Jäger zu Fuß. Beſſere Truppen gibt es nicht in der Welt.

(Schluß folgt.)

Aus Oberſchleſien, September.

(Fortſezung.)

Ein Millionär.

Einen Sekretär, den der Millionär angenommen, ließ er einen Eid ſchwören, daß er ihm treu ſeyn wolle, und verſprach ihm, wenn ſich ſeine Treue bewähren würde, große Belohnung. Mehrere Jahre beſtand dieſer die Probe. Nun aber wollte der reiche Mann den lezten Verſuch machen. Im Zimmer, wo der Sekretär arbeitete, war ein Wandſchrank angebracht, in welchem die Schäze des Prinzipals verborgen ſeyn ſollten. Er gab vor, ſchnell verreiſen zu müſſen, und ſchien in der Eile den Schlüſſel zum Schranke vergeſſen zu haben. Der Sekretär kämpfte lange mit der Verſuchung, unterlag aber endlich. Er nahm zitternd den Schlüſſel, um zur Befriedigung ſeiner Neugier den Schrank zu öffnen. Wer malt aber ſeinen Schrecken, als er hinter demſelben den Prinzipal ſah! Es war eine Blende und der vermeinte Schrank ſtand als Thür mit einem andern Zimmer in Verbindung. Der Unglückliche wurde zur Stunde entlaſſen. — Einſt wurden ſeine Dreſcher einer Getreideveruntreuung überführt. Man fand geſtohlene Garben bei ihnen. Dieſelben wurden auf einen Wagen geladen, die Diebe davor geſpannt und durch den Beamten mit einer Peitſche auf die Höhe getrieben, auf welcher der herrſchaftliche Hof liegt. Vor einigen Jahren kaufte er ein neues Rittergut, wofür er ſechzigtauſend Thaler gab, die er in lauter ganz neuen Einthaler-Kaſſenanweiſungen bezahlte, welche er ſich nicht ohne Koſten von Berlin verſchafft hatte. Daß er aber mit ſeinen Schäzen nicht Alles durchſezen konnte, erfuhr er mehrfach. Er war im höchſten Grad ehrgeizig und hätte es ſich viel koſten laſſen, wenn er den Landrathspoſten des Kreiſes hätte bekommen können; aber die ſämmtlichen Stände waren ihm entgegen. Selbſt zu einem Orden hat er es nie bringen können. — Er hatte eine große Abneigung gegen die Eiſenbahnen. Die Direktion der oberſchleſiſchen, die dieß wußte, kehrte ſich aber nicht daran, ſondern legte ſie ſo an, daß er die Züge immerfort vorbeiſauſen hören mußte. Als vor zwei Jahren der König in Oberſchleſien war, und auch im Beuthner Kreiſe die Stände, zu denen unſer Mann gehörte, demſelben vorgeſtellt wurden, machte Graf Henkel bei deſſen Vorſtellung die Bemerkung: „der reichſte Mann in Oberſchleſien.“ Der König ging weiter, ohne ein Wort zu ſagen, oder dem Manne irgend eine Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Er würde, trotz ſeinem Geize, einen Theil ſeiner Schäze darum gegeben haben, wenn ihn der König in irgend einer Art ausgezeichnet hätte. So war er nur der unruhige Hüter derſelben und genoß das Leben wenig. Er ging meiſt mit Geiſtlichen um; trotz dem aber hat er ſie in ſeinem Teſtamente nicht ſonderlich bedacht. Den Eltern des adoptirten Kindes hat er die Nutznießung einer ſehr einträglichen Zinkhütte vermacht. Die Kinder ſeiner Geſchwiſter bekommen jedes einmalhunderttauſend Thaler. Dem Stifte Pilchowiz hat er fünfzigtauſend Thaler legirt. Dem Sohn des Grafen B., dem er urſprünglich ſein Glück verdankt, gab er bei Lebzeiten jährlich dreißigtauſend Thaler als Antheil an der Ausbeute der Gruben und Hütten.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 241. Sonnabend den 7. Oktober 1848.

Vana sunt, et opus risu dignum.
Jeremias.

Jocum vestri movere tumultus.
Horat.

Die rothe Republik in Köln.

Köln am erſten Oktober 1848.

Das Programm der rothen Republik wurde kürzlich hier bekannt gemacht: „Art. I. Alle Geſetze ſind aufgehoben. Art. II. Die Anarchie iſt permanent erklärt. Art. III. Nur mit bewaffneter Hand darf gebettelt werden. Art. IV. Selbſtvertheidigung iſt verboten. Art. V. Der veraltete Begriff des Eigenthums hört auf. Art. VI. Ebenſo die Todesſtrafe; nur die proviſoriſche Regierung bedient ſich der Guillotine in Permanenz als eines Beſſerungsmittels. Dieſes Programm und eine mit ſchweren Goldtroddeln beſetzte ſcharlachfarbige Fahne, die man am Montag von ein paar Betrunkenen herumtragen ſah, ſind die einzigen noch übrigen Zeichen der rothen Republik. Für die Aechtheit des Programms kann ich eben ſo wenig bürgen wie für die Aechtheit des Goldes der republikaniſchen Fahne, die aus dem Nachlaß des „feſt“ ſitzenden Dr. Gottſchalk ſtammen ſoll, des Mannes, der jezt ſo unpopulär geworden, daß ihn das ſouveräne Volk nur noch den „Jüd“ nennt, eine Eigenſchaft, die es früher abläugnete. Schon in der lezten Zeit ſeiner Freiheit war er nicht mehr beliebt; hatte er doch dem Volke noch kein einziges ſeiner vielen Verſprechen realiſirt, noch nicht e i n e jämmerliche Million in ihren Schooß geworfen, er, der ihnen doch erklärt, daß bei der Theilung auf jeden der 100,000 Einwohner Kölns zehntauſend Thaler kommen müßten! Zwei Tage, ehe er arretirt wurde, bat er die Bürgerwehr um Schutz gegen ſeine Jünger, was ſie ihm aber abſchlug; glücklicherweiſe gewährte ihm die Polizei denſelben. Anneke, der Danton unſeres Robespierre, ſizt ebenfalls ſeit mehreren Wochen, Rabbi Marx iſt in Wien, die andern Herren haben ſich geflüchtet, und die Rheinarbeiter arbeiten wieder, ſtatt zu trinken und dann Fenſter einzuwerfen, und die Buben betteln wieder, ſtatt Barrikaden zu bauen.

Die Zeitungen, welche ſich in die rothe Republik verliebt hatten, ſind unterdrückt, was ich in Betreff der „rheiniſchen Zeitung,“ des Hauptorgans, ſehr bedaure. Ich halte ſie der vernünftigen Menſchheit gegenüber — und wer möchte auf eine andere rechnen! — für höchſt nüzlich. Ehe ſie erſchien, war man auf ſie geſpannt wie auf den Meſſias; alle, denen die Kölniſche Zeitung zu ſervil oder zu radikal, zu proteſtantiſch oder zu katholiſch, zu geldariſtokratiſch oder zu ſocialiſtiſch war — alle dieſe Beſchuldigungen trafen ja eine und dieſelbe Nummer der Kölniſchen, dieſer unglücklichen Märtyrerin des juste-milieu — alle dieſe freuten ſich des Erſcheinens des neuen Blattes, theils um die eigene Partei vertreten zu ſehen, theils wegen der Concurrenz wider das verhaßte Blatt; aber Keiner ward befriedigt als — die Redakteurs der Zeitung ſelbſt. Zum Glück gab es deren eine große Zahl, die Apoſtel Marx, Engels, Dronke, Wolf, Bürgers und noch andere, deren Namen wohl der Geſchichte menſchlicher Verirrungen, aber nicht meinem Gedächtniß angehören. Jedem Unbefangenen konnte die Neue Rheiniſche nur einen komiſchen Eindruck machen. Sie log ſich wie Münchhauſen Nachrichten zuſammen, die in ihr „Programm“ paßten und verſchwieg alle Thatſachen, die ihr nicht „convenirten.“ Kurz ſie war vollkommen nach altöſterreichiſchem oder ruſſiſchem Zuſchnitt gehalten, nur daß ſie in anderem Sinne ignorirte. Die Artikel waren übrigens wie von Gymnaſiſten für

Gymnaſiſten geſchrieben und jeden geſtreichen Republikaner mußte ſie bei anhaltendem Leſen entſchieden der entgegengeſetzten Partei in die Arme führen. — Das andere proſcribirte Blatt, „der Wächter am Rhein," welches nur dreimal wöchentlich erſchien, war mit mehr Geſchick redigirt und eigentlich ein höhniſcher Critikus alles Beſtehenden, derb witzig und leider oft wahr, wenn auch gewöhnlich übertrieben. — Die beiden andern unterdrückten Blätter: „die neue Kölniſche" und die „Arbeiterzeitung" kann ich nicht ſchildern, da mir beide nie zu Geſicht gekommen ſind.

Was iſt uns alſo von der rothen Republik geblieben? Nichts als der Belagerungszuſtand. Wer denkt dabei nicht an Kanonen, geſchloſſene Thore, bleiche Geſichter, leere Wirthshäuſer, Todtenſtille und bange Gefühle der Belagerten? — Nichts von alle dem! — Während ich ſchreibe, tönen die ſtarken Klänge einer vortrefflichen Militärmuſik durch mein den Sonnenſtrahlen weit geöffnetes Fenſter. Nichts als Luſt und Fröhlichkeit! Ich habe Köln nie heiterer, anſtändiger und ruhiger geſehen. Geſtern hörte ich einen Mann mit Inbrunſt ſagen: „Währte doch der Belagerungszuſtand den ganzen Winter!" Und beinahe jeder denkt ſo. — Der Montag und die darauf folgende Nacht, als der Bürgerwehr allein die Sorge um das Wohl der Stadt oblag, haben eine vortreffliche Kur an den hieſigen Republikanern gemacht. Die ganze „Inſurgentenpartei" beſtand freilich nur aus vierzig bis fünfzig total betrunkenen Männern und der doppelten Anzahl eben ſo total abgeriſſener Jungen. Dieſe aber zogen von Haus zu Haus und machten Revolution, indem ſie die Fenſter einſchlugen. Wie es Abend wurde, brachen ſie das Pflaſter auf und bauten Barrikaden, die Niemand angriff und Niemand vertheidigte. Den folgenden Morgen halfen ſie ſelbſt ſie wieder einreißen, um die Paſſage zu öffnen. — Als es wieder Nacht ward und die Bürgerwehr dem Commandanten erklärte, ſie könne nicht die Ruhe der Stadt garantiren, und dieſer überall Poſten ausſtellte, da ging die Komödie erſt an. Die erwähnte Bande, immer dieſelben Leute, bauten wieder Barrikaden, bis die Patrouillen ſich näherten. — Sie hatten einen Vorpoſten ausgeſtellt, der jeden Vorübergehenden mit der ängſtlichen Frage anging: „Kütt et Militäär?" Bejahte man, ſo ſtürzte erwähnter Vorpoſten mit dem lauten Rufe: „Et kütt! et kütt!" nach der Barrikade, die im Nu von ihren Erbauern verlaſſen war. An der nächſten Straßenecke begann dann der Bau von Neuem, bis der Ruf: „Et kütt!" ſie auch da wieder vertrieb. Die Soldaten thaten weiter nichts als Barrikade um Barrikade mit lachendem Munde wegräumen; ſchwere Mühe hatten ſie nicht, es war meiſtens Kinderwerk.

Wahrlich, die Soldaten haben in dieſen Tagen eine Rolle übernommen und mit glorreicher Beharrlichkeit durchgeführt, die ſonſt nicht mit ihrem Metier ſich vereint, die heiterer Lebensphiloſophen. So mild, ſo ehrlich, ſo gutmüthig, ſo vernünftig — wahrhaftig, dieſe Kölner Barrikaden, wo nicht ein Blutstropfen floß, machen der preußiſchen Armee mehr Ehre als manche mit Strömen Blutes erkaufte Schlacht. Mit den Kolben dreinſchlagen und mit dem geladenen Laufe zielen, iſt keine Kunſt, aber mit ſechzig Patronen in der Taſche und wohlgeladenem Gewehr dabei ſtehen, wenn jenſeits einer kniehohen Mauer geſchimpft und geſchmäht wird, dazu gehört ein guter, wirklich tapferer Sinn und vortreffliche Mannszucht.

Ich bin kein Preuße und habe auch nie Sympathien für das Land gehabt, deſſen Hochmuth und Superklugheit bei uns im Süden ſprüchwörtlich ſind; aber ich bin heute von der größten Bewunderung für eine Armee erfüllt, von der über zehntauſend Mann ſich ſo muſterhaft und menſchlich betrugen, während ſie mit ſo unmenſchlichen Mitteln, als da ſind Kanonen, Pulver und Blei, reichlich ausgerüſtet waren. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in den Straßen, wo die Barrikaden ſich erhoben, am erſten Tage eine Menge Läden erbrochen und Einwohner beſtohlen wurden unter dem Vorwand, Material zum Barrikadenbau aufzuſuchen. Aber nicht nur dieſe Beſtohlenen und Bedrohten ſchwärmen jezt für „et Militäär," ich ſelbſt, der ich weit vom Orte des Tumults wohne, weiß den beiden Pommern vom 34. Regiment, die in unſerem Hauſe einquartiert ſind, nicht genug Freundlichkeit zu erweiſen. Ich hätte nie gedacht, daß ſich im Schutz der Bajonette ſo ſüß ſchlafen ließe!

Man macht bereits die beſten Witze auf die hieſigen Barrikaden und die Revolutionszeit. Ein Blatt erzählt, bei Hinwegräumung der Barrikaden habe eine Deputation der Bürger den Commandanten gebeten, doch eine derſelben ſtehen zu laſſen, weil ſie als Anziehungsmittel für Fremde der Stadt nützen könnte. Eine gute Charakteriſtik des Kölner ſpekulativen Krämergeiſtes! Das iſt auch der Hauptgeiſt hier. Wirkliches politiſches Intereſſe exiſtirt nicht. Das ſah man am beſten Frankfurt gegenüber. Was auch dort geſchehen mochte, Köln nahm an nichts Antheil; die Eröffnung des Parlaments, die Wahl des Reichsverweſers — was ging das die Kölner an! Höchſtens achtete man darauf, wenn Franz Raveaux eine Rede hielt, denn der hatte ſich hier im Narrencomité ausgezeichnet; das war ein großer Mann, weil er ein großer „Geck" geweſen.

Ein guter Scherz iſt die Ankündigung, daß ſich hier eine Geſellſchaft bilden werde zur Sammlung von Beiträgen für die Hinterbliebenen der gefallenen Barrikadenhelden; ferner daß man dem Gemeinderath eine

Schachtel bleierner Soldaten zur Verſtärkung der Kämpfer „für's Volk“ überſandte. — Einen Schneider, den man einfing, als er eine Rede an's Volk hielt, worin er zur Abwerfung der ſchmachvollen Feſſeln des Königthums aufforderte, brachten die Soldaten zur Wache, oder, wie die Ober-Poſtamtszeitung ſagen würde: „es gelang dem Militär u. ſ. w.“ (eine Weibsperſon einzufangen). Beſagter Schneider zitterte und weinte ſehr im Gefängniß; der Offizier bedauerte ihn und erklärte, wenn er das Preußenlied recht ſchön declamiren wolle, ſolle er augenblicklich loskommen. Und das Pathos des Schneiders ſoll ſo erhaben und herzerſchütternd innig geweſen ſeyn, daß den Soldaten der Wache die Thränen in's Auge kamen, wenn auch nur vor Lachen. Der Schneider hatte ſich aber ſeine Freiheit erdeclamirt, was noch wenigen Helden der Geſchichte paſſirt ſeyn mag.

Der Commandant der Feſtung, Oberſt Engels, ging und geht fortwährend allein durch die ganze Stadt, um überall, wo Wachen und Poſten ſind, ſelbſt nachzuſehen, was doppelt verdienſtlich iſt, da er ein ſehr ſtarker Mann iſt und das Gehen ihm ſauer genug werden mag. Der Mann hat das ſeltene Problem gelöst, als Commandant einer von ihm belagerten Stadt ſich populär zu machen. — Im Anfang konnte Niemand begreifen, warum er aus der ganzen Umgegend dieſe ungeheure Truppenmaſſe, zehntauſend Mann, hierher zog, während beim übertriebenen Mangel an kriegeriſchem Muth die guten Kölner, oder vielmehr die ſchlechten Kölner, mit weniger als tauſend im Zaum zu halten ſind. Ich glaube aber jezt dieſe Maßregel zu verſtehen. Es geſchah, um Blutvergießen zu verhindern. Bei einer kleinen Anzahl Soldaten wäre hie und da doch wohl ein ſtrenges Einſchreiten, vielleicht das Schießen nöthig geworden. Dieſe Maſſen aber ſchafften Ruhe durch den bloßen Anblick ihrer imponirenden Macht. Wenn Oberſt Engels dieß erſtrebt hat, ſo iſt es ihm vollkommen gelungen und er verdient den Friedensorden pour le mérite ſo gut als irgend einer, der ihn trägt.

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſezung.)

Der Auftritt, welcher erfolgte, dauerte nur wenige Augenblicke, bot aber den Anblick des wildeſten Kriegsgetümmels. Die Büchſen knallten, da und dort ſtürzte ein Feind, die andern warfen ſich in regelloſe Flucht. Sie verſuchten faſt keinen Widerſtand. Ein däniſcher Ingenieuroffizier war von einem Wagen geſprungen und hielt einem der Schützen, dem Verfaſſer, die Piſtole vor, aber der Kolben von deſſen Büchſe, die eben einen Dragoner niedergeworfen hatte, traf ihn blitzſchnell auf die Bruſt, daß er zu Boden taumelte. Der Sieger verfolgte dann mit den Genoſſen der Vorhut die fliehenden Feinde; raſchen Laufes ereilte er einen Dragoner; deſſen geſchwungener Pallaſch fiel ohnmächtig nieder und ein Fauſtſchlag warf den Dänen in den Straßengraben. Er war halb todt vor Angſt und Schreck, mit zitternden Händen neſtelte er die Säbelkuppel ab und übergab die Waffe; halb in die Kniee geſunken, ſtammelte er mit flehend erhobenen Händen: „O nir todt, nir todt!“ Dieſe rührende Anſprache des armen Menſchen hätte Jeden entwaffnet, aber er hatte als Gefangener ohnehin nicht das Mindeſte zu befürchten. Schmählich aber und niederträchtig verdient das Verfahren der däniſchen Offiziere genannt zu werden, welche ihren leichtgläubigen, unwiſſenden Untergebenen die Lüge vorgeſagt hatten, die Freiſchärler ermordeten ſchonungslos und ohne Gnade alle Dänen, welche in ihre Hände fielen.

Mittlerweile waren die braven Kameraden nicht unthätig geweſen, weithin hatten ſie die Flüchtigen verfolgt, zehn gegen zwanzig; aber mit Verwunderung mußten ſie geſtehen, daß die däniſche Kavallerie zu Fuß beſſer zu laufen verſtehe, als ſie ſelbſt. Das Hauptcorps war in ſeiner Stellung geblieben und hatte ſich der Beute bemächtigt. Außer fünf Gefangenen wurden ſechzehn Pferde mit Sattel und Zeug genommen. — Eine Epiſode dieſes Ueberfalls aber verdient vor Allem erwähnt zu werden. Wer malt die Ueberraſchung unſerer Schaar, als dieſelbe mitten unter den Pferden der däniſchen Dragoner den einen unſerer Kundſchafter erblickte, welchen wir ſeit dem vergangenen Abend verloren gegeben hatten! Derſelbe, Levyſohn, ein Jude aus Hamburg, ſaß mit gefeſſelten Händen und nackten Füßen traurig auf der Streu; unſer Hurrah ſchnellte ihn empor, wie ein elektriſcher Schlag; weinend, lachend, ſingend tanzte er uns entgegen, mit den an den Gelenken gebundenen Händen klatſchend; er geberdete ſich wie ein Wahnſinniger. Raſch ward er entfeſſelt; ſein Erſtes war, eine daliegende Muskete zu ergreifen, und damit den verſchwindenden Feinden zu drohen, dann machte er in tauſend Worten ſeinem Herzen und ſeiner Dankbarkeit Luft. Auf wunderbare Weiſe hatten wir den guten Jungen vom ſichern Tode errettet.

Er war, ſeiner Erzählung zufolge, am Abend des vorigen Tags von Hummelfeld aus ohne Waffen landeinwärts gegangen, um die Stellung der däniſchen Vorpoſten in der Richtung von Eckernförde auszukundſchaften. Einen derſelben hatte er bereits glück-

lich umgangen; leiſe ſchlich er in einem Graben dahin, als plötzlich ein Haltruf ertönte und gleichzeitig zwei, drei Schüſſe auf ihn abgefeuert wurden. Zwar verſuchte er noch ſein Heil in ſchleuniger Flucht, aber er ward eingeholt, furchtbar mißhandelt, geknebelt und vor den wachhabenden Offizier gebracht. Dieſer ſtellte ein ſtrenges Examen mit ihm an, jeder Theil ſeiner Kleidung ward auf das Genaueſte unterſucht, ja ſelbſt die Sohlen ſeiner Schuhe wurden aufgetrennt, um eine etwa verborgene Korreſpondenz aufzufinden. Aber er hatte nichts Schriftliches bei ſich, als die unquittirte Rechnung eines Hamburger Schneiders. Da er etwas däniſch radebrechte, ſo gab er ſich für einen Viehhändler aus, konnte aber ſein verdächtiges Umherſchleichen bei Nacht nicht bemänteln. Man nahm ihm zwar die Bande ab, behielt ihn aber unter ſtrenger Aufſicht. Dieſe erſchlaffte indeſſen gegen Morgen ſo, daß der ſchlaue Burſche Gelegenheit fand, ſich ſelbſt zu ranzioniren.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Elſaß, September.

(Schluß.)

Militäriſches

Nicht Jeder kann Chaſſeur werden; man ſucht dazu die wildeſten, verwegenſten Burſche aus ganz Frankreich aus, ſolche, welche ſich durch tolle Streiche, durch Wirthshausſchlägereien und dergleichen ausgezeichnet haben. Ein Corps von Deutſchen dieſer Art wäre nicht zu bändigen, denn bekanntlich zanken ſich drei Deutſche, ſobald ſie einen Tag beiſammen ſind; aber die Chaſſeurs ſind disciplinirt wie die andern Truppen und man hört ſelten von Exceſſen. La glorie, l'honneur et la patrie, nebſt ſtrenger Disciplin, bewirken dieſes Wunder. Es iſt eine Freude, dieſe kühnen Geſichter anzuſehen, wenn ſie im Sturmſchritt — ihre gewöhnliche Marſchart — oder im Trab durch die Straßen paſſiren. Ihre Kleidung iſt ſo zweckmäßig wie ihre Bewaffnung. Dieſe beſteht in einer trefflichen Büchſe und einem eigenthümlich geformten, ſeltſam ausgeſchweiften Hirſchfänger, der auf die Büchſe geſteckt werden kann. Die Büchſe trägt außerordentlich weit und die Chaſſeurs ſchießen damit auf tauſend Metres. Auf dieſe Diſtanzen ſchießen ſie jedoch nicht mit Kugeln, ſondern mit kurzen, oben zugeſpitzten Cylindern. Dieſe Schußweite iſt erſtaunlich, da man einen Schuß aus einem gewöhnlichen Infanteriegewehr auf nur dreihundert Schritt nicht mehr für ſicher hält. Dieſe Chaſſeurs exerziren zu ſehen, iſt für einen Soldaten ein wahrhafter Genuß. — Die franzöſiſche Kavallerie hat keinen beſondern Ruf; erſtlich haben die Franzoſen kein Talent zum Reiten, und dann haben ſie keine Reitpferde. Deſto beſſer ſind aber ihre Zugpferde, und beſonders vortrefflich ſind die, welche aus der Normandie, Bretagne und aus Percheron kommen. Letztere, die meiſtens klein und dick ſind, nimmt man indeſſen weniger für den Dienſt der Artillerie als für den der Poſten und Meſſagerien. Napoleon hat ſeine meiſten Siege ſeiner Artillerie zu verdanken, und daher kommt wohl die noch beſtehende Vorliebe für dieſe Waffe. Der Reichthum der Franzoſen an Geſchütz iſt bewunderenswerth. Ich habe noch niemals ſo viele Geſchütze von allen Gattungen beiſammen geſehen, als in Straßburg aufgehäuft ſind. Doch nicht allein der Reichthum an Geſchütz, ſondern der an allen andern Gattungen von Waffen iſt erſtaunlich. Wie viele Nationalgarden ſind nicht ſeit wenigen Wochen mit Gewehren verſehen worden, und man merkt den Abgang ſo wenig, daß für die neu zu ſchaffenden dreihundert Bataillone noch genug vorhanden ſind. Eine Maſſe von Gewehren iſt dabei noch dem Handel übergeben und in Havre allein liegen ſo viele Handelsgewehre, daß damit eine Armee verſehen werden könnte. Wenn man dagegen hört, welche Schwierigkeiten es in Deutſchland hat, das Bürgermilitär zu bewaffnen, wie kaum genug Gewehre für die ſtehenden Truppen vorhanden ſind, ſo kann man nicht umhin, nach den Urſachen einer ſo trübſeligen Armuth zu fragen. Sie ſind eben nicht ſchwer zu finden; allein ich will die Frage hier unbeantwortet laſſen.

Ich bemerkte ſchon oben, daß die Nationalgarde auch Artillerie beſitzt. Wie ich höre, haben auch manche deutſche Städte den Einfall gehabt, eine Bürgerartillerie einzurichten und ſich Geſchütze gießen zu laſſen. Die Kanonen ſcheinen demnach nicht mehr ſo theuer zu ſeyn wie früher; indeſſen koſten ſie doch gewiß für die meiſten Städte noch zu viel, und es ſchiene mir bei weitem zweckmäßiger, wenn man mehr Haubitzen als Kanonen anſchaffte; und dann würde ich ſolche Haubitzen vorſchlagen, wie ich ſie im Zeughaus zu Straßburg geſehen habe, welche auf dem Rücken von Pferden oder Eſeln ſelbſt in die höchſten Gebirge geführt werden können. Sie ſind nicht von bedeutender Metallſtärke und nicht lang, und eigentlich mehr Mörſer als Haubitzen. Außer dem Vortheil der größern Bequemlichkeit hat dieſe Art von Geſchütz vor den Kanonen auch noch den voraus, daß man damit um die Ecke ſchießen kann. Dieß iſt kein Unſinn, denn bekanntlich werden aus dieſen kleinen Mörſern Granaten geworfen. Ein weiterer Vorzug dieſer wohlfeilen und leicht transportablen Mörſer iſt der größere moraliſche Eindruck, den eine Granate hervorbringt, und der ſelbſt den der Kartätſchen bedeutend überwiegt. Eine zu rechter Zeit in eine Stadt, in einen Wald, in eine Kavallerieabtheilung, oder ſelbſt in ein Carré geworfene Granate bringt nach dem Urtheil aller Sachverſtändigen eine zauberiſche Wirkung hervor. Das Schießen erfordert wohl mehr Uebung, als das mit Kanonen; allein daß man es darin zu großer Fertigkeit bringen kann, beweiſet der Umſtand, daß die Granate bei den Schießübungen nicht ſelten in das am Ziel aufgeſtellte offene Faß geworfen wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 242. Montag den 9. Oktober 1848.

Citizens. — Pluck down benches! pluck down forms, windows, any thing!
Antony. — Now let it work! Mischief, thou art afoot,
Take thou what course thou wilt! —

Shakespeare.

Aus der Reichsverſammlung.

(ſ. Nr. 211—216.)

— — Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Eine Woche iſt im Sturm geſchieden,
Und die neue öffnet ſich mit Mord!

Eine lange Sitzung war vorüber. Es war bereits tief dunkel, als wir die Paulskirche verließen, in die wir uns, wie gewöhnlich, um neun Uhr früh verfügt hatten. Ein ſchwerer Tag der heißeſten Debatte, in welcher bereits die Funken glimmten, die der Hauch einiger Menſchen zur wilden Flamme entzünden ſollte. — Ermüdet von der Laſt eines ſolchen Tages, ſuchte Alles ſeinen gewohnten Ort der Erholung und Stärkung. Meine Schritte führten mich in den engliſchen Hof; lange Tafeln waren gedeckt, an denen ſich die näher Befreundeten, die Geſinnungsgenoſſen reihten. Abends neun Uhr, und die erſte Mahlzeit, die wir an jenem Tage einnahmen! Man that ſich gütlich, wie man es wohl thut, wenn man einen heißen Kampf ſiegreich durchgekämpft. Man war ſich bewußt, eine wichtige politiſche That gethan zu haben, ſie ausgeführt zu haben in der beſten Abſicht, Ruhe dem Vaterlande zu erringen, von dem tiefen Abgrunde hinweggelenkt zu haben, in welchen uns in unſerer jetzigen Lage und Verfaſſung ein Krieg mit aller Welt zuverläſſig geſtürzt haben würde. — Draußen auf der Straße herrſchte tolle Gährung unter den Maſſen. Um die Kirche hatte ſich jene zweideutige, bewußtloſe und leicht bewegliche Menge geſchaart, die mit Geſchrei die aus der Verſammlung tretenden Abgeordneten empfing und die ihr bekannten Vorkämpfer der äußerſten Linken mit Jubel begrüßte, während die von der entgegengeſetzten Seite mit Hohn und Drohungen verfolgt wurden.

Schon während der Sitzung hörte ich, es ſey unmittelbar nach dem Schluſſe eine Volksverſammlung in der Allee „angeſagt“ worden. Bekanntlich ſagen die rechte Seite und die Centren der Nationalverſammlung ſolche Volksverſammlungen niemals an; es iſt ein Geſchäft der äußerſten Linken, und deßhalb verließen Einige dieſer Seite, unter dem Vorwande, bei der Entſcheidung über die Frage des Waffenſtillſtands nicht abſtimmen zu wollen, früher die Paulskirche, um ihren eingeladenen Gäſten in der Allee die Honneurs zu machen. Als ich ſpäter hinkam, ſah ich die ſchwarzen ſchwirrenden Haufen lärmend den Platz füllen, auf dem Goethe in majeſtätiſcher künſtleriſcher Ruhe von ſeinem Piedeſtale herabſchaut, auf ein Treiben, das ihm nie gefiel, auf Menſchen, die ihn nie begriffen, in eine Zeit, die ſich zu ſeiner Höhe nicht zu ſchwingen vermag, die ein goldenes Kalb umtanzt und die Gottheit läſtert.

Wir ſaßen bereits bei Kaffee und Cigarren, als ein brauſendes Gewirre vor dem engliſchen Hof entſtand, deſſen Speiſezimmer zu ebener Erde nach dem Platze liegt. Einige gellende Pfiffe durchſchneiden die Luft und wir haben kaum Zeit, uns zuzurufen: „Jetzt beginnt das Konzert!“ als auch ſchon die Fenſter klirrend einſtürzen und ſchwere Steine gegen das Haus geſchleudert werden. Wir ſpringen lachend auf und ſtellen uns an den Pfeilern, zwiſchen den Fenſtern und längs den Wänden auf, um nicht getroffen zu werden. Aus dem wilden Geſchrei ſchallt vernehmlich der Ruf: „Heckſcher!“ und Einer aus der Geſellſchaft,

der Advokat Zell aus Trier, ein Mann, der mit der Minorität für Verwerfung des Waffenstillstands gestimmt hatte, entschließt sich schnell hinauszutreten und den Wüthenden die Versicherung zu ertheilen, daß Heckscher nicht anwesend sey. Wir waren ihm gefolgt und sahen, wie er von einem Schlage getroffen zurücktaumelte und blutend hinweggeführt wurde.

Das Thor des Gasthauses war weit geöffnet und die tobende Menge stand unter demselben, nur von den Dienstleuten des Hauses aufgehalten. Es war seltsam anzusehen, und fast mochte man denken, es sey den Leuten gar nicht so ernst, wie es schien. Wirklich erzählte man sich des andern Tages, daß die Zahl der eigentlichen Tumultuanten nur sehr klein gewesen; aber die Kopf an Kopf den weiten Platz füllende Menge war ein schaulustiger süßer Pöbel in seinen Kleidern, der sich der Lust an Unlust überließ. Man will einen einzigen gut gekleideten Menschen gesehen haben, der mit brutaler Freude eine Scheibe nach der andern von den 49 überhaupt zertrümmerten mit seinem Stocke einschlug und nach einer jeden solchen Heldenthat immer wieder in die dunkle Masse zurücksprang, um sich sein Incognito zu erhalten. Ich bedaure, den Namen dieses Ehrenmannes nicht der Nachwelt überliefern zu können.

Im Hofe, wo ich stand, waren einige ängstliche Frauen, die man in Sicherheit bringen mußte. Durch die Ställe im Hinterhause gelangte man in ein Gäßchen, welches in ruhige Regionen führt, so sagte man mir. Wir forderten uns auf, die Frauen zu geleiten. Ueber den Hof ging es in den Stall; hier umgab uns tiefe Finsterniß; jeder Schritt vorwärts hätte uns einem Hufschlag oder sonstigem Ungemach aussetzen können. Da naht sich im Dunkeln ein Wesen, es ergreift meine Hand. „Ueberlassen Sie sich mir, haben Sie nicht bang," sagt es, „ich führe Sie nicht zu Ihren Feinden, ich bin der Kellner aus dem Hause." Ich mußte lachen; es war wie in einem Melodram der schlechtesten Fabrik. Die leitende Hand des Kellners brachte uns in das Gäßchen, aus dem wir in die weiße Adlergasse traten und unangefochten die Frauen zu ihren Wohnungen geleiteten.

Am andern Morgen Zettel an den Straßenecken, die zu einer abermaligen „Volksversammlung" auf die Pfingstweide luden. Auch „mehrere Mitglieder der äußersten Linken werden sich dabei einfinden," war verkündigt. Es wird damit wie mit andern Reizmitteln auf den Anschlagzetteln der Kunstreiter und Seiltänzer gehalten. — Ich ließ mich nicht reizen und blieb zu Hause. Die Woche war so gesegnet an Reden aller Art, ich fühlte mich besonders so übersättigt von den Sprechern der äußersten Linken, von den vollen Backen, mit denen die Stichwörter hinausgeblasen werden, von all dem Durcheinander unpolitischen Raisonnements und eitler Phrasenmacherei, daß ich meinen Sabbath halten wollte. Als mich gegen Abend mein Weg über die Zeil führte, sah ich den Troß, übermüthig von der Pfingstweide heimkehrend, dem gegebenen Stelldichein im deutschen Hofe zuziehen, mehrere hundert Leute, Turner, Gesellen, Lehrlinge, mit Stöcken in der Hand, Fahnen voran, rothe Bänder an den Hüten und auf der Brust, ihre Taschenpuffer in die Lüfte knallend; ein Anblick, der weit mehr Bedauern als Besorgniß einzuflößen im Stande war. — Die Leute waren — nicht begeistert, die Bezeichnung wäre zu edel — sondern tollkühn gemacht durch die aufreizenden Worte, die sie auf der Pfingstweide zu hören bekommen hatten. Die beschwichtigenden Reden, welche ermahnten, sich ruhig zu verhalten und nichts zu übereilen, waren natürlich nur das Oel, das tropfenweis in eine Flamme geträufelt wird, um sie recht nachhaltig brennen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Freischaarenzug in Schleswig-Holstein.

(Fortsetzung.)

Wie ein flüchtiges Wild rannte Levysohn querfeldein, Stunden lang fort; erst am Strande der Schley hielt er stille. Da er sich aber auf dem jenseitigen Ufer sicherer glaubte, so entschloß er sich kurz, suchte sich eine schmale Stelle aus, warf sich mit den Kleidern in's Wasser und schwamm hinüber. Dieß war in der Nähe von Missunde; der Arme wußte nicht, daß hier ein dänisches Bataillon stand, und so fiel er, als er kaum aus dem Wasser gestiegen war und sich geschüttelt hatte, einer dänischen Patrouille auf's Neue in die Hände. Als er im besten Zuge war sich loszulügen, stieß der Wachposten, der ihn zuerst gefangen genommen, zu dem Bataillon. Ohne Weiteres ward er nun vor ein Kriegsgericht, bestehend aus vier Offizieren und drei Unteroffizieren, gestellt und von demselben einstimmig zum Tode verurtheilt. Diese Sentenz ward ihm verkündigt mit dem tröstlichen Beisatz, daß er erst am nächsten Morgen aus besonderer Gnade nur erschossen werden solle. Der Delinquent wurde darauf der Bewachung eines starken Dragonerpiquets übergeben, und aus dessen Händen hatten wir ihn nunmehr glücklich befreit.

Mehrere vom Hauptcorps hatten inzwischen die erbeuteten Pferde bestiegen und brachten sie in Sicherheit. Der Hauptmann hielt mit den Zugführern eine

kurze Berathung über die weiter vorzunehmenden Operationen. Es war zwar anfangs sein Wille gewesen, ohne Verzug gegen den Feind vorzurücken, allein der Bericht des befreiten Kundschafters ließ dieß als sehr gewagt erscheinen. Nicht zwei- oder dreihundert Dänen, sondern ein ganzes Bataillon, siebenhundert Mann mit zwei Kanonen, standen bei Missunde im Treffen, einem preußischen Bataillon gegenüber, das ebenfalls mit zwei Kanonen jenseits der hier sehr schmalen Schley aufgestellt war. Letzteres commandirte der preußische Major von Zastrow. Er hatte den Uebergang zwar nicht zu erzwingen vermocht, aber durch einen glücklichen Schuß, dessen Kugel genau in die Mündung einer feindlichen Kanone gefahren war, ein sechspfündiges Geschütz demontirt und außerdem mehrere Leute getödtet. Abgesehen von der großen Uebermacht der Dänen, wäre für unsere Schaar ein Angriff derselben schon deßhalb widersinnig gewesen, weil wir offenbar in die Schußlinie der Preußen, welchen von unserer Umgehung des Feindes gar nichts bekannt war, gerathen wären. Es ward deßhalb vom weiteren Vorrücken abgestanden.

Nichtsdestoweniger hatten wir einen Sieg entschieden und die Ehre des Tages war unser. Schon auf dem Rückmarsch begriffen, wunderten wir uns über das plötzliche Abbrechen der Kanonade; Augenzeugen verkündeten uns Tags darauf, welche Bewandtniß es damit gehabt habe. Jene flüchtigen geängstigten Dragoner waren in den Schutz der Linie geeilt. Ihr Ruf: „Tüdst Friistar!“ jagte den Dänen, welche die Freischaaren von jeher mehr fürchteten als die gesammte Bundesartillerie, einen panischen Schrecken ein, und ihr Oberst, der nicht anders glaubte, als von der ganzen Masse der Freischaaren im Rücken angegriffen zu werden, ließ augenblicklich zum Rückzug blasen. In zügelloser Flucht führte er sein Bataillon gegen Schleswig, die Preußen setzten verwundert über die Schley und bemächtigten sich der im Stiche gelassenen Kanonen des Feindes. Auf diese Weise haben bei Missunde sechzig Freischärler ein ganzes Bataillon in die Flucht gejagt.

In geschlossenen Gliedern traten wir nach der Affaire von Brodersbye unsern Rückzug an. Da es wahrscheinlich schien, daß der Feind unsere geringe Anzahl erfuhr und uns durch Kavallerie verfolgen ließ, so wurden einige Vorsichtsmaßregeln getroffen. Mehrere der Schaar blieben zurück und errichteten Barrikaden auf der Straße. Dazu dienen am besten und schnellsten umgestürzte Wagen; mit denen des dänischen Vorpostens ward der Anfang gemacht. Einer derselben, hoch beladen, ganz mit Stroh bedeckt, bot, als er umfiel, ein furchtbares Schauspiel. Sieben blutige Leichen dänischer Soldaten rollten in den Staub, und ein Schauder überlief die Arbeitenden beim gräßlichen Anblick. Auf einem andern Wagen stand nichts, als eine kleine schwarze, stark mit Eisen beschlagene Kiste. Niemand nahm sich die Mühe dieselbe zu untersuchen, und sie blieb unbeachtet auf der Straße liegen. Später hörten wir von den Gefangenen, es sey die Regimentskasse gewesen und habe 36,000 Reichsbankthaler enthalten. Wie viele sehnsüchtige Seufzer wurden dieser kostbaren Beute nachgesandt! allein sie war auf immer verloren und man hat niemals wieder davon gehört. — Aus den Bauernhöfen gezogene Karren, ausgehobene Gatterthore u. s. w. vollendeten die Befestigung des Wegs.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Ludwig Bonaparte.

Es zeigt sich wiederum eine Wolke am hiesigen politischen Horizont; und wie der bedachtsame Steuermann bei herannahendem Sturme die Segel streicht, so ziehen die Börsenmänner ihre Kapitalien ein und verkaufen Staatspapiere. Auch diese Leute, wie der Schiffer auf dem Meere, werden zuweilen vom Gewitter überfallen, wenn es plötzlich ausbricht; aber gewöhnlich wittern sie die Gefahr und kommen ihr zuvor. Dießmal haben sie volle Zeit sich vorzusehen; es sind erst Vorboten des künftigen Sturms da, und vielleicht zieht er vorüber und läßt den Staat stehen, oder vielmehr die Börse, welche für die Spekulanten die Hauptsache im Staat ist. Die Wolke, von der ich spreche, ist eine bonapartische. Man sollte glauben, seit 1815 sey es gänzlich aus mit dieser Dynastie, ihren Hoffnungen und Ansprüchen; aber die Februarrevolution hat denselben frische Nahrung gegeben. So stark ist noch die alte Anhänglichkeit

eines Theils der Franzoſen an der Familie des ehemaligen Kaiſers, daß ſie bereits drei Mitglieder derſelben zu Volksrepräſentanten gewählt haben. Dieß hat keine übeln Folgen, die Herren ſcheinen ruhige Leute zu ſeyn und benehmen ſich in der Nationalverſammlung nicht ſchlimmer und nicht beſſer als viele andere. Damit hätte man ſich begnügen ſollen; drei Bonaparte's iſt ſicherlich genug, aber die Bonapartiſten dachten nicht ſo. Es war noch ein Bonaparte in England, und zwar einer der Plane entwirft, ſo gewaltig, wie weiland ſein Oheim, der Kaiſer, nur daß er ſie nicht auszuführen weiß. Vor einigen Monaten war er in mehreren Departements der Republik gewählt worden, damals hielt er es aber für rathſam, die Ehre abzulehnen und nicht nach Frankreich zu kommen. Seine Anhänger hätten ſo klug ſeyn ſollen wie er; aber ſie ruhten nicht, bis er neuerdings wieder gewählt wurde. Viele wählten ihn offenbar nur in der Ausſicht auf neue Unruhen und Umwälzungen, bei denen ſie irgendwie zu gewinnen hofften. Andere, die nicht weiter ſehen als ihr Naſe reicht, ließen ſich durch den Namen Bonaparte verführen; ſie bildeten ſich ein, wenn nur ein Bonaparte, gleichviel welcher, wieder an's Ruder komme, werde Frankreich auch wieder der Glanz und die Macht zufallen, die es unter dem Kaiſerthum beſeſſen; ſie ſahen ſich ſchon im Geiſte als Herren und Meiſter von einem guten Theile von Europa, was, beiläufig geſagt, beweiſt, wie wenig der republikaniſche Geiſt im Kopfe mancher Franzoſen Wurzel gefaßt hat. Sobald ſich Ausſicht zeigt auf ein neues Kaiſerthum, laſſen ſie die Republik, für welche ſie ſich heiſer geſchrieen haben, fahren und ergeben ſich mit Leib und Seele einem Herrn, den ſie ſo wenig kennen, als er Frankreich kennt. Seit der Wahl Ludwig Bonaparte's ſind daher auch Viele hier überzeugt, daß die Republik keine Dauer haben werde, da dieſe Wahl beweiſe, daß man wieder eine Dynaſtie verlange, und zwar die erſte beſte. — Es iſt ein Karrikaturblatt erſchienen, das eine zu Bette liegende Kranke (die Republik) vorſtellt; zur Seite des Bettes ſteht als Arzt ein Offizier (Cavaignac) mit Apothekerflaſchen in der Hand, auf denen geſchrieben ſteht: „Belagerungszuſtand von Paris, Suſpendirung der Tageblätter, Kriegsgerichte u. ſ. w.“ Unten lieſt man: „Die Kranke iſt durch verdoppelten Republikanismus in einen verzweifelten Zuſtand gerathen; mit Hülfe der ſtillenden Mittel hofft man ſie aber wieder auf die Beine zu bringen.“ Dieſe ſtillenden Mittel haben ſich bisher in der That ſehr wirkſam gezeigt, und man durfte hoffen, allmählig wieder in einen leidlichen Zuſtand zu kommen. Sollte ein Ludwig Bonaparte dazu auserſehen ſeyn, dieſe Hoffnungen zu nichte zu machen? Einige Londoner Tageblätter verſichern, man habe vom Auftreten Ludwig Bonaparte's wenig zu fürchten und werde ſich bald überzeugen, daß in ihm kein Kaiſer ſtecke. Das weiß man hier eben ſo gut als in London; dieß hat jedoch weder ſeine Wahl zum Repräſentanten, noch die weitern Plane ſeiner Anhänger verhindert. Vielleicht iſt gerade ſeine Unbekanntſchaft mit den Bedürfniſſen und Zuſtänden Frankreichs für Manche ein Grund, ihn vorzuſchieben; ſie können hoffen, unter ſeiner Firma ſelbſt emporzukommen und ſich des Ruders, oder was für ſie weit wichtiger iſt, der Staatsgelder zu bemächtigen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Oberſchleſien, September.

(Fortſetzung.)

Die Zinkwerke.

Es iſt jedoch Zeit, daß ich meinen Bericht fortſetze. Bei den vielen hieſigen Berg- und Hüttenwerken ſind die Arbeiter faſt durchgehends Slaven, die Ober- und Unterbeamten aber Deutſche. Noch hat man bei erſteren keine Eiferſucht bemerkt; ſie vertragen ſich nicht allein gut mit den wenigen deutſchen Arbeitern, ſondern bezeigen auch den deutſchen Vorgeſetzten überall Achtung und Gehorſam. Das viele bei den Hüttenwerken nöthige Fuhrwerk beſorgen meiſt die hieſigen ſlaviſchen Bauern, die mit ihren kleinen Pferden verhältnißmäßig große Laſten fortſchaffen. Gleiwitz iſt der Brennpunkt des oberſchleſiſchen Berg- und Hüttenbaus, und wenn auch in Tarnowitz das Bergamt ſich befindet, ſo hat doch dieſer Ort nicht halb ſo viel Bedeutung, wie jener. Man kann ihn den Brennpunkt der in Oberſchleſien immer mehr ſich ausbreitenden Civiliſation und Induſtrie nennen. Aber der Mittelpunkt der unterirdiſchen Schätze iſt bei Beuthen und der unfern davon liegenden Königshütte. Etwa eine halbe Meile nördlich von Beuthen iſt die Scharlinggrube, aus welcher ſich die alljährliche Ausbeute ſeither wohl über eine halbe Million belief, und die zu einem Monſtreprozeß zwiſchen zwei Grafen Henkel von Donnersmark (ein Paar Vettern) führte, der nunmehr durch einen Vergleich geſchlichtet iſt. Die Kuxeinhaber dieſer Grube haben, ſo weit ſie dieſelben in früherer Zeit erworben, ungeheures Glück gemacht; ſie geben ſolche Ausbeute, daß eine kleine Zahl (etwa vier bis fünf) hinreicht, um einer Familie ein anſtändiges Auskommen zu ſichern. Sie fallen jedoch in neuerer Zeit aus doppelter Urſache in ihrem Werth, einmal wegen der niedrigeren Zinkpreiſe, und dann, weil man doch mit der Zeit eine Erſchöpfung dieſer reichen Grube in Ausſicht hat. Sie ſtellt ſich, wenn man von Beuthen herkommt, ſehr impoſant dar; mehr als ein Dutzend thurmartiger Schlote der daſelbſt arbeitenden Dampfmaſchinen ſtrecken ſich hoch in die Lüfte und ſpeien Feuer und Qualm aus. Die Arbeit liegt meiſtentheils zu Tage, obgleich die Gruben mitunter mehr als zwanzig bis dreißig Klafter Tiefe haben. Dieß gewährt denn einen höchſt intereſſanten Anblick, wenn man die vielen Arbeiter in ſo verſchiedenen Diſtanzen, und je tiefer, deſto kleiner ſieht. — Die Erze, welche hier gewonnen werden, ſind von ſehr verſchiedenem Gehalt. Die minder reichen lohnen wenig mehr, ſeit die Zinkpreiſe ſo geſunken ſind. Während ſie vor einigen Jahren ſehr hoch ſtanden, nahm man alle in früherer Zeit nicht beachteten und in großen Halden aufgehäuften geringhaltigen Erze in Arbeit und benutzte Millionen von Centnern davon, die man früher weggeworfen hatte. — Eine wahre Königshütte ſind die Werke dieſes Namens, welche Veranlaſſung ſind, daß ſich mit der Zeit die kleine Kolonie zu einem anſehnlichen Flecken vergrößert hat, der eben ſo lebhaft als anſprechend iſt. Hier hat Vulkan ſeine Werkſtätte. Da brennt und dampft und brodelt und hämmert es, da umdüſtert ein ewiger Rauch die Hüttenwerke und die Wohnhäuſer. Die Werke ſind äußerſt großartig, und es werden hier alljährlich weit über eine Million Tonnen Steinkohlen verbraucht. — Außer dem genannten Millionär haben ſich auch noch Andere durch die Berg- und Hüttenwerke zu großem Reichthum emporgeſchwungen. Wie leicht es in früherer Zeit war, reich zu werden, geht daraus hervor, daß in der Periode, wo der Centner Zink bis auf acht Thaler geſtiegen war, die Produktionskoſten ſammt Zehnten an den Staat nicht viel über drei Thaler betrugen. Wenn nun ein ſolcher Unternehmer bis zu einmalhundert tauſend Centner in einem Jahre producirte, ſo ergibt ſich, daß ſein Vermögen wuchs wie eine anſchwellende Flut. An Großartigkeit der Königshütte ziemlich gleich iſt die weiter hinauf gelegene Laurahütte, dem Grafen Henkel von Donnersmark gehörig. Sie liegt ſehr verſteckt in einem Waldwinkel.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 243. Dienſtag den 10. Oktober 1848.

— Non magno hortamine miles
In praedam ducendus erat. —

Lucan.

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſetzung.)

Trotz dieſer Sicherheitsmittel war unſer Rückmarſch ſo vorſichtig als nur immer möglich. Es begegneten uns manche Landleute; um dieſelben zu verhindern, den etwa nachfolgenden Dänen Bericht von der Schwäche der Schaar zu geben, wurden ſie ohne weiteres gezwungen, eine Stunde lang mit uns zu laufen. Die guten Leute gehorchten mit Zittern; die freundlichſte Zuſprache, die dringendſten Vorſtellungen von der Nothwendigkeit der Maßregel, nichts vermochte ihre Angſt zu beſchwichtigen; erſt ihre Befreiung wälzte den Stein von ihrem Herzen. Die Gefangenen dagegen, welche wir in die Mitte genommen hatten, waren bald über ihr Loos beruhigt. Statt Mord und Mißhandlung empfing ſie kräftiger Händedruck und Anerbieten der Kameradſchaft. Jeder beeilte ſich auf ſeine Weiſe, ihnen ihr Schickſal einigermaßen zu erleichtern; der bot ihnen Cigarren, jener die Feldflaſche, kurz ſie ſahen, daß die Freiſchaaren keineswegs Banden von Böſewichtern waren, als welche man ſie ihnen in Dänemark geſchildert hatte. Ueberhaupt muß es zur Ehre aller deutſchen Krieger in Schleswig-Holſtein geſagt werden, ſie behandelten die däniſchen Gefangenen höchſt liebevoll, ja mit inſtinktartigem Zartgefühl. Niemand dachte daran, Vergeltungsrecht zu üben, und doch wußte Jeder, daß die Dänen ihre deutſchen Gefangenen, ſelbſt die Geißeln, die ſie aus den erſten Familien der Herzogthümer fortgeſchleppt hatten, Noth und Mangel leiden ließen, ſie auf alle mögliche Art verhöhnten, ihnen, wo ſie konnten und durften, mit Spott und Haß begegneten. Die in dem Treffen bei Bau und Flensburg gefangenen, in dem Kerkerſchiff Draming Maria zu Kopenhagen verwahrten Kieler Studenten wiſſen davon zu erzählen. Direkte Klagen derſelben konnten zwar ſeither nicht aufkommen, weil ihre Briefe geleſen und cenſirt wurden, allein wer zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtand, konnte aus denſelben eine ganze Odyſſee von Jammer entziffern. Seit dem Wiederausbruche des Krieges waren aber die Dänen nicht immer ſo menſchlich, ſich mit der einfachen oder erſchwerten Gefangenſchaft ihrer Feinde zu begnügen; viele Zeugen wollen geſehen haben, daß ſie alle Freiſchärler, welche einzeln in ihre Hände fielen, ohne Gnade niedermetzelten. Dergleichen Gerüchte ſteigerten die Erbitterung der deutſchen Soldaten gegen die verrätheriſchen falſchen Gegner auf's Höchſte, und doch iſt im ganzen Kriege kein einziges Beiſpiel bekannt, daß dieſelbe in ungeſetzlicher Weiſe ſich geäußert hätte.

Im Dorfe Geelbyeholz erlitt unſer Marſch eine plötzliche Unterbrechung. Einer der Unſrigen, welcher auf einem erbeuteten Dänenroß auf Recognoscirung geritten war, kam uns plötzlich in geſtrecktem Galopp entgegen geſprengt; er glich einem der furchtbaren Steppenreiter Amerikas. Schon von weitem ſchwenkte er den Hut und rief dem Hauptmann zu: „Schnell, ſchnell zu Wagen! Ein däniſcher Transportzug mit ſchwacher Bedeckung iſt unterwegs nach dem Dorfe Tolk; er führt die Kriegskaſſe, er kann von Wenigen genommen werden!“ Das war ein freudiger Bericht; Aldoſſer ſprang in den nächſtgelegenen Bauernhof,

willig spannte der Eigenthümer ein paar kräftige Pferde vor den Wagen, mit dem Führer drängten sich zwölf Freiwillige auf denselben, und so rasch, daß die Achsen rauchten, fuhren sie davon, voraus der Bote auf dem dampfenden Rosse. Der Wagen war klein und schmal, die Zwölf fanden nur stehend, Einer fest an den Andern sich klammernd, Platz darauf. Man denke sich eine solche Fahrt über Stock und Stein, unaufhaltsam voran. So ward denn die Stunde Wegs in kaum einer Viertelstunde zurückgelegt, und zu rechter Zeit kam die Handvoll Verwegener auf den Wahlplatz.

Dicht vor dem großen Dorfe Tolk erreichten sie den dänischen Transport, der von zwanzig Soldaten escortirt war. Vom Wagen herunter schossen sie die Büchsen los, sprangen ab, stürzten auf die Feinde. Diese hatten das Feuer erfolglos erwidert, während vier der Ihrigen sich schon im Blute auf der Straße wälzten; trotz ihrer Uebermacht wagten sie nur schwachen, leicht bewältigten Widerstand, und nicht eine Minute war vergangen, und sie lagen sämmtlich als Gefangene unter den Wagen oder eilten, unverfolgt, in panischer Angst querfeldein. Auf die leichteste Weise war ein neuer Sieg errungen, eine glänzende Beute gemacht. Zehn Gefangene, darunter der Befehlshaber des Transports, Rittmeister von Flindt, und eilf Bagagewagen wurden genommen. Die lezteren enthielten eine Bataillonskasse, leider nur mit 2500 Speziesthalern gefüllt, reiches Offiziersgepäck, die ganze Feldapotheke, Waffen, Munition, Montirungsstücke und Proviant. Ein Wagen war ganz beladen mit Hellebarden und Lanzen, mit welchen die Dänen das ihnen ergebene Landvolk zu bewaffnen pflegten. Es wurden dieselben an die Bauern von Tolk vertheilt, welche gern und freudig die ermüdeten Freischärler bei sich aufnahmen, für die Unterbringung der Gefangenen sorgten und selbst die Nachtwache und den Patrouillendienst übernahmen.

Mittlerweile hatte die zusammengeschmelzene Hauptmacht ihren Marsch weiter fortgesezt. Vor dem Dorf Taarstedt, schon war die Abenddämmerung herabgesunken, schienen plözlich wieder Feinde aus dem Boden zu wachsen; ja, es war kein Zweifel, rothe Röcke bewegten sich dort. Die Schaar machte Halt und fertig. Drei Schützen schritten, den Hahn gespannt, auf die Feinde zu: „Werda? Halt!“ Drei dänische Offiziere traten mitten auf die Straße und der Eine rief in gutem Deutsch: „Wir sind ohne Waffen!“ Es war ein Oberlieutenant von Goerlach mit zwei Portepéejunkern, welche eine Commisrunde machten. Sie wurden begrüßt, in die Mitte genommen und mit den Uebrigen weiter transportirt. Und dieß war das lezte Abenteuer des so ereignißreichen Ostersonntags.

(Fortsezung folgt.)

Aus der Reichsversammlung.

(Fortsezung.)

Die Linke hielt Rath in ihrem Hauptquartier, dem deutschen Hofe; der Anhang harrte des Beschlusses. Man soll ihn dahin gefaßt haben, die Nacht ruhig zu bleiben und des Augenblicks gewärtig zu seyn, wo in Erfüllung gehen müßte, was ein Redner der Pfingstweide verheißen: mit den eigenen Leibern der Tyrannei Barrikaden entgegenzuwerfen. Die Ruhe, welche wirklich diesen Abend und die darauf folgende Nacht eintrat, der Gehorsam, der jenem Befehle der Partei des deutschen Hofes bewiesen wurde, lassen sie darauf schließen, daß die nun folgende Störung der Ruhe gleichfalls aus Gehorsam entsprang, und daß alle Verwahrung dagegen, nach dem Mißlingen des Plans, keinen Glauben verdient? Wenn jezt nach erfolgter Niederlage selbst von den äußersten Umsturzmännern das Beginnen ein aberwitziges und unüberlegtes gescholten wird, so kann uns das nicht in unserer Annahme beirren, daß man seine Kräfte überschäzt, aber auf die Gewalt des Ueberfalls, auf die Saumseligkeit und Geringschäzung von Seiten der andern Partei und auf eine allgemeinere Theilnahme gerechnet habe. Wäre diese Rechnung nicht so ganz und gar falsch gewesen, wir glauben nicht, daß man ein zwar unüberlegtes, doch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln begonnenes Unternehmen ein aberwitziges genannt haben würde.

In der Nacht, gegen Morgen, hörte man leises Marschiren auf den Straßen. Das waren nicht die gewöhnlichen Schutzwachen; der Schritt war abgemessener, lautloser, der Marsch währte länger. Ich wußte was es war, während mancher Nachbar den Kopf neugierig zum Fenster hinausgesteckt haben mag. Im englischen Hofe, wo wir am vergangenen Abend bei geschlossenen Läden und Hausthorflügeln uns wie gewöhnlich wieder zusammengefunden hatten, erfuhr man bereits, daß einige tausend Mann Oesterreicher und Preußen, zur Steuerung des bösen Unfugs, von Mainz herbeiziehen würden. Als wir erwachten, war die nächtliche Bescheerung offenkundig. Die Truppen zogen zur Paulskirche und umstellten sie; die Mitglieder versammelten sich und die Berathung begann „unter dem Schutze der Bajonnette“ — aber geschüzt vor Pflastersteinen, wenigstens so lange die Sitzung währte.

Inzwiſchen hatte das Präſidium der Nationalverſammlung aus einer anerkennenswerthen Regung, um jeden Argwohn zu entfernen, die Truppen, welche die Paulskirche umgeben hatten, ſeitwärts aufſtellen laſſen. Dieß machte der rohe Haufe ſich ſogleich zu Nutze und rannte gegen die eine unbewachte Thüre, die in das Centrum führt, gerade dem Präſidenten gegenüber, um in die Verſammlung zu dringen. Die äußerſte Linke war — wie ſie ſpäter verſicherte — vollkommen überzeugt, daß keine böswillige Abſicht bei dieſem ganz unſchuldigen Verſuche zu Grunde lag, und daß die Theilnahme für die Verhandlung, welche im „Volke" herrſcht, und der Umſtand, daß der Raum auf den Galerien der Zuſchauer verkürzt worden ſey und deßhalb Viele keinen Platz finden konnten, dieſe berechtigten, gleich den Bevorzugten, unten in der Kirche ſich Platz zu verſchaffen. Nach dieſer Anſicht war es auch ganz natürlich, daß ſtatt der üblichen Einlaßkarten Aexte und Stangen angewandt wurden und die Thüre bereits nachgab und ein paar Jungen aus dem „Volke" eingedrungen waren, als es einigen Mitgliedern der Reichsverſammlung gelang, ſie zurückzudrängen, und das Militär von außen mit gefälltem Bajonnet den Platz ſäuberte. Daß hiebei ein Mann verwundet wurde, muß freilich beklagt werden; ich und mit mir ſehr Viele ſind aber der feſten Meinung, daß beklagenswerthere Vorfälle ſich im Innern der Kirche zugetragen hätten. Dieſe Annahme wird um ſo gewichtiger, wenn man jezt weiß, daß eine Proſcriptionsliſte vertheilt war und es eine andere Theilnahme war, welche die wackern Leute nicht ſowohl für die Verhandlung als für die Mitglieder der Verſammlung erfüllte. Die Freunde der unterdrückten Freiheit aber ſahen nur die „grauſamen Söldlinge des Deſpotismus" das Volk vor ſich herdrängen, wodurch einige Unſchuldige gegen die Thüre und in die Bajonnette gejagt wurden.

Während von draußen her das wilde Geſchrei und die Axthiebe der Andringenden gehört wurden, trat ein Augenblick der Unruhe in der Verſammlung ein. Die Mitglieder ſprangen von den Sitzen, einige Frauen verließen eilig die Kirche, von der Tribüne der Diplomaten ſah man einen Herrn auf die hohe Fenſterbrüſtung klimmen, vielleicht um zu ſehen, was draußen vorging, vielleicht um einen rettenden Sprung zu wagen; aber Herr Robert Blum herrſchte ihm mit ſeiner gewaltigen Stimme zu: „Sitzen geblieben! keine Komödie geſpielt!" und der arme Kletterer gehorſamte. Aber mit unerſchütterlicher Ruhe ſtand Gagern da und bat Alle, die Kirche nicht zu verlaſſen, und mit einer bewundernswerthen Faſſung wurde die Tagesordnung vollzogen, während der Lärm von Außen fortwährte, dumpf hallende Schläge das Einſtürzen zertrümmerter Meßbuden verkündeten, aus denen in der Nähe der Sitzung Barrikaden errichtet wurden, und ſelbſt dann noch, als die Sturmtrommel ertönte, zum Zeichen, daß das Militär gegen dieſe erſten Barrikaden den Angriff unternommen hatte.

Sie ſaßen da und tagten über das zukünftige Verhältniß von Schule und Kirche in Deutſchland, mit einer Ruhe und Gelaſſenheit, die ich ihnen dießmal als Ehre und Tugend anzurechnen ſehr willfährig bin, weil unter ihnen diejenigen ſaßen, deren Namen auf der Liſte ſtanden, die ſie dem Tode weihte. Es iſt gewiß, daß eine ſolche Proſcriptionsliſte vorhanden war und daß neben Gagerns Namen auch die Namen vieler Preußen, der Miniſter u. ſ. w. verzeichnet waren. Dem ſchönen Vorbilde der „Terreur" von 1793 getreu, welches von unſern Männern der äußerſten Linken ſtets ſehr beredt angeprieſen wird, hatte dieſes Volk des 18. September 1848 die Stricke ſchon in der Taſche, um die Laternenjuſtiz auf der Stelle auszuüben, und namentlich hatte ein Kerl die wilden Worte gerufen, daß Gagern vor Allen baumeln müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberſchleſien, September.

(Fortſetzung.)

Der Grubrand. — Die Kreiſe von Pleß und Rybnik.

Man wird hier auf einen Kohlenbrand in der Nähe aufmerkſam gemacht, der bereits viele Jahre dauert und kein Erlöſchen abſehen läßt. Abends, wenn die Luft ſich kühlt, ſteigen hier die Dämpfe in einem dichten Nebel in die Höhe; auch iſt die obere Erdrinde ſo erwärmt, daß im Winter der Schnee augenblicklich darauf ſchmilzt. Hunderttauſende, ja Millionen Tonnen von Steinkohlen ſind hier ſchon verbrannt, und ungleich größere Maſſen bieten ſich dem Feuer noch dar, vor dem ſie durch menſchliche Macht nicht zu retten ſind. Man trifft allerdings jede erſinnliche Vorkehrung, baut, ſo weit man nur immer in die Nähe des Brandes rücken kann, die Kohlenflöze, die mit den brennenden zuſammenhängen, ab und führt alsdann dichte Mauern auf, um ſo das Feuer abzuſperren. Aber die Hitze geſtattet keine große Annäherung, und man muß lange Strecken preisgeben. Senkungen auf der Oberfläche der Erde zeigen, welche Maſſen von Kohlen das Feuer ſchon verzehrt hat.

— Man iſt hier dicht an der Grenze von Polen und hört mancherlei von der Rohheit der jenſeitigen Grenzwächter. Früher war es damit jedoch noch ſchlimmer, und dieſelben legten ſich gewöhnlich in die Gebüſche, die das Grenzflüßchen Brinica einfaſſen, in's Verſteck, um Jeden zu fangen, der es wagte die Brücke zu überſchreiten. Gegenwärtig iſt man auf der Grenze meiſt mit Waffen verſehen, und dieß hat jene Wächter vorſichtig gemacht. Von ruſſiſchem Militär ſieht man wenig, nur dann und wann einen Koſaken. Trotz der ſtrengen Grenzbewachung wird dennoch geſchmuggelt, obgleich es mit Lebensgefahr geſchieht. An den politiſchen Ereigniſſen der Gegenwart nimmt man hier weit mehr Theil, als man glauben ſollte. Wie man aber leicht erräth, iſt man hier conſtitutionell-monarchiſch geſinnt. Die vielen königlichen Beamten und der noch ſehr feudaliſtiſch geſinnte Adel haben noch großen Einfluß auf das Volk. Ja es war vor einiger Zeit nahe daran, daß ein Heer dieſer conſtitutionellen Royaliſten nach Breslau marſchirt wäre, um die dortigen Demokraten, die ihr Haupt etwas zu ſehr erhoben, zu Paaren zu treiben. — In den Kreiſen von Pleß und Rybnik, wo die Gruben und Hüttenwerke nicht mehr die Ausdehnung haben, wie im Beuthner und Gleiwitzer Kreiſe, und wo außerdem der Boden kein ſonderlich dankbarer iſt, auch die Servituten noch nicht überall abgelöst ſind, hatten, wie weltbekannt, im vorigen Jahre die höchſte Noth und grenzenloſes Elend ihren Sitz aufgeſchlagen. Die Armuth des Volks iſt hier ſo groß, daß es ſich auch bei wohlfeilem Brod nicht ſatt eſſen kann. Die Beſitzungen ſind klein und werden weder mit Verſtand und Fleiß, noch mit Kraft bewirthſchaftet, ſo daß man dem Boden wenig abgewinnt. Der Slave iſt an ſich ſchon nicht ſonderlich regſam, und hier, wo er noch ſo ſehr unter dem Drucke lebt, fehlt ihm alle Aufmunterung. Gewinnt er auch einige Groſchen, ſo verwendet er ſie nur gar zu oft auf Branntwein, um auf einige Stunden ſeine Lage zu vergeſſen. Noth und Elend haben hier fürchterlich gehauſt, die Bevölkerung iſt mehr als decimirt, und noch immer ſteht es ſchlimm. Es fehlt an Geld, an Menſchen, und leider faſt überall an innerem Trieb, ſich durch Mühe und Fleiß einen beſſern Zuſtand zu bereiten. Der Typhus hat freilich aufgehört und die vielen Waiſen ſind meiſtentheils untergebracht und verſorgt; aber wo die ganze Bevölkerung unter Vormundſchaft genommen werden muß, da bedarf es noch kräftigerer, und wir können es nicht verſchweigen, auch klügerer Maßregeln, als bis jetzt getroffen worden.

(Schluß folgt.)

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Bücherlotterie. — Die Kluds. — Das Septemberbankett.

Man lebt übrigens ſeit Ende Juni's ganz ruhig in Paris, ſelbſt Ludwig Bonaparte's Erſcheinen in der Nationalverſammlung iſt ohne Störung abgelaufen, und auf den Gaſſen verräth nichts die furchtbare Revolution, die wir erlebt. Nur deutet manche geſchloſſene und verlaſſene Bude darauf hin, daß es mit Handel und Gewerbe nicht zum Beſten ſteht. Vielleicht aber gewinnt die Provinz, was Paris verliert, und dieß wäre kein Uebel für den Staat. Ungeheure Hauptſtädte wie Paris und London ſind in mancher Hinſicht eine Plage für das Land. — Die große Bücherlotterie, von der die Zeitungen vielfältig geſprochen haben, hat ihren Fortgang; aber den Unternehmern wird es ſchwer fallen, unter den jetzigen Umſtänden 120,000 Looſe unterzubringen, zumal manche Pariſer Buchhändler am Unternehmen gar keinen Antheil haben, mithin die Auswahl der Bücher nicht ſo groß ſeyn kann, als wenn der geſammte Pariſer Buchhandel dabei betheiligt wäre. Es ſcheint manche Buchhändler wollen mit Pagnère, der ſich als Republikaner ſehr rührig gezeigt hat, nichts gemein haben. Uebrigens ſind es nicht ſo ſehr die Bücher, als die in der Lotterie ſchlau angebrachten Geldprämien, welche das Publikum zum Ankauf der Looſe reizen werden. Es heißt, verſchiedene Gewerbe wünſchen ihre Waaren auf ähnliche Weiſe anzubringen. Da ſie aber keine Männer an der Spitze haben, welche, wie Pagnère und Conſorten, die Republik haben einführen helfen, ſo werden ſie von der Regierung ſchwerlich die Erlaubniß dazu erhalten, da die Lotterien in Frankreich durch ein förmliches Geſetz abgeſchafft ſind, und die Abſicht, den ſchändlichen Spekulationen auf die Habſucht der Bürger Einhalt zu thun, würde auch gar nicht erreicht, wenn ſogenannte Induſtrielotterien mit Geldprämien wieder aufkämen. Der Buchhändler Pagnère aber war Sekretär der proviſoriſchen Regierung, und iſt jetzt noch einer der Vicepräſidenten der Nationalverſammlung; er war Verleger der Lamartineſchen Werke, er ſtieg mit ſeinem Autor und fiel mit demſelben wieder; aber er hat noch immer Einfluß bei der Regierung, und wirkte ſich ſo die Erlaubniß zur Bücherlotterie aus, da der Buchhandel wirklich in ſo mißlicher Lage iſt, daß nothwendig etwas geſchehen mußte, um ihm aufzuhelfen. Nach der Julirevolution von 1830, wo ſich der Buchhandel in ähnlicher Klemme befand, war man ihm mit Geldvorſchüſſen zu Hülfe gekommen. Dieſes Mittel ließ ſich dießmal nicht anwenden; leider nimmt die große Armuth der Arbeiterklaſſen alle vorräthigen Gelder in Anſpruch, und jetzt müſſen auch noch die darbenden Familien der jenſeits des Meers deportirten Inſurgenten unterſtützt werden. — Der Kludunfug hat ſich ſehr vermindert; manche Kluds ſind eingegangen, die heftigſten und gefährlichſten hat man geſchloſſen, und da es mit den Wahlen zur Nationalverſammlung einſtweilen ein Ende hat, ſo haben die noch beſtehenden wenig Stoff mehr, um die Gemüther lebhaft zu beſchäftigen. Vorige Woche fand ein großes Bankett ſtatt, um den Jahrestag der erſten Republik zu feiern. Aber der Eintrittspreis koſtete zehn Francs. Dieß war ein zu theurer Schmaus für die Handwerker; man ſah alſo nur bemittelte Republikaner beiſammen, gewiſſermaßen den ariſtokratiſchen Theil der Demagogen. Ledru-Rollin, der noch immer gern eine Rolle ſpielte, hielt dabei eine lange heftige Rede, die das merkwürdigſte bei der Sache war. Das Ganze hatte keine weitern Folgen, und es iſt daraus keine Revolution entſtanden wie aus dem berüchtigten Bankett im Februar, das Ludwig Philipps Miniſter verboten hatten. Im vorigen Juni war abermals von einem Bankett die Rede, das im Freien gehalten werden und nur einige Sous koſten ſollte. Es wurde lange in den Tageblättern beſprochen und man witterte allerlei Schlimmes dabei, unter anderm einen förmlichen Plan zur Ueberrumpelung der Feſtung Vincennes, wo Barbes, Blanqui und Raſpail gefangen ſitzen. Aus dieſem Bankett wurde nichts, wie aus dem im Februar; aber ſtatt deſſen kam etwas viel Schlimmeres, der große Aufſtand, der Tauſenden das Leben koſtete. Man hatte alſo einige Urſache, jenes Septemberbankett zu fürchten; aber durch den hohen Eintrittspreis entfernte man die Proletarier, welche ſogleich mit der Fauſt drein ſchlagen, wenn die Sachen nicht nach ihrem Kopfe gehen. Eine lange Rede für die République démocratique et sociale war das einzige, was beim Deſſert herauskam.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 244. Mittwoch den 11. Oktober 1848.

— The bloody act is done,
The most arch deed of piteous massacre,
That ever yet this land was guilty of!

Shakespeare.

Aus der Reichsverſammlung.

(Fortſetzung.)

Ich war einen Augenblick hinausgetreten, um zu ſehen, was auf dem Platze vorging. Zwiſchen der Paulskirche und dem Seiteneingange des Römers, der ihr gegenüber liegt, war Alles frei und links drängte ſich Militär, einen Trommler voran, durch das enge Gäßchen, dem Römerberge zu, wo noch immer Buden der Meßleute von den Meuterern zertrümmert wurden. Als ich wieder in die Kirche trat, grüßte mich ein bleicher kleiner Menſch mit großen ſchwarzen Augen und trat, mir Platz machend, zur Seite. Es war jener Reinach, der ſeitdem ſteckbrieflich verfolgt wird, der Sohn eines reichen jüdiſchen Handelsmanns in Frankfurt. Man ſagt, die Eltern haben ihn an jenem Morgen aus gerechter Beſorgniß einſperren laſſen, der exaltirte Menſch ſey aber zum Fenſter hinausgeſprungen. Neben Reinach ſtanden noch einige andere Demokraten, als Sprecher voran die herkuliſche Geſtalt Metternichs, der eben mit dem Schriftführer der Reichsverſammlung, dem Dr. Jucho, in Unterhandlung war. Dieſe Leute waren die Ueberbringer der ſogenannten Rieſen- oder Sturmpetition, von der in den Blättern des Tages viel zu leſen iſt. Hochtrabende Benennung für eine an ſich winzige Sache, die nur als Frechheit koloſſal genannt werden kann. Dem Rieſen Metternich, Reinach und Conſorten wurde von Dr. Jucho der Paragraph der Geſchäftsordnung vorgeleſen, nach welchem keine Deputation in die Verſammlung Zutritt findet; ſie gaben hierauf das Aktenſtück ab und zogen ſich zurück, um ihre Flinten zu laden. Am Schluſſe der Sitzung las Gagern die ſogenannte Sturmpetition vor, in welcher die Majorität des Hauſes für Verräther erklärt wird. Statt der allgemeinſten Entrüſtung folgte von der einen Seite nur Lachen der Verachtung, von der andern Anerkennung, und das unſchätzbare Dokument wurde dem Prioritätsausſchuſſe übergeben.

Die Barrikaden ſtiegen indeſſen unaufgehalten empor; Schüſſe krachten, es lagen bereits Todte von beiden Seiten da. Es wurde Waffenruhe vorgeſchlagen und nicht angenommen. Aus den Häuſern wurde auf das Militär gefeuert, und auch mancher Unbetheiligte beim Kampfe niedergeſtreckt. Ein unbewaffneter Bürger, der das Weinhaus verließ, um nach Hauſe zu gehen, ein Mädchen, welches Waſſer vom Brunnen holte, fielen tödtlich getroffen. Ein Bürger ſtand zuſehend neben einem Böhmen des öſterreichiſchen Regiments. Ein Meuterer ſchießt aus dem Fenſter über ihnen, aber der ſchlechte Schütz trifft den Bürger ſtatt des Soldaten, den er hatte treffen wollen. Der Schreck über das Bubenſtück hatte den Kerl wahrſcheinlich noch am Fenſter zurückgehalten; das nimmt der Soldat wahr, ſicherer zielend drückt er ab und der Kerl ſinkt rückwärts nieder. „Armes Mann war todt, aber Kerl oben auch todt!“ ſagte der Böhme mit zufriedenem Lächeln.

Die Barbierſtuben ſind angefüllt mit Verwundeten; auf das Pflaſter vor der Thüre werden ſie hingelegt, um verbunden zu werden. Manche verſcheiden unter den ungeübten Händen von Lehrlingen, die bis jezt nur gelernt hatten mit Bärten, Hühneraugen und hohlen Zähnen zu hantieren. — Da eilt eine ſchreckliche Botſchaft durch die Stadt. Zuerſt

heißt es, zwei Abgeordnete ſeyen todt; Fürſt Lichnowsky und General v. Auerwald ſeyen gefallen. Es iſt traurig, allein ohne Wahl fliegt die Kugel und trifft; wer im Gemenge ſteht oder erreichbar für den Schuß, der kann fallen. Aber die dunkle Botſchaft entwirrt ſich immer mehr und eine gräßliche Thatſache tritt ſchauervoll hervor. Ich trete zu einem Haufen gutgekleideter Bürger, deren Einer kaltblütig erzählt, daß die beiden Abgeordneten vor der Stadt von dem Volke erſchoſſen worden ſeyen. „Was hatten ſie aber auch dort zu thun?“ rief der Eine; „der Lichnowsky reizte das Volk,“ ein Anderer; „ich ſelbſt habe ihn vor einer Stunde noch auf der Zeil reiten ſehen,“ ein Dritter. Unterdeß wurde die Geſchichte mit ihren fürchterlichen Umſtänden nach und nach abgewickelt, mit Umſtänden, die ich für plumpe Uebertreibung halten mußte. Aber die Genugthuung, die ich beim Erzähler herauszufühlen glaubte, der ewige Refrain: „was hatte er dort zu thun! warum reizte er das Volk!“ übermannte mich. Ich war der Erſte in dem Kreiſe, der die That einen ſchändlichen Meuchelmord nannte, der Erſte, aber auch der Einzige. Die Uebrigen hatten Entſchuldigungen, wie die Männer der äußerſten Linken andern Tags in der Paulskirche. — Ich darf es nicht verſchweigen, daß die Aeußerungen, welche ich auf der Straße zu hören bekam, mich empörten. Der Haß gegen die Preußen machte ſich durch die Freude kenntlich, mit welcher die Zahl der Gefallenen verkündet wurde. Und immer nur hörte man von gefallenen Preußen in der übertriebenſten Weiſe, denn wie es ſich nachher zum Glücke herausſtellte, war die Zahl nur ſehr unerheblich. Dazwiſchen zeigte ſich der Sieg des Philiſterthums über den Patriotismus. „Fünf Gulden zahlte ich den Armen, wenn das Parlament einmal beim Teufel wäre!“ konnte man zu hören bekommen.

Es war Abend geworden; man vernahm in der Richtung des obern Mains von Zeit zu Zeit die Entladung eines regelmäßigen Heckenfeuers, dazwiſchen die raſch auf einander folgenden Schüſſe der Meuterer, eine halbe Stunde lang die Schüſſe des groben Geſchützes und gleich darauf die Nachricht, daß die Barrikaden verlaſſen ſeyen und Ruhe in der Stadt herrſche. Der Aufruhr konnte als beendet betrachtet werden; die Proclamirung des Belagerungszuſtandes folgte ſogleich und die verödeten Straßen durchzogen bloß noch ſtarke Abtheilungen Soldaten und einige von ihnen geleitete friedliche Bürger, welche während der Gefahren des Tages von ihren Wohnungen getrennt, dieſe jezt wieder zu erreichen ſuchten.

Zu dieſer Zeit lag die Leiche des ermordeten Auerswald im Graben vor einer Gärtnerwohnung unweit des Friedberger Thores, wo ihn, den zu Boden Geworfenen, die mörderiſche Kugel getroffen hatte. Sie war in die linke Schläfe gedrungen und unterhalb der rechten Wange herausgefahren. Der Schuß hatte ihn auf der Stelle getödtet. Fürſt Lichnowsky war auf das Gräßlichſte verſtümmelt und mit einem Schuſſe im Unterleibe, der unrettbar tödtlich war, noch bis gegen Mitternacht am Leben. Dieſes friſche Leben, dieſe jugendliche Kraft, dieſer heroiſche Muth, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe nicht ohne Vorliebe mit einigen Zügen zu ſchildern verſuchte, trozten den Schmerzen und den Schauern des gewiſſen Todes und wollten lange das Spiel des Lebens nicht verloren geben.

Auerswald war abgenüzter und er erlag leichter, auch traf ihn ein mitleidigeres Geſchick, welches ihn ſogleich längeren Qualen enthob. Der Gedanke an ſeine hinterlaſſenen Waiſen, die erſt vor drei Wochen die Mutter verloren hatten, mochte ihm der lezte, aber auch herbſte Schmerz geweſen ſeyn. Ich kannte Auerswald ſeit ſeiner früheſten Jugend; wir waren Schulkameraden. Sein Vater war der höchſte Beamte in meiner Vaterſtadt, ein Schüler und Freund Kants, gleich dem Miniſter von Schön. Die Söhne dieſes Mannes erhielten eine ausgezeichnete Bildung. Ihre väterliche Wohnung befand ſich in einem Seitenflügel des königlichen Schloſſes. Als in der unglücklichen Zeit der Napoleoniſchen Gewaltherrſchaft über Deutſchland der König in Königsberg lebte, waren die jungen Söhne Auerswald in der täglichen Geſellſchaft der Prinzen und der Hingemordete, der älteſte ſeiner Brüder, dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Preußen, im Alter faſt gleichſtehend, deſſen innigſter Jugendgenoſſe.

(Fortſezung folgt.)

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſezung.)

Die zwölf wilden Jäger hatten ſich mit Gefangenen und Beute in Tolk einquartiert und waren ruhig unter dem Schuz der wacheſtehenden Bauern eingeſchlafen, als plözlich das wilde Geſchrei: „die Dänen, die Dänen kommen!“ ſie aus dem beſten Schlummer ſchreckte. Noch wirr von Träumen, dachte Jeder nur an Flucht und Rettung; eine ſchreckliche Verwirrung entſtand, Trommeln und Signalhörner ertönten draußen, die Glocke rief Sturm, Weiber und Kinder kreiſchten — es war zu verzeihen, daß die Mehrzahl der Tapfern im erſten Augenblick der Beſtürzung die Beſinnung verloren hatte. Merkwürdige

Fertigkeiten offenbarten ſich in dieſem Moment. Ein braunſchweigiſcher Pharmaceut zeigte bewundernswürdiges Talent zum Eſſenkehrer und erklimmte das Innere eines rußigen Schornſteins; einer ſeiner Kameraden war im Handumdrehen ſo tief in einem Heuhaufen verſchwunden, als wünſche er nimmermehr das Licht des Tages wiederzuſehen; ein Dritter verbarrikadirte ſich hinter ſchmutziger Wäſche und ein Vierter kroch in die Krippe verwunderter Hörnerthiere. Die Gefangenen machten ſich natürlich dieſe Gelegenheit zu Nutz, zerſchlugen die Fenſter und ſprangen hinaus, in der Meinung, zu den Ihrigen zu gelangen. Aber dem war nicht ſo. Eine Abtheilung Dänen war auf Feldwegen nur am Dorf vorbeigezogen, und zwar in ſolcher Eile, daß ſie ſich kaum umzuſehen wagten und ſchon weit waren, als der Allarm ſich erhob. Die Entſprungenen fielen daher ſogleich wieder in die Hände der wenigen Freiſchärler, die, um ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen, hinter den Hecken vor den Häuſern lagen, oder ſie wurden von den wacheſtehenden Bauern aufgegriffen und unter ſehr fühlbaren Demonſtrationen wieder zurück gebracht. Ueberhaupt erwieſen ſich die Bauern in Tolk ſehr muthig und tüchtig; es war ihnen eine hohe Freude, etwas für uns und gegen den Feind leiſten zu können.

Am ſchlimmſten ſpielten ſie dem armen Rittmeiſter von Flindt mit. Auch er, ein corpulenter Herr mit reſpektabler Glatze, verſuchte zu entrinnen, allein das Fenſter war zu eng und er blieb darin ſtecken, wie der Bär in der Falle. Drei entſchloſſene Bauernburſche gewahrten ihn und verſuchten ihn feſtzuhalten. Aber der dicke Herr hatte eine Piſtole in der Hand, fluchte furchtbar und drohte Jeden niederzuſchießen, der ihm zu nahe käme. Da war guter Rath theuer, aber doch ſchnell gefunden. Zwei der Bauern liefen in die Stube, ergriffen ein großes Bettlaken und umhüllten damit dem Rittmeiſter den Kopf und linken Arm, während der Dritte in demſelben Augenblick ihm mit einer Heugabel die Piſtole aus der Hand ſchlug. Alle vereinigt ſchleppten ſie dann den vermummten, ſich ſträubenden, ſprudelnden, tobenden Kriegsmann die Treppe hinauf unters Dach und ſperrten ihn in die Rauchkammer. Hier, in einem engen, ganz dunkeln und von Rauch erfüllten Gelaß geberdete er ſich anfangs ſehr ungeſtüm, mußte ſich aber in ſein Schickſal ergeben. Das homeriſche Gelächter, mit welchem er, als die Gefahr vorüber war, aus ſeinem finſtern Kerker befreit ward, ertrug er mit ſtoiſchem Gleichmuth, im Innern wohl deſto erregter. Das Lachen lockte übrigens auch die Verſteckten aus ihren Schlupfwinkeln. Das Ausſehen dieſer ſteigerte die Heiterkeit auf den höchſten Gipfel; der Pharmaceut war ganz zum Neger geworden, ein Anderer glich einer wandelnden Heuſäule, den Dritten hatten die Kühe glatt geleckt, ohne daß er ihnen zu wehren gewagt hätte, und der Lezte war ſo voll Federn, als ſey ein Lynchverſuch mit ihm angeſtellt worden. Die gegenſeitigen Erklärungen, Vorwürfe und Entſchuldigungen dauerten ſo lange, bis ein kräftiges Frühſtück allem Wortkampf ein Ende machte. Der Rittmeiſter erſtickte ſeinen Aerger mit Madera und Kieler Sprotten; trotz der Aermlichkeit der Kaſſe wollte man es ſich nicht nehmen laſſen, ihn zu bewirthen, wie ſein Rang es zu fordern ſchien. Endlich, es war etwa fünf Uhr früh, brach das Häuflein mit Gefangenen und Beute, begleitet von treuen Bauern, zu Wagen auf, nach Loit, um ſich mit den Genoſſen zu vereinigen. Daſelbſt wurde der Zug mit endloſem Hurrah begrüßt, die wechſelſeitigen Erlebniſſe wurden ausgetauſcht und begierig ſah Jeder dem Abmarſch entgegen. Gefangene und Beute ſchickte der Hauptmann unter genügender Escorte nach der Stadt Schleswig, den Zurückbleibenden enthüllte er den weitern Kriegsplan.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Schluß.)

Wiederherſtellung des gewohnten Lebens. — Die Truppen macht. — Schauſpiele.

Es ſcheint, daß es noch hie und da Leute gibt, welche von den Vorzügen einer ſolchen Verfaſſung nicht ganz überzeugt ſind; kürzlich wurde eine Schrift unter dem Titel: „Unmöglichkeit einer Republik in einem gebildeten und chriſtlichen Staate," in einem Anſchlagzettel angekündigt. Ob die Schrift wirklich erſchienen iſt, kann ich nicht verbürgen. Die Polizei riß die Anſchlagzettel ab und zog den Drucker zur Verantwortung. Ob nun der Verfaſſer, wenn ein ſolcher wirklich exiſtirt, oder die Polizei Recht habe, muß die Erfahrung lehren; aber dazu gehört Zeit, und vor der Hand wird in den offiziellen Reden und Akten als ausgemacht angenommen, daß für Frankreich keine andere Verfaſſung paßt, als die republikaniſche. Anfangs hatte ſie freilich alles gehemmt, Handel und Wandel, Luſtbarkeiten und ernſte Beſchäftigung; jezt gewöhnt man ſich ein wenig an die außerordentliche Lage. Die Luxusartikel, deren Fabrikation für Paris ſo wichtig iſt, finden wieder einigen Abſatz, und es werden neue beſtellt. Freilich ſind dieſe Beſtellungen, wie es ſcheint,

noch nicht ſehr beträchtlich; wenigſtens beabſichtigen die Bronzefabrikanten ſowohl als die Möbelmacher, welch leztere meiſt in der zum Aufruhr ſo geneigten Vorſtadt St. Antoine hauſen, gleich den Buchhändlern eine Waaren- und Geldlotterie. — Man ſieht jezt bei den Bilderkrämern allerlei Kupferſtiche und Lithographieen, welche die merkwürdigſten Auftritte der furchtbaren Junitage darſtellen, dazwiſchen eine Menge Bildniſſe des unglücklichen Erzbiſchofs von Paris und der Generale, welche damals befehligt haben, und von denen ſo viele gefallen ſind. Mit dieſen Artikeln ſcheinen die Kunſthandlungen gute Geſchäfte zu machen. Die Muſikalienhändler warten dem Publikum mit patriotiſchen Geſängen auf und mit Balladen über einzelne Auftritte, z. B. den Mord des Erzbiſchofs. Beim ſchönen Herbſtwetter findet man in einigen Luſtgärten der Champs elysées und anderswo muſikaliſche Unterhaltung, und der Hippodrom hat ſich durch das zweimalige Aufſteigen des Engländers Green im Luftballon ausgezeichnet. Green iſt unter den jezt lebenden Aeronauten der geſchickteſte und glücklichſte; bei ſeinen Luftfahrten war nie von einem ernſtlichen Unfall die Rede, und er iſt immer bereit, einige Liebhaber mit in die Höhe zu nehmen. Die kurze Reiſe iſt freilich ein wenig koſtſpielig (fünfhundert Francs die Perſon); aber dafür iſt auch die Gelegenheit ſelten, und es iſt nicht zu verwundern, daß die Plätze immer beſezt ſind. Green reiſt mit einer ſolchen Zuverſicht durch die Lüfte, daß er ſeinen Reiſegefährten daſſelbe Gefühl einflößt; er macht wahre Luſtpartien daraus. Er ſteigt hoch auf, ſo lange es Tag iſt, und wenn die Dunkelheit einbricht, läßt er ſich ganz gemächlich in einer bewohnten Gegend nieder, ſo daß er ſich alsbald mit dem Nöthigen verſehen, ſeinen Luftballon aufpacken und wieder in die Hauptſtadt zurückkehren kann. Im Feuilleton der hieſigen Tageblätter äußern manche Vetten die ſanguiniſche Hoffnung, daß das Luftſchiff bald die koſtſpieligen Eiſenbahnen und die langweiligen Landſtraßen entbehrlich machen werde; daran ſcheint aber Green nicht zu denken, wahrſcheinlich weil er die Sache am beſten verſteht.

In Paris ſieht es noch ſehr kriegeriſch aus. Man hält noch immer eine ſtarke Militärmacht für nöthig, um die furchtbare Maſſe der Proletarier, denen man einmal die Gütertheilung, das heißt die Plünderung, als Köder gezeigt hat, im Zaum zu halten; aber dieſe Kriegsmacht lebt in gutem Vernehmen mit der Bürgerſchaft. Die Truppen werden hier überwintern, und da der Raum in den Kaſernen für ſie nicht hinreicht, ſo werden lange Barraken, die wie Magazine ausſehen, für ſie auf dem Platze vor dem Invalidenhôtel und anderswo errichtet. Der Invalidenplatz wird dadurch ganz überbaut, und in dieſen Barraken könnte die Bevölkerung einer ganzen bedeutenden Stadt untergebracht werden. Beim Luxemburger Palaſt, der jezt leer ſteht, ſeit Louis Blanc ſeine Lehren wider die Concurrenz nicht mehr dort vortragen kann, ſondern damit übers Meer flüchten mußte, und ſeit Ledru-Rollin und der Buchhändler Pagnère daſelbſt nicht mehr amten, befindet ſich eine große Orangerie. Dieſe diente während des Sommers den Truppen zum Nachtlager; da nun die Orangenbäume im Herbſt wieder unter Dach gebracht werden, ſo werden im Garten hinter dem Palaſt ebenfalls Barraken zum Winterquartier der Truppen errichtet. Die Regierung will eine hinreichende bewaffnete Macht in der Nähe des Palaſtes der Nationalverſammlung haben, ſeitdem man am 15. Mai geſehen hat, wie leicht eine Rotte toller Menſchen, wenn ſie einen Kerl wie Barbès an der Spitze hat, die Volksrepräſentanten überrumpeln kann. Die Nationalgarde kann nur dann etwas leiſten, wenn ſie von Linientruppen unterſtüzt wird, ſonſt nimmt der furchtſame Theil Reißaus und läßt die andern im Stich. Daß man ſich allmählig beruhigt und wieder an öffentliche Beluſtigungen denkt, das beweiſt der ſtärkere Beſuch der Schauſpiele. Oper, Théâtre français, Vaudeville- und Melodramentheater fangen wieder an ſich zu füllen. Die italieniſche Oper wird, wie gewöhnlich, im Oktober eröffnet werden, und Meyerbeer will nun endlich zum Beſten der franzöſiſchen Oper ſeinen ſeit Jahren verheißenen Propheten loslaſſen. Dg.

Aus Oberſchleſien, September.

(Schluß.)

Leslau. — Freiſtadt. — Karvin.

Die durch die allgemeine Wohlthätigkeit zuſammengebrachten Mittel belaufen ſich weit über eine halbe Million Thaler. Waren damit auch gegen hunderttauſend Menſchen zu berückſichtigen, ſo konnte dennoch mehr geſchehen, als man wahrnimmt. Hier muß freilich noch viel für die Hebung des ſittlichen Zuſtands der Bevölkerung gethan werden, ehe an eine radikale Verbeſſerung des phyſiſchen gedacht werden kann. Vor allem bietet Leslau (eine kleine Stadt) mit ihren Umgebungen ein Bild des Jammers dar. Der Typhus hat die Bevölkerung gelichtet, und Sturm und Hagel hat das Elend (am 25. Juni) vollendet. Es iſt als wäre ein zürnender und ſtrafender Engel hier vorübergegangen. Auf öſterreichiſchem Gebiete, welches man bald jenſeits Leslau betritt, hat das Elend im vorigen Jahr hin und wieder, wenn nicht noch mehr, doch in demſelben Grade geherrſcht, wie auf preußiſchem, und wenn dort nicht ſo viel davon zur Publicität kam, ſo hat das eine doppelte Urſache. Einmal ruhte damals der eiſerne Arm der Polizei noch auf jenem Staat, der alle Mittheilung hemmte, und dann waren viele der dortigen Magnaten auf ihren Herrſchaften kräftig eingeſchritten.

Mein Weg führte mich nach Freiſtadt und Karvin, Herrſchaften des Grafen Larisch von Mönnich. Wer großartigen Betrieb des Landbaus in allen ſeinen Zweigen ſehen und ſich überzeugen will, daß man es in demſelben in Deutſchland dem immer als Muſter aufgeſtellten England gleich thun kann, der mag hierher kommen. Tauſende von Menſchen ſind hier beſchäftigt und verdienen guten Tagelohn. Insbeſondere gewährt der Rübenbau viel Arbeit und die darauf baſirte Zuckerfabrik, eine der größten in Deutſchland, gewährt vielen Beamten, ſammt einer Unzahl von Arbeitern guten Lebensunterhalt. Man kann das rege, großartige Treiben, das hier herrſcht, mit dem in Königs- und Laurahütte vergleichen; auch hier arbeiten Dampfmaſchinen, auch hier deuten aufſteigende Rauchſäulen weithin auf das Daſeyn ausgedehnter Induſtrie. Ungeheure Kapitalien werden hier umgetrieben; trotz der ſehr zahlreichen Bevölkerung (gegen achttauſend Menſchen auf die Quadratmeile), herrſcht in der Regel noch Mangel an Arbeitern. Man zog vor einigen Jahren Arbeiter aus den Karpathen, aus der Gegend von Jablunka, hieher, und hatte für ſie auf den Gütern des Grafen Larisch Familienhäuſer gebaut. Anfangs waren ſie thätig, bald aber fand ſich bei den meiſten wieder der alte Geiſt des Herumziehens ein, und viele entſagten der guten Verſorgung und kehrten in ihre Berge zu Mangel und Noth zurück. Es ging damit wie im Rieſengebirge und in den Sudeten, wo man die Arbeitloſen in's flache Land von Schleſien zu ziehen ſuchte, die aber immer bald wieder umkehrten. — Der wundervolle Anblick des Panorama's, das ſich von Freiſtadt aus gegen die Karpathen hin bietet, iſt allein eine weite Reiſe werth. Am herrlichſten ſtellt es ſich vom Schloßgarten aus dar, welcher jedem Fremden offen ſteht. — Viele ähnliche Punkte trifft man auf der Reiſe über Oſtrau nach Troppau, auf der Scheide zwiſchen Sudeten und Karpathen. J. G. G.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 245. Donnerſtag den 12. Oktober 1848.

Here is a mourning Rome, a dangerous Rome!
Shakespeare.

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(ſ. Nr. 233—234.)

6.

Es war die lezte Carnevalswoche, als ich die „ewige Stadt“ wieder ſah. Auf dem Corſo tobte der Maskenlärm, als die Nachrichten von der Revolution in Paris, von der Flucht des Königs und der Einführung der Republik hineinfielen. Arlechino ſchlug noch ſeine Purzelbäume und der Conte di Ripetta wanderte noch gravitätiſch mit dreieckem Hut, Perrücke und Goldpapierbrille, und der Doktor rannte umher mit ſeinen rieſigen Inſtrumenten zur Abhülfe körperlicher Unbequemlichkeiten, und Bouquets und Bonbons flogen und Mehlſtaub verfinſterte die Luft und puderte Rock und Hut. Aber alles das machte einen trüben Eindruck, wenn man der ſchon tobenden wie der unausbleiblichen Stürme gedachte. Die Zahl der Theilnehmer hatte übrigens bedeutend abgenommen im Vergleich mit frühern Jahren. Als dann der Moccoliabend kam, verboten die Clubs den Hauptſpaß, wegen der Leiden der lombardiſchen Brüder — ſeltſame Inconſequenz, da eben noch Maskengewühl den Corſo gefüllt hatte! Die Clubs aber, der Circolo romano und der Circolo popolaro, und wie ſie ſonſt etwa noch heißen mochten, waren in Rom die eigentlichen Herren. Hat doch der Papſt auf ihre Forderung eingeſtandenermaßen ſelbſt die Jeſuiten weggeſchickt! Wie ſchon geſagt, Italiens politiſche Wiedergeburt hat viel Schönes und Edles zu Tage gefördert, welches wohl den Anſpruch hat, das Urtheil über Verkehrtes und Uebereiltes zu mildern. Leider aber habe ich des leztern in Rom zu viel geſehen. Die Blüthezeit des Enthuſiasmus für Pio Nono war vorüber, die Forderungen wurden immer dringender und kecker und unverſtändiger, die Haltung der Regierung wurde immer ſchwankender, die politiſche Lage verwickelte ſich täglich mehr, die finanzielle Verlegenheit nahm täglich zu. Der Papſt erklärte immer wieder: ſo weit und nicht darüber hinaus werde ich gehen — und kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, ſo drängte man ihn ſchon zu weitern Schritten. Die Verleihung der Conſtitution vermochte nicht die freudige und dankbare Stimmung zu erregen, deren Zeuge, bei gleicher Veranlaſſung, ich vier Wochen früher in Florenz geweſen war. Dort glaubte man, mit Recht oder Unrecht, im Hafen angelangt zu ſeyn, in Rom ſah man ſich noch auf ſturmbewegtem Meere und ſezte geringes Vertrauen in die Piloten.

Die Phyſiognomie der Stadt war völlig verändert. Ehemals — und es iſt nicht lange her — war Rom ein Aſyl, in das man ſich retten konnte vor dem unbehaglichen Gewühle der lärmenden Tagespolitik, ein Aſyl für gefallene Größe, ein neutrales Terrain, auf welchem die verſchiedenartigſten Richtungen einander friedlich begegneten. Es theilte mit Florenz den Vorzug, mehr denn eine andere Stadt der Welt Raum zu laſſen für die Poeſie des Lebens, für Wiſſenſchaft und Kunſt, für den edlern Genuß, für die ungeſtörte Betrachtung und jene Thätigkeit, welche, gleich dem, der den Palmbaum pflanzt, nicht ſchon am folgenden Tage in fieberhafter Haſt der Früchte harrt, die Thätigkeit, welcher das italieniſche Mittelalter die Werke verdankt, die ihm ſeine unvergängliche Bedeutung ſichern. Davon war jezt

nicht mehr die Rede: Rom war in den Strudel hineingezogen, in das Treiben einer ihm völlig fremden Welt, und die Contraste waren schneidend, die Extreme nicht zu vermitteln. Das Alte sollte dem Neuen weichen, aber das Neue hatte noch keinerlei Proben seiner größeren Berechtigung abgelegt. Was daraus werden wird, wer kann's ermessen? Wer Rom in früheren Zeiten gekannt, mit der Stetigkeit seiner Verhältnisse, mit seinen würdevoll eigenthümlichen Formen, mit dem traditionellen Wesen, welches von der Kirche auf den Staat, von diesem auf das Leben übergegangen war, mit der Ehrfurcht vor den geistlichen Würdenträgern, dem mußte das ganz moderne Treiben, das Dominiren der romagnolischen Advokaten und Poeten, der unaufhörliche Wechsel einen seltsamen, aber keinen erfreulichen Eindruck machen. Die Prälatur mochte ihre Schattenseite haben, aber sie wird für die Geschäfte wie für die Gesellschaft, in welcher ihre Stellung sich allmählig auch modificiren muß, noch lange unersetzt bleiben. Die Unstetheit der gesammten Administration aber resümirt sich in zwei Worten: Gregor XVI. hat in fünfzehn Jahren zwei Staatssekretäte gehabt, Pius IX. in zwei Jahren sieben bis acht.

Wenn ich mir Rom vergegenwärtigen wollte, wie ich es so manche Jahre hindurch gekannt, so mußte ich hinauswandern in die öde alte Stadt, nach den Klöstern des Aventin, nach Villa Mattei auf dem Cälius, nach dem Lateran und Sta Maria maggiore, der schönsten der Basiliken. Unter den grünen Bäumen, zwischen den mächtigen Trümmern der antiken Bauten, inmitten der unversehrten kirchlichen Herrlichkeit konnte man wohl einen Moment vergessen, wie die Wellen einer mehr auf den Umsturz als auf die Mittel des Wiederaufbauens bedachten Zeit den seit einem Jahrtausend stehenden Bau umtosen, wie viel sie schon zu Trümmern geschlagen und Gutes wie Schlimmes weggespült hatten. In dem unruhigen neuen Rom mußte man sich in Acht nehmen, selbst mit weggeschwemmt zu werden. Die Macht des Cardinalscollegiums ist beseitigt, die Autorität der Prälatur ist gebrochen, und mit dem Sturze beider ist in der Administration das Oberste zu unterst gekehrt worden. Tritt nicht bald eine Reaktion gegen die Revolution ein, so ist die Aristokratie gleichfalls bedroht, und wenn im Kirchenstaat die Aristokratie bisher nicht die politische Bedeutung gehabt hat, die ihr wohl zugekommen wäre, so ist ihr Einfluß in ökonomischer und geselliger Beziehung ein um so größerer gewesen. Schon jezt schien es, als wäre ein Flor über sie ausgebreitet. Hätte sie, als die Clerikaladministration nicht mehr zu halten war, einen Versuch gemacht, den ihr gebührenden Antheil an den Staatsgeschäften mit rascher und entschiedener Hand an sich zu ziehen, so wäre ihr mindestens ein Einfluß auf das eigene Schicksal wie auf das des Ganzen geblieben. Aber die Masse des Talents war beinahe ausschließlich einerseits in der Prälatur concentrirt, andererseits unter den Rechtsgelehrten, namentlich der Romagna, und als leztere und ihre Freunde, meist in den Revolutionsversuchen Compromittirte, das Heft in die Hand nahmen, blieb dem römischen hohen Adel nur hie und da eine Nebenrolle übrig. Und da haben denn die Caetani, Aldobrandini-Borghese, Doria, Simonetti, Massimo die Freude gehabt, vierzehn Tage lang Polizei-, Kriegs- und Finanzminister zu seyn! Kein einziges römisches Haus war geöffnet während des Carnevals; die meisten, die sonst empfingen, hatten Familientrauer, und der österreichische Botschafter, der ungeachtet aller politischer Zerwürfnisse persönlich hochverehrte Graf Lützow, empfing, eben jener Zerwürfnisse wegen, nicht in größerem Kreise; den schönen Palast Colonna, wo Pellegrino Rossi von Carrara den Blacas, Chateaubriand, La Ferronnay, St. Aulaire, Latour Maubourg nachgefolgt war, schloß die Pariser Revolution; der Palast Farnese, welchen die gerne gesehene Ludolfsche Familie inne hatte, öffnete sich nicht wegen der immerwährenden Unruhen und Rebellionen in Neapel und Sicilien. Einigen Fremden blieb es unbenommen, die Honneurs zu machen, wenn sie anders Lust dazu verspürten. Den Meisten aber verging die Lust mit dem Gelde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichsversammlung.

(Fortsetzung.)

Ich erinnerte mich oft jener Tage, wenn mein Auge auf Hans von Auerswald in der Paulskirche ruhte. Damals war er größer als ich gewesen, ein hübscher schlanker Knabe, bleich, mit blondem, etwas gekräuseltem Haar, doch schwächlich, fast immer leidend, oft mit eingebundenem Gesicht. Jezt war er kleiner als ich; er war im Wachsen stehen geblieben, ein gealtertes, unansehnliches Männchen mit falschen Haaren. Aber ein ritterliches, edles Gemüth lebte in dieser Hülle, ein Herz, das für das Vaterland warm schlug, ein offener Sinn, versöhnlich und mild, aber muthig und stark, eine Sitte, schlicht und geradezu, wie sie dem Ostpreußen eigenthümlich ist.

Noch am Morgen des verhängnißvollen Tages sprach ich ihn während der erregten Sitzung, und wie immer gedachte ich der unruhvollen Zeit unserer Jugend und der Scenen nach den Schlachten bei

Eylau und Friedland, die an unſern Blicken vorübergezogen waren, der Tauſende von Verwundeten auf dem Schloßplatze zu Königsberg, der Gefahren, welchen wir damals ausgeſezt waren und mit denen die Frankfurter Meuterei keine Vergleichung aushält. Allein der in dem Brande und der Verwüſtung der Städte unverſehrt blieb, der in vielen Schlachten dem feindlichen Geſchütze muthvoll gegenübergeſtanden, ſollte hinter der Hecke eines friedlichen Gehöftes wehrlos der Kugel von Meuchelmördern erliegen, die das Panier der Freiheit und des Vaterlandes entweihten und ruchlos ein Leben erſtickten, welches nur der Freiheit und dem Vaterland geweiht geweſen war.

Preußiſche Soldaten, geführt von dem Major Deetz, fanden den General in dem Graben, wo ihn der Mord ereilt hatte, und trugen ihn in ſeine Wohnung. Den Fürſten fand man noch lebend. Ein ſchleſiſcher Edelmann, von Bally, und der Prinz Felix von Hohenlohe geleiteten die Bahre ihres unglücklichen, ſchwer athmenden Freundes, der aus den Schauern der Ohnmacht erwachend, ihnen und den ſie begleitenden preußiſchen Soldaten die rührenden Worte entgegen rief: „Ich wußte es ja wohl, daß ihr mich nicht verlaſſen würdet!“ Die rückkehrende Beſinnung wandte der Fürſt dazu an, ſeinen lezten Willen zu diktiren. Seine Allodialgüter vermachte er einer edeln Freundin, dem wackern Gärtner, in deſſen Hauſe er die lezte Zuflucht vor der ihn verfolgenden Rotte fand, bis dieſe ihn daraus hervorriß, ſezte er eine Belohnung aus.

Auch Lichnowsky hatte gleich ſeinem Unglücksgefährten der Gefahr oft in das Antlitz geſchaut; er war oft von ihr ereilt, am Leben bedroht worden. Seine von blutenden Wunden zerfleiſchte Leiche zeigte mehr als eine Narbe, deren gefährlicher Sitz davon Zeugniß ablegte. Allein was die Kugel des Spaniers im Felde, was die Waffe des Gegners im Zweikampfe nicht vermochten, den Kern dieſes muthigen Daſeyns vernichtend zu treffen, das gelang entarteten Söhnen des Vaterlandes, an deſſen neuer Geſtaltung er wahrhaft ruhmvoll ſeinen Theil genommen hatte. „Schießt mich todt, aber martert mich nicht länger! ich bin ja auch ein Deutſcher, was wollt ihr denn?“ ſoll er nach der Ausſage von unſchuldigen Augenzeugen den Mördern zugerufen haben, aber die verſtanden nicht, was in den Worten lag; es waren keine Deutſche, die ſolche That verüben konnten.

Zwanzig Steckbriefe lieſt man in den Frankfurter Blättern, welche Leute auf flüchtigem Fuße verfolgen, die dieſen Meuchelmord verübt haben. Faſt alle ſind Einwohner von Bockenheim, anſäßige Bürger des Orts, friedliche Gewerbe treibend bisher, von denen, die ſie kannten, mir als ordentlich geſchildert und nun aufgeſtachelt zu dieſer unmenſchlichen Rohheit, bis zum Wahnſinn geſteigert durch Menſchen, die fern vom Kampfe, im Weinhauſe ſitzend, des Ausgangs harrten, der ihrem Ehrgeize endlich die Befriedigung bringen ſollte, nach der ſie unabläſſig ſtreben. — Sie hörten ruhig die ſchaudervolle That berichten und tranken die Neige ihres Weines in der Hoffnung des Gelingens, denn ſie wußten ja, was überall vorbereitet war und zur ſelben Stunde an andern Orten in's Werk geſezt werden ſollte. Aber der Meuchelmord der beiden wehrloſen Volksvertreter hat den blinden, wüthigen Haß der Stämme, ſo lohend angefacht er war, gelöſcht; der Raubzug des elenden Verräthers Struve hat die wildeſten Republikaner abgekühlt; das wahnwitzige Beginnen eines Rau in Württemberg hat den geſunden Sinn der Bürger mit Abſcheu erfüllt. Die lezte Hoffnung der Schreckensmänner iſt vereitelt; der Deutſche entſezt ſich vor dem Gedanken einer ſolchen Herrſchaft. Eine gläubige, frommere Zeit als die jetzige würde in Auerswald und Lichnowsky Märtyrer verehren, denn in der That erreichten ſie das, was der Begriff ausdrückt: mit ihrem unter Martern unſchuldig vergoſſenen Blute haben ſie den ewigen Glauben beſiegelt an wahre Freiheit und Vaterlandsliebe, den Glauben, der ohne Furcht dem Siege zueilt, und erreichte er ihn auch erſt im ſchnellen, unvorbereiteten Tode.

Die Stadt im Belagerungszuſtand! Ein Abend in der Allee und auf dem Roßmarkt lieferte ein Bild, wie es jungen deutſchen Genremalern in der Wirklichkeit noch nicht vorgekommen iſt. Vor die Fenſter waren Lichter geſtellt worden und am Himmel war die Mondeshälfte ſichtbar. Längs der Häuſer aber auf ausgebreitetem Stroh, oder um die mitten auf dem Platze angezündeten Wachtfeuer, lagen die Soldaten. Hier waren kurze Pfähle zwiſchen die Pflaſterſteine eingerammt und die Pferde der Reiterei daran feſtgebunden. Der Mann lag auf der dünnen Strohſchütte und ſein treues Roß zu Häupten zupfte ihm einen Halm nach dem andern vom dürftigen Lager. Dort ſtand die Wagenburg, auf- und abgehende Schildwachen davor; hier die Vedetten, ſeitwärts der Park und das Geſchütz, die endlichen lezten Gründe, wenn keine andern mehr genügen wollen. Die Böhmen ließen ihre einförmigen Lieder im Molltone erklingen; dort von den Preußen tönt uns ein kunſtvollerer Geſang entgegen, weil ſie ihren Sängerchor beſitzen, der gut eingeübt iſt, eine dem ruſſiſchen Heere nachgeahmte Sitte; die bayeriſchen Jäger und die württembergiſchen Reiter am obern Ende des Platzes und in der Allee laſſen es an kräftigen Kehlen und liebſamen Liedeln aus der Heimath nicht fehlen. Die Darmſtädter, welche mit ihrer Artillerie in dem

Straßenkampfe den Ausſchlag gegeben hatten, liegen ſtill da; die Sitte des Liedes ſcheint ihnen fremd zu ſeyn.

Dieſes Bild zeigt uns leibhaftig Wallenſteins Lager. Ein betrübendes Bild, ein niederdrückender Vergleich! Ein aus allen Theilen Deutſchlands zuſammengewehter Heerhaufen, der Anfang des Bürgerkriegs, deſſen blutigrothe Zeichen überall aufgeſteckt werden! Trotz der Gewalt gegenüber, der Aufſtand und ſeine Unterdrückung, ein ſich Fügen und Niederhalten, aber kein in ſich hergeſtellter, durch ſich ſelbſt ausgeſprochener Friede.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Moraliſche Stimmung der Zeit.

Man hat von jeher den Deutſchen Schulweisheit, Pedantismus und Schwerfälligkeit vorgeworfen; jezt weiß ich, daß es mit Recht geſchehen. Wir ſind zwar noch in den Kinderſchuhen unſerer politiſchen Entwicklung, aber in dieſen Kinderſchuhen ſchlappen wir umher wie abgelebte Greiſe. Ich habe mich von jeher nicht überzeugen können, daß der Geiſt Gottes über große Verſammlungen ausgegoſſen ſey, aber wäre er es wirklich, ſo würde er am Ende durch alle dieſe Reden, Amendements, Zuſätze, Verträge, Anträge, Petitionen, Zurufe, Interpellationen, Abſtimmungen ſo verdünnt, daß von dem urſprünglichen Spiritus zulezt gar nichts mehr zu finden ſeyn möchte. Welch ein Unglück, daß hier ein Jeder reden will, daß hier ein Jeder es für ſeine Pflicht hält zu reden, daß Jeder es noch ein bischen beſſer als ſein Vorgänger verſteht, daß Jeder behauptet, ſein Vorgänger habe die Sache nicht aus dem eigentlichen und richtigen Geſichtspunkt angeſehen, hier ſey noch viel zu trennen, dieſe Frage müſſe eigentlich in zwei oder noch mehrere zerlegt und über jede einzelne auch einzeln und namentlich abgeſtimmt werden. Wir ſchenken dem armen Volke das Tüpfelchen auf dem i nicht und können es gar nicht begreifen, daß das liebe Volk trotz ſeiner ſchon ſo oft geprüften Geduld am Ende doch ungeduldig wird, und von dieſen langen Berathungen endlich ein fruchtbringendes Reſultat zu ſehen begehrt. — Eine andere Bemerkung, daß nämlich der Deutſche keinen Sinn für Humor beſizt, habe ich ebenſo gegründet gefunden. Die wenigen Redner in der Paulskirche, die dieſe Gottesgabe in ihrer Gewalt haben und treffend anwenden, ſind die unpopulärſten. Das Publikum ſehnt ſich ordentlich nach dem Augenblick, wo ſie die Rednerbühne verlaſſen und die Philiſter ziſcheln einander in's Ohr, daß ſo wichtige Sachen, wie die in Frage ſtehenden, doch auch mit dem gehörigen Ernſt und gebührender Gravität behandelt werden ſollten. Daß es aber gerade der Humor iſt, der den Gegenſtand am beſten beleuchtet, indem er ſich über ihn erhebt, daß es in ſeinem eigentlichſten Weſen liegt, in dem Kampfe der reinen Menſchlichkeit gegen das gemeine Leben gerade die ideale Richtung feſtzuhalten, das wollen ihm die Parteimenſchen am wenigſten zugeſtehen, die vor oder nach der Sizung ihre Augen an den abgeſchmackteſten Karrikaturen auf ihre politiſchen Gegner mit Wohlgefallen weiden. Jede auch noch ſo platte Empfindung, allgemein ausgeſprochen, iſt dem Deutſchen viel lieber und erwünſchter. Sie ſchmeichelt dem Gefühle ſeiner Subjektivität, die ſich gerade durch den Humor, der dem Menſchen das Erhabene in trauliche Nähe bringt, am meiſten verlezt fühlt. Zu einer Zeit, wo Alle den Namen Humanität im Munde führen, wo Alles zum Nutzen und Beſten der lieben Menſchheit geſchehen ſoll, zu einer ſolchen Zeit, meine ich, ſollte doch jede Subjektivität verſchwinden. Aber gerade umgekehrt; ich habe ſie noch in keiner Zeit ſo unverhohlen und graß hervortreten ſehen, als in der gegenwärtigen. Das allgemeine Wohl iſt nur die Maske, in die ſich das Individuum hüllt, um ſein liebes Ich deſto ſicherer hervorzuſchieben. Keine Tugend liegt unſern heutigen Demagogen ferner, als die der Entſagung, der Entäußerung ihrer eigenen Perſönlichkeit zum Beſten des Ganzen. Ich geſtehe es unverhohlen, daß mir der alte Ariſtokratismus, der ſich für König und Vaterland treu und ehrlich hingab, unendlich ehrenhafter erſcheint, als dieſe mit Stich- und Schlagworten der Neuzeit verbrämte Selbſtſucht, die ſich in ewigen Negationen zum Beſten der Maſſen manifeſtirt. Wie oft geräth man in Verſuchung, dieſen Herren, wie Sokrates dem Antiſthenes, zuzurufen: „Ich ſehe eure Eitelkeit durch die Löcher eures Mantels ſchimmern!“ Mag man noch ſo viel von politiſchen Fortſchritten ſprechen, ich halte dieſe immer mehr hervortretende ſubjektive Tendenz für einen beklagenswerthen Rückſchritt im Entwicklungsgange der Menſchheit, indem ſie jedes erhabene Gefühl, jeden Enthuſiasmus, jede Begeiſterung unbarmherzig tödtet. Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen des Lebens immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird nie ein Ende nehmen, aber zu keiner Zeit iſt er ſo rückſichtslos und offen hervorgetreten als in der gegenwärtigen. Man erzählt, glaube ich, von Raleigh, der in ſeinem Gefängniſſe an einer engliſchen Geſchichte arbeitete, er habe ſein Werk in's Feuer geworfen, als eines Tags ein ihn beſuchender Freund ihm eine Begebenheit, die ſich unter ſeinen, Raleighs, eigenen Augen zugetragen, ganz anders erzählte und ihm ſelbſt das Zeugniß ſeiner Augen abſtreiten wollte. Ich habe in dieſen Tagen Aehnliches erlebt. Entweder blendet die Parteiwuth wirklich, oder ſie ſucht Andere zu blenden. Thatſachen, die ich ſelbſt geſehen und erlebt, wurden mir mit Entſchiedenheit abgeleugnet, die Angſtſcenen der verfloſſenen Tage mit einem ſpöttiſchen, mitleidigen Achſelzucken abgefertigt und die ſchaudervolle Wirklichkeit entweder vernehm ignorirt, oder nur als eine geſchickte Handhabe der Reaktion betrachtet. In zwei feindliche Lager ſteht die Welt geſpalten, und wie ſchwer es iſt eine unparteiiſche Geſchichte zu ſchreiben, habe ich noch in keinem Zeitpunkte tiefer empfunden, als in dem gegenwärtigen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 30.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 246. Freitag den 13. Oktober 1848.

O dii immortales! ubinam gentium sumus? quam rempublicam habemus? in qua urbe vivimus? Hic, hic sunt, in nostro numero, in hoc orbis terrae sanctissimo gravissimoque consilio, qui de nostrum omnium interitu cogitent!

Cicero
in Catilinam.

Aus der Reichsverſammlung.

(Schluß.)

Auf dem Roßmarkte ſtehen fünf Leichenwagen gereiht, auf jedem zwei Särge. Der erſte umſchließt den General von Auerswald, der zweite neben ihm birgt die Hülle eines Soldaten. Der Sarg mit rothem Sammt überzogen, auf dem die vielen Orden prangen und die herrlichſten Kränze, iſt der Sarg des Fürſten Lichnowsky. Der große Stern, den Sie auf der rechten Seite ſehen, iſt der Sächſiſch-Erneſtiniſche Hausorden. Als neulich der Herzog von Coburg hier war, äußerte der junge eitle Mann gegen ihn, daß es ihn freuen würde, dieſen Stern zu beſitzen. Er hätte ſich wohl gern in den Soireen des Herrn von Bethmann damit geſchmückt. Die unſchuldige Freude! Der Herzog von Coburg machte ſie ihm. Am Morgen ſeines Todestages überreichte ihm ein junger Mann von der Coburg'ſchen Geſandtſchaft die Dekoration. Der Fürſt hat ſein Wohlgefallen darüber nicht zurückgehalten. Der Arme! der Stern ſollte nie ſeine Bruſt zieren; zum erſtenmale, als er die Auszeichnung der Welt zeigte, hatte eine fremde Hand ſie an ſeinen Sarg geheftet.

Die Truppen waren in Parade aufgeſtellt; der Senat und anderes Gefolge hatten ſich auf dem Platze verſammelt. Als die Nationalverſammlung erſchien, Gagern an der Spitze und Alle entblößten Hauptes, wurden ihr die königlichen Ehren zu Theil; die Truppen präſentirten die lange Front hinunter und das Spiel wurde gerührt. In dieſem Augenblick beſtieg Herr v. Bally, ein ſchleſiſcher Abgeordneter, den Wagen, auf dem Auerswalds Leiche ruhte, und die eine Hand auf den Sarg geſtützt, die andere in die Luft erhoben, ſprach der Mann einige Worte, zu welchen ihn vornehmlich ein lezter Wille Lichnowskys aufforderte: den Bürgern Frankfurts zu danken und ſeinen Feinden und Mördern Verzeihung auszuſprechen. Hieran knüpfte er dann noch einige Betrachtungen, wie ſie der Moment dem Biedermanne eingab. Andern Tages waren einige Redner der äußerſten Linken ſehr unzufrieden mit dieſen Worten und nannten ſie aufregend, ſie, die keine Gelegenheit zu Aufreizungen vorübergehen laſſen und nur dann davon abhalten wollen, wenn ſie vor den Folgen derſelben zurückbeben.

Auf dem Friedhofe ſprachen noch Andere. Von den Kränzen kam keiner in die Gruft; ſie wurden zerpflückt, um ſchöne Hände zu befriedigen, die ſich darnach ausſtreckten. Lichnowskys Bildniß findet reißenden Abſatz, ſeine Erinnerungen aus den carliſtiſchen Kriegen in Spanien kündigt in dieſem Augenblicke der Verleger um herabgeſezten Preis an. Das Buch war vergeſſen; ich bin überzeugt, daß die Auflage nunmehr vergriffen wird. Der arme Auerswald wird hier eher vergeſſen ſeyn, wenn gleich wärmer betrauert. Es exiſtirt hier kein Bildniß von ihm, er hat auch keine literariſchen Werke hinterlaſſen, aber ſeine fünf Kinder weinen ihm nach.

In der Paulskirche haben die Sitzungen der Reichsverſammlung ihren Fortgang, trotz dem Kriegsgeſetze, das über den Häuptern ſchwebt. Die Männer der Pfingſtweide eifern zwar täglich dagegen, aber es hilft ihnen nichts. Sie haſſen die Bajonnette; die Stutzen der Freiſchärler, die Senſen und andere Mordinſtrumente „ihres“ ſouveränen Volkes ſtößen ihnen

keine Beſorgniſſe ein. Und doch hat es ſich gezeigt, daß auch hier Mißverſtändniſſe ſich ereignen können. So iſt bei dem Sturm auf die Gaſthöfe, wo man die Mitglieder der rechten Seite verſammelt glaubte, die ſogenannte Weſtendhalle mit zerſtört worden, obgleich hier ſich reines Vollblut der äußerſten Linken vorfand. Der Abgeordnete Martiny, aus dem weſtpreußiſchen Städtchen Friedland, ſoll einen hinlänglichen Beweis von der Kraft der durch ihn und ſeine Bundesgenoſſen heraufbeſchworenen Mächte auf ſeinen Rücken erhalten haben. Es ging ihm wie dem armen Poeten Cinna in Shakeſpeares Julius Cäſar. Vergebens ſchrie er, daß er ein Aeußerſt-Linker ſey: die Schläge fielen. Dieſer Martiny iſt ein unglücklicher junger Menſch, der vielleicht in preußiſch Friedland den Ruf des feinſten, eleganteſten Mannes und eines tiefen Politikers genoß und hier in Frankfurt nichts als Schmach erntet: zuerſt eine veröffentlichte Zuſchrift ſeiner Wähler, die ihm vorwerfen, er ſey entweder charakterlos oder er wiſſe nicht recht was er wolle; dann ſeine Erſcheinung auf der Tribüne, die in mehr als einer Hinſicht eine einzige war und ihm den Hohn von der einen und das lebhafteſte Mitgefühl von der andern Seite zuzog; endlich das ſchlagende Mißverſtändniß bei dem Ueberfall der Weſtendhalle.

Der jetzige Zuſtand der Dinge, den die frechſte Verletzung des Rechts, die furchtbarſte Störung der öffentlichen Sicherheit hervorgerufen hat, wird unaufhörlich von der äußerſten Linken zu Angriffen auf die Miniſter benützt. Man geht ſo weit, das Offenkundige zu läugnen, das Verbrechen zu beſchönigen, die ergriffenen Mittel als den Beginn einer verabſcheuungswürdigen Tyrannei zu ſchildern und ſo erneuten Aufruhr zu predigen. Die Haltung der Miniſter in dieſer ſchwierigen Stellung iſt Achtung einflößend. Beſonders iſt es Schmerling, der mit kalter Ruhe allen Angriffen Trotz bietet und unbeugſam ſeinen Weg verfolgt. Ihm verdanken wir die energiſchen Maßregeln, denen es allein zuzuſchreiben iſt, daß von unſerem Südweſten die Anarchie abgewendet wurde, welche ſchon drohend hereinzubrechen begann. Schmerling iſt eine Natur, wie man ſie einem Oeſterreicher nicht zutrauen ſollte; immer ſchlagfertig, immer gewandt, ſeine Rede voll ironiſcher Spitzen, dabei ſeine Auseinanderſetzung ſtets klar und verſtändlich; aus der Vertheidigung geht er oft in den Angriff über und ſein Witz dient ihm dabei als ſchneidende Waffe. Dabei die bleiche gleichgültige Erſcheinung, der kahle Vortrag ohne Schwung und Emphaſe, der näſelnde Ton, der ſtarke Anklang der niederöſterreichiſchen Mundart, die uns ſo naiv vorkommt: ein ſchroffer, aber faſt ſchauerlich wirkender Contraſt, wenn man an die Gewalt denken will, die dieſem Manne im Augenblicke zuſteht, an die Verantwortlichkeit, die er dadurch auf ſein Haupt ladet. Schmerling iſt, was auch ſeine Gegner ſagen mögen, eine der bedeutſamſten Kräfte des Augenblicks eben ſo klug als muthig, eben ſo ſcharf als zähe.

Die traurigen Begebenheiten, welche den Inhalt dieſer Mittheilung bilden, haben den Wendepunkt ſchnell herbeigeführt, der früh oder ſpät kommen mußte. Der geſteigerte Frevelmuth von der einen Seite iſt zum Schweigen gebracht. Mögen ſich diejenigen, welche ſich von der Bewegungspartei losſagten, um den Umſturz zu wollen, noch ſo wild gebahren, ſie wiſſen es, daß ihr Spiel verloren iſt. Sie wiſſen es, daß ihre Plane durchſchaut ſind, ihre Stärke gewogen, ihr Anhang gezählt iſt. Sie wiſſen es, daß man den ganzen Bereich ihres Einfluſſes überſieht und das Geſicht der Leute erkannt hat, die in Deutſchland, und über deſſen Grenzen hinaus, zu ihnen ſtehen und halten. Und nun wiſſen ſie aber auch, welche Achtung man ihnen zollt, welches Gewicht man ihnen beilegt, welche Maßregeln gegen ſie zu ergreifen man keinen Anſtand nimmt. Sie haben einen verzweifelten Einſatz gewagt und ihr Spiel verloren. Sie werden lange ſparen und ſammeln müſſen, bis ſie überhaupt wieder mitſpielen können, und werden ſchlau die Blößen erſpähen müſſen, welche der Gegner ihnen bietet, um ſich einigen Erfolg zu ſichern.

Wenn wir aber von unſerem Standpunkte dieſe Gräuel in das Auge faſſen und dann die Blicke in die Zukunft lenken, ſo fragen wir uns: was haben wir erreicht? Wir ſprechen von Ordnung und Ruhe, und wir glauben gern, daß dieſes Waffengetöſe, dieſes klirrende Hin- und Hermarſchiren, daß dieſe offenen Gefängniſſe, dieſe Ketten und Standgerichte nur der Uebergang zu einem ſanfteren Walten der Geſetzmäßigkeit ſind. Was aber dann? Welche Ruhe wird uns unter dem Schirme dieſer Ordnung zu Theil werden? Die Proletarier werden hungern und das Elend wird nicht ſo ſchnell vor den Strahlen geſetzlicher Freiheit dahinſchwinden, als das Schöne in der Nacht der Revolution verſchwunden iſt. „Edler Freund! wann öffnet ſich dem Frieden, wann der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?“

Italieniſches Leben und Zuſtände.

1847 — 1848.

(Fortſetzung.)

Eine Finanznoth, wie ſie im März in Italien einriß, habe ich nie erlebt. Bald wurden auch auf die beſten auswärtigen Häuſer keine Wechſel mehr angenommen. Rothſchildſche Kreditbriefe konnte man ohne Schaden zu Fidibus verbrauchen. Kein Bankier zahlte mehr; einer der römiſchen ſchloß ſeine Bücher auf ewig. Das war nun für die Fremden eine große

Annehmlichkeit, für ſolche namentlich, die nach dem Karneval Rom zu verlaſſen dachten und nun bei Tortonia taube Ohren fanden. Für die Einheimiſchen geſellte ſich ein anderer Schreck dazu, der paniſche Schreck, in welchem man die Bank gleichſam ſtürmte. Beruhigungsmittel halfen eben ſo wenig wie manche von Kapitaliſten gebrachte Opfer, und man ward genöthigt, durch Papiergeld mit gezwungenem Cours einem förmlichen Bankerott vorzubeugen. Alles dieß inmitten der großen politiſchen Aufregung, inmitten des Schürens durch die Clubs, welche bei dieſer Gelegenheit den Namen von Poker-Clubs nach dem Muſter jenes ſchottiſchen im vorigen Jahrhundert gar wohl verdient hätten, inmitten des Lärms wegen des lombardiſchen Kriegs und des Brüllens gegen die Jeſuiten, deren Kloſter am Geſu allabendlich bedroht ward. Wahrlich, dem wärmſten Verehrer Roms konnte der Aufenthalt verleidet werden!

Eines Nachmittags, als ich aus der Peterskirche trat, im Augenblick wo die nach dem Po beſtimmten Truppen über den Platz vor der Baſilika zogen, während Bernini's Colonnaden lange Schatten warfen und die prächtigen Springbrunnen ſo friedlich plätſcherten wie in früheren Tagen, fiel mein Blick auf die Inſchrift des Obelisks, welchen Sixtus der Fünfte hier errichten laſſen: »Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Christus ab omni malo plebem suam defendat.« Ich nahm es als ein gutes Omen, aber nie erſchien mir Hülfe von oben ſo nöthig.

Zu Ende Mai's war ich wieder in Toscana, nachdem ich unterdeſſen Genua, Turin, Mailand, Bologna beſucht hatte. In Oberitalien herrſchte im Allgemeinen eine ernſte Stimmung. Die Piemonteſen wußten, wie viel auf dem Spiele ſtand; ſie vertrauten auf ihre gute Armee, aber ſie erkannten ſehr wohl, daß das Geſchick des ganzen Feldzugs, ja des ganzen Landes, an dieſen Fünfzigtauſend hing, und daß eine Reorganiſation dieſer Armee, würde ſie ernſtlich geſchlagen, ſehr ſchwierig ſeyn müßte, da man jezt ſchon Alles zu den Reſerven aufbot und die Mobiliſirung der jungen Bürgergarde wenig Tüchtiges für den Felddienſt zu liefern verſprach. Auch ließ ſich die Stimme derer vernehmen, die von vorneherein dem Krieg entgegen waren, einem Krieg, von welchem ſie im beſten Falle für Piemont nur Verwicklungen mancher Art und Aufgeben ſeines eigenthümlichen Charakters, ohne Sicherheit eines Erſatzes, erwarteten. Denn Karl Alberts Vergrößerungsplane fanden gerade in dem Partikularismus eines großen Theils ſeiner Erblande einen entſchiedenen Gegner. Das ſchon zu andern Zeiten ſo ernſte Turin ſchien mir dießmal noch ernſter, während die zahlreichen Militäruniformen, welche ſonſt ſeine Straßen und Arkaden belebten, meiſt verſchwunden waren.

Ich habe bereits erwähnt, wie bunt bewimpelt Mailand war. Man ſchien hier mit ziemlicher Zuverſicht den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Die Mailänder meinten, da ſie einmal die Oeſterreicher aus ihren Mauern verjagt, ſo werde auch wohl alles Uebrige gut gehen. Hier vernahm ich am entſchiedenſten jene Steigerung der Anſprüche, die der italieniſchen Sache ſo ſehr geſchadet hat: Wälſchtirol verlangten ſie und Iſtrien! Dante hat ſich wohl nicht träumen laſſen, daß nach mehr denn fünf Jahrhunderten ſeine Worte von dem bei Pola ſtrömenden Quarnero: „der Wälſchland ſchließt und ſeine Grenzen netzet,“ den Text politiſcher Programme bilden würden. Es war damals die Zeit, in welcher des Sardenkönigs Waffen am meiſten vom Erfolge gekrönt ſchienen. Als ich ſpät Abends durch Placenza fuhr, waren Leute auf den Kirchthürmen, welche am fernen Himmel die Röthe des Feuers von Peschiera zu ſehen behaupteten, das bald darauf fiel. In Parma, in Reggio, Rubiera, Modena proklamirten ſie überall Karl Albert, während Inſchriften, die an die Eſtes erinnerten, weggenommen waren. Hatte man doch ſelbſt (ich glaube in Reggio) eine Inſchrift ausgemeißelt, welche zu Ehren des Einzugs der jungen Gemahlin des regierenden Herzogs geſezt worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Baſelland, September.*

Die deutſchen Republikaner in Muttenz.

— — Eine kurze Schilderung des Lebens unſerer Republikaner in Muttenz iſt Ihnen gewiß nicht unwillkommen. — Muttenz iſt ein anſehnliches Dorf in Baſellandſchaft, eine Stunde von Baſel höchſt angenehm gelegen. Auf dem Weg von Baſel dorthin kommt man zuerſt nach St. Jakob, wo 1444 die glorreiche Schlacht geſchlagen wurde. In dem am Ende des Orts ſtehenden Gaſthof kann man noch heutzutage Schweizerblut trinken, einen ſo benannten, recht guten Rothwein. Hat man die Birs überſchritten, ſo iſt man in Baſelland. Im Gaſthof zum Schlüſſel hat Hecker ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Der Gaſtwirth iſt der Regierungsrath Meßner, und der junge Mann, der den Gäſten den Wein und das Eſſen bringt und den man für einen Kellner hält, iſt ſein Sohn, der Herr Dr. Meßner. Dieß fällt uns Deutſchen auf, die wir meinen, daß ein Regierungsrath ſich durch ein ehrliches Geſchäft die Hände beſudle; in der Schweiz iſt das aber ganz in der Ordnung, denn dort werden

* Dieſer Brief hat ſich etwas verſpätet, iſt aber auch jezt noch nicht ohne Werth. Die Red

die Regierungsräthe nicht bezahlt. Im Schlüssel wohnten Hecker, Mögling, Schöninger, Doll und Reuter. Außerdem hielten sich nur sehr wenige deutsche Republikaner in Muttenz auf.

Hecker ist hinlänglich bekannt; ich brauche daher nur zu bemerken, daß seine Bilder ihm nicht besonders ähnlich sind, besonders seit er die Haare kurz geschoren trägt. Gewöhnlich geht er in grau leinener Turnjacke und Turnbeinkleidern, manchmal auch mit einer blauen Blouse umher. Genirt Hecker nichts, so hat sein Gesicht einen sehr gemüthlichen, freundlichen Ausdruck, welchem der ironische Zug um den Mund keinen Abbruch thut. Hecker liebt sehr den Scherz, aber nicht den allzu feinen. Eine Eigenschaft, die er sehr fleißig kultivirt und die ihm in seiner jetzigen Lage von großem Nutzen ist, ist eine kolossale Grobheit. Hiob Daniel Backfisch, Waffenschmied aus Eberbach am Neckar und gefeierter Dichter, brachte einst einen Brief von Gervin-Wiesbizki an Hecker. Backfisch ist wegen seiner Grobheit im ganzen Odenwald berühmt. Der Mann hatte Glück, er traf Hecker in seiner gröbsten Laune, denn den ganzen Tag hatte man ihn mit Besuchen, Deputationen und Dorfmusikständchen fast närrisch gemacht. Backfisch, der ein wenig exaltirt ist, reichte in poetischer Attitude Hecker die Hand und redete ihn an, wie er es sich schon lange ausgedacht hatte. Dergleichen liebt nun Hecker gar wenig. „Gott's Herrgott ꝛc.! Sind denn heut alle Narren, Enthusiasten und Professoren losgelassen!“ Damit begann das Donnerwetter, und Backfisch war ganz starr vor Staunen, so daß er ohne Abschied zu nehmen, ganz früh am andern Morgen von Muttenz verschwand und nach Straßburg zurückkehrte. „Nun, wie haben Sie Hecker gefunden?“ fragte ich. — „Sehr grob habe ich ihn gefunden,“ war die Antwort; „weit gröber wie ich, und das will etwas sagen.“ — Ist Hecker ärgerlich, so hat sein Blick einen boshaften Ausdruck; donnert er aber los, dann ist er klassisch. Ein solches Ungewitter traf einen unglücklichen Heinzianer, welcher mit dem Vorsatz nach Muttenz gekommen war, „Hecker den Kopf zurecht zu setzen.“ Der arme Einfaltspinsel zitterte am ganzen Leibe, denn das Donnerwetter war überreichlich; der ganze Zorn gegen Heinzen und Gopserten leerte sich aus, und derselbe war nicht gering, denn Heinzen hatte sich eine halbe Stunde von Muttenz, in Birsfelden, einquartiert, und Hecker fürchtete nicht ohne Grund, daß die in Straßburg gegen ihn begonnenen Intriguen nun in der Schweiz fortgesetzt werden sollten. — Heckers Liebhaberei ist es, in Holz zu schnitzeln, und besonders versucht er seine Kunst in der Hervorbringung groteeker Stockknöpfe. Einen dieser Stöcke, den er seinen „civilisirten Wellenprügel“ nennt und den ein Kameelkopf ziert, hat er — Gervinus getauft.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Der Belagerungszustand. — Die Reichsversammlung.

Unsere Messe ist beendet, unser Belagerungszustand dauert fort. Erstere war, die bangen Tage des 18. und 19. Septembers ausgenommen, im Ganzen sehr gut und belebt; letzterer wird in so milder Weise gehandhabt, daß man ihn kaum bemerkt. Die Einquartierung drückt nicht, und das Gefühl von Ruhe und Sicherheit, das jetzt den Bürger belebt, ist wohl eines kleinen Opfers werth. Abends bietet die Stadt einen höchst eigenthümlichen, kriegerischen Anblick dar. Die Thore sind so stark besetzt, daß nicht alle Truppen in ihren Räumlichkeiten Platz finden. Sie bivouakiren in der Nähe, auf Streh gelagert, um brennende Wachtfeuer. Muntere Lieder ertönen, allbekannte deutsche Soldatenlieder, aber auch fremdartige, böhmische, die alle etwas Melancholisches haben. In der Stadtallee steht der alte Goethe in ehrerner Ruhe auf die ihn umgebenden hölzernen Barraken nieder, die für das württembergische Reiterregiment schnell improvisirt wurden. Ob der alte Meister, hätte er diese Stürme noch erlebt, sich wie bei den früheren ängstlich abgeschlossen und sich dem Studium des chinesischen Reichs, oder der vergleichenden Anatomie ergeben hätte? Der Geist der Soldaten, deren wir hier österreichische, preußische, bayerische, württembergische, hessen-darmstädtische und kurhessische haben, ist der beste. Alle sind mit der hiesigen Aufnahme so zufrieden, daß die hiesigen Blätter von Danksagungen der Kommandirenden ordentlich wimmeln. Eine Lehre haben wir und die Bewohner anderer Städte indessen aus allen diesen traurigen Vorgängen gezogen, daß das so gerühmte Institut der Bürgerwehr in friedlichen Zeiten wohl genügt, dagegen zur Bewältigung so aufgeregter Massen sich als völlig unbrauchbar erwiesen hat. Trotz den beinahe täglich in der Paulskirche sich wiederholenden Interpellationen der Linken wegen Aufhebung des Belagerungszustandes im Interesse der Stadt, wünscht der hiesige Bürger wirklich die Verlängerung desselben, und da dieses auf die Dauer nicht geschehen kann, doch wenigstens eine hinreichende Besatzung, geeignet, ihn gegen die frevelhaften Versuche fanatisirter Horden zu schützen.

Bekanntlich ist Soiron bei der neuen Wahl nicht mehr zum Vicepräsidenten gewählt worden. Ich bin weit entfernt, in das Geschrei der äußersten Linken gegen Soiron einzustimmen, oder die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen in ihrer ganzen Ausdehnung zu unterschreiben. Soiron hat unter sehr kritischen Umständen den Vorsitz der Fünfzigercommissien wie der Reichsversammlung, wenn Gagern verhindert war, mit der ihm eigenthümlichen Kraft und Energie geführt. Nur fehlte der Kraft die Würde und der Energie jene Zugabe der feineren Formen des Anstands und der Sitte, die bei allem entschiedenen Auftreten auf die erregten Massen doch beschäftigend und versöhnend einwirken. Sein Nachfolger, Simson aus Königsberg, war bisher einer der Schriftführer, und hat sich, wenn er als Redner auftrat, durch Kraft und Gewandtheit, wie durch Adel der Gesinnung ausgezeichnet. In seinem näheren Umgange entfaltet er jene Feinheit und Zuvorkommenheit, die uns bei den Norddeutschen von jeher als charakteristisch erschienen ist. Der abgegangene zweite Vicepräsident, von Hermann, ein tüchtiger und wackerer Geschäftsmann, hat bei der Malmöer Waffenstillstandsfrage sich der Linken angeschlossen, aber kein Ministerium, sondern, wie ein Zeitblatt sich ausdrückt, nur sich selbst geliefert. Den statt seiner gewählten Gabriel Rießer aus Hamburg, den stets kampfgerüsteten Erzengel seiner Glaubensgenossen, befähigen Schärfe des Verstandes und Gabe der fließenden Rede zu der Stelle. Was die Reichsversammlung selbst betrifft, so geht sie in den Berathungen der Grundrechte des deutschen Volks jetzt schneller vorwärts. Die häufigen Interpellationen der Linken werden von den Ministern Schmerling und Mohl bündig und kräftig beantwortet. Der alte Jahn hat in einer kürzlich von ihm veröffentlichten „Schwanenrede“ die Gefahren geschildert, von denen er in den letzten Tagen von einer gewissen Seite her bedroht gewesen. Ja, in einer der letzten Sitzungen der Reichsversammlung hat er bekanntlich mit jugendlichem Feuer den Antrag gestellt, „die ganze linke Seite in Anklagestand zu versetzen.“ Bravorufen, Händeklatschen und schallendes Gelächter krönten von derther seine Rede. Ich aber dachte mit Lessing: „Was euch so lachen macht, meine Herren, das hat auch seine sehr ernsthafte Seite!“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 247. Sonnabend den 14. Oktober 1848.

I will flatter my sworn brother the people, to earn a dearer estimation of them: I will practise the insinuating nod, and be off to them most that is, I will counterfeit the bewitchment of some popular man.

Shakespeare.

Die Pariſer Erſatzwahlen.

Ein Schattenriß.

Wer die Zeit der erſten Wahlen hier in Paris erlebte, dem bleibt ſie unvergeßlich. Ein ſchwaches Abbild davon, einen entfernten, aber immerhin intereſſanten Nachhall von jenem bewegten Volksleben hatten wir vor Kurzem. — Achtzehn Erſatzwahlen ſollen vorgenommen werden, davon drei in Paris. Der Zeitpunkt naht, die Journale regen ſich, die Kandidaten auch. Die Journale empfehlen die Kandidaten, die Kandidaten ſich ſelbſt. Alles nach beſten Kräften und im Sinne einer Partei. Doch will die Partei ſtets das Beſte, das verſteht ſich am Rande. Freund und Feind wollen daſſelbe, das Wohl des Vaterlandes; es ſiege alſo wer da wolle, das Vaterland kann dabei nur gewinnen. Jeder hat ſeine Leute im Auge und richtet nach ihren Wünſchen ſein Programm ein. Der Eine tritt auf als Stütze der Ruhe und Ordnung, insbeſondere des gefährdeten Eigenthums (das iſt jezt das Stichwort); als Verfechter der errungenen Volksrechte der Andere; ein Dritter als beſonderer Freund des Arbeiterſtandes und Vertreter der leidenden Menſchheit. Alle ſind Anhänger der „honnetten," gemäßigten Republik, der blauen, nur ſind nicht Alle über die Nüance einig, und mancher, der zum Blau ſchwört, meint ſtillſchweigend das Königsblau. Bei Einigen ſchimmert das Weiß nicht unbedeutend durch, bei Andern unter dem Deckblau ſogar ein Anflug von Roth, jedoch beſcheiden, denn Roth iſt verpönt und wird nur mittelſt verzüglicher Beherzigung der Arbeiterfrage angedeutet. Bei ſolchen endlich, die es vor allen Dingen auf möglichſt hohe Stimmenzahl abgeſehen, erſcheint unter Anerkennung einer unerläßlichen gleichmäßigern Vertheilung der Erdengüter bei heiliger Wahrung des Eigenthumsrechts eine zarte Miſchung von Weiß und Roth, ein gefälliges Roſa, als ſanfte Morgenröthe einer glücklichern Zukunft. Kurz, jeder Partei wird ihr Brocken zugeworfen; die Bewerber wiſſen ihre Lockſpeiſe ſchon mundgerecht zu machen. Und was für Leute! Welche Hingebung! welche Vaterlandsliebe! Alle ſind bereit Alles zu leiſten und drüber, das Mögliche und das Unmögliche. Die Geſinnungen ſind die beſten, an Einſicht, Kenntniß und Fähigkeit fehlt es keinem; an Eifer, an gutem Willen noch viel weniger; auch an Verdienſt nicht, denn wer kein eigenes hat, ſchiebt fremdes vor. Vorzügliche Eigenſchaften geben ein Anrecht auf die Würde der Volksvertretung, und ſolche beſitzen die Leute vollauf, das iſt nicht zu bezweifeln, ſie ſagen es ja ſelbſt, oder laſſen es von Andern ſagen, und wer es nicht glaubt, der kann es an jeder Straßenecke gedruckt leſen. Freimuth, wie man ſieht, und Beſcheidenheit im Bunde.

Endlich werden die Angelhaken ausgeworfen und die Köder ſchöner Verſprechungen und Angelobungen bunt durcheinander auf farbigem Papier an Mauern und Straßenecken angebracht. Es rückt der General-Kleber an der Spitze ſeiner Leute heran, wie der Sturm fegt der Kleiſterpinſel an den Mauern daher, deren jede ſich ſogleich unter der bunten Blätterjacke als Grazioſo auf das Höflichſte verneigt und das Publikum begrüßt. „Geneigter Vorübergehender," ſpricht ſie, „gehe nicht vorüber, ſondern bleibe, verehrter Mann des Fortſchritts, hier ein Weilchen bei mir ſtehen. Liebſt du dein Vaterland, ſo ſieh mich

an; denn ich bin zwar eine Mauer, aber keine gewöhnliche Mauer, nicht für Pyramus und Thisbes Liebeständeleien geſchaffen, ſondern für hochherzige Männer, die ſich dem Dienſte der Menſchheit geweiht und was werden wollen im Dienſte. Willſt du wiſſen, was dir, Bürger, geziemt, ſchau dich um." — Schauen wir uns um.

Und was bringen die Leute? Verſchiedenes; jeder das Rechte, jeder das Wahre. Der Eine ein geheimes Recept, um innerhalb acht Tagen oder etwas drüber, wenn es in der Kammer durchgeht, den zerrütteten Wohlſtand Frankreichs wieder herzuſtellen. Ein Anderer hat die Ausrottung des Elends zum Gegenſtande langjähriger Forſchungen gemacht: wohlfeiles Leben für Alle, dem Aermſten wie dem Reichſten gut Fleiſch, gut Brod, guter Wein; keine Acciſe mehr! keine Steuern! Die Aufgabe muß gelöst werden zum Wohle des darbenden Volks; natürlich durch ihn. — Doch ſtille! Eins thut noth in Frankreich und liegt im Argen: das Frachtfuhrweſen; in der Entwicklung dieſes einzigen Gewerbes (wer ſollte es glauben!) liegt der Keim zur Organiſirung der Arbeit, und zwar ohne Gefahr für die beſtehenden ſocialen Zuſtände. Nur Einer kann dieß der Nationalverſammlung offenbaren, und das bin ich, Eduard Blanc, Güterbeſteller (ob auch: zugleich empfehle ich mich zu geneigten Aufträgen und haſte für gute Beſorgung, iſt uns entgangen).

„Nicht mich," heißt es daneben mit ſchöner Selbſtverleugnung, „nicht mich, ihr zahlreichen Freunde, die ihr ſo dringend auf meiner Bewerbung beſteht, ſondern den jugendlich begeiſterten und wohlbefähigten Dümesnil laßt eure Wahl treffen, der mit ganzer Hingebung und unabläſſiger, als ich in meinem Studirkämmerlein zu thun vermag, ſich der öffentlichen Sache wird widmen können. „„Er iſt friſcher, rühriger als Ihr ſeyd,"" ſagte ſelbſt Beranger, der unſterbliche Dichter, zu mir, „„ihm gebührt ſo ſchwere Lebensaufgabe."" In gleichem Sinn ſprachen viele; ſeht her, dieß ſchrieb über ihn Beranger, dieß mein Kollege Quinet, dieß Lamartine, dieß ich ſelbſt u. ſ. w." Und alles iſt gedruckt zu leſen, die trefflichſten Empfehlungen, und darunter Herrn Dümesnils Selbſtempfehlung zum Schluß. Der Empfehlende iſt Michelet, der Empfohlene ſein Schwiegerſohn.

Dort drängt ſich die neugierige Menge um einen Anſchlag mit hagerer, hohläugiger, geſpenſtiſcher Ueberſchrift: „Worte eines Todten!" Der Todte iſt der noch lebende weiland St. Simoniſt Olinde Rodrigues, der auf dieſem Wege den Eingang nicht zur Hölle, ſondern zur Nationalverſammlung ſucht. — Ziehen wir weiter. Hier der begabte, jugendlich glühende, ſtrebende, vorwitzige Korſe Marchal aus Calvi, als Wundarzt ſchon rühmlich bekannt. Er iſt bereit, die Klinik aufzugeben, Lanzette und Nadel und Katheter über die Spittelmauer zu werfen, wenn der Staat ſich von ihm will operiren laſſen, zum Heil ſeiner Mitbürger, um deren Stimmen er bittet. Der Staat aber will nicht und ſeine Mitbürger, wie es ſcheint, auch nicht. — Und jener dort, der ſich ſo brüſtet mit dem Demokratismus und ſo gewaltig radikal thut? Das iſt der Herr von Boiſſy, Ex-Marquis und Ex-Pair von Frankreich, wie er ſich ſelbſt gern nennt, derſelbe, der durch ſeine unleidliche Oppoſition ſeinen Kollegen in der Kammer ſo oft die Mittagsruhe verkümmerte, aber doch auch ergötzliche Momente bereitete, und die Weſpe war, die Herrn Guizot ſo viel zu ſchaffen machte. Daß er im Februar auf den Barrikaden gefochten, iſt gewiß, ob für das demokratiſche Princip, nicht ſo ſehr; er ſagte es und machte ſich dadurch volksthümlich.

(Fortſetzung folgt.)

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847—48.

(Fortſetzung.)

Dieſe, die bayeriſche Prinzeſſin Adelgunde, hatte ſich nach ihrer Heimath gewandt; der Herzog war im öſterreichiſchen Lager; Karl Ludwig von Parma, kurz zuvor erſt in den Beſitz ſeines Erbes gekommen, war nach längerem Umherirren nach Deutſchland gegangen, wo er endlich in der Nähe von Dresden Raſt fand; ſeine Gemahlin, Victor Emanuels von Sardinien Tochter, weilte in Turin, ſein Sohn, der Prinz Ferdinand, längere Zeit kriegsgefangen in Mailand, gelangte nach Malta; ſeine Schwiegertochter, Mademoiſelle, des Grafen von Chambord Schweſter, fand, aus Bologna im Wagen eines engliſchen Edelmanns über den Apennin fliehend, eine Zufluchtsſtätte auf einer in der Nähe von Florenz gelegenen, einem Napoleoniden gehörenden Villa, wo ſie als Gräfin von Caſtiglione in der ſtrengſten Zurückgezogenheit lebte und zu Anfang Julis einen Erbprinzen eines Landes in die Welt ſezte, das ſich eben einem andern Souverän in die Arme geworfen hatte. So zerſprengte die Revolution dieſen einen Zweig der Bourbonen. So heillos verworren waren Verhältniſſe, welche bei der Mäßigung des größern Theils des parmeſaniſchen Volkes mit einiger Geſchicklichkeit und gegenſeitigem Vertrauen leicht zu ordnen geweſen wären, als der Infant-Herzog von Lucca beim Tode der Erzherzogin die Erbſchaft Eliſabeth Farneſes antrat.

Große Bewegung fand ich in Bologna. Die neapolitaniſchen Truppen waren kürzlich, in Folge des Aufſtandes in den Straßen Neapels vom 15. Mai, vom Könige zurückberufen worden, und eben war der Verſuch der Mailänder proviſoriſchen Regierung, ſie in lombardiſchen Sold zu nehmen, geſcheitert. Man wollte ſich noch nicht geſtehen, daß es damit völlig ein Ende hatte, und baute noch auf die ſeltſame Logik des alten Pepe, welcher behauptete, es ſey Pflicht des Heeres, ihm zu gehorſamen und nicht dem Könige, der ihn zum Oberbefehlshaber ernannt habe; aber ſelten habe ich eine ſolche Collection von Kraftausdrücken vernommen wie die, womit die Bolognesen Se. Sicilische Majeſtät beehrten. Monate zuvor ſchon ſchliff man in Livorno Dolche für Ferdinand II.

Toscana war viel ruhiger geworden, nachdem die Conſtitution ertheilt, nachdem einige hundert Hitzköpfe mit ihrem Anhange in den Krieg gezogen waren. Die Anhänglichkeit an den Großherzog ſprach ſich bei jeder Gelegenheit unzweideutig und lebendig aus, das Vertrauen zum Miniſterium ſtieg. Die materiellen Intereſſen waren zwar durch die allgemein ungünſtigen Handelsverhältniſſe vielfach beeinträchtigt, indeß fühlte ſich Toscana, mehr auf den Ackerbau angewieſen als auf Induſtrie, im Verhältniß zu andern Ländern weniger davon berührt. Gerade in dieſe Zeit fielen die Verſuche, der italieniſchen Unität am Arno und an der Tiber Anhänger zu gewinnen, Verſuche, welche von manchen Leuten an Tiber und Arno begünſtigt wurden. Aber die Volksmeinung ſprach ſich dagegen ſo entſchieden und klar aus, daß man's bald ruhen ließ. Männer, in deren ehrenhafte Geſinnung ich keinen Zweifel ſezte, äußerten übrigens gegen mich ihre feſte Ueberzeugung, daß nach der Wiederherſtellung des Friedens die natürliche Tendenz Italiens die der Unität ſeyn werde. Sie meinten, wenn der Italiener ſich nur erſt recht als Italiener erkenne und fühle, ſo würden die intermediären Schranken und mit ihnen die einzelnen Centra wegfallen. Mir ſchienen, wie ich ſchon bemerkt, mitſammt der Geſchichte geographiſche und Stammverſchiedenheit dagegen zu reden, und die neueren Erfahrungen, wobei ich die Haltung der Toscaner den Verſchmelzungstendenzen gegenüber am beſten mit der gegenwärtigen Kräftigung des ſpeciell preußiſchen Nationalgefühls vergleichen kann, haben mich in meiner Anſicht nur beſtärkt.

In geſelliger Beziehung war in Florenz gänzlicher Stillſtand eingetreten, ſofern es ſich um Feſte handelte. Schon vor dem Ende der Faſten hatte die Beſtürzung über die Pariſer Revolution ihnen den Todesſtoß gegeben und ſeitdem hatte man nur an ernſte Dinge zu denken gehabt. So unterblieb auch Piſas berühmte dreijährliche Erleuchtung, die Luminara, ſo unterblieb der Florentiner ſchönes Johannisfeſt. Nur die Caſcinen wurden wie in frühern Zeiten fleißig beſucht, und die Oper währte bis in die Sonnenhitze hinein. Der große Platz in den Caſcinen, auf der einen Seite der Arno, auf der andern die anmuthigſten, von Villen bedeckten Anhöhen, rings friſche Bosketе mit ragenden Pinien, ſind auch eine Art Salon wie der Marcusplatz, nur daß hier die ſchönen Damen ſtatt unter den Arkaden umherzuwandeln oder vor dem Café Florian der Militärmuſik zuzuhören, im Wagen halten, während Spaziergänger und Reiter von Wagen zu Wagen Beſuche machen, ein nothwendiges Ingredienz des Florentiner Lebens.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boulogne ſur mer, September.

Das Frühſtück des Londoner Proletariers.

Das Parlament war geſchloſſen; Lords und Faſhionables, Literaten und Künſtler, Bankiers und Rentiers, Alles was nur einige Mutterpfennige aufzutreiben wußte, war davon geeilt, in Bädern oder auf Reiſen, um von den Anſtrengungen einer Londoner Saiſon zu ruhen. Die große Metropolis blieb wie verödet. Den September in London zuzubringen, iſt wirklich eine Strafe. Nur das gemeine Volk unterzieht ſich derſelben, weil es muß. — Durch die ſtillen Straßen Londons rollte mein Wagen dahin. Mein Weg ging von Hyde-Park durch die ganze Länge von Oxford-Street und Holborn, die City hinauf, an der Bank vorbei bis London-Bridge, wo der Dover- und Felſtone-Terminus mein Ziel war. Dieſe Fahrt nimmt gerade eine Stunde Zeit in Anſpruch, in deren Verlauf ſich in dem äußern Anblick der großen Stadt gar Manches verändert. Um ſieben Uhr ſchläft in dem Revier, von dem ich ausfuhr, noch alles; die Fenſter ſind geſchloſſen, nur im Souterrain zündet die Küchenmagd das erſte Feuer an, deſſen heller Schein freundlich zu dem Vorüberziehenden heraufleuchtet. Kein Omnibus iſt noch rege, kein Cab hat ſich noch auf ſeinem Stand eingefunden.

Die Straße ſieht ſchmutzig, wüſte, unordentlich aus, keine ſäubernde Hand hat ſich noch an ſie gemacht. An Hyde-Park ziehen ſich lange Reihen ſtattlicher Häuſer hin, die in vornehmem Einerlei kaum ein anderes Unterſcheidungszeichen als die verſchiedenen Hausnummern bieten. So wie aber der Wagen in Orford-Street einbog, nahm Alles ein anderes Anſehen an. Hier herrſchte gleich nicht mehr jene feierliche Stille, die ſelbſt den Schritt des einzelnen Fußgängers auf dem harten Trottoir an das Ohr trägt; hier waren Menſchen rege, Stimmen hörbar. Gleich an der Ecke ſtand ein kleiner Tiſch mit einer großen dampfenden Maſchine und Taſſen; um denſelben drängten ſich eine Menge Männer und Frauen, eiligſt nach einer Taſſe warmen Getränks verlangend, die ihnen hier für einen Pfennig gereicht wird. Gierig ſchlürften ſie die heiße Flüßigkeit hinunter, am kühlen Septembermorgen eine Wohlthat für alle, deren Arbeit ſie in der freien Luft feſthält und denen der eigene Herd keine Flamme bietet. Nebenan öffnete ſich nun auch ein Bäckerladen, wo ſich diejenigen, denen ein zweiter Pfennig zu Gebot ſtand, noch ein Weißbrod kauften und darauf, ſich behaglich die Hände reibend, ihren Tagesgeſchäften nachgingen. Das iſt das Frühmahl des Proletariers in ſeinen glücklichen Tagen. An beiden Seiten der Straße gewahrte ich fernerhin viele dieſer kleinen Tiſche, und Meilen weit ſah ich ſo dem Frühſtück der Armuth zu, das hier unter Gottes freiem Himmel mit ſo viel Heißhunger eingenommen wurde. Ich muß geſtehen, der Anblick überraſchte mich, und ein eigenes trauriges Gefühl überſchlich mich, wenn ich bedachte, wie der Reiche und der Arme hier ſo nahe bei einander leben und doch ſo wenig von einander wiſſen. Dieſes große Frühſtück in den Straßen Londons, ich konnte es lange nicht vergeſſen. Es iſt augenſcheinlich eine Erfindung der Noth. In kleinen Städten denkt Niemand daran; aber hier, wo ſo Viele ſind, die kein Feuer erſchwingen können, um ſich ein wenig Waſſer zu kochen, hier war ein ſolches Zuſammentreten ein Bedürfniß, und was der Einzelne ſich nicht verſchaffen konnte, gewann er auf dieſe Weiſe. Wie aber im Winter? Mir graute, wenn ich daran dachte, wie dieſe Leute bei Froſtwetter oder an einem Regentage hier frühſtücken würden. Es iſt mir hiebei anſchaulich geworden, welche große Wohlthat gemeinſchaftliche Speiſehäuſer ſeyn müßten. Die Noth iſt die Mutter aller communiſtiſchen Bewegungen, und ſie iſt gebieteriſch; wir werden ihrem Angſtſchrei, der ſich mit furchtbarer Wahrheit durch die Welt hören läßt, auf irgend eine Weiſe Folge leiſten müſſen. Wir werden es müſſen; wir ſchlafen ja, wenn der Proletarier auf der Straße ſein Frühſtück einnimmt, wie können wir daher wollen! Man muß die Nothwendigkeit erkennen, um zu wollen, und die erkennt ſich im Wohlleben nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Baſelland, September.

(Schluß.)

Die deutſchen Republikaner in Muttenz.

Theodor Mögling, der würtembergiſche Deputirte, iſt ein Mann von ſechs Fuß und anſtändigem Körperumfang. Seine Freunde nennen ihn die lebendige Barrikade. Er iſt ganz und gar die fleiſchgewordene Gemüthlichkeit, allein dabei ein ſehr geſcheidter Mann. Seine Ruhe iſt faſt nie zu ſtören, und das gibt ihm in vielen Dingen ein großes Uebergewicht über den hitzigen Hecker, der ihn ſehr lieb hat und ſeiner Meinung mit Recht, großen Werth beilegt. — Schöninger iſt, glaube ich, aus Heidelberg. Er ſcheint mit Hecker am nächſten befreundet und bewohnt mit ihm daſſelbe Zimmer. Er iſt ungefähr 25 bis 28 Jahre alt, und ſehr blond. Auch er zeichnet ſich durch ſeine Ruhe aus und hat dadurch ebenfalls ſehr guten Einfluß auf Hecker. — Friedrich Doll aus Rheinpreußen war von Paris aus als Emiſſär nach Deutſchland geſchickt. In Frankfurt lernte er Hecker kennen, dem er ſich ſeitdem anſchloß. Doll war früher Kaufmann in Paris und gehörte zu dem von Venedey geſtifteten Bunde der Geächteten. Doll war damals noch ſehr jung. Was er ſpäter in Paris für eine Beſchäftigung hatte, weiß ich nicht. Doll hat mit ſeiner langen Naſe, ſeinen grauen kleinen Augen und ſeinem ſtruppigen ſchwarzen Haar große Aehnlichkeit mit einem Raben, durch welchen Vergleich ich ſeiner Eitelkeit indeſſen nicht zu nahe treten will; er hält ſich für hübſch, und die Damen halten ihn nicht für häßlich. Doll hat eine große Suada, und wenn er auch manches Uebereilte redet, weil er eben den ganzen Tag redet, ſo ſpricht er doch auch viel Geſcheidtes. Zu diplomatiſchen Unterhandlungen traut er ſich große Geſchicklichkeit zu, und er hat nicht Unrecht; er verſteht es, ohne daß man es merkt, ſchwarz in weiß zu verwandeln. Glaubt man Doll, ſo iſt er beim Einfall in Baden überall geweſen, und Alles, was Gutes geſchehen iſt, ging entweder direkt von ihm aus, oder er war doch hauptſächlich dabei betheiligt. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß er als Oberkriegskommiſſär außerordentlich thätig und im Gefecht brav war. Ich bin überzeugt, daß Doll ein vortrefflicher Geſandter wäre und ſelbſt die Stelle eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten ebenſo geſchickt, und geſchickter wie mancher der gegenwärtigen, bekleiden würde.

Dieſe Herren führen nun in Muttenz ein gemüthliches Leben. Vormittags arbeitet Hecker gewöhnlich und die Andern gehen ſpazieren oder faullenzen. Nachmittags kommt meiſtens Beſuch aus Baſel, der nicht zu lange bleibt, und dann ſitzt eine kleine Geſellſchaft beim Scheppen Bazenwein beiſammen und von Politik iſt keine Rede. Reuter, der Muſikdirektor iſt, ſpielt auf der Guitarre und ſingt alle Abend dieſelben komiſchen Lieder, die man alle Abend mit derſelben Herzlichkeit belacht. Iſt Hecker recht aufgeräumt, ſo ſingt er das Lied „von der rothen Kuh“ (das ich leider nicht gehört habe), und Jeder iſt vergnügt. Ein Streit oder dergleichen fällt in dieſem Kreiſe niemals vor. Sonntags iſt, wie Hecker ſagt, „große Menagerie.“ Dann kommen nämlich von allen Ecken und Enden die Leute, welche Hecker ſehen wollen. Das haßt er nun gründlich, und nicht ſelten muß irgend ein Anderer Hecker repräſentiren. Uebrigens iſt es nicht ſo leicht zu Hecker zu gelangen; er iſt vortrefflich bewacht, und wer zu ihm will, muß erſt durch ein Purgaterium laufen. Dieſe Vorſicht iſt durchaus nöthig. Man hat ſchon manchmal daran gedacht, Hecker durch einen nächtlichen Ueberfall aufzuheben; allein das Ding könnte ſehr ſchlimm ablaufen. Jeder Hausbewohner im Schlüſſel iſt mit geladenen Gewehren und Piſtolen verſehen, und beim mindeſten gegen Hecker gerichteten Angriff würde ſogleich die Sturmglocke geläutet werden; Baſellandſchaft würde es ſich zur ewigen Schande anrechnen, wenn ihrem geehrten Gaſt auch nur ein Haar gekrümmt würde. Uebrigens iſt die republikaniſche Polizei eben ſo gut unterrichtet, als die republikaniſche Poſt ſchnell iſt, wie der durch die Zeitungen bekannte Vorfall mit dem Hauptmann von Abel beweiſt. Der junge Mehmer hat den Hauptmann mit Kreide ſprechend ähnlich an eine Abtrittsthür gezeichnet, wo er wohl heute noch als Warnungszeichen ſteht. — Einen Felſen hinter Muttenz, den Hecker gern beſteigt, haben die Bewohner den Heckerfelſen getauft, und der amerikaniſche Conſul in Baſel hat auf dieſem Felſen das Jahresfeſt der amerikaniſchen Republik gefeiert.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 248. Montag den 16. Oktober 1848.

Les Italiens sont en tout des hommes qu'il faut se garder de juger au premier coup d'oeil; car les qualités, comme les défauts les plus opposés, se trouvent en eux.

Madame de Staël

Italieniſches Leben und Zuſtände.
1847 — 1848.

(Schluß.)

Im großen Operntheater, der Pergola, und im Teatro nuovo wurde bis Anfang Julis geſpielt. Donizetti, Mercadante, Verdi lieferten wie gewöhnlich den Stoff; Lucia di Lammermoor, Maria di Rohan, Il Bravo, Macbeth kamen nacheinander an die Reihe. Napoleone Moriani, nicht mehr was er einſt war, aber immer noch ergreifend durch Stimme und Spiel, Ferlotti, Madame Roſetti, eine geborene Polin, und eine Engländerin, Miß Hayes, deren Name hier nicht engliſch, ſondern wie der des bekannnten venetianiſchen Malers ausgeſprochen wurde, ſtritten um den Preis. Der lezte Akt der Maria di Rohan (Un duel sous Richelieu), einer jener Opern, welche gleich der für die Ungher geſchriebenen Pariſina auf das hervorragende Geſang- und mimiſche Talent einzelner Darſteller berechnet ſind, machte durch Ferlotti eine unbeſchreibliche Wirkung. Der arme Donizetti, ſo lange die Hauptſtüze der italieniſchen Oper, war unterdeſſen in ſeiner Vaterſtadt Bergamo geſtorben, ein Opfer der Nervenüberreizung durch geiſtige und körperliche Exceſſe, denen ſeine von Hauſe aus keineswegs kräftige Conſtitution am Ende unterliegen mußte. Es war als wenn bei ihm Alles conſpirirte ihn aufzureiben, die Genüſſe der Geſellſchaft und des Lebens und der unglaubliche Drang nach neuen Schöpfungen, welchem er mit vielleicht nie dageweſener Haſt zu genügen ſuchte. Unglücklicher als Bellini, welchen Entkräftung bald hinwegraffte, verſank er in Geiſtesnacht, die nicht mehr zu erhellen war. Eine Zeitlang gab er noch Zeichen des Antheils an weltlichen Dingen durch Aeußerungen harmlos kindiſcher Eitelkeit, dann führte die fortſchreitende Gehirnerweichung gänzliche Stumpfheit herbei. Seine beſſern Opern werden ſich lange noch als Zeugniſſe eines großen dramatiſch-muſikaliſchen Talents auf der Bühne halten. Roſſini, der Vater der modernen italieniſchen Oper, war in Florenz anweſend, wohin er von Bologna aus ſeinen Wohnſiz verlegen zu wollen ſcheint. Pacini, vielleicht unübertroffen in der Spontaneität der Melodie, aber ohne die Ausdauer und das Studium, die zum Schaffen vollendeter Werke nöthig ſind, machte nur einen kurzen Beſuch.

Erſaz für die ausfallenden Volksfeſte gaben zwei Feſte anderer Art, das eine von großer induſtrieller Bedeutung, von großer politiſcher Wichtigkeit das zweite: die Eröffnung der von Florenz nach Livorno führenden Eiſenbahn und die des toscaniſchen Parlaments. Beide waren ſchön und würdig. Den erſten Sizungen der Kammern wohnte ich noch bei. Manches Talent gab ſich kund und im Ganzen Sinnesmäßigung, aber übermäßiger Hang zum Declamiren und zu ſonoren Tiraden, die für die Galerie berechnet waren. Das Ableſen der Reden machte die Diskuſſion unendlich ſchwerfällig. Auch hier zeigte ſich der ſchon berührte Irrthum, daß man den Krieg mittelſt Parlamentsdekreten führen zu können glaubte.

Als ich im Juli 1847 von Trieſt nach Venedig hinüberfuhr, ſchwelgte ein großer Theil der Halbinſel, nach friedlich durchgemachter Revolution, die damals den herben Nachgeſchmack noch nicht hatte, in Freude und Hoffnung. Gutes und Schlimmes folgte in

ziemlich raſchem Wechſel; den Muth ließ keiner ſinken. Als ich faſt ein Jahr ſpäter, wieder im Juli, den Gotthard hinanſtieg, nordwärts gewandt, unterlagen eben die Piemonteſen am Mincio, und kurz darauf wurde in dieſen Blättern der Doppeladler beſungen, wie er wieder herabſchaute von Mailands Marmordom. Wie viele Ereigniſſe in dieſen eilf Monaten! Seitdem habe ich manches harte Urtheil über die Italiener vernommen, manches Urtheil, das mich geſchmerzt hat, weil ich das Volk liebe und ſeine vortrefflichen Eigenſchaften kenne und ſchätze, ohne deßhalb blind zu ſeyn gegen ſeine Fehler. Die Meiſten in Deutſchland haben kaum etwas anderes geſehen als dieſe Fehler, und das was bei der Mehrzahl nichts als momentane Aeußerung der Aufregung in dem kritiſchen Moment politiſcher Entwicklung nach langem Schlummer iſt, ward für die beſtimmende Charaktereigenthümlichkeit der Nation genommen; Auswüchſe, von den Verſtändigen im Lande ſelbſt beklagt, ſollten dem Auslande gegenüber als Norm gelten. Man ſagt, es ſey Unverſtand, wenn der Italiener des neunzehnten Jahrhunderts mit Gioberti aus dem vormaligen Primat im wiſſenſchaftlichen, bürgerlichen, politiſchen Leben die Zukunft eines neuen Primats conſtruire. Es mag ſeyn und ich glaube ſelber, daß es ein auf einem Verkennen der veränderten äußern wie moraliſchen Stellung der Nationen begründeter Irrthum iſt. Wenn nun aber die Erinnerung an jene Zeit, gleich den marathoniſchen Siegestrophäen des Miltiades, den Italiener nicht ruhen läßt, wenn ſie ihn aufregt zur Thätigkeit? Es mag Verkehrtes dabei zum Vorſchein kommen, Lächerliches, Tadelnswerthes; wer wird aber darum die ganze Bewegung an ſich verdammen? Mit Gegenwind ſegelnd, im Sturm ſelbſt, können wir in den Port gelangen; im faul ſtagnirenden Waſſer kommen wir nicht von der Stelle.

Das Schickſal Italiens hängt jezt wieder an dem Schickſale der Lombardei, in welcher Italiens größte Bedeutung im Verhältniß zu Mitteleuropa ſich concentrirt. Hier kommt es darauf an, italieniſche und deutſche Intereſſen zu vermitteln. Es mag ſchwer ſeyn, unmöglich iſt es gewiß nicht. Das frühere unnatürliche Verhältniß Oberitaliens zu Deutſchland aber kann nicht wieder hergeſtellt werden, wenn ein wahrer, ächter, dauernder Friede zwiſchen den beiden Nationen erzielt werden ſoll.

Geſchrieben Ende Auguſt 1848.

Die Pariſer Erſatzwahlen.

(Fortſetzung.)

Hier ein allgemein verehrter Name! Dem Manne verdanken die unbemittelten Volksklaſſen viel, die Einführung der Sparkaſſen unter andern, und der Wohlthaten genug. Er gehörte zu jenen praktiſchen Philanthropen, die mit veralteter Encyklopädiſtenphiloſophie und warmer, ächt chriſtlicher Menſchenliebe im Herzen, an Leib und Seele edel, aus dem vorigen Jahrhundert in das unſrige hineinragten, ein eigenthümlich patriarchaliſcher Menſchenſchlag, der in Frankreich und wohl überall allmählig ausſtirbt: Benjamin Deleſſert, ein Bruder des gleichverehrten Polizeipräfekten unter der geſtürzten Dynaſtie. Aber der Mann iſt todt? Immer aber noch in friſchem Andenken, wie wir ſehen. Und will Deputirter werden? Nicht er, ſein Neffe, und Namen und Andenken des Todten werden ausgebeutet durch den jüngern Benjamin, ſeinen Neffen, den „Zuckerſieder," wie das hier mit beſonderem Gewicht hervorgehoben wird, zum Beweiſe, daß der Reiche ein Mann des Volkes iſt, und wenn ſein Oheim, der Baron, ſo viel that für des Volkes Wohl, was wird nicht erſt der Neffe thun, der vom Finanzadel freiwillig in den Bürgerſtand, ja in den vierten Stand ſich herabgelaſſen und ein Zuckerſieder worden!

Jenes Programm dort iſt unterzeichnet: Fould. Der verſteht's! Fould, genannt Achilles, ein geborener Bankier. Glaubt ihr, daß ihn einer übertrifft im Zahlengruppiren? daß Goudchaux ihm überlegen iſt? Der Achilles, der geſprungen iſt mit den beiden Füßen zugleich in den Styx der Finanzwiſſenſchaften und hat keinen Wadenkrampf zu befürchten — den laßt nur laufen hinter der Finanzkriſis her, er wird ſie ſchon erreichen! Iſt ein Mann der Ordnung, ein redlicher Conſervateur, bei Gott! und mag vor der Hand nichts hören von den Freuden der Gütergemeinſchaft; ein zu gemeines Vergnügen für Seinesgleichen, ein zu theures Vergnügen! Ihm liegt ſo viel nicht daran, daß er gewählt werde, auf Ehr'! mehr ſeinen Freunden; und nur dieſen zu gefallen und wegen der öffentlichen Wohlfahrt gibt er zu, daß überall, wo Stimmen zu holen ſind, Dreimänner-Wahllisten ausgetheilt werden, auf welchen zufällig ſein Name ſehr geſchickt angebracht iſt und zwiſchen den andern hervorſticht wie das Bild im Rahmen.

Wer macht es denn dort ſo kurz und energiſch ab auf jenem gelben Anſchlagzettel? Nicht er iſt's, es ſind Andere; doch erkennen wir ihn am Styl; aphoriſtiſche Dialektik in Abſätzen: „Der Mann der Preßfreiheit — der freimüthige Redner — der Feind des Säbelregiments — Girardin — ward ſeines Freimuths, ſeiner Unerſchrockenheit Opfer: — ihn laßt uns wählen!" Der darf nicht fehlen im Pandämonium. — Und dort? dort könnt ihr abermals wahrnehmen, wie tief in alle Riſſe und Fugen der Geſellſchaft eingedrungen iſt der Geiſt der Demokratie. Nicht

mehr der Krieger iſt es, der dort geprieſen wird, nicht der Held, der den modernen Jugurtha beſiegt und dem Vaterlande ein Stück afrikaniſchen Welttheils erobert hat, nein, der Vater der Soldaten und — wohl zu merken, groß gedruckt — „der Ouvriers.“ Was Baron Deleſſert! was Marſchall Bugeaud, Herzog von Isly! der Zuckerſieder, der Freund der Ouvriers, das ſind die Leute, die herausgeſtrichen werden. Und als Beweis von Bugeauds Liebe zu den Arbeitern folgt eine Schilderung ſeiner Beſtrebungen zur Förderung des Aſſociationsprincips durch Begründung von Militärkolonien in Algier.

Als Hauptbewerber tritt abermals Louis Napoleon auf, der Neffe ſeines Onkels, für den von Freunden, General Piat an der Spitze, eifrigſt geworben wird. Seiner Wandanſchläge ſind Legionen, von den Getreuen von St. Helena unterzeichnet, die den Neffen des unſterblichen Oheims dem Heer und dem Volk an's Herz legen, nebſt Verzeichniß ſeiner werthvollen Schriften über „Proletariat“ und andere Dinge, als Belege und Beweisſtücke. Man merke hier wieder, daß, wie beim Baron der Zuckerſieder und beim Herzog der Ouvrier, ſo beim Prinzen das Proletariat eine beſondere Betonung erhält.

Doch wie kommt es, daß wir ſo viele weiße Bewerbungen geſehen, ſo wenig rein blaue, und gar keine rothe? Haben ſich dieſe gänzlich zurückgezogen? Wahllisten ſind uns von ihnen gar nicht zu Geſicht gekommen und gar nicht aufzutreiben. Dieſen Leuten liegt mehr an der Sache als an ihrer Perſon, und ſie opfern dieſe, wo es gilt, gern jener auf; ſie zeigen ſich darin großherziger und minder ehrgeizig als unſere Pfahlbürger und Geldmänner. Dupoty hat für eigene Rechnung zwar eine Zeitlang ſeine Gefangenſchaft in Hamm oder Doullens an's ſchwarze Brett geſchlagen; Kerſauſie aber, der demokratiſch ſociale bretagniſche Edelmann, ein rotheſter unter den rothen Häuptlingen, hat ſeine Anwartſchaft ſogleich dem zu ſichernden Erfolg der Partei zum Opfer gebracht. Ihrer ſämmtlichen Organe beraubt, ſtützt ſich dieſe nur noch auf die Journale „Reforme,“ „Republique“ und die von ihnen weſentlich abweichende, aber doch ſtammverwandte „Democratie pacifique.“ Dem mächtigen Bunde der Monarchiſten, der Reaktionäre und der Indifferenten, die in überwiegender Mehrzahl ſich jede Regierungsform gefallen laſſen würden, die ihnen nur Ruhe und Sicherheit bringt, hat ſie alſo durchaus nichts entgegenzuſetzen als Einigkeit und energiſches Zuſammenhalten. Cabet, Raspail und Thoré ſind ihre Kandidaten; erſterer Ikariens Patriarch in partibus, der zweite Staatsgefangener zu Vincennes und lezterer flüchtig. Ein Wunder, wenn ſie nicht wenigſtens Einen ihrer Leute durchbrächte. Dieſes furchtbare Triumvirat, vor welchem die Bourgeoſie zuſammenſchrickt wie vor den grimmen Schatten Robespierres, St. Juſts und Couthons, terroriſtiſchen Andenkens, iſt der Gegenſtand heftiger Debatten in den Gruppen, die ſich überall bilden und überwiegend aus Gegnern der Rothen beſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, Oktober.

Armuth im geſegneten Lande.

Acht Tage hatte ich bei den Waldenſern zugebracht. Von la Tour, ihrem Hauptort, war ich durch die ſchönen, obgleich rauhen Thäler Luzerne, Angrogne, Saint-Martin, Pragelas, Ours, Luze und Seſanne gewandert. Sie ſind ein wahres Bild des Lebens in dieſem Land, arm, einſam, aber reich an großartiger Eigenthümlichkeit. Zwiſchen dieſe Felſen, Bäume und Waſſerfälle gehören die Menſchen mit dem reinen Glück ihrer Dürftigkeit und Frömmigkeit, fern von allem Staub und aller Erbärmlichkeit des Flachlandes und der Städte. — Nicht leicht iſt ein Contraſt ſchneidender, als wenn man aus dieſen Waldenſer Bergen und Thälern in die piemonteſiſche Ebene herabſteigt, wo das nach der Schnur geregelte, backſteinerne, einförmige, reiche, vornehme, aber ſo verderbene Turin liegt, und rund darum her ein fruchtbares, ſonniges Land voll dürftiger, kümmerlicher Einwohner. Auch dieſem Land fehlt es nicht an Reiz; die Alpenausläufer bilden vom Norden her viele ſonnige, grüne Hügel und Thäler mit reicher Vegetation. Aus den See- und Cottiſchen Alpen ſtrömen der Po und viele kleinere Flüſſe und zahlloſe Bäche hernieder in die Ebene. Die Pinien geben der Landſchaft ſchon ein ſüdliches Anſehen. Von drei Seiten, vom Col de Tenda bis zum Montroſa, zieht ſich um das Land ein ſilbernes Diadem, an dem Lawinen und Glet-

ſcher wie mächtige Schlangen herunterlaufen. Wer auf die Berge im Süden ſteigt, vor dem breitet ſich der grüne Seeſpiegel des mittelländiſchen Meers aus, über den wie kleine weiße Käfer die lateiniſchen Segelſchiffe hin- und herziehen. Man ſollte glauben, die Einwohner dieſes ſchönen, fruchtbaren Landes unter mildem Himmel müſſen ein glückliches Volk ſeyn, es müſſe da ein frohes, ſchönes Menſchengeſchlecht wohnen, blühende Kinder und Weiber, kräftige, kühne, arbeitſame Männer. So iſt es aber nicht. Ein franzöſiſcher Schriftſteller aus dem benachbarten Süden ſagt bezeichnend, der üppige Pflanzen- und Baumwuchs um und über den Wohnungen gleiche dort den ſeidenen Vorhängen eines Alcovens, wo ein Sterbender liege; ziehe man ſie weg, ſo erſchrecke man vor den brüchigen, zerfallenen Mauern, zwiſchen denen ſchmutzige, zerlumpte und hungrige Kinder weinen, manchmal auch Cretins, und junge, aber durch Mangel und drückende Arbeit früh gealterte Weiber, die bettelnd dem Eintretenden die ſchwielige Hand entgegenrecken. Verangер ſagt:

Il est beau, le ciel d'Italie,
Mais l'esclavage en obscurcit l'azur.

Das Schlimmſte aber iſt, daß dieſe esclavage bisher in Italien durch keine Veränderung der Staats- und Regierungsformen, weder durch Inſurrektionen und Revolutionen, noch durch Republiken, neue Königreiche und ihre Verfaſſungen hat entfernt werden können. Dieß haben die politiſchen Umgeſtaltungen in Italien von 1792 bis 1814 bewieſen. Werden die Conſtitutionen von 1848 glücklicher ſeyn? Hoffen wir, daß ſie wenigſtens einen beſſern Volksgeiſt möglich machen, vorbereiten und entwickeln, indem ſie die bisher ganz vernachläſſigte Volkserziehung begründen. — Zu der phyſiſchen Verkümmerung der Piemonteſen mag die ungeſunde Luft im Flachland beitragen, denn im Gebirg, an den Seen und in Savoyen herrſcht ſie weniger, wiewohl auch dort im Allgemeinen kein ſchönes Geſchlecht wohnt, lange nicht wie in gleicher Breite in den Nachbarländern, um Lyon, Arles, Bordeaux, in Tirol, Mailand, Venedig, Illyrien und Slavonien. Armuth und Elend iſt aber am meiſten heimiſch in der fruchtbaren Ebene Piemonts, dem Nachbarlande der Lombardei, wo ein ſchönes, frohes, thätiges und reiches Geſchlecht lebt, das auch in Kurzem wieder zu ſeinem ehemaligen Gedeihen zurückkehren dürfte.

(Fortſetzung folgt.)

Boulogne ſur mer, September.

(Fortſetzung.)

Von London nach Boulogne.

Eine andere Erſcheinung waren die Körbe mit Waſſerkreſſe, die, von ihren Verkäufern auf dem Kopf getragen, zu einem Pfennig der Bündel feil geboten wurde. Dieſe Waſſerkreſſe iſt eine beliebte Zugabe zum Frühſtück des Londoners, die er in Salz taucht und mit ſeinem Butterbrod verzehrt. Der Handel damit iſt beträchtlich. Nun kamen die Fleiſchkarren, die die ganze Straße in ſo gedrängten Haufen füllten, daß es kaum möglich war ſich einen Weg durch dieſelben zu bahnen. Aber welcher Zufuhren bedarf es auch für den Markt einer ſolchen Stadt! — Jetzt endlich erreichten wir London-bridge, die ſelbſt zu dieſer Morgenſtunde an beiden Seiten von einem bunten Gedränge von Fußgängern wimmelte, welche alle das Wort „Geſchäft“ als Stempel auf der Stirne trugen. Die Ausſicht von hier iſt immer gleich anregend und impoſant ſchön. Während man links hinab auf den reichen Maſtenwald ſchaut, der, allen Ländern und Zonen angehörend, hier ſeinen Markt ſucht, erblickt man zur Rechten die Reihen hochgewölbter Brücken, die wie die Kronen des königlichen Fluſſes ſich ſtolz über ihn ſchwingen und einen ewig wechſelnden Menſchenſtrom über ſich hingleiten laſſen. Am Terminus war ſchon ein buntes Gedränge. Engliſche Eiſenbahnen ſind für kein Gepäck verantwortlich, daher muß Jeder auf ſeiner Hut ſeyn, und hieraus entſteht dann — beſonders beim Ausſteigen — ein ſchreckliches Drängen und Schreien. Unſere Fahrt von London nach Folkſtone dauerte nur drei Stunden. Auf einer ſo kurzen Strecke denkt man nicht daran auszuſteigen und Mahlzeiten zu halten, wie es bei den Norddeutſchen üblich iſt, deren Appetit auf Reiſen ſich ganz außerordentlich entwickelt. Dafür erſteht man eine Zeitung, die überall an die Wagenthüre gebracht wird, und kauft beim Einſteigen von den im Bahnhof etablirten Antiquaren einen Band irgend einer leichten Lectüre für einen Schilling, ein Preis, der für ein gebundenes Buch ſehr gering iſt. Da man mit ſeinen Reiſegenoſſen kein Wort wechſelt, ſo iſt eine ſolche Unterhaltung ſehr nothwendig, die müſſigen Stunden auszufüllen. Die Fahrt von London nach Folkſtone koſtet neunzehn Schillinge, ungefähr ſechs preußiſche Thaler, das Dampfſchiff nach Boulogne noch acht Schillinge weiter; die Reiſe iſt demnach nicht theuer und dazu in wenigen Stunden zurückgelegt.

Frankreich und England, welche Antipoden, und einander ſo nahe! An hellen Tagen kann man die Küſten des grünen Albion ganz deutlich ſich am Horizont hinziehen ſehen. Man fühlt den Unterſchied der Nationalität, ſo wie man den franzöſiſchen Boden betritt, ſo ganz anders ſtellt ſich hier Alles dar. Luft, Erde, Menſchen, Alles ſcheint einen andern Charakter zu haben. Die Stadt iſt hübſch gelegen; ein langer Damm iſt in das Meer hinein geworfen, einen Hafen zu bilden, den wieder zwei in der See errichtete Bollwerke vertheidigen. Gleich am Ufer ziehen ſich die Höhen der Falaiſe hin und auf dieſen ſteht die Stadt, amphitheatraliſch erbaut, was ſie in die Haute-ville und Baſſe-ville theilt. In der erſteren iſt das Fort, das wieder vom gewaltigen Thurme de Notre-Dame überragt wird. Die Stadt iſt nicht groß; ſie zählt zwar 26,000 Einwohner, aber die Häuſer ſind ſo aufeinander geworfen, daß der Umfang verhältnißmäßig ſehr klein erſcheint. — Wir ſtiegen an's Ufer. Man hatte vom Zollhauſe zwei Reihe bis an das Schiff gezogen, in deren Umfang jeder Ankommende bleiben mußte, damit Niemand der Douane entſchlüpfe. Ein reicher Kranz von Zuſchauern hatte ſich zu beiden Seiten aufgeſtellt, die Reiſenden die Revue paſſiren zu laſſen; dieſe aber, denen daran lag, einander bei der Douane zuvorzukommen, verrichteten dieſes Spießruthenlaufen keineswegs mit anſtändiger Gravität, ſondern drängten ſich und liefen an einander in unziemlicher Unordnung vorbei. Im Zollhauſe ſaßen hinter einem langen Tiſche die Herren Offiziere der Douane, an denen nun Jeder vorbeidefiliren und ſeine „Credentiale“ vorzeigen mußte. Vor mir ging eine engliſche Familie, der Herr zeigte ſeinen Paß und paſſirte, nun kam der Diener. »J'ai toujours mon nom sur le passe-port de mes gens,« ſagte dieſer. (Das klang mir ſehr republikaniſch.) »Qu'est ce que cela nous fait?« verſetzte der Douanier; »on vous donnera pourtant un passe-port à vous.« Ich hatte geglaubt, daß man ſich im Lande der Freiheit gar nicht mehr um ein ſolches Ceremoniell bekümmere, und gab daher etwas furchtſam an, ich habe gar keinen Paß, weil ich in Boulogne bleiben werde. Das genügte, nur daß ich — oh horreur! — außer andern Details, die man notirte, ſogar mein Alter angeben mußte. Ungalante Nation! Dieſe in allen Ländern verpönte Frage ſollte man in Frankreich am wenigſten einer Dame vorlegen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 249. Dienſtag den 17. Oktober 1848.

Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Schiller

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(ſ. Nr. 240—244.)

III. Die Jagd der däniſchen Jäger.

Auf dem Wege zwiſchen Tolk und Loit hatte eine reitende Ordonnanz des preußiſchen Majors v. Gersdorff, des Commandanten ſämmtlicher Freicorps, den Hauptmann Aldoſſer eingeholt, ihm fernere Verhaltungsbefehle und zugleich die Nachricht von dem am vorigen Tag, alſo gleichzeitig mit der Affaire bei Miſſunde, ſtattgefundenen glücklichen Treffen bei Schleswig gebracht. Denn nicht eine Schlacht, ſondern höchſtens ein Treffen kann man einen Zuſammenſtoß nennen, bei welchem auf beiden Seiten der Verluſt an Todten und Verwundeten nicht über 400, der an Gefangenen etwa 200 betrug. Dennoch hat bei Schleswig der deutſche Name neuen Ruhm geerntet, und hier ward vorläufig der Sieg der guten Sache entſchieden.

Freilich wollen erfahrene Strategen einen großen Fehler in dem allzuraſchen und heftigen Angriff des Generals Bonin finden, ohne welchen, wie ſie behaupten, die ganze däniſche Armee hätte umzingelt und vernichtet werden können. Aber ein anderes iſt eine Schlacht auf dem Papier, ein anderes eine auf offenem Feldplan. Die Preußen, vorzugsweiſe Garden, eingedenk der Berliner Märztage, fochten mit der alten preußiſchen Tapferkeit; mit dem Bajonnet vertrieben ſie den Feind aus ſeinen höchſt günſtigen Stellungen, warfen ihn allenthalben, drängten ihn im großen Halbkreis von Busdorf an, wo er die uralte Schanze Dannewirke wieder hergeſtellt und beſezt hatte, längs des Ufers der Schley zurück bis an den Friedrichsberg in der Stadt Schleswig, verjagten ihn auch daraus und nöthigten ihn endlich zur regelloſen Flucht. Die Dänen machten ihren Gegnern den Sieg nicht leicht; ſie kämpften bei Schleswig größtentheils mit einem Muthe und einer Ausdauer, welche ſie den Freiſchaaren gegenüber nicht bewieſen hatten. Sie mochten wohl die Angriffe regulären Militärs als ebenbürtig minder fürchten als die wahrhaft tſcherkeſſiſchen der Freicorps. Im Ganzen ſchoſſen ſie ſchlecht, immer zu hoch, wie es denn merkwürdig war, daß einer Menge Preußen die Helmſpitzen abgeſchoſſen worden. Um ſo trefflicher bewährten ſich die Neufchateller Jäger; ihre Büchſen fehlten ſelten, und man wollte die von ihnen Getödteten ſogleich daran erkennen, daß die Kugeln in der Stirne ſaßen. Gleiches Lob ward dem Bracklow'ſchen Freicorps geſpendet, dem einzigen, welches an dem Treffen bei Schleswig Theil genommen hat. Es beſtand faſt nur aus Jägern und geübten Büchſenſchützen, und nahm auch Keinen in ſeine Reihen auf, der nicht drei Probeſchüſſe in das Schwarze gethan hatte. Die Kugeln dieſer wackern Leute richteten unter den Dänen große Verheerungen an; aber ſie ſelbſt erlitten wiederum manchen ſchweren Verluſt. Ihrem Führer, Hellmuth, wurde der rechte Arm weggeſchoſſen, als er eben den Degen ſchwang und zum Angriff commandirte. Außer ihnen fochten noch einzelne Freiwillige unter dem regulären Militär, ſo die Rudolſtädter, ein kleines, grau uniformirtes Corps mit Lederhelmen, welches recht gute Dienſte leiſtete.

Viele Züge von Heldenmuth und Todesverachtung, manche merkwürdige Thatſachen erzählen die Augenzeugen. Ein Soldat vom Regiment Alexander

ſah ſeinen Unteroffizier fallen, ergriff ihn, trotz dem, daß der Feind heranrückte, und ſchleppte ihn mit ſich fort; eine Kugel zerſchmetterte ihm den rechten Arm, aber der Brave rettete mit dem linken den Verwundeten und ließ nicht einmal ſeine Muskete im Stich. Andere ſchützten mit eigener Lebensgefahr verwundete Feinde vor dem Ueberreiten. Auf dem eiſernen Geländer der Brücke des Friedrichsbergs ſaßen zwei preußiſche Offiziere, v. Bang und v. Normann. Sie unterhielten ſich lachend und ſcherzend, da riß eine ſechsunddreißigpfündige Kugel das Geländer weg und dieſes zerſchmetterte Beiden die Beine auf gräßliche Art. In ihrem Blute ſchwimmend ſcherzten ſie weiter und gaben ihrer Compagnie noch kaltblütig Befehle.

Höchſt anerkennenswerth iſt die liebevolle, ja aufopfernde Behandlung, welche die Preußen überhaupt, und insbeſondere die Pommern des zweiten Regiments den däniſchen Verwundeten und Gefangenen angedeihen ließen. Ganz entgegengeſetztes Verfahren iſt von den Dänen zu berichten; wenn man auch nur die vollkommen verbürgten Thatſachen in dieſer Hinſicht in Betracht zieht, ſo werfen dieſe ein ſchmachvolles Licht auf den Charakter der Nation, auf die Weiſe ihrer Kriegführung. So wurden von ihnen drei Gefangene, ein Unteroffizier von Kaiſer Alexander und zwei Schützen vom Regiment Kaiſer Franz unbarmherzig ermordet, als ſie es aufgeben mußten, dieſelben mit fortzubringen. Ein verwundeter Preuße ward von einem däniſchen Unteroffizier, als er hülflos im Blute dalag, verhöhnt, mißhandelt und endlich erſchoſſen; aber der Barbar hatte bei ſeiner elenden That zu lange gezögert und ein Kamerad des Hingeſchlachteten hatte die Genugthuung, ihm mit einem Kolbenſchlag den Schädel zu zerſchmettern. Wie bei Harzhof, ſo haben auch bei Schleswig die Dänen, begünſtigt von ihrer, der der Schleswig-Holſteiner faſt gleichen Uniform, öfters die lezteren zu täuſchen und dadurch zu opfern gewußt. Eine Abtheilung ihrer Jäger rief den Holſteiner Jägern, welche ſie eben angreifen wollten, zu: „Schießt nicht, Kameraden, wir gehören zu euch!“ und als die Getäuſchten friedlich nahten, warf eine furchtbare Salve der Verräther eine große Anzahl nieder. Im Schleswig'ſchen Thiergarten hielt eine däniſches Bataillon die Ziegelei lange beſezt. Als das dritte Bataillon der Schleswig-Holſteiner ſich zum Sturm anſchickte, ſteckten die Dänen eine weiße Fahne auf. Jene rückten demzufolge ruhig, Gewehr im Arm, gegen das Gebäude vor, um es in Beſitz zu nehmen, aber hundert Schritte vor demſelben empfing ſie ein Kugelregen, der eine furchtbare Wirkung hatte. Die Reihen wankten, aber die Wuth über des Feindes Falſchheit hielt ſie zuſammen, und der Sturm ward abermals unternommen; allein der treuloſe Feind hatte mittlerweile das Weite geſucht. Alle dieſe einzelnen Züge, welche vollkommen wahr und verbürgt ſind, geben, in einen Rahmen zuſammengedrängt, ein Bild der däniſchen Geſinnung, wie es kaum abſchreckender gedacht werden kann. Der alte Vorwurf des heimtückiſchen Charakters, der auf den Inſeldänen ſeit Jahrhunderten laſtet, hat durch dieſen Krieg neue Belege ſeiner Wahrheit erhalten, welche auch das menſchenfreundlichſte, verſöhnlichſte Gemüth nicht wegzuläugnen oder mit dem Mantel der Leidenſchaft zu bedecken vermag.

(Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Erſatzwahlen.

(Fortſezung.)

Die Socialiſten ſchweigen und enthalten ſich jeder Manifeſtation. Nur außen am Börſengitter ſtehen die Redner derſelben, einfache Ouvriers, von Hunderten umringt, und behandeln glühende Tagesfragen: das Gütermonopol, die Geldariſtokratie, das Wucherſyſtem der Reichen, die Ausbeutung der Armen, den Egoismus des Handelsgeiſtes, die Dürre und Engherzigkeit der Bankiers und Zahlenreiter, die Würde des Arbeiterſtandes, des Ackerbauers, des producirenden Volks überhaupt, den bloß zehrenden reichen Müßiggängern gegenüber. Das ſind die Motive, die mit einer ſchreckenerregenden Gewandtheit der Dialektik von dieſen Männern der groben Arbeit behandelt werden, eine bodenloſe Miſchung von Wahrheit, Halbwahrheiten und Irrlehren, aus welcher überall Proudhon, Cabet, mit einem Wort der Communismus hervorblickt, der, wie man das hier gewahren kann, gar tiefe Wurzeln geſchlagen und unglaubliche Verbreitung gefunden hat unter den niedern Ständen des Volks. Dieſſeits des Gitters, im Vorhofe der Börſe, ſtehen die Börſenmänner, die ſich heranlocken laſſen; ſie hören anfangs ruhig zu, äußern dann hin und wieder eine Bemerkung, eine Einwendung, und werden ſo allmählig in die Erörterung der aufgeworfenen Frage hereingezogen; endlich aber, wenn der Streit ſich heftig anzulaſſen beginnt und unangenehm zu werden droht, machen ſie ſich aus dem Staube. Auf beiden Seiten verhaltener Groll und Hohn, der nur der Gelegenheit harrt, um ſich nach Herzensluſt Luft zu machen. Ein Bild der Geſellſchaft im Kleinen.

In andern Gruppen hört man von nichts als von Louis Napoleon und von Gerüchten über ihn. In Erwartung ſeines ſichern Erfolgs iſt er bald hier, bald dort gelandet, in Havre heute, morgen in Boulogne, und hat mit Stiefeln, Hut und Degen ſeines

Oheims im Reiſeſack ſeinen glorreichen Einzug gehalten. Aus England, dem perfiden Albion, bemerkt ein Witzling, ſoll er als Grundlage ſeines künftigen Glücks ſchon eine Stimme für ſich mitgebracht haben, die Louis Blancs, der ſie ihm bei verfehltem Abſchiedsbeſuch auf ſeiner Viſitenkarte hinterlaſſen. Leider mit einem eingeklammerten Fragezeichen, bemerkt ein Anderer. — Doch ſiehe da, ein neuer Anſchlag, und wie raſch angebracht! Das Ding iſt wichtig, denn der Mann hat Eile. Auf dreißig Schritte iſt die Ueberſchrift zu leſen: „Infamie!!!“ Was iſt das? „Louis Napoleon,“ iſt zu leſen, „ſoll auf die Deputation verzichtet haben. Schnöde Lüge! niederträchtiges Gerücht, von intriganten Feinden verbreitet! Im Gegentheil beharrt er mehr als je auf ſeinem Recht und rechnet auf ſeine Freunde.“ Ob nicht Gerücht und Widerlegung, wie ſo oft, auch hier aus einer und derſelben Feder gefloſſen? Muß nicht das Publikum gereizt, geſtachelt werden, und iſt nicht die Bemühung, ſich durch Wahrheit und Dichtung bei ihm in gutem Andenken zu erhalten, ein gar unſchuldiges Mittel? Es iſt ohnehin eine ſo flaue Perſon, unſer heutiges Publikum, ein ſo gewaltiger Skeptiker, ſo vergeßlich, ſo halt- und gehaltlos in ſeinem troſtloſen Unglauben, und ſo unergreifbar auf ſeinem Iſolirſtuhl des abſoluten Ich, daß man, bedenkt man es recht, muthlos ſich hinlegen könnte und wünſchen, es wäre Schlafenszeit.

Dieſe ausgelegten Angelruthen, dieſer Köder herrlicher Verſprechungen, dieſe groß gedruckten und breit getretenen trefflichen Geſinnungen, das alles, glaubt ihr, müſſe was verſchlagen. Aber man drängt ſich heran, lieſt eines nach dem andern und läßt ſich durch das flimmernde Farben- und Gedankenſpiel an der Wand keineswegs blenden. „Alles für's Volk!“ ſo ſchließen die meiſten dieſer Programme der Vaterlandsliebe, und dieſe Schlußformel prangt ſtets in fetter Rieſenſchrift. Aber man läßt ſich ſo leicht nicht fangen, und das Volk weiß, was hier zu Lande von ſchönen Worten zu halten iſt. Je fetter der Buchſtabe, deſto magerer zumeiſt der Geiſt, deſto dicker nicht ſelten die Lüge, und ſo bleiben die Schlußformeln kraftloſe Drucker. War doch die Februarrevolution unbewußt ein Auflehnen des ſittlichen Gefühls gegen die ungeheure Lüge des unter der Larve der Ehrenhaftigkeit und im Gewande eleganter Weltbildung einhergehenden herrſchenden Geiſtes der Schwindelei und Gaunerei. Nur in einer ſolchen Zeit konnte ein Typus aufkommen wie der ruchloſe Robert Macaire, und dieſer ſo entſprechend, daß er als Sittenſchilderung für die Zukunft hiſtoriſche Wichtigkeit gewinnen wird. Doch kehren wir zu unſern Wahlen zurück.

Wir ſind am Schlußtage und der Eifer hat nicht nachgelaſſen, vielmehr zugenommen. Immer noch die Unzahl kleiner Blätter mit einem, zwei und drei Namen. Den Vertheilern müſſen die Arme weh thun, die wie Maſchinenſchwengel mit Dampfkraftsſchnelle hin und her gehen. Die Empfänger werfen einen flüchtigen Blick hinein und laſſen die Empfehlung gleichgültig fallen. Ob mit ihr auch die Empfohlenen? Schon bezeichnet eine lockere Schicht ſolcher zerſtreuter Blätter quer über den Boulevard den Uebergang vom Paſſage Jouffroy zu den Panoramas, und durch die Herbſtblätter wirbelt der Wind. Wie vergänglich iſt unſer Treiben! — Abermals ein Allerneueſtes für einen Sou. Was iſt's? Proklamation Louis Napoleons. Der Mann iſt nicht todt zu machen! „Brüder, Bürger, kein Prätendent, ein freier Bürger kehrt bei euch ein. Nicht vergeblich hat das Schickſal den Verbannten zu ernſter Betrachtung angeregt. Ein Prätendent iſt ein Unheil für's Vaterland; ich will keines über euch bringen; nie würde ich in ſchnödem Undank ſo Ruchloſes begehren. Als aufrichtiger Republikaner, als eifriger Demokrat komme ich zu euch. Den mächtigen Schatten des Mannes unſeres Jahrhunderts rufe ich zum Zeugen der Verſprechungen auf, die ich hier feierlich ablege u. ſ. w.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boulogne ſur mer, September.

(Fortſetzung.)

Politiſche Stimmung. — Das militäriſche Feſt.

Ich wohne in der Haute-ville, von wo mir eine herrliche Promenade auf dem Wall rings um die obere Stadt zu Gebote ſteht, wo ich theilweiſe einer Ausſicht auf das Meer, auf die Liane (den Fluß, den ſich in daſſelbe ergießt), und die jenſeits derſelben ſich erhebenden Höhen des Capicurne, die mit reizenden Villen geſchmückt ſind, genieße. In der Baſſe-ville ſind die Läden und auch die Buchhandlungen, denen mein erſter Beſuch galt, da man in dieſen vielbewegten Zeiten nicht gerne einen Tag ohne Zeitungen zubringt. Mir ſolche zu verſchaffen, hielt aber ſchwer. Niemand verkauft hier ein Journal, außer der Gazette de Boulogne, die alle Donnerſtag erſcheint, einen halben Franken koſtet und dabei nur Stadtneuigkeiten enthält.

Man wies mich an die Café's und Estaminets; es fand ſich aber, daß alle ihre Abonnenten hatten, von denen der letzte immer das Blatt zu eigen bekam, ſo daß für mich keine Möglichkeit blieb, ſelbſt das letzte Glied der Kette zu werden. Acht Tage quälte ich mich ſo umher und wollte ſchon alle Hoffnung aufgeben, als mein Hauswirth, Dr. Hamy, meine Verlegenheit erfuhr und ſich erbot, mir alle ſeine Journale zu ſenden. Das war eine Wohlthat! Es ſind freilich nur legitimiſtiſche Blätter, mit denen er mich verſorgt, weil er Legitimiſt iſt; das thut aber wenig, wenn mir nur die Thatſachen vor Augen kommen, kann ich die Geſinnungen hinzudenken. Boulogne, wie alle Städte hier an der Küſte, iſt der Mehrheit nach nicht republikaniſch geſinnt. Sie leiden zu viel unter den jetzigen Zeitumſtänden, als daß ihnen eine Regierung zuſagen könnte, die die Fremden verſcheucht. Die Franzoſen urtheilen nämlich ganz richtig, daß die Engländer den Namen Republik nur deßhalb haſſen, weil ihnen derſelbe nach Egalité ſchmeckt; die Liberté gönnen ſie allen Völkern und ſtehen ihnen ſogar bei, dieſelbe zu erkämpfen; aber »levelling all ranks,« wie ſie ſagen, das iſt ihnen ein wahrer Gräuel, den ſelbſt der kleinſte Kaufmann nicht ertragen mag. Die hieſigen Legitimiſten ſind alſo im Grunde nur in ſo weit Legitimiſten, als ihr Intereſſe betheiligt iſt, und ſie geſtehen dieß auch ſehr freimüthig. „Wir wollen abwarten, was Cavaignac leiſtet. Kann er der Regierung Haltbarkeit geben, Handel und Wandel herſtellen, und den Fremden ſo viel Vertrauen einflößen, daß ſie zurückkehren, gut! dann ſind wir ruhig und erklären uns mit der Republik zufrieden. Sehen wir aber, daß die Sache nicht geht, ſo ſchreiten wir ein und ſetzen Henri V. auf den Thron, nicht weil er ein Bourbon, oder weil er uns ſonſt lieb iſt, nur um ein Königthum zu haben. Es iſt uns eigentlich gleichviel, welche Perſon den Platz einnimmt. Henri V. hat keine Kinder; ſtirbt er, ſo mag der Comte de Paris daran kommen, weil er nächſter Erbe iſt. Sonſt haſſen wir die Orleans. »Louis Philippe est un lâche et ses fils de même; mais la duchesse d'Orléans est une brave femme.« — Ueber die Bewegungen zu Gunſten Louis Napoleons ärgert ſich jeder vernünftige Franzoſe; es iſt eine allbekannte Sache, daß er durchaus kein Talent beſitzt, immer à la Don Quixote handelt und nichts zu ſeinen Gunſten anführen kann, als ſeinen Namen. Boulogne iſt übrigens keineswegs einmüthig in politiſcher Hinſicht; die Haute-ville iſt legitimiſtiſch, die Baſſe-ville dagegen gut republikaniſch.

Um die Fremden wieder herzulocken, hat man ein großes militäriſches Feſt gegeben. Die Stadt hat es ſich wahrlich viel koſten laſſen, und wenn das Reſultat dem Zwecke nicht entſprechen ſollte, müßte man es bedauern. Die Nationalgarde von Boulogne hatte eine feierliche Einladung an die benachbarten Städte Amiens, Calais und Beauvais ergehen laſſen, ſo wie an die Nationalgarde von Paris und die Truppen der Linie. Am 17. September ſollten ſich alle hier verſammeln, weil aber auf den 18. die Wahlen in Paris fielen, war es denen, die von dort eintreffen ſollten, nicht möglich vor dem 20. hier zu ſeyn. — Die ganze Stadt war in Bewegung. Stündlich kamen neue Detachements an, Militärmuſik und Trommeln tönten von allen Seiten, und allen Gäſten wurde im Hôtel de Ville der Ehrenwein geboten. Dieſes Gebäude liegt in der Haute-ville, an der Place d'Armes, und die zu demſelben führenden Straßen waren mit Ehrenpforten geziert und in der Mitte eine Tribüne für die Muſiker errichtet. Liberté, Egalité, Fraternité prangte überall in großen Buchſtaben, und eine Tricolore wehte vor der Fronte jedes Hauſes. Es war ein luſtiger Anblick.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Piemont, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Piemonteſen in der Fremde

Auf Piemont, wo derſelbe Volksſtamm wohnt, wie in der Lombardei, nur etwas weniger mit germaniſchem Blut gemiſcht, auf Piemont laſtet mancher Druck, von dem die Länder in Weſten und Oſten nicht zu leiden haben. Deßhalb nimmt die Bevölkerung nicht zu wie dort; große Maſſen derſelben ſind ſeit 1830 in jene Nachbarländer ausgewandert, beſonders nach Frankreich, wo große Arbeiten an Steinkohlengruben, Eiſenminen, Kanälen, Eiſenbahnen, Hafenbauten und Waſſerleitungen viel Erwerb boten. Piemonteſen wanderten auch viel nach Mailand und in entlegenere Länder; ſechstauſend gehen allein jährlich über den großen St. Bernhard in die Schweiz und nach Deutſchland. Sie ſind anderwärts ein geſundes, kräftiges, thätiges, anſtelliges und heiteres Volk; nicht ſo zu Haus, wo ihnen veraltete, unverſtändige Geſetze und Ordnungen, ſo wie der Druck der reichen Güterbeſitzer, des Adels, der Beamten, des Militärs, der Advokaten und beſonders der Alles beherrſchenden Geiſtlichkeit das Leben ſchwer, faſt unerträglich macht. — In Toulon arbeitet an den Hafenbauten ein Maurer, Namens Pency, von deſſen glücklichem Dichtertalent wir ſchon früher in dieſen Blättern geſprochen haben. Ihm erzählen wir Folgendes nach. „Ich war gerade zehn Jahre alt, als mein Vater im Lazareth von Toulon bedeutende Arbeiten übernommen hatte. Eben hatte ich meine Lehrzeit im Maurerhandwerk begonnen. So bauten wir im November einen ſteinernen Molo in's Meer. Die Winterkälte war bereits eingetreten und der Miſtral blies faſt täglich ſcharf und kalt aus Nordweſten. Die Arbeiter waren faſt alle Piemonteſen. Ich konnte dieſe Leute nicht ohne Bewunderung und wehmüthige Achtung ihre Arbeit verrichten ſehen. Den ganzen Tag ſtanden ſie im Waſſer bis an die Bruſt, trotzend der rauhen Jahreszeit; ſie rammten Pfähle in den Meeresgrund, die heftig aufgeregten Wellen gingen ihnen oft bis an den Mund, manchmal mußten ſie ſelbſt untertauchen, um große Steine zwiſchen den Pfählen einzukeilen. Wenn ſie von Zeit zu Zeit aus dem Meer kamen, waren ſie bleich und bleifarbig wie Schiffbrüchige. Schnell liefen ſie an ein großes Feuer, das nur für ſie in der Nähe unterhalten wurde, nahmen einen Schluck Branntwein und gingen dann muthig, manchmal ſogar luſtig wieder an die furchtbare Arbeit, die nicht auf mildere Jahreszeit verſchoben werden konnte. Im Eſſen und Trinken waren ſie mäßig, faſt wie Trappiſten: Waſſer und Brod zum Frühſtück, um Mittag etwas warme Suppe und Wein, ohne Fleiſch. Abends nach der Arbeit ſetzten ſie ſich unter die innern Arkaden des Lazareths auf die bloßen Steine und ſangen heiter und froh ihre heimathlichen Lieder, zu denen die Wellen des Golfs und die Pinien der Halbinſel gleichſam die Orgel ſpielten. Ich war noch ein Kind, aber dieſes mühſelige, traurige und gefahrvolle Leben, das die Leute heiter, froh und ſingend ertrugen, dieſe Poeſie des Elends griff mir an's Herz. Ich fing an zu überlegen, was die Urſachen ſeyn möchten, warum dieſe Leute ihr Vaterland verließen, an das ſie doch täglich unter ſehnſüchtigen, wehmüthigen Geſängen zurückdachten, warum dieſe geſunden, ſtarken, arbeitſamen, fleißigen, nüchternen, nur an die geringſten Bedürfniſſe gewöhnten Männer aus ihrer Heimath wanderten? Oft fragte ich ſie darum, ſie aber antworteten mir immer mit wehmüthigem Lächeln in ihrem piemonteſiſchen Dialekt: »Ti sei ancora troppon piculini per capi.« (Du biſt noch zu klein, um dieß zu begreifen.)

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 250. Mittwoch den 18. Oktober 1848.

Ecce omnes injusti, et vana opera eorum: ventus et inane simulacra eorum.
Jesaias

Die Pariſer Erſatzwahlen.

(Schluß.)

In ſchrecklichen Ausdrücken ruft dann Ludwig Bonaparte die Rache des Himmels und der Erde auf ſich herab, wenn er es ſich jemals ſollte beikommen laſſen, irgendwie die Rechte des Volks anzutaſten, die demokratiſche Republik zu gefährden und nach dem Purpur ſeines kaiſerlichen Oheims zu trachten; und es lebe die Republik! Punktum. — Abermals eine „Ente," wie man Puffs hier zu nennen pflegt, dafür bürgen Ton und Styl, oder vielmehr Gang und Geſchnatter jenes werthgeſchäzten Vogels; es gibt indeß manchen Gänſerich, der auf die Ente anbeißt, und für dieſe Gattung wird mit beſonderer Vorliebe geſorgt; es florirt die Nudelfütterung.

„Nun, wie iſt's ausgefallen?" Das erfahren wir morgen — ſchon heute — dieſen Abend gewiß — es iſt ſchon jezt bekannt. „Nun?" — Obenan Louis Napoleon; dann folgten geſtern Fould und Thoré, doch iſt dieſer ſeitdem durch ſeinen Freund Raspail überholt worden. Da habt ihr's. — „Iſt das gewiß?" — Ja, ja, gewiß; aber das Stimmen iſt noch nicht zu Ende. — „Ihr kommt vom Börſenplaz?" — So eben. — „Was gibt's dort?" — Zum erſtenmal ein Aufruf von den Rothen an die Rothen. — „Der lautet?" — Sämmtliche Schußſteine längs der Fronte des Börſengebäudes ſind damit beklebt und ſcheinen ihre Wächter im Volke zu haben. — „Und lautet?" Heftig genug und aufwiegelnd, mehr als Noth thut; der Schluß etwa ſo: „Bürger, Freunde, im Namen eurer tiefgebeugten Mütter und Weiber, eurer hungernden Kinder, eurer verbannten Brüder beſchwören wir euch: bleibt einig im Abſtimmen, verſtärkt die decimirte Phalanx der Vertreter der demokratiſch ſocialen Republik, und beweiſet der Welt, daß wenn das Volk ſeine Rechte zu erkämpfen vermag, es ſolche auch zu ſchirmen weiß!" Und von wem unterzeichnet? „Von eilf Volksrepräſentanten vom äußerſten Bergkamm: Gambon, Greppo, Pelletier, Deville, Brives, Proudhon, Benoit, Bruys, Doutre, Lagrange und Foſſeyeur. Der Börſenplaz iſt wieder ſtark beſezt. — Von Militär? Nein, von Volk und Rednern; die Socialiſten tragen den Kopf höher, als hätten ſie einen Sieg erfochten, die Gruppen ſind belebt, die Sache iſt intereſſant. — So laßt uns hin und hören was es gibt.

— — So geht es mit mehr oder minder Abwechslung acht Tage lang, und dann erfährt man, was des Schickſals Looſe dem Lande beſchieden. Wer ſind die Männer? Ein Prätendent von holländiſcher Herkunft, ein Bankier kurheſſiſchen Urſprungs und ein Geſundheits-Cigarettendoktor: Louis Napoleon mit 110,752, Fould mit 78,891 und Raspail mit 66,963 Stimmen, erſterer und lezterer Name vom Volk mit einem Lebehoch begrüßt.

Und dann? Dann gibt der Polizeipräfekt einen Wink und ſechzig Trupps ſeiner Beamten durchziehen in allen Richtungen die Stadt und vernichten den mühſamen Aufbau des Patriotismus; der geſprächige bunte Grazioſo verſchwindet und wird wieder zur Mauer, zur kahlen Mauer wie zuvor. Drei volle Stunden dauert das Vernichtungswerk, und alles Große, Edle, Schöne wird rückſichtslos heruntergeriſſen, wie das ſtets Brauch iſt in der

Welt, und mit Füßen getreten. Dreimalunderttauſend Anſchlagzettel fallen, und mit ihnen wie viele ſchöne Hoffnungen! Dieſe heißen Wünſche alle für das Wohl des Volks, dieſe Anſprachen hochherziger Bürger, dieſe Verheißungen und erhabenen Geſinnungen, dieſe eröffneten herrlichen Ausſichten in die Ewigkeit, was wird aus ihnen? Sie alle finden ihr Grab in der Schmutzbutte der Lumpenſammler, die von der Witterung des Gemetzels herbeigelockt, wie gierige Raben aller Orten herbeifliegen und mit ihren Hakenſtäben den reißenden Thieren der Polizei nachziehen, die ihrer Raubgier die zerfetzten Opfer hinterlaſſen. Vanitas vanitatum!

Bilder aus dem Freiſchaarenzug in Schleswig-Holſtein.

(Fortſetzung.)

Doch zurück zu unſern Abenteuern. — Die freudige Kunde vom errungenen wichtigen Sieg bei Schleswig war uns Allen ein Feſt, würdig des zweiten Oſtertags. Die Freude ward noch geſteigert durch die Mittheilung deſſen, was uns weiter zu thun oblag. Aldoſſer hatte Befehl erhalten, alle einzelnen Freiſchaarabtheilungen, welche ihm unterwegs begegnen würden, unter ſein Kommando zu ziehen und mit denſelben dem flüchtigen Feind, der die Straße von Schleswig nach Flensburg eingeſchlagen hatte, nachzuſetzen und ihm ſo viel Abbruch als möglich zu thun. Nicht lange nach dem Ausmarſch von Loit vereinigte ſich demzufolge mit der unſrigen eine Schaar Hamburger, durch welche die Stärke des ganzen kleinen Corps auf etwa 150 Mann ſtieg. Von allen Seiten brachten die Bauern Nachrichten über die Flucht des Feindes und verſicherten, daß deſſen Arrieregarde durch einen beſchleunigten Marſch leicht einzuholen ſeyn werde. Da galt denn kein langes Zögern. Mit fabelhafter Schnelligkeit wurden aus den umliegenden Dörfern etwa zwanzig Wagen requirirt, und dieſe mußten nun im ſtärkſten Trabe die Spur des flüchtigen Feindes verfolgen.

Der Weg, welchen wir einſchlugen, war die Landſtraße von Eckernförde nach Flensburg, und wir kamen zunächſt durch die Dörfer Aarup, Fahrenſtedt, Lindeberg. Aber wir mußten bald die Wahrnehmung machen, daß wir nicht mehr im deutſchen Angeln, ſondern in dem Theile Schleswigs ſeyen, wo däniſche Sympathien überwiegen. Auf alle Fragen hörten wir die widerſprechendſten Berichte; mit Gewißheit ließ ſich daraus nur ſo viel abnehmen, daß ein Regiment däniſcher Jäger, welches den Rückzug der Armee decken ſollte, nicht lange vor uns die Straße paſſirt habe. Ueber das wie lange? wollte keiner der Befragten mit der Sprache heraus, und offenbar in der Abſicht, uns irre zu leiten, gaben ſie die willkührlichſten Antworten. So verſicherte uns ein Bauer bei Havetoft, der Feind ſey im Dorf und ruhe daſelbſt; ſchnell ſprang Alles von den Wagen und eine Tirailleurkette umging durch Moraſt und Knicken von zwei Seiten den Ort, während die Colonne gefällten Bajonnets im Sturmſchritt denſelben einnahm; aber kein Däne war zu ſehen und zu hören, und man verſicherte jezt, dieſelben ſeyen ſchon ſeit zwei Stunden weiter gezogen. Wieder auf die Wagen, wieder im Trab voran. Unterwegs riefen Begegnende: „Fahrt zu, fahrt nur zu! ſie ſind euch höchſtens eine Viertelſtunde voran!“ Aber die Viertelſtunde verging, und noch eine dazu, ohne daß wir den Feind zu Geſicht bekamen.

So gelangten wir nach dem Dorfe Gros-Solt. Hier ſchien es endlich, als ob wir unſerem Ziele nahe wären. Ein Bauer aus Angeln, welcher däniſches Gepäck geführt hatte und zurückkehrte, ein Mann, der Vertrauen beanſpruchen konnte, bekräftigte, daß die Nachzügler des Jägerregiments ſich noch in den äußerſten jenſeitigen Häuſern des Dorfes befänden. Raſch entleerten ſich die Wagen, Spitze und Vorhut marſchirten voran, um zu recognosciren, die Hauptmacht folgte in einiger Entfernung. Jene durchzogen das lange Dorf von einem Ende bis zum andern, ohne irgend eine befriedigende Auskunft erhalten zu können ſie durchſuchten ſogar die Häuſer, aber ohne Erfolg. Mehrere aus ihrer Mitte traten endlich, den Uebrigen etwas vorausgeeilt, in das lezte Wirthshaus des Dorfs. Hier fanden ſie fünf Männer am Tiſch des Gaſtzimmers, in blaue Mäntel gehüllt, welche Uniformen durchblicken ließen, anſcheinend holſteiniſche Offiziere. Dieſe ſchienen beim Eintritt der Freiſchärler ſehr überraſcht; aber ſogleich ergriff Einer von ihnen das Wort und rief in fließendem Deutſch: „Wie, meine Herren, auch Sie ſind ſchon ſo weit voran? Gewiß ſind Sie, gleich uns, in der Verfolgung des Feindes begriffen?“ — „Allerdings,“ gab ein Freiwilliger zur Antwort, „es wundert uns nicht weniger, da wir die Erſten zu ſeyn glaubten, ſchon Militär vor uns zu treffen. Iſt der Feind weit voraus?“ — „Nein,“ entgegnete Jener, „kaum eine Viertelſtunde. Sie treffen ſicherlich mit ihm zuſammen, wenn Sie ſich beeilen.“

Mit der doppelten wichtigen Nachricht liefen die Tirailleurs zum Hauptcorps zurück. Dieſes aber kam ihnen ſchon entgegen; ein ehrlicher Bauer hatte dem Hauptmann verrathen, daß fünf däniſche Offiziere in der Schenke ſäßen. Wer malt die Beſtürzung und Beſchämung der Suchenden, die ſich durch die aller-

einfachſte Kriegsliſt hatten täuſchen laſſen! Raſch ward das Wirthshaus von Neuem durchſucht, aber trotz der ſorgfältigſten Nachforſchung in allen Ecken und Winkeln ward kein Däne mehr gefunden. Die Herren Offiziere hatten das Weite geſucht und der verrätheriſche Wirth wollte durchaus nicht angeben, in welcher Richtung. Ihn nahm man einſtweilen feſt; die Hoffnung, die Flüchtlingen einzuholen, ward nicht aufgegeben, da ſie jedenfalls einen Seitenweg eingeſchlagen hatten, um ſich ihrem vorausgeeilten Regiment wieder anzuſchließen. Dieſes konnte jezt allem Anſchein zufolge nicht mehr weit von uns entfernt ſeyn. Die geſammte Mannſchaft ſezte ſich wieder auf die Wagen und die dampfenden Roſſe brachten uns, die wir den kalten Sprühregen nicht achteten, ein halbe Meile weiter, nach Klein-Solt.

Als wir durch das Dorf fuhren, erblickten wir überall ängſtliche Geſichter, die ſich ſcheu zu verbergen ſuchten. Jenſeits, am Ende des Dorfes, ſteht eine iſolirte Schenke, ein weitläufiges Gebäude. Hier fängt die Straße an in langer Dehnung bis zur Kuppe eines breiten Hügelzugs etwas bergan zu ſteigen, weßhalb langſamer gefahren werden mußte. Noch etwa zweihundert Schritte von jener Schenke entfernt ſahen wir plözlich, daß eine Menge Bewaffneter aus deren Thüren ſtürzte und auf der Straße dahinfloh. Dunkelgrüne Uniformen! die Dänen, die däniſchen Jäger! nach! nach! In blinder Haſt ſprangen die vordern, die Scharfſchüzen, von den Wagen und eilten mit Sturmesſchnelle den Flüchtigen, offenbar dem Nachtrab des Jägerregiments, nach. Bald waren mehrere eingeholt, darunter ein norwegiſcher Freiſchärler, eine finſtere, trozige Geſtalt; ſie wurden entwaffnet, gefangen. Da knallte der erſte Schuß: das däniſche Regiment ſandte von der Höhe des Hügels, woſelbſt es, in einem Gehölz verborgen, eine höchſt günſtige Poſition gefaßt hatte, aus ſeinen trefflichen Büchſen, die achthundert Schritte weit tragen, uns des Feindes Gruß entgegen.

Da nun begann die Luſt. Mit lautem Freudenruf ſprangen die flinken Studenten aus Jena und Leipzig rechts und links auf die Straßenwälle, ohne ſich zu decken. Immer in der Verfolgung der ermüdeten Nachzügler vorwärts ſtürmend, ſchoſſen ſie ihre Büchſen ab, luden im Laufen, und ſo hatten wir bald gegen zwanzig Gefangene gemacht, denn die Fliehenden warfen ſich größtentheils, als das Feuern von beiden Seiten begonnen hatte, in die Straßengräben. Unter denſelben erregte ein junger Burſche von höchſtens ſiebzehn Jahren vieles Mitleid; ein Schuß hatte ihm den Oberarm zerſchmettert, dem blonden, trotz der Angſt noch rothwangigen Jüngling liefen dicke Thränentropfen über die Backen herunter, und zitternd bot er ſein mageres Geldbeutelchen dem Maler, der ihn zuerſt ergriffen hatte. Der aber, eine ſeelengute Haut, griff gleich in die Taſche, fand darin zufällig noch zwei Vierſchillingſtücke und drückte dieſe ſeinem Gefangenen in die Hand, indem er ſagte: „Du behalt! dir nichts geſchieht, gut haben ſollſt'ö!“ Der Mann war von der fixen Idee befangen, um ſich den Stockdänen vollkommen verſtändlich zu machen, bedürfe es bloß einer möglichſten Verſtümmelung der deutſchen Sprache. Aber das unter Schmerzen ſich plözlich lächelnd aufklärende Geſicht des armen Dänenjünglings hätte man ſehen ſollen.

Zu langen Betrachtungen war inzwiſchen keine Zeit. Die Kugeln pfiffen fortwährend her und hin; aber es war unſerer kleinen Schaar unmöglich, ohne augenſcheinlich zu erwartende Niederlage den Hügel zu forciren. Wir unterhielten uns daher mittlerweile damit, alle die flüchtigen Feinde, die noch nicht den Schuß des Gehölzes erreicht hatten, zur Zielſcheibe unſerer Büchſen zu machen, und gar mancher von ihnen hat nie ſeine Kameraden wieder geſehen. Auf unſerer Seite kam nur eine unbedeutende Verwundung vor. Einer der vorderſten Scharfſchüzen (der Schreiber dieſer Zeilen) war im Begriff, ein Zündhütchen auf den Lauf ſeiner guten Doppelbüchſe zu ſezen, welche eine Minute vorher einen däniſchen Jäger nach Walhalla geſchickt hatte, als ihm wie ein glühendes Eiſen eine Kugel über die Hand fuhr, am Hahn der Büchſe anſchlug und die Feder des rechten Schloſſes ſprengte. Das war denn auch der größte Schaden, die Verwundung ſelbſt ſelbſt hatte außer einem beträchtlichen Blutverluſt weiter keine übeln Folgen. (Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Piemont, Oktober.

(Fortſezung.)

Die Noth des Landmanns.

Dieſe Antwort brachte mich nun zu einem für mein Alter und meine Lage muthigen Entſchluß; ich lernte in den Freiſtunden ihren Dialekt, damit ich mit ihnen reden und ihre Noth erfahren könnte. Es wurde mir nicht ſchwer, da mir unſer Provenzaliſch dazu half, überdieß hatte der »troppon piculinia« meinen Knabenſtolz rege gemacht. Schon nach einigen Monaten verſtand ich ſo ziemlich, was die Leute unter einander ſprachen. Immer war ich bei ihnen, immer wußte ich ſie zum ſprechen zu bringen. Oft fragte ich ſie: Warum ſucht ihr fern von eurer Heimath, von euern Kindern und Verwandten in der Fremde Brod? Wenn ſie endlich darüber zum ſprechen kamen, ſo ſagte der Eine: es iſt der Hunger; der Andere: es iſt der Druck; der Dritte: es iſt Hunger und der Druck. Fragte ich ſie dann, wie ſie in einem ſo fruchtbaren Lande wie Niederpiemont am Hunger leiden könnten, ſo erfuhr ich nach und nach Folgendes:

„Freilich iſt unſer Boden ſehr fruchtbar, denn er bringt Getreide, Wein und Oliven im Ueberfluß hervor. Die Felder aber ſind nicht ergiebig für uns arme Leute; Gott hat ſie für Alle gemacht, und doch ſtirbt bei uns das Volk faſt vor Hunger unter dem Druck der größern Gutsbeſitzer. Wenn bei uns Einer etwas Land hat, ſo iſt er darum nicht viel beſſer daran, als die ganz Armen, die nichts beſitzen; bleibt er aus Anhänglichkeit an ſeine Heimath, an die Seinigen und an die kleine Scholle ererbter Erde zu Haus, ſo verwendet er umſonſt Kräfte und Schweiß darauf, Getreide und Früchte zu bauen; er muß, was er erntet, den großen Grundeigenthümern in der Nähe gleich nach der Ernte um ein ganz Geringes überlaſſen, um damit die Schuld abzutragen, die er unvermeidlich in der vergangenen Winterszeit hatte machen müſſen. Unſere Reichen machen ſich kein Gewiſſen daraus, offenen Wucher zu treiben, wie anderwärts die Juden. Sie leihen dem kleinen Grundbeſitzer Geld bis zur nächſten Ernte, ſie kaufen ihm dann auch ſeine Erzeugniſſe ab, ſein Getreide, ſein Oel, ſeinen Wein, aber um ein ganz Geringes; der Landmann kann nicht anders, er muß Alles um einen Spottpreis hingeben, denn es iſt im Lande keine Concurrenz, kein Handel. Kommt dann der Winter, ſo verkaufen ſie ihm dieſelben Produkte wieder im Einzelnen auf Credit mit ungeheuern Zinſen und erhalten ihn dadurch im harten Druck, in der peinlichen Abhängigkeit des Schuldners vom Gläubiger. Der arme, beſitzloſe Piemonteſe dagegen muß ſich glücklich ſchätzen, wenn er bei den Grundeigenthümern einige Arbeit findet, zu einem Franken täglich; er muß ſich mit theurem, groben Brod, in etwas Oel und Eſſig getaucht, nähren. Der Preis des Weins zu fünfzig bis ſechzig Centimen die Flaſche iſt viel zu hoch für den Arbeiter, wiewohl er ihn in den mittäglichen Ländern nothwendig brauchte, da er nicht, wie die Arbeiter im Norden, Bier, Milch und Fleiſch genießen kann. Das Fleiſch iſt allerdings bei uns wohlfeil, dieß hilft uns aber nichts, denn unſer ganzer Tagelohn genügt kaum, um Brod für uns, Weib und Kinder zu kaufen. Die Eigenthümer der großen Oelgärten führen ihr Oel in die Fremde und gewinnen dabei bedeutend; ihr zunehmendes Vermögen macht ſie aber nicht menſchlicher gegen ihre armen Landsleute.

(Schluß folgt.)

Boulogne ſur mer, September

(Fortſetzung.)

Ein militäriſches Feſt

Früh am 18. September wogte eine muntere Menge durch alle Gaſſen. Unten am Hafen hatte ſich das ganze anweſende Militär aufgeſtellt, und Oberſt Sanſot, Commandant der hieſigen Nationalgarde, ein Greis von zwei-und-achtzig Jahren, der unter Napoleon gefochten und ſich von einer Republik in die andere hineingelebt hat, ließ alle die Revue paſſiren. Dann zerſtreute man ſich, um Luſtbarkeiten beizuwohnen, die auf dem ſandigen Meeresufer ſtattfinden ſollten. Dieſe beſtanden erſtlich in einer Course dans les sacs. Die Pointe dieſer Beluſtigung iſt, daß der Knabe, dem es gelingt in ſeinem Sack bis an das geſteckte Ziel zu hüpfen, einen Preis erhält. Daß mancher bei dem Verſuche auf die Naſe fiel, läßt ſich leicht ermeſſen, und der Jubel, den ein ſolcher Unſtern unter den Zuſchauern erregte, iſt kaum zu beſchreiben. Das Wetter war günſtig; eine helle Sonne ſpiegelte ſich im glatten Meere mit tauſend Strahlen, das ganze Ufer war mit Menſchen wie beſäet, und auch die ſich an daſſelbe reihenden Höhen der Falaiſe glichen einem bunten Blumengarten, ſo zahlreich hatten auch dort ſich die Zuſchauer eingefunden. Von England war eben noch ein Dampfboot mit Gäſten angekommen, die ſchnell an's Land ſprangen und der course dans le sac zuliefen. Die ernſten Inſulaner ſchienen ſich nicht wenig an dieſer kindiſchen Beluſtigung zu ergötzen, und mehr noch als die Sache ſelbſt amüſirte ſie das Frohlocken der leicht erregbaren Franzoſen. Jetzt erſchienen Mädchen, jedes von einem Manne geführt, und hielten ein geöffnetes Sammtbeutelchen hin, eine Gabe für die Armen darin zu empfangen. Dieſe Mädchen oder Frauen ſind die Matelottes, die man ihres Coſtüms halber zu dergleichen Zwecken ſehr häufig hier verwendet. Auch nahmen ſie ſich wirklich allerliebſt aus, beſonders in der Ferne, wo man die oft unſchönen Geſichter nicht gewahren konnte. Sie trugen einen glänzend feuerfarbenen, kurzen, faltigen Rock mit einem weißen Mieder, über das ein großes Muſſelintuch kreuzweis auf der Bruſt gefaltet war, und eine kleine weiße Muſſelinſchürze. Ihre Haare waren à la Chinoise zurückgenommen, und nur gerade über der Stirne lag ein Chignon, während den Hinterkopf ein weißes Mützchen bedeckte. In den Ohren trugen ſie ungeheure goldene Gehänge, um den Hals ein goldenes Band und eine Kette. Das ſaubere Weiß neben dem ſchreienden Roth nimmt ſich höchſt originell aus. Alle gaben mit Vergnügen um der Bittſtellerinnen willen. — Jetzt aber wurde der Blick wieder auf den Kampfplatz zurückgelenkt, wo jetzt eben die Courses d'âne beginnen ſollten. Drei Geſchöpfe dieſer Gattung wurden vorgeführt und von kleinen Knaben beſtiegen, die wie Jockeys in Scharlach, Blau und Grün gekleidet waren. Dreimal mußten die Eſel ihren Lauf um die Rennbahn erneuern, ehe die Zuſchauer befriedigt und die Preiſe zuerkannt wurden. Dabei gab es viel Lachen und Scherz, beſonders wenn die guten Thiere auf halbem Wege eine ihrer ſeltſamen Launen bekamen und durchaus nicht den vorgeſchriebenen Pfad zu wandeln geneigt waren. — Jetzt eilte Jeder nach Hauſe, ſich zu erfriſchen, denn die Sonne verſendete wahrhaft glühenden Brand; von den Pariſer Gäſten aber beſtiegen einhundert und fünfzig ein Dampfboot und ließen ſich nach England hinüber führen, nur um den Fuß auf engliſchen Boden geſetzt zu haben. Die Bewohner von Folkſtone empfingen dieſe unerwarteten Gäſte ſehr freundlich und bewirtheten ſie für ſo geringen Preis, daß ſie ganz entzückt über die liebenswürdigen Engländer hierher zurückkehrten, und nicht genug von der réception charmante ſagen konnten. »But then,« ſagte ein Engländer lächelnd, »we do not know what they call a réception charmante.« Ein Theil dieſer Herren, etwa fünfzig an der Zahl, blieben indeſſen in Folkſtone zurück und ließen in London anfragen, ob man erſchrecken würde, wenn ſie in ihrer Nationalgardeuniform nach London kämen, und ob ſie ihre Schwerter zurücklaſſen ſollten. Die Antwort lautete, ſie möchten mit oder ohne Schwert kommen, es ſey der Regierung einerlei und ſie wären ſehr willkommen. Hierauf fuhren ſie hinüber und fanden auch dort ein accueil fort gracieux. Was werden ſie nun in Paris von England und den Engländern erzählen? — Doch zu unſerem Feſte zurück! Indeſſen Jene der engliſchen Küſte zuſchwammen, fand ein Wettkampf der verſchiedenen Muſikchöre ſtatt, von denen das aus Amiens den Preis davon trug. Die Pariſer Muſiker hatte man gleich ausgeſchloſſen, weil ſie als anerkannt vorzüglich in gar keinen Wettſtreit der Art eingehen können. Als der Sieg entſchieden war, verlangte die Menge die Marſeillaiſe, die mit unendlichem Beifall angehört, d. h. nicht bloß gehört, ſondern mit Händen und Füßen begleitet wurde. Theater und Tanz beſchloſſen die Luſtbarkeit des Tages.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 19. Mittwoch den 18. Oktober 1848.

[190] In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorarbeiten zu einer Theorie der Einheitslehre als Grundwissenschaft, von Dr. F. C. Fülleborn.

Preis brosch. 1 Rthlr. 5 Sgr.

Carl Heymann in Berlin.

---

[184] Bei **Georg Wigand** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu finden:

Florian Geyer.

Roman in 3 Bänden von **Robert Heller.**

Preis 5 Thlr.

Dieser Roman behandelt einen außerordentlich reichen Stoff aus dem Bauernkriege in Franken. Die Europa hat bereits in ihrem vorigen Jahrgange ein Bruchstück daraus mitgetheilt, welches die Aufmerksamkeit eines großen Theils des Lesepublikums in Anspruch genommen hat.

---

[187] Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Royalisten

von

A. von Sternberg.

Preis 1 ⅔ Thlr.

Eine Novelle aus der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit, aus einer wirklichen Begebenheit unserer Tage geschöpft. Nicht ein Wort von dem, was hier als Thatsache hingestellt ist, wurde ohne die sorgfältigste Prüfung und ohne unmittelbaren Bericht der Augenzeugen niedergeschrieben. — Der Autor selbst steht frei da von jeglicher Beziehung zu den einzelnen Parteien, seine Stellung ist eine völlig isolirte, man müßte denn vorwerfen, daß er für Preußens Größe und Ruhm — obgleich selbst kein Preuße — mit Wärme eingenommen ist, was er offen bekennt. — Es sind die hier auftretenden Gruppen getreue Abbilder eben lebender Personen und eben waltender Zustände. Vieles ist gemildert, nirgends aber die Farbe stärker aufgetragen, als sie in der Natur sich fand.

Die Karfreitags-Christen

von

C. Reinhold.

Preis 1½ Thlr.

Der durch seine früheren Produktionen rühmlichst bekannte pseudonyme Verfasser gibt in dieser Novelle eine neue glänzende Probe seines eminenten, an Goethe's Genialität streifenden Talentes. In dem nämlichen Verlage erschienen kürzlich: „Die Kinder der Fremde" und „Real und Ideal" aus der Feder desselben Verfassers.

Bremen, Oktober 1848.

Franz Schlodtmann.

---

[192] In allen soliden Buchhandlungen findet sich vorräthig und wird gern an Literaturfreunde abgegeben eine ausführliche Verlags-Anzeige über

Sämmtliche Schriften

von

Heinrich Zschokke,

welche in unterzeichneter Verlagshandlung erschienen und durch den Buchhandel zu beziehen sind.

H. R. Sauerländer,
Verlagsbuchhandlung in Aarau.

---

[185] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich von Gagern.

Ein

öffentlicher Charakter.

Er steht männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Goethe.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Schon mehrfach hat sich die Presse mit dem Leben des Mannes beschäftigt, welchen einst und bald die Geschichte von Deutschland zu seinen bedeutendsten Staatsmännern und zu den Staatsmännern im ächtesten Sinne zählen wird. Alle diese Schilderungen aber wurden in einer Zeit unternommen, da sich demselben erst ein ausgedehnter Wirkungskreis vorbereitete; jetzt steht Cincinnatus an der Spitze des Heeres, welches im friedlichen Kampf das große Vaterland erobern soll; jetzt verlangt der Leser eine ins Einzelne gehende Darlegung der Antecedentien des Mannes, die Gewährung eines tieferen Einblicks in seinen Charakter, seine Gesinnung und in die Ansichten, zu denen er sich bekannt hat. Möge es vorliegender Schrift gelingen, diesem Anspruch einigermaßen zu genügen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Eduard Mörike.

Zweite vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Die frühere lyrisch-epische Sammlung des Dichters, über dessen Stellung in der deutschen Literatur die Kritik sowohl als die Liebe des Publikums seit Jahren schon entschieden hat, findet man in dieser zweiten Auflage wenig modificirt, dagegen mit einer Reihe neuerer Gedichte vermehrt, welche sich durchaus als demselben lebendigen Quell des Gemüths und der Phantasie entsprungen darstellen. Der Begriff der dichterischen Persönlichkeit des Herrn Verfassers, von Seiten des Humors besonders und in Beziehung auf sein nahes Verhältniß zur antiken Poesie, tritt uns hier vollständig und harmonisch, zu einem äußerst mannigfaltigen Ganzen abgerundet, entgegen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[191] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1848.

Größere Aufsätze.

Skizzen aus Finnland und Schweden. 1) Finnland; sein Zustand und seine Verhältnisse. 2) Helsingfors. 3) Landreise von Helsingfors nach Abo. 4) Sechzehn Stunden in Abo. — Die Jarochos. Bilder aus dem mexikanischen Leben. — Verhandlungen der brittischen Naturforschergesellschaft. — Die Presse im brittischen und niederländischen Indien. — Die Sklavenfrage. — Briefe aus Kleinasien. (Von Tschichatscheff.) II. Thal des Mäander; die Stadt Denikli; Ruinen von Laodicea; Tuffablagerung des Plateau's von Hierapolis; aus Stalaktiten gebildeter Wasserfälle und Brücken; warme Quellen; alte Denkmäler mit Kalktuff bedeckt; Großartigkeit der Phänomene in Vergleich mit denen von Clermont und Tivoli. III. Reise durch Pisidien; große Ebenen in Lykaonien; die Ebene von Kaisariah; Darstellung des Argeusberges auf alten Münzen; merkwürdige Stelle des Plinius in Bezug auf vulkanische Erscheinungen dieser Gegend; Cultur des Dschechri; jährlicher Ertrag; Verlust der Pflanzer. IV. Rückkehr nach Konstantinopel und Abreise nach Samsun; österreichische und englische Dampfschifflinien zwischen Konstantinopel und Trapezunt; Wichtigkeit derselben; drohende Entwicklung des englischen Handels an der Nordküste von Kleinasien, sowie auf dem großen asiatischen Continent überhaupt; untergeordnete Rolle von Frankreich; Uebersicht der Handelsverhältnisse in Samsun; Kultur des Tabaks in der Provinz Dschanik; schlechtes Finanzsystem der türkischen Regierung. V. Die Kupferhütte von Tokat; der österreichische Berghauptmann v. Pauliny; Garkupferarbeit in Tokat; Gebrauch der Bleiglätte; Betrag des aus Arganamaden jährlich nach Tokat gelieferten Rohkupfers; jährlicher Betrag des in Tokat erzeugten Garkupfers; Gewinn der Regierung; Möglichkeit, diesen Gewinn zu verdoppeln; schlechte Benützung der Kupfergruben in Arganamaden; Reichthum derselben: schlechtes Schmelzverfahren; dreifacher Verlust, welcher daraus für die Regierung entspringt. — Alterthümer um Tripoli. — Die Cutis in Westindien. — Der Spektateur de Londres. — Das englische Defizit. — Skizzen aus der Provinz Constantine. — Barbados. — Südaustralien und Port Adelaide. — Etwas über Italien. — Der Baikalsee. I. Lage und Größe; Ein- und Ausfluß; Inseln; Felsen unter dem Wasser; Vorgebirge; Charakterisik der umliegenden Berge; Beschaffenheit des Wassers; der Ausfluß der Angara; die Uferbevölkerung. — Die Römerschanzen in Südungarn. — Die Ratzen in Ungarn. — Die verflossene Parlamentssession. — Zur Geologie der Südseeinseln. 1) Die Korallenbauten. 2) Die Franzen- oder Uferriffe. 3) Die Wallriffe. — Der Lootse Ventura. Skizze aus dem mexikanischen Leben. — Die Schowiah in Algerien. — Die Bewohner des Dschoher-Archipels. — Die Lage Oesterreichs. — Die Stadt Schemacha.

Chronik der Reisen.

Briefe eines russischen Arztes (Nasalowitsch) aus der Türkei. IX. Reise von Beirut über Tripoli nach Damaskus und Rückkehr über Deir el Kamar. — Reise von Zeylah nach Ankober.

Kleinere Mittheilungen.

Plan zu einer Eisenbahn um Paris herum. — Irische Manuscriptensammlung. — Sprachtyrannei der Engländer in Canada. — Der Sklavenhandel. — Die Pembrocke-Münzsammlung. — Etwas über Erhaltung der assyrischen Alterthümer. — Decentralisation der Presse in Frankreich. — Reiseunternehmen von Bialoblozky in Afrika. — Unverbrennbares Holz. — Die paläontographische Gesellschaft in England. — Sterblichkeit der Sklaven auf der Ueberfahrt. — Der Vogel Tachi, der Heuschreckenvertilger. — Die Bevölkerung der Bretagne. — Der Fall des Schirawati. — Der eßbare Lichen in Algier. — Zahl der Bäcker in Paris. — Aethermaschinen. — Neue Art Gutta-Percha. — Wahrscheinlicher vulkanischer Ausbruch im Mittelmeer. — Barackenlager in Paris. — Die zerlumpten Schulen in London. — Das Bureau de l'esprit public. — Lithographische Steine in Indien. — Die französische Compagnie der transatlantischen Dampfschifffahrt. — Platina in Frankreich. — Neumexiko und Californien. — Gold- und Silberausfuhr aus England. — Die Missionäre unter den Cariern. — Nachricht von der amerikanischen Unternehmung nach dem todten Meere. — Etwas über die amerikanische Seearmee. — Der allgemeine Friedenscongreß.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Entwurf

einer

neuen Schulordnung

für die

gelehrten Anstalten Württembergs,

(lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien)

verfaßt

und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben

von der hierzu beauftragten

Commission von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens wird der Vorschlag einer neuen Schulordnung für die lateinischen Schulen, Lyceen und Gymnasien Württembergs, wie derselbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zusammengesetzten Commission entworfen, sammt einem einleitenden Vorwort und den am Schlusse beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebst deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverständigen Gelegenheit zu verschaffen, sich über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten.

[193] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

Schul-Ausgabe.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848.

Viertes Heft zweite Abtheilung.

[194] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des vierten Hefts der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Oktober — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Zur zweihundertjährigen Gedächtnißfeier des westphälischen Friedens. — Die Spar- und Hülfskassen in ihrer Verbindung und sittlichen Bedeutung. — Die Frankfurter Septembertage von einem Augenzeugen. — Preußische Zustände. — Betrachtungen zum Memorandum des Reichshandelsministers Duckwitz, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend. Von F. A. Regenauer, großh. bad. Staatsrath a. D. — Deutschlands auswärtige Politik von Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mittelitalien

von den Zeiten römischer Herrschaft,

nach seinen Denkmalen

dargestellt von

Dr. Wilhelm Abeken,

Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom ꝛc.

Mit eilf Tafeln.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 7½ Ngr.

Inhalt: Einleitung. Das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch. 1) Etrusker und Umbrer. 2) Latiner. 3) Die Sabiner und die Sabellinischen Stämme. Die Denkmale des ältesten Italien. — Die ältesten Städtebauer und die ältesten Burgen. — Anlage und Bildung der Städte. — Mauerbau. — Die Bogen- und Gewölbekonstruktion. — Die Befestigungen alter Städte. — Hydraulische Anlagen. — Straßen und Brücken. — Privaten und öffentliche Bauten des Gerichts und des Verkehrs. Nachträgliches über Brunnenhäuser und Cisternen. — Anlagen der Volkslustbarkeit. — Die Tempel. — Die Gräber. — Plastik und Malerei. — Etrurien und Umbrien. — Latium und die Sabina. — Campanien, mit Anschluß von Samnium und dem nördlichen Lucanien; die Länder des adriatischen Meeres. — Uebersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen. 1) Thonarbeit. 2) Metallarbeit. — Die Glas- und Schmelzarbeit. — Die Steinarbeit. — Die Arbeit in Holz, Elfenbein, Bernstein. — Die Malerei.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe ist unser größter lyrischer Dichter. Er beherrscht alle Tonarten der Lyrik von den sanften Naturlauten des Liedes bis zu der „nach höchsten Worten greifenden" Hymne, und auch das bescheidenste lyrische Blümchen hat Theil an der Sonnenwärme seines reichen Gemüths. Dieser Fülle entspricht die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen epische Klarheit wie dramatische Lebendigkeit gleich bewundernswürdig sind. Dessen ungeachtet sind Goethe's Gedichte für die Jugend beinah ein verschlossenes Buch. Was die Anthologien bringen, ist nicht geeignet, auch nur ein ungefähres Bild von dem Reichthum seiner lyrischen Muse zu geben. Der Umfang, zu dem die Sammlung der Goethe'schen Gedichte durch die Produktivität des Greises angewachsen ist, die unabweisbaren moralisch-pädagogischen Bedenken, welche durch mehrere derselben erregt werden, hindern die Einführung in die Kreise der Jugend, ja der Familie überhaupt, und sind schuld, daß Goethe's lyrische Poesien sich keiner großen Popularität zu erfreuen haben. Diese Rücksichten veranlaßten uns, die Goethe'schen Gedichte in einer umfassenden Auswahl erscheinen zu lassen, welche den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen sucht; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memmingers
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem

K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 5 Ngr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich. Pflanzenreich. Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbsfleiß. Handel. Münze. Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren. der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Italiens Zukunft.

Beiträge zu Berechnung

der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung

von

Fr. Kölle.

8. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Der Verfasser legt hier die Erfahrungen eines siebzehnjährigen Aufenthalts in Italien dem deutschen Publikum vor, um die Urtheile über ein vielbeschriebenes, aber in seiner Wesenheit nicht gehörig erkanntes und gewürdigtes Nachbarvolk zu begründen. Der Zeitpunkt, in welchem dieß geschieht, dürfte um so geeigneter seyn, je reicher der Inhalt dieser Schrift ist, welchen wir hiemit nach den Kapitel-Ueberschriften anführen:

Vorwort. — 1) Urbestandtheile der romanischen Völker. 2) Spuren der Alterung. 3) Zusammenhang der romanischen Völker. 4) Spuren vorrömischer Zustände. 5) Einfluß der Gestalt des Landes. 6) Vereinzelung. 7) Wie die Revolution Italien gefunden hat. 8) Die Franzosen in Italien. 9) Die Restauration. 10) Die Städte. 11) Handel und Schiffahrt. 12) Der Adel. 13) Das Landvolk. 14) Die Neuzeit. 15) Befähigung zum Kriegführen. 16) Die Kirche. 17) Mönche, Bettelorden und Regulare. 18) Die Jesuiten. 19) Möglichkeit kirchlicher Reformen. 20) Einfluß des Auslandes. 21) Geistiges Leben und wissenschaftliches Streben. 22) Interessen des Auslandes den gegenwärtigen Bewegungen gegenüber. 23) Mögliches und Wünschenswerthes. 24) Andrang und Widerstand. 25) Horoskop im Falle einer Revolution 26) Mazzini. 27) S. Marino. 28) Lega doganale.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Besten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben

von

Guido Görres.

2 Thle. gr. 8. brochirt. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit diesen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir diese Märchen, zu deren Erben er die Armen einsetzte; ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunsch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 251. Donnerſtag den 19. Oktober 1848.

So war es einſt. Jetzt ſeh'n die grauen Reſte
Schon auf des ſonn'gen Thales Blüthenfeſte.

A. Grün

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(ſ. Nr. 222—225.)

4.

Wir wollten uns aus der hiſtoriſchen Romantik der guten Stadt Waſſerburg flugs in die Bukolik des Oberlandes verſetzen. Aber der Uebergang wurde uns nicht ſo leicht; an unſerer Straße lauerte das Mittelalter mit eingelegtem Speer und durchbohrte uns mit einer Ballade, die man füglich ein opus ineditum von Joh. Gottfr. Bürger nennen kann. Aus einem ſchwarzen Felſen links am Heerwege glotzen wie die Augenhöhlen eines Todtenſchädels allerlei Oeffnungen, oben an der ſteilen Wand trotzt ſchwarzgraues Gemäuer, von düſtern Schwarztannen umſtarrt. Das iſt die Burg Heinzens von Stein, des Wilden. Dichter Qualm und tiefrothes Fackellicht durchkriechen als zitternde Führer mit den Neugierigen dieſen Fuchsbau. Ueberall Verließe, aus denen Gefangene ſtöhnen, Blutſpuren heimlich Gerichteter, Klageſeufzer verhungernder Jungfrauen, Schatzgewölbe und Rüſtkammern, und auch das unterirdiſche Gemach des wilden Heinz, wo ſein Geiſt ganz ſicher mitternächtlich wandelt, wenn uns auch die Aufklärung des Cicerone dieſen Zug aus ſeinem Wirken vorenthält. Iſt der Freund jener ſchönen Zeiten durch einen träufelnden Schacht zu Tage gekrochen, ſo gewährt ihm die zehn Fuß dicke Mauer der Sommerwohnung des Edeln eine freudige Erleichterung. Das Konterfei des Streithengſtes und der Lieblingsrüden des Ritters, ja ſein eigenes Bild mit Eberzähnen und ſein Zechtiſch erinnern an die kavalieren Paſſionen deſſelben, von denen die zarteſte, die Frauenliebe, die er zumeiſt als Dirnenraub betrieb, ihm leider ſo verderblich ward, daß noch der blutige Dolch als Zeugniß vorliegt, an welchem er verblutete. Verſe, an die Wand geſchrieben, ſagen es, daß der Raub der ſchönen Walltraud von Troſtberg ſeinen Leibknappen zum Mörder an ihm werden ließ, und dieſer Leibknappe,

„er war ſein Sohn,
„weiß nichts davon."

Idealiſten im Fache mittelalterlicher Reformen empfehlen wir vorzugsweiſe die Beſichtigung dieſer Lokalitäten, in welchen ſie einen ſeltſamen Beitrag zu der Reihe der Abnormitäten des moyen âge à cheval finden werden. Wir kurzſichtige Roturiers vermögen nicht abzuſehen, in wie ferne ein troglodytes Daſeyn bei geraubten Mädchen, unterbrochen von verdächtigen Spazierritten im Mondſchein, den Wünſchen der Epigonen des edlen Heinz entſprechen würde.

Wenn übrigens ein neuzeitlicher Touriſt noch eine lebende Reminiscenz aus der Balladenperiode zu erwerben wünſcht, ſo ziehe er dieſes Weges am Tage des heiligen Georg. Da begegnet ihm eine Kavalkade ſeltſamſter Art, veranſtaltet zu Ehren dieſes beſondern Patrons aller Herrn vom Stegreif. Aus dem Schloß zu Stain reiten da alljährlich unter Trompetenſchall Pfleger und Schreiber, der Burgkaplan in Stola und Chorrock und der Poſtmeiſter, ehedem die „höchſte Herrſchaft und andere vürnembſte Herrn," gefolgt von der berittenen Bauernſchaft aus allen umliegenden Pfarreien, jederzeit über hundert Reiter, deren jeder ein Handpferd führt. An ihrer Spitze haben ſie, umgeben von kleinen Engelchen auf rothgezäumten

Schimmeln, den heiligen Ritter Sankt Jörg, einen feisten Gaul tummelnd im hohen Stechsattel, bepanzert, bestiefelt und mächtig bespornt, ein Fähnlein in der Faust und einen Schnurrbart im Gesicht, den sich der betreffende Darsteller, ein wohlgeschlachter Bauernjunge, behufs dieser Funktion wachsen lassen muß. Dieser Aufzug bewegt sich zur Pfarrkirche Sankt Georgen, die von einer Höhe hart über der Straße romanzenhaft herniederblickt, und dort segnet der Pfarrer, geleitet von der Brüderschaft des Reiterpatrones in weiß und rothen Kutten, Roß und Mann, die an ihm vorbei traben.

Hier löst sich nun auch der Bann der Romantik, die Natur nimmt unserer Phantasie die Rüstung ab und flicht ihr einen duftigen Kranz in die Locken, gepflückt auf den stillen Hügeln der Traun. Als eine treffliche Herberge und Ruhstätte für alle Müden und Zerschlagenen empfiehlt sich Jedermann die gute Stadt Traunstein. Auf ihrem breiten sonnigen Korso befällt jeden das lazzaronenhafte Behagen des Nichtsthuns; im Labeschatten des Weißbräugartens begreift sich erst die große Bürgerpflicht der Ruhe, und selbst die ungestümen Forderungen zeitläufiger Malkontenten dürften sich hier auf das loyalste Minimum reduciren. In diesen weichen, feinen Lüften, die jeder Ueberhitzung vorbeugen, unter anspruchslosen Landschaftsstudien, die dem Skizzenbuch eines Pensionatfräuleins entlehnt seyn könnten, bei den Forellen und dem Wildbraten aus der Hausmannspflege dieser einfachen Landwirthshäuser klärt sich Geist und Gemüth ab. Solche Genüsse wirken wie Hausenblasen im Kaffee, und hier ist die Kammer, in welcher die Milch der frommen Denkart nie sauer wird.

Rings um das friedliche Traunstein ruhen in Thal und Höhe auch hartgeprüfte Flüchtlinge aus der großen Welt. Siegsdorf, für ein Dorf nicht ohne besondere Repräsentation, ist das Ohneforg der Büreaudulder geworden, und dort über den Bergen steht Adelholzen, von einer wunderschönen Stelle in eine wunderschöne Welt hinausblickend, einem blühenden Mädchen vergleichbar, das in einen blühenden Garten sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Freischaarenzug in Schleswig-Holstein.

(Schluß.)

Nach und nach verstummte das Feuer der Feinde, aber wir durften es noch nicht wagen, geradewegs ihre Stellung einzunehmen. Der Hauptmann ließ daher das Freicorps unter dem Befehl des Lieutenants v. S., eines Mecklenburgers, der erst an demselben Morgen zu uns gestoßen war, auf der Straße bei den Wagen zurück und ging mit wenigen Leuten vorwärts, um zu recognosciren. Je weiter wir, das kleine Häuflein, auf der Straße vorwärts gelangten, um so auffallendere Beweise des panischen Schreckens der flüchtigen Dänen stießen uns auf. Da und dort lag ein Todter hinter den Knicken, der ganze Weg aber war wie besäet mit weggeworfenen Tornistern, Büchsen, Tschakos, Trommeln, Montirungsgegenständen und Waffen aller Art; viele der Fliehenden hatten sogar die Schuhe von sich geschleudert, um barfuß besser laufen zu können. Wir lachten herzlich über diese Trophäen unseres Siegs, von welchen wir eine recht schöne Beute hätten sammeln können, wenn wir uns dazu Zeit gelassen hätten.

Der Feind hatte seine günstige Stellung verlassen und war in unaufhaltsamer Flucht schon aus dem Gesichtskreis entschwunden. Wir hätten nunmehr wieder umkehren sollen, aber die gegründete Hoffnung, die fünf entflohenen dänischen Offiziere zu erwischen, trieb uns in das rechts von der Straße abseits liegende Dorf Wolstrup. Hier waren aber unsere Nachforschungen, trotzdem daß wir zwei dänisch Redende bei uns hatten, ganz fruchtlos; die Bauern schüttelten die Köpfe, verbargen schlecht ihren Haß gegen uns und ließen uns durch ihr sonderbares Betragen am Ende fast bereuen, daß wir uns, in Allem nur sieben Mann, so weit voran gewagt hatten. Dennoch gelang es uns durch soldatisch imponirende Derbheit zwei Wagen zu requiriren, auf welchen wir zurückzukehren gedachten. Das Fatum hatte uns aber keineswegs einen so bequemen Rückzug zugedacht. Als wir das Ende des Dorfes erreicht hatten, wo ein einsam stehendes Wirthshaus die Straße beherrscht, hielten plötzlich unsere Fuhrleute an, wie festgebannt, und wir erblickten etwa dreihundert Schritte von uns entfernt, mitten auf der Straße, einen ruhig haltenden Haufen Cavallerie. Blitzende Helme, rothe Uniformen — kein Zweifel, es waren Dänen und wir abgeschnitten, in der augenscheinlichsten Gefahr gefangen genommen, oder, was weit wahrscheinlicher, ohne weiteres niedergehauen zu werden, sobald wir bemerkt würden.

Da galt kein Verzug. Wir sprangen von den Wagen, die uns den Blicken des Feindes allzusehr ausgesetzt hätten, und eilten in das Dorf zurück. Da hatten sich schon allenthalben drohende Gruppen zusammengefunden, höhnisches Gelächter empfing uns und war die einzige Antwort auf die Frage nach einem Wegweiser, der uns die Feldwege zeigen sollte,

auf welchen wir unbemerkt zu den Unsrigen zu gelangen dachten. Nur Entschlossenheit und Muth konnten uns retten; die Hähne knackten, die Hirschfänger flogen aus den Scheiden und die vorgehaltene Pistole des Hauptmanns war ein Argument, dem ein erster bester Bauer, den wir herausgriffen und als Führer mitnahmen, nicht widerstehen zu können glaubte. Durch Sumpf und Bach, über Gräben und Knicke brachte uns derselbe in ziemliche Entfernung von der Straße, wo er, als wir einen kurzen Rath zusammen hielten, die Gelegenheit benuzte und spornstreichs wieder nach Hause lief. Auf den beschwerlichsten Umwegen sezten wir unsern Rückzug fort, die gespannte Büchse im Arm, jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig. Denn der Feind konnte von der Höhe der Straße weithin in das flache Land blicken und uns leicht entdecken, wenn wir nicht in den Gräben und neben den Hecken gebückt hinliefen. Durchnäßt bis auf die Haut, die Kleider zerrissen von Dornen und Gesträuch, todtmüde, gelang es uns endlich in ein einigermaßen sicheres Bereich zu kommen. Die dänischen Dragoner hielten immer noch wie angegossen auf derselben Stelle, als wir sie zum leztenmal erspähen konnten; endlich verbarg eine Senkung des Bodens uns ihren Blicken. Zu gleicher Zeit erblickten wir auch einen unserer Kameraden; er war mit wenigen beherzten Freunden, über unser Loos besorgt, zurückgeblieben, um uns zu erwarten, oder doch wenigstens etwas über uns zu erfahren.

Eine höchst niederschlagende Kunde lähmte gewaltig die Freude über unser glückliches Entrinnen aus einer in mehr als einer Hinsicht drohenden Gefahr. Unsere Schaar war geflohen, hundert und vierzig deutsche Freischärler waren geflohen vor einer achtzig Mann starken Schwadron dänischer Dragoner. Als die lezteren aufrückten, hatte der interimistische Befehlshaber, Lieutenant von S., sogleich geschrieen: „Zurück, zurück, auf die Wagen!“ Während nun ein Theil des Corps in athemloser Verwirrung sich auf diese stürzte, war ein anderer, welcher zu unserer ursprünglichen detachirten Abtheilung gehörte, keineswegs geneigt Folge zu leisten. Ein uns begleitender preußischer Offizier und viele unserer Kameraden widersezten sich lebhaft dem Befehl zur schimpflichen Flucht; aber schon rollten die hintersten Wagen im Galopp davon, der kommandirende Lieutenant allen voran, und planlos, rathlos folgten endlich die Uebrigen. Nur etwa zwanzig Mann waren zurückgeblieben, um ihren Hauptmann und seine Begleiter so lange als möglich zu erwarten. Alle sprachen sich mit der größten Entrüstung über den schimpflichen Rückzug aus, keiner aber war wüthender als Hauptmann Aldoffer. Wir beschlossen, Alles aufzubieten, um die Schmach wieder gut zu machen und den Urheber derselben zur Verantwortung zu ziehen; für den lezteren ist auch dieses Ereigniß später von den traurigsten, aber wohlverdienten Folgen gewesen.

Mißmuthig, zähneknirschend wanderten wir zurück nach Klein-Solt. Hier wimmelte es von inzwischen angelangten regulären Truppen und Freischärlern, welche in der Verfolgung des Feindes begriffen, hier Rast machten, da es doch zu gewagt schien, noch an demselben Tage bis nach dem nur eine Meile entfernten Flensburg zu marschiren, wo man noch eine Armee von mindestens 15,000 Dänen wußte. Hätte man ahnen können, daß diese leztere schon in demselben Augenblick jene Stadt in der Unordnung verzweifelter Flucht verließ, hätten wir insbesondere heute schon gewußt, daß jene Dragonerschwadron sechs unbespannte Kanonen zurückgelassen habe, welche die Dänen erst in der Nacht noch abholten, wir hätten uns nicht halten lassen. So aber schlichen wir, an Geist und Körper niedergedrückt, in unsere schlechten Quartiere, nachdem wir vergeblich getrachtet hatten die Mehrzahl unserer Kameraden im Getümmel des großen Kriegslagers, das ringsum aufgeschlagen war, zu finden. Mit dem nächsten Morgen sollte Flensburg, die ungetreue Stadt, eingenommen und ihre Verrätherei bestraft werden. Jedermann harrte ungeduldig dieser Krone unserer Siege.

W. Hamm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boulogne sur mer, September.

(Fortsezung.)

Ein militärisches Fest.

Der nächste Tag sah die ganze Bevölkerung, Einheimische und Fremde, an den Ufern der Liane, auf welcher eine Regatta, und dann eine course de canards stattfand. Zulezt ward ein Schwein vorgeführt, dessen Schwanz mit Fett bestrichen war, und das an diesem schlüpfrigen Gliede im Wasser ergriffen werden mußte. Am Ufer stand eine ungeheure Stange, mit Fett bestrichen, an der Wetteifernde hinauf zu klettern versuchten. Die Sache schien aber sehr schwierig; ich sah eine Stunde lang Jeden, der sein Heil versuchte, auf halbem Wege umkehren, so daß ich das Endresultat nicht abwarten konnte. Unter dem

Gedränge der Zuſchauer bemerkte ich viele Londoner Bürger, die mit weit aufgeſperrtem Munde die Stange angafften. »En Angleterre vous n'avez pas de telles choses,« bemerkte ein Franzoſe ſehr ſtolz gegen einen Engländer. »Non, certainement pas,« verſetzte dieſer mit ſarkaſtiſchem Lächeln. Der Nachmittag bot freies Theater um drei Uhr; Abends waren alle Straßen mit bunten Lampen erleuchtet, und auf den freien Plätzen wurde getanzt. — Der Mittwoch aber, wo die Pariſer Nationalgarde eintraf, ſollte erſt der große Tag ſeyn. Ihr zu Ehren hielt das geſammte Militär eine große Prozeſſion durch die Stadt, begleitet von den verſchiedenen Attributen der Freiheit, die auf Wagen ſtanden, welche von weißgekleideten Mädchen an ſeidenen Bändern geführt wurden. Auch eine Göttin der Freiheit hatte man ſich dazu verfertigen laſſen, die auf einem hohen Siegeswagen den Zug eröffnete, der ſich in endloſer Reihe, aus den verſchiedenen Truppenabtheilungen gebildet, fortzog, wobei verſchiedene Muſikchöre abwechſelnd ſich hören ließen. Dieſe Söhne des Mars den Attributen des Friedens folgen zu ſehen, gab Anlaß zu eigenthümlichen Betrachtungen, beſonders wenn man überlegt, was bei den jetzigen Zeitumſtänden die nächſte Minute bringen kann. Es war kaum möglich, ſie mit leichtem Herzen anzuſehen; auch klebte ja noch Bürgerblut an ihren Fingern. Doch ſollte mir dieſer Contraſt noch ſtärker in die Augen fallen, als ich ſie am Nachmittag einer benachbarten Höhe zuziehen ſah, auf welcher Napoleons Säule ſteht. Der alte Oberſt Sanſet führte ſie auch dießmal an. Voran die Nationalgarde von Paris, ſtattliche Leute, denen die Uniform gut ſtand; die folgenden Soldaten der Linie ſahen aber faſt alle wie große Knaben aus, ſo klein und unanſehnlich waren ſie von Geſtalt, und ihre weiten rothen Hoſen verſchönerten ſie gerade nicht. Daß ſolche kleine Kerle Europa zittern machen können, wer hätte ſich dieß vorſtellen mögen, wenn die Erfahrung es nicht bewieſe! Auf einmal lief ein aufgeſchreckter Haſe querfeldein. Im Momente war der ganze ſtattliche Zug auseinander geſprengt und jagte dem kleinen Waldbewohner nach; dieſer verſuchte ſein Heil die Kreuz und die Quer, aber nichts half, er mußte ſich den tapfern Kriegern auf Gnade und Ungnade ergeben. Dieſe boten die Siegestrophäe ihrem Führer an, der den kleinen Lampe an ſeinem Sattelknopf befeſtigte und damit ſeinen Platz an der Spitze wieder einnahm. Jetzt rückte der Zug wieder gemeſſen fort, bis plötzlich eine andere Erſcheinung die ganze Linie zu lauten Aeußerungen des Erſtaunens und der Bewunderung hinriß. Ein Luftballon war aufgeſtiegen und ſtand eben in bedeutender Höhe über unſern Häuptern. Welche Ausbrüche des Erſtaunens, des Vergnügens und der Bewunderung! Als man ſich daran geſättigt, blieb nichts übrig, die eingetretene Pauſe auszufüllen, als mit den Cantinières zu ſcherzen, die, ein rundes ſchwarzes Hütchen, mit Blumen geziert, kokett auf eine Seite des Kopfes geſtülpt, ihre Regimenter begleiteten und als Attribut ihres Metiers ein buntes Fäßchen an einem Seidenbande um den Hals geſchlungen trugen. »La jolie cantinière! la gentille cantinière!« ſo rief es von allen Seiten, und die ziemlich garſtigen Schönen nickten mit dankendem Blicke für dieſes eigentlich ihrer Kleidung geltende enthuſiaſtiſche Lob. Jetzt öffneten ſich die Thore und in das weite die Säule umgebende Viereck ſtürzte ſich die ungeduldige Menge. Lange Tafeln ſtanden hier gedeckt, um die ſich die Tauſende von Militärs ſammelten und Geſundheiten tranken, unter denen auch die der Königin von England mit großem Beifallsruf ausgebracht wurde. Auf den Stufen der Säule ſtanden die ſtolzen Inſulaner in Maſſen und hörten mit den ſeltſamſten Gefühlen dieſen Toaſt ihrer Antipoden, indeſſen mit großer Befriedigung. In einem Nu, kann man ſagen, war die ganze vorräthige Flüſſigkeit verſchwunden, und nur die Haufen leerer Flaſchen zeugten von dem, was da geweſen war. Schnell reihte ſich nun die ganze Truppenmaſſe zu einem großen Kranze und umtanzte in wilden Sprüngen die Säule Napoleons, dieſen Akt beim Klang der Muſik mit Geberden und Tönen des höchſten Enthuſiasmus begleitend. Es war ein wilder Reigen. Als er geendet war, bildeten ſich Gruppen, jeder Soldat ſuchte ſich ſeine Dame und Polka's und andere Tänze folgten.

(Schluß folgt.)

Aus Piemont, Oktober.

(Schluß.)

Die Noth des Landmanns.

Fragt man nun die Piemonteſen, worin der Druck beſteht, über den ſie ſich am meiſten beklagen, ſo heißt es: „Unſere Regierung iſt freilich mißtrauiſch und deſpotiſch, und in dieſer Beziehung hat auch die neue Verfaſſung noch nicht geholfen, aber wir tragen doch bis jetzt — das heißt vor 1848, vor der Revolution und den auch in Piemont entſetzlich wachſenden Auflagen, Abgaben und gezwungenen Anlehen — nicht mehr Steuern als wir erſchwingen können, ſogar bedeutend weniger als in der franzöſiſchen Zeit. Dieſe Abgaben werden aber mit großer Strenge eingetrieben. In vieler Beziehung geht es ferner bei uns in den Gemeinden auf's Unverſtändigſte her. Faſt alles, was Civiladminiſtration betrifft, geht den Prieſtern durch die Hände. Die Maire's ſind eigentlich nur zum Schein da, ſie ſind nur Maſchinen, die von den Geiſtlichen in Bewegung geſetzt werden. Alle Lebens- und häuslichen Verhältniſſe und Ereigniſſe ſtehen unter ihrer ausſchließlichen Controle; ſie allein führen die Regiſter der Ehen, Geburten und Sterbefälle, und Alles, was nahe und ferne damit zuſammenhängt, geht durch ihre Hände. Der Pfarrer iſt die wahre und eigentliche Behörde des Orts, er entſcheidet in Allem. Dieſer mächtige Einfluß wäre gut und wohlthätig, wenn unſere Geiſtlichen väterlich in unſere kleinen, oft elenden Lebensverhältniſſe eingingen und ſich damit begnügten, die Freunde, Rathgeber und Väter unſerer Familien zu ſeyn, zwiſchen uns und den reichen Gutsbeſitzern zu vermitteln. So iſt es aber nur ſelten. Bevor ſie wohlthun, wollen ſie herrſchen und uns den mächtigen Arm der Kirche fühlen laſſen. Die Regierung gibt ihnen keinen oder nur ganz geringen Gehalt, ſie müſſen daher bloß von den Lieferungen und Abgaben ihrer Pfarrkinder leben, dieſe aber ſind für uns arme, ſo hart gedrückte Leute faſt unerſchwinglich. Jede Familie muß ihrem Pfarrer jährlich zehn Flaſchen Wein, fünf Flaſchen Oel und achtzehn Pfund Brod geben. Für Heirathen und Taufen muß er ſich mit dem begnügen, was man ihm gibt, immer aber muß ſo viel als möglich gegeben werden. Bei Sterbefällen iſt die Abgabe ſehr drückend; außer den Beerdigungskoſten beträgt ſie jedesmal fünf Franken. Es iſt eine gute Gewohnheit, den Pfarrer überall mit Reſpekt zu grüßen, wo er ſich zeigt, und dieß geſchieht auch gern, wenn er von ſeiner Gemeinde geachtet und geliebt iſt, aber gar oft iſt dieß nicht der Fall, und dann iſt die Begrüßung ſehr läſtig. Wenn Einer unter dem Druck ſchwerer Arbeit und unverſchuldeter Noth einen Fluch ausſtößt, ſo ſind die Andern bei Strafe ſchwerer Pönitenz verpflichtet, dieſes dem Pfarrer anzuzeigen. Hierauf läßt dieſer zwei Karabiniers von der nächſten Station kommen, die den Flucher in's Gefängniß führen. Dergleichen Scenen ſehen wir oft, und hundert Plackereien ähnlicher Art."

Beilage: Kunſtblatt Nr. 51.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 252. Freitag den 20. Oktober 1848.

— He looks like a king: behold, his eye,
As bright as is the eagle's, lightens forth
Controlling majesty! Alack, alack, for woe,
That any harm should stain so fair a show!

Shakespeare.
Richard II.

Der achtzehnte März. *

Das Regiment Gardecüraſſiere hatte ſeine Kaſernen am Halle'ſchen Thore verlaſſen und ſtand auf dem Gendarmenmarkte aufgerückt, die Gardedragoner hielten das Oranienburger Thor beſezt, indem ſie zugleich die Patrouillen für die Umgegend dieſes Thores und die Friedrichsſtraße abgaben. Das Garderegiment Kaiſer Alexander war in einzelnen Abtheilungen vertheilt, die ihre Plätze öfters wechſelten, doch hatten ſie im Ganzen die Königsſtadt inne, während das Garderegiment Kaiſer Franz ſich nach dem Potsdamer Thore und der Wilhelmsſtraße hin vertheilte. Das Regiment Garde du Corps hielt den Schloßhof beſezt und die innern Gänge und Säle des königlichen Palaſtes. Das Regiment Gardeſchützen hatte die öffentlichen Gebäude, die Bank, die Seehandlung u. a. zur Bewachung erhalten und die fliegenden Corps der Gardeuhlanen zeigten ſich bald hier, bald dort, um zu recognosciren und Rapporte abzuſtatten. Offiziere der höhern Grade durchritten mit ihren Begleitern die Stadt nach allen Richtungen. Es herrſchte am Vormittag eine dumpfe, unheimliche Schwüle inmitten der aufgeregten Bevölkerung.

In dieſen Stunden war es, wo der König ſich entſchloß, mit ſeinen freien Inſtitutionen hervorzutreten. — Es ſollte die Conſtitution dem Volke gegeben werden. Die Freiheit der Preſſe ſollte gewährt werden, das Recht Verſammlungen zu halten, das Recht der freien Rede, die Volkswahlen. — Dieſe Entſchlüſſe waren ſchon lange in der Seele des Königs gereift, der ſich zur Aufgabe geſtellt hatte, die Zuſagen ſeines Vaters der Nation zu erfüllen.

Der Miniſterrath war auf dem Schloſſe verſammelt, die Prinzen des königlichen Hauſes, die oberſten Würdenträger der Waffencorps. Im Laufe des Tages füllte ſich das Schloß immer mehr. Je bedrohlicher die Zuſtände wurden, deſto mehr fühlte ſich der ächte Patriot gedrängt, in der Nähe ſeines Königs zu ſeyn. Viele aber ſuchten auch Schuz unter der Aegide des königlichen Hauſes. — Aus den Provinzen langten Deputationen an. Die Verwirrung innerhalb des Schloſſes wuchs, je lärmender ſich die Auftritte außerhalb geſtalteten. So kamen die erſten Stunden des Nachmittags heran.

Eine unzählbare Menge hatte ſich auf dem Platze vor dem Schloſſe verſammelt, und zwar ſtauten ſich die Maſſen beſonders nach der Seite der Kurfürſtenbrücke. Von der Brücke her floſſen immer neue Ströme zu. Ein ſummendes, dunkles, verwirrtes Gedränge, ein Hin- und Herbewegen einzelner Theile dieſer ungeheuern Moſaik von Menſchenköpfen, aus denen hier und da ein Mann zu Pferde hervorragte, von dem man nicht wußte, ob er zu dieſer Maſſe gehöre, oder ob er in ſeinem Vordringen hier mit Gewalt zurückgehalten werde. Einzelne Männer wurden auf den Schultern ihrer Nachbarn emporgehoben und man ſah die auf dieſe Weiſe erhöhten Geſtalten ſich zu der Menge wenden und Worte, von leidenſchaftlichen Geberden begleitet, ſprechen, die man nicht verſtand, weil der dumpfe, grollende Lärm immer ſtärker anwuchs. Der koloſſale Candelaber, der ein Bouquet von Laternen trägt und ſich auf der Mitte

* Bruchſtück aus der in Kurzem erſcheinenden Novelle: „Die Royaliſten," von A. v. Sternberg.

des Platzes erhebt, war bekleidet mit einem traubenartigen Behänge von an einander haftenden Menschenkörpern, die sich anklammerten, um den Platz zu übersehen und das Schloß im Auge zu behalten. Alle Fenster der Häuser am Platze, selbst die Dächer waren mit Köpfen besezt.

Der König erschien auf dem Balkon. — Eben ein dumpfes, dem fernen Donner gleiches Getöse, jezt eine athemlose Stille. — Diese Tausende von Augen richteten sich alle auf einen Punkt, diese tausende von Ohren strengten sich an, den leisesten Laut zu vernehmen, der von jenem Punkte herkam. — Die Stimme des Königs war nicht rein; sie war bewegt und seine sonst so fließende Rede erklang jezt in Absätzen, und sichtbar kämpfte er mit einer großen Aufregung. Seine Rechte ruhte auf der Steinfassung des Balkons, die Linke war auf die Brust gelegt. Der König sah sich um nach allen Seiten, man konnte es ihm ansehen, daß seine nicht starke Sehkraft sich mühte, in diesem uferlosen Meer, das vor ihm ergossen lag, einzelne Figuren und Gruppen herauszufinden. Da ihm dieß nicht gelingen mochte, ließ er seinen Blick ruhig über das Ganze hinschweifen. Doch kehrte dieser Blick immer von Neuem auf einen Gegenstand in der Richtung zur Brücke zurück. Die Umgebung des Königs, Adjutanten, Minister, waren ein paar Schritte zurückgetreten und füllten mit ihren Gestalten die offen gelassene Thür zum Vorbau.

Kaum hatte der König seine Worte geendet, als ein endloser Jubelruf aus der Menge ihm entgegentönte. Tücher, Hüte wurden geschwenkt; es bildeten sich zahllose, auf den Schultern und Köpfen der Zunächststehenden thronende Menschenpyramiden, und die Emporgehobenen riefen laut den Namen des Königs und brachten ihm leidenschaftliche Dankesrufe. — Plözlich fiel ein Schuß — jezt wieder einer. — Der König wich zurück. Wer in diesem verhängnißvollen Augenblicke die Richtung seines Auges hätte beobachten können, hätte bemerkt, daß es wiederum jene Stelle in dem Gedränge aufsuchte. Es war nur ein Moment; gleich darauf hatte die Umgebung den König eingeschlossen und er verschwand in der bewegten Gruppe, die sich auf dem Balkon bildete und gleich darauf in das Innere des Palastes sich zurückzog. — Die Thür blieb offen; Niemand dachte daran sie zu schließen.

Ein ohrzerreißendes Geheul, ein verworrenes, drohendes Getobe ließ sich auf dem Platze hören. Die ungeheure Menschenmenge suchte auseinanderzustieben; es gelang ihr nur mühsam. Jezt sah man von der Brücke aus Ströme Volkes hinzudrängen, die früher nicht auf dem Platze gesehen worden waren. Es waren Physiognomien der wildesten, rohesten Art, es waren Leute in Kitteln, zerlumpt und zum Theil mit Aexten und Brecheisen bewaffnet. Diese stürzten sich in die Menge und stießen jenes gräßliche Geheul aus, das an die thierischen Laute erinnerte, die in Wüsteneien dem erschreckten Wanderer die Nähe hungriger und wüthender Bestien verkünden. Mit keiner menschlichen Stimme hatten diese Laute Aehnlichkeit, und doch kamen sie aus menschlichen Kehlen, allein aus Kehlen von Menschen, die man künstlich durch alle erregende Mittel zum Rasen gebracht hatte. Wie dieser wüthende Haufe auf dem Schauplatze erschien, zeigten sich mit ihm zugleich an den verschiedensten Orten des weiten Platzes einzelne Männer, die laut ihre Stimme erhoben und riefen: „Auf! vertheidigt euch! Man mordet uns! Verrath!“

(Fortsezung folgt.)

Aus dem bayerischen Oberlande.

(Fortsezung.)

Vorwärts in die ersehnte Umarmung der Berge eilend gelangen wir nach dem Thale „am Miesenbach.“ Führten Vergleiche nicht vielmals zur gegentheiligen Vorstellung, so möchte man es das bayerische Zillerthal nennen. Lustige Berge in bildsamster Gestalt, überwuchert von Wiesen und Wald, tüchtiges Gestein im Süden, ein breites, wohlbebautes Thal. — Rueppolding, das Hauptdorf, wie sauber, freundlich und bäuerisch-prunkend! Alle Häuser „prangen.“ Sie stehen in blankster Reinlichkeit, mit buntem Schmuck am Giebel und am Altangürtel, mit leuchtenden Fensteraugen, gleich einer Jungfrau im weißen Aufputz und Ehrenkranz. Die Kirche, ein Salon von gefälligster Weltlichkeit, hat sich das schönste Aussichtsplätzchen ausgesucht auf einem weichen Hügelpfühl, den als Baldachin duftende Linden überschatten. Rueppolding besizt auch ein sogenanntes Schloß. Die bayerischen Fürsten hielten in den Forsten der Gegend ihre Hirschjagden, und nahmen dann ihr Einlager in dem bescheidenen Jagdhaus. Die Zeiten sind vorbei. Mit Wild und Jägern hat der Bauersmann freilich noch die liebe Noth, aber er beneidet doch nicht mehr die allergnädigsten Hunde um ihr glänzendes Loos.

Je weiter wir im Thale vorgehen, desto mehr verlieren sich die Spuren fester Ansiedlung; der Hirtenzustand kehrt zurück. Den dichten, dunkeln Wald unterbrechen nur noch Weideplätze mit einzelnen Kasern (Sennhütten). Seehaus, am Eingang der Thalenge, ist die lezte heimische Stätte. Das ernste Sinnen der Bergwelt überfällt auch den Wanderer an

dem Hochufer der Lödenſeen; froſtige Schatten fallen auf ſeinen rauhen Weg, Verirrte nur ſind dieſe Ahorne mit ihrem üppigen, goldgrünen Zackenlaube unter den ſtachligen, düſtern Föhren, nur geduldet rankt ſich das wilde Röslein über den Felsblock, der bald vielleicht, nach der Tiefe wandernd, es zerknickt. Man freut ſich wahrhaft des roſigen Lichts, wenn bei Reit im Winkel das Thal ſich wieder aufthut, der Himmel ſichtbar wird und menſchliche Wohnungen geſellig ſich ſchaaren zum noch ſo beſcheidenen Dorfe. Mit wahrem Behagen plaudert man mit der ſaubern Schenkin in der gemüthlichen Wirthsſtube. Eines befremdet, von den Leuten ſagen zu hören: „wir gehen in's Bayern," wenn ſie aus ihrem Thale nordwärts wandern. Reit im Winkel hat ganz eine tiroliſche Phyſiognomie; es fehlt nichts als der Wein am Zechtiſche. Im benachbarten Köſſen iſt dieſem Mangel gründlich abgeholfen und wir erquicken uns an dem vervollſtändigten Bilde. Dazu hilft noch die Umgebung. Die Berge ſind hier geſetzte Männer geworden; große erhabene Geſtalten umſtehen uns im Ringe, Scheitel an Scheitel, Schulter an Schulter. Nirgends mehr ſind Lücken, die Ebene, die endlos öde, iſt nicht mehr zu fürchten. Hoch oben iſt wieder der Himmel, er legt ſich nicht ſo hart auf unſer ſchwaches Menſchenhaupt, gewaltige Arme halten ſeine Wolken über uns, und der Raum, in dem wir uns bewegen, gewinnt zutraulichere Umgrenzungen. Läßt uns dieſes Gefühl behaglich die Windungen der Straße durchſchlendern, die aus dem Verſtecke der Grenzdörfer zurücklenkt in das Binnenland, ſchlingen ihre mannigfaltigen Randbilder die grünen Ranken um den gerne ſäumenden Wanderer, durch deſſen Seele bereits dieſe Waſſerſtürze rauſchen, dieſe Buchenwipfel flüſtern, ſo treibt es uns um ſo raſcher vorüber auf der wiederbetretenen Ebene und von Neuem hinein in die Schatzkammer, wo für Jeden eine Gabe bereit iſt, der mit dem rechten Worte darnach fragt. Die Natur und der Menſch und ihre Geſchichte ſind nur in den Bergen für den Forſcher auf dem engſten Raume ſo unerſchöpflich reich.

Bei Marquartſtein entläßt uns mit dem lezten Alpenrufen der Sennerinnen die Gebirgswelt, um uns mit dem vollen Chore ihrer Stimmen bei Inzell zu begrüßen. Dann ſchließen ſich die Marmorthore zur grauſigen Schlucht, aus welcher der Wildbach flüchtig ſtürzt, als fürchte er ewige Gefangenſchaft. Dante's Höllenpforte, würde jeder ſagen, der klaſſiſche Vergleiche liebt und gerade nicht an die bekannte Ueberſchrift denkt: »Per me si va à la perdutta gente.« — Den Weg von Inzell nach Reichenhall nannte ein witziger Freund die zahme Via mala und überhob uns ſo aller Schilderung. Zehn Schritte weiter, und das Erhabene vermählt ſich dem Lieblichen, ein Kabinetsſtück der Alpennatur zeigt ſich im gigantesken Rahmen: das Berchtesgadnerland.

Wenn man kindlich fromme Verſe voll Gloriageſang und Schalmeienton zu machen verſteht, ſo vergleicht man es am beſten mit einer Weihnachtskrippe. Die Menſchen mögen dabei als niedliche Staffage gelten. Es iſt alles da, was Kinder freut: Holzhauer im Wald, Jäger am Joch, Knappen im Schacht, Sennerinnen auf der Alme, Schiffer im See, Kapuziner in der Klauſe. — Doch nicht jedem iſt dieſe ſchöne Unbefangenheit geblieben und er vernimmt, daß dieſe bunten Figuren oft ſehr ſchlimm daran ſind, daß das Völklein des kleinen Paradieſes mit Noth und Armuth im härteſten Kampfe liegt. Ob unterm Krummſtab gut wohnen geweſen — ich mochte ſie nicht fragen. Die Kinder, welche mit den Holzfigürchen der Berchtesgadner ſpielen, wie glücklich ſind ſie, weil ſie nicht fragen: „wo leben die Menſchen, die meine Puppen ſchnitzen, und wie geht es ihnen?"

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, Oktober.

Vereinsweſen.

Nach langer Zeit erzähle ich Ihnen wieder einmal etwas aus unſerer Stadt. Wie aller Orten, ſo iſt auch bei uns ſeitdem Vieles anders geworden, unter anderem auch die Aufgabe eines Berichterſtatters für Ihre Blätter. Wenn er ſich ſonſt Mühe geben mußte, den politiſchen Fragen ferne zu bleiben, ſo hat er jezt gar keinen andern Stoff, wenn er das Berich-

erſtatten nicht ganz unterlaſſen will. Laſſen Sie mich daher dießmal vor Allem vom Vereinsweſen in unſerer Stadt Darmſtadt, oder, wie „Jüngſter Tag“ und „Neue Zeit“ ſie ſchelten, in unſerer „Reſidenz“ ſprechen. — Der erſte politiſche Verein, welcher ſich hier bald nach der Offenburg-Heidelberger Volksverſammlung im Frühjahr d. J. bildete, war der „vaterländiſche Verein.“ Er ging von der unabhängigen geiſtigen Elite unſerer Stadt aus und hatte in der deßhalb gehaltenen, ſehr zahlreich beſuchten Generalverſammlung als ſeinen Zweck bezeichnet: „Verſtändigung über die Rechte und Pflichten des Volks und die Mittel, ſie geltend zu machen, beziehungsweiſe zu erfüllen.“ Im erſten Entwurfe hatte von den Pflichten und ihrer Erfüllung nichts geſtanden, und es war ein Beweis von Mäßigung, welchen die Generalverſammlung gab, daß ſie auch die Pflichten hineinvotirte. Vielleicht betrachten es Manche als einen weiteren Beweis ſolcher Mäßigung, daß Verſtändigung über ſociale Angelegenheiten, welche Einige in den Zweck hinein haben wollten, von der Mehrheit davon ausgeſchloſſen ward. Der Verein hatte ſich bald mit praktiſchen Dingen zu beſchäftigen, insbeſondere mit den Kandidaten des Großherzogthums Heſſen zur Reichsverſammlung in Frankfurt a. M. und mit den Wahlmännern der Stadt Darmſtadt für dieſe Wahl im erſten Wahlbezirke des Großherzogthums. Der Ausſchuß des Vereins agirte dabei als Wahlcomité, und wenn er in dieſer Eigenſchaft in der erſteren Beziehung mit den radikalen Blättern des Landes ſeine Noth hatte, ſo in der zweiten eine größere mit den Mitgliedern des Vereins ſelbſt und mit den Zuhörern, welche ſich in ſeine Sitzungen drängten. Bei den Vorſchlägen, bei den Wahlverſuchen ging es ſehr tumultuariſch her; ein Advokat, welcher beſchwichtigen wollte, war ſchon um den Leib gefaßt, um vier Stockwerke hoch vom Rathhaus herunter geworfen zu werden, und nur ſchwer legten ſich die theilweiſe durch Aufhetzer in Bewegung geſetzten Wellen. Die intelligenten und den Verein nicht bloß des Spektakels wegen beſuchenden Mitglieder überzeugten ſich, daß der Eintritt als Mitglied und die Betheiligung bei Beſtreitung der Koſten des Vereins den Einzelnen nicht mehr ganz in's Belieben geſtellt werden könne, und daß, mit Rückſicht auf die Lokalität, auch die bisherige Oeffentlichkeit eine weſentliche Beſchränkung erleiden müſſe. So geſchah es denn. Die Verhandlungen wurden ruhiger, aber auch zahmer, und die Oppoſition, welche durch republikaniſche Geſinnungen getragen wurde, ſchied faſt völlig aus. Der bis dahin aus entſchiedeneren liberalen Mitgliedern zuſammengeſetzte Ausſchuß erfuhr durch die conſervative Mehrheit eine bedeutende Umgeſtaltung, und wenn auch bei den letzten Wahlen die kleine Oppoſition wieder mehrere der Ihrigen in den Ausſchuß brachte, ſo fiel doch ihr Präſidentenkandidat glänzend durch. Die Verſammlungen ſind wöchentlich; der Verein zählt ungefähr dreihundert Mitglieder. — Später als der „vaterländiſche Verein“ bildete ſich der „Volksleſeverein,“ anfänglich mit keinem andern, wenigſtens keinem andern oſtenſiblen Zwecke als dem ſchon in ſeinem Namen ſteckenden. Aber man las nach und nach nicht bloß einzeln, ſondern kam auch zuſammen, um mit einander zu berathen und Vorträge zu halten. Bald prägte ſich eine einflußreiche, erklärt republikaniſche Partei im Volksleſeverein aus und die Folge war die Schöpfung eines „conſtitutionell-monarchiſchen Vereins.“ Mitglieder des vaterländiſchen Vereins, welchen dieſer zu freiſinnig war, liefen ihm zu, dabei eine Menge Subalterne im Civil und Militär, einige Höhergeſtellte, Viele, die ſich empfehlen, ſich als loyal geſinnte Leute zeigen wollten.

(Fortſezung folgt.)

Boulogne ſur mer, September.

(Schluß.)

Ein militäriſches Feſt.

Ausgelaſſene Munterkeit herrſchte, die wildeſten Sprünge wurden ausgeführt, Lachen und Frohſinn wohin man den Blick wendete; aber nichts, auch gar nichts fiel vor, was den Anſtand beleidigt hätte; Jeder blieb in den Schranken der Sitte und des Anſtändigen, und dieſe ungeheure Volksmenge ging, wie ſie gekommen, friedlich, ruhig, und keine Aufſicht, kein Polizeidiener war nöthig, Exceſſe zu verhüten; ja nicht einmal ein Taſchendieb hatte ſich eingefunden. Die Engländer ſahen dem Allen mit unverkennbarem Erſtaunen zu. In England gibt es keine Volksfeſte, weil das Volk zu roh iſt und überdem ſich nicht anders zu vergnügen verſteht, als mit Trinken. Hier waren Menſchen aller Farben und Stände beiſammen, Hoch und Niedrig, Republikaner und Legitimiſten, Bürger und Soldat; aber der Frohſinn des Feſtes ließ jeden Parteihaß ſchweigen und nur des Zweckes, des Vergnügens, wurde gedacht. »Do they not dance like giddy boys!« ſagte ein Engländer, als er die Entrechats und Purzelbäume einer Quadrille verfolgte, bei der ein Nationalgardiſt den andern in tollen Sprüngen überbot, augenſcheinlich um einer niedlichen Griſette in weißem Kleide und einem Mützchen mit rothen Roſen zu gefallen. Dieſe Männer, ſo tapfer im Kampf, ſo ernſt in der Gefahr, konnten ſich hier ſo friedlich amüſiren, als hätten ſie mit dem Ernſt des Lebens gar nichts zu ſchaffen. Drei Stunden lang wurden dieſe Sprünge fortgeſezt, bis die Sonne ſich purpurn in die blauſchimmernde See tauchte und ihre lezten Strahlen den Rückkehrenden noch eben hinreichend auf ihrem Pfade leuchteten. Kaum aber war die Stadt erreicht, ſo funkelten auch ſchon Tauſende von Lichtern, jedes Haus verſendete ein Meer von farbiger Helle, und aus den ſchwarzen Fluten des Meeres ſtiegen leuchtende Raketen zum hellen Nachthimmel empor. In der Baſſe-ville funkelte Cavaignacs Name, von zahlloſen Lampen gebildet, und am Hôtel de Ville prangten die drei inhaltsſchweren Worte der Republik in nicht minder leuchtendem Glanze. Muſikchöre ſollten ſpielen, aber — »on est trop fatigué, Madame,« ſagte mir ein Veteran. »Mais dans la Pintillerie on danse; c'est un coup d'oeil superbe!« fügte er hinzu, und endigte die Beſchreibung mit dem gewöhnlichen Refrain: »vous verrez tout ce qu'il y a de plus beau.« Wir blaſirten Nordländer müſſen immer lächeln, wenn wir dieſe Ausdrücke einer Bewunderung von Kleinigkeiten hören, während wir unſere Empfindungen kaum bei den größten Dingen zu ſolcher Wärme zu ſteigern vermögen. Man möchte dieſes Vermögen gar oft beneiden. — Am Donnerſtag ſind alle militäriſchen Gäſte abgereiſt, und ich fürchte, gar viele der fremden Gäſte gleichfalls; denn noch wie vor ſteht an den Häuſern geſchrieben: »Appartement à louer;« iſt dieß der Fall in der ſchönen Jahreszeit, wie wird es da in der ſchlimmen werden! Neue Nationalgarden von Paris ſind indeſſen angelangt, denen zu Ehren man neue Feſte anſtellt. Heute ſollten abermals Course dans le sac und ein Bal champêtre ſtattfinden; der Himmel aber goß unendliche Ströme herab, und man war deßhalb genöthigt die Gäſte auf morgen zu vertröſten. Mr. A. Smith, der Romanſchreiber, hat eine Beſchreibung des Feſtes für die „Weekly News“ geliefert, die vielleicht eine Zahl Londoner zu uns herüberlockt, wenn auch nur auf Tage, um die Nationalgarde tanzen zu ſehen, wofern Paris ſeine Nationalgarde nicht zu andern Dienſten braucht, als in Boulogne für die Fremden zu tanzen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 253. Sonnabend den 21. Oktober 1848.

— In factories pent,
From morn's pale glance till glimmering day declines,
The graceful form of childhood droops and pines.

Crabbe.

Aus dem bayeriſchen Oberlande.

(Schluß.)

Eine ſchlechte Hütte ſtand am Wege; durch's niedere Fenſter ſah ich zwei kleine Mädchen am Tiſche, die mit hölzernen Modeln bunte Blumen auf rothgefärbte Schächtelchen druckten, von denen ein Haufe aufgeſchüttet vor ihnen lag. Hier wohnte ein Schachtelmaler, jezt wohl das kümmerlichſte unter allen Gewerben der Holzarbeiter. Die dumpfe Stube erfüllte, im Sommer, eine Ofenwärme, die mit den Leim- und Farbendünſten der Waaren, welche ſie trocknen ſollte, jede geſunde Lebensluft erſtickte. Die ganze Familie arbeitete, drei Kinder und die Mutter, ein zwei Tage altes neugeborenes im Arm. Kleine Schachteln, von denen immer vier in einander paſſen, wurden mit Goldflitter belegt, geblümt und mit Federſtrichen im Zickzack verziert. Dieſe Leute verſtehen ſonſt kein anderes Geſchäft, nicht einen Pinſelſtrich mehr, als ſie von Kindesbeinen an führen gelernt. Für 48 Stück ſolcher Schachteln, von denen jede 24mal in die Hand genommen werden muß, zahlt der Verleger (der Kaufmann, der mit dieſen Waaren Großhandel treibt) 9½ bis 10 Kreuzer. Die Schachteln ſelbſt koſten beim Schachtelmacher vier Kreuzer, ſomit bleiben dem Maler ſechs Kreuzer, und davon muß er Farbe und Leim beiſchaffen und — leben. Bei aller Anſtrengung kaum das tägliche Brod, und nicht ſelten auch kein Verdienſt! Und doch rührte ſich das Weib mit friſcher Miene unter den bleichen Kleinen; auch ein unaufhörliches Sorgen läßt ſich alſo gewöhnen. In der Kammer oben kauerte der halbblinde Großvater und bepinſelte Kindertrommeln; an fünf Stücken malt er den ganzen Tag und verdient dann zwölf Kreuzer, und ſo ſizt er ſeit mehr als ſechzig Jahren, Federkapſeln und Trommeln färbend. Hat es ein Holzarbeiter dazu gebracht, Figuren zu ſchnizen, Soldaten, Thiere u. dgl., ſo ſteigert ſich bei ausdauerndem Fleiße ſein Verdienſt auf wöchentlich drei Gulden.

Beſuchen Sie ja die Schnizer am Roßpoint, wenn Sie einmal nach Berchtesgaden kommen. Ein lohnender Gang führt auf Feldwegen zu dem Hauſe, das in lebendiger, ſchöner Landſchaft ob einer laubreichen Halde ſteht. Der Vater und acht Brüder führen hier das Schnizmeſſer, der älteſte beſorgt nebenbei Feld und Alpe. Einer der Buben, d. h. der erwachſenen Söhne, Peter, iſt der Meiſter. Mit ausnehmendem Geſchick begabt, hat er, der eben auch nur rohe Rößlein und Nußknacker zu ſchnizen erlernt, jezt die ſicherſte Hand und den ſchärfſten Blick, um die feinſten Figuren in Holz und Bein zu fertigen. Unter dem Schnickſchnack eleganter Etachères finden ſich oftmals Meiſterſtücke des bäueriſchen Bildners. Auch die zierlichen Schweizerhäuschen weiß er zu bauen, deren haarfeine Galerien er aus freier Hand mit ſelbſtbereiteten Meſſern ſchneidet. Jedes Muſter verſteht er nachzubilden, der Vater aber verfertigt, wie von je, noch heute nichts als ſeine Pfeifen und Schwögeln. — Es ließe ſich noch viel erzählen von den Holzarbeitern im Berchtesgadnerland. Mit ihrem Gewerbe geht's zur Nüſte. Noch 1815 nährte es 450 Familien, jezt kaum die Hälfte, und dieſe kümmerlicher denn je. Das drückende Gefühl von Hülfloſigkeit, von dem Koch-Sternfeld ſpricht, wenn er das Volk des Fürſtenthums ſchildert, wer lieſt es nicht, wie er, auf ihren Stirnen?

Sollte dieſes ſchöne Land nicht glücklichere Menſchen beherbergen? Wohl. Da zieht ein kleines Thal ſeitab, die Ramſau. In dieſer grünen Einſamkeit wohnt ein Häuflein Bergvolk vom beſten Schlage. Tüchtig an Körper, hellen Kopfes, gutherzig und ehrlich, wie wir's nirgend ſonſt ſo fanden, gilt ihnen ein ſchlichtes rühriges Schaffen und Leben auf dem Heimathboden über alles, und einhellig weiſen ſie zurück, was nicht paſſen will zu ihrer ſtrengen, reinen Sitte. Zu Hauſe deucht's ihnen am feinſten. Um fünf Uhr Abends iſt Sonntags ſelbſt die Schenke leer, am Werktag kommt kein Ramſauer hin, es ſey denn Geſchäfte halber. Noch halten ſie ſelbſt in der Tracht ſich am Alten und Dauerbaren, noch iſt's üblich, daß die Jungfrauen an Kirchenfeſten ein weißes Hemd über die Kleider ziehen und auf das fliegende Haar ein Kränzlein von jungen Tannenzweigen ſetzen. In ihrer Frömmigkeit, die ſie aber nie zu Kopfhängern werden läßt, kennen ſie keine Freude, als Kirchenfeſte voll Aufputz und Glanz. Mit aufrichtigſter Anhänglichkeit halten ſie ihren Pfarrer hoch in Ehren. Den braven Mann, der jezt ihr Seelenhirte iſt, lieben ſie ſehr; ſie thun alles, was er wünſcht und würden „auf den Watzmann rennen alle zuſammen, wenn er's wollte.“ Einmal war er bei einer Bergfahrt verirrt; da ſoll der Jammer um ihn unbeſchreiblich geweſen ſeyn, das ganze Thal brach auf, ihn zu ſuchen. — Hier gibt es keine Nothleidende; ſchon an der Kirchthüre ſagt man Sonntags den Arbeitsunfähigen: „an dem Tage kommſt du zu mir zum Eſſen, an jenem zum Nachbar;“ nur in der lezten Noth ſpricht einer die Gemeinde um Almoſen an.

Im Verkehr mit dieſem Volke, das kein Mißtrauen kennt, im Betrachten der patriarchaliſchen Art und Form ihres Heimweſens, das ſich gaſtlich jedem aufthut und wo nichts vom Fremden begehrt wird, als daß er das Hausrecht ehre, bekommen wir wieder den Beweis in die Hand, daß die Wirklichkeit am ſchönſten dichtet. Das Thal mit ſeinen wenigen ſtillen Häuſern und den ſcheu verborgenen Reizen ſeiner Natur, ſo wie ſeine Bewohner, Schauplatz und Handelnde, ſchildern uns in unnachahmlichen Zügen einen Zuſtand, neben dem wir alle Hirtengedichte und Dorfgeſchichten vergeſſen, und daran ſehr wohl thun.

„Aber Hütten dürfen wir doch nicht bauen in der Ramſau; wir müſſen ſcheiden. — So ſoll denn die Markſäule unſerer Wanderungen im Oberland hier ſtehen unter den frommen Leuten, unter den ſchönen Bäumen ihres Thales.

Dieſen Brief beende ich weit weg vom Gebirge, in den Ebenen an der Salzach. — Nichts mehr erinnert an die Berge, alles iſt anders. Meine Straße zieht vorüber an den einzelnen Gehöften, im Viereck erbaut aus Wohnhaus, Stallungen und Scheuer, die Fenſter dem Hofraum und ſeiner Zierde, der Düngerſtätte, zugekehrt. Weite Felder umliegen dieſe Bauten. Das gemahnt an die Vorzeit. So beiläufig ſah wohl das erſte deutſche Gehöft aus, und auch die Menſchen. — Wir ſind im „Unterlande.“ Deſto lebhafter wird die Erinnerung an die Berge. Was darum zu poetiſch erſcheinen ſollte in dieſen Aufzeichnungen, ſchreiben Sie ihr zur Laſt.

J. F. Lentner.

Der achtzehnte März.

(Fortſezung.)

Dieſe Rufe brachten eine maßloſe Verwirrung hervor. Man kämpfte mit einander, um den Eingang einer Straße zu gewinnen, man überſtürzte ſich, es ſanken zu Hunderten Leute nieder, der Menſchenſee floß in einzelnen reißenden Strömen in die Seitenſtraßen ab, immer Geheul, immer dieſen entſezlichen Ruf in die Lüfte ſchleudernd. — Jezt erſchienen die Dragoner, die Befehl erhielten, den Platz zu ſäubern, ohne dabei von ihrer Waffe Gebrauch zu machen.

Man begriff im Schloſſe anfangs nicht, was dieſe plözliche Umwandlung der Scene bewirkt haben konnte. Die beſſer Unterrichteten wußten es, der König wußte es: er wußte es, von welcher Seite jene Schüſſe gefallen waren und welchem Ziele ſie gegolten. Sein ſcharfes Ohr hatte, indem er ſich an der Baluſtrade einen Moment hinabgebeugt, aus dem kleinen Menſchenknäuel, den er ſchon früher beobachtet und der jezt, ziemlich abgeſondert von der Maſſe, ſich von der Brücke aus immer näher zum Schloſſe heranbewegt hatte, Worte vernommen, die ihm die mörderiſche Abſicht kund thaten. Er bebte nicht, als er der Gefahr ſich entrückt ſah; das Erbe der Fürſten ſeines Hauſes iſt Muth in Gefahr, Großmuth im Siege. Seine Umgebung aber war bleich wie der Tod.

„Es waren Fremde, es waren keine von den Meinen!“ ſagte der König zu den ihm zunächſt Stehenden. „Ich weiß es, ich ſah es.“ — Niemand antwortete. Im Nebenzimmer herrſchte lebhafte Bewegung, ein Geflüſter. Die Königin war in Ohnmacht geſunken; man eilte ihr zu Hülfe. In allen Corridoren und Gängen des Palaſtes drängten ſich Offiziere und Beamte, Alles geſchäftig, Alles lautlos aneinander vorübereilend, Geſichter mit dem Ausdruck wahnſinnigen Schreckens, kalten, ſtarren Grimmes. Eine Gruppe von fünf oder ſechs Offizieren war an

die Säulen herangetreten, um die eingeſchlagenen Kugeln zu betrachten.

Der Platz war leer. Von allen Fenſtern waren die Köpfe verſchwunden. Dieſe Stille, im Gegenſatz zu der ungeheuern Bewegung noch vor einigen Sekunden, machte eine faſt lähmende Wirkung. Es war wie das Werk eines Zauberers, der böſe Geiſter aus den Tiefen der Erde heraufbeſchworen und ihnen jezt befohlen hat, ſich nach allen Richtungen hin über die geängſtete Erde zu zerſtreuen.

Wir müſſen hier einen kurzen Wortwechſel einſchalten, um die räthſelhaften Ereigniſſe, die wir eben mit angeſchaut, erklären zu helfen. Dieſer Wortwechſel fand zwiſchen Neuwardt und Weld ſtatt. Neuwardt hatte ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Bekannten, die mit ihm Eine Geſinnung theilten, auf dem Platze vor dem Schloſſe befunden, als der König jene Zuſicherungen ertheilte; er hatte zugleich mit der Menge ſeine Stimme zu einem lauten Dankesruf erhoben, und glücklich über das, was er vernommen, war er zu den Seinigen geeilt, um ihnen die freudige Botſchaft mitzutheilen. Er fand Weld in ſeinem Hauſe, der beſchäftigt war, flüchtig ein paar Worte auf einzelne Zettel zu ſchreiben, die er wartenden Boten einhändigte.

„Theurer Freund!“ rief der Patriot, „haben Sie gehört? Wir haben jezt, was wir wünſchen! Friedrich Wilhelm IV. hat das Wort ſeines Vaters wahr gemacht. Wir haben die Freiheiten, die wir erſtrebt, wir haben eine Conſtitution! O, ich hätte weinen mögen vor Entzücken, als ich den König — meinen König — jene Segensworte ausſprechen hörte.“ — Weld blickte auf, unterbrach den Sprechenden und fragte mit ſarkaſtiſchem Tone: „Hören Sie den Tumult auf der Straße?“ — „Siegesjubel!“ rief Neuwardt, und der ſonſt ſo bedächtige, ſtille Mann war ganz trunken vor Freude. „O, ich werde illuminiren laſſen! Mein Haus, die Straße — die ganze Stadt ſoll in Freude brennen. Zu allen Fenſtern hinaus töne der Ruf: Es lebe unſer König!“

Weld wiederholte mit demſelben eiſigen Spottlaut die Frage, ob Neuwardt Nichts höre. — Es fielen die erſten Schüſſe. — „Was iſt das?“ rief der Patriot, und ſeine Röthe ging plötzlich in Bläſſe über. — „Jezt beginnt unſer Werk!“ ſagte der Literat, indem er nach ſeinem Hute griff. — „Um Gotteswillen, was wollen Sie damit ſagen, Weld?“ — „Kennen Sie das Wort: Zu ſpät? Jezt muß er Alles geben, und ſeinen Thron dazu.“ — „Raſender! Er hat gewährt, was der Patriot wünſchte und begehrte.“ — Weld entgegnete mit einem dreiſten Lachen: „Was kümmert uns die Conſtitution? Wir wollen den Umſturz und für uns den Sieg. Wir wollen jezt leben und herrſchen.“ — Neuwardt bebte vor innerer Entrüſtung. „So gehen unſere Wege auseinander!“ rief er. „Mit einem Verbrecher will ich nichts zu thun haben.“

Weld verließ ihn, ohne auf ſeine Worte zu achten. Neuwardt faltete die Hände, blickte mit einem Auge, in welchem ſeine bewegte Seele lag, gen Himmel und rief: „Gib unſer Heil nicht in die Hände der Buben! Verhindere gnädig ein Unglück!“ — Auch er eilte nun fort, um die Männer der Deputation, die aus den Rheinprovinzen ſo eben angelangt war, zu ſprechen. Er hatte bewährte Freunde darunter, Männer von tüchtiger Geſinnung und Vaterlandsfreunde wie er. Ein Schrecken, eine Trauer erfüllten das Herz dieſes Mannes, wie er ſie noch nie gefühlt. So nah grenzte hier die herrlichſte Siegesfreude mit dem drohenden Streich zuſammen, der Alles zu zertrümmern gedachte und an das Haus der Ehren die freche Diebeshand der Plünderer und Zerſtörer zu legen. Man kann ſich kaum eine Lage denken, die martervoller geweſen wäre für den ächten Vaterlandsfreund.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Der 17—19. September.

Es war kein ſonntäglich ruhiger Morgen am 17. September dieſes Jahrs. Das friedliche Glockenläuten wurde von dem Summen der durch die Gaſſen fluthenden Menge überläubt. Je näher dem Abend, deſto heftiger das Drängen. Ich habe nie ſo viele Bärte, Blouſen und Stöcke beiſammen geſehen. Auch wir folgten, freilich erſt ſpät, dem Strome, der ſich nach dem Allerheiligenthore, der Pfingſtweide zuwälzte. Hier hielten vor Zeiten die Bäcker am Pfingſtmontag ihren Tanz; es iſt ein hübſcher freier Platz. Kopf an Kopf drängte ſich und tauſende von Händen hoben ſich wie zum Schwure ſtumm gen Himmel. Ringsum war das Gras niedergetreten und viele kleine Kaffeefeuer brannten. Von den Reden konnten wir nur einzelne Worte verſtehen. Während des Vortrags, welchen Simon von Trier hielt, hörte ich Männer in unſerer Nähe ſagen: „Die Trierer haben durch den Simon wieder gut gemacht, was ſie durch den heiligen Rock geſündigt.“ — Mit Verwunderung ſah ich Frauen jeder Altersſtufe, bis zu dem kleinſten Mädchen herab, beinahe eben ſo aufgeregt als die Männer. Man zeigte mir an der

Conſtablerwache eine alte Obſthändlerin, welche im letzten Frühling auf ihren Tiſch zu ſteigen und zum Volke zu ſprechen pflegte. In den Demokratenvereinen zu Mainz iſt das zarte Geſchlecht zahlreich vertreten und als ſein Liebling gilt Zitz. In Rheinheſſen überhaupt iſt es nicht ſelten, daß ganz junge Mädchen beim Ueberreichen von Fahnen Reden halten, was jedenfalls als Zeichen der Zeit Beachtung verdient.

Es traf ſich, daß unſere Bekannte über ein Fenſter im deutſchen Hof verfügen konnten, und wir ſtanden nicht an, ihnen dahin zu folgen, weil man denn doch der Zeit ſo oft als möglich den Puls fühlen wollte. Wir ſahen in den engumſchloſſenen Hof hinab, auf das Wogen von ſchwarzen Köpfen, welche ſich herein drängten, während es außen in der Gaſſe wie das Meer brauste. Hell ſchimmerten die Saalfenſter im Hintergebäude, wo die Abgeordneten der Linken die Volksdeputationen erwarteten. Die hohe Wölbung der Fenſter, die von der Decke herabhängende Lampe, die Gypsfigur in der Niſche — wahrſcheinlich eine Terpſichore, da dieſer Verſammlungsort urſprünglich ein Tanzſaal iſt — welche durch ein optiſches Spiel in der Beleuchtung einen rothen Mantel erhielt und für eine Madonna gelten konnte, gaben dem Ganzen in der Nacht ſeltſamerweiſe etwas Kapellenartiges. Es herrſchte feierliche Ruhe unter der Menge. Die Fahnen zogen vor und ſchaarten ſich, von Streiflichtern überglänzt, am Eingang zum Saale. Sie waren alle in Trauerflor gehüllt. Hier die Hanauer, dort die kleine rothe von Höchſt; die weiße, reich mit Gold geſtickte von Mainz hatte ich auf dem Schloſſe zu Heidelberg in der Juliſonne ſich entfalten ſehen. Das grelle Gaslicht fiel auf die feuerrothe Cokarde, die ein Turner auf ſeinem weißen Hut trug. Mich ergriff etwas wie ſchmerzliches Ahnen. Durch die Saalfenſter konnte man nach einer Weile bemerken, daß die Parlamentsmitglieder ſich von innen nach dem Eingange bewegten. Bald nachher traten ſie heraus, eine Prozeſſion von weißen Hüten, und auf der Schwelle, wo der Laternenſchein gerade auf die Geſichter fiel, konnte man jeden Kopf erkennen, Bildniß um Bildniß. Manches aus der Geſchichte der Gegenwart war aus geiſtreichen oder doch merkwürdigen Zügen zu leſen. Grabesſchweigen überall, und wie ein Leichenbegängniß zogen die Männer der Paulskirche durch das Volk. Es war etwas Aengſtliches in dieſer bleiernen Stille; man fühlte, daß es ſich hier um ein Stück deutſchen Geſchicks handle. Aber ſchon damals erkannte ich, was die Folge beſtätigt hat und noch mehr beſtätigen wird: welchen Einfluß auch die Ereigniſſe zu Frankfurt unmittelbar und zunächſt auf die ſüddeutſche Nachbarſchaft ausüben dürften, die große Sache des Vaterlands wird nicht auf dem Pflaſter der Wahlſtadt, ſondern zu Wien und Berlin ausgekämpft werden.

(Fortſetzung folgt.)

Darmſtadt, Oktober.

(Fortſetzung.)

Vereinsweſen. — Journaliſtik

In wenigen Wochen hatten ſich zu dem „conſtitutionell-monarchiſchen Verein" gegen dreitauſend Theilnehmer gemeldet; man mußte, weil der Raum nicht genügte, die Verſammlungen im Freien halten, aber der geiſtige Ertrag dieſer Verſammlungen war ſehr dürftig — wie konnte man die Maſſe aktiv und paſſiv genug beſchäftigen? — und ein auf die Beſeitigung dieſes Uebelſtandes gerichteter, Sektionen beabſichtigender Antrag fiel durch. Dagegen trugen viele Mitglieder des Vereins, im Gegenſatze zum republikaniſchen rothen Band, eine Zeitlang Kornblumen im Knopfloch. Die Gegner ſchalten ſie Kornblumenritter und der gegenſeitige Kampf war unerfreulich genug. Er erreichte ſeine Spitze bei den Vorbereitungen zur Kranichſteiner Volksverſammlung, während ihres Verlaufs und in der Woche nachher. Auch der vaterländiſche Verein ward in dieſe Kämpfe gezogen. Man hatte ſich, im Gegenſatz zum Volksleſeverein, zur Wahl ſeines Präſidenten als Präſidenten der Volksverſammlung gereinigt, während der Volksleſeverein Zitz wollte. Die Verſammlung löſte ſich in Folge dieſes Präſidentenſtreits auf, ehe ſie noch eigentlich begonnen hatte, und jeder Theil ſchrieb ſich das Recht zu. Die Geſchichte der Kranichſteiner Volksverſammlung aber bildet zugleich das erſte Blatt der Geſchichte der anſchmeckend gewordenen Volksverſammlungen. Ihr folgte zum Glück kein Barrikaden-, wohl aber ein heftiger Plakatenkampf; ſchon vorher hatten zahlreiche Austritte aus dem Volksleſeverein ſtattgefunden von Mitgliedern, welche die republikaniſchen Sympathien der Mehrheit nicht theilten; der conſtitutionell-monarchiſche Verein nahm nicht eigentlich an Zahl ſeiner Mitglieder ab, wohl aber an Zahl der Theilnehmenden, und der vaterländiſche Verein, obgleich er in neuerer Zeit wieder wuchs, hat ebenfalls die friſche Kraft verloren, welche früher, wenn auch etwas ſtürmiſch, durch ſeine Pulſe jagte. Man quält ſich in der Tretmühle von Adreſſen, bald an die Reichsverſammlung, bald an die Reichsregierung gerichtet, auf und ab, und täuſcht ſich, eine Wirkung damit hervorzubringen, während man doch auf dieſe Weiſe ſich höchſtens nur verſtändigt. Aehnlich die beiden andern Vereine, je nach ihrer Parteirichtung. — Neben den genannten drei politiſchen Vereinen tauchen dann noch andere auf: ein Verein mit dem ausdrücklichen Zweck der Vermittlung unter den Parteien; ein Verein für Förderung deutſcher Volks- und Jugendbildung; ein Verein für deutſche Auswanderung und Anſiedlung, welcher nach manchen verunglückten Verſuchen, zur öffentlichen Geltung zu gelangen, jetzt in eine neue Phaſe eingetreten iſt, der ich das beſte Gedeihen wünſche u. ſ. w

Ein noch ſchärferer Ausdruck der politiſchen und ſocialen Parteien, als die Vereine, iſt der in der Preſſe enthaltene. Bis zum Herbſt des vorigen Jahres lebten wir Darmſtädter in dieſer Beziehung eigentlich ein ſehr einfaches und beruhigtes Bienenleben. Außer der halboffiziellen „großherzoglich heſſiſchen Zeitung" erſchien eigentlich kein politiſches Blatt hier, denn das „Darmſtädter Journal," das einige Zeit beſtand, war kaum zu rechnen, weil es ſeine Exiſtenz gegen das Verſprechen erkaufen mußte, keine Originalartikel aufzunehmen, und die finanziellen Mittel ihm durchaus fehlten. Da kam, jetzt vor Jahresfriſt, der Juſtizrath Dr. Buchner in Darmſtadt beim Miniſterium um die Conceſſion zu einem neuen Blatte ein, das vom 1. Januar 1848 an dort erſcheinen ſollte unter dem Namen: „rheiniſches Volksblatt;" die Tendenz war, nach dem darüber ausgegebenen Proſpektus, eine gemäßigt freiſinnige. Es werde, erklärte es, den Boden des conſtitutionellen Verfaſſungsrechts (des Repräſentativſyſtems) unter keinen Umſtänden verlaſſen u. ſ. w. Das Blatt fand theils in Folge des im Allgemeinen vorhandenen Bedürfniſſes, theils nach ausgegebenen Probenummern Beifall und die Abonnentenzahl wuchs in allen Theilen des Landes raſch. So kam der 6. März herbei. Mit der eingeführten Preßfreiheit konnte der bisher ausgeübte Conceſſionszwang nicht länger beſtehen. Die Geſinnung und die buchhändleriſche Spekulation warfen ſich überall auf neue Blätter. Auch in Darmſtadt geſchah dieß.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 254. Montag den 23. Oktober 1848.

— Volvens fatorum arcana movebo.
Virgil.

Kriſen in der Geſchichte des deutſchen Volks.

(Fortſetzung von Nr. 219.)

Wir haben in einem früheren kleinen Aufſatze angedeutet, daß die Entwicklung eines Volks an beſtimmte Zeiten gebunden ſey, und daß insbeſondere der Zahl 7 dabei eine große Bedeutung zuzukommen ſcheine, wie ſolches auch bei der Ausbildung des menſchlichen Körpers in geſunden und kranken Tagen längſt anerkannt worden. Aber das Jahr 1848 erſcheint bei weiterer Prüfung auch als der Ausgangspunkt noch einer weitern Zahlenreihe als derjenigen, welche ſich durch die Zahl 7 meſſen läßt. Ein Volk hat, wie es ſcheint, für ſeine verſchiedenen Kräfte auch verſchiedene Entwicklungszeiten, die nur in den wichtigſten Kriſen zuſammenfallen, und das Jahr 1848 ſcheint gerade für Deutſchland die Zeit zu ſeyn, wo mehrere derſelben ſich durchkreuzen und dadurch ſeine höhere Bedeutung anzeigen.

Vom Anfang des lezten deutſchen Kriegs im Jahr 1815 bis zum Jahr 1848 ſind gerade 33 Jahre verfloſſen. Am 26. Februar 1815 verließ Napoleon die Inſel Elba, am 1. März landete er in Frankreich, und faſt in denſelben Tagen, 33 Jahre nachher, mußte Deutſchland in ſeinem Süden und Norden wieder das Schwert ziehen. Ob nicht der Friedensſchluß vom Oktober 1815 nach Ablauf dieſer 33 Jahre einen weitern, noch größern Krieg vorbedeutet hat, wollen wir erwarten.

Nun ſind aber 33 Jahre ein Menſchenalter, das heißt die mittlere Zahl des Lebens der Menſchen, wenn man diejenigen zuſammenrechnet, welche jünger, und die, welche älter werden. Auch bezeichneten ſchon die Alten einen ſolchen Zeitraum als ein Menſchenalter. Man nahm ſchon in alter Zeit an, nach 33 Jahren lebe in ſeiner überwiegenden Mehrzahl ein ganz anderes Geſchlecht auf der Erde. — Wer kann auch verkennen, daß das Geſchlecht, das jezt lebt, handelt, herrſcht, ein ganz anderes iſt, als das, welches im Jahr 1815 beim Abſchluß des Pariſer Friedens vorhanden war; daß das jetzige kampfluſtige, thatendurſtige Volk, das wegen eines Waffenſtillſtandes ſeine alte Verfaſſung in ihren Grundlagen erſchüttert, ein ganz anderes iſt, als das Volk, das im Jahr 1815, der langen Kämpfe müde und überdrüſſig, Ruhe ſuchte um ſchweren, faſt um jeden Preis; das die Hoffnungen ſo vieler Jahre, den Lohn ſo vieler blutigen Schlachten ſich geduldig entreißen ließ in einem Frieden ohne Bürgſchaften für Freiheit und Einheit, Wohlſtand und Ehre des Vaterlandes?

Gehen wir weiter zurück in der deutſchen Geſchichte und meſſen ſie nach Menſchenaltern, ſo finden wir wieder die wichtigſten Ereigniſſe in den auf dieſe Weiſe gegebenen Abſchnitten eingezeichnet. — Das größte Ereigniß zeigt ſich, wenn wir zehn Menſchenalter zurückgehen. Dabei ſtellt ſich das Jahr 1518, der Anfang der Reformation, heraus, als Luther, wenige Monate nachdem er ſeine Theſen angeſchlagen, vor dem päpſtlichen Legaten in Augsburg ſich geſtellt, und trotz des angedrohten Banns bei ſeiner Anſicht beharrt hatte und dann die Bannbulle verbrannte, dadurch aber den Anfang zum Riſſe machte, der Deutſchland in zwei Hälften ſchied, zum großen Riſſe, den alle Schlachten und Friedensſchlüſſe, alle Verhandlungen und Ver-

mittlungsvorschläge in dieser langen Zeit nicht auszufüllen vermochten, der Deutschlands Einheit und Freiheit die tiefste, noch heute blutende Wunde schlug.

Wer erkennt nicht die innere Aehnlichkeit der damaligen Krise und der jetzigen, oder wenigstens die gleich große Bedeutung derselben? — Jetzt ist die Zeit angebrochen, wo wieder gut gemacht werden kann, was damals verloren ging, wo durchzuführen ist, was damals mißlang oder unvollendet blieb. Jetzt kann Deutschlands schwerste Wunde geheilt und die verlorene Einheit und Freiheit wieder gewonnen werden.

Aber auch die nach Menschenaltern gemessenen Abschnitte, welche zwischen der Reformation und unserem Jahr liegen, zeigen uns große Ereignisse, meistens solche, welche die große Wunde Deutschlands schmerzlich empfinden ließen, oder die sich als Versuche darstellen, diese Wunde zu heilen. Nur treffen diese dazwischen liegenden Abschnitte nicht ganz so genau und haarscharf mit den Ereignissen zusammen als die Hauptabschnitte, so wie diese Ereignisse selbst meistens nur mißlungene Versuche oder halb vollendete Thatsachen sind. — Aber im Ganzen ist es immer ein Menschenalter, nach dessen Ablauf ein größerer Gedanke oder eine wichtigere That hervortritt.

Erst als ein Menschenalter abgelaufen war, wurde im Jahr 1548 der freilich mißlungene Versuch gemacht, durch das Interim die streitenden Theile auszusöhnen. Nach zwei Menschenaltern, im Jahr 1581, erklärten sich die Holländer von Deutschland unabhängig, um ihre Freiheit zu sichern. Der dreißigjährige Krieg begann, als drei Menschenalter und ein Jahr abgelaufen waren. Der unglückliche westphälische Frieden wurde im Jahr 1648 abgeschlossen und im Jahr 1650 vollzogen, während vier Menschenalter, zu 33 Jahren gerechnet, auf 1649 hinweisen. Deutschland erlitt die ärgste Schmach, die schamlose Plünderung durch die Reunionskammern, den Raub Straßburgs, in den Jahren 1681 bis 1683, während man 1682 findet, wenn man die Zeit von fünf Menschenaltern berechnet, und es erhielt nach Ablauf eines weitern Menschenalters durch den Frieden von Aachen im Jahr 1714 nur armselige Entschädigung, trotz großer Anstrengungen und glorreicher Siege, und daran war seine Uneinigkeit Schuld. Deutschlands Geister begannen zu erwachen, als das sechste Menschenalter abgelaufen war, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und die Gedanken dieser Geister erhielten Gewalt auch über die Thronen und ihre Diener, nach Ablauf des achten Menschenalters, als Kaiser Joseph im Jahr 1781, fast zugleich mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Nordamerikas, die Herrschaft in seinen Erbstaaten antrat, das Toleranzedikt erließ, rastlos an Umänderung veralteter Verhältnisse zu arbeiten begann und so der Vorläufer der neuen Zeit, der allgemeinen Umwälzung wurde. Von 1781 bis 1815 verflossen aber wieder volle 33 Jahre, bis das Volk, der langen Kämpfe müde, sich nochmals zu den Banden eines eben so langen, unerquicklichen Friedensschlummers bequemte. — Möchte es nun endlich erwacht seyn zu einem rechten vollen Tag, der Leben bringt und doch auch Frieden, der die Freiheit sichert und doch auch die Ordnung, der alles Gute, Große, Edle wiederbringt, was einst bei diesem Volke lebte.

(Schluß folgt.)

Der achtzehnte März.

(Fortsetzung.)

Wir kehren in das königliche Schloß zurück. Der König, der Prinz von Preußen, die Prinzessin und der Minister von Arnim befinden sich allein in einem Gemach. Niemanden ist der Zutritt gestattet. — Man hört die Salven des Musketenfeuers, den Donner der Geschütze in den Straßen. Der Kampf hat begonnen, und an dreißig verschiedenen Hauptplätzen vertheilt, wüthet er. — Die tiefe Dämmerung des Abends geht bereits in die Nacht über; ein heller Mondschein lichtet das nächtliche Dunkel.

Ein Höfling, der sich im leergewordenen Saale ängstlich herumbewegte, nähert sich der Thür zu dem verschlossenen Kabinet, legt sein Ohr an die Spalte und vernimmt Stimmen: „Sire, nur nicht gewankt! nicht nachgegeben! Dieser Aufstand muß im Keime erstickt werden. Sie dürfen nicht dulden, daß man so zu Ihnen spreche.“ — — „Nein — diese Sprache ist unerhört! Man hat sie in Preußen noch nie vernommen.“ — Eine lange Pause entstand, während welcher man das Feuern der Geschütze hörte. — Eine Stimme sagte: „Ich würde die Truppen bis auf den lezten Blutstropfen sich schlagen lassen. Die Stadt muß unser seyn.“ — „Es ist ein Augenblick der Verblendung, er wird vorübergehen! Sie werden zur Vernunft kommen.“ — Die Antwort auf diese Rede blieb wiederum lange aus; dann sagte eine Stimme mit dem Ausdruck des Unwillens: „Wie ist da ein Zweifel möglich? Alles ist nach festem Plane abgekartet! Sollen wir Schonung üben gegen Meuterer und Gesindel?“ — Da sprach eine Stimme, aber so leise und von innerer Bewegung so zitternd, daß der Lauscher keines der Worte vernehmen konnte; aber ein wilder, leidenschaftlicher Ausruf des Königs antwortete dieser Stimme.

Mehrere Ordonnanzen erschienen, Generale der einzelnen Truppenabtheilungen ließen sich melden,

Deputationen waren auf Treppe und Vorhof angelangt, Alle begehrten in Eile den König zu sprechen. Die Thüre des Kabinets blieb geschlossen. — Der Saal wurde leer, der Lauscher nahm wieder seinen Platz an der Thüre ein.

Dieselbe leise und erschütterte Stimme hatte nochmals gesprochen und dem König einen neuen Ausruf des Zorns und der Erbitterung entlockt. — Aus der Tiefe des Zimmers tönte eine Stimme; sie that den Ausruf: „Es ist Alles verloren!“ — „Noch ist Nichts verloren!“ lautete die Antwort entgegen, und diese Antwort wurde mit einer eisernen Energie und mit einer Wildheit der Stimme gegeben, die den Höfling zittern machte.

Jezt ward der leise Schritt Alexander v. Humboldts bemerkbar, der über den Saal hin sich der Thüre näherte. Der greise Höfling ging gebückt und sein Auge irrte ungewiß über die Gegenstände hin. Er hielt ein Papier in den Händen, das er verbarg, als die Thür sich öffnete und der König heraustrat. Er bemerkte den alten Kammerherrn nicht, und der berühmte Gelehrte hatte nicht den Muth, seinen königlichen Freund in diesem Moment, wo er die dunkelsten Schatten sich auf dessen Stirn lagern sah, anzureden. Er trat in eine Nische des Fensters und der König, ohne ihn zu bemerken, ging an dieser Nische mehrmals vorbei. — Die Schritte des Königs wendeten sich der großen Ausgangsthür zu; er hörte im Vorgemach Stimmen, allein er lenkte von der Thür wieder weg, ohne sie zu öffnen. — Auf der Schwelle des Kabinets erschien die Prinzessin. Ihre hohe und schlanke Gestalt zeigte sich in der dunkeln Einfassung der Thüre und zog die Blicke des Königs auf sich. Er stand still und schien der Prinzessin ein paar Worte zurufen zu wollen, allein die Gestalt, die sich in diesem Augenblicke hinter der Prinzessin zeigte, machte, daß der König sich rasch abwandte und wieder seinen eiligen und unruhigen Gang auf dem Saale antrat.

Jezt waren die Vorsäle so überfüllt, daß die Menge derjenigen, die den König sehen, wo möglich sprechen wollten, sich nicht mehr zurückdrängen ließ. Der König befahl zu öffnen und ein Strom von Menschen des verschiedensten Alters und Standes drang ein. Es waren Knaben aus dem Volk darunter, die sich dem König zu Füßen warfen, es waren Frauen, die seine Knie umklammerten, es waren Männer, die ihr Auge, überströmend von Thränen, auf das geliebte Haupt ihres Herrn richteten. Der König sah mit einem kalten, zerstreuten Blick über sie hin; er unterbrach eine Deputation, deren Sprecher eben seine Rede begonnen hatte, und die wohlbekannte Gestalt des Gouverneurs von Berlin bemerkend, winkte er ihn leidenschaftlich heran. Er zog ihn in die Fensternische, wo der Gelehrte stand, und während wildes Gemurmel im Saale überhand nahm, sah der König eine geschlossene Kolonne von höheren Offizieren den Platz umstellen, wo er sich befand. Die Prinzessin war aus dem Kabinet getreten und sprach mit der Deputation, mit einigen Frauen, die sich an sie wandten, aber immer behielt sie dabei den König im Auge.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, Oktober.

(Fortsezung.)

Journalistik.

Mit dem Motto: „Freimüthigkeit und Wahrheit, Recht und Gesetz,“ trat ein „freies hessisches Volksblatt“ auf, und das „Darmstädter Journal,“ welches seit Jahr und Tag in die Hülle eines belletristischen Blatts, nach Art der Frankfurter Didaskalia, als „hessischer Hausfreund“ gefahren war, legte sich wieder den früheren politischen Titel zu. Von der Redaktion des freien hessischen Volksblatts hörte man nicht viel, und jedenfalls konnte und kann man in Folge ihrer Leistungen nicht die beste Meinung von ihr haben. Sie öffnete einem wahren Mischmasch von Tendenzen ihre Spalten; mit der Prätension, ihrem Motto Ehre zu machen, und auch einzelne Artikel in diesem Sinne bringend, faßte sie doch in der Regel die trivialsten Anschauungen und widerwärtige Angriffe auf die Neuzeit zusammen. So ist's im Wesentlichen noch; aber mit dem Gewöhnlichen hat man immer mit Erfolg beim Gewöhnlichen spekulirt und leider ist unser Publikum im Durchschnitt so gründlich an Zunge und Gaumen verdorben, daß ihm gerade jene Speise am besten schmeckt. Eine der Wiener Theaterzeitung nachgebildete Rubrik: „Was gibt's Neues?“ bringt den Lesern des freien hessischen Volksblatts die politischen Ereignisse des Tages, nach den leitenden Artikeln, in kurzen Sätzen näher. Mit mehr Geist trat das neue „Darmstädter Journal“ auf. — Wie man allgemein hörte, hatte sich eine Gesellschaft junger gebildeter Männer mit großer pecuniärer Uneigennützigkeit des bis dahin bloß vom Eigenthümer, einem Buchdrucker, literarisch bewirthschafteten Blattes angenommen, und Einer derselben auch wirklich die Redaktion an sich gebracht. Das Blatt proklamirte sich auf dem Titel als „Organ der constitutionellen Monarchie“ und hielt auch bisher im Allgemeinen zweckmäßig diese Richtung ein. Freilich war es nicht thunlich, die Aufsätze der verschiedenen Mitarbeiter

ſo in Uebereinſtimmung zu halten, daß dieſelben nur Variationen über daſſelbe Princip ſpielten; manchmal lagen die Töne gar zu weit auseinander. Und dabei hielt ſich die Redaktion ſelbſt nicht ferne genug von dem Vorwurfe der Inconſequenz. Sie ſprach anfänglich in leitenden Artikeln für die alsbaldige Vorlegung eines Wahlgeſetzes, und dann für Auflöſung der Kammer, änderte aber, nachdem Jaup an's Staatsruder gekommen war, plötzlich und auffallend ihren Ton, wollte nichts mehr von jener alsbaldigen Vorlegung wiſſen, ſondern erklärte ſich für die getroffene Maßregel der Vertagung auf unbeſtimmte Zeit. Neuerdings freilich drehte ſich der Wind auch da wieder. Jaup ward ſchon zweimal an Wiederberufung der Kammern auf ſcharfe, ernſte Weiſe gemahnt, allerdings nicht ganz conſequent; aber vom Verdacht, ein förmlich miniſterielles Blatt geworden zu ſeyn, iſt doch das Darmſtädter Journal dadurch losgeſprochen. Inzwiſchen ſproßte zwiſchen den vorhandenen Blättern noch eines auf, ebenfalls, wie das Darmſtädter Journal, unter der oſtenſiblen Redaktion und im Verlage eines Buchdruckers: „der freie Gutenberg.“ Sagt das Gerücht wahr, ſo laſſen ein junger Prinz, welcher jedoch nicht der Regentenfamilie angehört, ein alter Gymnaſialprofeſſor und ein penſionirter Kammerdiener dieſem kleinen aſchgrauen Blatte ihre Elaborationen in Verſen und Proſa zugehen. Mit einer ganz gelinden Neigung nach der neuen Richtung der Zeit huldigte es von Anfang an einem ziemlich entſchiedenen Conſervatismus, welcher in den lezten Monaten durch den Streit mit den extremen Blättern der entgegengeſetzten Anſicht ſich ſteigerte. Der „freie Gutenberg“ hält nun nicht mehr bloß das Alte feſt, indem er z. B. in Vergleichungen mit Bienenſtöcken oder dem geſtirnten Himmel die bisherige Getheiltheit Deutſchlands auch politiſch als wünſchenswerth und heilſam erklärt, ſondern das Alte iſt ihm ſtellenweiſe ſogar zu freiſinnig. So will er künftig die Bürgermeiſter nicht mehr durch die Gemeinden (drei Kandidaten zur Auswahl) gewählt, ſondern durch die Regierung kurzweg ernannt haben. Die ſchon früher genannte „großherzoglich heſſiſche Zeitung“ hatte dabei ihre eigenen Schickſale. Der bisherige Redakteur dieſes Blattes, welcher für alle Handlungen des du Thil'ſchen Miniſteriums sans phrase in die Breſche getreten war, wurde bald nach dem 6. März aus dieſer Stellung entfernt und dieſelbe an Duller übertragen. Duller trat mit einer warmen, feurigen Proklamation auf; überall rollte ſein eigenes Blut durch die Adern des Blattes, aber bei all der Freiheit, die man ihm contraktlich gegeben, konnte er ſich doch wohl thatſächlich nicht ganz dem Umſtande entziehen, daß er ein halboffizielles Blatt, ein Regierungsorgan redigirte. Hätte ſein Blatt aber wirklich auch dieſe Natur nicht gehabt, ſo hätten ſeine politiſchen Gegner, die anarchiſchen Blätter, ſie ihm zugeſchrieben. Duller erfuhr viele Anfechtungen und nach nicht zweimonatlicher Redaktion ſchied er aus dieſem Verhältniſſe. Ihm folgte Dräxler-Manfred, ein Lyriker, aber früher ſchon an der Redaktion der Kölniſchen Zeitung auch politiſch thätig. Er bewegte ſich mit Gewandtheit und Schärfe in dem neuen Verhältniß, und ſo ſehr er gegen die Anarchiſten Parthei nahm und nimmt, ſo wahren doch leitende Artikel zugleich den ernſten, die Gründe für und wider wägenden Charakter des Blattes.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Oktober.

(Fortſezung.)

Der 17—19. September

Am Montag war all die bunte luſtige Meßmuſik verklungen, welche in den lezten Tagen die Stadt erfüllt hatte, ſelbſt die Chorale der Bergknappen, die mich allmorgendlich geweckt hatten, ſchwiegen. Die Paulskirche fand ich, wie mit einer blauen und weißen Schnur, von Oeſterreichern und Preußen umzogen. Lezere wollten einen Abgeordneten der Linken, welcher vielleicht dem Proletariat allzu verwandt ſchien, nicht einlaſſen. „Ich bin ein Abgeordneter,“ ſagte er. — „Sprechen Sie anſtändig mit einem preußiſchen Offizier!“ entgegnete der Lieutenant. In andern Tagen hätte das unter den Karrikaturblättern an einem Kunſtladen prangen können. Das momentane Eindringen in die Rotunde durch die Thüre dem Präſidentenſitze gegenüber verbreitete dadurch noch mehr Schrecken, daß unter dem Geſchrei von innen und außen das heftige Zuſchlagen einiger Thüren wie einzelne Schüſſe hinter einander klang. Die darauf folgenden Verhandlungen über Schule und Kirche hatten etwas Geſpenſtiſches in ihrer Monotonie mitten im Fieberparoxysmus, und manche ſchöne wohlerſonnene Rede verwehte ſpurlos wie der Sand der Wüſte. Im Grunde dachten wir Zuhörer uns ſicherer in den feſten Steinmauern als außen auf den Straßen. Zurückkehrende berichteten: „Wie Kinder bauen ſie an den Barrikaden; wenn die Soldaten ſie von einer verjagen, laufen ſie wieder wo anders hin und fangen von vorne an.“ Nach beendigter Sitzung gingen auch wir in die anſtoßende Schnurgaſſe, wo ſie gerade beim Eingange zum Nürnberger Hof — eine Häusergruppe, welche einer Ganerbſchaft, beſtehend aus der Familie von Günderode und deren nächſten Sippen in und außerhalb Frankfurt, gehört — eifrig bauten. Mit doppeltem Schauder muß ich es jezt geſtehen, es ſah ſich alles ganz gemüthlich und heiter an, wie leichtſinniges Spiel. Die Barrikade war eben beendigt, eine deutſche Fahne eben aufgepflanzt; kaum zwei, drei junge Leute ſchienen dabei beſchäftigt. Raſch ſchnitt man auf der einen Seite das Gold, auf der andern das Schwarz von der Fahne ab, und keck wehte die kleine rothe Flagge auf dem Gipfel der aufgethürmten Meßliſten, Steine u. ſ. w. Nicht weit von meiner Thüre am Theaterplatz ſprengte Frankfurter Cavallerie vorbei, einen Jungen verfolgend, der geſchoſſen hatte.

Um drei Uhr Nachmittags drang der Schall des Peletonfeuers durch meine Fenſter. Später trieb es uns wieder ſo weit als möglich durch die abgeſperrten menſchenleeren Gaſſen. Bei der Katharinenpforte, am Anfange der Zeil und in den angrenzenden Revieren ſah man nichts als weiße Soldatenröcke, geſchloſſene Läden und hie und da hinter der Spalte einer Hausthür lauſchende Köpfe. Man erzählte uns auf dem Roßmarkt, wo einzelne Gruppen beiſammen ſtanden, die Sachſenhäuſer, treffliche Schützen, zielen herüber in die Fahrgaſſe, und es ſey faſt als ſchöſſe der alte Kaiſer Carolus, der mitten auf der Brücke ſteht, denn jene verſtecken ſich hinter ihm, um ihre Kugeln in die Stadt zu ſenden. Man erzählte uns ferner, daß noch viel bewaffnetes Volk draußen auf der Pfingſtweide ſtehe, mit Senſen u. ſ. w. Die Kunde von Lichnowsky's Mord — ich hatte den Fürſten morgens noch in der Paulskirche mir gegenüber geſehen — hielt ich zuerſt für ein Schauermährchen. Um halb fünf Uhr, während der Dauer des Waffenſtillſtands, entſchloß ſich der Reichsverweſer, das Gartenhaus vor dem Bockenheimer Thore mit dem Mühlen'ſchen Hauſe in der Eſchenheimer Straße zu vertauſchen, weil erſteres auf freiem Felde doch gar zu ausgeſezt, lezteres ſchon wegen der Nähe für die Depeſchen zweckmäßiger erſcheinen mußte. Der Erzherzog hielt es nicht für angemeſſen, eine Eskorte zu nehmen oder auch nur zu fahren. Er und Frau von Brandhof, den kleinen Grafen von Meran an der Hand, von ein paar Männern begleitet, verließen zu Fuß die Villa; jedoch zog man vor, ſtatt der Landſtraße, den Weg hinten durch die Gärten zu wählen.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 255. Dienſtag den 24. Oktober 1848.

Empört mein Volk ſich? Das kann ich nicht ändern,
Sie brechen Gott ihr Wort, ſo gut wie mir. —
Heißt meine Schaaren gehn! Es rede keiner mehr,
Dieß abzuändern: jeder Rath iſt leer!

Shakeſpeare.

Der achtzehnte März.

(Fortſetzung.)

Mitten aus dem ſummenden Gedränge des Saals tauchte eine neue Deputation auf; es waren die Geiſtlichen Berlins, die ſich direkt an den König zu wenden begehrten. Er bemerkte einen würdigen Prediger, durchbrach die Reihe der Offiziere und näherte ſich der Deputation. In dieſem Augenblicke ſtürzten ſich noch zwei Deputationen auf den König. Die Offiziere ſuchten ſich wieder Bahn zu brechen, um die Perſon des Königs zu ſchützen.

„Sire!“ rief der ehrwürdige Greis, „ſchonen Sie das Blut Ihrer Unterthanen! Es iſt keine Pöbelemeute. Ich komme ſelbſt vom Schauplatz des Kampfes, mit meinen Augen ſah ich gute Patrioten, edle Männer in den Reihen der Kämpfenden. Sie ſind im Irrthum, ſie ſind verblendet — aber ſchonen Sie ihrer, Sire! Suchen Sie auf gütlichem Wege dieſen unglückſeligen Zwieſpalt auszugleichen.“ — Der König erwiderte: „Ich bin mir nicht bewußt, irgend Einem meiner Unterthanen Grund zu einer empörenden Widerſetzlichkeit dieſer Art gegeben zu haben. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Ich will Gehorſam — ich bin König!“ — Der Geiſtliche machte eine händeringende Bewegung.

Aus der Deputation, die jezt eingetreten, ſprang ein jugendlicher Sprecher hervor und rief mit einer Stimme voll Trotz und Leidenſchaft dem Könige zu: „Sire! die Bürger werden ſich bis auf den lezten Blutstropfen vertheidigen. Sie werden es nicht ſeyn, die weichen, beim Himmel, nein! ſie nicht! Wir werden ſiegen! Bedenken Sie, Sire, was dann Ihr Loos, das Loos der Stadt ſeyn wird.“ — Ein wilder Zornesruf, der aus der nächſten Umgebung des Königs tönte, ließ den kecken Sprecher kein Wort ſeiner Rede hinzufügen. Von Neuem warfen ſich Gruppen hier dem Könige, dort dem Prinzen und der Prinzeſſin zu Füßen. Es waren zum Theil Frauen.

Jezt kam der berühmte Gelehrte etwas aus der Fenſtervertiefung hervor; er hatte das Blatt wieder hervorgeholt. Der König richtete einen zerſtreuten Blick nach der Gegend hin, ſah das Blatt, nahm es, hielt es einen Moment in den Händen, ohne den Inhalt zu beachten, und gab es einem Adjutanten neben ſich, der es zu einem ganzen Stoß Papiere legte, den er unter dem Arme hielt. — Der Gelehrte warf einen kummervollen Blick auf ſein verlorenes Papier, dann auf ſeinen königlichen Beſchützer und verließ eben ſo leiſe den Saal, wie er ihn betreten hatte. Wie er der Thür des Kabinets vorbeieilte, flüſterte er einem großen breitſchulterigen Manne, der ihn dort zu erwarten ſchien, die Worte zu: „Es iſt vergeblich! Er hört nur auf die, die ſein Ohr ſich erobert haben.“

Der König ging wieder in's Kabinet. Der Gouverneur wollte ihm folgen; ein Adjutant trat zu ihm heran und flüſterte: „Seine Majeſtät hat ſo eben Ihren Poſten einem Andern übertragen.“ — „Wo iſt die Ordre?“ fragte der Erſtaunte, einen Schritt zurücktretend. — „Hier,“ entgegnete der Miniſter und zeigte ein Blatt, das eben aus dem Kabinet gekommen und auf dem der königliche Namenszug noch in friſcher Dinte glänzte. — Der General wandte ſich und verließ den Saal. — „Bleiben Sie, bleiben

Sie," rief Jemand, der ihm nacheilte. „Wir haben für den Moment unſer Terrain verloren; wir müſſen hoffen, daß wir in der nächſten Viertelſtunde wieder am Ruder ſind. Sehen Sie Ihren Nachfolger? er geht eben in's Kabinet."

Man ſah die ernſte, trotzige Geſtalt eines Mannes vorübergehen, dem die finſtere Macht des Gebietens über Bajonnette auf der Stirn geſchrieben ſtand. Die Prinzeſſin wandte ſich zur Seite, als der General vorüberſchritt und dem Prinzen ſeine Verbeugung machte, der ſeine Hand ergriff und ſie ſchüttelte. Nach allen Seiten hin flog jezt die Ordre, den Kampf auf's hartnäckigſte fortzuſetzen. Man hörte den Donner des ſchweren Geſchützes jezt dicht in der Nähe des Schloſſes. Mit einem wilden Ausruf des Schreckens und des Zorns entflohen die Frauen aus dem Saale, die Männer folgten, und wieder war auf wenige Sekunden der Saal leer.

Es ſchlug ein Uhr Morgens; da klang ein leiſer Schritt. Es war der Lauſcher, der ſich jezt wieder heranſchlich, aber er zog ſich raſch zurück; denn von ihren Damen gefolgt, von Dienern, die Kerzen voran trugen, geleitet, ging die Königin raſch durch den Saal, um ſich in ihre Gemächer zu begeben. Der Intendant folgte und ertheilte Befehle, die Reiſewagen in den innern Schloßhof fahren zu laſſen. — Eine Stimme aus dem Kabinet rief ihr nach; allein die Königin hielt in ihrem raſchen Gange nicht inne.

Jezt hörte man einen kurzen, aber heftigen Streit im Kabinet. — „Ich will — ich will dieſes entſezliche Schießen nicht mehr hören!" rief der König faſt außer ſich vor Zorn und Erſchöpfung. „Man ſoll aufhören!" — Bleich vor Aufregung und ſeiner ſelbſt kaum mächtig, aber dabei in kalter, ſtarrer militäriſcher Haltung verharrend, ſagte der General: „Sire, bedenken Sie die Folgen, wenn wir die Truppen zurückziehen! Der Befehl iſt raſch gegeben; ich bürge dafür, daß Ihre tapfern Soldaten, ſo erbittert ſie ſind, ſo gereizt durch die brutale Wuth dieſer Empörer — daß ſie im Nu ihre Waffen ſtrecken, daß ſie das Feld, das ſie bis jezt noch als Sieger behaupten, räumen werden; allein Wem vertrauen, wenn ſie fort ſind?" — Der König erwiderte nichts als: „Ich will Ruhe haben!"

Da drängte ſich der Mann, den wir früher auf die Worte des Gelehrten haben lauſchen hören, heran und ſagte leiſe zum Miniſter: „Soll ich?" — Die Antwort war eben ſo leiſe: „Sie können dabei nichts wagen. Haben Sie nicht eben gehört?" — „Ganz wohl; allein man wird einen ſchriftlichen Befehl verlangen." — „O, als wenn jezt Zeit zum Schreiben wäre! An den Barrikaden hört ſich's ſchlecht, und da ſieht ſich's auch nicht gut. Eilen Sie; laſſen Sie nur fünfzig Leute nach allen Richtungen hinſprengen."

(Schluß folgt.)

Kriſen in der Geſchichte des deutſchen Volks.

(Schluß.)

Noch genauer treffen mehrere wichtige Ereigniſſe mit den nach Menſchenaltern gemeſſenen Zeitabſchnitten überein, wenn man, nach der Anſicht Mehrerer, für ein Menſchenalter nicht bloß 33 Jahre, ſondern 33⅓ Jahr annimmt und deßhalb beim Vor- oder Zurückgehen um drei Menſchenalter jedesmal ein Jahr weiter hinzurechnet. Wir erhalten dann z. B. beim Zurückgehen um ſechs Menſchenalter von 1848 an das Jahr 1648, die Zeit, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen wurde, ganz genau. Gehen wir aber weiter, zehn Menſchenalter zurück, ſo erhalten wir die Zahl 333 und gelangen ſo zum Jahr 1515. Dieſes Jahr geht der Reformation um zwei Jahre voraus, wie das Jahr 1518, das man bei der andern Berechnungsweiſe erhält, um ein Jahr zu ſpät kommt. Beide Jahre mögen daher die Grenze andeuten, innerhalb welcher das große Ereigniß wirklich eintrat. — Schon geraume Zeit vorher hatte ein älterer Forſcher, Johannes Hütten in Thüringen (nach Melanchthon in apologia confess.), innerhalb dieſer Grenzen das Jahr 1516, als den Anfang der Reformation, mit merkwürdiger Beſtimmtheit vorausberechnet und angekündigt.

Die Zahl 333, die Zeit von zehn Menſchenaltern umfaſſend, gibt Veranlaſſung zu einer weitern Bemerkung. Sie iſt die Hälfte der ſonderbaren Zahl 666, zwanzig Menſchenalter begreifend, auf welche ſchon alte Weiſe des Orients bei ihren tiefſinnigen Forſchungen in der bilderreichen Sprache ihrer Heimath vielfach als eine beſonders bedeutungsvolle hingewieſen haben.

Gehen wir nun von 1848 um 666 Jahre zurück, ſo erhalten wir das Jahr 1182. Dieſes Jahr bezeichnet den Glanzpunkt der Regierung Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa, wo derſelbe nach ſchweren Kämpfen die höchſte Stufe der Macht und Ehre erreicht hatte, wo ſein gefährlichſter Feind, Heinrich der Löwe, beſiegt, geächtet, in das Ausland wandern mußte, wo durch die erklärte Reichsunmittelbarkeit der Stadt Lübeck der Grund gelegt wurde zur deutſchen Hanſe. Um ein Jahr voraus ging der Frieden von Conſtanz, der die größten Städte der Lombardei zwar untergeordnet dem Reich, aber doch frei im Innern erklärte. — Die ganze Regierung Friedrichs I. iſt aber ſelbſt der Glanzpunkt, die höchſte Stufe der Kaiſermacht, wie ſie weder ſpäter

noch früher erreicht wurde. — So verliefen denn 666 Jahre, zwanzig Menſchenalter, ſeit jenem Höhepunkt der deutſchen Kaiſermacht bis zur jetzigen Zeit, wo die Sitze der vielen Erben dieſer Macht in ihren Grundveſten erſchüttert, dem Umſturz nahe ſind, und es den Anſchein hat, als ſollte aus ihren Trümmern eine neue Macht gegründet werden. — Aber damit iſt die Bedeutung dieſer Zahl nicht zu Ende. — Gehen wir von 1182 an um weitere 333 Jahr zurück, ſo erhalten wir das Jahr 849, das, nur um wenige Jahre abweichend, mit dem Vertrag von Verdun zuſammentrifft, der die eigenthümliche Entwicklung der deutſchen Nationalität, gegenüber den andern, mit romaniſchen Elementen vermengten, gegründet und gegen weitere Vermengung geſichert hat. Rechnen wir ſodann von 1182 an zwanzig Menſchenalter oder 666 Jahre zurück, ſo gelangen wir zum Jahr 516, und dieſe Zahl bezeichnet uns den Zeitpunkt, wo durch die Theilung des großen fränkiſchen Reichs unter die Söhne Chlodwigs der deutſche Theil als Auſtraſien ausgeſchieden wurde und fortan meiſt ſeine eigenen Könige erhielt, welcher Moment daher für die Ausbildung der deutſchen Nationalität ſo große Bedeutung hatte wie 333 Jahre nachher der Vertrag zu Verdun.

Ueberblicken wir die deutſche Geſchichte, nach dieſen Abſchnitten gemeſſen, ſo tritt uns auch die Beſtimmung des deutſchen Volks recht klar entgegen. — Dieſes Volkes Aufgabe war von Anfang an und iſt noch heute der Kampf gegen Roms weltliche und geiſtliche Macht, gegen ſeine Waffen wie gegen ſeine Geſetze in Kirche und Staat, und nach endlicher Beſiegung der alten römiſchen Satzungen die Herſtellung einer neuen Ordnung, mit welcher die Menſchheit eine höhere Stufe der Bildung erſteigen wird. — Die Deutſchen kämpften und ſiegten in der Völkerwanderung und als Stifter des fränkiſchen Reichs gegen die weltliche Macht der Römer, die Hohenſtaufen kämpften mit weltlichen Waffen gegen die geiſtliche Macht Roms, und unterlagen. Die Reformation begann den Kampf mit geiſtigen Waffen, aber noch einſeitig, unvollkommen, deßhalb nur mit halbem Erfolg. Die Bewegung unſerer Zeit ſoll nun vollenden, was durch die früheren Kämpfe nicht zu erreichen war.

Daß die Fortſchritte der Entwicklung als nach genau zu meſſenden Abſchnitten erfolgend ſich darſtellen, ſollte auch die eifrigſten Freunde der Freiheit nicht befremden, am wenigſten jetzt, wo nach den anerkannten Begriffen von Volksherrlichkeit die Wahrheit, oder doch die Geltung eines Gedankens nach der Zahl und nach der Mehrheit ſeiner Bekenner beurtheilt wird. — Wenn man zugibt, daß jede Zeit ihre neuen Gedanken hat, welche die jüngern vertheidigen, die ältern bekämpfen, und wenn man ferner nicht beſtreiten kann, daß von den ältern nach einem feſten, unabänderlichen Geſetz mehr in das Grab ſteigen als von den jüngern, die Zahl der Verfechter neuer Gedanken daher mit jedem Jahr zunimmt, ſo muß man auch zugeben, daß jeder neue wahre Gedanke endlich in eine Zeit eintritt, wo die Mehrheit der Menſchen ſich für denſelben bekennt, und wo er mit unwiderſtehlicher Gewalt zur Herrſchaft gelangt, auch wenn dieſe Mehrheit nicht auf künſtliche Weiſe abgezählt wird, wie jetzt in den Parlamenten.

Der Gedanke, für die Einheit Deutſchlands zu kämpfen, ſelbſt mit Aufopferung von Gut und Blut, lebte ſchon lange in vielen Deutſchen; aber bis dieſe zu Opfern bereiten, kampfluſtigen Männer zu einer beherrſchenden Mehrheit anwuchſen, mußten jährlich tauſende älterer Männer in's Grab verſenkt werden, die noch Augenzeugen geweſen der langen Kriege, die noch lebendige Anſchauung von den zu bringenden Opfern hatten, und ſchon deßhalb, abgeſehen vom Alter, bedenklicher waren als ſolche, die den Krieg nur vom Hörenſagen kennen. — Wie viel Blut mußte in Bürgerkriegen, beſonders ſeit Heinrich IV., in Deutſchland vergoſſen werden, bis die Mehrzahl der Deutſchen die Unterwerfung unter die Einheit des deutſchen Reichs als nothwendig erkannte und Kaiſer Friedrich I. die Aechtung Heinrichs des Löwen durch die Macht der öffentlichen Meinung auszuführen vermochte! S.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

(Fortſetzung.)

Der 17—19. September

Kaum zwanzig Schritte von dem Hauſe bemerkte der Erzherzog einen Haufen Männer, welche beiſammen ſtanden und ihre Gewehre luden, und gedachte natürlich nicht in dieſer Nachbarſchaft zu verweilen. Als die Familie das Eſchenheimerthor erreichte, ſagte ein Bürger, dem ſie dort begegneten: „Die Herrſchaft ſollte hier nicht ſo gehen. Nicht weit von da ſind eben zwei Herren erſchoſſen worden.“ — Der Kammerherr ging

immer einige Schritte voraus und winkte dann wieder mit der Hand dem Erzherzog und ſeiner Gemahlin, daß ſie ohne Gefahr folgen könnten. So erreichten ſie das Palais. Die nöthigſten Effekten folgten im Wagen. So unvorbereitet war der Umzug, daß man kaum noch ein Bett für den Erzherzog bereiten konnte; Frau von Brandhof und ihr Sohn brachten die Nacht auf dem Divan zu. — Um die nämliche ſechste Stunde war ich in der Nähe des Taunusbahnhofs. Im Allgemeinen durften die Thore nicht geöffnet werden, und außen an den Gittern drängten ſich vergebens viele haſtige Geſtalten. Auf der Promenade war ein Rennen von Reiſenden, die ihre Säcke und Koffer ſelbſt trugen, und von fremdem Volke, Turnern, Handwerksburſchen u. ſ. w. Im Augenblick, wo das heſſen-darmſtädtiſche Militär, das nicht durch Sachſenhauſen paſſiren konnte, über die neue Brücke ritt, ſah ich einen Nachen den Main hinabfahren voll Karouſſelpferden, welche die Beine in die Luft ſtreckten, auf der ſie zur Meßluſt Frankfurts ritterliche Schuljugend getragen.

Gerade als ich heimkehrte, fingen die Kanonen an zu donnern. Mit den ſchmerzlichſten Gefühlen zählte ich fünf Schüſſe, dann noch mehr. Wenn es ſich in dieſer ſo gewaltthätig aus Träumen aufrüttelnden Zeit irgend geziemte, ſomnambül zu ſeyn, ſo würde ich erzählen, wie ich etwa vierzehn Tage vorher, wo die Stadt vollkommen ruhig athmete, eines Abends um die nämliche Stunde die Geſpenſter dieſer Kanonen gehört habe. Man mag es erklären wie man will und kann, gehört habe ich ſie wahrhaftig, und über Kanonen kann man ſich doch nicht ſo leicht Illuſion machen. Ich habe ſchon früher die Erfahrung gemacht, daß zum „zweiten Gehör," von welchem auch Byron aus Reiſeerinnerungen ſpricht, eine minder tranſcendente Organiſation erforderlich ſcheint als zum „zweiten Geſicht." — Während das Geſchütz gegen die Barrikaden ſpielte, nahm das Ganze mehr und mehr den Charakter einer Schlacht an. Unſere Diener ſchilderten ausführlich mit der Wolluſt des Grauens die Wagen voll Verwundeter, welche bei der nahen Hauptwache anlangten. Einmärſche von Truppen aus aller Herren Ländern folgten unausgeſetzt auf einander. Die Frauenzimmer an den Fenſtern ſchwenkten weiße Tücher zum Gruße der einziehenden Beſchützer, deren ſchon auf den Straßen bivouakirende Kameraden freudige Zurufe erſchallen ließen. Vor jeder Hausthüre in der Allee hatten ſich die Eigenthümer und Bewohner verſammelt, und auch ich holte mir in der allgemeinen Aufregung von dieſem kleinen Hauptquartier der Neuigkeiten Rath. Es war geboten, Lichter an die Fenſter zu ſtellen; allmählig entzündeten ſich Lampenreihen an den Geſimſen, wohl noch übrig von früheren Freudentagen, vielleicht vom Vorparlament, oder vom Einzug des Reichsverweſers. Feenhaft ſchimmerte es durch die grünen Bäume, das Goethedenkmal funkelte im Wiederſchein; der ganze Anblick hatte, eben in ſeinem Glanze, etwas unſäglich Trauriges, es lag eine zerreißende Ironie darin. Wieder dröhnte die Kanone mit weitverhallendem Echo, und wir ſahen ihren Blitz am dunkeln Nachthimmel, der wie von einer Wunde zu zucken ſchien, gerade über der rieſigen Erzgeſtalt unſeres Dichters, welcher erhaben wie ein Geiſterbild niederblickte. Da ſprengen Reiter, hier eilen Wundärzte, Wachtfeuer flammen auf, Soldatenlieder erklingen, dort geben Trommeln, hier Trompeten Signale. Ueberall läuft man um Brod und Trank für die Krieger, nirgends iſt mehr etwas aufzutreiben für ſo viele unerwartete Gäſte, in allen Wohnungen iſt Mangel eingetreten; und als nach und nach die Botſchaften beſchwichtigender lauten, eine gewiſſe Stille und Erſchöpfung ſich über die Stadt breitet, ſucht man zuletzt auch hungrig die Lagerſtätte.

(Fortſetzung folgt.)

Darmſtadt, Oktober.

(Schluß.)

Journaliſtik. — Theater. — Kunſtausſtellung.

Das große Halbjahr des Jahres 1848 ging zu Ende und hiermit entwickelten ſich ganz eigene Verhältniſſe des „rheiniſchen Volksblattes." Schon war ſeine Fortſetzung für das zweite Halbjahr angezeigt, als der Redakteur ſich genöthigt fand, hinſichtlich des gemeinſchaftlichen Unternehmens mit dem Verleger (K. Leske) zu brechen. Dieſer hatte nämlich ſich herausgenommen, in den für Inſerate beſtimmten Theil des Blattes politiſche, mit der Tendenz deſſelben nicht in Einklang ſtehende, den Redakteur perſönlich nicht berührende, aber nicht weniger ihm höchſt empfindliche Artikel ohne deſſen Wiſſen und Genehmigung zu ſetzen, und als darauf dieſer im Blatt ſelbſt eine Erklärung hierüber erließ, ihn ſo mit Grobheiten zu überſchütten, daß er die ſo beſudelte Sache nicht länger mehr in der Hand behielt. Der Buchhändler Leske trat nun mit zwei neuen Zeitungen auf: einer „neuen deutſchen Zeitung, Organ der Demokratie," und einem „neuen rheiniſchen Volksblatt." Die neue Deutſche beklagte bald, daß der Juniaufruhr in Paris ſo ſchlimm für das Proletariat abgelaufen, und die neue Rheiniſche in Glacéhandſchuhen gibt ähnliche Sympathien fortgeſetzt kund. Ich möchte bezweifeln, daß die Erhöhung der erſtgenannten Zeitung zum Organ der äußerſten Linken in Frankfurt für das Journal von weſentlichem Vortheil ſeyn wird. Sollte dieß aber der Fall ſeyn, ſo ſiedelt ſie, dem Vernehmen nach, auf Neujahr nach Frankfurt über.

Unſer Theaterleben ſchlummert. Nachdem vor mehreren Wochen der Bürgermeiſter eine Antwort der Theaterintendanz bekannt gemacht, welche auf die Eingabe mehrerer Bürger die Wiedereröffnung des Hoftheaters in nahe Ausſicht ſtellte, iſt noch keine wirkliche Vorbereitung dazu zu bemerken. Allerdings ein Verluſt für die öffentliche Unterhaltung, vielleicht ſelbſt für die Kunſt; aber es heißt dem Großherzog etwas viel zumuthen, daß er bei der jetzigen zweifelhaften öffentlichen Lage und ehe er mit den Landſtänden wegen ſeiner Civilliſte übereingekommen, Opfer für das Theater bringen ſolle. Unter dieſen Umſtänden griffe man vielleicht beſſer wieder nach dem alten Theater, das kleiner iſt, und deſſen Heizung und Beleuchtung weit weniger koſtet. Wenigſtens ſcheint mir der Vorſchlag annehmbarer als der unſeres Dilettantiſchen Korreſpondenten, welcher vorläufig eine wandernde Truppe hierher wünſcht. — Seit dem 28. vor. Mts. iſt die Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins dahier im Gange. Sie wird noch bis zum 19. d. Mts. dauern. Wir waren in dieſem Jahre die lezten im Turnus, und nicht zu unſerem Nachtheil. Seit der Wanderung der Kunſtwerke durch die übrigen Städte unſeres Rheinbundes ſind noch viele neue, theilweiſe werthvolle, kryſtalliniſch ihnen angeſchoſſen. In Stuttgart zählte der Katalog 352 Nummern, wovon freilich manche nun ausgefallen ſind. In Karlsruhe vermehrte ſich die Sammlung bis auf 429, in Freiburg auf 488, in Straßburg auf 527, in Mainz auf 573, und hier in Darmſtadt auf 593. Es wäre nur zu wünſchen, daß zu den theilweiſe wirklich tüchtigen Leiſtungen ſich auch recht viele Käufer fänden. Alle Einzelvereine, mit Ausnahme des hieſigen, haben nun ihre Auswahl getroffen (nicht ſelten ſo, daß man es nicht recht begreift), und doch ſind der preiswürdigen Bilder noch genug da. Der Beſuch iſt mittelmäßig; wenigſtens liegt kein Anlaß zu einer Klage vor, wie aus Mainz eine erging. Aber freilich iſt auch der Ausſchuß bedacht, durch beſonders niedrige Preiſe an einzelnen Wochentagen möglichſt viele Schauluſtige herbeizuziehen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 52.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 256. Mittwoch den 25. Oktober 1848.

— Kleine Züge, die uns ein fernes Zeitalter ſo nahe bringen, weil ſie in ihrer Gemeinheit an das allgemein Menſchliche mahnen

Herder.

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

Von A. v. Reumont.

I. Häusliches Leben zu Siena im dreizehnten Jahrhundert.

Im Domarchive zu Siena findet ſich eine Handſchrift aus dem dreizehnten Jahrhundert, ein Verzeichniß der Ausgaben und Einnahmen einer Familie jener Stadt, der Lambertini, welche zu den alten und angeſehenen gehörte. In dieſem Heftchen ſind alle Details des Hausweſens verzeichnet, wie Madonna Moscada, die Wittwe Spinello Lambertini's und Vormünderin ihrer Kinder Spinello, Aldobrando, Matafala (Methuſalem) und Ugolinella es führte, als man die Jahre 1231—1243 nach Chriſti Geburt zählte; die Zeit alſo, in welcher das Städteweſen in Toscana ſeiner feſten Geſtaltung entgegenſchritt, die Zeit, in welcher die lezten Kämpfe Friedrichs II. von Hohenſtaufen mit dem ihm überlegenen Guelfenthum Alles in Aufregung hielten, im Florentiniſchen, Piſaniſchen, Sieneſiſchen die Kriſis des Feudalweſens im Gegenſatz zu dem ſich conſtituirenden Bürgerthum ſchon begann und die Ereigniſſe im Anzuge waren, als deren Höhenpunkte die Schlacht von Montaperti (1260), blutig und für den Moment entſcheidend, aber ohne dauernden Erfolg, und der Sieg des guelfiſch-bürgerlichen Elements zu Florenz in der Dante'ſchen Epoche zu bezeichnen ſind.

Gaetano Milaneſi, Bibliothekar zu Siena, durch hiſtoriſche und kunſtgeſchichtliche Arbeiten vortheilhaft bekannt, machte zuerſt auf dieſe Handſchrift aufmerkſam; Niccolò Tommaſeo, gegenwärtig in der politiſchen Welt eben ſo oft genannt wie früher in der literariſchen, verſah ſie mit Einleitung und Commentar, und ſo wurden dieſe Ricordi di una famiglia Senese in einem der neueſten Hefte des zu Florenz erſcheinenden hiſtoriſchen Archivs gedruckt.

Wir haben hier einen höchſt werthvollen Beitrag zur innern Geſchichte des toscaniſchen Volkes vor uns, in deſſen Haus und Hof wir blicken, das wir in Küche, Keller und Geſindeſtube kennen lernen, und in der Verwaltung von Villa und Pachthof wie in den Beziehungen zu Kirche und Pfarre. Was bis auf den heutigen Tag einen Hauptzug im toscaniſchen Volkscharakter bildet, die ängſtliche Sparſamkeit und Genauigkeit, welche ſo oft von den übrigen Italienern verlacht wird, aber den Toscaner nicht verhindert, ja vielmehr in den Stand geſezt hat, mit beſchränkten Mitteln Größeres auszuführen als unter ähnlichen Verhältniſſen vielleicht jemals geleiſtet worden iſt: dieſe Sparſamkeit und haushälteriſche Ordnungsliebe findet ſich hier vor ſechs Jahrhunderten, in einer Zeit großer politiſcher und ſocialer Bewegung, welche die Losreißung des Landes von der Kaiſergewalt und damit die Conſtituirung des republikaniſchen Italiens entſchied. Sämmtliche Ausgaben ſind hier verzeichnet, wie der Tag ſie mit ſich führt, bis auf die kleinſten, die einen Denaro, das heißt den zwölften Theil eines Soldo betragen, alſo ein Drittheil eines Pfennigs. Der Werth dieſer Aufzeichnungen wird dadurch erhöht, daß nicht nur die Ausgabe in Betracht kommt, ſondern auch die Einnahme, von der ſie beſtritten wird; die Einnahme vom Garten, vom Magazin, von der Mühle, von dem Eſelein, welches in der Mühle arbeitet, die eingebüßten Gewinnſte ſelber. Es iſt ein gar intereſſantes und anziehendes Detailgemälde beſchränkten Umfangs, welches ſich hier unſern Blicken aufſchließt.

Blicken wir etwas genauer hinein. „Im Jahre des Herrn 1233, Calenden des December. Dieſe ſind die Ausgaben, welche im Monat December für das Haus gemacht worden ſind: Zuerſt 28 Denari für eine Wachskerze zu Ehren des h. Nicolaus. Gleicherweiſe 12 Den. für eine Kerze zu Ehren des h. Andreas. Item 12 Den. für Fleiſch. Item 6 Den. für Fleiſch. Item 8 Den. für Mehl für's Haus. Item ein Scheffel Mehl, das von der Mühle zurückgekommen, von dem Gewinn des Mauleſels für den December, zum Verbrauch im Hauſe. Item Wein für den häuslichen Bedarf. Item 5½ Scheffel Mehl, von dem Gewinn vom Mauleſel, für den Verbrauch im Hauſe. Item 25 Den., die wir für ein halbes Viertel Oel für den Hausbedarf ausgaben. Item 8 Den. für zwei Becher. Item 12 Soldi weniger 4 Den. für den Mantel für Mataſala, zu welchem fünf Ellen erforderlich waren. Item 48 Soldi für ein Schwein, welches ganz verzehrt ward. Item 33 Soldi vom Getreide, neun Scheffel, welche von der Mühle kamen. Item 23 Den. für ein halbes Pfund Wachs zum Weihnachtfeſte. Item 27 Den., welche drei Arbeitern gegeben wurden, die beim Ausſtampfen der Oliven Hülfe leiſteten. Item 3 Soldi und 6 Den., welche für ein halbes Viertel von einem Schwein für das Chriſtfeſt ausgelegt wurden. Item zwanzig Ellen Wollentuch für's Haus. Item 12 Den. für die Hufeiſen des Maulthiers, für welches gleicherweiſe 8 Den. zum Behuf des Bruſtleders. Item 1 Den. für's Haus. Item 10 Den. für eine Wachskerze zu Ehren des h. Antonius; für deſſen Feſt noch 12 Den. ausgegeben. Item 32 Den. für Holz aus dem Walde von S. Leonardo. Item 6 Den. für ein Eiſen. Item 8 Den. für Kerzen. Item ſechs Scheffel Mehl für's Haus für Februar. Item 22 Den. für Strümpfe für Spinello. Item 11 Den. für einen halben Scheffel Erbſen für's Haus. Item 27 Den. für ein Paar Hoſen für Mataſala im Monat März. Item 17 Den., welche um Gotteswillen verſchenkt wurden. Item 17 Soldi weniger 1 Den. für das Weben von Leinwand von Mona Moscada. Item 34 Den. für ein Meſſer für Mataſala. Item 52 Soldi für Kleidungsſtücke für Mataſala und 43 Den. für das Nähen der Kleider."

Und anderes aus dem folgenden Jahr: »Anno domini MCCXXXIIII, Monat December (Latein und Vulgarſprache ſind gemiſcht); tempore domini Transmondi Sen. Pot. (Podeſtà von Siena). Hec sunt expense minute in domo tantum facte a domina Moscada, relicta olim Spinelli, tutrice liliorum eius. In primis 2 Soldi 2 Den. für eine Wachskerze zur Vigilie von S. Nikolaus für Mataſala. Item 13 Soldi 6 Den., welche Mona Moscada für einen Schemel für Mataſala ausgab. Item 8 Soldi 6 Den., welche Mona Moscada für Rindfleiſch und Schweinefleiſch zu Weihnacht ausgab. Item 3 Soldi 6 Den. für Fußzeug für Mataſala. Item 20 Den. für ein Paar Holzſchuhe. Item 10 Den. für eine Kerze für Mataſala zum Sankt Antoniusfeſte. — Dieß gehört in den Monat Januar. Zuerſt 37 Soldi für ein Schwein, welches Meſſer Pepo von Monte Groſoli kommen ließ, zum Verbrauch für's Haus. Item 5 Soldi 3 Den. für die Aermel von Madonna Moscada und 4 Soldi 6 Den. für den Mantel von Madonna Moscada. Der Ertrag war theils vom verkauften Wein, theils von Getreide. Item 26 Den. für eine Pfundkerze, welche zu Mariä Lichtmeß geweiht wurde für das Haus."

(Fortſetzung folgt.)

Der achtzehnte März.

(Schluß.)

„Sire, ich warte auf Ordre," ſagte der General. — Der König, ohne dieſe Ordre zu geben, entfernte ſich. — Der General zuckte die Achſeln und wechſelte einen Blick mit dem Prinzen, der ihm einen Wink gab. Der General ſah mit finſterem beobachtenden Blick auf den Miniſter und auf eine Gruppe am Fenſter, die ihn umgab.

Alles blieb faſt regungslos ſtehen, ſo wie es ſtand. Es lag eine Luft, ſchwer wie der Athem der Wüſte, auf dieſen Räumen. Man konnte nur mit Mühe dieſe Luft einathmen; ſie ſchien auf ihren Fittichen Tod, Unglück, Entſetzen zu tragen. Die goldenen Linien, als Zierrathen der Decke, blitzten durch das Dunkel oben wie die Wetterſcheine eines herannahenden Gewitters. Alles in dieſem Saale konnte Schrecken einflößen; ein zufällig aufſliegender Fenſterflügel, ein ſich rauſchender Vorhang — es war ein Gegenſtand, der die Knie wankend machte und die Blicke ſtarr nach jener Gegend zu richten zwang.

Die Damen der Königin, die Hofdamen der Prinzeſſin waren im Saale erſchienen. Die königliche Familie, außer dem Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen, die das Kabinet nicht verließen, war in den Nebengemächern verſammelt, und Einzelne erſchienen, um hier einem General, dort einem Miniſter eine flüchtige Beantwortung einer flüchtigen Frage abzunöthigen. — Plötzlich entſtand eine ungeheure Bewegung. Sie war durch Männer erregt, die von auswärts eindrangen und die Nachricht brachten, daß das Militär den Kampf eingeſtellt habe. — „Verrath!" riefen einige Stimmen. — „Nicht doch!" antworteten andere; „ſie haben Befehl erhalten abzumarſchiren, die Stadt zu verlaſſen. Die Tumultuanten

wollen es ſo; nicht eher wollen ſie die Barrikaden räumen." — „Die Tumultuanten?" verbeſſerte eine Stimme; „ſagen Sie die Bürger." — „Empörer! Verbrecher!" ſagte eine tiefe donnernde Stimme dicht in der Nähe des Kabinets. „Wir ſind Alle verloren, jetzt, da wir uns ſchimpflich in ihre Macht gegeben."

Der Gouverneur von Berlin verließ den Saal, ihm folgten ſeine Adjutanten und Offiziere. Man ſah ſie bleich wie der Tod hinausſchreiten. Ein junger Offizier der Garde du Corps drängte ſich durch die Reihen. „Es iſt nicht möglich!" rief er, „es kann nicht ſeyn! Der König kann dieſen Befehl nicht gegeben haben. Und wenn er ihn gegeben hat — ſo — bleiben wir dennoch und gehen nicht." — „Offizier!" rief der Gouverneur und ſah den jungen Mann ſtarr an, „wiſſen Sie was Disciplin iſt?" — „Excellenz, um Gotteswillen — nur hier nicht, hier nicht!" — „Gerade hier!" donnerte der General. „Sie räumen augenblicklich mit ihren Soldaten das Schloß. Innerhalb weniger Stunden darf kein Militär mehr in der Stadt ſeyn." — „Und das will der König?" — „Wer ſoll es ſonſt wollen?" antwortete der General kalt und ſchritt zur Thüre hinaus.

Ein wildes Triumphgeſchrei ließ ſich in den innern Höfen des Schloſſes hören. Der Morgen dämmerte ſchon. Der Offizier blickte hinaus, kam zurück und ſagte den Damen, die ſich um ihn ſammelten: „Entſetzlich! Wir müſſen fort — und der Pöbel höhnt uns! Sie kommen die Treppen heraufgeſtürmt — alle Höfe ſind voll! Und wir müſſen den König unter dieſer Rotte allein laſſen!" — „Hoffen wir das Beſte!" ſagte eine ältliche Hofdame, indem ſie beſorgte Blicke auf den jungen Mann vor ihr heftete. „Es iſt doch immer die Bürgerſchaft von Berlin." — „Das iſt keine Bürgerſchaft von Berlin!" entgegnete der Offizier. „Sehen Sie ſich nur einen Augenblick die Geſichter an. Es iſt der Pöbel, der brutale Pöbel, von Aufrührern aufgehetzt, und in ſolchen Händen — laſſen wir den König!" — „Er hat's ja gewollt," ſagte ein junger Oberſt mit einem ſchneidenden Lächeln. „Kommen Sie, wir wollen dieſe hübſche Stadt im Sturmſchritt verlaſſen."

„Die Prinzeſſin rauſchte aus dem Kabinet hervor; ihre Damen warfen ſich ihr in den Weg. „Wo iſt mein Kammerherr?" fragte die Prinzeſſin. — Er war nicht zu finden. — Miniſter, Generale, Deputationen, Geiſtliche, alles lief und rannte die Treppen auf und ab. Der Pöbel warf unten mit Steinen nach den Offizieren und ſchrie ihnen nach. Eine wüthende rohe Maſſe hatte ſich an den Eingang gedrängt, offenbar in der Abſicht, die Prinzen heraustreten zu ſehen, beſonders den Prinzen von Preußen, auf den die Wuth gereizt worden war. — Die Offiziere der Wache, von dieſem Zuſtand der Dinge unterrichtet, ließen um die Ehre bitten, die Prinzeſſin begleiten zu dürfen. Sie nahm dieſe Geleitſchaft an. In einen Offiziersmantel gehüllt, eine Offiziersmütze auf dem Kopfe, verließ die Prinzeſſin das Schloß, um ſich in ihren Palaſt zu begeben. Der Prinz hatte ſchon vor ihr das Schloß verlaſſen. Man hatte ihm geſagt, daß ſeine Sicherheit gefährdet ſey, wenn er ſich nicht entſchließe, ſogleich die Stadt zu verlaſſen. Er zögerte und folgte dieſem Rath erſt dann, als er ſich ſelbſt überzeugt, daß ſein Bleiben weder der Sache noch ſeiner Perſon irgend dienlich war.

Die brutalen Scenen nahmen ihren Anfang. Schildwachen wurden niedergeſtoßen, mit entſetzlicher Grauſamkeit gemordet, Offiziere beſchimpft. Die gutgeſinnten Bürger fanden ſich mühſam unter den Waffen zuſammen, ſie verfehlten die Sammelplätze, ſie waren noch an kein Commando gewöhnt. — Faſt zwei ganze Tage, von Sonnabend Morgen bis zum Dienſtag Morgen, herrſchte völlige Anarchie in der Stadt, die roheſte, ekelhafteſte Pöbelherrſchaft, eine Herrſchaft der Hefe der Bevölkerung. Es war ein Zuſtand, der Entſetzen und Ekel zugleich einflößte. Während dieſer furchtbaren Pöbelherrſchaft war der König öfters entſchloſſen geweſen, die Stadt zu verlaſſen, allein ſein königlicher Sinn hieß ihn, das Haus ſeiner Ahnen nicht zu räumen, die Stadt nicht aufzugeben, ſo lange noch irgend Hoffnung ſich zeigte, daß Ordnung und Geſetzlichkeit in dieſer verwilderten Bevölkerung wieder die Oberhand gewinnen würden. Er erließ ein Manifeſt, in welchem er dieſe Hoffnung ausſprach. Aber dieſes Manifeſt machte keine gute Wirkung. Der Trotz der Menge ſah hierin nur eine neue, dem König zugefügte Demüthigung, und triumphirte. Es führte die Aufſchrift: „An meine lieben Berliner!" und dieſe lieben Berliner waren — man mochte es nun wenden, wie man wollte — in dieſem Augenblick doch eben nur Empörer gegen Geſetz und Ordnung, gegen die Befehle ihres unbeſchränkten Königs. Man konnte ihnen vergeben, aber es lautete nicht gut, ſie in dieſem Augenblick „liebe Berliner" zu nennen. Der ſcharfe Volkswitz verſtand auch das Ungehörige dieſes Ausdrucks ganz wohl und ließ ihn einer böswilligen Controle unterliegen. Eine empörte Hauptſtadt iſt nur durch Waffen zur Ruhe zu bringen; hier waren dieſe Waffen gleichſam auf Befehl der Empörer entfernt worden und man dankte ihnen nun, daß ſie ſo gütig waren, Ruhe zu halten. Der König ſah das Verhältniß freilich nicht von dieſer Seite, von dieſer Seite ſah es aber die ganze Hauptſtadt; der König gedachte Großmuth zu üben, und übte ſie auch in ſeinem Sinne; aber man nannte dieſe Großmuth allgemein Schwäche.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.
(Fortſetzung.)

Der 17—19. September.

Frankfurt glich am nächſten Morgen einem großen Heerlager. Ueberall Pferde, überall lange Reihen von Soldaten, die auf dem Stroh ruhten oder in Parade aufgeſtellt waren. Durch dieſe kriegeriſchen Scenen hindurch gelangte man in die Paulskirche, und ſo ſehr ſtumpft die Gewalt der Ereigniſſe und die Gewohnheit ab, daß man die zarteſten Frauen zwiſchen Pferden, ſchnarchenden oder ſchmauchenden Soldaten hindurch, ja dicht hinter Tauſenden von Gewehren vorbeiwandeln ſah. Präſident Gagern gedachte mit tiefer Erſchütterung und von Thränen gedämpfter Stimme der Ereigniſſe des vergangenen Tages. Die Stimmung des Parlaments war nicht nur eine unbeſchreiblich niedergeſchlagene, ſondern auch ernüchterte, kleinlaute und weiche; in der darauffolgenden zweiten Sitzung aber — wie es denn auch Geſetze des geiſtigen Temperaturwechſels geben mag — brach ſchon von allen Seiten die bittere Gereiztheit los, aus der alle Wundſchmerzen der jüngſten Vergangenheit ſprachen. Ich begleitete am 19. Mittags, nach dem Schluſſe der Verhandlung, einige Bekannte auf einem Gange durch die Stadt. Weil der Börſenſaal voll Militär war, verſammelten ſich die Börſenmänner — das Geldparlament — unter freiem Himmel im Hofe vom Braunfels, deſſen obere Gallerie einen Bazar bildet von eleganten Meßwaaren aller Art, mit denen man Hötels vom Prunkſaal bis zur Küche einrichten könnte. In der Börſenhalle mit ihrer modernen ſteifen Architektur, ihren Statuen — wer ſagt noch, daß eine Stadt nicht durch ihre Denkmale beredt iſt? — lag ein ſchwer verwundeter Czeche, der kein deutſches Wort ſprach oder verſtand, nicht wußte, wofür er ſich ſchlug — für fünf Kreuzer täglich! Solcher Gehorſam hat doch auch wieder etwas tief Rührendes, ähnlich der Demuth des frommen Laienbruders. — Aus der Schnurgaſſe heraus ſahen wir einen langen verzweiflungsvollen Zug von Gefangenen kommen, welchen Oeſterreicher geleiteten. Ich werde ihre in's Herz ſchneidenden Mienen und Geberden nie vergeſſen. Sie haben mir mehr als der Buchſtabe des Evangeliums gelehrt, daß man das Verbrechen, aber nicht den Verbrecher haſſen müſſe. Ich ſah auch gefeſſelte Turner an der Stelle, wo ich geſtern dieſe Leute hatte die Barrikade bauen ſehen, die jetzt verſchwunden war. Nur vier-und-zwanzig Stunden dazwiſchen, und was iſt alles hier geſchehen! Die Erde war mit Glasſplittern bedeckt, die ſcheibenloſen Fenſter und Laden gähnten uns ſchwarz an. In dem Hauſe zunächſt der Barrikade hatte man die Thüre eingebrochen, um die daſelbſt verborgenen vierzehn Empörer aufzufinden. Oben lag ein ſchöner junger Mann, gerade in's Herz geſchoſſen, den Niemand kannte. Ein von einer Kugel getroffener Arbeiter hielt noch ein kleines Stück ſchwarzes Brod in der Hand. — Die ſonſt ſo ſtolze Stadt glich einem Stalle, in allen Straßen Heu und Stroh, und darüber hin ſtrömte die gaffende Menge. Das wegen der Barrikaden aufgeriſſene Pflaſter ward hie und da wieder hergeſtellt; dieſe offenen Stellen ohne Steine ſahen aus wie die Wunden der Stadt; auf einer ſaß ſpielend ein kleines Kind. Am ſchlimmſten zugerichtet und bis zum dritten Stockwerke von Kugeln verwüſtet war ein kleines Haus an der Conſtablerwache und eine Apotheke in der Allerheiligengaſſe. Auf der ſchönen Ausſicht ſtanden Kanonen, um die Mainbrücke zu beſtreichen. Kaiſer Karl, der mitten auf ihr ſteht und mit ernſten Brauen ſtromabwärts und faſt auch nach der Paulskirche hinüber blickt, war auch in der Schlacht geweſen, hatte einen Schuß in die Bruſt erhalten, hart neben dem Kreuze des Reichsapfels, den er trägt. Der edle hier heimiſche Künſtler Veith, deſſen tiefgedachte Fresken das Kunſtinſtitut zieren, dem er vorſteht, ein Enkel von Mendelsſohn und Stiefſohn Friedrich Schlegels, nahm in ſeinen Arbeitsſälen im deutſchen Hauſe etwa hundert Böhmen auf. Eine Kugel drang geſtern in die Wand ſeines eigenen Ateliers. Nur wenige Schritte von der Barrikade am Saalhofe, dem uralten fränkiſchen Fürſtenſitze, bemerkte ich auf dem Römerberge eine ſchon wieder geöffnete Meßbude voll kleiner Goldſachen. Ich fragte die zwei jungen Verkäuferinnen, ob ihnen nichts zerſtört, nichts geraubt worden ſey. „Nichts iſt verletzt, kein Ring, keine Stecknadel berührt worden," verſicherten die freundlichen Mädchen. — Wenn man heute in ein Haus kam, ſo traf man die Leute beſchäftigt mit Einſiegeln von Waffen. — Der nächtliche Heimweg durch die Stadt bot maleriſche Momente. Die Wachfeuer ſandten ihren Funkenregen wie feurige Fontainen in die Luft und beleuchteten die Phyſiognomien und Uniformen aller deutſchen Stämme in buntem Wechſel. Vor meiner Thüre bivouakirte das württembergiſche Reiterregiment, und ſeine hübſchen Pferde gruppirten ſich wie zu künſtleriſchen Studien auf dem Roßmarkt, auf derſelben Stelle, wo noch vor wenigen Tagen ein luſtiges Meßkarouſſel ſich beim Schalle des Heckerlieds gedreht hatte, eine ambulante Kinderſtube der Reichsſtadt.

Im engliſchen Hofe wimmelte es von Offizieren ſämmtlicher Reichstruppen und von Geiſtlichen beider Confeſſionen. Von den obern Stockwerken überſah man die militäriſche Leichenfeier, welche ſich hier mit ſeltenem Glanz und Ernſt vorbereitete. Der Roßmarkt mit der Maſſe reicher Uniformen, unter denen ſich beſonders die öſterreichiſchen auszeichnen, liegt vor uns. Durch Reihen von Soldaten aller deutſchen Gaue ſchreitet General Nobili, eine würdige Kriegergeſtalt, ohne irgend ſteife Haltung. Dort ein preußiſcher General, dem, wie er durch die ſchmucken Reihen geht, auf ſeinen Gruß: „Guten Morgen, Kinder!" jede Compagnie antwortet: „Guten Morgen, Herr General!" — Von allen Seiten langſam auf der Mitte des Platzes ſich verſammelnde Wagen mit blumenbekränzten Särgen; ſchwarzumflort ragt das Crucifix über all den blitzenden Helmen und Waffen. Es war auffallend, in welch feierlicher Majeſtät der Präſident an der Spitze der Nationalverſammlung heranzog, und wie ſchnell die Generalität, der ſie ſich nahten, dieſen Moment vorübergleiten ließ, und wie augenblicklich, ich möchte aber ſagen mit einiger Selbſtverwunderung, die geſetzgebende Gewalt vor der vollziehenden aus der gewohnten Hauptbeleuchtung des Gemäldes in die Schatten zurücktrat. Man ſah deutlich, wem die Ehre des Sieges und die Gewalt des Moments gebührte. Die Worte, welche Giskra in der Waffenſtillſtandsfrage geſprochen: „Was das Schwert gewonnen, hat die Feder verloren," hatten ſich jetzt umgekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 257. Donnerſtag den 26. Oktober 1848.

— To me
High mountains are a feeling, but the hum
Of human cities torture.

Byron.

— Von der Stimme
Des Götterſohns erwachen die Berge rings,
Es regen ſich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern, und ſchaudernd regt im
Buſen der Erde ſich Freude.

Hölderlin.

Aus den Alpen.

Das Reich der Töne in den Alpen.

In unſeren Flachländern kann man im Ganzen genommen die Natur als ſtill und geräuſchlos bezeichnen, wie dieß Wilhelm Tell bei Schiller thut, wo er ſeinem Sohne von dem Lande erzählt, zu dem man gelangt, wenn man von der Höhe immer tiefer ſteigend den Strömen nachgeht:

Wo man frei ſieht nach allen Himmelsräumen,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn.

Kaum hörbar gleiten die Ströme in der Ebene durch die flachen Fluren, wo nirgends ſich Gelegenheit darbietet zu rauſchendem Erguſſe. Von keinem Felſen gehemmt, ergießen ſich ohne Geheul die Winde im freien Gefilde. Der Boden iſt überall mit weichen Erdmaſſen gepolſtert und nirgends zeigen ſich nackte Felſen, an denen irgend ein in der Natur Bewegtes laut ſchallen könnte. Hier tritt nur der Menſch lärmend in der Schöpfung auf, der ſtatt der weichen Naturwege ſchallende Steinpflaſter herſtellt, der ſogar den von Haus aus leiſe wandelnden Thieren klappernde Fußeiſen anlegt, der ſeine eigenen, von Natur ſammtartigen Fußſohlen mit hartem Leder und Nägeln bedeckt, der für den Wind Straßenecken und Schlüſſellöcher ſchafft, damit er heule, der Brückenpfeiler baut, damit das Waſſer rauſche. Dieſer geſchwätzige, ſchreiende, ſtampfende, fahrende, ſchießende, hämmernde, ſägende Menſch iſt bei uns der Hauptlärmmacher. Daher eilen wir wohl auch, wenn der Straßenlärm in den großen Städten unſerer Flachländer unſere Ohren betäubt hat, hinaus in die „ſtille“ Natur unſerer Ebenen.

In den Gebirgen iſt es umgekehrt. Hier in den „hallenden Felsgeſtaden,“ wie Homer ſagt, redet die Natur überall mit lauten Stimmen. Statt in Schlüſſellöchern heult der Wind hier in Bergeshöhlen, ſtatt an Brückenpflöcken brauſt das Waſſer an den Urfelſen. Große Felsblöcke ſind die klappernden Nägel, mit denen die Bergrieſen ihre Schuhe beſchlagen, und die Blitze, die Lawinen, die Waſſerfälle, die Felſen ſind hier die Inſtrumente, mit denen geſägt und gehämmert und gemeißelt wird. Da verſtummt nun wohl der Menſch ſeinerſeits, wohnt verloren in der lauten Natur in ſtillen Hütten, in die er ſich rettet vor dem draußen tobenden Geräuſche.

Das geſchwätzigſte aller Kinder der Natur in den Bergen iſt das Waſſer, das bei uns in den Ebenen ſo leiſe dahingleitet, das dort aber keinen Schritt thut, ohne ihn zu beſprechen, das ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch in allen Winkeln murmelt und plätſchert, von allen Felſen herab brauſt und rauſcht. — In jedem Thale der Alpen vernimmt man dieſe nie endenden und den Dichtern ſo verſtändlichen Unterredungen der Waſſernymphen. Sie beleben überall die Einſamkeit des Waldes; ihr Geräuſch, das die Felſen im Echo zurückwerfen, empfängt dich beim Eintritt in jedes Verſteck. Zuweilen, wenn heftige Regen alle Adern der Berge geſchwellt, erheben ſie dann ihre Stimme gewaltig und das Murmeln und Plätſchern ſteigert ſich auf faſt unbegreifliche Weiſe zu einem wilden, tobenden Gebrülle.

Von allen dieſen murmelnden, plätſchernden, tobenden und brüllenden Bächen entſteht im ganzen Thale ein gemiſchtes Ertönen der Luft, das eine Verſchmelzung der Echos aller in ihren beſondern

Winkeln wirthſchaftenden Lärmmacher iſt. Jede einzelne Nymphe redet zwar ihre eigene verſtändliche Sprache, wie ein einzelner Menſch in einer großen converſirenden Verſammlung; aber das Ganze gibt ein brauſendes Tongemenge, wie das Gerede der Menſchen auf unſern Bällen, Börſen und Marktplätzen.

Die Waſſerfälle in den Bergen könnte man eben ſo gut nach der Form und Fülle ihrer Waſſerſäule, als nach der Art und Weiſe ihres Geräuſches claſſificiren, und ein feinhörender Blinder könnte dabei vermuthlich eben ſo viel von ihrer Eigenthümlichkeit und von den Eindrücken und Genüſſen, die ſie der Seele zu gewähren vermögen, durch die Ohren auffaſſen, als wir Sehenden durch die Augen. — Da haben wir die Staub- und Schleierfälle. In Millionen ſchwebender Tröpfchen aufgelöst, laſſen ſie ſich ſanft aus der Höhe nieder. Aus dem Anſtoßen dieſer kleinen Tropfen an einander und aus der leichten Berührung, mit der ſie die Felſen ſtreifen, entſteht ein leiſes Geräuſch, wie von einem flatternden und kniſternden Gewande, oder wie man es bei den milden Mairegen hört, die befruchtend auf das Feld fallen. — Dann kommen die in einem einzigen dicken Waſſerarme vereinigten Strahlencaskaden. Plötzlich vom Felſen ſich abhebend, ſetzen ſie mit einem gewaltigen Sprunge durch die Luft; aber unten in der Tiefe, wo ſie in einem Felskeſſel gegen das feſte Geſtein ſchlagen, da ſiedet und brauſet und ziſcht's. Weithin, ehe man ſie ſieht, vernimmt man ihre gewaltige Stimme durch die Wälder, in denen ſie das Gefühl von Friſche und anmuthiger Kühlung verbreiten, auch wohin ihr Waſſerſtaub ſelber nicht gelangt.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

(Fortſetzung.)

»A. D. MCCXXXVIII, Calenden des Februar, zur Zeit der Signorie des Orlando di Lupo, Podeſtà von Siena. Madonna Moscada und Matafala haben dem Prior von S. Vigilio die Mühle von Paternoſtro in Pacht gegeben, um ſieben Malter weniger ſieben Scheffel Getreide jährlich, und Chiuſo da S. Chriſtofano leiſtet Gewähr für die Erfüllung des Contraktes. Es iſt dabei ſtipulirt worden, daß ihnen monatlich, ohne Koſten ihrerſeits, 13½ Scheffel Getreide oder Mehl je nach ihrer Wahl in's Haus geliefert werden ſollen, bei Strafe der Leiſtung des Doppelten im Falle der Nichterfüllung. Iſt die Strafe gezahlt, ſo ſoll der Contrakt gültig bleiben. Sollte das Haus bei der Mühle einer Ausbeſſerung bedürfen, ſo verſpricht Matafala ſie vornehmen, das Baumaterial auf ſeine Koſten dahin bringen und gleichfalls auf ſeine Koſten den Mühlendamm, wo's nöthig, herſtellen zu laſſen. Wenn während dieſer Zeit die Mühle nicht arbeiten kann, ſo wird Matafala dafür Erſatz leiſten oder den Pacht um die entſprechende Zeit verlängern. Falls die Umzäunung durch Waſſer oder auf andere Weiſe leiden ſollte, iſt der genannte Prior gehalten, ſie aus Holz der Gemeindewaldung auf ſeine Koſten auszubeſſern, ſo wie für alle ſonſtigen nöthigen Auslagen zu ſorgen. Ueber alles Obige iſt durch den Notar Arrigo eine Schrift aufgeſezt worden und es ſind Zeugen dafür Tagliacapo Aldobrandino und Aldobrandino Guido von Pogna und Bernardo Vitali und Bartolommeo Tolomeo.«

Ich will die Anführungen aus dieſem Rechnungsbüchlein nicht zu ſehr häufen; aus dem Gegebenen geht ſchon hervor, in welcher Weiſe daſſelbe abgefaßt und wie werthvoll es für den iſt, welcher die innern Zuſtände der mittelalterlichen Republiken Italiens betrachtet. Es iſt nicht vollſtändig genug, ein Preisverzeichniß der Lebensbedürfniſſe in Siena in der genannten Zeit zu entwerfen, aber es kann doch daraus mehr denn ein Nachtrag zu Cibrarios betreffenden Unterſuchungen in ſeinem bekannten Buche über den Staatshaushalt im Mittelalter entlehnt werden. Durch Vergleichung läßt ſich manches aufklären, und Tommaſeo bemerkt in dieſer Beziehung, wie der Gewinn vom Handwerk weit höher war als der vom Feldbau; wie für Schuhſohlen der Werth eines halben Scheffels Getreide ausgegeben worden, eben ſo für das Nähen eines Wamſes und für ein Paar Hufeiſen; der Ertrag eines Scheffels für ein Dutzend Becher. Der Zuſammenhang des bürgerlichen mit dem religiöſen Leben ſpricht ſich an vielen Stellen auf's deutlichſte aus. Mit einer Wachskerze für den Sankt Nicolaustag, in der katholiſchen wie in der orientaliſchen Kirche das Feſt des heiligen Beſchützers der Seeleute und der Studenten, der Armen und der Kinder (von lezteren auch in unſerer Zeit im katholiſchen Deutſchland gefeiert), beginnen die Monatsrechnungen, und dann gibt es Wachskerzen für S. Antonius, für S. Deſiderius, für S. Andreas und S. Salvator und für Mariä Himmelfahrt, bis auf heutigen Tag das eigenthümlich ſchöne und heitere Nationalfeſt der Sieneſen, welches ſeinen mittelalterlichen Charakter inmitten nivellirender Umwandlungen bewahrt hat. Und zur Lichtmeſſe wird die Kerze geweiht, die man im Hauſe bewahrt für ernſte Vorfälle, für ſchwere Krankheit und Gewitter, die Kerze, welche an dieſem Candelorafeſt der Papſt in S. Peter den im feierlichen Umzug ihm Nahenden überreicht. Das Hauptfeſt des Jahres ſcheint Weihnacht zu ſeyn, Pasqua di ceppo

(Oſtern iſt Pasqua d'uova, Pfingſten Pasqua di fiori); da wird auch eine Kerze geopfert und Rind- und Schweinefleiſch in's Haus geſchafft. Schweinefleiſch wird überhaupt viel verzehrt, obgleich das Klima davon abrathen dürfte.

Mannigfach ſind die Beziehungen zu Geiſtlichen und Mönchen; die Predigerbrüder Fra Gregorio und Fra Ventura erhalten den Ertrag verkauften Getreides für Seelenmeſſen für Spinello, Mataſalas Bruder, für deſſen ewige Ruhe auch das von zwölf Scheffeln Getreide gewonnene Mehl um Gotteswillen verſchenkt wird, während bei dem Tode Aldobrandos zwei Kapaunen einem Nonnenkloſter zufallen, wie man merkt, keinem Kloſter ſtrikter Obſervanz.

Daß bürgerliches Leben und Kriegsſtand noch eins waren, ſieht man aus verſchiedenen Ausgaben. So kommt ein Helm für Mataſala vor, und ein Seitenmeſſer, Sporen und Zügel. Daß die Dienſtleute gut gehalten wurden, ergibt ſich aus den Preiſen, die für Kleidung und ſonſtigen Bedarf der Mägde angeſezt ſind; kaum weniger als für die Herrſchaft wird für die „Fancela" Adelaſia oder Berta gezahlt. Die Sitte, die Kinder zur Amme zu geben, beſtand leider ſchon damals: Mataſala's Töchter, Ugolinella und Teſſa (erſterer Name erinnert an Dante, lezterer an jene fromme Haushälterin bei Folco Portinari, dem Vater der Beatrice des Alighieri, von welcher die erſte Anlage zum großen Krankenhauſe in Florenz ausging), werden von einer Fremden genährt, und der Mann der Amme (der „Balio," wie dieſe Perſonnage auch jezt in Italien heißt, gleichſam als wollten wir ihn „Ammerich" nennen) kommt von Pernina, den für die Milch ſeiner Frau bedungenen Preis zu holen, 5 Soldi des Monats. Ein andermal heißt es: »In nomine domini, Amen. Die Amme von Pernina nahm die Kleine (Teſſa) am Freitag den 17. Juni zu ſich, zur Zeit der Signorie Orlando di Lupo's des Podeſta, und ſie bekommt dafür monatlich 5 Soldi. Item 15 Soldi an den Balio von Pernina, für drei Monate, Sonnabend den 8. Oktober. Item 20 Soldi für vier Monate, zu Ende Januar. Item erhielt der Balio zwei Scheffel Getreide zu 38 Denari für den Scheffel, macht 6 Soldi 4 Den. Item zwei Scheffel zu 43 Denari, macht 7 Soldi 2 Den."

Eine andere Bedeutung noch haben dieſe Aufzeichnungen: ſie ſind ein wichtiges Sprachmonument. Darauf näher einzugehen, iſt hier nicht der Ort, und ſo mögen nur ein paar einleitende Worte Tommaſeos folgen, welcher die Riccordi benuzt, um Sienas Kulturzuſtände zu erläutern. „In dieſem Rechnungsheftchen ſehen wir die Sprache, welche die Gelehrten einſt durch Dante geſchaffen glaubten, bereits gebildet, ehe Dantes Vater geboren ward, und Wort und Sache zeugen für reichere Kultur, als bisher die Meiſten annahmen. Faßte man die Dinge genauer in's Auge, ſo konnte man ſehen, daß ſchon vom eilften Jahrhundert an Reichthum, Macht und geordnete Lebensweiſe der Gräfin Mathilde in Toscana die entſchiedene Hinneigung zu feinerer Geſittung verkündeten und ſie zugleich fördern mußten. Lieſt man ſodann die Verſe des Sieneſen Folcacchiero, die mit guten Gründen früher als in's dreizehnte Jahrhundert geſezt werden, und betrachtet man die ſieneſiſchen Malerwerke, an Alter und Schönheit den florentiniſchen vorausgehend, ſo muß man ſchon der Vermuthung Raum geben, daß die Kultur Sienas der Zeit nach in Toscana die erſte war. Dazu trug die größere Beweglichkeit der Geiſter bei und die geringere Miſchung des Bluts. Den Florentinern hat dieſe Miſchung größere Kraft gegeben, aber es bedurfte des Werkes mehrerer Generationen, um ſie recht zu verſchmelzen. Die urſprüngliche Rauheit des Florentiners bezeugen z. B. Farinatas Sprüche, jenes Farinata, deſſen Vaterlandsliebe wir es danken, daß wir Dante und Giotto und alles Große haben, was dieſe beiden Namen einſchließen. Man vergleiche mit ihnen die Worte dieſes unbekannten Mataſala, welcher dreißig Jahre vor der Schlacht von Montaperti (in welcher Farinata focht) zu ſchreiben begann; man vergleiche die ſieneſiſchen Schilderungen dieſer Schlacht mit der Chronik des Maleſpini." Die Charakteriſirung des Einzelnen und die Beiziehung von Aehnlichkeiten mit lucheſiſcher, venetianiſcher, ſiciliſcher Redeweiſe gibt manche intereſſante Aufſchlüſſe über die Bildung der italieniſchen Vulgarſprache.

(Schluß des erſten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Tuilleriengarten. — Die Bücherlotterie.

Der Herbſt iſt dieſes Jahr hier ſo ſchön, die Sonne ſcheint noch ſo warm, die Kinder ſpielen ſo fröhlich unter den Baumgängen des Tuileriengartens und neben dem jezt leeren Schloſſe, daß man darüber die Revolution vergeſſen und ſich der Furcht vor neuen Ereigniſſen entſchlagen möchte, um ſich den angenehmen Eindrücken der herbſtlichen Natur in dieſem ſchönen, noch immer ſtark beſuchten Garten zu überlaſſen, von dem jezt die Blouſen und Mützen nicht mehr ausgeſchoſſen ſind, wie zur

weiland königlichen Zeit. Der Niedrigſte hat ſo gut als der hochgeſtellte Beamte das Recht, in dieſem Garten zu luſtwandeln; einige Tage lang hatte man ſogar die Schildwachen zurückgezogen; aber nun rückten Krämer, Ausrufer, Bettler u. ſ. w. hinein und ſtellten ſich überall auf, und es war den Pariſern alle Luſt am angenehmen, ſonſt ſo ruhigen Orte verleidet. Man mußte bald die Schildwachen wieder hinſtellen, und damit iſt auch der Unfug wieder verſchwunden. Die Zeitungskrämer haben neben dem Eingange am Gitter ihre Waaren ausgebreitet oder aufgehängt; ausgerufen wird nichts mehr, und nur verſtohlenerweiſe hält unter den Bäumen zuweilen noch ein Bettler um ein Almoſen an. Die Bettler haben ſich leider ſeit der Revolution in Paris ungeheuer vermehrt, und obgleich das Betteln ſcharf verboten iſt und fortwährend Leute wegen Bettelei vor's Polizeigericht gezogen werden, iſt entweder die Polizei jezt nicht mehr ſo wachſam als früher, oder ſie hat Nachſicht mit den Darbenden; und in der That iſt das Elend ſo groß, daß trotz der ſtarken, von der Nationalverſammlung ausgeſezten Summen bei weitem nicht aller Noth abgeholfen werden kann.

Mit der großen Bücherlotterie ſollte es Ernſt werden, und faſt war der Katalog fertig, als die Regierung Einhalt that und die Sache nochmals überlegen wollte, ſo daß die Buchhändlerkommiſſen, um das Ding ein wenig zu bemänteln, ſich genöthigt ſah in den Zeitungen anzukündigen, man arbeite am Katalog, und ehe dieſer fertig ſey, könnten keine Looſe abgegeben werden. Was ſie natürlich verſchwieg, war, daß die Buchhändler, welche keinen eigenen Verlag haben, ſo wie die Verkäufer von gebrauchten Büchern, deren es in Paris ſo viele gibt, gegen das Projekt der Verlagshandlungen Proteſt eingelegt hatten. Eine Lotterie wie die beabſichtigte würde, wie ſie vorſtellen, ihren Handel zu Grunde richten und ſie um's liebe Brod bringen. Man bedenke, daß nach dem Plan jeder Abnehmer der 120,000 Looſe für die eingelegten 25 Francs den Werth an Büchern erhalten, und daß ferner Gewinnſte von 100 bis 500 Francs in Büchern bezahlt werden ſollten. Geſezt, für ſeine 25 Francs bekomme jeder Looſende auch nur 6 Bände, ſo würde dieß ſchon allein 720,000 Bände ausmachen. Rechnet man nun noch die verſprochenen Büchergewinnſte hinzu, ſo kommt leicht eine Maſſe von einer Million Bände heraus, welche plözlich in's Publikum geworfen würden, und von denen wahrſcheinlich bald darauf eine gute Anzahl bei den Bücherkrödlern ſpottwohlfeil zu haben wären. Der Buchhandel würde dadurch ganz ruinirt, und die Buchhändler, die keine Verleger ſind, würden wenig mehr verkaufen, namentlich aber keine Exemplare der verlooſten Bücher. Es iſt alſo begreiflich, warum die Regierung der Sache Einhalt thut; nur hätte ſie alles zuvor überlegen und den Buchhändlern, welche das Ganze geleitet haben, nicht durch die Vorbereitungen zur Lotterie unnöthige Koſten verurſachen ſollen. Mehrere Gewerbe wollten ähnliche Lotterien veranſtalten, und auch die Theater ſollen, durch das Beiſpiel der Verleger gereizt, eine ſolche projektirt haben, wobei die Gewinnſte in Eintrittsbilleten beſtanden hätten. Die großen Looſe wären jährliche und halbjährliche Abonnements geweſen.

(Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., Oktober.

(Fortſezung.)

Der 17—19. September.

Lichnowsky's Sarg, von rothem Sammt, mit Ordensbändern und dem Generalshut, ſtand neben der Bahre eines öſterreichiſchen Soldaten, eben ſo der Auerswalds. Zu lezteren erhob ſich Batty und ſprach in wohlthuender Weiſe Worte der Verſöhnung, auf Lichnowsky's Verzeihung anſpielend, die er noch vor ſeinem Ende ſeinen Mördern angedeihen laſſen. Die Offiziercorps, nicht die Deputirten, gingen unmittelbar hinter den Leichenwagen als Leidtragende. Die Oeſterreicher hatten ihre Tſchako's mit grünen Eichenzweigen geziert. Mächtig, herrlich klang die Trauermuſik der Preußen, lauter Poſaunen. Vor den Trauerwagen voraus ging ein Oeſterreicher mit dem Crucifix, rechts und links Preußen mit ſchwarzumflorten Kerzen. Wie ein bunter Teppich wallten die Uniformen die Zeil entlang. Von den Abgeordneten trugen viele Ueberröcke. In den vordern Reihen ſah ich Arndt geführt, unſern davon Vogt an a Prato's Arm. Rösler von Oels, der mit treuer Gutmüthigkeit am Schreckenstage über die Barrikaden hin- und hergeklettert war, und um Menſchenleben zu retten, ſich den Kugeln beider Parteien bloßgeſtellt hatte, war grabſchwarz angezogen und verrieth den Reichskanarienvogel durch nichts als durch die Pfote, welche er verſtreckte, den gelben Glacéhandſchuh. — In der Nähe der Trauerwagen konnten wir am beſten dem langſam ſich bewegenden Zuge folgen. Am Mittelfenſter des Palais des Reichsverweſers ſchaute der kleine Graf von Meran heraus; das runde liebe Kindergeſicht blickte herab auf all den Graus und Schmerz, auf all die Trauer und all das Blut, wie eine Blume, deren zarter Glockenkelch über den Rand des ſchwarzgähnenden Abgrunds ſich neigt. Als wir aus der mittelalterlichen, mit Epheu umſponnenen Eſchenheimer Warte traten, lag außen ein kryſtallblauer Tag über dem Lande. Der faſt eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Friedhof glich auch jezt noch in der ſpäten Jahreszeit der ſchönſten großartigen Gartenanlage; überall blühten Roſen. Im Hintergrund ſchwamm die Bergkette des Taunus im Sonnenduft. Scharf zeichnete ſich darauf die röthliche gothiſche, für die Reſte der Gräfin Reichenbach beſtimmte Todtenkapelle. Jenſeits der Mauer vor der lichten Ferne flatterten die Fähnlein der württembergiſchen Reiter. — Wir hörten gerade noch die lezten Worte der Rede des zweiten der Geiſtlichen aus dem Parlament, welche ſich hier ablöſeten. Ein graubärtiger Unteroffizier der bayeriſchen Jäger machte uns Platz auf einem höher aufgeworfenen Grabhügel, wo wir gerade den Portikus vor uns hatten. Durch die Säulen ſchimmerte die blaue Luft gleich einem unendlichen Meere, und in dieſem klaren Aether ſchnitten ſich die leuchtenden Kriegergeſtalten zu Roß aus. Die ſchwarze Menge verdeckte uns die aufgeſtellten Särge; nur das Crucifix erhob ſich dicht bei uns und ein ſchwarzer Handſchuh des Redners. Gagerns kurzer, aber ergreifender Vortrag klang wie Donner durch den Morgen hin. Jordan von Berlin, ſo gelungen auch ſeine Form ſeyn mochte, hörte ich nicht bis zu Ende. Er legte den Hauptaccent auf den fürſtlichen Freund, ſchön wie Antinous, ein Meiſterwerk der Natur u. ſ. w. — lauter Dinge, welche innerhalb dieſer Pforte in ihr Nichts zurückſinken. Dann wurde die Parteiſache ungeziemend an der Stätte des Friedens hervorgezogen.

(Schluß folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 76.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 258. Freitag den 27. Oktober 1848.

Das römiſche Carneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt gibt. — In dieſen Tagen freut ſich der Römer, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeiner Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte

Goethe.

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

Von A. v. Reumont.

II. Römiſcher Carneval im Mittelalter.

Daß der Urſprung des Faſchings im Alterthum zu ſuchen iſt, darf ebenſowohl als bekannt vorausgeſezt werden wie die Begierde des römiſchen Volkes nach Beluſtigungen, dieſes Volkes, welches »duas tantum res anxius optat, panem et circenses.« Auch nachdem das römiſche Weltreich geſunken, zu einer Zeit, als Rom ſich auf einen mäßigen Kreis beſchränkt ſah und erſt allmählig wieder aus tiefem Verfall ſich hob, blieb die Luſt an Volksfeſten lebendig und der Monte Teſtaccio, der alte Circus agonalis, in Piazza Navona umgewandelt, ſpäter der gegenwärtige Corſo wurden die Hauptſchauplätze ſolcher Feſte, als deren heiterſte die Carnevalsfreuden und die Oktoberfeſte bis auf den heutigen Tag alle Revolutionen überlebt haben und die gegenwärtigen hoffentlich überleben werden. Der Römer läßt ſich ſeinen Carneval nicht nehmen, und als bei dem jüngſtvergangenen der Hauptſpaß, die Moccoli, wegblieben, weil aus der Lombardei betrübende Nachrichten eingetroffen waren, holte man ſie in den Faſten nach, als mit der Kunde von der Wiener Staatsumwälzung die Hoffnung eines im Sinne der nationalen Bewegung günſtigeren Looſes für Oberitalien Raum gewann.

Ueber den Faſching im Mittelalter hat Antonio Coppi, welchem man ſo manche tüchtige Arbeiten über italieniſche und namentlich römiſche Geſchichte verdankt, eine Reihe Notizen geſammelt. Chronikenſchreiber und Annaliſten bieten mancherlei Stoff zur Schilderung von Volksfeſten, die zum Theil ritterlichen Charakter hatten, wie das im Jahre 1332 im Coloſſeum ſtattgefundene Stiergefecht, deſſen in Barthold's „Römerzug Heinrichs von Lützelburg" und in den „römiſchen Briefen" Erwähnung geſchieht, nach der lebendigen Beſchreibung in den Annalen des Orvietaners Monaldeſchi. Viele Jünglinge aus den vornehmſten Familien fanden dabei den Tod. Ritterlicher Art war auch das Feſt, womit die Römer im Jahr 1265 den Grafen Karl von Provence empfingen, welchen der Papſt nach Italien gerufen, ihn an der feindlichen Hohenſtaufen Stelle mit Neapel und Sicilien zu belehnen; jenen Karl von Anjou, deſſen Statue mit den ſtrengen harten Zügen man im großen Saal des capitoliniſchen Palaſtes der Senatoren ſieht. Mit welcher Freude der neue König überall von der Partei der Guelfen aufgenommen ward, iſt durch gleichzeitige Geſchichtſchreiber bekannt; heißt doch jezt noch in Florenz eine Straße Borgo Allegri von dem Jubel, der ihm entgegen ſcholl, als er Cimabues vielgerühmtes Madonnenbild in des Malers Werkſtatt betrachtete.

Schauplätze des Carnevals waren damals, wie geſagt, Teſtaccio und Piazza Navona. Kaum etwas anderes als die urſprüngliche Circusform iſt gegenwärtig von lezterem Platze geblieben, deſſen größte Umwandlung im ſiebzehnten Jahrhundert ſtattfand, in Folge der Kirchen- und Palaſtbauten Papſt Innocenz X. und der Errichtung der prächtigen Fontänen, über deren größter der domitianiſche Obelisk aus Felſenmaſſen emporſteigt, eine Umwandlung, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Bau des großartigen Palaſtes Braſchi vollendet wurde. Auch von Volksfeſten iſt der Piazza Navona nichts

geblieben, als die Waſſerfahrt an Auguſtſonntagen, welcher der gewöhnliche Gemüſe-, Obſt- und Trödelmarkt Platz machen muß. Der Monte Teſtaccio iſt gleichfalls ſehr vereinſamt. Noch beſtehen die Grotten des Scherbenbergs mit ihren Weinvorräthen, noch fahren im Oktober die Frauen der Minenti mit lärmendem Tamburin und ſchallendem Geſange hin, aber die Hauptſcene dieſes Oktoberjubels iſt doch die Villa Borgheſe, und das zwiſchen Aventin, Tiber und Stadtmauer liegende wüſte Feld iſt meiſt verlaſſen und ſtille, und ſieht nur die Weinkärrner, ſo wie die Züge von Leidtragenden, welche ſich nach dem bei der Geſtiuspyramide liegenden ſchönen Begräbnißplatze der Akatholiken begeben. Der Faſching aber hat ſich von dort völlig weggezogen.

Im dreizehnten Jahrhundert war's anders, und der Teſtaccio hieß damals Monte del Pallio, von dem Pallium oder Banner von Seidenzeug oder Goldſtoff, welches der Preis des Siegers bei Spielen und Wettkämpfen zu ſeyn pflegte. Nicht Rom allein, ſondern verſchiedene Orte des Gebietes, Tivoli, Corneto, Terracina, Piperno u. a. mußten nicht nur zur Vermehrung der Pracht der Spiele, ſondern auch zur Aufrechthaltung der Ordnung beitragen; die Juden wurden angehalten, nicht bloß perſönliche Dienſte zu leiſten, ſondern auch einen Tribut zu zahlen, der auf 1130 Goldgulden ſtieg. Die Feſtlichkeiten waren verſchiedener Art; der Carneval des Jahres 1372, zu welchem ein gewiſſer Mataleno die Koſten beiſteuerte, und den ein römiſcher Notar, Nardo Socciapile, deſſen Mittheilungen übrigens nicht immer völlig wahrhaft erſcheinen, beſchrieben hat, mag zum Beiſpiel dienen.

„Als die lezten Faſchingstage gekommen waren," erzählt der Berichterſtatter, „zogen die Caporioni (Vorſteher der Rioni oder Bezirke Roms) umher; jeder ließ einen geſchmückten oder bekränzten Ochſen von Conſtablern führen und man ſammelte Eßwaaren ein und Alles was freiwillig gereicht ward. Da ſah man ganze Reihen Körbe mit Schinken, bologneſer Würſten, Pferdekäſe, Backwerk, Früchten und Krügen guten Weins, weißen wie rothen aller Gattungen. Am Sonnabend ward erſt Schau über die Stiere auf dem Capitolsplatze gehalten, dann zog man mit ihnen nach Piazza Navona.

(Fortſezung folgt.)

Das Reich der Töne in den Alpen.

(Fortſezung.)

Selbſt die todten Gletſcher macht das Waſſer lebendig. Auf dem Eiſe hört der Wanderer es überall unter ſich rauſchen. Das Waſſer fällt klingend in die Brunnen hinab, die es ſich in dem Eiſe ausgebohrt hat; es arbeitet in der Tiefe, als wären dort unten Waſſermühlen angelegt; es ſtreift die zackigen Eisſchollen und macht ſie ertönen, gleich wie geſchlagene Glasſcheiben erklingen. Im Ganzen könnte man einen Gletſcher mit einer großen Glasharmonika vergleichen, die von den Nymphen des Waſſers geſpielt wird.

Am heftigſten lärmt's in den Alpenthälern an heißen Frühlingstagen, wo die vom Eiſe gebundenen Steine ſich löſen, wo die Eisſäulen an den erwärmten Felswänden herabſchlagen und die Bäche große Blöcke gefrorenen Erdreichs an den abſchüſſigen Wänden herunterführen. Krachend fallen dieſe Maſſen auf, zerſplittern in tauſend Brocken, und wie ſie ſelber, ſo zerſplittert der Schall in tauſend Stößen und Schlägen gleich dem Trommelwirbel. Es lärmt dann in den tiefen Felſenthälern von fallenden Eisſplittern wie vom kleinen Gewehrfeuer in der Schlacht. Dazwiſchen fällt aus der Ferne zuweilen das ſchwere Geſchüz der Lawinen ein, das dem Ohre den Genuß eines Donners bei hellem Himmel gewährt. „Dumpf brüllt der Firn," „es donnern die Höhen," wie Schiller ſagt. Das Getöſe dieſer Bergpoltergeiſter wird unbegreiflich weit getragen. Man vernimmt es zuweilen in einer geraden Entfernung von vier bis fünf Stunden. Es ſtößt gegen die Berggipfel, die es zurückwerfen und vielfach repetiren. Man meint, die Felsrieſen ſelber hätten ſich unterredet!

Viele tiefe, lange, gerade Thäler mit ſchroffen Wänden dienen dem Donner der Lawinen, die in ihrem Hintergrunde herabfallen, als Schallleiter, als große Röhren gleichſam, durch welche der Schall viel weiter hinausgetragen wird, als dieß da möglich wäre, wo er ſich in einer unbegrenzten, freien Atmoſphäre verliert. So wie lange enge Thäler als Schallröhren, ſo dienen manche überhängende Felſen als Schalldeckel und lange glatte Wände als Reſonanzböden. Doch ſind die Lawinendonner faſt die einzigen Töne, welche ſtark genug ſind, von dieſen großen akuſtiſchen Inſtrumenten Gebrauch zu machen. — Die Akuſtik des Felsgebäudes der Alpen iſt ein noch ſehr wenig unterſuchter Gegenſtand, und doch wäre hier wohl noch manches zu lernen und zu bemerken. Die mannigfachen Geſtaltungen des Gebirgsechos, je nach der Form der Berge, je nachdem es durch Wieſenteppiche und Wälder gedämpft oder durch glatte Wände befördert wird, ſind mehr ein Gegenſtand des bloßen Staunens der Reiſenden als der Unterſuchung der Forſcher geweſen. Sollten nicht auch die Felſen je nach ihrer Pralligkeit oder je nach der Abſpannung ihrer Fibern verſchiedenartig tönen? Sollte nicht das ganze Tonleben, z. B. in den Granitfelſen, in den Urgebirgen, heller und lebendiger ſeyn, als in

den Kalkgebirgen oder noch weichern Flözmaſſen? — Es ſind dieß Fragen, die man noch nicht einmal aufgeworfen, geſchweige denn beantwortet hat.

Von den meiſten Naturtönen in den Alpen, von ihrer Entſtehung und Modificirung weiß man ſich zwar im Allgemeinen eine Art Grund anzugeben; aber manche ſind geradezu geheimnißvoll und haben dem Volke mehr Veranlaſſung zu abergläubiſchen Erzählungen und Sagen, als den Gelehrten zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen gegeben. Dahin gehören manche Töne, welche die Luftſtrömungen veranlaſſen, z. B. das ſtarke und eigenthümliche Brauſen, das man in den Thälern vernimmt, wenn ein heftiger Sturm in den obern Regionen im Anzuge iſt. Es klingt dieß zuweilen gerade ſo, als wenn in der Ferne Alles drüber und drunter geworfen würde, als wenn Bäume zuſammenbrächen und Felſen übereinander ſtürzten, obgleich, wenn man ſpäter nachforſcht, dergleichen faſt nie geſchehen iſt. — Es hat dieſes Geräuſch, das als Vorbote dem ſpäter eintreffenden Gebirgsſturme vorausgeht, die größte Aehnlichkeit mit dem kniſternden Lärm, den man auch an den Meeresküſten zuweilen beim Nahen eines Unwetters vernimmt, und das ebenfalls von vielen übereinander polternden harten Gegenſtänden herzurühren ſcheint, obwohl es offenbar nur durch weiche Luft und Waſſerwogen veranlaßt ſeyn kann. — Das Volk faſt aller Theile der Alpen will aus einigen hohen und unbewohnten Thälern und Schluchten ganz ähnliches Gepolter vernommen haben, ohne daß ſpäter ein Sturm als Urſache ſich zeigte. Und daraus ſind denn die Sagen von Herenwallfahrten und wilden Jägern entſtanden. Hie und da wird auch von langgezogenen Klagetönen gemeldet, welche, als ſeufze es in der Natur, in den Thälern vernommen wurden. — An einigen Orten ſollen ſolche Töne faſt immer bei jeder Wetterveränderung erklingen. Unwillkührlich erinnert man ſich dabei der Klänge der Memnonsſäule in Egypten, welche, wie einige vermuthen, vom friſchen Morgenwind, der bei Sonnenaufgang durch den Mund dieſer Säule ſtreifte, veranlaßt wurden. — Bei der außerordentlich bunten Geſtaltung der Bergwände und Felsgebilde läßt ſich wohl begreifen, daß die an ihnen und zwiſchen ihnen vorüberſtreichende Luft ebenfalls ſehr verſchiedenartig ertönen muß. Da gibt es Höhlen aller Größe, in denen die Winde ſich verfangen und in denen ſie heulen wie in der Aeolushöhle, die Homeros beſchreibt. Da gibt es enge Spalten und Riſſe, durch welche ſich die Windgötter ächzend hindurch drängen müſſen. Da thut die Erde zuweilen ihren Mund auf und läßt, als ſchöpfe ſie Athem, unterirdiſche Winde ziſchend ein- und ausfahren. — Es iſt noch viel zu wenig unterſucht, welche Töne durch alle dieſe Umſtände erzeugt werden können; und man ſollte dem Volke, wenn es von ſpukhaften Klängen erzählt, nicht ſowohl die Ohren verſchließen, als vielmehr eifrig allen Felſen nachforſchen, die es als ſingende oder redende, ziſchende, pfeifende oder klagende Memnonsſäulen bezeichnet.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., September.

(Schluß.)

Der 17—19. September.

Eine Bahre nach der andern ward zwiſchen den Grabreihen dicht an uns vorüber getragen. An den Kränzen um die Särge hing das Laub auch ſchon trauernd und welk. Sie hatten meiſt nur den wehmüthigen Herbſtſchmuck von Aſtern. Mehr noch als des Fürſten, der ſich durch die kurze Qual der lezten Augenblicke ein Märtyrthum erkaufte, von dem ſein ſprudelnder Weltſinn ſich früher nichts träumen ließ, ging mir das Schickſal des armen Soldaten zu Herzen, der unbekannt, ungenannt, ſeiner Pflicht zum Opfer fiel, der nie durch Glück, Geiſt und Uebermuth gereizt, herausgefordert hat, ſondern blind herausgeriſſen wurde aus der Heimath, aus dem Kreiſe ſeiner Lieben. Mich haben die Soldatenleichen mit dem dumpfen kärglichen Klang der umhüllten Trommel, dem kleinen Geleite treuer oder gleichgültiger Gefährten ſtets unſäglich gerührt. — Während außen am Kirchhofe die Kanonenſalven verhallten, die Rauchwolken ſich in blauer Luft verzogen, eilten wir zu der Grufthalle, wo die katholiſche Geiſtlichkeit Lichnowsky's Sarg einſegnete. Man ſagt, daß viele ſchöne Hände in Frankfurt dieſem Sarge thränenbethaute Blumen geflochten haben. Viele, Männer wie Frauen, nahmen auch welke Blätter davon mit, ſie als Reliquien aufzubewahren, die in Albums als eine Art Modeartikel durch die halbe Welt wandern werden. Ich ſah in die Vehmannſche Gruft hinab, wo die Leiche des Gemordeten eine kurze kühle Raſt finden ſollte. Ein Sarg war unten zu bemerken, daneben die harrende leere Stelle. Armer Lichnowsky! iſt dieß das Ende eines Glücklichen? Schwermüthig fiel es mir auf die Seele, daß Fürſt Pückler ihn in einer Widmung den dreifach Glücklichen heißt. „Dieſe zwei Todte ſchaden uns mehr als alle Heere in Europa!“ habe ich Simon von Trier ſchmerzvoll ſagen hören. — Auch die Todtenopfer aus dem Volke, die ganze blutige Saat, ruht jezt auf dem neuen Ackerfelde neben den gefallenen Kriegern, Freund und Feind neben einander, und was der Kampf getrennt, hat das Grab vereint. In der Stille ſind ſie verſcharrt worden, dieſe Kinder des Unglücks. Wie Gottes

Sonne auf aller Särge ſchien, wie die Erde ſie alle mütterlich in ihrem Schooße aufnahm, warum durften ſie nicht auch — denn im Tode iſt ja Verzeihen und jenſeits des Todes ein anderer Richter als das irdiſche Kriminalamt — mit ihren Feinden und Gegnern zum Garten des Ewigen gebracht werden? Ein Verſuch, ihnen eine verſpätete Leichenfeier zu veranſtalten, mußte an der Macht der Umſtände ſcheitern und rief an einem Sonntag Morgen in Frankfurts Mauern eine Entfaltung der Militärmacht hervor, welche von Kennern als ein Vorbild kriegeriſcher Kunſt betrachtet wurde. Allerdings waren leidenſchaftliche Scenen zu befürchten und zu vermeiden. Es iſt wirklich Thatſache, daß im Drange der Umſtände, und vielleicht aus Mangel an Raum oder Umſicht, die bürgerlichen Leichen in das hieſige Tollhaus zum Aufbewahren gebracht wurden; eine grauenhafte Ironie!

Bei den nur zu häufigen namentlichen Abſtimmungen in der Paulskirche hallt jetzt das „fehlt" wie ein Geſpenſterecho von leeren Bänken zurück, und man ſieht jeden Morgen auf beiden Seiten des Hauſes wieder andere lange Geſichter, von neuringetroffenen Mißtrauensvoten herrührend. Zu große Heftigkeit weckt gerechte Furcht und Tadel; indeſſen producirt die bloße Ruhe und Beſonnenheit nichts. Wie ſehr ſich auch die Parteien in ihren Urtheilen ſpalten mögen, in Einem, glaube ich, ſind beide mit allen Beobachtern des Parlaments einig: die Nationalverſammlung iſt in dieſem Augenblick ſehr ſchwach; ſie kann nur durch irgend einen energiſchen Beſchluß wieder moraliſche Macht bekommen. Als ich ſchied, warf ich noch einen letzten Blick über die Rotunde und fühlte mit ahnungsvollem Schauer das nahende Verhängniß der Einzelnen und der Völker. Welchem Schickſale, fragte ich mich, gehen im Individuellen und in der Geſammtheit dieſe Männer entgegen, die ich ſo lange hier in ihrem Wirken oder ihrer Leidenſchaft betrachtet und mit dem Leben des Vaterlandes verwebt habe, und was wird das Ende des Ganzen ſeyn, des geiſtigen Schauſpiels, das ſich hier Monate lang vor mir entrollt hat? — Inzwiſchen war in der Stadt die Meſſe wieder mit ausgelaſſener Lebhaftigkeit erwacht und bildete jetzt wie einen Theil vom Getümmel des Feldlagers. Jeden Augenblick von auswärts Nachrichten über Einfall, Sturm, Empörung, und hier an dieſer Ecke ein Polichinellkaſten, an der andern beim Leiern der Drehorgel Hunde- und Affenkomödie, um die ſich ſolche Haufen von Zuſchauern ſammeln, daß man im erſten Moment, Belagerungsſtand und Kriegsrecht vergeſſend, an Krawall denkt. Manchmal will es einem bedünken, als wäre die ganze Welt wahnſinnig geworden. — Durch die Wachtfeuer aller germaniſchen Volksſtämme hindurch fuhr ich beim Morgengrauen aus Frankfurt. Bald lagen in der Ferne Dom und Paulskuppel gerade ſo, wie ich ſie beim Kommen erblickt hatte. Wie viel war geſchehen zwiſchen dieſen zwei Bildern, die in Eins zerrannen! Wie wohl thut es mir, das Auge wieder einmal auf ſonnigen Berghäuptern ruhen zu laſſen, ſtatt auf bleichen Menſchengeſichtern in der Paulskirche! Der unwandelbare Friede der Natur iſt wie ein Verjüngungsbad auf all die Politik und kleine menſchliche Leidenſchaft. Was hat es hier zu bedeuten, wenn Gagern die edeln Brauen ſtolz und zürnend faltet, und wenn Vogt, irrlichtartig ſich ſchüttelnd, Witzfunken ſprüht?

Paris, Oktober.

(Fortſetzung)

Die Schauſpiele

Es ſteht jetzt beſſer mit den Schauſpielen als vor einigen Monaten, und die ihnen vom Staat bewilligte Unterſtützung hat ihnen aus der dringendſten Noth geholfen, aber deßhalb ſind ſie keineswegs wieder auf einem grünen Zweig. Es ſind noch zu viele begüterte Familien abweſend, und die Maſſe der Bevölkerung iſt in ihren Mitteln ſo beſchränkt, daß ſie die Schauſpiele nicht ſo oft wie ſonſt beſuchen kann. Aus dem ſtarken Beſuch eines Theaters darf man auch nicht immer auf deſſen Proſperität ſchließen. Nach der Verſicherung eines Tageblattes ſind in den großen Theatern die Eintrittsbillete beinahe zur Hälfte Freibillete; in den Vaudevilletheatern befindet ſich ein Freibillet unter zehn oder eilf am Eingang abgegebenen, in den Boulevardstheatern, wo man Melodramen aufführt, die hauptſächlich vom eigentlichen Volk beſucht werden, befindet ſich unter ſechzehn ein Freibillet. Dieß kommt wohl daher, daß die großen Theater eine Unterſtützung vom Staat erhalten, und deßhalb zahlreiche Beamte, die ihnen zu dieſer Unterſtützung behülflich ſind, mit Freibilleten bedenken müſſen. Die ſogenannten Volkstheater haben keine Verpflichtung gegen die Regierung und ſparen mithin dieſe Freikarten. Kurz nach der letzten Revolution hat man noch ein Mittel ergriffen, den Theatern zu helfen, ohne ihnen Geld zu geben; man hat nämlich bis zum Oktober die ſogenannte Armenabgabe ſuſpendirt. Bekanntlich iſt den Schauſpielen jeder Art, welche Geld vom Publikum nehmen, die Verbindlichkeit auferlegt, den eilften Theil des rohen Ertrags an die Verwaltung der Armenhäuſer abzugeben. Die Theater möchten jetzt, daß die proviſoriſche Befreiung von dieſer Abgabe eine definitive würde, und es fehlt nicht an Tageblättern, welche zu ihren Gunſten ſprechen und behaupten, die von der Monarchie den Schauſpielen aufgelegte Laſt müſſe in der Republik wegfallen. Hätten die Schauſpielunternehmer nicht mehr die Abgabe an die Armenhäuſer zu entrichten, ſo wären ſie im Stande, die Preiſe herabzuſetzen, und ſomit den Unbemittelten den Zutritt zu erleichtern. Im vorigen Jahr hat aber dieſe Armenſteuer der Theater über eine Million Francs betragen, und wenn man die Theater von der Abgabe befreite, ſo müßte der Ausfall für die Spitäler auf andere Weiſe gedeckt werden, die den Bürgern weit läſtiger fallen könnte, als jetzt, wo jene Millionen bloß von denjenigen bezahlt wird, welche ihrem Vergnügen nachgehen. Schwerlich wird ſich alſo die Regierung zur Aufhebung der Armenſteuer entſchließen. Indeſſen wird in einigen Blättern vorgeſchlagen, die Freibillets ebenfalls dieſer Steuer zu unterwerfen, und wenn es wahr iſt, daß die Hälfte der die großen Theater Beſuchenden Freikarten hat, ſo ſcheint es in der That billig, daß die, welche dieſes Vortheils genießen und nichts zu den Koſten des Schauſpiels beitragen, wenigſtens die Abgabe den Armen nicht entziehen und dieſelbe erlegen wie die für ihr Geld eintretenden Zuſchauer. — Es iſt ſehr auffallend, daß zu einer Zeit, wo das Schauſpielweſen ſo kläglich darniederliegt, dennoch abermals von Errichtung neuer Theater die Rede iſt, und nach den Vorgängen iſt es wohl möglich, daß Leute, die nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Geld anfangen ſollen, wirklich mit ſolchen Projekten umgehen. In weit ernſtlicherer Verlegenheit ſind die Theaterdichter, wie ſie ihren Eſprit an den Mann bringen ſollen. Das Publikum iſt ſo zerſtreut, ſo unrührſam, ſo karg mit ſeinem Beifall, und nur die beſoldeten Klatſcher unter dem Kronleuchter klatſchen trotz Revolution und Emeute, als ob das Spiel oder der Geſang der Schauſpieler ſie wirklich entzücke. Es iſt unendlich viel ſchwerer als ſonſt, die Zuſchauer anzuziehen. Noch am eheſten gelingt dieß dem Vaudeville, der komiſchen Oper und den Melodramen für's Volk.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 259. Sonnabend den 28. Oktober 1848.

— Arma
Quo raptiis? quae vos furiarum verbera caecos
Exagitant?

Statius.

Der Traum vom Blüthenbaum.

Einſt träumt' ich einen bunten Traum,
Leicht iſt er nun zu deuten:
Zu einem mächt'gen Blüthenbaum
Hört' ich ein wildes Schreiten.

Mit Brüllen kam's, nicht mit Geſang,
Ich ſah blutrothe Fahnen,
Sah Bärte ſchwarz, roth, golden, lang,
Hutfedern von den Hahnen.

„Baum!" hört' ich brüllen, „end' dein Blühn!
Die Frucht heraus, du Träger!
Kam'raden, Feuer unter ihn!
Das macht den Saft ihm reger!"

Und an den Blüthenbaum ſodann
Feu'r legten die Vertollten;
Die Blüth' zur Frucht in ihrem Wahn
Durch Feu'r ſie treiben wollten.

Die Glut verſengt' den Blüthenbaum,
Die Frucht kam nie zum Lichte. —
O daß ſie Deutſchlands ſchönen Traum
Alſo gemacht zu nichte!

Juſtinus Kerner.

Das Reich der Töne in den Alpen.

(Fortſetzung.)

So laut dieſem Allen nach die todte Natur in den Alpen iſt, ſo ſchweigſam iſt im Ganzen die lebendige. Es kommt einem hier oft vor, als wären die Thiere vor der ſtarken Rede der Berge ebenſo wie der Menſch verſtummt. — Lieſt man die Werke der Alpenpoeten, ſo könnte man freilich glauben, es krächze auf jedem Baum ein Bergrabe, man vernehme von allen Felſen das Geſchrei des Geiers, des Adlers oder des Schuhus,

„Auf weitverbreitet öden Eisefeldern,
Wo nur der heiſ're Lämmergeier krächzt,"

oder gar das Brummen des wilden Bären; als ſchlage hinter jedem Buſch eine Nachtigall, und als wirble die Lerche über jedem grünen Alpenwieſenfleck. Allein dieſes volltönende poetiſche Concert, das die Dichter in ihren Liedern aufführen, verſtummt, ſo wie man die Alpen ſelber betritt. — Zwar holen ſich die Lombarden und Venetianer, deren Vaterland noch ärmer an Naturtönen iſt, ihre meiſten Singvögel aus den ſüdlichen Alpenthälern, die fleißig von ihren Vogelfängern beſucht werden. Allein wer in den Niederlanden das ununterbrochene Geſchrei der Kibitze gehört hat, die in zahlreichen Schaaren beſtändig über den feuchten Niederungen und Marſchen jenes Erdſtrichs flattern, wer in den Gebüſchen und Birkengehölzen Oſtpreußens, Lithauens und Curlands zur Zeit der langen nordiſchen Sommernächte die Tauſende von Nachtigallen vernommen, deren reizende Melodien ſich dort wie bei uns das gemeine Gezwitſcher der

Sperlinge über ganze weite Landſchaften verbreiten, wer den lieblichen Lärm in unſern norddeutſchen Bäumen kennt, den die Dohlen, die Staare, die Finken und Meiſen erheben, wenn ihre flatternden Chöre im Frühling in die Obſtgärten unſerer Dörfer, in unſere Spree- und Oderwälder erwachend einziehen, der wird die Alpenthäler, ſelbſt in ihrer belebteſten Zeit, in Bezug auf Vogelgeſang verhältnißmäßig todt und leblos finden.

Auf dem Grasteppiche der Steppen Südrußlands vernimmt man das Gepfeife zahlreicher Nagethiere ſo häufig wie bei uns das Gezirpe der Grashüpfer. An den Ufern der dortigen Flüſſe verbreitet ſich das melancholiſche Geſchrei der Unken, die myriadenweiſe in den Niederungen wohnen, gleichſam wie ein Rauch über die Landſchaft hin und gibt, indem das Krächzen von Millionen Kehlen zu einem einzigen, langausgehaltenen, nie endenden Seufzer verſchmilzt, dem Lande für das Ohr einen eigenthümlichen Charakter. Dort auch vernimmt man wirklich das Gekrächz ganzer Schaaren von Geiern und andern Raubvögeln. — In den Waldungen Podoliens und überhaupt Kleinrußlands leben ſo viele Wölfe, daß man ohne poetiſche Uebertreibung ſagen kann, ihr Geheul verbreite ſich wie ein Chorgeſang rund um den nächtlichen Belauſcher ihrer Concerte her.

Von ſolchen durch ihre Maſſe wirkenden Thiertönen, die mit der Landſchaft verſchmelzen, und wo die ganze Natur ſelber aus allen Bäumen und Gräſern, aus allen Höhlen und Winkeln zu klagen oder zu jubiliren ſcheint — und nur von dergleichen Thiertönen kann hier die Rede ſeyn, wo es ſich darum handelt aufzufinden, was aus dem Reiche des Schalls der Landſchaft ihren Charakter gibt — findet ſich in den Alpen faſt nichts; nichts was dem Papageiengeplapper oder dem Affengeſchwätz gliche, das die Urwälder am Orinoco die Nacht durchkreiſcht, nichts was dem wilden Stimmenaufruhr der Thiergeſchlechter in den Dſchinglen des Ganges nahe käme; ich ſage n i c h t s, oder gewiß nur ſehr wenig.

Das Weſen der Alpen iſt dem Auftreten großer Thiervergeſellſchaftungen und daher den Chorgeſängen, dem Maſſengeſchrei durchaus nicht ſo günſtig wie die Beſchaffenheit ebener Länder. — Weil die bewohnbaren Thäler enge ſind und ſich überall die hohe, todte Gipfelwüſtenei in ſchmalen und breiten Zweigen eindrängt, und weil faſt jeder Schritt auf- oder abwärts in ein anderes Klima und alſo auch in eine andere Thierzone führt, ſo ſind alle Thiergeſchlechter ſehr zerſtückelt. — Im untern Ende des an der Thalwand aufgerichteten Waldes leben Vögel, die ſich ſchon in dem obern Gipfel dieſes ſelben Waldes nicht mehr aufhalten können. — Da verbreitet, verallgemeinert und verſchmilzt nichts. Jedes ſchreit oder ſingt ſeine Weiſe für ſich. Dort iſt es ein einſam falzender Auerhahn, hier eine einzelne Amſel; hier wieder ſtreichen einmal ein paar verſprengte Finken oder Meiſen zwitſchernd durch die Zweige. Die Nachtigall hört man faſt gar nicht. Sehr ſelten vernimmſt du einmal in der Nacht einen Uhu oder das heiſere Geſchrei eines Geiers.

Ich glaube, daß ſelbſt auf den Geſang des Menſchen die Natur der Alpen in derſelben Weiſe einfließt. Die Hochgebirge ſcheinen mir weſentlich für Soloſtimmen gemacht und dem Maſſen- oder Chorgeſang minder günſtig. — Der eigenthümlichſte Geſang, den man von den Grenzen Frankreichs bis an die von Ungarn bei allen dieſen Hochgebirgsvölkern findet, iſt das ſogenannte Jodeln oder Jauchzen, mit dem Uebergehen der Stimme in den Fiſtelton. Dieſe Singweiſe iſt auf die Erweckung des in den hohen Felswänden ſchlummernden Echos berechnet und daher ganz aus der Natur der Alpen hervorgegangen. Um das Echo in den Bergen zu wecken, bedarf es eines lautſchallenden Geſangs, und ein ſolcher paßt beſſer für eine einzelne Stimme. Ein lautjauchzender Chor hätte allerlei Schwierigkeiten. Faſt iſt er auch unnöthig: die einzelne Stimme findet hier in dem Echo ſo zu ſagen ihren Chor und jeder einzelne Sänger ſingt gleichſam immer im Chor der ihm antwortenden Felſen und Berge.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Am Faſchingſonntag bewegte ſich der feſtliche Zug vom Capitol nach dem Teſtaccio, unter dem Geläute der großen Glocke. Zuerſt kamen die Handwerksinnungen, jede Innung mit ihrem Banner, an 32,000 Perſonen, alle in gutem Anzug, dann dreizehn Triumphwagen, einer für jeden Rion, von Pferden und Büffeln gezogen, jeder mit beſonderer Fahne. Es folgten zehn Muſiker für jeden der Rione, in ſchwarzem und weißem Anzug nach alterthümlichem Schnitt, bis auf den Boden reichend, ſilberne Trompeten blaſend, dann noch zwei zu Pferde. Es war in Wahrheit eine prächtige Muſik. Die Gerichtsherren gingen ſodann einher, der Ritter vom Capitol mit den Häſchern und der Scharfrichter mit Block und Beil. Man ſah hierauf die beiden Räthe des römiſchen Volkes und den Senator mit den Conſervatoren, gefolgt von dreihundert weiß und blau gekleideten Lanzknechten, welche ihm zur Wache dienten. Der

erlauchte Mataleno, welcher die Koſten dieſes prächtigen Feſtes beſtritt, ritt einher auf weißem Roſſe, das friſchgefallenem Schnee glich; mit ihm kamen eine Menge Barone und römiſcher Edelleute mit einem Gefolge von etwa hundert Reitern. Als der Zug nach dem Teſtaccio gelangte, ſah man das ganze Feld mit Masken gefüllt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in unzählbarer Menge. Nun begannen die Feſte. Man ließ von der Spitze des Hügels zwei Stiere und zwei Karren in die Tiefe hinabrollen; in den Karren waren vier Schweine angebunden und mit rothem Tuch überſpannt. Kaum waren ſie unten angelangt, ſo ſah man wohl gegen dreihundert Menſchen mit bloßen Schwertern auf ſie zuſtürzen, Schweine und Tuch zu erbeuten. Dann fand der Wettlauf nach dem Pallium ſtatt, wobei die Bahn ſich vom Teſtaccio zum Aventin erſtreckte. Es war gewiß das ſchönſte Feſt unter vielen ähnlichen, die an dieſem Orte ſtattfanden."

Manche andere Nachrichten über die Carnevalsfreuden ſpäterer Jahre ſind vorhanden, aus denen wir erſehen, daß mehrere Pallien geſtiftet wurden und verſchiedene Wettrennen ſtattfanden, an einem Tage von jungen Leuten, am zweiten von alten, dann von Juden, von Eſeln und von Büffeln. Allmählig wurden die Orte des Gebiets von der Verpflichtung der Beiſteuer befreit, ſo auch die Juden von der perſönlichen Theilnahme, während der Geldbeitrag, den dieſelben leiſteten, im Jahr 1661 auf dreihundert Scudi herabgeſezt ward, deren Ueberreichung auf dem Capitol im Saale der Conſervatoren bis auf die neueſte Zeit ſtattfand. Eine Schilderung des Faſchings im Jahr 1545, unter der Regierung Papſt Pauls III. und folglich in Roms glänzenden Tagen, liegt in einer Handſchrift der Altieriſchen Bibliothek vor. „Am 21. Februar ward das Feſt auf Piazza Navona nach alter Weiſe gefeiert. Alle, welche an dem Zuge theilzunehmen hatten, verſammelten ſich auf dem capitoliniſchen Platze, von wo ſie in nachſtehender Ordnung zogen: In erſter Reihe ritten viele rothgekleidete Trompeter, hinter ihnen kamen die Gerichtsperſonen mit ihrem Banner. Es folgten die Handwerksinnungen, im Ganzen 7000 Mann, deren Vorüberziehen mit Trompeten und Trommeln gegen vier Stunden währte. Sie waren in ſo viele Compagnien getheilt als es Innungen gab, und in ſo viele Haufen als Triumphwagen, zwiſchen denen die erwähnten Compagnien mit ſchönen Waffen unter ihren Bannern einherſchritten. Der Triumphwagen des Rions von Traſtevere ſtellte den Circus maximus dar, der von Ripa die Statue des Glücks, der von Sant' Angelo die Stadt Conſtantinopel, jener von Campitelli die Heſperidengärten, der Wagen von Pigna die Statue der Cybele mit der Mauerkrone, der von Sant' Euſtachio ein Concil. Auf dem Wagen des Rions Regola ſah man einen im Verfolgen von Schlangen begriffenen Hirſch, auf dem von Parione einen Greif an der Pforte eines Schatzes, auf dem von Ponte zwei kämpfende Ritter, auf dem von Campo marzo zwei ſtreitende Heere. Der Rion Colonna hatte für ſeinen Wagen die Meerege von Gibraltar gewählt, Trevi einen geharniſchten Ritter, welcher einen Barbaren beſiegt, Monti endlich den gefeſſelten Prometheus. Zulezt kam noch ein gewaltiger Berg Aetna mit ſchönen Trophäen und glänzendem Feuerwerk. Alle dieſe Wagen, oder richtiger dieſe Gerüſte, wurden von Büffeln gezogen."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Der Zollaufſchlag. — Eindruck des Frankfurter Aufſtands.

Sähe der Himmel nicht mit beſonders gnädigem Auge auf Sachſen und ſeine ſtrebſame Handelsmetropole herab, ſo würde die nunmehr zu Ende gehende Meſſe ein trübſeliges Ende genommen haben, denn es kam kurz vor und bei Beginn derſelben Alles zuſammen, was den Verkehr ſtören, das Vertrauen erſchüttern, die Handeltreibenden verzagt und muthlos machen mußte. Die erſte Calamität für Leipzigs Großhandel war der Erlaß der preußiſchen Regierung, den Zollaufſchlag auf eine Menge ausländiſcher Waaren betreffend. Das Unerwartete dieſer Maßregel, die gleichſam vom Himmel herabfiel, ſtößte unſern Großhändlern einen paniſchen Schreck ein und mußte, da ſie unmittelbar vor der Meſſe angeordnet wurde, dem Verdacht Nahrung geben, es ſey mit Abſicht geſchehen, um dem Leipziger Handel einen empfindlichen Schlag beizubringen. Der hieſige Handelsſtand ließ es daher nicht an kräftigen Proteſtationen fehlen, um mindeſtens augenblicklichen Aufſchub der gedachten Maßregel zu erwirken, was denn durch nach Dresden geſendete Deputationen und dringende Vorſtellungen glücklich erreicht ward. Ob mit dieſem Zollaufſchlag Leipzigs Groß-

handel wirklich so schwer bedroht ist, wie allerdings alle Kaufleute einstimmig versichern, muß Sachverständigen zur Beurtheilung überlassen bleiben. Andere, namentlich Fabrikanten und Arbeiter, freuten sich der gedrohten Maßregel und begrüßten dieselbe als das Morgenroth einer bessern Zeit, die für sie anbrechen solle. Ob sich darin nicht Mancher irren mag, wird die Zukunft lehren. Der Zollaufschlag trat für die königlich sächsischen Lande mit dem 3. Oktober in Wirksamkeit, doch habe ich bis jezt nicht gehört, daß er den Geschäftsgang in's Stocken gebracht habe. — Traf diese Maßregel nur die hiesige einheimische Kaufmannschaft, so drohte der Aufruhr in Frankfurt a. M. mit seinen kannibalischen Gräueln allen bei der Messe Betheiligten gefährlich zu werden. Die erste verworrene Kunde von der Ermordung der Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky, die wilde Blutgier und völlige Entmenschung, welche die Mörder der Unglücklichen charakterisirte, erregten allgemeines Entsetzen und brachten eine merkliche Stockung in den kaum begonnenen Verkehr. Alle Süddeutschen schwankten, ob sie hier bleiben oder nach der Heimath eilen sollten, denn was konnte geschehen, wenn der demokratische Fanatismus auch nur momentan die Oberhand behielt? Niemand hatte das deutsche Volk und zumal die deutsche Jugend solcher Gräuelthaten für fähig gehalten, Gräuelthaten, welche die Mordscenen der französischen Septembriseurs fast noch übertrafen, weil sie reiflich überlegt zu seyn schienen. Erst als die zuverlässige Nachricht ankam von rascher, wenn auch blutiger Unterdrückung des Aufstandes, und als man sah, daß die Centralgewalt energisch auftrete, diesem wahnsinnigen Treiben der Wühler und Volksverführer ein Ziel zu setzen, da erst athmeten Alle auf und fühlten sich einigermaßen wieder sicher in ihrer eigenen Haut

In früheren Berichten habe ich schon angedeutet, daß die Zahl der radikalen Demokraten in Leipzig selbst sehr gering ist und mit der Masse der Bevölkerung in gar keinem Verhältniß steht. Ihr bisheriges Auftreten konnte zur Hebung ihres Ruhms bei denen, welche Freiheit mit Ordnung wünschen, nicht viel beitragen, im Gegentheil standen sie bei den besitzenden und intelligenten Einwohnern in entschiedenem Mißkredit. Dieser Mißkredit wurde beträchtlich gesteigert durch das scheußliche Frankfurter Attentat, von dem auch die Gleichgültigen lernen konnten, was diese Partei erstrebe. Die Linke im deutschen Parlament, mit deren Auftreten man hier zu Lande schon lange unzufrieden war, hat in Folge der Ereignisse des 18. Septembers viele Anhänger verloren, da man nur zu deutlich sieht, daß sie moralisch wohl verantwortlich zu machen ist für das Geschehene.

(Fortsezung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Theater.

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin wurde, so frisch die Begebenheit ist, doch schon von drei verschiedenen Dichtern für die Bühne behandelt; ein einziges dieser Stücke, „Frau von Sennecey" betitelt, hat Beifall erhalten. Die Vaudevillebühnen haben einige Anspielungen auf republikanische Zustände versucht, unter andern einen „Weiberklub," der aber dadurch die komische Spitze verloren hat, daß die Wirklichkeit nicht mehr da ist, und das Stück also nicht mehr als Satire gelten kann. Die Damen sind des Rechts beraubt worden, über Politik zu berathschlagen, und nicht einmal als Zuhörerinnen werden sie in den Klubs jezt zugelassen. Unter diesen Umständen ist es kein Verdienst mehr, sich über Damenklubs lustig zu machen; das Gesetz hat die Damen auseinander gejagt, und sogar die Männerklubs haben ihre Wichtigkeit verloren, seitdem die Verordnung will, daß ein Polizeibeamter den Sitzungen beiwohne, und die Klubisten ein Protokoll über ihre Berathungen führen müssen. Auch haben sie bei den täglichen, manchmal heftigen, immer wichtigen Debatten der Nationalversammlung, in welchen fortwährend dieselben Gegenstände wie in den Klubs verhandelt werden, nur noch wenig Interesse, zumal etwa zwanzig Tageblätter denselben Stoff wieder vornehmen und unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachten, beleuchten oder verdunkeln. — Die große Oper verläßt sich darauf, daß sie die einzige Anstalt ihrer Art in Frankreich und des Besuchs Einheimischer und Fremder gewiß ist. Sie hat daher die Preise, welche sie in der ersten Zeit der Republik und des großen Wirrwarrs herabgesezt hatte, wieder zum alten Maaße erhoben, und dieß mag so gut als der Stand der Staatseffekten an der Börse auf einige Besserung im finanziellen Zustande von Paris deuten. Rechnete die Operndirektion nicht auf Zuspruch im künftigen Winter, so würde sie einen so wichtigen Schritt wie die Erhöhung der Preise sicher nicht gewagt haben. Freilich hat sie als Hauptreizmittel für die Zuschauer ihr Ballet, und das Tanzen verträgt sich ja ganz gut mit politischer Befangenheit; man kann sich in Politik versenken, und doch gern tanzen sehen, ohne daß eines dem andern Eintrag thut. Die Oper hat ihre Gerüste wieder, und nebenbei eine Taglioni gewonnen, freilich nicht die ächte, die nun einmal Paris meidet, ich weiß nicht warum, da sie doch hier sicher so vielen Beifall erhalten hat, als irgend anderswo. Etwas später hofft die Operndirektion die Gemüther in so weit beruhigt zu sehen, daß sie den endlich erscheinenden Meyerbeerschen „Propheten" recht werden genießen können. Indessen haben noch nicht einmal die Proben begonnen, und so hat es Zeit damit, und hoffentlich wird die rothe Republik noch eine Weile Ruhe halten, damit dieses Meisterstück endlich einmal vom Stapel laufen kann. In Erwartung desselben machen sich die Tageblätter über den Kontrakt lustig, den der berühmte Tonkünstler mit der Operndirektion geschlossen hat, und der seinerseits ein Meisterstück diplomatischer Um- und Vorsicht seyn soll, weßhalb er auch nicht weniger als fünfzig Paragraphen enthält, deren mehrere für das Zartgefühl und die weitgehende Feinheit des Tonkünstlers Zeugniß ablegen. Sollte zum Beispiel Frankreich mit Deutschland in einen Krieg gerathen (wofür der Himmel uns behüten wolle), so will der Tonkünstler nicht, daß sein Prophet die Pariser ferner ergötze; er soll sich alsdann von der Bühne zurückziehen und nicht eher wieder erscheinen, als bis völlige Aussöhnung zwischen dem dieß- und jenseitigen Rhein eingetreten ist. Je mehr also der Prophet den Parisern behagt, desto emsiger werden sie streben mit Deutschland in gutem Einverständnisse zu leben, damit ihnen nicht das Unglück widerfahre, den Propheten mit den Deutschen aus Frankreich fortziehen zu sehen. In einem andern Artikel seines Kontrakts soll Meyerbeer sich das Recht ausbedungen haben, den Propheten von der Bühne verschwinden zu lassen, wenn entweder er, oder seine Frau, oder sein Bankier in Paris krank würden. Ein Pariser Journalist zittert beim Gedanken an einen solchen höchst bedauerlichen Fall, und ermahnt daher seine Landsleute, den Himmel anzuflehen, daß er alles Ungemach vom Haupte des Verfassers Roberts des Teufels und der Hugenotten, sowie von den Häuptern der Seinigen abwende, damit die Opernbühne im ungestörten Genusse des Propheten bleibe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 260. Montag den 30. Oktober 1848.

— The Carnival
Was most facetious in the days of yore,
For masque, and mime, and mystery, and more
Than I have time to tell now, or at all.

Byron.

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

(Fortſetzung.)

„Auf dieſe folgten die Conſtabler der dreizehn Rione, im Ganzen dreihundert, in alter Tracht, wie auch zwei- und-zwanzig Jünglinge, welche Heldenſpieler darſtellten. Hinter dieſen gingen die Caporione und die Kanzler des römiſchen Volkes, die Herren Curzio Frangipane und Belardino Caffarelli, in ihrer Mitte der Gonfaloniere von Rom, Giuliano Ceſarini, welcher das große Banner der Stadt trug, reich gekleidet und mit Geſchmeide bedeckt, deſſen Werth man auf dreißigtauſend Scudi ſchäzte. Der Senator und die Conſervatoren mit den übrigen Senatsbeamten beſchloſſen den Zug. Nachdem die Cavalcade das Capitol verlaſſen, gelangte ſie nach Piazza della Pigna und nach den Häuſern der Ceſarini, hierauf nach denen der della Valle. Als ſie an den Wohnungen der Maſſimi waren, wandten ſie ſich gegen Piazza Farneſe zu, dann nach den Banchi und Sant' Apollinare und zogen endlich nach Piazza Navona. Nachdem ſie ſich rings um den Platz in mehreren Reihen aufgeſtellt, brannte man zum großen Jubel der Zuſchauer das Feuerwerk ab, und da die vier- und-zwanzigſte Stunde herangekommen war, begaben ſich Alle nach Hauſe. Man ſagt, das Feſt habe über hunderttauſend Scudi gekoſtet, die bedeutenden, von den Innungen für ihre Kleidung u. ſ. w. gemachten Auslagen nicht mit eingerechnet. Am Montag fand das Feſt am Monte Teſtaccio ſtatt, in derſelben Ordnung wie das vorige, nur ohne die Wagen. Der Hügel ſelbſt, der Aventin, die Stadtmauern waren mit Menſchen gefüllt und von Fußvolk und Reiterei umgeben. Man begann mit der großen Jagd, bei welcher dreizehn Stiere todt blieben. Hierauf ließ man von der Höhe ſechs Karren herabrollen, jeder mit einem rothen Tuche bedeckt und ein lebendiges Schwein darunter; um ſich dieſer zu bemächtigen, wurden die Anſtrengungen eben ſo wenig geſpart wie beim Stierkampf. Unter den Quadrillen war eine ſehr glänzende, an welcher ſechs Ritter Theil nahmen, Farneſe, Santa Fiora (Sforza), Herzog von Camerino (Farneſe), Herzog von Marſi (Colonna), Graf von Sta Fiora und Fürſt von Macedonien. Drei Wettrennen wurden gehalten, von der Stelle an, wo die Stadtmauer an die Tiber ſtößt, über das Feld des Teſtaccio bis zum Aventin hinauf. Am Faſchingstage rannten wie gewöhnlich die Eſel und Büffel, und es gab Lärm und Verwirrung in Menge. Zum Abende ward im Caffarelliſchen Hauſe eine Komödie aufgeführt.“

Der Ort, wo die Faſchingsſpiele ſtattfanden wechſelte mehrmals zu verſchiedenen Zeiten. Die Straßen, welche vom Campo di fiore, einem der beſuchteſten Märkte der Stadt, zur Engelsbrücke führen, ſo wie die Via Giulia, welche eine von Roms ſchönſten Straßen geworden wäre, hätte die vornehme Welt ſich nicht nach einer andern Himmelsgegend hingewandt, als die war, welche noch unter Julius II., Leo X., Paul III. ihre Paläſte entſtehen ſah, waren mehrfach Schauplatz dieſer Feſte. Allmählig aber concentrirte ſich Alles auf dem gegenwärtigen Corſo, der in gerader Linie vom Aufgange zum capitoliniſchen Hügel bis zum flaminiſchen Thore die Ebene durchſchneidet. Papſt Paul II. (1464—71) war der erſte, welcher die Spiele hier ſtattfinden ließ. Schon

als Kardinal hatte er den Palaſt zu bauen begonnen, den er als Papſt fortſezte und welchen, ſo weit er jezt vollendet, ſein Neffe beendigte, jenen Palaſt von S. Marcus, der im ſechzehnten Jahrhundert an die Republik Venedig überging und vor welchem in den jüngſten Tagen beklagenswerthe Exceſſe eines fanatiſch erregten Pöbelhaufens ſtattfanden. Von hier aus konnte der Papſt dem Schauſpiel beiwohnen; heute noch pflegt der Senator mit ſeinem Gefolge in feierlichem Aufzuge ſich dahin zu begeben und in dem Fenſter ſitzend, welches die Ausſicht über Platz und Straße gewährt, den Siegespreis zuzuerkennen. Als Papſt Paul dieſen Ort wählte, begann man erſt am Corſo zu bauen; der jetzige Palaſt Doria Pamfilj, einer der ſchönſten der Stadt, gehört zu den wenigen, die aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrühren, von dem er indeß dem Aeußern nach keine Spur bewahrt hat.

Spätere Zeit erſt ſah hier Palaſt an Palaſt ſich reihen. Anfangs lieſen die Barberroſſe von dem Triumphbogen Marc Aurels bis zur päpſtlichen Reſidenz; eine Inſchrift auf einer Marmortafel, gegenüber dem Palazzo Fiano, erinnert rühmend an die Barbarei Alexanders VII., welcher im Jahre 1662 jenes mit vortrefflichen Bildhauerwerken geſchmückte Siegesmonument des großen Kaiſers wegräumen ließ, um die Straße bequemer zu machen und das Rennen nicht zu hindern. Seitdem wird die ganze Länge des Corſo zu dieſen Spielen benuzt. Auf Piazza del Popolo, beim flaminiſchen Obelisk, laufen die Pferde ab, am Palazzo di Venezia werden ſie eingefangen; Ripreſa de' Barberi heißt darnach die kurze und enge Straße. Das Maskengetümmel, von hundert Autoren beſchrieben, im laufenden Jahre nicht gehindert, wenn auch beeinträchtigt durch die Nachricht der Februarrevolution, bewegt ſich in ſeiner unerſchöpflichen Heiterkeit auf demſelben Schauplatz.

Das Reich der Töne in den Alpen.

(Schluß.)

Man kann auch allgemein bemerken, daß die Hirten, die Alpenjäger, die Bergführer große Neigung haben, allein zu ſingen. Ihre berühmteſten Geſänge, die Kuhreigen, ſind Sologeſänge. Selbſt wenn ihrer mehrere beiſammen ſind, tritt nur Einer hervor, jodelt, jauchzt, und die Andern lauſchen indeß auf das tönende Echo, bis die Reihe des Singens an ſie kommt. — Ziehen ſie ſich dann aus der Natur in ihre Wohnungen zurück, ſo ſtimmen ſie allerdings auch Chorgeſänge an; doch ſprechen wir hier immer nur von dem Geſange im Freien, der ſich mit der Natur der Landſchaft verſchwiſtert. Auch das vornehmſte und berühmteſte Inſtrument der Alpenbewohner, das Alpenhorn, iſt auf die Berge und die Erregung eines Echos in den Bergen berechnet. Der ſchwachtönige, echoloſe Dudelſack fand bei den Alpenhirten nie beſondere Verbreitung.

Betrachtet man dagegen die Geſänge im Freien bei Völkern, welche die Ebene bewohnen, ſo ſcheint ſich hier das Umgekehrte zu finden. In Lithauen, in Preußen, in den flachen Ländern der Letten und Eſthen verbreitet ſich in den hellen Sommernächten ein ununterbrochenes Geſumme und Gemurre, das von den Chorgeſängen herrührt, die jene Völker dann in den Wäldern und Fluren ertönen laſſen. — Faſt aller Geſang der in den weiteſten Flachländern unſeres Welttheils wohnenden Ruſſen iſt Maſſengeſang. In Kleinrußland ertönt in der guten Jahreszeit auf den Feldern bei Tag und Nacht ein faſt eben ſo ununterbrochenes Geräuſche von Menſchenſtimmen wie von den Fröſchen und Grillen.

Erwähne ich noch des

„Mettenglöckleins in der Waldkapelle,
Das hell herabklingt aus dem Schwyzerland,"

und dann noch des ſchönen Geläutes der „braunen Liſel" und ihrer zahlreichen Gefährten in den Alpen, ſo glaube ich alle Farbe gebenden Töne, die in dieſen Gebirgen vorkommen, wenigſtens genannt zu haben. Ueber das zulezt genannte Geläute der Rinder ließe ſich eine eigene Abhandlung ſchreiben. Es iſt neben den rauſchenden Waſſerbächen der charakteriſtiſchſte Lärm der Alpen. Es erklingt in allen Thälern und auf allen Höhen; man vernimmt es Tag und Nacht in ununterbrochener Muſik. Mit dieſem Geläute verknüpft ſich ſo manche eigenthümliche Sitte der Alpenbewohner, und das Geläute ſelber verbindet ſich wieder ſo innig mit der Natur und dem Weſen des Landes, daß man ſich Alpen und Rinderglockengeläute kaum getrennt denken kann. Der Schweizer, wenn er es vernimmt, glaubt ſich ſchon mitten in ſeinen Bergen, und ſelbſt der fremde Reiſende fühlt ſich anmuthig davon begrüßt. Im Ganzen kann man ſagen, daß Waſſergemurmel und Glockengeläute die herrſchenden Töne in den Alpen ſeyen. Gropius glaubte daher auch dieſer beiden Klänge nicht entbehren zu können, um den Beſchauern ſeiner Dioramen den zauberiſchen Genuß einer täuſchenden Verſezung in die Mitte der Alpennatur zu verſchaffen.

Das Reich der Töne hat das kräftigſte Leben in den untern dichtern Luftſchichten. In den höhern Regionen verlieren die feiner werdenden Luftwellen mehr und mehr die Kraft zu reſoniren und den Ton fortzu-

pflanzen. Ein nicht unbedeutender Theil des Alpenlandes iſt zu dieſen hohen Regionen der gedämpften Laute emporgehoben. Es gibt nicht wenige Berggipfel in den Alpen, die ſchon ſo hoch ſind, daß der Schuß einer Piſtole nicht viel lauter klingt, als der Schall eines derben Handſchlags. — Dieſer Umſtand, ſo wie die mit der Erhebung fortſchreitende Abnahme alles Lebendigen bewirkt denn, daß die markirte und lebhafte Färbung der Tongebilde mit der Höhe in den Bergen ſtetig abnimmt.

Im Ganzen genommen kann man alſo die tiefen Thäler als die vornehmſten Sitze des Lärms, des Vogel- und Menſchengeſangs, des Dorf- und Städtegeräuſches, des Brauſens der Waſſerfälle, des Tobens der Wildbäche und Steingerölle, des Donnerns der Lawinen und der Gewitter bezeichnen, die Gipfel und hohen Schneefelder dagegen, auf denen man über allen dieſen Erſcheinungen erhaben iſt, als die Sitze der Ruhe und Lautloſigkeit. — Hier oben ſickert das Waſſer gemach in ſtillen kleinen Hochalpenſeen zuſammen, die nie ſo laut gegen ihre Ufer branden, wie die großen Waſſerbecken in den Ebenen. Hier vernimmt man kein Rauſchen der Waſſerfälle, weil erſt unten die einzelnen Waſſerfäden mächtig genug werden. Nur ganz beſcheiden und kaum hörbar murmeln die kleinen Quellen auf jenen hohen Gefilden. Ja den größten Theil des Jahres iſt dort allem Waſſer die Zunge von der Kälte gefeſſelt, und ſelbſt die Niederſchläge vom Himmel ſteigen geräuſchlos aus den Wolken herab, nicht als ſchauernde Regentropfen oder raſſelnde Hagelkörner, ſondern als wollige, in der Luft ſchwimmende ſtille Schneeflocken, die ſich ſanft und leiſe auf den Boden anlegen. — Selbſt die Lawinen beginnen hier oben gemach, gleiten Anfangs lautlos von den Wänden ab. Erſt unten, wo ſie ſich maſſig ballen und mit Steinblöcken vermiſchen, werden ſie ſo mächtig und tobend, wie wir ſie geſchildert. — Und zu den angeführten tondämpfenden Urſachen kommt dann noch die loſe Decke von Schnee, mit dem hier alle Wände gepolſtert ſind und in deſſen lockerem Gewebe das Echo wie in den Vorhängen und dem Teppich eines Saales ſich verſtrickend ermattet.

Es mag da einzelne hohe Spitzen geben, wo ſogar der Donner der Gewitter das Verſprechen, das der Löwe in Shakeſpeares Sommernachtstraum gibt, ſo zart zu brüllen wie ein Täubchen, wirklich erfüllt. Denn man hat dort die Gewitter häufiger unter ſich, als über dem Haupte, und erſt in den untern Regionen, zwiſchen den Felſen der Thäler erlangt der Donner ſeine herzerſchütternde Stimme. — Und dieſe allerhöchſten Gipfel nähern ſich denn auch ſchon denjenigen hohen Luftgegenden, in welchen größere Ruhe in den Luftſtrömen herrſcht, wo die Winde ſanfter und ſtetiger fließen als an der Oberfläche der Erde. Es iſt zu vermuthen, daß die Thäler der Alpen weit häufiger von tobenden und ſauſenden Winden heimgeſucht werden, als ihre Gipfel, wenn gleich hier die Lüfte vielleicht anhaltender ſtreichen.

Wie die Polteraccorde der todten Maſſen auf den Gipfeln geringer werden, weil ſie dort an Fülle und Kraft verlieren, ſo läßt ſich dort auch das Thierreich in immer iſolirteren Tönen vernehmen, weil es mit der Höhe an Racen- wie an Individuenzahl beſtändig abnimmt. — Am längſten hält wohl das melancholiſche Unkengeſchrei in den kleinen trüben Seen der Hochplateau's aus, und dann das zirpende Pfeifen der Murmelthiere, die von allen Vierfüßern am höchſten wohnen. — Die alleroberſten Gipfel erreicht bloß die Spinne, deren Seufzer und Sprache nur ein Ohr belauſchen könnte, das auch im Stande wäre das Gras wachſen zu hören. Nur in dieſen einſamen Hochthälern, wo keine geſchwätzige Krähe krächzt, wo keine Unheil verkündende Eule ſchreit, wo nicht einmal ein Heimchen zirpt, wo ſogar das beſcheidene Pfeifen der Mäuſe und der Murmelthiere in der feinen Luft gedämpft wird, wo ſelbſt der Donner nur liſpelt, nur da kann der Reiſende, der auf dem Schneeteppich nicht einmal ſeine eigenen Tritte vernimmt, deſſen Gefährten aus Furcht, den Schnee zum Rutſchen zu bringen, ihrem Munde ein Schloß vorlegen und ihren Maulthieren die Schellen abbinden, eine ſo vollkommene, weitverbreitete Stille finden, wie ſie hier auf Erden ſonſt nur noch am Nordpol herrſcht. — Die lautloſe Ruhe, in die man ſich beim Betreten dieſer ausgeſtorbenen Regionen verſenkt findet, erſchreckt das warmfühlende, heitere Weltkind; es glaubt das Reich des Todes vor ſich geöffnet zu ſehen. Sie erquickt aber mehr als Alles die Seele des im Weltgetümmel Leidenden, der ſich dort den ſtillen Wohnungen der Seligen zu nahen wähnt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Tonkünſtler und Zeichner. — Kunſtnotizen.

Viele hieſige Tonkünſtler ſind lange nicht ſo glücklich wie Meyerbeer; ſie leiden unter dem Drucke der Zeit, und ſind daher mit der Bitte bei der Nationalverſammlung eingekommen, ihnen einen Theil der zur Unterſtützung der Künſtler ausgeſezten Gelder zukommen zu laſſen, damit ſie im Stande ſeyen, einen Verein zu ſtiften, welcher den darin Aufgenommenen im Nothfalle Unterſtützung zuſichere und die Herausgabe ihrer Werke unternehme. Den Tonkünſtlern geht es eben wie den Autoren: ſie können keine Verleger, wenigſtens keine ſolide Verleger finden,

und ihre Geiſteserzeugniſſe bleiben im Schreibpulte liegen. Für die Schriftſteller gibt es indeſſen noch immer einige Hülfsquellen. Namentlich werden die Feuilletons der Tageblätter, alter und neuer, noch immer mit Romanen gefüllt. Mit welcher Zerſtreuung dieſelben geleſen werden, läßt ſich denken; aber es gibt doch noch manche Leſer, welche ſich einmal an dieſe Geiſteskoſt gewöhnt haben. Aber ſchwerlich werden jetzt die Feuilletons noch mit fünfzig- bis hunderttauſend Francs honorirt, wie zuweilen in der goldenen Zeit der Fall war, welche der Revolution vorherging. Die vornehmſten dieſer Feuilletonsdichter, George Sand, Eugen Sue, Viktor Hugo, Alexander Dumas, geberden ſich gewaltig republikaniſch; aber bis jetzt iſt die Republik für ihre finanziellen Umſtände nicht ſehr erſprießlich geweſen. Auf dem Wege des Buchhandels iſt wenig für ſie zu gewinnen, es werden faſt keine Bücher mehr gedruckt; mehrere ſind daher Journaliſten geworden und ſchreiben regelmäßig Zeitungsartikel, oder leiten ſelbſt Journalunternehmungen. Von den Künſtlern ſuchen manche eine Erwerbsquelle im Abkonterfeien der neunhundert Volksrepräſentanten. Man ſieht bereits bei den Bilderkrämern eine Menge dieſer lithographirten Blätter, von denen mehrere ſehr gut gerathen ſind. Was für ſonderbare Geſichter da zu Tage kommen! und welche Maſſen von Menſchen, welchen ohne die Februarrevolution die Ehre, im Conterfei an einem Bilderladen zu hängen, nimmer zu Theil geworden wäre! Die Künſtler, welche ſich zu dieſem Unternehmen verbunden haben, rechnen, wie es ſcheint, weniger auf das Publikum als auf die abconterfeiten Repräſentanten, obgleich der Preis eines jeden Porträts nur zu acht Sous angeſetzt iſt. Sie ſähen es gern, wenn die Volksrepräſentanten jeder etwa hundert Exemplare ſeines Porträts kaufte, um ſie nach Belieben zu verſchenken oder gegen Geld umzuſetzen. Eines der am beſten abgehenden Bilder war Anfangs das Ludwig Bonaparte's, da man in ihm ſchon den künftigen Präſidenten der Republik, ferner einen Conſul, ſogar einen Kaiſer der Zukunft ſah. Aber ſeitdem er in der Nationalverſammlung ſitzt und daſelbſt eine faſt alberne Figur macht, verwiſcht ſich jene glänzende Ausſicht mehr und mehr. Immerhin wird er manche Stimmen bei der Präſidentenwahl bekommen, aber man fürchtet ihn nicht mehr.

Zum Schluß noch ein paar Kunſtnotizen. Erſtlich hat der Baumeiſter des Palais Bourbon, in welchem die Nationalverſammlung ihre Sitzungen hält, es nicht dahin bringen können, dem neuen Saale die nöthige Akuſtik zu geben. Dieß muß eine ſchwere Kunſt ſeyn. Schon ſeit einiger Zeit berathſchlagen Repräſentanten und Baumeiſter über die akuſtiſchen Mittel. Zuletzt wird man wohl den neuen Saal, der ohnehin nur ein proviſoriſcher iſt, wieder niederreißen und den alten vergrößern müſſen. Glücklicherweiſe wird nach der neuen Verfaſſung die Nationalverſammlung nur aus 750 Mitgliedern und nicht wie jetzt aus neunhundert beſtehen, welche viel Lärm und Aufenthalt in den Berathungen verurſachen. — Die zweite Merkwürdigkeit iſt der ſchon in den erſten Tagen der Republik dem Maler Chenavard gewordene Auftrag, das Pantheon innen von oben bis unten zu bemalen. Ein halbes Jahrhundert wäre nicht zu viel Zeit für eine ſolche Rieſenarbeit, und zwanzig Maler hätten dabei beſchäftigt werden können. Aber Chenavard iſt Ledru-Rollins Freund, und er hat den Zeitpunkt, da dieſer die Macht in Händen hatte, dazu benützt ſich die ungeheure Arbeit mit einem jährlichen Gehalt von viertauſend Francs übertragen zu laſſen. Der Gehalt iſt mäßig, aber vielleicht denkt er ihn ein halbes Jahrhundert zu genießen. Kaum war die Sache ruchbar geworden, ſo wurde die Regierung mit Gegenvorſtellungen von Seiten der achtbarſten Künſtler beſtürmt. Chenavard arbeitet indeſſen mit Hülfe eines Freundes, Papety, an den Cartons; kommen ſie an's Tageslicht, ſo wird wahrſcheinlich ein Sturm von Kritiken darüber ausbrechen. Das Schlimmſte iſt, daß Ledru-Rollin vergeſſen hat zu beſtimmen, wozu das Pantheon eigentlich dienen ſoll; die Malereien müſſen doch einigen Bezug auf die Beſtimmung des Gebäudes haben. Allermittelſt arbeitet der Künſtler in's Blaue hinein. Dg.

Leipzig, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Frankfurter Linke und die Leipziger Demokraten

Ohne einzelnen Mitgliedern der Linken zu nahe treten zu wollen, läßt ſich's denn doch nicht mehr läugnen, daß ſie Männer unter ſich zählt, die auch vor dem Entſetzlichſten nicht zurückſchrecken, wenn ſie nur ihre Plane durchſetzen können. Wer noch daran zweifeln wollte, der darf ja nur ihr Organ, die „Reichstagszeitung," in die Hand nehmen, ein Blatt, das die Preßfreiheit auf die unverantwortlichſte Art mißbraucht, und deren Redakteuren ſicherlich nicht zu viel geſchähe, wenn ſie ihrer anekelnden Verleumdungen wegen zur Verantwortung gezogen würden. Robert Blum, Vertreter unſerer Stadt und vielberühmter Führer der Linken, dürfte ſich jetzt kaum noch einer ſo glänzenden Aufnahme wie vor wenigen Wochen erfreuen. Der intelligente Theil unſerer Bevölkerung ſchämt ſich, von ihm vertreten zu werden, und die Maſſe der Bürgerſchaft, die freilich durch ihren Indifferentismus Schuld iſt an der getroffenen Wahl, ſchimpft, womit allerdings wenig geholfen wird. Die Preſſe, namentlich die „deutſchen Blätter," von Blum und Conſorten als niederträchtig und volksfeindlich verſchrieen, beſämpfen ſeine Schritte nach unſerm Dafürhalten würdig, ernſt und energiſch, und Blum müßte wirklich größere Geſchicklichkeit als Bosko beſitzen, wenn es ihm gelingen ſollte, auch gegen ihn zeugende Thatſachen in Nichts verſchwinden zu laſſen. Um nicht in die fatale Lage zu kommen, dieß nicht leiſten zu können, erklärt er, was ſehr geſcheidt von ihm iſt, daß er ſich zu einer Erwiederung auf Angriffe der „deutſchen Blätter" gar nicht herabwürdigen werde.

Groß im Nachahmen der Frankfurter äußerſten Linken ſind unſere Demokraten. Vor dem Attentat auf die Nationalverſammlung zeigten ihre Führer ſich beſonders kühn und unternehmend. Außer gewaltig aufregenden Reden in ihrem Klub beriefen ſie allgemeine Volksverſammlungen im Freien, um ihrem Streben mehr Relief zu geben. Bei leidlichem Wetter fehlt es ſolchen der Menge noch immer neuen Erſcheinungen niemals an großem Zulauf, wenn auch ſieben Achtel der Verſammelten regelmäßig gegen die Beſchlüſſe derſelben ſind. Die Demokraten ſind pfiffig und ihrer Sache gewiß. Umgeben von ihrer Leibwache, einem Corps von ſicherlich nicht über zweihundert jungen Leuten, die größtentheils der arbeitenden Klaſſe angehören, machen ſie die keckſten Anträge, ſtellen die tollſten Forderungen an den geſunden Menſchenverſtand und bringen leider damit durch, weil viele tauſend Vernünftige es nicht der Mühe werth halten, ein Wort dagegen zu ſprechen. Solche Beſchlüſſe werden dann auspoſaunt als gefaßt in einer Verſammlung von Tauſenden. Iſt dieß auch baare Lüge, ſo macht es doch Eindruck und hilft den gelockerten Boden der Geſetzlichkeit mehr und mehr unterminiren. Einen tiefen Ingrimm haben die Demokraten namentlich gegen unſer Miniſterium in ſeiner jetzigen Zuſammenſetzung. Dieſes zu ſtürzen, iſt ihr raſtloſes Streben.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 261. Dienſtag den 31. Oktober 1848.

Vous connaissez l'impétueuse ardeur
De nos Français; ces fous sont pleins d'honneur,
Ainsi qu' au bal ils vont tous aux batailles.

Voltaire.

Da war ein kleiner flinker Kerl, der regierte euch ſein Gewehr ſo; und dann drehte er ſich um und um, und dann kam er da, und dann kam er da; piff! paff! ſagte er, bauz! ſagte er. —

Shakeſpeare.

Die Garde mobile.

Einer der merkwürdigſten Züge der lezten franzöſiſchen Umwälzung iſt die raſche Schöpfung einer kriegeriſchen Truppe aus dem jungen muthwilligen Straßenpöbel von Paris. Wie ſprechend tritt uns aus der ganzen Haltung und Geberdung dieſer unbärtigen Krieger der alte wohlbekannte Zug des Nationalcharakters entgegen, der uns immerhin äſthetiſch abſtoßen und zum Spotte reizen mag, wenn wir darüber nicht vergeſſen, die Sache auch von der ernſten und bedrohlichen Seite zu betrachten. Wir geben im Folgenden einige Züge zur Geſchichte der garde mobile, wie ſie einer unſerer Mitarbeiter auf den Straſen von Paris und aus den dortigen Journalen aufgeleſen hat. Die unbefangene thraſoniſche Eitelkeit, der windige Götzendienſt eines phraſenhaften Heldenthums und einer ſentimentalen kriegeriſchen Ehre tritt uns hier in ſonderbarer Gemüthlichkeit entgegen, und wir ſind ganz in unſerem Rechte, wenn wir darüber lachen, ſoweit wir nicht unſererſeits im verwandten und doch wieder ſo grundverſchiedenen Aberglauben preußiſcher Heldenhaftigkeit befangen ſind. Aber wir haben wohl zu bedenken, daß der Fanatismus der „Conſigne," wie man kurz das nennen kann, was die Pariſer Gamins zu Soldaten zaubert, eine Eigenſchaft iſt, die eine einige, vom Gemeingeiſt getragene Nation zu einer in hohem Grade kriegstüchtigen und zum gefährlichſten Feinde eines Volkes macht, das vergeblich tapfer und begeiſtert iſt, wenn ihm der Gemeingeiſt nur wie ein Fieber anfliegt, auf das Erſchöpfung folgt.

Der Pariſer Gamin iſt ein Typus. Alle Welt weiß es, daß er die Leute neckt und in's Feuer geht, den Damen der Halle die Eierkörbe zerdrückt und dabei thut, als ob er einen Kratzfuß machte, die Alte, wenn ſie ſchilt, auslacht, wenn ſie aber weint, mitweinend um Verzeihung bittet. Er hat ſich für ſeine lezten zwei Sous eine irdene Pfeife gekauft, um auf dem Boulevard den Mann zu ſpielen; du drängſt dich an ihm vorbei, um in's Theater zu kommen, und zerbrichſt ihm die Pfeife, ſo daß ihm der Mund verlezt wird. Du ſagſt: »Pardon Monsieur,« er antwortet, zwiſchen Schmerz und Eigenliebe ſchwebend: »il n'y a pas de mal, Monsieur,« und wenn dir dann an der Theaterkaſſe ein Geldſtück auf die Erde fällt, rafft er dir's auf und nimmt kein Trinkgeld an. Entſchuldigſt du dich aber nicht, dann nimm dich in Acht: dann ſchimpft er, aber nicht grob, nicht tölpelhaft nennt er dich, nein dumm: bête.

Am 23. Februar Nachts war ich mit einem Freunde auf dem Boulevard. Das Gemezel am Hôtel Guizots hatte die am Tage dort zuſammengedrängte Bevölkerung in die Vorſtädte getrieben, wo ſie Verrath ſchrie und zu den Waffen rief. Nur einzelne Gruppen ſtanden hier und da und erzählten ſich das ſchreckliche Ereigniß. Ein Volkshaufen zieht vorbei, einen großen Wagen voll Leichen in der Mitte. Bunte Laternen ſind an einer Stange vor dem Wagen aufgehängt, auf jeder Ecke deſſelben ſtehen Menſchen mit aufgeſchürzten Ermeln und beleuchten die blutigen Leichen mit ihren Fackeln. Der Wagen verliert ſich in der Vorſtadt, man ſägt Bäume um, legt ſie quer über die Straße, reißt das Pflaſter auf, und vornehme Leute, die aus Soiréen kommen, gehen mit Handſchuhen an den Händen mit an's Werk. Um zwei Uhr Morgens bekommt die Geſellſchaft Hunger; ein altes Weib, Wurſt und Brod im Korbe, bietet ihre Waare an; wer Geld hat, kauft. Ein Burſche von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren verlangt eine Semmel, er hält ſie ſchon in der einen Hand und reicht der Alten mit der andern einen Sou hin. „Zwei Sous, mein lieber Herr, zwei Sous! Sie

können doch nicht verlangen, daß ich Nachts umsonst herumziehe; ein Sou ist der Bäckerpreis und einen muß ich am Stück verdienen." Der junge Mensch legt die Semmel wieder in den Korb und dreht der Alten den Rücken. Er hatte eben nur Einen Sous und außerdem nur noch Hunger. In dieser Gewißheit wollte ich einen Sou zulegen, da sah der junge Mensch mich groß an und sagte: „Nicht doch, ich habe Geld bei mir, aber die Alte ist zu theuer mit ihren petits pains.« Ich kann nicht behaupten, daß er hungrig schlafen ging, denn er ging diese Nacht wahrscheinlich gar nicht schlafen. So sind diese Gamins. Aber sie haben auch noch andere Eigenschaften. Wenn das Volk auf die Soldaten schießt, weil diese den Posten am château d'eau nicht räumen wollen, klettern die Gamins auf's Dach und zünden das Haus an. Der 24. Februar kann das bezeugen; vielleicht war mein Hungerleider auch dabei.

Man hatte den Muth der jungen Leute kennen lernen, man kannte aber auch ihren Hang zum Müßiggang, und wenn dieser überhaupt aller Laster Anfang ist, so ist er es in Revolutionszeiten noch mehr. Man kam daher auf den Gedanken, dieser kernigen Jugend die Hülle des republikanischen Soldaten zu geben, aus den Umhertreibern der Revolution Jäger der Republik zu machen. Duvivier, der brave General, der im Juniaufstand den Tod fand, dem er in Afrika hundertmal getrotzt hatte, nimmt die Organisation einer Mobilgarde aus Freiwilligen auf sich, und in wenigen Wochen stehen vier-und-zwanzig Bataillone unter den Waffen. Nun hatte man ein Bild der eigenthümlichsten Art vor sich: junge wilde Bursche in Blousen, die das Waffenhandwerk wie eine Spielerei betrachteten, aber Herzen, die noch der Selbstverleugnung fähig sind, bei denen der Lebensgenuß die Liebe zum Leben noch nicht zur Quelle der Feigheit gemacht hat. Die Bataillone wählten ihre Führer selbst, und so ist es nicht selten, daß die gemeinen Freiwilligen ihre Offiziere dutzen. — Hier eine Wahlscene. — Es handelt sich um den Commandanten des neunzehnten Bataillons, die Gardisten sind in der Kirche der „jungen Blinden" im zehnten Arrondissement versammelt und haben zwischen zwei Candidaten, den Offizieren der Linie Lemaitre und Eviol zu wählen. Ganz unerwartet wird den jungen Leuten vom Maire angezeigt, daß sie weder den einen noch den andern wählen könnten, da ihre Führer alle Freiwillige seyn müßten. Da tritt ein junger Mann vor und spricht den Maire folgendergestalt an: „Ich bin Offizier der Armee, aber Gefühle der Freundschaft für diese jungen Leute veranlassen mich, Sie zu bitten, mich als gemeinen Soldaten unter sie treten zu lassen." Der junge Mann war eben einer der Candidaten, der Kapitän Lemaitre. Ein Schrei des Enthusiasmus entsteigt der bewegten Masse, Thränen fließen, und Lemaitre wird Kommandant des Bataillons.

Ein Kaleidoskop ist nicht bunter als diese ersten Revolutionswochen. Bald ist das Bild regelmäßig, bald unregelmäßig. Die Garde mobile, noch in Blousen, zieht vor den erzbischöflichen Palast und bittet um die Weihe ihrer Fahnen. Ein junger Mann tritt vor und spricht: „Monseigneur, die Soldaten der Mobilgarde vertrauen fest auf den Gott, der Frankreich von den Ebenen von Tolbiac bis zu den Schlachtfeldern des Kaiserreichs beschützt hat. Die Fahne ist die Kirche des Regiments: wir bitten Sie, sie zu segnen. Von Ihnen geheiligt, wird sie in der Schlacht nie unterliegen; wir werden sie hoch und aufrecht ohne Makel und ohne Verrath tragen, und zwar eben so gegen den äußern Feind wie gegen die Rebellen im Innern. Monseigneur, segnen Sie unsere Fahne, es ist die des Vaterlandes. Es lebe Frankreich!" — „Ja, es lebe Frankreich!" antwortete der Erzbischof. „Es ist das vom Herrn bevorzugte Land, denn es ist das Land der Heiligen, der Helden und der Märtyrer. Ich dank' euch, Kinder, daß ihr mir eure werthe Standarte gebracht habt, damit meine zum Himmel emporgehobenen Hände den Segen des Gottes der Heerschaaren auf sie herabrufen können. Ihr wißt, das Kreuz ist ein unüberwindliches Symbol: bewahrt es in euern Soldaten- und Christenherzen, es wird euch zum Siege führen." Und darauf sprach er die Segensformel aus.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur italienischen Sittengeschichte.

III. Die Pepoli zu Bologna im sechzehnten Jahrhundert.

Wie glänzend in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Lebensweise des italienischen Adels war, davon gibt der Bericht über den Empfang, welcher dem Herzog von Joyeuse im Jahre 1582 von Seiten der Pepoli in Bologna zu Theil ward, nicht uninteressante Kunde. In einer handschriftlichen Chronik Bologna's, von Girolamo Seccandenari, welche in der Albanischen Bibliothek zu Rom aufbewahrt wird, findet sich der erwähnte Bericht (vergl. das historische Journal Il Saggiatore, Rom 1845, Bd. IV, S. 207 ff.), welcher von einem Augenzeugen verfaßt seyn muß.

Anne de Joyeuse ist bekannt genug in der Geschichte Heinrichs III. und IV. Er hatte eine Schwägerin des ersteren, Marguerite de Vaudemont, aus dem lothringischen Hause, geheirathet, und Heinrich

erhob nicht nur die Grafſchaft Joyeuſe zu einem Herzogthum und einer Pairie mit Vorſitz vor den älteſten Herzogen, ſondern ſoll auch bei der Hochzeit 1,200,000 Thaler ausgegeben und ſeinem Schwager noch 400,000 Thaler verſprochen haben. Die Reiſe des Herzogs nach Rom ward durch ein Geſuch veranlaßt, welches er bei Papſt Gregor XIII. anbringen wollte, und welches namentlich den Austauſch des der Kirche gehörenden Comtat Venaiſſin gegen die Markgrafſchaft Saluzzo betraf. Es ward ihm nicht bewilligt, aber ſein Empfang in Rom und Florenz war ein ſehr ehrenvoller.

„Geſtern Abend, am 1. Juli," berichtet ein im Caetaniſchen Archiv zu Rom befindliches Tagebuch aus der Zeit Papſt Gregors XIII. (vrgl. Saggiatore. Bd. IV. S. 156 ff.), „ward um die vier-und-zwanzigſte Stunde der Herr Herzog von Joyeuſe vor Porta del Popolo von den Cardinälen von Eſte und von Sens erwartet. Nachdem er in den Wagen Eſte's geſtiegen, in welchem beide Cardinäle ſaßen, fuhren ſie langſam nach Monte Giordano (Palaſt der Orſini), wo die Cardinäle Santacroce und Gonzaga waren, die ihn bewillkommten und nach ſeinen Gemächern führten, um ihn ausruhen zu laſſen, aber dann von Sr. Excellenz wieder bis zu den Wagen begleitet wurden. Heute Morgen haben alle Einwohner franzöſiſcher Nation und viele Prälaten ihm das Geleite gegeben, als er zur Audienz beim Papſte ging. Er war grau gekleidet, in einem Pilgergewande, deßgleichen etwa vierzig ihn begleitende Edelleute, man ſagt in Folge eines Gelübdes." Und am 8. d. Mts.: „Der Herzog von Joyeuſe führt hier ein heiteres Leben. (Questo duca Giojoso si porta giojosamente in ogni cosa.) Vorgeſtern tanzte er im Rucellaiſchen Hauſe viel nach italieniſcher Sitte. Die italieniſche Sprache redet er recht gut; es heißt, er trinke keinen Wein und lebe ſehr mäßig. Geſtern beſuchte er das Caſtell, wo er von Sr. Excellenz (Jacopo Buoncompagni, des Papſtes Sohn) ſehr ehrenvoll aufgenommen und bewirthet ward. Er ſpeiſete beim Cardinal von Medici (Ferdinand, nachmaliger Großherzog von Toscana), welcher ihm ſein ſchönſtes Pferd ſchenkte, das man auf 1600 Scudi ſchäzt. Heute beſucht er die ſieben Kirchen." Endlich vom 4. Auguſt: „Monſeigneur de Joyeuſe iſt heute vom Cardinal Santacroce bewirthet worden, und morgen will ihm, wie es heißt, der Herr Orazio Rucellai ein Feſt geben, bei welchem die ſchönſten Damen Roms erſcheinen ſollen. Denn der Herzog, der ſelbſt ein junger und ſchöner Mann iſt, läßt ſich, wie ich vernehme, gerne den Hof machen."

Während man ſo in Rom bankettirte, war der Kirchenſtaat in den größten Nöthen. Räuberbanden, welche eine förmliche militäriſche Verfaſſung hatten, durchzogen das Land; Roms Straßen waren höchſt unſicher, Abends wurde auf die Leute geſchoſſen und es kam zu heftigen Kämpfen zwiſchen Sbirren und Bravos. Im Eingange von Tiecks Vittoria Accorombona iſt dieſe wüſte Zeit Gregors XIII. ſehr anſchaulich dargeſtellt.

Aus Florenz meldet daſſelbe Tagebuch: „Der Großherzog (Franz von Medici) empfing den Herzog vor der Stadt mit dreihundert Edelleuten und führte ihn nach dem Palaſt Pitti, wo er ihn auf's freundlichſte behandelte und ſogar zweimal mit ihm im Arno ſchwamm" (ein ſchönes Vergnügen, wenn man bedenkt, welch ein armſeliges, ſchlammiges Gewäſſer »Arno's silvery stream« in der Wirklichkeit iſt! das pittoreske Land natürlich unbeſchadet). — Doch es iſt Zeit, daß wir uns mit den franzöſiſchen Gäſten nach Bologna wenden.

„Am 20. um die zwölfte Stunde," erzählt die obengenannte Chronik, „kam der Herzog von Joyeuſe, Schwager des Königs von Frankreich, mit ſeinem Bruder von Rom an. Das Gefolge beſtand aus 180 Perſonen, darunter 32 herrſchaftlichen Standes. Vor dem Thore St. Steſan empfing ſie der Vicelegat, mit ihm die meiſten Malvezzi, die leichte Reiterei der Garde, die Grafen Giovanni, Romeo und Federigo Pepoli und viele andere Edelleute zu Pferde und in Wagen, während viele leere Wagen hielten. Als die Erwarteten, welche zu Pferde reisten, anlangten, ſtiegen ſie ab und nahmen in den Wagen Platz. Der Herzog mit ſeinem Bruder, dem Vicelegaten und dem Grafen Romeo ſaßen im Wagen des Grafen Geronimo Pepoli, welcher wegen Unwohlſeyns zu Hauſe geblieben war. Dieſer Wagen war reich vergoldet, mit Schnitzwerk verziert und mit goldgeſticktem carmoiſinrothem Sammt ausgeſchlagen; vier ſchöne Rappen zogen ihn, deren Geſchirr mit der Verzierung des Fuhrwerks übereinſtimmte, mit großen Kopfbüſchen von der nämlichen Farbe und goldenen Troddeln. Auch der Kutſcher war in carmoiſinrothen Sammt gekleidet. Acht Leute mit Trommeln und Trompeten zogen vorauf und muſicirten beſtändig, bis man zu den Wohnungen der Pepoli gelangte. Der Palaſt enthält gegen zweihundert Säle und Zimmer und verdient daher wohl ſeinen Namen. Als man vor demſelben hielt, wurden die Trompeten geblaſen und es ward luſtig geſchoſſen aus einigen Bombarden und 185 Büchſen."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Demokraten. — Die Altenburger Händel.

Ich bin zwar weit entfernt, das ſächſiſche Miniſterium unter Braun und Oberländer für infallibel zu halten, es hat, wie eben jede aus irrenden Menſchen beſtehende Societät, manchen Mißgriff gethan, der beſſer vermieden worden wäre; allein es iſt mehr wie Thorheit, es iſt politiſcher Unſinn, ein Miniſterium deßhalb, weil es nicht den Einbildungen aller politiſchen Parteien entſpricht, ſtürzen zu wollen, es freiheitsfeindlich, reaktionär, und was weiß ich Alles, zu nennen. Käme jemals die Demokratie an's Staatsruder, deren Ideal die Freiheit ohne Ordnung iſt, dann brächen alle Staaten binnen acht Tagen zuſammen, und Staat und Geſellſchaft fielen zurück in ein Chaos, aus dem ſelbſt Gott ſobald keine neue Schöpfung zu Stande bringen würde. Die letzte Verſammlung dieſer Art am ſogenannten Kirkerlingsberge bei Gohlis, von vielen Tauſenden beſucht, nahm eine für die demokratiſche Partei ungünſtige Wendung, weßhalb auch ſeitdem keine neue berufen worden iſt. Die geſtellten Anträge waren zu toll, um nicht zu ſagen zu dumm, als daß ſie allerwärts hätten Anklang finden können. Es erhoben ſich daher Stimmen dagegen, und obwohl dieſe ſehr vereinzelt blieben und leider von der behäbigen Philiſterei der indifferenten Pfahlbürger nicht unterſtützt wurden, ſo fruchtete die Einſprache doch etwas, denn ſie zeigte, daß eben nur ein ſehr kleiner Theil für die Anträge der Sprecher ſich erklärte. Die Opponenten wären ſchließlich beinahe mißhandelt worden, was andern Tags eine Erklärung Mehrerer im „Tageblatt“ zur Folge hatte, die wohl mit Veranlaſſung zu einer ſpäten gegen die Berufer jener Volksverſammlung eingeleiteten Unterſuchung geweſen ſeyn mag, die noch nicht beendigt iſt. Die unmittelbar darauf folgende Unterdrückung des Frankfurter Aufſtandes, die Beſiegung des Struveſchen Raubſchaareneinfalls und die damit verbundene Niederlage des demokratiſchen Radikalismus hat vor der Hand den Eifer dieſer Herren bei uns abgekühlt. Er macht ſich gelegentlich nur Luft in Katzenmuſiken und in improviſirten Verſuchen zweckloſer Straßenkrawalle, die bisher freilich zu weiter nichts als zu Verhaftungen meiſtens zweideutiger Subjekte geführt haben. Seit einigen Tagen ſieht man Erneuerungen dieſer albernen Spektakel wieder entgegen, da Maueranſchläge und ausgeſtreute Briefe dazu auffordern. Da es jedoch an einem leitenden Kopfe zu fehlen ſcheint, auch eigentlich kein Grund vorhanden iſt, der Anlaß zu Lärm und Skandal geben könnte, und außerdem die Bajonette der Bürgerwehr den Unruheſtiftern ſcharf zu Leibe gehen würden, ſo iſt bei uns ein ernſthafter Tumult kaum zu fürchten. Ob übrigens dieſe kleinen Plänkeleien, dieſes kindiſche Rütteln an Ordnung und Geſetz, dieſes muthwillige Stören der Ruhe einen tiefern Grund hat, wie Manche behaupten, darüber wage ich keine Vermuthung aufzuſtellen.

Ein gefährlicher Nachbar iſt uns in neuerer Zeit Altenburg geworden. Dieſes kleine Ländchen mit ſeinen friedlichen und meiſtentheils ſehr wohlhabenden Bewohnern ſchwärmt auf einmal für Struve und Hecker, und will um jeden Preis ein deutſches Republikchen werden. Wie viel eine vielfach tadelnswerthe Regierung, wie viel das aufreizende Treiben junger Sprudelköpfe dabei verſchuldet haben mag, läßt ſich ſelbſt ſo nahe der Gränze nicht angeben. Man müßte, um hier Allen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, längere Zeit unter dem Volke ſelbſt leben, ſeine Anſichten hören, ſeine Führer ſprechen. Bei mehrfach ſich widerſprechenden Nachrichten, wie die Parteiſtellung der Berichterſtatter ſie je nach ihren Privatanſichten in's Publikum bringen, ſcheint doch feſt zu ſtehen, daß drei Viertel des kleinen Ländchens eine republikaniſche Regierungsform wünſchen und kein Mittel, mit alleiniger Ausſchließung offener Gewalt, unverſucht laſſen wollen, um ſie zu erlangen. Ihre Führer, die Advokaten Erbe und Douai, ſind thätig, und es ſcheint ihnen weder an Geſchick, noch an der allen Volkstribunen nöthigen Keckheit zu fehlen. Iſt es bisher, ein paar Barrikadentage ausgenommen, die jedoch kein Blut koſteten, zu ernſthaften Auftritten noch nicht gekommen, ſo werden dieſelben doch ſchwerlich ausbleiben, wenn die Geſinnung der Bevölkerung nicht plötzlich in das Gegentheil umſchlägt, was ſehr unwahrſcheinlich iſt. Gelegenheit zu blutigem Zuſammenſtoß, der vielleicht von Manchen gewünſcht wurde, konnte das Einrücken ſächſiſcher Truppen geben, eine Maßregel, die bekanntlich von der Centralgewalt zur Sicherung jener höchſt aufgeregten Landestheile angeordnet ward. Nur der großen Milde und Beſonnenheit des commandirenden Generals Holtzendorf, hat Altenburg es zu verdanken, daß kein Blut floß, denn der verſuchte Widerſtand eines Theils der Altenburger Bürgerwehr an der Hauptwache mußte bei nur einiger Heftigkeit des Commandanten der Reichstruppen unbedingt zum Kampfe führen. Augenzeugen behaupten nun, die Truppen vertrügen ſich gut mit den Bürgern, würden aber von dieſen gewaltig republikaniſirt. Was daran wahr iſt, wird früh genug die nächſte Zukunft lehren. Allzu große Standhaftigkeit ſcheint man den Truppen nicht zuzutrauen, da man ſie häufig, alle zwei Tage heißt es, die Quartiere wechſeln läßt. Nachts bivouakiren Truppenabtheilungen, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu ſeyn. Die die Stadt beherrſchenden Höhen am Schloßberge ſind mit Kanonen beſetzt. Daß bei ſolchen kriegeriſch ausſehenden Anſtalten eine düſtere Stimmung in Altenburg vorherrſchend ſeyn muß, und die republikaniſch Geſinnten in ihrer Lage ſich höchſt unbehaglich fühlen, darf nicht Wunder nehmen. Hat doch der Schutz ganz das Ausſehen von Gewalt, von Unterdrückung, die nun einmal ſeit den Märzrevolutionen beim Volk übel angeſchrieben ſind, ja ich fürchte, daß die an ſich gut gemeinte Anordnung der Centralgewalt die republikaniſche Frucht eher zeitigen als vor der Reife zum Abfallen bringen wird. Nicht bloß das Herzogthum Altenburg, die ſämmtlichen ſächſiſchen Ländchen mitſammt Thüringen neigen offen zur Republik hin, und wenn irgendwo in Deutſchland, außer Baden, früher oder ſpäter die rothe Fahne als Kriegsbanner aufflattern ſollte, würde es wahrſcheinlich in dieſen Landestheilen zuerſt geſchehen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 77 und Monatsregiſter Oktober.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedicht.

Der Traum vom Blüthenbaum. Von J. Kerner. 259.

Erzählungen.

Der achtzehnte März. 253—256.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Lamartine und Thiers. 236—240.
Bilder aus dem Freischaarenzug in Schleswig-Holstein. 236. 237. — 240. 241. 242. 243. 244. — 249. 250. 251.
Schilderungen aus der Oberlausitz. 238. 239.
Die rothe Republik in Cöln. 241.
Aus der Reichsversammlung. 242—246.
Italienisches Leben und Zustände. 1847—48. 245—248.
Die Pariser Ersatzwahlen. 247—250.
Aus dem bayerischen Oberlande. 251—253.
Krisen in der Entwicklung des deutschen Volks. 254. 255.
Beiträge zur italienischen Sittengeschichte. Von A. v. Reumont. 256—261.
Aus den Alpen. 257—260.
Die Garde mobile. 261.

Korrespondenz.

Paris. 236. — 242. 243. 244. — 257. 258. 259. 260. — Leipzig. 236. — 259. 260. 261. — Aus dem Elsaß. 237. 238. 239. 240. 241. — Frankfurt a. M. 238. — 245. 248. — 253. 254. 255. 258. 257. 258. — Aus Oberschlesien. 239. 240. — 242. 243. 244. — Aus Baselland. 246. 247. — Boulogne sur mer. 247. 248. 249. 250. 251. 252. — Aus Piemont. 248. 249. 250. 251. — Darmstadt. 252. 253. 254. 255.

Literaturblatt.

Nro. 70.

Kunstgeschichte. Die neuere Malerei und die Akademien von Dr. Ernst Guhl. — Politische Literatur. Zwei Kammern oder Eine? Was verlangen die Zustände und Aufgaben der größern deutschen Staaten, insbesondere des preußischen? Von Dr. Melchior Meyr. — Choleraschrift. Was ist die Cholera und wie kann man sich vor ihr am sichersten verwahren? Von Dr. J. Gunsmoser.

Nro. 71.

Reise. Reise im Innern Brasiliens, besonders durch die nördlichen Provinzen und die Gold- und Diamantendistrikte. Von Georg Gardner, Vorsteher der botanischen Gärten in Ceylon. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. — Kriegswesen. Preußens Landwehr von Hugo von Hasenkamp. — Lyrische Dichtkunst. Märzgesänge. Fünf und zwanzig Zeitgedichte von A. Schults.

Nro. 72.

Reisen. Die Entdeckungs-Expedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838—1842 unter Lieutenant Charles Wilkes. Nach der Originalausgabe abgekürzt übersetzt. — Völkerkunde. Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von Dr. W. Stricker.

Nro. 73.

Sternkunde. Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände von F. W. Bessel. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. C. Schumacher. — Dichtkunst. Den Armen. Rheinisches Dichter-Album. Herausgegeben von C. O. Sternau.

Nro. 74.

Volkssagen. Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westphalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwarz.

Nro. 75.

Politik. Deutschlands alte und neue Bureaukratie. Mit einem offenen Worte über das gegenwärtige bayerische Ministerium. Von Friedrich Rohmer. — Mythologie. Ares. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der griechischen Religion. Von Heinrich Dietrich Müller.

Nro. 76.

Prophetische Literatur. 1) Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin, nach der belgischen Ansicht. Von Wilhelm Schütz. — 2) Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benediktiners David Speer zu Benediktbeuern über Bayern. Von Joh. Adam Bost.

Nro. 77.

Reisen in den Orient. 1) Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien, von Dr. Moritz Wagner. Mit einem Anhange: Beiträge zur Naturgeschichte des Hochlandes Armenien. (Auch als 35ste Lieferung der Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff.) — Prophetische Literatur. 1) Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin, nach der belgischen Ansicht. — 2) Die Weissagungen des Mönchs Hermann zu Lehnin über Preußen und jene des Benediktiners David Speer zu Benediktbeuern über Bayern. (Schluß.)

Kunstblatt.

Nro. 49.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Herders Denkmal. — Akademien und Vereine. — Denkmäler.

Nro. 50.

Literatur. Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Skulptur, von Heinrich Hübsch. — Bemerkungen. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 51.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Fortsetzung.) — Die Amsterdamer Kunstausstellung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 52.

Literatur. Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Skulptur. (Schluß.) — Bemerkungen. — Lithographie. — Bildwerke. — Literatur.

Nro. 53.

Berliner Briefe. Von T. L. S. (Schluß.) — Die Kunstausstellung in München. 1848. — Persönliches.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

November.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 262. Mittwoch den 1. November 1848.

Plena domus tunc omnis et stabat acervus
Numorum. —

Juvenal.

Beiträge zur italieniſchen Sittengeſchichte.

(Schluß.)

„Nachdem der Vicelegat und die Malvezzi und übrigen Edelleute abgeſtiegen waren und den Herzog begrüßt hatten, begab der erſtere ſich nach dem Palaſte zurück, wohin die Edelleute ihn begleiteten. Die Franzoſen wurden in ihre Gemächer geführt. Vierzig derſelben waren auf's prächtigſte eingerichtet, mit Hausgeräth und Tapeten von verſchiedenartigem ſchönem Leder; in einem aber waren die Tapeten alle gewoben mit ſchönen Darſtellungen, darunter mehrere Bildniſſe der Ahnen des Hauſes, namentlich Taddeo's Pepoli, welcher Herr von Bologna geweſen war. Die Bettvorhänge und Decken waren theils von Damaſt, theils von Atlas und andern Gattungen Seide, carmoiſinroth, braun oder weiß, mit Gold-, Silber- und Seidenbeſatz; an einem Bette waren prächtig gewirkte Vorhänge mit mannigfaltigen Darſtellungen. Die Bettſtellen waren von Eiſen fein gearbeitet und vergoldet. Teppiche lagen vor den Betten, Betſtühle mit ſilbernen Cruzifixen und Sammtkiſſen ſtanden da, kurz alles Erforderliche war vorhanden. Dreißig andere Gemächer waren ſauber ausgeſtattet, und daneben gab es noch viele andere für die niedere Dienerſchaft. Außer den Franzoſen wohnten hier die Abgeordneten des Herzogs von Ferrara und der Pichi, Herren von Mirandola und Concordia, welche im Auftrage ihrer Herrſcher gekommen waren, die Gäſte auch zu dieſen zu bitten. Ueberdieß waren manche Edelleute eingetroffen, die Cybò, Rangoni und Naldi.“

„Als die Speiſeſtunde gekommen war, aßen ſie auf Silber im Hofe und wurden von Edelleuten bedient. Der Graf Romeo ſaß auf des Herzogs Geheiß ihm gegenüber. Nach dem Eſſen gingen Alle zum Ausruhen. Da für den Schluß des Tages ein Abendeſſen mit Ball angeſagt war, zu welchem achtzig Edelfrauen mit ihren Gatten eingeladen worden, ſo vernahmen die Pepoli, der Legat (Cardinal de' Ceſi) habe Einſpruch gethan und verboten, daß die Damen von der vorgeſchriebenen Tracht ablaſſen und in Gold, Silber und Stickereien gehen ſollten, wie einige von ihnen ſchon am Morgen erſchienen waren. Da ſie nun nicht zum Legaten ſich begeben wollten, veranſtalteten ſie, daß der Herzog einen Herrn ſeines Gefolges hinſandte, welcher die Erlaubniß erbat, daß für dieſen Tag jeder ſich kleiden dürfe wie ihm beliebte. Um die zwanzigſte Stunde ſtiegen dann Alle in prächtigem Aufzug zu Pferde und ritten nach dem Palaſt, wo der Herzog und deſſen Bruder den Legaten in den obern Gemächern bewillkommten, während die Pepoli unten an der Treppe hielten. Von dort ritten ſie nach San Michele in Bosco (prachtvolles Olivetanerkloſter auf einer Anhöhe bei der Stadt, durch die Fresken der Carracci nicht minder berühmt als durch Bauten und die Ausſicht über die niedere lombardiſch-romagnoliſche Ebene), wo die Mönche ihnen einen Imbiß bereitet hatten.“

„Als ſie am Abende nach Hauſe zurückkehrten, fanden ſie unter der Loggia des Hofraums das Abendeſſen bereitet, Alles auf Silbergeſchirr wie zu Mittag. Dort ſpeiſten ſie nun mit den Frauen und der Mehrzahl der Gatten derſelben, während Edelleute ſie bedienten; aber es ging dabei etwas unordentlich zu, indem die Franzoſen, bald dieſer, bald jener, den Platz wechſelten. Nach dem Abendmahl fand ein glänzendes

Spiel statt, an welchem zehn Ritter Theil nahmen, hierauf wurde getanzt. Der Herzog tanzte mit Elena Gozzadini und Isabella Malvasia. Während dieses Festes und bis die Gäste aus der Stadt nach Hause, die Franzosen in ihre Gemächer sich zurückzogen, standen vor dem Palast, an den Thoren, in den Gängen und auf der Straße 120 Arkebusiere, von denen aus Vignola, welche zum Herrn Jacopo Buoncompagni nach Rom gingen. Sie waren dort aufgestellt, um das Gedränge der Kommenden und Gehenden zu vermeiden, und der Graf Geronimo hatte sie sich erbeten, da der Legat die sonst bei ähnlichen Gelegenheiten übliche Schweizerwache verweigert hatte. Als Alles vorüber war, zogen die Leute nach dem großen Platz, gegen die siebente Stunde der Nacht, und gaben dort zwei Salven Gewehrfeuer. Die Ausschmückung des Hofes während des Abendessens stimmte zu der sonstigen Pracht. Blaue Teppiche bedeckten den Boden und oben und unten waren die Wände mit großen Tapeten behangen, während vierzig gewaltige Fackeln Licht verbreiteten."

Der Herzog von Joyeuse spielte nicht bloß bei Festlichkeiten und auf Bällen eine Rolle. In den lezten Jahren des lezten Valois, in jenem Kriege, welchen man den der drei Heinriche nennt, weil die drei Chefs, König Heinrich III., der König von Navarra und der Herzog von Guise, denselben Namen führten, griff er zu Coutras in Guyenne am 20. Oktober 1587 den Bearner an und ward von ihm geschlagen. Er ließ auf dem Schlachtfelde sein Leben, ungeachtet des gebotenen ungeheuern Lösegeldes, kalten Blutes von einem Kapitän der feindlichen Truppen niedergestoßen, wie in diesen Bürger- und Religionskriegen so oft vorgekommen ist. So fand fünf Jahre darauf sein Bruder und Nachfolger in der Pairswürde, Antoine Scipion, einer der Führer der Liguisten, in dem Gefecht bei Villemur im Flusse Tarn den Tod, und ein dritter Bruder, Ange de Joyeuse, nach einem tollen Jugendleben Kapuziner geworden, legte mit des Papstes Erlaubniß seine Kutte ab, um in den Kriegerstand zurückzutreten, in welchem er es zur Marschallswürde brachte.

Bis auf den heutigen Tag gehören die Pepoli zu den vermögendsten und angesehensten unter den Familien Bologna's. Die ältere Tochter Joachim Murats und Caroline Buonapartes hat in dieses Haus hineingeheirathet und der Graf Carlo Pepoli ist einer der geschäzten Dichter unserer Zeit. Lange Jahre hindurch ein Verbannter in Folge der politischen Ereignisse des Jahrs 1831, sah er erst unter Pius IX. die Heimath wieder, doch, so viel mir bekannt, ohne die Absicht dauernd in derselben zu verweilen, indem Familienbande ihn an England knüpften, wo er gastfreie und ehrenvolle Aufnahme gefunden. Im vierzehnten Jahrhundert gab, wie schon gesagt worden, dieses Haus der Stadt Bologna einen Herrscher. Taddeo Pepoli ward 1328 zum Herrn seiner Vaterstadt gewählt und vom Papst Benedict XII., der zu Avignon residirte, als apostolischer Vikar bestätigt, nachdem der gegen ihn und das starke Bologna geführte Kampf nichts gefruchtet hatte. Kurz vor Taddeo hatte die Größe des Hauses begonnen; wie die meisten italienischen Familien dieser Zeit, kamen auch die Pepoli durch Handel und Wechslergeschäfte empor, und seinen Reichthümern verdankte es Romeo de' Pepoli, daß im Jahr 1317 Obizzo da Este seine Tochter Giacoma zur Gattin nahm. Taddeo wußte sich mit großer Klugheit inmitten der nie endenden romagnolischen Wirren zu halten und Bologna den Frieden zu bewahren, so daß bei seinem 1347 erfolgten Tode die Trauer des Volkes sich unzweideutig aussprach und seine Söhne noch eine Zeitlang die Herrschaft behielten. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, in welches die obenstehende Erzählung fällt, war Ugo Pepoli einer der namhaftesten italienischen Condottieren, die auf Frankreichs Seite gegen Karl V. kämpften. In dem unglücklichen Feldzuge des Marschalls von Lautrec gegen Neapel, 1528, befehligte er die berühmten schwarzen Banden der Florentiner, als deren lezter Feldhauptmann er beim Rückzuge des durch Pest und Feind gleichmäßig bedrängten französischen Heeres zu Capua starb.

Die Garde mobile.

(Fortsezung.)

Die jungen Soldaten sehnten sich darnach, endlich die Uniform anthun zu dürfen. Am Tage vor dem Feste der Verbrüderung begab sich das vierte Bataillon zu seinem Chef, Thunot, und äußerte den Wunsch, am nächsten Tage nicht bei der Feier erscheinen zu dürfen. Die Eitelkeit hatte bei ihnen die Oberhand gewonnen, sie wollten nicht in den zerrissenen Blousen auftreten. „Nun," erwiderte der Commandant, „damit ihr seht, daß ich mich eurer nicht schäme, werde ich diese Epauletten morgen ebenfalls über einer Blouse tragen." — „Nicht doch, Commandant," fiel schnell einer von ihnen ein; „die Uniform steht Ihnen gar zu gut; behalten Sie dieselbe, wir wollen auch unsere behalten, und da Sie uns so gut gesagt, daß nicht das Kleid, sondern das Herz den Soldaten mache, werden wir morgen beim Feste erscheinen." — Wenn sie so in ihren Blousen exercirten, sagten die gaffenden jungen Mädchen: „Wenn das

Alles erſt einmal eingekleidet iſt!“ Und die ſchmächtigen ſechzehnjährigen Geſtalten, von denen die meiſten noch nie einen Rock getragen hatten, freuten ſich auf dieſen Augenblick wie die Kinder.

Am Verbrüderungsfeſt bewunderte man allgemein die ſoldatiſche Haltung der jungen Garde, die mit der Linie und Nationalgarde unter dem Triumphbogen defilirte, wo auf einem Gerüſte die Regierung und die Behörden der Stadt ſaßen, um ihnen die neuen Fahnen zu übergeben. Sie ſchwuren „im Namen Gottes und des Volkes, immer die Fahne der Republik vertheidigen zu wollen.“ Als ſie eingekleidet waren, ſchien ein neuer Geiſt in ſie gefahren zu ſeyn. Die Burſche marſchirten jezt mit mehr Selbſtbewußtſeyn, und da ihr Sold, dreißig Sous täglich, den der gewöhnlichen Soldaten weit überſteigt, machten ſie, wie man in Paris ſagt, ihre embarras. Nur das verdammte regelmäßige Einrücken in die Kaſerne am Abend, juſt im Frühjahr, wenn das Maiwetter auf den Straßen liegt! »Nom d'un petit bon homme!« ſagten ſie, „es kommt die Hahnen von der Barrière ſchwer an, mit den Hühnern aufzuſitzen.“

Die furchtſamen Spießbürger, die ſich über die Bewaffnung der Gamins, der Barrikadenhelden vom Februar, nicht zufrieden geben konnten, erholten ſich bald von ihrem Schrecken. Hier hört man, ein Garde mobile habe eine vornehme Dame beſchizt, als dieſe bei einem Beſuche der Nationalwerkſtätten von den Arbeitern beleidigt worden; dort erzählt man ſich von den Freiwilligen Anekdoten, die ich als charakteriſtiſch mittheile. — In den erſten Wochen der Revolution war der Straßenunfug an der Tagesordnung. Arbeiterhaufen durchzogen Abends die Straßen und zwangen die Einwohner unter dem Geſchrei: »des lampions!« zu illuminiren. In der Straße St. Honoré ſteht eines Abends eine ſolche Bande vor einem Hotel und ängſtigt die junge Magd, die mit den Lichtern nicht ſchnell genug am Fenſter war. Ein Mobilgardiſt tritt zu einem der Schreier und ſagt: „Du ſcheinſt das Licht ſehr gern zu haben.“ — „Ja,“ antwortete der Meuterer, „namentlich das, welches die Ariſtokraten der ſocialen Republik anzünden.“ — „Nun ſo will ich dir ſechs-und-dreißig Lichter anzünden, ohne einen Sous dafür beim Krämer zu zahlen.“ Und damit gab er ihm die furchtbarſte Ohrfeige, die je aus einer menſchlichen Hand gekommen iſt.

Dieſelbe Sorte von Witz erſcheint bei folgender Scene. Ein Korporal vom vierten Bataillon geht Abends in ein Kaffeehaus auf dem Pantheonplatze, nimmt ein Journal und ruft: „Garçon, eine halbe Taſſe, wenn's beliebt!“ Keine Antwort; der Korporal lieſt ein Stück Politik und verlangt zum zweitenmal ſeinen Kaffee. Der Garçon hört nicht. „Sind Sie taub?“ bricht der Korporal unwillig aus. „Antworten Sie doch, nom d'un mobile!« Endlich öffnet der Kellner den Mund und ſagt: „Es gibt hier keine Garçons, wir ſind alle Bürger!“ — „Ah ſo, nun denn, Herr Garçon — Citoyen wollt' ich ſagen, erzeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, die Ehre, mir eine halbe Taſſe ſerviren zu laſſen, ich werde Ihnen ſehr verbunden ſeyn.“ Nachdem er getrunken, ſchickt ſich der Korporal an fortzugehen und tritt zur Comptoirdame. „Bitte den Garçon nicht zu vergeſſen,“ ruft ihm der Kellner die hergebrachte Floskel nach. Da nimmt jener ein Zweiſousſtück aus der Taſche, dreht es zweimal um, ſteckt es wieder ein und ſagt: „Es gibt hier keine Garçons, wir ſind alle Citoyens. Citoyen, ich grüße dich!“ und damit geht er zur Thüre hinaus.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

Das Jubelfeſt der Vereinigung mit Frankreich.

Mitten im ſtürmiſchen Drängen der Zeit feierte das Elſaß ein Feſt der Freude und des Friedens. Seine durch den weſtphäliſchen Vertrag unſeligen Andenkens ausgeſprochene Vereinigung mit Frankreich gilt ihm als Epoche des Glücks, ſeine Trennung von dem deutſchen Mutterlande als ein errungener Sieg. Die von deutſchem Kunſtfleiß und deutſcher Frömmigkeit erbaute Münſterkirche mußte am verfloſſenen Sonntag Dank- und Lobgebete vernehmen, daß es dem Herrn, der die Schickſale der Völker lenkt, gefallen, vor zwei Jahrhunderten die deutſche Provinz Elſaß dem franzöſiſchen Reiche einzuverleiben. In allen Tempeln von der Baſeler bis zur Lauterburger Rheingrenze ward dem Himmel inbrünſtig gedankt, daß man Frankreich angehöre. In deutſcher Sprache größtentheils ſprach man dieſes Gefühl aus! Mit welcher Wehmuth mußte der Deutſche alles das mitanſehen und anhören! Und wer trägt die Schuld, daß es ſo und nicht anders gekommen? Fragen wir die Geſchichte, und ſie gibt uns Aufſchluß darüber. Sie ſagt uns, daß es im ſiebzehnten Jahrhundert wie jezt Verräther gab, und daß man um elende Hoheitsrechte, um Etikettefärmlichkeiten ſtritt, während man an die Nationalwohlfahrt hätte denken ſollen. Wenden wir uns indeſſen von jener traurigen Epiſode der Geſchichte ab und kehren zu dem Feſte ſelbſt zurück. Daß das Elſaß ſeine Anhänglichkeit an Frankreich genugſam zu erkennen gegeben, dafür bedurfte es freilich keines neuen Beweiſes. Die materiellen Vortheile,

welche die Rheindepartements unter der franzöſiſchen Herrſchaft erlangt, ſind allerdings mannigfach,* die politiſchen Errungenſchaften,** namentlich gegenüber den deutſchen Nachbarländern, ſind zahlreich, und ſo konnte die Sehnſucht nach Deutſchland, welche in einzelnen Gemüthern von Zeit zu Zeit wach wurde, nie zu einem Wunſche der Geſammtbevölkerung heranwachſen. Die gegenwärtige Kundgebung hatte übrigens außerdem den Zweck, jenen Organen der Preſſe Deutſchlands, welche unmittelbar nach der Märzumwälzung ihren Blick auch auf Elſaß und Lothringen wendeten, zu zeigen, daß man ſich in dem innigen Bunde mit Frankreich ein- für allemal nicht irre machen laſſe. Leider haben die unglücklichen Ereigniſſe in Deutſchland ſelbſt, der ſo ſehr getrübte Frühling der neuen Freiheit daſelbſt ebenfalls dazu beigetragen, die Elſäßer in dem Bewußtſeyn zu ſtärken, daß ſie unter der franzöſiſchen Herrſchaft glücklicher ſeyen. Einzelne elſäßiſche Blätter haben zwar gegen den Gedanken des Feſtes geifert, allein es geſchah dieſes aus Parteirückſichten, nicht allenfalls aus dem Grunde, daß man Deutſchland gegenüber einen Akt der Delikateſſe begehe, wenn man das Feſt unterlaſſe. Es zeigte ſich übrigens thatſächlich, daß das Volk in ſeiner Geſammtheit die Feier wolle, daher ſich denn auch Tauſende von Nationalgarden aus den benachbarten Städten hier einſtellten und ganze Gemeinden hierher wallten, um Antheil zu nehmen. Schon am Abend des 21. verkündeten allgemeines Glockengeläute und Kanonendonner von den Wällen, daß das Feſt beginne. Am 22. Morgens fuhr ein Bataillon unſerer Nationalgarde, mit dem Maire und mit militäriſchen Abordnungen an der Spitze, nach Colmar, wo ſich der ganze Zug der dortigen Bürgerwehr anſchloß und gemeinſchaftlich nach dem Marsfeld marſchirte, um daſelbſt den Grundſtein zu einem Denkmal zu legen, das die Beſtimmung hat, „die Erinnerung an die Vereinigung des Elſaßes mit Frankreich fortzupflanzen.“ (Worte des Programms.)

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Meſſe. — Kunſtverein

Die Meſſe, aller Handeltreibenden lezte Hoffnung in dieſer geſchäftlich ſo ſchrecklichen Zeit, iſt, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, über Erwarten gut ausgefallen. Leder, Tuche, wollene Waaren und überhaupt alle vereinsländiſchen Artikel gingen raſch und zu guten Preiſen ab, viele Lager wurden binnen wenigen Tagen gänzlich geräumt, und mancher Verkäufer hat bedauert, nicht größere Vorräthe angeſchafft zu haben. In Seidenwaaren dagegen und den meiſten Luxusartikeln wurden nur unbedeutende Geſchäfte gemacht. Das Ergebniß der Meſſe iſt Wiederaufleben des Vertrauens, die ſichere Hoffnung, daß Credit und Verkehr ſich von Neuem heben und alle Erwerbszweige während des Winters wieder aufblühen werden. Wenigſtens dürfen die Fabrikdiſtrikte nicht Arbeitsmangel fürchten, denn die Fabrikherren haben durch Abſatz ihrer Waaren nicht bloß Geld, ſondern auch Unternehmungsluſt zurück in ihre Heimath gebracht. Falliments ſind meines Wiſſens gar nicht vorgekommen, was immer ein gutes Zeichen iſt. Nicht ohne Einfluß auf den Verkehr in der lezten Meßwoche mögen die Wiener Ereigniſſe geblieben ſeyn, die überhaupt unſere politiſch ziemlich abgekühlte Bevölkerung neuerdings wieder gewaltig entflammt haben. Die Räume des Muſeums ſind wieder wie im Februar und März mit Leſenden und überlaut Diſputirenden angefüllt und an den Expeditionen der Zeitungen ſchlägt man ſich förmlich um die angekündigten Extrablätter. Wie immer die Revolution in der Kaiſerſtadt ſich geſtalten mag, es fühlt Jeder, daß von dem Ausgange dieſes Kampfes Deutſchlands nächſte Zukunft, ja vielleicht die Geſchicke Europa's abhängen.

Sie werden ſich erinnern, daß ich zu Anfang dieſes Jahrs der permanenten Kunſtausſtellung Erwähnung that, welche die Kunſthandlung Pietro del Vecchio errichtet hat. Bis zum Ausbruche der deutſchen Revolutionen fand dieſes in jeder Hinſicht beachtenswerthe und für Leipzig faſt nothwendige Inſtitut beim Publikum vielen Anklang, die politiſchen Ereigniſſe aber, die in der That kunſtfeindliche genannt werden müſſen, minderten den Beſuch der geſchmackvoll eingerichteten Lokalitäten bedeutend. Indeß hielt ſich das Inſtitut und wußte durch häufigen Wechſel immer neuer Gemälde, unter denen viele gute und manche ausgezeichnete zu nennen wären, die Kunſtfreunde immer wach zu erhalten. Mehrere von dieſen, Vicebürgermeiſter Koch an der Spitze, haben nun einen Verein gebildet zum Ankauf von Gemälden aus del Vecchio's Kunſtausſtellung, um die Künſtler dadurch zur Einſendung ihrer Schöpfungen aufzumuntern, den Mitgliedern des Vereins aber die Erwerbung von Kunſtwerken für geringen Preis möglich zu machen. Der Erweckung des Kunſtſinnes wird dieſer Verein gewiß nur förderlich ſeyn, und dieß iſt in einer Zeit, wo nur zu grelle Anzeichen trauriger Verwilderung und ſchnellen Verfalls aller Cultur ſich allerwärts bemerklich machen, ein doppeltes Verdienſt, weßhalb dem Vereine der beſte Fortgang zu wünſchen iſt. Ich führe aus den Statuten des Vereins folgende Grundzüge an, aus denen Sie erſehen können, daß auch Nichtbemittelte ſich daran betheiligen können. Jeder Abonnent der Kunſtausſtellung kann gegen Erlegung von zwei Thalern die Mitgliedſchaft erlangen. Alle Mitglieder erhalten Aktienſcheine, auf denen die Nummer verzeichnet iſt, nach welcher jedes Mitglied an der Verloſung Theil nimmt. Alle Vierteljahr findet eine Verloſung ſtatt. Den Aktienſcheinen ſind vier Coupons beigefügt, mit fortlaufender Nummer verſehen und nur für die darauf bezeichnete Verloſung gültig. Die zu verloſenden Gemälde werden ſpäteſtens acht Tage vor jeder Verloſung angekauft, an welcher jedes Mitglied Theil hat, das vor dem Ankauf der auszuſpielenden Gemälde in den Verein getreten iſt. Die Auswahl der anzukaufenden Gemälde wird von eilf Mitgliedern des Vereinsvorſtands beſorgt, der aus ſeiner Mitte einen Vorſitzenden, einen Schriftführer und einen Kaſſier wählt. Ich höre, daß dieſer Verein bereits eine anſehnliche Menge Mitglieder zählt, und daß demnach dem Unternehmen ſelbſt ein guter Fortgang geſichert zu ſeyn ſcheint. Großen Zudrang in der Kunſtausſtellung veranlaßte während der Meſſe ein vortreffliches Porträt des Fürſten Felix Lichnowsky, der unter den Händen entwenſchter Demokraten ein ſo gräßliches Ende gefunden.

(Schluß folgt.)

---

* Unſeres Wiſſens iſt die Steuerlaſt in Frankreich größer als in den ſüddeutſchen Staaten. Red. d. M.

** Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Unterricht und Bildung in Süddeutſchland mehr verbreitet ſind als im öſtlichen Frankreich. Ob die Preſſe, das Aſſociationsrecht und die perſönliche Freiheit in Frankreich beſſer daran ſeyen als in Deutſchland, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. So viel iſt gewiß, daß die Maßregeln gegen die Klubs, die Einführung der Theatercenſur, die Suſpendirung von Journalen, wie ſie in Frankreich an der Tagesordnung ſind, nicht eben für die franzöſiſchen Errungenſchaften ſprechen. Red. d. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 20. Mittwoch den 1. November 1848.

[203] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kritische Schriften.

Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von

Ludwig Tieck.

Zwei Bände.

G. 12. Geh. 3 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowohl die seiner Jugend als die des reiferen Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter dessen Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse seyn.

---

[202] In dem Verlage der Buchhandlung **Josef Max und Komp.** in **Breslau** sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

1) **Den Frauen.** Gedichte von der Verfasserin der ernsten Stunden. Sehr elegante Miniatur-Ausgabe. kl. 8. 1849. Geh. 1 Rthlr.

In der Zeit der allgemeinen Spannung und Aufregung, sagt ein gedankenreicher Autor, sehnt sich das Gemüth, mehr als sonst, nach geistiger Ruhe, nach einem Versenken in die immer grünen Träume der Poesie. Denn ihr holder Zauber ist es ja, der den Geist mit dem Leben und seiner Zwietracht versöhnt und mit linder Hand die Wunden kühlt, die ihm jenes geschlagen hat.

Daher hoffen wir, wird die oben angezeigte Gedicht-Sammlung das Frauen-Geschlecht wohlthuend und erfreuend ansprechen und demselben zu allen Zeiten lieb und werth bleiben. Bei allen Gelegenheiten ist es zu Geschenken zu empfehlen.

2) **Jean Paul,** Dr. Katzenberger's Badereise. Nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. Mit dem Bildniß des Verfassers. kl. 8. 1849. Geh. 1 Rthlr.

Dieses bisher unübertroffene, erste humoristische Werk deutscher Literatur unsers unsterblichen Jean Paul erscheint hier in einer sehr eleganten, wohlfeilen Miniatur-Ausgabe. — Tiefsinnig im Scherz wie im Ernst sind auch die beigegebenen Werkchen und anregend und erhebend wird ihre Wirkung auch in unserer bewegten Zeit auf den Leser seyn.

3) **Ein Fürstenspiegel.** Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen Friedrich II. beim Rhein. Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgeg. von Eduard v. Bülow. 2 Bde. 8. 1849. Geh. 2 Rthlr. 22½ Sgr.

Der Leser wird in diesem denkwürdigen Buche, welches ein eben so unterhaltendes als für die Kultur- und politische Geschichte wichtiges Quellenwerk ist, nicht selten wahrhaft tragisch gestimmt, wenn er alles Unglück unseres deutschen Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten gleichwie im Keime aus den hier im Einzelnen geschilderten Zuständen herauswachsen sieht und gewissermaßen dafür halten muß, daß manche politische Unfälle und Vergehungen Hoher und Niederer, in einem scheinbar ewigen Kreislaufe in Deutschland wiederkehrend, einem von ihm nimmer abzubüßenden weltgeschichtlichen Fluche gleich zu erachten sind.

4) **Zwölf Fastenreden des heiligen Papstes Leo des Großen.** Aus dem Lateinischen übersetzt von einem katholischen Seelsorger. 8. 1848. Geh. 7½ Sgr.

Im fünften Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung, in einer nicht minder bewegten und unruhigen Zeit als die jetzige, sind obige Reden vom heiligen Papste Leo verfaßt und von ihm selbst vor der christlichen Gemeinde zu Rom gehalten worden. Mögen sie den katholischen Christen der Jetztzeit in gleich vollem Maße Trost und Erbauung gewähren und möge die hochwürdige katholische Geistlichkeit zur Empfehlung derselben in weiteren Kreisen geneigt mitwirken.

---

[208] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutschlands

auswärtige Politik

von

Wolfgang Menzel.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 7½ Ngr.

Inhalt. Die dänische Frage. — Die polnische Frage. — Die wallachische Frage. — Die illyrische Frage. — Die lombardische Frage. — Die limburgische Frage. — Deutschlands Stellung zu Frankreich. — Deutschlands Stellung zu England. — Die Ohnmacht des deutschen Reichsministeriums in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[199] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Septemberheft.

Inhalt: Nachtrag zum frühern Aufsatze, betitelt: das Plauer Dampfschiff, von Dr. Ernst Alban in Plau (Mecklenburg). Mit Abbild. — Verbesserungen an Eisenbahnwagen, von de Vergne. Mit Abbild. — Ueber eine Vorrichtung zum gleichzeitigen Messen und Wägen der Frucht, von Dr. Rueff. Mit Abbild. — Verbesserungen an Wasserclosets, von Jennings. Mit Abbild. — Mordans vereinigte Copir- und Siegelpresse. Mit Abbild. — Reids elektrotelegraphische Verbesserungen. Mit Abbild. — Ueber die Construktion und Leistungen einer neuen Art galvanischer Batterie, von Prof. Callan. — Ueber die Zersetzung und theilweise Auflösung von Mineralien, Gebirgs-

arten ꝛc. durch reines und kohlenſäurehaltiges Waſſer, von Prof. Rogers. — Ueber die chemiſche Zuſammenſetzung einiger Sorten Steinguts, von Salvétat, Chemiker an der Porcellanfabrik in Sèvres. — Ueber die Bereitung des Kupferamalgames, welches die Zahnärzte zum Plombiren benützen, von Dr. Max Pettenkofer, a. o. Profeſſor der Chemie an der Univerſität in München. — Betrachtungen über die optiſch-aräometriſche Bierprobe, als vorläufige Gegenbemerkungen zu den Gegenbemerkungen des Hrn. Prof. Steinheil, von Prof. Dr. Schafhäutl. — Miscellen. Wolffs Bufferfedern aus Tricotſtiz. — Ueber eine vortheilhafte Anwendung der Hohofengaſe als Heizmaterial, von J. Palmer Budd. — Ueber Verzinkung von Eiſenblech. — Ueber Verzinkung des Eiſens, von Dr. Elsner. — Ueber die Gewinnung des Silbers aus einigen ſeiner Erze auf naſſem Wege, von Dr. Percy. — Verfahren, den Demant auf naſſem Wege ſchnell in Kohlenſäure zu verwandeln, von Prof. Rogers. — Neues Verfahren, den natürlichen und künſtlichen Graphit zu analyſiren. — Ueber die Eigenſchaft der Kohle, das Glas zu ſchneiden, von Nasmyth. — Steinkohlenreichthum in Glamorganſhire. — Ueber die Farbſtoffe des Krapps, von J. Higgin. — Collodion, eine neue Kleb- oder Heftflüſſigkeit. — Ueber den Ertrag der Kühe. — Poudrettedünger.

---

[209] In Unterzeichnetem iſt erſchienen:

Franzöſiſches Elementarwerk.

Lehr- und Leſebuch

für Gymnaſien und höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuſer, Inſtitute und zum Privatunterricht.

Von

Dr. Mager.

Erſter Theil: **Franzöſiſches Sprachbuch.** Elementarmethodiſche Unterweiſung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der franzöſiſchen Sprache.

Fünfte Auflage.

(gr. 8. XVI u. 342 Seiten.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil: **Franzöſiſches Leſebuch für untere und mittlere Claſſen.**

Erſter Band vierte vermehrte Auflage.

(gr. 8. VIII und 302 Seiten.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr.)

Der zweite Band des franzöſiſchen Leſebuches wird in vierter Auflage binnen wenigen Wochen die Preſſe verlaſſen.

Für Lehrer, denen dieſes Schulbuch, deſſen erſte Auflage 1840 erſchien, noch unbekannt geblieben ſeyn ſollte, bemerken wir, daß das Sprachbuch

1) ſtatt der hergebrachten grammatiſtiſchen oder der hamiltonſchen die genetiſche Methode befolgt, wodurch das Lernen nicht nur gründlicher, ſondern auch leichter wird;

2) nicht nur die franzöſiſche Grammatik, ſondern auch die franzöſiſche Sprache enthält und lehrt, letztere dabei nicht nur nach der materialen, lexikaliſchen, ſondern auch nach der techniſchen, praktiſchen Seite;

3) was die überaus reiche Sammlung von franzöſiſchen Sätzen betrifft, die es enthält, aus den franzöſiſchen Autoren, alſo aus den Quellen genommen iſt, wobei die Auswahl ſo getroffen wurde, daß der Inhalt ein an ſich werthvoller ſeyn möchte;

4) als Grammatik, nicht nach den franzöſiſchen Grammatikern gearbeitet iſt und deren willkürliche Regeln nur nachſchreibt, ſondern die organiſchen Geſetze des franzöſiſchen Sprachbaues (ſoweit ſie in die Schule gehören) darlegt und dieſelben durch Logik, Geſchichte und Sprachgebrauch begründet;

5) hinlänglich auf das Lateiniſche Rückſicht nimmt, um ſolchen Schülern, die ſchon einige Jahre Latein lernen, den Gegenſtand auch von dieſer Seite klar zu machen;

6) an dem deutſchen Sprachbuche deſſelben Verfaſſers ein Seitenſtück hat, was die parallele Behandlung des Unterrichts in verſchiedenen Sprachen erleichtert. (Auch iſt vor Kurzem nach dem Muſter des franzöſiſchen Sprachbuches ein engliſches Elementarbuch von Callin erſchienen.)

Das Leſebuch, überall aus den Quellen geſchöpft und Vieles aus Autoren bringend, die man noch gar nicht für ſolche Sammlungen benutzt hatte, iſt von allen Beurtheilern ohne Ausnahme als eine treffliche Arbeit anerkannt worden. Gleich den übrigen franzöſiſchen und deutſchen Sammlungen des Verfaſſers verfolgt es, neben ſeinem nächſten Zwecke, ein Hülfsmittel zu Erlernung der franzöſiſchen Sprache zu ſeyn, noch manche andere Zwecke, die ſich ein bildender und erziehender Unterricht vorſetzen muß.

Von demſelben Verfaſſer iſt ferner bei uns erſchienen:

Franzöſiſche Chreſtomathie.

In ſechs Büchern:

Epiſch, lyriſch, dramatiſch, hiſtoriſch, rhetoriſch, didaktiſch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigſtens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Gymnaſien, höhere Bürgerſchulen und Cadetten-Anſtalten, die das Franzöſiſche bereits in den unteren Claſſen beginnen laſſen und in den obern einen Curſus der franzöſiſchen Literatur geben, werden gegenwärtige Chreſtomathie, welche von dem „Franzöſiſchen Leſebuche für untere Claſſen“ zu dem »Tableau anthologique de la littérature française« den Uebergang und zwiſchen beiden die Mittelſtufe bildet, in ihren mittleren Claſſen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Franzöſiſche noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden ſowohl für die mittleren als für die oberen Claſſen mit dem mehr als ausreichen, was die Chreſtomathie bietet. Es iſt bei der Anordnung und Auswahl auf dieſes Doppelbedürfniß Rückſicht genommen worden: die Chreſtomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epiſchen, der lyriſchen, der dramatiſchen, der hiſtoriſchen, der rhetoriſchen und der didaktiſchen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) ſehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerkſam; zudem laſſen Druck und Papier nichts zu wünſchen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Zedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetſcher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf ſey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poeſie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernſten Todtenkränze, ſehr verſchiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meiſterſchaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfriſche, mit der heiterſten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[207] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Hölderlin

und

seine Werke.

Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart.

Von

Alexander Jung.

8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Inhalt: Allgemeine Charakteristik. — Hölderlins lyrische Gedichte. Erste Abtheilung. — Empedokles. — Hyperion. — Hölderlins Briefwechsel, Jugendgedichte, Prosaisches. — Hölderlins Leben, Gedichte aus der Zeit des Irreseyns, Anhang.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[131] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe, welche vor wenigen Wochen gestorben ist, doch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet sie die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keckſten, prägnanteſten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche auch vor dem Höchſten und Tiefſten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigſter Zartheit und Weichheit und dem schönſten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Kompositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Platens Werke, Taschen-Ausgabe.

[169] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Inhalt:

Erster Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Zweiter Band. Gaselen. Sonette. Oden. Elegien und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.

Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.

Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten.

[193] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

Schul-Ausgabe.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Christliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

gesammelt von

Dr. C. Grüneisen,

Königl. württembergischen Oberhofprediger.

Elegante Taschen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses christliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Festgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentrost. 5) Anhang, für die Reise und bei häuslichem Verluste. Die Gebete sind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zusammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber selbst, versehen. Mit den Gebeten wechseln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern ist die edle Sprache der Entstehungszeit erhalten. Je mehr in unsern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, desto gewisser darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausstattung ist im Format und auf dem Papier der eleganten Taschenausgabe des Württembergischen Gesangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung
in die Schriften des neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die bürgerliche und politische

Gleichberechtigung

aller Confessionen;

die unbeschränkte

Freiheit der Sektenbildung;

und

die Trennung der Kirche vom Staate;

im Zusammenhange erwogen

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die deutsche
Nationalbewaffnung.

Als Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen in den

Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes.

Von **Pz.**

8. broch. Preis 24 kr. oder 7½ Ngr.

Bei der gegenwärtig ganz Deutschland beschäftigenden Einrichtung einer allgemeinen Volksbewaffnung dürfte dieser aus sachkundiger Feder geflossene Beitrag eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 263. Donnerſtag den 2. November 1848.

Ita de unoquoque dicam, ut intelligi possit, quem existimem clamatorem, quem oratorem.

Cicero.

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

1.

Freiherr von Vincke aus Weſtphalen.

Der Freiherr v. Vincke iſt das hervorragendſte Parteihaupt der äußerſten Rechten der deutſchen Reichsverſammlung. Seine ungemeine Rednergabe können ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht abſprechen. Die gleichmäßige Beſchränkung derſelben durch Standesvorurtheile und Charakterlaune werden ſelbſt ſeine Freunde mit beklagen. Herr v. Vincke kann darum nie ein ächter Staatsmann werden, ſondern wird immer nur Parteigänger bleiben. Er iſt durchweg Landedelmann, auf gewappnetem „Ritterpferd," ein moderner Centaur, der, auch wenn er wollte, nie bürgerlich zu Fuß kämpfen könnte. Er wird ſich ſchwer zu der Höhe eines großen engliſchen Parlamentsredners erheben. Er iſt in allem nur geiſtreicher Dilettant, in nichts Künſtler. In ſeinen Fähigkeiten und Unfähigkeiten hat er Vieles mit Lord Brougham gemein. Der eine wie der andere liebt es, ſeine beſten Erfolge oft mit unbegreiflicher Willkühr zu zerſtören. Auch Herr v. Vincke wird es am Ende vielleicht mit allen Parteien verderben, ohne dafür die Meinung der parteiloſen Vaterlandsfreunde zu gewinnen. Es fehlt ihm Ruhe, Klarheit, Würde und der Ueberblick der reinen Humanität. Er zankt, halb gereizt, in einem fort und fordert wieder zu Zank heraus. Seine Logik malt nur Dekorationen, deren Flachheit in der Nähe enttäuſcht. Seine politiſchen Gebilde ſind mit dem Beile zugehauen. Sein Wirkungskreis iſt allein da, wo grobe Ungerechtigkeiten — wie auf dem vereinigten preußiſchen Landtage — zu bekriegen ſind, und Stände, einer dem andern, oder alle der Krone gegenüber ſtehen. Auf den einfachen, gleichberechtigten Standpunkt des Menſchen, dem Menſchen gegenüber, wird ſich Herr v. Vincke niemals finden.

Es ergeht ſeiner Stimme wie — von dem ernſteſten Standpunkte des Patrioten aus — ſeinen Gründen; beide bleiben natürlich ohne den Eindruck welchen ſie ſelbſt vernichten. Seine Rede ſchnurrt im Ohr wie das Schmettern eines Kanarienvogels. Er holt nie Athem, den er gar nicht zu bedürfen ſcheint, und ſezt das nämliche ſtillſchweigend beim Hörer voraus. Daß er ſich und andern dabei keine Pauſe gönnt, ärgert wie der Druck eines Buchs, der Seite für Seite von keinem einzigen Abſatz unterbrochen iſt. Man verlangt unabweislich einen Ruhepunkt, und wendet ſich unwillig ab, wenn uns derſelbe nicht freiwillig geboten wird. Herr v. Vincke ſpricht ohne Schatten und Lichter und iſt vielleicht aus Widerwillen gegen den falſchen Kanzelton mancher Redner in dieſes andere Aeußerſte verfallen. Sein Organ iſt dünn, unſchön, fett und kollernd. Er jagt ſeine Worte, ſpricht viel zu ſchnell und ſcheint die Sylben bloß zu zählen — oder auch nicht zu zählen, da er zu viele Worte macht — keineswegs zu wägen. Das moderne Virtuoſenthum reißt auch ihn mit ſich fort. Irren wir nicht, ſo hat Herr v. Vincke meiſt in Kreiſen gelebt, deren bedeutendſtes Mitglied er war; das größte Mißgeſchick, welches einer bedeutenden Perſönlichkeit begegnen mag! Daher ſeine erſichtliche ſouveräne Ueberzeugung von ſeiner eigenen Unfehl-

barkeit. Eine ſolche Ueberzeugung in kleinen Dingen iſt ſelbſt bei dem größten Mann ein Fehler. In großen iſt ſie auch dem kleinſten erlaubt.

Die Perſönlichkeit Herr v. Vincke's erregt unſere Aufmerkſamkeit, ohne unſer Vertrauen zu erwecken. Man ſieht ihm den Einfluß ſeines Körpers auf ſeinen Geiſt an. Seine Geſtalt iſt gedrungen, unterſezt, beleibt, halslos; daher die athembare Rede, die Unruhe ſeines Weſens, vielleicht auch deſſen Mangel an Haltung. Daß ſeine Augen und Augenbrauen auffallend in die Höhe geriſſen ſind, zeugt von Selbſtüberhebung und Ungeduld gegen andere Meinungen. Seine Brille läßt ihn wohl auch Manches anders ſehen, als es iſt. Die intelligenten Geſichtszüge Herr v. Vincke's ſind ſeltſam zuſammengedrückt und in einander gekniffen; der untere vorgebogene Theil ſcheint faſt weiblich. Das Ganze macht den Eindruck des noch Unfertigen, und ſo fertig Herr v. Vincke immer ſpricht, dürfte ſeine politiſche Erſcheinung doch noch nicht ſo zu nennen ſeyn. Während der Sitzungen ſcheint er unaufhörlich mit Kleinigkeiten beſchäftigt, zuckt die Achſeln, ſchüttelt den Kopf, kurz, hat er nie die hohe, reine Stimmung des Ranges, welchen wir Herrn v. Vincke ſo gern einnehmen ſehen möchten. Ja, was noch ſchlimmer, wir glauben bemerkt zu haben, daß er in dem Beſtreben der äußerſten Rechten, es in dem Trampeln, Stampfen, Schreien, Unterbrechen ihrer Antipoden noch zuvor zu thun, einer der eifrigſten mitwirkenden Künſtler iſt. Jener gereizte Ton der Rede Herr v. Vincke's, von welchem ich oben ſprach, dürfte vielleicht mehr Gewohnheit als Charakterzug ſeyn, da die Perſönlichkeit des ehrenwerthen Abgeordneten eher den Eindruck des Jovialen, Unernſten, Allzujugendlichen, preußiſch Adeligen macht, welchem nicht leicht etwas imponirt. Das ſtehende ſpöttiſche Lächeln in Herrn v. Vincke's Zügen, ſobald einer ſeiner Gegner auf der Tribüne ſpricht, kann auch nicht geeignet ſeyn, ihn im Allgemeinen beliebt zu machen.

(Fortſezung folgt.)

Die Garde mobile.

(Fortſezung.)

Folgende Züge ſind ſehr bezeichnend für die franzöſiſche Schönrednerei. — Man weiß, daß die Hausbeſitzer in Paris in vielen Straßen gezwungen wurden, ihren Miethern den Miethzins zu erlaſſen. Denen, die ſich weigerten, ſteckte man eine ſchwarze Fahne vor das Haus, zum Zeichen, daß hier ein hartherziger Menſch wohne. Eines Tages zeigt der Sohn eines Hauseigenthümers auf dem benachbarten Poſten an, daß man an ſeinem väterlichen Hauſe die ſchwarze Fahne aufgepflanzt habe. Ein Unteroffizier der Mobilgarde begibt ſich an Ort und Stelle und verhaftet ohne Umſtände die beiden Clubiſten. Als ihn Jemand über dieſen etwas gewaltthätigen Akt zu Rede ſtellt, antwortet er: „wenn Jemand irgendwo die ſchwarze Fahne aufpflanzt, ſo iſt es die Pflicht jedes Franzoſen, ſie durch die dreifarbige zu erſetzen.“ — Der Commandant Thunot, von dem ich oben ſchon geſprochen, begibt ſich eines Abends in den berüchtigten Blanquiſchen Club. Ein rothhaariger Redner ſchmäht die Nationalgarde, die er Mörder nennt, Würger der armen Brüder in Rouen. Sie habe ſchnöderweiſe die Helden der Februartage, die Mobilgarde, für ſich gewonnen, Herz und Kopf der braven Pariſer Kinder verführt. „Catilina iſt an den Thoren!“ ruft er aus, „habt acht, die National- und die Mobilgarde haben ſich mit einander verbunden!“ — „Ich verlange das Wort,“ ruft eine Stimme, und Thunot ſteigt unter furchtbarem Lärm auf die Tribüne, wo er, der nicht Mitglied des Clubs war, eigentlich kein Recht hatte aufzutreten. Als man ihn bedroht, zieht er vom Leder und erobert ſich ſo das Wort. „Meine Herren,“ fängt er an. — „Es gibt keine Herren hier,“ ſchreit man von allen Seiten.— „Wohl denn, Bürger Clubiſten, der Redner ſagt euch, die Nationalgarde habe die Mobilgarde verführt; darin irrt er ſich, denn Verführung ſezt böſen Willen voraus; man *verführt* zum Böſen, man *führt* zum Guten. Hiernach könnten *eure* Lehren uns verführen, die der Nationalgarde dagegen könnten uns nur bekehren, wenn wir als Menſchen und Soldaten nicht ſchon bekehrt wären. Was den zweiten Punkt anbelangt, ſo iſt mein Vorgänger glücklicher geweſen. Er hat auch geſagt, die Mobilgarde und die Nationalgarde ſeyen einig. Er hat die Wahrheit geſagt und unſerer jungen Garde das größte Lob ertheilt. Ich danke ihm dafür im Namen des vierten Bataillons, deſſen Chef ich bin.“ Und darauf ſteckte er ſeinen Degen ruhig ein und durchſchritt feſten Fußes den Saal.

Eine furchtbare Probe ward den jungen Soldaten durch die Juniereigniſſe bereitet. Der Anblick von Paris wurde nach der Mitte des Monats Juni immer düſterer, allerlei Gerüchte beängſtigten die Bevölkerung immer auf's Neue, und man flüſterte ſich zu, daß es bald wieder etwas geben werde. Am 22. ſah Paris aus wie zu Anfang der Februartage; drohende Volksmaſſen durchwogen die Straßen, auf dem linken Seineufer zeigt ſich ein Haufen, der das furchtbare Geſchrei ausſtößt: „Brod oder Blei!“ Er ſtellt ſich

auf dem Platze St. Sulpice auf, wo Rädelsführer ihn noch mehr aufreizen, dann zieht er nach dem Pantheon, und als die Nacht hereinbricht, geht die Menge auseinander unter dem unheimlichen Ruf: „auf Morgen!“ An allen Enden von Paris erheben sich Barrikaden; man schlägt erst die einfache Lärmtrommel, dann den Generalmarsch; die Nationalgarde, die Mobilgarde, die Linie stehen unter den Waffen und die furchtbare Straßenschlacht beginnt. Am Eingange der Straße de la Vieille Bouclerie erhebt sich eine der stärksten Barrikaden und das neunzehnte Bataillon der Mobilgarde erhält Befehl, sie zu nehmen. Der Commandant Lemaître schickt die ersten beiden Compagnien durch die Straße Percée der Barrikade in den Rücken, während er selbst durch die Straße du Foin den Angriff von vorn unternimmt. Kapitän Boucheron kommandirt: „vorwärts, ihr Braven vom neunzehnten Bataillon, im gymnastischen Schritt und mit dem Bajonnet!“ und die jungen Soldaten stürzen mit Todesverachtung in den furchtbarsten Kugelregen und erobern die Barrikade. Die Insurgenten werfen sich hinter eine höher gelegene in der Straße St. Jacques; auch diese wird mit Hülfe der Linie und Nationalgarde genommen, obgleich aus den Fenstern zu beiden Seiten lebhaft auf die Stürmenden gefeuert wird. Dasselbe Schicksal hat eine dritte Barrikade an der Kirche St. Severin, wohin die Meuterer sich zurückgezogen hatten, um so in der Nähe eines ihrer Hauptquartiere zu seyn. — Ein Freiwilliger, der Sohn eines Schlossers aus der Vorstadt St. Denis, war einer der Helden des Kampfes in der Vorstadt St. Antoine. Nachdem er alle seine Patronen verschossen, sagte er: „Ich habe zwar ein Dutzend heruntergeholt (descendu), aber ich bin nicht zufrieden, ich will eine Fahne oder ein Leichentuch.“ Und »mourir pour la patrie« singend, eilt er an den Häusern hin bis zu einer Barrikade und holt glücklich die Fahne herunter. Dreimal wiederholte er dieses gefährliche Spiel, und das drittemal begleitete ihn einer seiner Kameraden, der fünfzehnjährige Léon, der den Uebermuth hatte, den Insurgenten mitten im Feuer den bekannten Nasenfuß der Gamins zu machen.

Lecoran vom siebten Bataillon erfährt, daß sein Bruder, der im eilften diente, erschossen worden ist. „Ich will ihn rächen,“ sagte er; „morgen habe ich entweder das Ehrenkreuz oder ein Kreuz auf meinem Grabe.“ Er stürzt sich allein auf eine Barrikade und holt die Fahne herunter. Noch an demselben Abende erhielt er das Ehrenkreuz. — Ein anderer nahm einen Insurgenten gefangen, der eine Husarenuniform der alten Garde trug. „Es war wohl der Mühe werth,“ sagte der junge Bursche, „alle Feldzüge unter dem Kaiserreiche mitgemacht zu haben, um sich zuletzt von einem Gamin von Paris fassen zu lassen. Aber es scheint mir, Kerl, du bist nur ein gefärbter Husar; ein Alter von der alten wird sich nicht hinter einer Barrikade verstecken, um brave Jungen wie uns zu morden.“ — Bourdon, der Sohn eines Stubenkehrers in der Vorstadt St. Germain, wird von einem riesenstarken Insurgenten gefangen, der sich im Clos St. Lazare wie ein Verzweifelter schlug. „Böser Bub,“ rief der Insurgent, „du sollst mir zum Schilde dienen!“ Und damit hob er ihn in die Höhe und deckte sich mit seinem Körper Brust und Gesicht. „So schießt doch!“ rief der zappelnde Schild, „man stirbt nur einmal!“ Und er zappelte so lange, bis der Goliath müde wurde und er ihm ein Bein stellen und ihn umwerfen konnte. Den einen trifft eine Kugel, der andere läuft lachend zu seinen Kameraden. — Der achtzehnjährige Martin vom vierzehnten Bataillon sieht eine rothe Fahne auf der Barrikade der Straße Menilmontant. „Diese Fahne,“ sagt er, „scheint uns zu verhöhnen, ich will sie holen,“ und er thut's. General Lamoricière, der zugegen war, schickt den jungen Soldaten sogleich in die Nationalversammlung, wo Cavaignac dem Oberst Charras das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust nimmt und es ihm mit den Worten anheftet: „Trag' es, du hast es verdient.“ — „Was wird sich mein Vater freuen!“ ruft Martin hüpfend und springt davon.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Schluß.)

Theater. — Meßfrequentation. — Miscellen.

Das Verlangen nach Genüssen feinerer Art und nach zeitweiligem Vergessen der leider sehr unerquicklich gewordenen politischen Verhältnisse macht sich bei einem großen Theile des Publikums doch wieder geltend und verspricht künstlerischen Leistungen für das Winterhalbjahr einige Unterstützung. Die Gewandhauskonzerte, durch des zu früh verstorbenen Mendelssohns Leitung zu europäischer Berühmtheit gelangt, sind dießmal unter

Direktion des talentvollen Kapellmeisters Rietz glänzend eröffnet werden und erfreuen sich eben so lebhafter Theilnahme, wie in früheren Jahren. Auch das Theater lebt langsam wieder auf und wird sich nunmehr wenigstens halten. Es bleibt freilich gar viel zu wünschen übrig, da seit dem Abgange Marrs, Wagners und einiger Anderer das höhere Schauspiel ziemlich in Verfall gerathen ist. Dagegen hat sich die Oper bedeutend gehoben und kann im Vergleich mit andern Bühnen gleichen Rangs sogar gut genannt werden. Kleinere Schau- und Lustspiele, desgleichen Possen werden so gegeben, daß nicht gallsüchtige Kritiker damit zufrieden seyn können. Auch im letzten Monat traten noch einige Gäste auf, unter denen sich besonders Wohlbrück vom Stadttheater in Breslau vortheilhaft auszeichnete. Das Repertoire hat sich durch ein paar neue Stücke, ich kann nicht sagen bereichert, sondern bloß vervollständigt, unter denen sich auch der Birchpfeifferſche „Pfarrherr" befindet. Mit dem Theaterbesuch kann man immerhin zufrieden seyn. Die Menschen drücken sich freilich nicht, auch braucht man das Orchester nicht mehr zu räumen, allein das Haus ist meistentheils leidlich besezt. In der Messe will dieß schon viel sagen, da die vielen Sehenswürdigkeiten das schaulustige Publikum sehr zerstreuen. Merkwürdigerweise war diese lezte Messe an solchen Schaubuden ungemein reich, und darunter gab es manches wirklich Interessante und Sehenswerthe. So zeigte sich z. B. ein kleiner Mann aus Holland, der nur acht- und -zwanzig Zoll maß, ganz proportionirt gebaut war und sich mit Schnurr- und Backenbart bei solcher Kindesgröße komisch genug ausnahm. Die Bereitergesellschaft des Hrn. Liphardt war den besten, die wir gesehen haben, gleichzustellen; ein Affenhaus, in dem sechs- und -dreißig Affen verschiedenster Gattungen friedlich auf einem Baum herumkletterten und ihre drolligen Spiele übten, ergözte Jung und Alt, und so gab es noch Mancherlei, was einer Beschauung werth war. Das meistentheils sehr schöne Wetter kam auch diesen Meßbesuchern zu Gute, und sie ziehen, wie man sagt, Alle mit wohlgefülltem Säckel von dannen.

Von der Universität, welche durch den plözlichen Tod des Professors Dr. Braune einen empfindlichen Verlust erlitten hat, ist für das nächste Jahr der Professor Dr. Erdmann zum Rektor Magnificus ernannt worden. Dr. Braune war einer unserer gesuchtesten und glücklichsten Aerzte. Er erlag den Folgen eines Schlagflusses. — In der Literatur herrscht tiefe Stille. Die größten Druckereien feiern fast ganz und werden, wenn dieser Zustand noch lange andauern sollte, früher oder später genöthigt seyn, ganz aufzuhören. Die radikale Partei hat sich in den „Oppositionsblättern," redigirt von Jäkel, ein neues Organ gegründet. Der „Morgenstern," dessen ich bereits Erwähnung gethan habe, ist am 1. Oktober ausgegeben worden. Das Blatt erscheint unter dem Schuze des Königs und verdient, da es einem durchaus edlen und menschenfreundlichen Zwecke dient, die weiteste Verbreitung. — Die Gründung einer deutschen Flotte, diese große Nationalangelegenheit, findet leider bei uns nicht diejenige Theilnahme, die ihr zu wünschen wäre. Bisher veranstaltete Sammlungen zu diesem Zweck haben verhältnißmäßig nur unbedeutende Summen eingetragen. Während der Messe ward der Versuch gemacht, durch Konzerte und damit verbundene Bälle etwas Erkleckliches zu beschaffen, diese Versuche haben aber fast gar kein Resultat geliefert. Leipzig scheint der Ansicht zu seyn, der Flotte entbehren zu können, weil es selbst keine Seestadt ist. Beweis genug, daß wir von dem einigen großen Deutschland, trotz unsern begeisterten Reden, noch himmelweit entfernt sind.

Straßburg, Oktober.

(Fortsezung.)

Das Jubelfest der Vereinigung mit Frankreich.

Alle Straßen in Colmar waren herrlich geschmückt, aus den Häusern flogen Blumen und Kränze auf die vorüberziehenden Nationalgarden. Besonders schön war das von den dortigen Gewerbleuten veranstaltete Ehrengeleite, welches ganz an das goldene Zeitalter des deutschen Zunftwesens erinnerte. Da kamen die Gärtner herangefahren mit einem großen Wagen, auf welchem sich alle Pflanzen der jezigen Jahreszeit vereinigt fanden. Junge Gärtnerinnen saßen stolz in ihrer eigenthümlichen altdeutschen Tracht auf demselben. Die Rebleute zeigten sich mit einer großen goldenen Traube, einer Trotte, einem Faße und einer Arche Noahs. Ihnen folgten die Glaser mit farbigen Gläsern und bunten Glasfenstern. Dann kamen die Zimmerleute, die Steinhauer und Maurer mit ihren Geräthen, die Weber mit einem ungeheuern Banner von Leinwand, die Zuckerbäcker mit einem zuckernen Tempel und die Schlosser. Der zweite Theil des Zugs der Gewerbe, dem Abtheilungen von Nationalgarden voranschritten, war aus den Mechanikern, Spinnern, Schneidern und Schuhmachern gebildet. Auf dem Marsfelde war die Inschrift angebracht: „1648 — 1848. Das Elsaß vereinigt mit Frankreich." — Der Grundstein zum Denkmal ward gelegt, und der Zug kehrte in die Stadt zurück, wo große Bankette veranstaltet waren. Tischreden in Menge wurden gehalten; die meisten hatten auf die Feier des Tages Bezug. Der eben anwesende Volksvertreter des oberrheinischen Departements, Chaufour, welcher vor einigen Tagen aus Paris zurückgekehrt war, brachte einen Trinkspruch aus, der „dem Patriotismus und dem politischen Glauben" galt. „Liebes und edles Frankreich," rief der begeisterte Redner, „das am ersten und unermüdlichsten in der schmerzlichen Bahn der Erforschung des Gerechten und Wahren wandelte, dir gilt mein Wort, dir, unbezwinglicher Soldat, stets bewaffnet für den Fortschritt und die Rechte der Menschheit! Dir auch, gutes und edles Deutschland, du Land ruhiger Sitten, des Betrachtungslebens, des hellen und tiefen Gedankens! Die Menschheit verdankt dir den großen Grundsatz der Religionsfreiheit und der Emanzipation der Vernunft, welche du im großen Buch der Geschichte mit deinem reichen Blute besiegelt hast. Und es ist keine deiner geringsten Ruhmesthaten, das neue Recht in den Vertrag eingeschrieben zu haben, welches Frankreich mit einer deiner Provinzen bereicherte, und auf diese Weise mit mütterlicher Vorsicht im Namen der Gerechtigkeit und der Toleranz Bedingungen gemacht zu haben für eine Bevölkerung, die sich von dir auf immer getrennt hat, um der unwiderstehlichen Anziehung einer thatkräftigeren und einheitlicheren Nation zu folgen. Edles Land, möchte die Eroberung der Freiheit, der politischen Gleichheit dir nicht die Blutströme und die langen Martern deines schrecklichen Krieges für die Religionsfreiheit kosten! Möchten die brüderlichen Gefühle deiner Söhne, die Sanftmuth deiner Sitten und auch die strengen Lehren unserer eigenen Geschichte dich vor jenen schrecklichen überspannten Thaten, vor jenen traurigen Drangsalen bewahren, welche bei uns die Geburt der Freiheit umdüstert haben. Möchte endlich diese schmerzhafte Brüderschaft von Ideen, von Leiden und Triumph für immer Frankreich und Deutschland einigen!"

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 264. Freitag den 3. November 1848.

— Sourds aux lâches alarmes,
Tous à la gloire allaient du même pas.
Béranger.

Die Garde mobile.

(Schluß.)

Die Inſurgenten ſchoſſen nicht allein aus den Häuſern, ſondern auch aus den Kellern auf die Stürmenden. „Man muß dieſe Schlangen in ihren Neſtern ſelbſt aufſuchen," ſagte ein Gardemobile, und etwa ein Dutzend von ihnen ließ ſich an Stricken in die Keller hinunter und übte dort Gerechtigkeit aus. — Ein Korporal vom zweiten Bataillon thut das Unglaubliche. Nachdem er einen Schuß in das Bein erhalten, läßt er die Kugel ausziehen, ladet ſie in's Gewehr, »et leur rend,« wie er ſagt, »l'argent de leur monnaye.« — Der Erzbiſchof von Paris hatte in der Vorſtadt St. Antoine die Todeswunde erhalten. Die Aufrührer, von wildem, aufrichtigem Schmerze über dieſen Unfall ergriffen, hatten ihn nach dem Spital Quinze-vingt getragen und von dort brachte man ihn nach ſeinem Palaſte auf der Inſel St. Louis. Auf dem Wege kniete das Volk wie vor einem Heiligen nieder; Mobilgarde umgab trauernd den Zug. Der Erzbiſchof bemerkte unter ihnen einen jungen Mann, den er am Tage zuvor muthig hatte kämpfen ſehen; er heißt François Delavrignère. Er winkt ihm, nimmt ein kleines Crucifix von ſeinem Halſe und hängt es ihm um. „Lege es nie ab," ſagte er, „es wird dir Glück bringen." — An der Kaſerne Ave Maria, im Quartier der Kirche St. Paul, an der Kaſerne Mouffetard hat die Mobilgarde mit bewundernswürdigem Muth gefochten. Im Hofe der erſtgenannten Kaſerne ſieht man heute noch einen zehn Fuß breiten Erdhaufen, mit einem weißen Kreuze und ganz mit Blumen bedeckt. Hier ruhen die Gefallenen des vierten und ſiebzehnten Bataillons. Auf dem Kreuze lieſt man mehrere Namen; einer derſelben iſt ausgekratzt. Ein Sergeant, den man nach der Urſache fragte, antwortete: „Dieſen Namen haben wir ausgelöſcht, weil er einem Verräther gehörte, den wir bewaffnet gegen uns in den Reihen der Feinde angetroffen haben. Wir haben ihn erſchoſſen und hier begraben." — „Und warum hier?" — „Weil unſere Kugeln den Flecken ſeines Verraths mit Blut abgewaſchen haben. Unter der durchlöcherten Uniform unſeres Kameraden haben wir den Körper unſeres Bruders gefunden. Wo die Strafe eine zweite Taufe geworden iſt, muß die Verzeihung der Gerechtigkeit folgen."

Ein kleiner Tambour erhält eine Wunde im Schenkel; man will ihn in's Spital tragen. „Nicht doch," ſagt er, „es iſt nur ein Ritz; beſſer iſt's daß meine Haut getroffen worden als die meiner Trommel." Und er trommelt weiter. — Züge der Art ſcheinen erfunden; aber ſie ſind es nicht. Auch das iſt wahr, daß als einem Mobilen die kleine Zehe abgeſchoſſen wurde, er lächelnd bemerkte, daß auch das Hühnerauge zum Teufel ſey. — Der kaum ſechzehnjährige Freiwillige Retell, der von ſeinem Bataillon getrennt war, kämpft unter den Augen Cavaignacs in den Reihen der Linie. Später wird er in der Vorſtadt St. Antoine gefangen, entkleidet und an ein Gitter gebunden. Ein Lieutenant des vierten Bataillons befreit ihn, er verfolgt wüthend die Inſurgenten, ergreift den, der ihn gebunden hatte, entreißt ihm ein koſtbares Gewehr, und mit den Worten: „an dir die Reihe!" ſtreckt er ihn todt zur Erde nieder.

Jezt erſt zieht er ſeine Kleider wieder an und die erſtaunten Kameraden ſchicken ihn in die Nationalverſammlung. — Ein Inſurgent fragt einen gefangenen Mobilen, wie er auf ſeine Brüder habe ſchießen können? „Du mein Bruder?“ antwortete dieſer, „hälſt du meine Mutter für ſo ſchlecht?“

Eine der glänzendſten Waffenthaten dieſer heroiſchen Jugend war folgende. Das Bataillon, das in der Kaſerne der Straße l'Ourſine lag, war ſeit einer Stunde faſt ganz abmarſchirt, um die Straßen St. Jacques und La Harpe zu beſetzen, als die Kaſerne, die ſo nur ſchwach vertheidigt war, von einem Inſurgentenhaufen angegriffen wurde. Da der Haufe von einem Offizier der Nationalgarde kommandirt wurde, ſo fing dieſer mit den Vertheidigern der Kaſerne an zu parlamentiren; er ſagte, er führe Nationalgarden, die für die Ordnung kämpfen, und wolle ſich mit der Garde mobile gegen die Aufrührer verbinden. Man ruft nun von beiden Seiten: „Es lebe die Nationalgarde! es lebe die Linie!“ und da der Offizier angibt, daß ſeine Leute keine Munition hätten, theilen die Mobilen mit ihnen. Kaum iſt dieß geſchehen, ſo eröffnen die Meuterer das Gefecht. Man wird handgemein, die Mobilen decken ſich in der Kaſerne und verrammeln das Thor; die Inſurgenten greifen an, fünfzig Mobilgardiſten kämpfen mit 500 Aufrührern, und da dieſe nichts ausrichten, beſchließen ſie die Kaſerne anzuſtecken. Da theilt der Offizier ſeinen kleinen Haufen in zwei Hälften; er ſchickt 25 Mann zum Kampfe hinaus, und dieſe jagen den Haufen auseinander und die Kaſerne iſt gerettet.

Nach dieſem ſchrecklichſten aller Straßenkämpfe, die Paris je erlebt, waren die Reihen der Mobilgarde furchtbar gelichtet. Ganze Compagnien waren aufgerieben. Die Wuth der Inſurgenten gegen dieſe junge Miliz kannte keine Grenzen. Im Februar hatten ſie auf den Barrikaden mit einander gekämpft und auch dießmal rechneten jene auf den Beiſtand der tapfern Jungen. Wirklich hing das Schickſal der Hauptſtadt von der Haltung der Mobilgarde ab; aber es war einmal der militäriſche Geiſt über ſie gekommen, und ſo hielt ſie aus auf der Seite des ſtehenden und des Bürgerheeres, ohne das Princip würdigen zu können, für das ſie ſich ſchlug. Ueberläufer gab es im Ganzen nur wenige.

Bei Aufzeichnung dieſer Züge hat uns beſonders der Gedanke geleitet, einen Beitrag zu liefern zur Würdigung des Kernes, der tief und unverletzt im Herzen der franzöſiſchen Nation liegt. Dieſer Kern wird von der Sittenverderbniß der höhern Claſſen, von der Feilheit der Geldmenſchen, von der Selbſtſucht des Mittelſtandes ſchwerlich vernichtet werden. Auch von der Nationalgarde und der Armee ſind in jenen Schreckenstagen Züge bekannt geworden, welche auf die edelſten Eigenſchaften hindeuten, und ſelbſt in den unglücklichen Reihen der Inſurgenten kamen Beiſpiele höchſten Edelmuths vor. Die franzöſiſche Nation hat übrigens alle Urſache, ſich ihres Siegs über den innern Feind nicht zu überheben und Barmherzigkeit gegen die Beſiegten zu üben. Die Geſellſchaft hat die untern Claſſen nicht genug gebildet, als daß ſie ihnen zumuthen könnte, die Umſtände, die eine Revolution nöthig machen, vom Uebermuth des Aufſtandes zu unterſcheiden.

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

2.

Profeſſor Vogt aus Gießen.

Eines der merkwürdigſten, ja ich möchte ſagen unbedingt das bedeutendſte Mitglied der äußerſten Linken. Wer Vogt zuerſt reden hört, traut ihm weniger zu als er vermag, weil das Vulgäre, Plebejiſche ſeines Ausdrucks verletzend zurückſtößt, das nicht immer glückliche Haſchen nach Witzeleien ermüdet und unwillig macht.

Man erkennt indeſſen, zumal in ſeinen längeren Reden, bald die künſtleriſche Berechnung, höhere Bildung und ſelbſt aufrichtige patriotiſche Geſinnung. Ich glaube, Vogt hat ſich den gemeinen Ton zunächſt als Wirkungsmittel auf den großen Haufen, die Galerie zugelegt. Wiſſenſchaftlich wie politiſch iſt er weit mehr als Simon von Trier oder gar als Robert Blum durchgebildet. Erſterer kennt nur den eigennützigen Standpunkt des Advokaten, iſt aber in ſeinem Weſen fertiger als Vogt. Worin dieſer am unangenehmſten berührt, das iſt ſein boshaftes, perfides, geradezu gemeines Beſtreben, ſeine Gegner moraliſch herabzuſetzen, auch wo ſie es keineswegs verdienen, und er recht gut weiß, daß dem ſo iſt. Er geizt und haſcht auch allzuerſichtlich nach Beifall und richtet ſeinen großen Scharfſinn leider allzuhäufig auf Kniffe oder kleine Schwächen Anderer. Worin man ihn am meiſten achtet, das iſt in einer gewiſſen, oft noch nicht völlig durchgebrochenen Wärme edlerer Ueberzeugung, und wenn ich nicht irre, verdankt er dieſem zur Zeit noch bloßen Schimmer von Ueberzeugung die überredende Kraft, den Anſchein von Wahrheit und Recht ſeiner Reden. So wie manche Redner offenbar ſchlechte Prediger zu ihren Vorbildern genommen haben, hat Vogt der Schauſpielkunſt ein allzuernſtes Studium gewidmet. Das ſchauſpielerhafte Zittern und Tremuliren wendet er wenigſtens

zur Ungebühr oft an. Gegen die praktiſche Kunſt ſeines Vortrags, deſſen Berechnung, Durchdenkung läßt ſich nicht das Mindeſte einwenden; er iſt darin Meiſter. Es ſollen in neueſter Zeit Spuren vorgekommen ſeyn, daß Vogt ſich von der äußerſten mehr der gemäßigteren Linken zuwende. Iſt es der Fall, ſo wünſchen wir dem Vaterlande dazu aufrichtig Glück, inſofern Vogt ein Licht iſt, welches man nicht unter den Scheffel ſtellen ſoll. Daß das Miniſterium ſolche Kräfte wie ihn nicht ſchon längſt in ſich aufgenommen und alſo den einzigen Weg zur Verſöhnung der Parteien eingeſchlagen hat, ſcheint mir ein politiſcher Fehler. Gefahr für die Reichsgewalt könnte daraus unmöglich erwachſen. Indeſſen dürfte Vogt freilich ſeinem Aeußern nach zum Miniſter noch zu leichtſinnig oder unzuverläſſig ſeyn. Das Miniſterium hat ſtatt deſſen vorgezogen, durch gänzliches thatſächliches Ignoriren der Linken die höchſte gegenſeitige Erbitterung zur Parole zu machen. Dieß erſcheint mir bedauerlich, und ich glaube, daß man es der Linken, die entſchieden bedeutende Talente beſitzt, bis zu einem gewiſſen Grade nicht verdenken kann, wenn ſie darum redlich haßt. Vogt iſt ein breiter Mann von mittlerer Größe, ausdrucksvollem Auge, dunklem Haar und Bart.

3.

Baſſermann aus Mannheim.

Der ehrenwerthe Friedrich Baſſermann iſt aus früherer Zeit ſchon ſo viel bekannt, daß man bei ſeiner Charakteriſtik Manches übergehen darf. Er iſt nicht beleibt, brünett, in geſetzten Jahren, von vertrauenerweckendem, liebenswürdigem, klugem Aeußern, und es wird, wenn er in der Paulskirche ſpricht, gewiß kein Menſch bezweifeln, daß er es ehrlich und edel meint. Dieſe Ueberzeugung gibt eben ſo wohl der Ton als der Inhalt ſeiner Rede.

Daß er indeß, als Redner, noch eine beſtimmte Zukunft haben ſollte, iſt kaum anzunehmen. Seine Stimme iſt ſchwach und matt, nur durch die Deutlichkeit der Uebung verſtändlich, und ſchlägt oft über. Sie hat überdieß das Unangenehme, daß er vor manchen Worten nicht allein gar nicht zu begründende lange Pauſen macht, ſondern auch die Worte ſelbſt alsdann ganz nachdrucksloſ, anſtatt betont einſezt. Auf einen unbefangenen Hörer vermag Baſſermann, bei der Schwäche ſeiner Motive, keine Wirkung zu machen. Hat er ſich einer ſolchen auf die Verſammlung dennoch zu erfreuen, ſo iſt dieß offenbar nur der Erfolg des Charakters, Rufes, guten Willens einerſeits, ſo wie andererſeits des Princips. Vielleicht daß Baſſermann, da er gegenwärtig als Reichsunterſtaatsſekretär zur Verwaltung übergegangen iſt, dem Vaterlande in dieſer Stellung noch mehr als in ſeiner parlamentariſchen nüzen kann.

Er ſcheint mir in der Paulskirche ſelbſt nicht lange mehr in ſeiner Sphäre zu ſeyn. Er ſucht als Redner allzuviel zu beweiſen und beweiſt alſo deſto weniger. Ein nicht geringerer Fehler ſeines Vortrags iſt die Sucht, andere, die nicht ihrer Meinung ſind, mit unbekannten Folgen ſchrecken und warnen zu wollen. Auch die Mühe des Einſtudirens deſſen, was er ſagt, glaubt man ihm zu ſehr anzumerken. Baſſermann iſt, mit Einem Wort, im Willen ein ganzer Mann, in der Kraft ein halber. Das Bezeichnendſte ſeiner Züge iſt eine hohe kahle Stirn und hervorſtechende Stirnknochen, das Geſicht iſt ziemlich gedrückt. Er liebt die Augen in der Verſammlung etwas gelangweilt niederzuſchlagen und ſich eben ſo überzuwerfen, ſo daß ſeine Perſönlichkeit beinahe einen miniſteriellen Anſchein alten Styls gewinnt. Vielleicht daß die ungerechten Verfolgungen der Linken dazu mit das ihrige beitragen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Oktober.

Weinleſe. — 18. Oktober. — Aufhebung des Belagerungszuſtandes.

Die Weinleſe, der achtzehnte Oktober ſind vorüber, der Belagerungszuſtand iſt ſeit dem zwanzigſten für aufgehoben erklärt. Die Weinleſe verlief ſtill und geſchäftig, ohne Schießen, ohne ziſchende Schwärmer und ſteigende Raketen, aber auch ohne bedauernswerthe Verletzungen, die bei uns jedes Jahr dieſe Periode zu bezeichnen pflegen. Im Ganzen iſt man mit dem Reſultat zufrieden. Zwar ſoll es nur ein halber Herbſt ſeyn, wie es hier und am Rheine heißt, dafür wird aber die Qualität gelobt. Der Wein möchte dem von 1825 an Güte gleichkommen, und die Trauben enthalten bedeutenden Gehalt an Zuckerſtoff. Was den achtzehnten Oktober betrifft, ſo iſt er ſeit dem Jahr 1814 vor allen andern deutſchen Staaten wohl am glänzendſten in unſerem kleinen Freiſtaate gefeiert worden. Er galt hier nicht ſowohl der Leipziger Freiheits- und Völkerſchlacht

— Regierungen und Regierte waren in den lezten Decennien nicht mehr gern daran erinnert — als dem Conſtitutionsfeſte, das im Jahr 1816 Senat und Bürgerſchaft hier auf's Neue aneinander band. Allein auch dieſes Bündniß iſt durch den lezten Zeitenſturm lockerer geworden; eine neue, den Fortſchritten der Zeit entſprechende Conſtitution bereitet ſich vor, neue Wahlen ſind im Gange, und zwar werden von der hieſigen Bürgerſchaft hundert, von den Dorfſchaften zwanzig Männer gewählt, die neue Conſtitution zu entwerfen und der geſammten Bürgerſchaft zur Genehmigung vorzulegen. Möchte ihnen das ſchwierigſte aller Werke gelingen, Alle, oder doch die Meiſten zu befriedigen! Wir aber möchten allen Conſtitutionsmachern Pope's nicht genug zu beherzigende Worte zurufen:

„Wer über Staatsverfaſſung ſtreitet, irrt;
Denn jener Staat iſt gut, der gut verwaltet wird."

Die Aufhebung des Belagerungszuſtandes würde bei Manchen Befürchtungen hervorgerufen haben, hätte nicht Reichsminiſter Schmerling in derſelben Kundmachung beruhigend hinzugefügt, das Reichsminiſterium behalte ſich die Anwendung aller Maßregeln vor, die geeignet ſind, die Sicherheit der Reichsverſammlung und die Ruhe der Stadt zu wahren. Und ſo iſt es auch. Die Zahl der Truppen hat ſich noch nicht vermindert; ſie ſind noch bei den Bürgern einquartiert, aber man denkt ernſtlich auf ihre Kaſernirung. Die Stadt hat alle ihr zuſtändigen, dazu paſſenden Gebäude hergegeben und alle Miethen gekündigt, um dieſe Maßregel ſo ſchnell als möglich in's Werk zu ſetzen. Auch das in Sachſenhauſen gelegene „deutſche Haus," dem deutſchen Orden gehörig, und als ſolches von dem Erzherzog Maximilian abhängig, wird in eine Kaſerne umgewandelt, um etwa ſechshundert Oeſterreicher aufzunehmen. Schade, daß die trefflichen Künſtler Veit und Steinle ihre darin befindlichen Ateliers räumen müſſen. So ſieht die Kunſt in dieſen aufgeregten Zeiten. Wo und wann wird ihr wieder ein freundliches Aſyl winken! Und dennoch will ich dieſe Trommeln, dieſe Schildwachen, dieſe Runden, „des Dienſtes immer gleich geſtellte Uhr" wahrhaftig lieber, als jenen nächtlichen Straßenunfug, jene Vivats und Pereats, aus verſoffenen, heiſern Kehlen gebracht, jene Katzenmuſiken und Fenſterdemolirungen, und jene Hecker- und Freiheitslieder, in denen ſich der vielgeſtaltige Souverän, Volk genannt, ehr- und herzzerreißend ſo ſehr gefällt. — Merkwürdig war mir die vertrauliche Aeußerung eines höchſt tüchtigen Abgeordneten: ihm komme vor, der Charakter der Frankfurter habe ſich ſeit dem Vorparlament nicht zu ſeinem Vortheil geändert. Der treffliche Mann ſprach offen und unumwunden aus, was ich mir im Innern oft ſchon ſelbſt geſagt, aber aus Liebe zu meinen Mitbürgern nicht hatte eingeſtehen wollen. Soll ich auf den Grund gehen? Die Zerriſſenheit der Zeit, der Kampf widerſtrebender Elemente, die zur Gewohnheit werdende Täuſchung, die Lüge, ſo ſich in das Gewand der Wahrheit kleidet, der Trug, der die Maske redlicher Ueberzeugung vernimmt, der Egoismus der Parteien und Individuen, der ſich in all dieſe ſchöne Phraſen von Freiheit und Gleichheit, von Volksſouveränität und Geſammtwillen, von Abſolutismus und Sonderbeſtrebungen, von Reaktion und Camarillen einhüllt; die am Tage liegenden jeſuitiſchen Beſtrebungen, denen alle Mittel gerecht ſind, wenn ſie nur zum Zweck führen, kurz die Leidenſchaftlichkeit, wie ſie ſich in ihrer ganzen aller Grazie baaren Blöße auf der Rednerbühne kund gibt und ſich von da der Herzen und Ohren des Schwachen bemächtigt, die nicht prüfen und das Für und Wider erwägen, ſondern mit einer leidenſchaftlichen Geſte, einer hohlen Phraſe, einem leeren Schlag- und Stichworte ſich begnügen und daſſelbe ſo lang wiederholen, bis es bei ihnen zu einer fixen Idee geworden iſt — alles dieſes wirkt wahrlich nicht erhebend, veredelnd und ſittlich ſtärkend auf Geiſt und Gemüth des Volks. Wo ſoll Achtung vor dem Geſetz herkommen, wenn keine mehr vor den Perſonen beſteht! Man höre nur die Stimmen des Volks, wenn ſich die Tribünen entleeren. „Heute hat der verfluchte Kerl X. (von der Linken) den alten Y. (von der Rechten) wieder einmal recht „vermuſt" (der terminus technicus). Er kann kein Glied mehr rühren, er iſt ferner unmöglich, er iſt geliefert, er iſt todt!"

(Schluß folgt.)

Straßburg, Oktober.

(Korreſpondenz.)

Das Jubelfeſt der Vereinigung mit Frankreich.

Von Colmar ging der Zug mittelſt der Eiſenbahn nach Mülhauſen. Auch dort ward ein Denkmal geſetzt, eine große Revue abgehalten und Abends fanden ſich Tauſende bei Feſtmahlen und einem glänzenden Balle zuſammen. Am andern Morgen zog Alles hierher zurück. Fünf Eiſenbahnzüge brachten die Nationalgarden und Abordnungen nach unſerer Stadt. Unter Muſik und Trommelſchlag hielten die verſchiedenen Corps ihren Einzug. Gegen ein Uhr ward in allen Vierteln Zapfel geſchlagen. Nationalgarden und Linientruppen zogen von ihren Sammelplätzen nach dem Broglie, wo im Beiſeyn ſämmtlicher Behörden der Grundſtein zu einem Denkmale gelegt ward, das denſelben Zweck hat, wie die in Colmar und Mülhauſen zu errichtenden. Nach einer Rede des Maire's, in welcher er die Bedeutung des Feſtes auseinanderſezte, defilirten die Nationalgarden, die verſchiedenen Abordnungen, die Schüler unter dem Rufe: Vive la France! vive la République! am Platze, welcher das Denkmal aufnimmt, vorüber. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeit fanden mehrere Bankette in den größten ſtädtiſchen Räumen ſtatt. Die Fruchthalle allein hatte etwa 2800 Perſonen aufgenommen. Die daſelbſt ausgebrachten Trinkſprüche galten „der demokratiſchen Republik," „der Verwirklichung aller Verſprechen der Februarrevolution," „dem Elſaß und Frankreich," „dem glücklichen Ereigniß, welches vor zwei Jahrhunderten das Elſaß mit Frankreich vereinigte," „der Eintracht auf dem Gebiete der Demokratie," „der Nationalgarde," „der Armee," und endlich „der Wiener Revolution." Mit Einbruch der Nacht ward ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Auf dem Kanale bewegten ſich herrlich beleuchtete Schiffe hin und her. Muſikcorps auf denſelben ſpielten Nationalhymnen, in welche viele Tauſende der verſammelten Volksmenge einſtimmten. Die ganze Stadt war beleuchtet und im Theater fand ein Feſtball ſtatt. Dienſtag Morgens um zehn Uhr wirbelten in allen Stadtvierteln die Trommeln und luden die Nationalgarde und die Linientruppen zu einer großen Heerſchau ein. Mittags ſezte ſich die ungeheure Colonne in Bewegung nach der Ruprechtsau. Den Zug eröffnete die Kavallerie unſerer Nationalgarde. Ihr folgte die Artillerie der auswärtigen Nationalgarden, und zwar Abtheilungen aus Colmar, Belfort und Mühlhauſen. Dann kamen das fünfte Linienartillerieregiment, die Artillerie der Straßburger Bürgerwehr, das vierzehnte Artillerieregiment, Abtheilungen der Pompiers aus Markirch, Colmar, Zabern, Hagenau, Barr, Rappoltsweiler, Waßlenheim, und endlich die Pompiers und Sapeurs von Straßburg. Dieſen ſchloſſen ſich an das fünfzehnte Artillerieregiment, die Infanterieabtheilungen der Nationalgarden aus Nancy, St. Dié, Metz, Markirch, Weißenburg, Blament, Luneville, Münſter, Colmar, Zabern, Hagenau, Buchsweiler, Altkirch, Mülhauſen und Schlettſtadt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 265. Sonnabend den 4. November 1848.

— Priscae pietatis imago.
Virgil.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(ſ. Nr. 238. 239.)

3. Hohe Feſte. (Hihre Tage.)

In dem geſchichtlichen wie geſellſchaftlichen Leben des lauſitziſchen Volksſtammes macht ſich durchgängig ein tief religiöſer Zug bemerkbar. Die Stürme der Reformationszeit, die Gräuel der ſpäteren Religionskriege, die tiefe Erſchlaffung des deutſchen Geiſtes, die leider die einzige Errungenſchaft mehr als dreißigjähriger Kämpfe für das arme dahingeſchlachtete Volk war, und die mancherlei Drangſale ſpäterer Zeiten haben den Sinn für das Religiöſe in der Maſſe des Volkes nicht vermindert, vielmehr eher zur Stärkung deſſelben beigetragen. Man kann daher noch bis auf den heutigen Tag den Lauſitzer religiös nennen. Vor der Reformation, ſo weit die Geſchichte Zeugniß gibt, dem Katholicismus innig ergeben, traten, durch Luthers kühne Lehren aufgerüttelt, in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit die meiſten Städte und Flecken der obern Lauſitz dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe bei und hängen ſeitdem mit eben ſo großer Zähigkeit wie tiefer Verehrung an demſelben, als der Reſt der übrig gebliebenen Katholiken an den Satzungen ihrer Kirche. Luther iſt nächſt Chriſtus der vom Volke am meiſten geachtete Menſch. Von ihm ſpricht Jedermann mit hoher Verehrung, und nie wird ſein Name genannt, ohne daß man reſpektvoll den Doktortitel hinzufügt. Wer dieß unterläßt und den großen Reformator nur ſchlechthin Luther heißt, kann ſich als ein Menſch ohne Lebensart möglicherweiſe Unannehmlichkeiten ausſetzen.

Sind nun die Lauſitzer zum größten Theile aufrichtige Lutheraner und hängt beſonders das Landvolk in vielen Ortſchaften dem ſtrengen Lutherthume an, ſo hat dieſer ſcharf ausgeprägte Typus des religiöſen Bekenntniſſes doch niemals die Toleranz ausgeſchloſſen, welche eine der Grundlehren des auf Menſchen- und Nächſtenliebe ruhenden Chriſtenthums iſt. Die Lauſitz war es, welche den vertriebenen mähriſchen Brüdern in einer der ſchönſten Gegenden der Provinz ein Aſyl gewährte, das bald zu dem weltberühmten Bruderorte „Herrnhuth“ erblühte, von dem aus zahlloſe Miſſionäre als neue Apoſtel des Chriſtenthums in die entlegenſten Winkel der Erde ausgeſendet wurden. Je mehr herrnhuthiſches Weſen ſich ausbreitete in dem kleinen Lande, je tiefer der Geiſt des Herrnhutherthums Wurzel ſchlug in dem zu großem Wohlſtande erblühenden Orte ſelbſt, deſto mehr mußte die umwohnende lutheriſche Bevölkerung aufmerkſam werden auf das Thun und Laſſen der „Brüdergemeinde.“ Das ſtille, anſpruchsloſe Weſen dieſer immer thätigen Leute machte auf harmloſe Gemüther bleibenden Eindruck. Die Sauberkeit des ſtädtiſchen Ortes, die Feſttagsſtille, der Gottesfrieden, welche auch an Werkeltagen Herrnhuth charakteriſiren, und die ewig ſich gleichbleibende Zufriedenheit und Freundlichkeit der „Brüder und Schweſtern“ hatten etwas Berauſchendes, Entzückendes. Zwar traten nur Wenige aus dem lutheriſchen Kirchenverbande zu den Herrnhuthern wirklich über, wohl aber bildeten ſich nach und nach in den meiſten Ortſchaften bald kleinere, bald größere Cirkel, die als „Stille im Lande“ eine beſondere Art Gottesverehrung einführten, ſich ſehr bald für beſſere Chriſten als Andere hielten und ſpäter in das nicht eben ſehr ruhmreiche Conventikelweſen ausarteten. Aus früher Jugend weiß ich mich ſehr wohl zu erinnern, daß in

ſolchen Conventikeln die wunderlichſten Vorträge gehalten, die confuſeſten Auslegungen ſtreitiger Bibelſtellen verſucht und die ungereimteſten Predigten oft von ganz unfähigen Köpfen, leider zur Erbauung der noch unfähigeren Zuhörer gehalten wurden. Indeß ſchlug das Conventikelweſen der Lauſitz meines Wiſſens niemals in verheimlichte Unſittlichkeit um, wie ſie das Muckerthum ſchmachvollen Andenkens in den dreißiger Jahren gebar.

Zu läugnen iſt es nicht, daß dieſer ſtark ausgeſprochene Hang zum Herrnhutherthum einerſeits einer religiöſen Kopfhängerei in der Lauſitz Bahn brach, die viele nachtheilige Folgen hatte, andererſeits aber diejenigen, welche der lutheriſchen Lehre ergeben waren, zu einer ſchrofferen Starrheit forttrieb, die ſich in dem ſogenannten Altlutherthum ſcharf zuſpizte. Der Rationalismus fand in der Lauſitz unter dem Volke keinen Boden, ſelbſt unter den Geiſtlichen werden nur Wenige ſich dieſer Richtung angeſchloſſen haben. Die Meiſten waren Jünger des Supranaturalismus und mögen es wohl heute noch ſeyn.

Was der Lauſitzer einmal beſizt, das läßt er ſich, wie ſchon bemerkt, nicht gern nehmen, ſelbſt dann nicht immer, wenn dieſes ihm Vortheil brächte. Es iſt, als mache ihm das Feſthalten des einmal Erworbenen oder Ueberlieferten ganz beſonderes Vergnügen und als könne er nicht glücklich und zufrieden leben, wenn er daſſelbe aufgebe. Wie ſeine Abneigung gegen politiſche Neuerungen und Verbeſſerungen aus dieſer Eigenthümlichkeit entſpringt, ſo fließt auch ſein Feſthalten an kirchlichem Ceremoniell und religiöſen Gebräuchen ganz aus gleicher Quelle. Als in den erſten dreißiger Jahren aus Utilitätsrückſichten die ſächſiſche Regierung ſich bewogen fand, die dritten Feiertage an Oſtern, Pfingſten und Weihnachten aufzuheben, wäre in der Oberlauſitz ob dieſes Beſchluſſes beinahe ein Volksaufſtand ausgebrochen. Viele Gemeinden widerſezten ſich offen dieſer Neuerung, in der ſie einen Angriff auf die Religion ſelbſt zu erblicken glaubten. Die Geiſtlichen wurden anfangs durch Deputirte der Gemeinde erſucht, die Kirche öffnen zu laſſen und Gottesdienſt zu halten, und wo dieß nicht fruchtete, ſpäter mit ſanfter Gewalt dazu gezwungen. Die Aufregung ward ſo ernſthaft, ſo drohend, daß auf erſtatteten Bericht die Regierung den wunderlichen Beſchluß faßte, denjenigen Gemeinden der Lauſitz, die ſich durch das erlaſſene Geſez in ihrer Kirchlichkeit gekränkt glaubten, die Feier des dritten Feſttages frei zu geben. Seitdem wird nun auf vielen großen Dörfern der Lauſitz noch jezt an den drei hohen Jahresfeſten der ſonſt im ganzen Königreiche abgeſchaffte dritte Feiertag ſonntäglich begangen.

(Fortſezung folgt.)

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

4.

Graf Schwerin aus Preußen.

Der ehemalige preußiſche Revolutionsminiſter Graf von Schwerin verdankt eine gewiſſe Popularität, welcher er eine Zeitlang genoß, ſeinem öffentlichen Auftreten bei der bekannten Berliner Synodalverſammlung. Seine Laufbahn als Miniſter hat dieſe Popularität bald wieder von ihm abgeſtreift. Er ſoll zulezt halb unbewußt nur ein Werkzeug des politiſchen Einfluſſes der Prinzeſſin von Preußen geweſen ſeyn und auch den König im Monat März mit dem Miniſter Arnim zu dem heilloſen deutſchen Umzuge verleitet haben. Einen nicht geringern Tadel wirft auf ſeine politiſche Einſicht die Rolle, welche er zu jener Zeit in der Aula der Univerſität geſpielt haben ſoll.

In der deutſchen Reichsverſammlung iſt Graf Schwerin von keinem Einfluſſe. Er ſpricht ſich ſtets aus großen Dingen in Einzelheiten hinein, anſtatt daß der ächte Redner aus kleinen Dingen größere herausſprechen ſoll.

Schwerins äußere Erſcheinung iſt die eines ſchlichten, humanen Landedelmanns, eines behaglichen Familienvaters, der ſich inſofern bereits frühzeitig dem Alter nähert, als er ſich in allen Dingen etwas zu ſehr gehen läßt; ja ſogar die eines Mannes, der ſich vielmehr mit Kirchen- als mit weltlichen Dingen beſchäftigt und, ohne Fanatismus, bei einer Flaſche alten Weins ſelbſt ein wenig zum Schwärmer neigt. Das Unſcheinbare ſeines Weſens zeigt, daß ſein täglicher Umgang vielmehr Paſtoren, Schulmänner und Stille im Lande als Edelleute oder Staatsmänner ſeyn müſſen. Daß er zur Korpulenz neigt, bedingt auch mit ſein bequemes Gehenlaſſen in Haltung und Sprache. Seine Stimme iſt fett, adelig, unbedeutend. Er iſt der Vertreter einer verſtändigen, nüchternen Mittelmäßigkeit, welche, bis zu einem gewiſſen Ziele, aus dem Behagen des Weltlebens erwachſend, gelegentlich wohl auch einmal einen phantaſtiſchen Weg betritt. Er iſt Bonhomme, praktiſch im Kleinen, ſkurril, populär in Sphären, die ihm untergeordnet ſind, adelig aus Gewohnheit, ohne daß er es ſelbſt will, und man ſieht es ihm an, daß er ſich all der kleinen Erfolge, zu denen ſeine Kraft ausreicht, ſelbſtgenügſam bewußt iſt. Einen hohen Aufſchwung könnte der Geiſt des Grafen Schwerin niemals nehmen, trotz dem, daß man ihm eine edlere, humane Ausbildung unbedingt anfühlt. — Die Perſönlichkeit Schwerins iſt das getreue Abbild ſeines politiſchen Charakters. Er hat kleine Augen, die, zugekniffen, ganz verſchwinden,

ein ſtehendes Lächeln ſchwebt auf ſeinen Zügen, das hoffentlich nicht von der ſuperklugen Unfehlbarkeit des preußiſchen Büreaukraten erzeugt worden iſt. Seine geſunde röthliche Geſichtsfarbe iſt die des angehenden dicken Mannes, der aber noch vor ſeiner Arrondirung verfallen kann. Er iſt gewohnt, den Mund ſo ſeltſam zu verziehen, daß er dadurch den Anſchein des Weinens erhält. Er ſieht meiſt zu Boden, oder unſtet umher, ohne einen Gegenſtand zu fixiren. Außerordentlich bezeichnend iſt ſeine äußere Haltung: gebückt, ſchief, läſſig, den Kopf ſeitwärts geſenkt, leiſe hin und her ſich bewegend. Sobald andere reden, welche nicht ſeiner Meinung ſind, wiegt er ſich ungeduldig, gelangweilt, die eine Hand in der Hoſentaſche, von einem Fuß auf den andern.

Im Allgemeinen deutet in Schwerin Alles bloß Gemüthsleben, keine Thatkraft an, ausſchließlichen Antheil an geiſtlichen Dingen, nach reichlicher, wiewohl nie übermäßiger Befriedigung der Leibesnahrung und Nothdurft. Daher denn auch die Philoſophie des blonden norddeutſchen Landedelmanns mit der Glatze vor fünfzig Jahren. — Graf Schwerin iſt Schleiermachers Schwiegerſohn und ſeine Schweſter dem Prediger Jonas in Berlin vermählt.

5.

Profeſſor Beſeler aus Greifswald.

Man darf wohl annehmen, daß Beſeler weniger eine Stütze als eine Laſt des rechten Centrums, oder der Frankfurter Regierungspartei iſt. Es weht in allem, was er auf der Tribüne ſpricht, ein wahrhaft unerklärlicher Zauber von Langweiligkeit. Es iſt wohl wahr, daß man oft nichts dagegen einwenden kann; aber es verſteht ſich alles ſo durchaus von ſelbſt. Wiewohl Beſeler öfter mit Nachdruck zu ſprechen ſcheint, iſt es doch nicht der Fall, da es ohnmächtig und wirkungslos bleibt. Er ſchenkt der Verſammlung auch nicht Eine Sylbe und kaut ihr Wort für Wort jedes auch noch ſo unbedeutenden Gedankens vor. An eine Kunſt des Errathenlaſſens, Ueberſpringens, Andeutens iſt bei ihm nicht zu denken. Er ſpricht Stundenlang fort, wankt und weicht nicht wieder von der Tribüne, meldet ſich bei jeder Frage um das Wort. Sein Auftreten iſt auch faſt jedesmal dem Theile der Verſammlung, welcher nicht ausdrücklich zu ſeiner Partei gehört, das Zeichen, den Saal zu verlaſſen, um draußen vor der Kirche, im ſogenannten Vorparlament, eine gute halbe Stunde, bis Beſeler ausgeſprochen hat, Trauben zu eſſen, auf und ab zu wandeln und zu plaudern.

Trotz dieſer allgemeinen unzweideutigen Kundgebung iſt der Mann von ſo grenzenloſer Selbſtüberſchätzung und Verblendung, daß er ſich dadurch nicht im Geringſten irren läßt. Er nimmt alles Mißfallen getroſt bloß für Parteiwuth, und iſt und bleibt von der unerſchütterlichſten Zudringlichkeit. So oft man ihn erblickt, iſt er entweder ſchon auf der Tribüne, oder lauernd in deren Nähe, um die Präſidenten beſchäftigt, Einverſtändniß mit ihnen zu fordern oder kund zu thun.

Das Eigenthümliche ſeiner Phyſiognomie iſt der vorgedrungene, maſſenhafte Untertheil. Sein Blick hat etwas Züngelndes oder Hackendes, trotz ſeiner maskenhaften Unbeweglichkeit. Seine herabgezogenen Mundwinkel deuten wunderbar einleuchtend an, wie ſie dazu ausdrücklich eingerichtet ſind, daß die Worte an ihnen herunterlaufen, und wie der Mund gar nicht im Stande ſeyn würde, ſie wider ihren Willen feſtzuhalten.

Beſeler ſcheint noch in den dreißiger Jahren zu ſtehen, wenn auch ſeine Stimme durch den unabläſſigen Mißbrauch ſchon ſo ausgeleiert iſt, daß ſie eher einen alten Mann verräth. Man ſieht es ſeinem Weſen und ſeinen Geberden an, wie tief er von dem Bewußtſeyn durchdrungen iſt, jederzeit der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Seine Stimme erinnert zuweilen an die Hanſemanns, wenn ſie gleich noch viel mehr vom falſchen Kanzeltone an ſich hat. Er geht nicht anders mehr in der Kirche auf und ab, als mit beiden Händen in den Hoſentaſchen, ſo wie etwa ein Bankier in ſeiner Schreibſtube. Auf ſeinem Platze bleibt er ſelten eine Viertelſtunde ruhig ſitzen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

(Schluß.)

Das Jubelfeſt der Vereinigung mit Frankreich.

Hierauf folgten das erſte Bataillon der Straßburger Nationalgarde, das zweite Bataillon der afrikaniſchen Jäger, das zweite Bataillon unſerer Nationalgarde, das ſiebente Bataillon der afrikaniſchen Jäger, das dritte Bataillon der Straßburger Nationalgarde, das erſte Bataillon des ſieben- und dreißigſten Linieninfanterieregiments, das vierte Bataillon der Straßburger Nationalgarde, das zweite Bataillon des ſieben- und dreißigſten

Linieninfanterieregiments, das fünfte und ſechste Bataillon der Straßburger Nationalgarde, die Gensdarmerie, eine Abtheilung Lanciers, und endlich die beritttenen Batterien des dritten und vierzehnten Artillerieregiments mit Kanonen und vollſtändiger Rüſtung. Die ganze Colonne ward überall, wo ſie vorbeizog, mit Jubel begrüßt, aus den Fenſtern flogen Blumen und Sträuße. In der Kupprechtsau angekommen, ſtellte man ſich in großen Schlachtlinien auf. In der Orangerie ward eine große ſinnbildliche Trophäe aufgeſtellt, die Frankreich und Elſaß umſchlungen zeigte. Nachdem die Muſterung vorüber war, fraterniſirten Linientruppen und Nationalgarden. An Erfriſchungen aller Art fehlte es nicht und das Militär that ſich dabei ſehr gütlich. Der Zug kehrte in derſelben Ordnung wieder nach der Stadt zurück, wo abermals ſogenannte Verbrüderungsmahlzeiten veranſtaltet waren. Abends war die Stadt wieder glänzend beleuchtet, und der Münſter zeichnete ſich durch dreifarbigen Lichtſchmuck beſonders aus. Auf ſämmtlichen Höhen des Elſaßes längs des linken Rheinufers bis zur Pfälzer Grenze loderten Freudenfeuer. Der herrſchende Charakter des ganzen Feſtes waren muſterhafte Ordnung und große Einfachheit. Kein Unfall ſtörte daſſelbe und das herrlichſte Wetter begünſtigte die Feier. Die Kundgebung zeigte, daß ſie eine aufrichtig gemeinte war, denn außer den allgemeinen Feſten fanden ſolche auch in den einzelnen Familien ſtatt. — Möge das Elſaß ſich glücklich fühlen, Frankreich anzugehören; allein möge es nicht vergeſſen, daß ſein ſchönſter Beſitz, häusliche Einfachheit und Tugend, Sinn für Religioſität und Sparſamkeit, Verwandtenliebe und Wohlthätigkeit, ein Erbe der biedern Vorvordern ſind, welche Deutſche waren. Auch Deutſchland wird eine beſſere Zukunft vom Schickſale beſcheert ſeyn, die wilden wirren Kämpfe der Gegenwart werden aufhören, und Einheit und Einigkeit erzielt werden, die ihm ſeine wahre Größe zu verleihen im Stande ſind. Dann werden ſeine Nachbarn nicht mehr mit Mitleiden, ſondern mit Bewunderung auf daſſelbe blicken und anerkennen, daß Intelligenz und Wiſſenſchaft, ächter Vaterlandsſinn und kräftiges Handeln in dem Lande zu Hauſe ſind, das die Mutter des Elſaßes iſt und deſſen Sprache noch heute da geſprochen wird, wo man eben Freudenfeſte zur Erinnerung an die Vereinigung mit Frankreich gefeiert hat.

Frankfurt a. M., Oktober.

(Schluß.)

Die Weiber in der Paulskirche. — Das Muſeum

Wenn das politiſche Volksbildung heißen ſoll, dann wahrlich galt mir die alte religiöſe mehr, viel mehr, der äſthetiſchen nicht zu gedenken, die ſich nur auf der Menſchheit Höhen erhielt, aber mit ihrer älteren und heiligeren Schweſter vereint die ſittliche Würde des Menſchen begründen half, die nun für lange, lange Zeiten verſchwunden zu ſeyn ſcheint. Obgleich ich dem ſchönen Geſchlechte eine Bildungsfähigkeit zugeſtehe, die mild und verſöhnend auf den Mann zurückwirkt, obgleich ich gewiß nicht zu den Rigoriſten gehöre, die das Weib nur auf Haus, Küche und Keller beſchränken wollen und denen der Spruch: domum mansit, lanam fecit, als der Frauen größtes Lob gilt, ſo finde ich doch den Eifer, womit ſich Mütter und Töchter, oft mit Hintanſetzung nicht allein aller weiblichen Pflichten, ſondern ſogar aller weiblichen Grazie, zu den Parlamentsverhandlungen drängen, im höchſten Grad betrübend und gar ernſtliche Bedenken erregend. Wie früher das Schauſpiel und der Roman, ſo erregt jetzt die politiſche Rednerbühne „Emotionen," und darum iſt es den meiſten unſerer nervenſchwachen Frauen hauptſächlich zu thun. Die ſtürmiſchſten Sitzungen ſind ihnen die liebſten; keine verläßt ihren Sitz, ſie harren heldenmüthig aus auf der politiſchen Wahlſtatt. Bezeichnend iſt der Platz der weiblichen Zuhörer hinter den Sitzen der Linken; wirklich gehört der größte Theil der älteren wie der jüngeren Frauen dieſer Seite an. Natürlich, hier wird mit Leidenſchaft geſprochen und geſtikulirt; hier finden ſich alle die Worte, die ſo ſchlagend und zur rechten Zeit ſich einſtellen, um den Mangel an Begriffen zu verdecken. Hier werden die Tagesfragen dramatiſirt, hier wendet man ſich mit großen Worten einzig an das Gefühl. Tritt nun ein nüchterner „Rechter" auf, der den Verſtand in Anſpruch nimmt, ſo wird er ſpöttiſch lorgnettirt, ob wohl gar ein winziges Bändchen ſich beſcheiden in ſeinem Knopfloch birgt, oder ob die Runzeln ſeiner Stirne ihn ſchon von weitem als „Reaktionär" bezeichnen. Auf die Sache kommt es hier gar nicht, auf den Vortrag Alles an. Schlimm, daß es ſo iſt, aber es iſt ſo.

Das Parlament hält noch ſeine Sitzungen in der Paulskirche, die jetzt durch unterirdiſche Röhren zur Heizung und Erleuchtung eingerichtet wird. Noch iſt kein neues Lokal beſtimmt angenommen, wo die Sitzungen einſtweilen gehalten werden ſollen, wenn die vorſchreitenden Maurerarbeiten die Verſammlungen in der Kirche unmöglich machen. Am beſten würde ſich die deutſche reformirte Kirche dazu eignen. — Endlich iſt vor einigen Tagen die erſte Berathung der Grundrechte beendet und die über die Reichsverfaſſung begonnen worden. Alles würde ſchneller gehen, wenn nicht die Maſſe von Interpellationen, mit denen die Linke beinahe täglich hervortritt, hemmend auf den Gang der Verhandlungen einwirkte. Reichsminiſter Schmerling hatte neulich auf acht zu antworten. Dieſer Schmerling iſt der Stein des Anſtoßes der Linken. Der Mann iſt ſo rund, glatt und polirt, daß er nirgends zu packen iſt. Kurz und bündig, zuweilen mit ironiſcher Schärfe beantwortet er die geſtellten Fragen. Dabei gibt ein leiſer Anflug des öſterreichiſchen Dialekts ſeiner Rede einen gewiſſen Grad von Treuherzigkeit, der mit der ſchalkiſchen Phyſiognomie manchmal gar ſeltſam kontraſtirt. Wehe dem Reichsminiſter, der in ſeiner Antwort auf Interpellation einmal ſtockt; die Reichstagszeitung nennt ihn gleich „perplex," und ſchiebt die Schuld auf ein ſchlechtes Gewiſſen. Wie würde ich mich freuen, ſäße Einer der Linken ſchon am Miniſtertiſch! Aber dazu ſind für's Erſte noch keine Ausſichten vorhanden. — Das Muſeum hat am 20. Oktober den Curſus ſeiner Winterconcerte begonnen. Ich ſage mit Abſicht ſeine Concerte, denn etwas Anderes und Höheres verſpricht es dießmal nicht zu leiſten. Nicht einmal einige Worte zur Eröffnung wurden geſprochen, und doch hat die neue Einrichtung dem Vorſtande eine ganze literariſche Abtheilung von drei Mitgliedern beigegeben. Die Stelle des im vorigen Frühling verſtorbenen Kapellmeiſters Guhr hat Herr Meſſer, Direktor des Cäcilienvereins, erhalten. Dadurch hat ſich die Anſtalt vielleicht zu ihrem Vortheil von dem Theater getrennt, deſſen jedermaliger Kapellmeiſter ſonſt Vorſteher der muſikaliſchen Klaſſe des Muſeums war. Meſſer begann ſein Amt mit Ausführung von Beethovens unſterblicher Sinfonia eroica und erntete lauten Beifall. Unſer einziger Wunſch iſt, daß Sang und Klang das Wort, dem ohnedieß nur noch ein beſcheidenes Plätzchen an den Muſeumsabenden vergönnt war, nicht ganz verdrängen mögen. Wozu ſonſt noch der prunkende Titel Muſeum, wenn ſich die Anſtalt durch nichts von den gewöhnlichen muſikaliſchen Aufführungen unterſcheidet?

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 266. Montag den 6. November 1848.

— The elements were
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: this was a Man!

Shakespeare.

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

6.

Heinrich von Gagern.

Gagern iſt im höchſten Sinne des Worts eine Reſpektsperſon, ein Mann, vor welchem Jedermann, der von ihm ſpricht, Pietät haben muß, und welcher ſie doch, ſelbſt bei dem ſchärfſten Urtheil über ihn, nicht nöthig hat. Es weiß Jedermann, was Deutſchland, das deutſche Parlament, die deutſche Einheit Heinrich v. Gagern zu verdanken haben.

Wenn man Gagern zuerſt ſieht und hört, imponirt er nicht im mindeſten. Sein ſüddeutſcher, hie und da übel lautender Accent, ein gewiſſes Hemmen der Worte und ſogar unſchöne Angewöhnungen, wie das übermäßige Ausdehnen und durch die Naſe Zwängen der Sylbe än, z. B. in den Worten Äntrag. ännehmen, welche Gagern höchſt ſtörend aön ausſpricht, beleidigen geradezu das Gehör.

Nichtsdeſtoweniger erkennt man die ungewöhnliche Redegewalt Gagerns, ſobald man ihn erſt einmal im Affekt vernommen hat. Alsdann ſind ſeine Worte überwältigend, unwiderſtehlich, beherrſchend, reiner, voller Donner, und deſto wirkſamer, als er, ſey es durch Kunſt oder Naturgabe, die eigentliche Kraft der Worte ſtets im rechten Augenblicke einzuſetzen pflegt. Seine Stimme kommt tief aus der Bruſt und es iſt eine Freude, ihn reden zu hören, ſo klar, wahr, überzeugt, zwanglos, ſicher iſt ſein Vortrag.

Gagern iſt der Entwurf zu einem ächten deutſchen Staatsmanne der Zukunft, ein ſittlicher Held, der einzige Redner der deutſchen Reichsverſammlung, welcher begeiſtert, weil er begeiſtert iſt. Der tiefe Sinn ſeiner Gedanken iſt immer Eins mit der Einkleidung der Worte; daher fallen dieſe auch ſo ſchwer in's Gewicht. Jedes Wort iſt, unbewußt, gezählt, keines, wie bei allen Andern ſo oft, zu viel oder zu wenig hingeworfen. Gagern iſt zugleich der reinſte, edelſte Patriot, ich möchte ſagen der perſonificirte Patriot, ein moderner getreuer Ekart, mäßig, gerecht, befriedigend, umſichtig nach allen Seiten. Ein ächter Künſtler als Redner, tritt er immer nur im entſcheidenden Augenblicke wie ein Feldherr ein und wirft ſein Schwert in die Wagſchale. Er hat etwas Königliches, Löwenhaftes, ſeine Worte werden durch ihre Tiefe zur That oder Macht. Gagern vertritt mit einem Worte die Schönheit in der Politik und kann eben deßhalb, wie es das reinſte Gefühl des Schönen mit ſich bringt, ſelbſt wenn er Unrecht hätte, bis zu Thränen rühren.

Er iſt lang und hager von Geſtalt, er geht etwas gebückt, ſein Haar iſt dunkel, ſein Auge deßgleichen, die Brauen buſchig, der Blick ſtet, ohne Starrheit, im Ausdruck gut, bieder, ehrlich, klug, Vertrauen erweckend, deutſch, ja, wenn der höchſt wahre Vergleich erlaubt iſt, er hegt die unausſprechlich rührende treuherzige Ruhe des Hundeblicks in ſich. — Aus Gewohnheit trägt Gagern in der Paulskirche faſt immer die rechte Hand in der Hoſentaſche.

Durch die vielen Angriffe, welche Gagern Seitens der äußerſten Linken in der leztern Zeit erlitten hat, iſt er ſichtlich gereizt worden. Er kommt deßhalb nicht ſelten in den Fall, ſeine erhabene, unerläßliche Ruhe zu vergeſſen und ſich wohl zu übereilen. Jeder, der

ihn verehrt, muß das innig bedauern. Aendert ſich dieſer Zuſtand nicht bald, ſo iſt ſeine Präſidentſchaft auf die Dauer vielleicht unhaltbar. Er iſt überhaupt nur für die großen allgemeinen Angelegenheiten ein trefflicher Präſident, für die alltäglichen kleinen zu ungenau oder zerſtreut. Ich möchte ſagen, er iſt ein Feiertags-, kein Werkeltagspräſident, ein General für die Schlacht, kein Exerciermeiſter. Kommt er als Präſident nicht bald zu Ruhe und Geſundheit zurück, ſo nuzt er ſich ohne Noth bereits ab, noch ehe er ſelbſt recht an der Zeit war.

Für einen Fehler in ſeiner Art zu präſidiren halte ich, daß Gagern die Mitglieder der Verſammlung ſtets unmittelbar mit Sie anredet. Es ſchiene mir paſſender, dieß bloß mittelbar, in der dritten Perſon zu thun.

Es iſt ſo ſchön, zu erſchöpfen, und darum ſey es uns auch mit unſerer Charakteriſtik Gagerns, durch Hervorhebung der ſchwachen Seite, welche wir an ihm erblicken, erlaubt. Wir glauben nämlich, daß Gagern zwar frei im Denken, aber nicht frei genug im Handeln iſt, daß es ihm an thatkräftiger, ſcharfer Penetration fehlt, daß ſein Gefühl ſeine Hand lähmt; vielleicht iſt es auch ein Uebelſtand für ihn, daß er in keinem größeren ſelbſtſtändigen Staate gelebt hat und gelehrt worden iſt. — Es wäre ein unabſehbares Unglück, wenn Heinrich v. Gagern doch noch nicht der rechte Mann für Deutſchland ſeyn ſollte.

7.

Dr. juris Rieſſer aus Hamburg.

Vicepräſident Rieſſer iſt jüdiſcher Abſtammung, beleibter, ſtämmiger, unterſezter, rühriger Lebemann, Brillenträger, mit humoriſtiſch zuſammengedrückten Geſichtszügen. Sein Haar iſt kurz und ſtruppig, das verdrehte, ausgeſpreizte Vorhalten der Hände zeugt von großer Kurzſichtigkeit und Vorſicht, oder Sorgfalt für ſeine Perſon, die wackelnde und doch gerade Körperhaltung von Eile mit Weile.

Rieſſer iſt ein tüchtiger praktiſcher, gelehrter, nicht zu fein ſylbenſtechender, nur ein klein wenig eigenſinniger, ſyſtematiſcher, mit Bewußtſeyn und Berechnung ſchönredender, behaglicher, gebildeter, egoiſtiſcher, wohlhäbiger, angeſehener Juriſt, der vor vielen Dingen eine gute Küche liebt und als Meiſter im Schmecken zu würdigen weiß. Er ſpricht gern in Bildern, die er mit Zweckmäßigkeit nicht allzuweit oder tief herholt, und als Zierrath, niemals als poetiſchen Kern der Rede an-, nicht einfügt; er erhebt ſich auch, wiewohl nie ohne handliche, verſtändige Abſicht, hie und da einmal in höhere politiſche Sphären, bleibt aber für gewöhnlich nur im deutſchen Patent: ziemlich zuverläſſig, ſolid, nett, gefällig, wirkſam, Virtuos.

8.

Profeſſor Simſon aus Königsberg.

Ein vortrefflicher Vicepräſident, der ſich nur ſelten als ſolcher irrt, aber eben ſo wenig wie eine Secunda Donna in der Oper je Prima Donna, je ein wirklicher Präſident werden könnte, weil es ihm dazu an ſelbſtſtändigem Schwunge und an geiſtiger Tiefe fehlt. Simſon iſt genau, ſicher, aufmerkſam, umſichtig, gerecht, gewandt, beſonnen, geiſtesgegenwärtig, taktvoll, beſcheiden, feſt, kräftig, klug, kurz, er iſt ein Vicepräſident ganz comme il faut. Alle ſeine Vorzüge und Gaben ſind zweiten Ranges, nicht primär. Simſon iſt jüdiſcher Abſtammung. Seine Stimme iſt geübt, ſorgſam ausgebildet, angenehm, voll, deutlich, nur oft blechern, das heißt eben ohne Metall. Seine Geſtalt iſt hager, faſt lang, ſein Haar ſchwarz, Bart blau, die Züge edel, aber entſchieden hebräiſch.

(Fortſezung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſezung.)

Von den genannten drei Kirchenfeſten verdienen nur zwei, Weihnachten und Oſtern, näher betrachtet zu werden; Pfingſten, obwohl mit nicht geringerer religiöſer Innerlichkeit von dem Volke begangen, iſt doch nicht ausgezeichnet durch Eigenthümlichkeiten, welche mit volksthümlichen Sitten und Gebräuchen in Wechſelwirkung ſtehen. Ich wende mich daher zu den beiden genannten Feſten und beginne mit dem Geburtsfeſte Chriſti, dem aller Welt Freude und Glück beſcheerenden Weihnachten.

Noch im zweiten Decennium unſeres Jahrhunderts war es auf den Dörfern der Lauſitz ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß etwa vier Wochen vor dem Feſte der „heilige Chriſt" ſeinen Umgang zu halten begann. Wenn Abends Burſchen und Mädchen bei einem „Lichtergange"* verſammelt ſind, jene, um zu rauchen und zu plaudern, ſehr häufig auch Geſpenſtergeſchichten zu erzählen, dieſe, um fleißig zu ſpinnen und zu weifen, klopft es mit leiſem Finger an ein Schiebefenſter. Die ſchnurrenden Rädchen ſtehen ſtill, die plaudernden Burſchen verſtummen. Vorſichtig öffnet die Hausfrau das Fenſter, um zu ſehen, wer Einlaß begehrt, und ſogleich fallen zwiſchen die Spinnerinnen

* So heißen in der Lauſitz die abendlichen Beſuche mehrerer Freunde und Bekannten bei einem Nachbar, die mit der Herbſtzeit beginnen und bis zum Frühjahr fortgeſezt werden. Es ſind die Soireen der Landleute.

praſſelnd ein paar Dutzend Nüſſe, die jubelnd aufgeſucht und verſpeist werden. Der „heilige Chriſt“ hat auf ſeinem Umgange die Fleißigen belohnt, ſie ermuntern wollen zur Fortſetzung geſitteten Lebenswandels. Bisweilen, im Allgemeinen aber doch ſelten, meldet ſich auch noch das „Chriſtkind“ ſelbſt in Begleitung des Knechtes Ruprecht, um Geſittete und Fromme zu belohnen, Ungeſittete und Gottloſe zu beſtrafen. In der Lauſitz iſt gewöhnlich eine Bettelei damit verbunden, welcher Knecht Ruprecht mit ſeinem ledernen Dreſchflegel nöthigenfalls Nachdruck zu geben weiß.

Am Thomastage gehen die Lauſitzer gern in Geſellſchaft, um in heitern Geſprächen bis tief in die Nacht beiſammen zu bleiben und ſich dabei gütlich zu thun. Man nennt dieſe Nachtſchwärmerei „thomſen,“ und wer nur irgend kann, „thomst“ mit. Die Sankt Thomasnacht wird für beſonders glückbringend gehalten; weßhalb denn auch junge Leute faſt ohne Ausnahme in derſelben Fragen an das Schickſal thun, um Aufſchlüſſe über ihre Zukunft zu erhalten. Das „Bleigießen,“ wohl in ganz Deutſchland gekannt, wird bloß zum Scherz getrieben, mehr Gewicht legt die Jugend auf das Nußſchaalenſchwimmen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt Jeder ſein mit einem dünnen Wachslicht verſehenes Schiffchen, freut ſich, wenn es kein Waſſer zieht und das Licht ruhig und langſam brennt, eine glückliche Zukunft daraus prophezeiend, während derjenige, deſſen Nußſchale ſchwankt und ziſchend untergeht, wenn nicht ſeinen Tod im nächſten Jahre vermuthet, doch ganz gewiß auf empfindliche Schickſalsſchläge ſich gefaßt macht. Schwimmen die Nußſchalen eines Mädchens und eines jungen Mannes einträchtig neben einander und finden ſie ſich nach vorgenommener Trennung, wie von magnetiſcher Kraft angezogen, wieder zuſammen, ſo werden die Inhaber derſelben von den Anweſenden als zukünftige Brautleute betrachtet, was denn auch häufig im Laufe des Jahres in Erfüllung geht. — Junge Mädchen, wenn ſie ſich unbeachtet wiſſen, pflegen am Thomastage gern „den Pantoffel zu werfen,“ um zu erfahren, welche von den Verſammelten zuerſt heirathen wird. Sie ſetzen ſich zu dieſem Frageſpiele an die Zukunft in gleicher Entfernung neben einander an die Erde, die Rücken der Thür zugekehrt, und werfen jede einen Pantoffel rückwärts nach der Thür. Dasjenige Mädchen, deſſen Pantoffel der Thür zunächſt liegt, die Spitze derſelben zugekehrt, verläßt zuerſt als Braut das väterliche Haus, wogegen diejenigen, deren Pantoffelſpitzen einwärts zeigen, im nächſten Jahre noch keine Hoffnung haben, unter die Haube zu kommen.

Der „heilige Abend“ iſt für Dorfbewohner ſchon darum ein ausgezeichneter Tag, weil in den meiſten Ortſchaften des Nachts in glänzend erleuchteter Kirche ein feierlicher Gottesdienſt gehalten wird. Dieſen Gottesdienſt, „die Chriſtnacht,“ beſucht Jedermann, mag er nah oder fern wohnen, mag es ſtürmen oder ſchneien, oder harter Froſt die Bäume ſpalten. Weiber und Kinder ſind natürlich die eifrigſten Chriſtnachtgänger. Jeder erſcheint mit einer Laterne, in der ein buntbemaltes Wachslicht brennt. Dieſe Laternen pflanzen alle vor ſich hin auf ihre Kirchſtände, was denn einen allerliebſten Anblick gewährt. Die Andacht freilich iſt nicht ſehr groß, da die vielen Kinder, denen man doch den Zauberreiz einer feſtlich erleuchteten Kirche nicht entziehen will, Geſang und Predigt keine große Aufmerkſamkeit ſchenken. Vor, meiſtentheils aber nach der „Chriſtnacht“ wird „beſcheert,“ und dann erſt eine ſtolze Mahlzeit eingenommen, die gewöhnlich aus polniſch geſottenen Karpfen, einem Lieblingsgericht aller Lauſitzer, beſteht. Städter pflegen gewöhnlich fette „Mohnmilch“ zu eſſen, ein Gericht, das auch am Abend des heiligen Dreikönigstages, dem ſogenannten „hohen Neujahre,“ ſelten auf bürgerlichen Tafeln fehlt.

Für äußerſt wichtig hält der Lauſitzer den Zeitraum vom Chriſttage bis zum „hohen oder großen Neujahr.“ Dieſer Jahresabſchnitt gilt ihm im wahren Sinne des Wortes für „hehr,“ weßhalb er ihn auch „die heiligen zwölf Nächte“ nennt. Von der Witterung dieſer zwölf Tage — weßhalb ſie Nächte heißen, weiß ich nicht — hängen nach dem Glauben des gemeinen Mannes die Geſchicke der Völker und Staaten wie der einzelnen Familien im nächſten Jahre ab, und zwar iſt es vorzugsweiſe die Sonne, deren belebender Strahl, je nachdem er die wolkenloſe Himmelskugel erhellt oder hinter dichten Wolkenſchleiern dem Auge des Menſchen unſichtbar bleibt, Glück oder Unglück, des Segens Fülle oder maßloſes Elend dem zagenden Menſchengeſchlechte prophezeit. Ich kann mich leider nicht mehr genau beſinnen, welch Heil oder Unheil das Erſcheinen der Sonne an jeder der „heiligen zwölf Nächte“ bedeuten ſoll; ſo viel nur weiß ich beſtimmt, daß wolkenloſes Sonnenlicht am „erſten heiligen Chriſttage“ im allgemeinen „ein glückliches Jahr“ bedeutet, am zweiten „Fried und Einigkeit,“ am eilften „Peſt und anſteckende Krankheiten,“ am zwölften „Krieg und Blutvergießen.“ Daß der Sonnenſchein eines Tages die Wirkung der Sonne des andern Tages aufhebt, wenn in den „zwölf Nächten“ zufällig völlig heiteres Wetter eintritt, merkt der gemeine Mann nicht, wenigſtens ſtört es ihn durchaus nicht in ſeinem Glauben, mag die Wirklichkeit ihn auch noch ſo oft eines Beſſern belehren.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der königliche Geburtstag. — Der Aufstand vom 16. Oktober.

Dem 15. Oktober, dem Geburtstage des Königs, sah man nicht nur mit Spannung, man sah ihm mit Bangigkeit entgegen. Es war das erstemal, daß dieser Tag unter den neuen Verhältnissen begangen werden sollte. Was wird der König thun, was das Volk? fragte man sich. Der König durfte dießmal nicht, wie sonst, nur geruhen, von den und den Rangklassen die vorgeschriebenen Glückwünsche anzunehmen; dießmal mußte er selbstthätig auftreten bei der Staatsaktion, von der der Nimbus genommen war, der sie sonst umgab und die freie Rede stocken machte. Er mußte dießmal solcher gewärtig seyn und er mußte ihr entgegnen können in freier, männlicher Sprache, aber ohne Leidenschaft. — Der König soll nicht ganz frei geblieben seyn von Leidenschaft; aber wenn er darauf zurückblickte, was ihm genommen worden war von dem, was er am vorigen 15. Oktober noch besaß in voller königlicher Majestät, wenn er nach den Demanten suchte, die die Hand des Weltgerichts aus seiner Krone gebrochen, wer wollte es nicht menschlich finden, wenn das Blut ihm zum Herzen trat und das schwer bedrückte zu heftigerem Pulsiren brachte, als wozu ihm jetzt der Raum gegeben ist! — Die Antworten des Königs, wie sie jetzt gedruckt vor uns liegen, enthalten nichts von Leidenschaft; aber in der Betonung der einzelnen Worte, in den Ruhepunkten während des Redens können die bei diesem gewichtigen Vorgange zu haarspaltender Aufmerksamkeit angeregten Gemüther der Hörenden einen Ausdruck gefunden haben, der mit den abgewogenen, von den Ministern zugegebenen Worten im Widerspruch stand. In den Verhandlungen der Nationalversammlung in der Woche vorher hatte man bei der endlich begonnenen Berathung der Verfassung aus dem königlichen Titel bekanntlich die Worte „von Gottes Gnaden" weggestrichen. Wenn etwas ihren bisherigen Träger verletzen konnte, war es dieß; diese Worte, die das Königthum irdischer Niedrigkeit entheben, dem der damit bekleidet ist, die erhabene, dem Erdenschmutz unerreichbare Stellung verleihen sollen, diese Worte in seinem Titel waren dem König zum heiligsten Eigenthum geworden; an ihnen hielt er fest mit ganzer Seele, mit ihnen dürfte ihm der eigentliche Werth der Krone geraubt seyn. In seiner Antwort auf die durchaus würdige und angemessene Anrede, von dem Präsidenten der Nationalversammlung und von einem guten Mann gesprochen, hat der König eine Hinweisung auf das ihm widerfahrene Weh nicht zu umgehen vermocht; er hat die abgesandte Deputation daran erinnert, daß es bei uns im Lande noch eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden gebe, die mit großer Macht bekleide. — Von dieser Antwort waren Gerüchte in das Publikum gedrungen, aber man wußte das Genauere nicht; wer hätte es auch auf sich nehmen wollen, einzelne Worte wiederzugeben nach dem einmaligen Hören einer solchen im raschen Redefluß gesprochenen Expektoration? Auch in der Nationalversammlung wurde eine spezielle Auskunft vermieden; man war sich wohl bewußt, wie viel von der diplomatischen Genauigkeit abhing, mit der die königlichen Worte wiederholt würden. Im Ganzen aber war man befriedigt von dem, was man über Rede und Gegenrede hörte, und die Persönlichkeit des Königs, gewinnend, überwältigend auf die wirkend, die ihm nahe traten, hatte ebenfalls ihres Eindrucks nicht verfehlt. — Die Haltung des Volks ließ nichts zu wünschen übrig. Am Morgen strömten Tausende nach dem Potsdamer Bahnhof, um den König ankommen zu sehen, ihm ein Lebehoch zu bringen, und ihm dann nach dem Dome zu folgen, wo er mit dem Hofe dem Gottesdienst beiwohnte. War doch zugleich etwas zu sehen! Man ist des Anblicks anderer Equipagen als der Droschken und unscheinbarer Miethe- und Privatwagen so entwöhnt, daß es der Mühe lohnt, wieder einmal nach schönen Pferden, Livreen und Uniformen zu laufen, und deßwegen liefen auch die mit, die nicht gerade von Loyalität beseelt waren. — Im Schlosse Bellevue im Thiergarten nahm der König die verschiedenen Körperschaften an; er war dorthin gekommen, noch einen Schritt näher, als es die Nationalversammlung verlangt, die beschlossen hatte, ihre Deputation etwas weiter, bis nach Charlottenburg zu senden. — Andere Demonstrationen des loyalen Theils der Bevölkerung unterblieben, und so erweckten sie auch keine bei der Gegenpartei. Nur ein Monstrediner im Kroll'schen Lokale, dessen riesenhafte Räumlichkeiten solche Festlichkeiten gestatten, war angeordnet worden. Alle Stände hatten sich dabei betheiligt, und daß sie es gethan, frei, ungezwungen, und sich gegenseitig anerkennend als gleichberechtigte, das war das Erfreulichste bei diesem Feste. Alle Stufen der sonst so streng in sich und wieder vom Civil getrennten Militärhierarchie, vom Gemeinen bis zum General, waren vertreten, ebenso wie die des Beamten- und des Bürgerthums; der Maschinenarbeiter, der reiche Handels-, der Fabrikherr, der Subalternbeamte wie der Geheimerath, sie saßen mit den Kriegern im bescheidenen Waffenrock und mit denen, die mit Orden und Stickereien bedeckt waren, im friedlichen Verein an demselben Tische, und wenn sie einen Becher leerten auf das Wohl des Königs, so leerten sie auch solche, die den Fortschritten, die den Errungenschaften unserer Zeit gebracht wurden. — Der Tag ging vorüber ohne Revolution, wie die Tage im September, für die man die Revolution angesagt, für welche man sich darauf gerüstet hatte, und an denen nur nichtsnutziges Gesindel, welches Ungezogenheiten verübte, von den Straßen zu vertreiben war. — Für den folgenden Tag, den 16. Oktober, war keine Revolution angesagt. Aber an diesem Tage erhob sie ihr blutiges Haupt; sie versuchte wieder aufzustehen und unsere Straßen zu durchschreiten mit ihren Gräueln, ihrem Tod, ihren Wunden; doch nach wenigen blutigen Schritten fiel sie, um hoffentlich nicht wieder aufzustehen. Jetzt galt es nicht, sich vom langjährigen Drucke zu befreien, es galt nicht, der Anmaßung, dem Uebermuth entgegenzutreten; der Uebermuth war auf der Seite derer, die der Blutfahne folgten. Im Vertrauen auf ihre Anzahl, auf ihre physischen Kräfte, suchten sie einen Kampf, in dem sie keinen Widerstand befürchteten; die Schwäche der Behörden, die Feigheit der Bürgerschaft, die Lehren, welche die Volksfreunde unter ihnen ausgestreut, hatten sie zu dem Wahne gebracht, daß ihnen, die sich das Volk nannten, jede Handlung erlaubt sey, auch wenn sie alle Grenzen des irgend Erlaubten überschritte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 267. Dienſtag den 7. November 1848.

Jeder kennt ſich heute ſo gern:
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn.

Goethe.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſetzung.)

Das „hehrſte“ Feſt iſt dem ſchlichten Landbewohner unſtreitig Oſtern. Es knüpfen ſich an daſſelbe für die meiſten Menſchen Erinnerungen, die dem Gedächtniſſe tief eingeprägt bleiben, die für Außerordentliches empfängliche Seelen mit Furcht und Beben, mit Schauern der Andacht und mit hohem Entzücken erfüllen. In der „Marterwoche,“ am Gründonnerſtage werden auf den meiſten Orten Knaben und Mädchen durch den erſtmaligen Genuß des heiligen Abendmahles in den Bund erwachſener Chriſten aufgenommen. Die feierliche Stille der Kirche, die Gebete und Geſänge der anweſenden Eltern und Verwandten, die eindringlichen Worte des Predigers, die den Opfertod des Erlöſers preiſen, vergißt auch der Leichtſinnigſte nicht, und ſo oft das Feſt wiederkehrt mit ſeinen weltbewegenden Erinnerungen, ſo oft wird die Phantaſie des Volkes von neuem angeregt, das Herz empfänglicher gemacht für das Wunderbare.

Schon mit dem Palmſonntage tritt auf allen Ortſchaften eine größere Ruhe ein, die, je näher dem Feſte, ſich ſteigert und zulezt alles profane Geräuſch zum Schweigen bringt. Etwas geheimnißvoll Heiliges, eine ſich Allen mittheilende Weltandacht ſcheint in der Luft zu liegen, und reizbare Seelen mögen wohl das Rauſchen der himmliſchen Heerſchaaren zu vernehmen glauben, die den Tod des Gottesſohnes und ſeine Auferſtehung feiern.

Die Zeit vom Gründonnerſtage bis zum Oſterſonntage iſt denn auch dem Volke wieder überaus heilig; heilige Zeiten aber ſind ihm gewöhnlich gleichbedeutend mit wunderkräftigen. Die Lauſitzer halten beſonders viel auf die Wirkungen des in dieſer heiligen Zeit vor Sonnenaufgang geſchöpften Flußwaſſers. Ihm ſchreibt man eine ſolche Menge Wunderkräfte bei, daß man ſie kaum zählen kann. Dieſe Kräfte aber wohnen dem Waſſer, gemeinhin „Oſterwaſſer“ genannt, nur dann inne, wenn gewiſſe Formalitäten beim Schöpfen beobachtet werden oder werden können. Derjenige, welcher Oſterwaſſer ſchöpfen geht, muß vor Sonnenaufgang einen rauſchenden Bach aufſuchen, er muß dieß außerdem nüchtern thun, und es darf ihm, ſoll die Kraft des Waſſers nicht geſchwächt werden, Niemand, wenigſtens keine alte Frau begegnen; auch muß er ſich wohl hüten, vor dem Schöpfen einen Begegnenden anzureden: alles Bedingungen, die ſchwer zu erfüllen ſind, da gerade an jenen Tagen alle Wege und Stege von Leuten wimmeln, welche, um Waſſer zu holen, nach rauſchenden Bächen wandern. Mit ſolchem Waſſer waſcht ſich Jeder, ſey's nun um ſich guter Geſundheit zu erfreuen, ſey's um die Schönheit des Körpers zu erhöhen, oder in ſonſt einer andern Abſicht. Auch glaubt man allgemein, daß Waſſer, vom Gründonnerſtage bis zum Oſterſonntage geſchöpft, ſich, wenn ich nicht irre, dreißig Tage lang friſch erhalte.

Vor zwanzig und mehr Jahren war der Gründonnerſtag für die Jugend auf den meiſten Dörfern der Lauſitz ein Tag ſchuldloſer Freude und glücklicher Luſt. Man ging Truppweiſe von Haus zu Haus, um den Bewohnern einen Gruß zum Gründonnerſtage zu ſagen. Dieß geſchah natürlich nicht in flüſterndem Tone, ſondern mit möglichſtem Geräuſch, und jeder

Rufende erhielt dafür von dem Hausherrn gewöhnlich eine kleine Bretzel, hie und da auch einen Pfennig. War das Dorf groß und weitläufig gebaut, wie dieß in der Lausitz faſt immer der Fall iſt, ſo dauerte das Gründonnerſtagsrufen mehrere Stunden, und die luſtigen Schreier kehrten nicht ſelten heiſer, dafür aber mit Bretzeln wahrhaft belaſtet nach Hauſe. Der übliche Gruß heißt: „Guten Morgen zum Gründonnerſtage," im Lauſitziſchen Idiom „„Gud'n Morgen zun Grinnduhrſtje!" So viel ich weiß, hat ſich dieſe, manchem Hausbeſitzer vielleicht unbequeme, an ſich aber heitere und von geſundem Frohſinn zeugende Sitte ſchon ſeit Jahren gänzlich verloren, woran zum Theil die liebe Polizei Schuld iſt, die es unanſtändig fand, daß eine Menge Knaben und Mädchen wohlhabender Leute, denen ſich bisweilen wohl auch Erwachſene beigeſellten, mit lautem Geſchrei offene Bettelei trieben. Lieber Gott, was iſt der deutſchen Polizei nicht Alles unanſtändig vorgekommen! und wie viele alte ſinnige, tief im Volke und ſeinem Leben wurzelnde Sitten und Gebräuche ſind dieſem ordnungsliebenden Inſtitute geopfert worden, damit der deutſche Michel fein ruhig und geſittet werde und das Muſterbild eines guten Bürgers vorſtellen könne!

Kein Feſttag im Jahre ſieht gefülltere Dorfkirchen, als der Charfreitag. Es iſt nicht ſowohl die Wichtigkeit des Tages ſelbſt, oder etwa die Kanzelberedtſamkeit des Pfarrers, die mit magiſcher Gewalt ſo viele Zuhörer herbeiruft, ſondern vielmehr ein ſeit Jahrhunderten üblicher Kirchengeſang, der nur an dieſem Tage vorgetragen und von der verſammelten Gemeinde mit größter Andacht angehört wird. Dieſer Geſang heißt „die Paſſion" und iſt die wörtlich nach der lutheriſchen Bibelübertragung auf Noten geſezte Leidensgeſchichte Chriſti, nach einem der vier Evangeliſten, gewöhnlich nach dem Evangelium St. Johannis. Ein muſikaliſch gebildetes Ohr würde ſchwerlich Genuß an dem Abſingen der Paſſion finden, denn ſie wird in der Regel ſchauderhaft executirt; der Landmann aber, der nur die Sache in's Auge faßt und in Bezug auf muſikaliſche Leiſtungen durchaus nicht ſchwierig iſt, ergözt und erbaut ſich gleicherweiſe an dem endloſen Geſange, der mit einer Menge Lieder verflochten iſt, bei denen die ganze Gemeinde einfällt.

(Fortſezung folgt.)

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

9.

Dr. Med. Eiſenmann aus Bayern.

Redner ehrenfeſteſter Art aus der Bierſtube: wunderlich, confus, humoriſtiſch, rechtlich, befangen, überelle, gutmüthig, choleriſch. Von Geſtalt unterſezt, von Haar braun, mit einem Wachtmeiſterſchnurrbart verſehen, halb komiſche Perſon, der man aber wegen ihrer Vergangenheit und ihres Charakters eine gewiſſe Pietät von Rechtswegen zollt. Eiſenmanns Vortrag iſt volksredneriſch, dramatiſch belebt, einleuchtend, liebenswürdig, wenn auch ziemlich ſchwazhaft.

10.

Venedey aus Cöln.

Venedeys Perſönlichkeit gleicht durchweg ſeinen Schriften: liebenswürdig, wohlmeinend, nicht ſehr tief oder durchgearbeitet. Er iſt von mehr als mittlerer Größe, anmuthig in ſeinem Aeußern, blond. Er hält den Kopf in der Wirklichkeit lange nicht ſo ſchief, als ſeine Porträts es darum ſo erſcheinen laſſen, weil er ſich wunderlicherweiſe das Haar auch ſchief gewöhnt hat. Seine Rede erhält überdieß noch dadurch etwas Seltſames, daß er, um ſeinen Worten mehr Nachdruck zu geben, dazu mit der geballten Hand ebenfalls ſchief auf die Tribüne klopft. In ſeinem ganzen Weſen waltet offenbar das Gemüth weit über den Verſtand und Geiſt vor, und er dürfte eben nur durch die Verhältniſſe, ganz wider ſeinen Beruf, zum Politiker geworden ſeyn. Klare, tiefe, durchdringende Folgerichtigkeit fehlt ihm. Sein ganzes Leben ſcheint vielmehr ein Traumleben als ein waches zu ſeyn, und deßhalb dürften wohl ſelbſt ſeine politiſchen Gegner dem gutmüthigen weichen Unpraktiker nicht zürnen. Als Redner iſt er nicht talentlos und ſeine Stimme kommt voll, ſtark, wohlklingend aus der Bruſt; allein er ſpricht in halben Gedanken, unſicher, unſcharf, matt, und überlegt zu viel, indem er ſpricht. Seine Parteiſtellung hat ihm ein Relief verliehen, dem er nicht im mindeſten gewachſen iſt.

11.

Advokat Zitz aus Mainz.

Durch und durch Revolutionsmann, ich fürchte, geſinnungslos und unpatriotiſch. Er iſt eine lange, knochenſtarke Geſtalt mit ſchwarzem Haar, anſcheinend Fünfziger. Seine Stimme iſt im Allgemeinen voll und wohllautend; jedoch hat ſie eine lugubre Stimmung und ein gewiſſes Hinderniß zu bekämpfen, welches ſie im Affekt undeutlich macht und ihr einen beinahe heulenden Ton verleiht. Zitz iſt ein ausgelernter Volksredner niedriger Art, Fanatiker aus Abſicht, bei dem von Ueberzeugung ſelten die Rede ſeyn wird. Der Heuchler, ſagen Viele, ſtehe ihm an der Stirne geſchrieben und er erwecke nichts als

Verdacht; dieß vielleicht, füge ich hinzu, nach dem alten Sprüchwort, daß man ſelber ſey, was man Andern zutraue, da er allenthalben Intriguen und böſe Abſichten gegen ſich wittert, und alles was ſich ihm und ſeinen ausgeſprochenen Abſichten entgegenſtellt, der Heuchelei zeiht.

12.

Advokat Simon aus Trier.

Ein durchgeſchulter rheiniſcher Anwalt, mit allen äußern Mitteln zu ſeinem Berufe ausgeſtattet. Er weiß ſich zu mäßigen, wo es Noth thut, ſchmiegt ſich an, verſöhnt wo es paßt, brüllt auch manchmal bloß um zu brüllen, weil er aus Erfahrung weiß, daß dieß zu Zeiten viel mehr als alle Gründe wirken kann. Kein Anderer verſteht beſſer als er aufzureizen, er ſcheut kein Mittel zum Zweck, weiß jedes rechtzeitig anzuwenden und beſitzt in der Hinſicht eine faſt proteiſche Natur. Seine Stimme, deren er ganz Meiſter, iſt ſchön und gewaltig, ſeine Klugheit nicht hoch genug zu ſtellen, trotz dem, daß er zuweilen, wo er gerade keine eigentlich praktiſche Aufgabe zu löſen hat, ganz toll und hirnlos radotirt. Dieſer leztere Umſtand dürfte zugleich beweiſen, daß ſeine politiſchen Anſichten keines höhern Aufſchwunges als eines perſönlichen fähig ſind, und daß er wohl auch gelegentlich ſtark die Farbe wechſeln dürfte.

13.

Gutsbeſitzer Schlöffel aus Schleſien.

Man hat Schlöffel nicht mit Unrecht die Hyäne der Reichsverſammlung genannt. Seine Geſichtszüge haben in ihrem Ausdrucke etwas dem ähnliches. Es iſt ein kleiner unterſezter, dicklicher Mann, kurz geſchorenen Hauptes, mit langem hellbraunem Kinnbart. Seine Augen ſind klein und nichtig, ſeine Geſichtsfarbe bleich. Er pflegt Gegnern ſein Geſicht faſt nur in widrigen Verzerrungen zu zeigen und iſt wohl der Verbitterſte aller Radikalen; der böſeſte Wille gegen alles Beſtehende ſpricht aus Allem, was er ſagt. Iſt nun ſeine Natur urſprünglich ſo wild, oder iſt er durch Verhältniſſe ſo überreizt worden? Seine Stimme knarrt. In ihrem Ton liegt nichts als Hohn und Frechheit. Witz und Humor ſind ihm nicht fremd; er macht ſie aber durch den Mißbrauch der Bosheit widerwärtig. Von ſeiner Klugheit und Gewandtheit ſelbſt müſſen wir uns kopfſchüttelnd über die Gemeinheit der Abſichten wegwenden. Er ſpricht von ſich und ſeiner Macht mit grenzenloſer Zuverſicht, und eben daß er dieß thut, nöthigt uns einigermaßen daran zu zweifeln, da der Starke in der Regel zu klug ſeyn dürfte, vor der ihm zu Gebote ſtehenden That ſchrecken zu wollen. Dieſes Bramarbaſiren gibt Schlöffel in den Augen der Verſammlung oft mit Recht den Anſchein des Komiſchen, ſeiner Wuth darüber den des Nußknackers.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boulogne ſur mer, Oktober.

Ende der Badezeit.

Düſtere Wollenmaſſen jagen am Himmel, der Sturm heult, das Meer wirft wogend weißgeſäumte Wellen an das Ufer. Die köſtlichen Herbſttage, die den verlorenen Sommer zu erſetzen ſchienen, ſind dahin, rauhe Winterlüfte haben ihre Stelle vertreten und allen »out of door«-Vergnügungen ein ſchnelles Ende gemacht. Der Badegaſt darf nicht mehr daran denken, ſich in lichten Sonnenſtrahlen zu wärmen, oder an mondhellen Abenden auf der Jetée dem Rauſchen der Meereswogen zu lauſchen; er macht eine pflichtmäßige Promenade und kehrt in ſeine Wohnung zurück, wo ihm die helle Flamme des Kamins das Gefühl des Comforts bietet, das ihm in der freien Natur nicht mehr zu Theil werden kann. Viele Fremde ſind ſchon abgereist, andere ſtehen auf dem Punkte ihnen zu folgen. Einige Wenige nur kann man als neue Ankömmlinge bezeichnen, die nicht des Bades wegen gekommen ſind, ſondern um den trüben Herbſttagen in London zu entfliehen. Da England aber der Seeſtädte gar viele beſizt, die dieſem Zweck entſprechen, ſo ſind natürlich nicht Viele verſucht, ſich über das Meer zu wagen, das in dieſer Jahreszeit ſo ſelten eine ganz freundliche Miene zeigt. Meiſtens nur ſolche, die in England nichts, hier auf dem Continent aber immer etwas gelten, begeben ſich hierher. Jeder Schuſter oder Schneider gibt ſich hier das Air eines Mylords. Es iſt ſehr ſpaßhaft zu ſehen, wie die Elite der engliſchen Geſellſchaft in Boulogne zuſammengeſezt iſt. Freilich mag dieß mehr oder minder überall auf dem Continente der Fall ſeyn, und daher kommt es wohl auch, daß man den Engländern ſo manche Sonderbarkeiten zutraut und andichtet, von denen ſie zu Hauſe gar nichts wiſſen. Die anſtändigſten engliſchen Familien hier ſind meiſt Juden, die aber nicht geneigt ſcheinen ihr Judenthum als Aushängeſchild zu tragen, wenn nur nicht der orientaliſche Typus ſo oft ein arger Verräther würde! Es iſt ihnen ganz wohl bekannt, wie wenig ſie durch ihre Nationalität gelten, und ſie verſuchen daher gerne einmal, wie weit ſie es ohne ein ſolches

Kennzeichen bei den sogenannten Christen bringen können. Sie nennen sich darum gerne Engländer, so lange sie es vermeiden können, weitere Auskunft über sich zu geben; ja sie essen selbst unkauscheres Fleisch, wenn es seyn muß, um dieser Erklärung wo möglich aus dem Wege zu gehen. Doch schläft der Verräther nicht immer. Armes Judenthum des neunzehnten Jahrhunderts! Wie lange wird der Jude noch an den morschen Ueberresten seines Tempeldienstes hängen, der ihn zum Sklaven von Gesetzen macht, die seine Vernunft verwerfen muß! Da aber das Reich unter sich selbst uneinig ist, wird es schwerlich mehr lange bestehen. — Die Badeanstalt wird gewöhnlich im Oktober geschlossen. Die Omnibus, die sonst bereit standen, die Badelustigen längs des Meeres hinzuführen und zur Zeit der Ebbe ihnen sogar den beschwerlichen Weg über den Sand zu ersparen, sind bereits verschwunden. Die wenigen Karren, die noch im Gebrauche sind, werden durch ein einziges Pferd expedirt und da dieses arme Thier so viel Knochen zur Schau trägt als Rossinante, so verrichtet es seine Arbeit mit wenig Energie und veranlaßt schlimme Verzögerung. Der Wellenschlag ist nie stark in Boulogne; selbst bei einem Sturme bleibt der Karren unbefestigt im Wasser stehen und der Badende mag allein im selben umher springen, wie er will, ohne daß er von den Wellen zu fürchten hätte. Dieß kommt einem neu vor, wenn man gewöhnt ist, sich an der Küste von Brighton entweder mit einem gewaltigen Tau um den Leib festgegürtet zu sehen, oder an jeder Hand eine Person zu haben, deren derbe Gliedmaßen herculische Stärke verrathen, und in deren Schutz man ohne Bangen dem stürmenden Ocean Trotz bieten mag. Uebrigens ist es eine eigene muntere Scene, dieses Baden in Boulogne. Männer und Frauen mischen sich ohne Weiteres durcheinander. Es dauert eine Weile, ehe man durch Gewohnheit diesem paradiesischen Unschuldeleben Geschmack abgewinnt. Freilich tragen alle eine Art Badegewand, doch sind Wind und Wellen dem leichten Stoffe gar oft zu mächtig, und die auf dem Damm mit ihren Lorgnetten aufgestellten Zuschauer sehen diesem Spiel der Elemente nicht selten lachend zu.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Aufstand vom 16. Oktober.

Es war ein Arbeiteraufstand, der uns in drohendster Gestalt entgegentrat und der überwältigt werden mußte, sollte die Existenz der Stadt nicht vollständig in Frage gestellt werden. Politische Motive dürften ferne gelegen haben, wenn auch Gerüchte sich kreuzen von Anstiftungen, die von Seiten der Reaktion ausgegangen seyn sollten, ja obgleich Reisende versichern, daß ihnen am 16. Oktober in Wien gesagt worden, Berlin schwimme im Blut an diesem Tage. Der Aufstand war zu planlos, er war plump, denn er konnte keine Sympathien für sich haben, eben weil er nur vom Uebermuth diktirt war. Selbst der niedere Bürgerstand, der leider jezt das eigentliche Proletariat bildet, mußte ihm fremd bleiben; denn mit Neid hatten die kleinen Handwerker, die den Pfriem, die Nadel, das Weberschiff nicht mit dem Spaten vertauschen wollten, den reichen Lohn in die Hände der Arbeiter fließen sehen, die man hätschelte, während sie hungerten. — Unter den vielen größeren Bauausführungen, die vom Staate bei Berlin eingeleitet worden sind, um die Arbeiterbevölkerung zu beschäftigen, ist die Schiffbarmachung des Landwehrgrabens eine der bedeutendsten. Der Landwehrgraben ist ein Spreearm, der oberhalb der Stadt sich vom Flusse abzweigt, und um den ganzen südlichen Theil sich herumschlingend, unterhalb derselben wieder in die Spree einmündet. Ein seichtes, sumpfiges Gewässer, war er nur im Stande leichte Fahrzeuge zu tragen, und so für den Verkehr fast verloren. Man hat es unternommen, den Wasserlauf zu regeln und eine hinreichend tiefe Fahrstraße zu räumen, um den Schiffen, welche ihre Ladung nicht in der Stadt zu löschen haben, den langwierigen Weg durch die Schleusen, die sie wie die andern, aber zwecklos, passiren mußten, zu ersparen, dadurch aber den Verkehr zu erleichtern und zu heben. Der Bau, in den lezten Jahren begonnen, ist im Laufe dieses Jahres in regern Angriff genommen worden. Der Hauptschauplatz der Thätigkeit war in der lezten Zeit das Köpnicker Feld. Dieser große, fast noch unbebaute Stadttheil, der das südöstliche Ende der Stadt bildet, wird durch den neuen Schiffahrtskanal durchschnitten, der hier gegraben worden ist, um die Bebauung dieser Fläche, auf der man innerhalb der Mauern noch Getreidefelder sah, wo der Fiskus noch das Jagdrecht übte, anzuregen. An einer Stelle dieses Kanals nun sollte eine Wasserhebemaschine angelegt werden, um das Grundwasser zu gewältigen, welches den Maurerarbeiten hinderlich war. Die Arbeiter, in dem Wahne, daß ihnen durch diese Anlage Handarbeit entzogen würde, zerstörten die Maschine und verbrannten die dazu errichteten Baulichkeiten, jeder vernünftigen Ansprache Hohn und Verwünschungen entgegensezend. Die gegen diesen Unfug aufgebotenen Bürgerwehrabtheilungen wurden mit Steinwürfen begrüßt. Weitere Ausbrüche solcher Rohheit zu verhindern, waren am 16. d. wieder Abtheilungen von Bürgerwehr in die Nähe beordert. Es konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen ihnen und den aufgeregten Arbeitern zu neuen Reibungen kam. Von neuem regneten Steinwürfe auf die Wehrmänner, wieder wurden viele bedeutend verletzt; einzelne von diesen, die Munition bei sich führten, ließen sich bei den Mißhandlungen, denen sie sich, ihre Führer, ihre Kameraden ausgesezt sahen, vom Zorn hinreißen. Sie feuerten, ohne Commando. Drei Arbeiter blieben, zwei wurden schwer verwundet nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht, wo sie am selben Tage noch verschieden. Die Empörer stoben nach dieser Salve auseinander; aber an andern Punkten sammelten sie sich wieder, um Rache an den Bluthunden zu nehmen, wie sie die nannten, die sich endlich einmal ihrer Haut gewehrt hatten. Einzelne Haufen erpreßten Waffen und Munition in den Häusern, oder nahmen sie einzelnen versprengten oder zu ihren Sammelplätzen eilenden Wehrmännern ab; andere zogen mit den Leichen durch die Straßen, bis vor's Oranienburger Thor, um die Maschinenarbeiter, die dort ihre Werkstätten haben, aufzuregen und ihrer Sache zuzuwenden. Aber diese wollten nicht zu ihnen gehören. — Andere hatten unterdessen an verschiedenen Punkten in der Nähe des heutigen Kampfplatzes Barrikaden zu bauen begonnen. Die größte von diesen war an dem Kreuzungspunkte der beiden Hauptstraßen, die von dem Mittelpunkt der Stadt als Radien auslaufend, in ihrer Verlängerung das Köpnicker Feld zwischen sich fassen, der Roß- und der alten Jakobsstraße, errichtet worden. Der Generalmarsch durchwirbelte nun die Straßen; die Bürgerwehr sammelte sich auf ihren Allarmplätzen, und vollzähliger als je. Man sah wohl ein, daß ein Kampf pro aris et focis bevorstehe; deßwegen kamen auch die sonst wohl Säumigen. Unverbesserlich Faule oder Feige wurden aus den Häusern geholt und mußten als Piket in den Bezirken aufgestellt bleiben, um dort durch ihre Anwesenheit wenigstens Unordnungen vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 268. Mittwoch den 8 November 1848

Exul mentisque domusque.
Ovid:

Venetianiſches zu Shakeſpeare.

Der Herzog von Norfolk.

Im September 1398 waren bei der Stadt Coventry die Schranken zu einem ritterlichen Zweikampf auf Tod und Leben errichtet. Henry von Lancaſter (Bolingbroke), Herzog von Hereford, welcher als König Heinrich IV. den Thron Englands beſtieg, und Thomas Mowbray, erſter Herzog von Norfolk, hatten einander gefordert. Grund des Streites waren Intriguen, wie ſie die ganze Regierungszeit des Königs Richard II. füllten, der ſchlimm entartet war von ſeinem Vater und Großvater, dem ſchwarzen Prinzen und Eduard III. Die Chroniſten Englands und Frankreichs, Holinſhed und Froiſſart, erzählen jeder auf ſeine Weiſe den Anlaß; möge dem ſeyn wie's wolle, der Herzog von Hereford bezüchtigte Norfolk des Meineids und Verraths, und das Parlament ſelbſt beſtellte eine Commiſſion, gegenwärtig zu ſeyn bei der Entſcheidung.

Wie glänzend iſt bei dem engliſchen Chronikenſchreiber die Schilderung! Mit zehntauſend Gewappneten erſchien der König; ſo ſtarke Begleitung ſchien rathſam, weil man Streit unter den feindlichen Parteien der Edeln befürchtete. Zuerſt ritt Lancaſter an die Schranken, auf weißem Roß mit grüner und blauer Sammtdecke, reich geſtickt mit Schwänen und Antilopen, die ſein Wahrzeichen waren, von Kopf zu Fuß gerüſtet. Norfolk hielt am Eingange, ſein Pferd mit rothſammtner Decke mit Silberſtickerei, Löwen und Maulbeerbäume darſtellend. Jener war der Herausforderer; Beide beſchworen die Wahrheit ihrer Ausſage und die Gerechtigkeit ihrer Sache. Im Augenblick, wo ſie ſchon ihre Lanzen eingelegt hatten und unter Trompetenſtößen auf einander losgehen wollten, warf König Richard ſeinen Turnierſtab hin und Halt! riefen die Herolde. Die Gegner mußten ihre Lanzen abgeben und ſich niederſetzen, während der König mit ſeinem Rath überlegte, was zu thun ſey, um Blutvergießen zu meiden. Beide traf Verbannung, Lancaſter auf zehn Jahre, Norfolk auf Lebenslang, obgleich Richard ihm geneigt war. Es war Furcht, was ihn zum Strafurtheil bewog.

In König Richard dem Zweiten (I., 3) hat Shakeſpeare die Scene dargeſtellt. Nachdem Henry von Lancaſter beſchieden iſt, erfährt Norfolk ſein Loos:

„Norfolk, dein wartet ein noch härt'rer Spruch,
Den ich nicht ohne Widerwillen gebe.
Der Stunden leiſe Flucht ſoll nicht beſtimmen
Den grenzenloſen Zeitraum deines Banns;
Das hoffnungloſe Wort: Nie wiederkehren,
Sprech' ich hier wider dich bei Todesſtrafe."

Und Norfolk gibt die bekannte ſchöne Antwort, in welcher er, dem nun die Sprache, die er vierzig Jahre geſprochen, ſein mütterliches Engliſch, unnütz, der Harfe ohne Saiten ſich vergleicht, oder dem Inſtrument, das in Hände komme, die keinen Griff kennen. „Ich bin zu alt, der Amme liebzukoſen; zu weit in Jahren, Zögling noch zu ſeyn. — So wend' ich mich vom lichten Vaterland, in ernſte Schatten ew'ger Nacht gebannt."

Er verließ die Heimath, um ſie nicht wieder zu ſehen. Wie es ihm erging und wo er endete, Shakeſpeare berichtet es in ſeiner unnachahmlich dramatiſchen Weiſe. — Schon hatte die Staatsumwälzung begonnen, welche zu dem Roſenkrieg den Grund legte.

König Richard war ſeiner Macht beraubt und Lancaſter im Begriff, ſeinen Platz auf dem Throne einzunehmen. Und vor dieſem ſtritten wieder die uneinigen Edeln, und einer von ihnen rief Norfolks Zeugniß an, worauf der Angegriffene den verbannten Lord der Lüge zieh, bereit es zu beweiſen, wenn er heimkehren dürfe zur Ehrenprobe. Da fällt Bolingbroke ein, folgendes Geſpräch veranlaſſend:

„All dieſe Zwiſte bleiben unter'm Pfand,
Bis Norfolk heimberufen; denn das wird er
Und, ob er ſchon mein Feind iſt, hergeſtellt
In ſeine Land' und Herrlichkeiten; iſt er da,
So geh' ſein Zweikampf vor ſich mit Kumerle.

Biſchof von Carliſle.

Nie werden wir den Tag der Ehre ſehn!
Gar manches mal focht der verbannte Norfolk
Für Jeſus Chriſtus, im glorreichen Feld
Des Kreuzes chriſtliches Panier entrollend
Auf ſchwarze Heiden, Türken, Sarazenen.
Und matt von Kriegeswerken zog er ſich
Zurück nach Welſchland, gab da zu Venedig
Des ſchönen Landes Boden ſeinen Leib,
Die reine Seele ſeinem Hauptmann Chriſtus,
Deß Fahnen er ſo lang im Kampf gefolgt.

Bolingbroke.

Wie, Biſchof? iſt Norfolk todt?

Biſchof.

So wahr ich lebe, Herr.

Bolingbroke.

Geleite ſüßer Friede ſeine Seele
Zum Schooß des guten alten Abraham!"

Hundertvierunddreißig Jahre nach dieſer Zeit ließ Thomas Howard, Herzog von Norfolk, Anna Boleyns Oheim, Vater des als Dichter berühmten unglücklichen Grafen Surrey und Großvater jenes Norfolk, von welchem Amias Paulett in der Maria Stuart ſagt, Englands beſtes Haupt ſey unterm Henkerbeil gefallen, die ſterblichen Reſte aus »that pleasant country's earth« nach England zurückbringen. Die Nachricht findet ſich in den Diarien des Venetianers Marin Sanudo, dieſer unerſchöpflichen Fundgrube für italieniſche, namentlich aber für venetianiſche Geſchichte. Am 23. December 1532 ſchrieb Carlo Capello, Botſchafter der Republik bei König Heinrich VIII., derſelbe, von welchem wir die intereſſanten Briefe über die lezte Belagerung von Florenz beſitzen, folgendermaßen von London aus: „Der Herzog von Norfolk bittet unſere Signorie, man möge ihm auf dem allerſicherſten Wege und mit möglichſt geringen Koſten den Leib oder die Gebeine des Herzogs Thomas, erſten Herzogs von Norfolk, ſenden, welcher zu Venedig vor mehr denn hundertfünfzig Jahren in einem Grabmal in der Sanct Marcuskirche beigeſezt worden iſt. Der Geſandte des Königs (von England) wird davon benachrichtigt worden ſeyn."

Bis auf die neueſte Zeit aber bewahrte Venedig eine Erinnerung an den edeln und berühmten Verbannten, der hier ſein ſturmbewegtes Leben beſchloſſen hatte. Sein Grabſtein blieb, vielleicht weil man im Jahr 1533 die „möglichſt geringen Koſten" für die Ueberſendung nicht machen wollte, vielleicht auch um ein Andenken an den Kreuzfahrer zu laſſen. Der Stein, aus den in Venedig vielgebrauchten Brüchen Iſtriens, ward bei Seite geſchafft und endlich vergeſſen. Im Jahr 1682 erwähnt ein italieniſcher Autor zufällig noch einmal dieſes Monuments des vierzehnten Jahrhunderts, welches damals an der Außenſeite einer der Galerien des Dogenpalaſtes, der Inſel San Giorgio gegenüber, eingemauert war. Aber Inſchrift und bildliche Darſtellung auf demſelben erſcheinen ihm als Hieroglyphen. Während der franzöſiſchen Herrſchaft, als, wie Platens alter Gondolier klagt, man „ſah an Thor und Mauer die Wappen ausgemerzt," ſollte auch dieſer Stein zerſtört werden, aber, mit geringer Beſchädigung, entging er den modernen Vandalen durch die Sorgfalt eines Maurers, und lag ſeitdem in einem Magazin hinter der Rieſentreppe.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſezung.)

Der größte Reiz für den unmuſikaliſchen lauſitziſchen Landbewohner beſteht darin, daß die einzelnen in der Leidensgeſchichte auftretenden geſchichtlichen Perſonen von je einem der fungirenden Chorſänger dargeſtellt werden. Der Bauer ſieht alſo mit einem gemiſchten Gefühl von Scheu und Bewunderung Chriſtus ſelbſt gleichſam handelnd auftreten, und es ſtört ihn keineswegs, daß dieſer Chriſtus, den er auf allen Stationen ſeiner Leiden begleitet und zulezt mit verſöhnendem Seufzer am Kreuze ſterben ſieht und hört, ein ihm wohlbekannter Schneider oder Zimmermann iſt, der ſich vielleicht ſein ganzes Leben lang in chriſtlichen Tugenden nicht eben ſehr ausgezeichnet hat. Wir ſehen in der Paſſion als Soloſänger auftreten: Chriſtus, den Evangeliſten Johannes als Erzähler, Petrus, Pontius Pilatus, zwei Jünger, einen Thürhüter, Phariſäer, Juden und Kriegsknechte. Der Geſang Aller iſt ein ziemlich monotones, wenn es von muſikaliſch Gebildeten geſungen würde, anſprechendes, vielleicht ergreifendes Recitativ. Da es auf Dörfern gewöhnlich an geſchulten Sängern fehlt, ſo

iſt es ſchwer, die Solopartien paſſend zu beſetzen, weßhalb denn gewöhnlich die Rollen an dieſelben Perſonen auf Lebenszeit vertheilt bleiben. Ich habe z. B. Chriſtus immer nur von einem alten Zimmermeiſter ſingen hören, der nicht den geringſten Begriff von Muſik hatte und einen halsbrecheriſchen Baß ſang. Die Rollen des Petrus und Pilatus, beide auf Alt geſezt, fielen ein und demſelben Virtuoſen zu, und der Discant ſingende Thürhüter war jederzeit ein Mann in den beſten Jahren, der indeß einen Fiſteldiscant zu Stande brachte, wie man ihn nur immer wünſchen konnte.

Nachmittags um die vierte Stunde zieht bei leidlichem Frühlingswetter die halbe Dorfbevölkerung auf's Feld, am liebſten auf buſchige Höhen und kleine Berge, die einen weiten Fernblick in's Land gewähren. Unter meiſtentheils ernſten, nicht ſelten religiöſen Geſprächen verbringt man, langſam Felder und Büſche durchſchreitend, die Zeit bis gegen ſechs Uhr, wo Jedermann ſeine Behauſung wieder aufſucht. Dieſe Feldſpaziergänge unternimmt man, um beſſer von verſchiedenen Ortſchaften her das Glockengeläut zu vernehmen, das gewöhnlich von fünf bis ſechs Uhr Nachmittags zur Erinnerung an den Tod des Weltheilands auf Dörfern und in Städten angeſtimmt wird. Gleiches einſtündiges Geläut aller Glocken verkündet in der Nacht vom „ſtillen Sonnabend" zum Oſterſonntag den Gläubigen die Auferſtehung des Herrn, und die Landleute geben ſich alle Mühe, dieſes Geläut nicht zu verſchlafen. — Die Feſttage ſelbſt zeichnen ſich durch keine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit aus.

Ein Gebrauch, früher allgemein im Gange, jezt aber ſchon ſeit einer guten Anzahl von Jahren in's Vergeſſen gekommen, war das „Oſterſingen." Zu dieſem vereinigten ſich die Chorſänger einer oder mehrerer Gemeinden unter Direktion des Kirchenſchulmeiſters, der als Organiſt immer einige muſikaliſche Kenntniſſe beſitzen muß. Ein ſolches „Oſterſängerchor" ging dann, Choräle und Motetten, wohl auch Fugen ſingend, unter Begleitung von Blasinſtrumenten von Hof zu Hof und erhielt für dieſe muſikaliſche Begrüßung ein von der Willkühr des Gebers abhängendes Geldgeſchenk. Die Lauſitz hat unſtreitig durch den Verfall dieſes Gebrauches nicht viel verloren, denn weder Geſang noch Muſik waren der Art, daß ſie den Zuhörern einen Genuß verſchaffen konnten. Vielleicht weil man dieß fühlte, oder weil wohl gar Klagen über ſchlechte Oſterſänger einliefen, unterließ man es nach und nach ganz. Hiebei muß ich bemerken, daß die Oberlauſitzer als Volksſtamm wenig Sinn für Muſik haben, was um ſo mehr auffallen muß, als ſie von ungemein muſikaliſchen Stämmen rings umgeben ſind. Denn ſowohl der Czeche und Deutſchböhme, als der Sorbenwende ſpielen und ſingen mit Geſchmack und ſind mit muſikaliſchem Talent faſt überreich geſegnet. Der deutſche Bewohner der Oberlauſitz dagegen hat weder Volkslied noch Volksgeſang. Nur äußerſt ſelten hört man bei der Arbeit im Hauſe oder auf dem Felde ſingen, und geſchieht es bisweilen, am häufigſten noch in den langen Winterabenden, ſo ſind es gewöhnlich geiſtliche Lieder. Mir iſt nicht ein einziges dem Volke entſprungenes Lied bekannt, eben ſo wenig eine Melodie, die ſich volksthümlichen Urſprungs rühmen könnte, und ſo ſehe ich mich leider genöthigt, meinen ſonſt wackern und tüchtigen Landsleuten im Allgemeinen Sinn für Muſik und Geſang abſprechen zu müſſen. Glücklicherweiſe hindert dieſer allgemeine Mangel nicht, daß unter den Lauſitzern Muſiker und Componiſten erſten Ranges geboren worden ſind, die redlich beigetragen haben, den Ruhm der Deutſchen als tiefe, gedankenreiche und gediegene Tondichter auch im Auslande zu verbreiten.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Aufſtand vom 16. Oktober.

Das auf dem Gensdarmenmarkt aufgeſtellte zehnte Bataillon wurde zum Sturm auf die erwähnte Barrikade commandirt. Unter ſeinem kriegskundigen, unerſchrockenen Führer rückte es vor. In der Nähe der Barrikade wurde Halt gemacht; der Augenblick der Entſcheidung nahte, er wurde von Vielen herbeigewünſcht. Die Häuſer in der Nähe waren beleuchtet, denn es war zeitig dunkel geworden am grauen Herbſttage. Der Major mit ſeiner klangvollen Commandoſtimme, die laut und vernehmlich durch die Straße ſchallte, forderte die hinte

der Barrikade auf, dieſe zu räumen, widrigenfalls er ſchießen laſſen müſſe. Dreimal wiederholte er die Aufforderung und ließ die Trommel rühren. Keine Antwort; nur eine dunkle Geſtalt hoch oben auf der Barrikade fuhr fort, die rothe Fahne zu ſchwingen. — Mit derſelben Ruhe wie auf dem Exercierplatz, und mit den Worten des Reglements befahl der Major zu laden; dann ließ er das Gewehr rechts nehmen zur Attacke, den Sturmmarſch ſchlagen und vorrücken; zugleich hatte er die Schützen vorgerufen; das war ſein letztes Commando, denn unter den erſten Schüſſen, die von der Barrikade fielen, traf ein wohlgezielter den Major, der jetzt kaum zehn Schritte vor derſelben ſtand, in die Seite; er fiel. Der Hauptmann der Friedrichſtädtiſchen Scharfſchützen fiel, als er nach der Fahne auf der Barrikade griff, zum Tode getroffen; aber auch der frühere Fahnenträger drüben ſtürzte; ein dritter Mann neben ihm, ein dritter, ein vierter, endlich derſelbe, der den Major geſchoſſen; die andern ſtoben auseinander. Aber auch die erſten Glieder der Bürgerwehr, des Feuers ungewohnt, den Tod im Auge, wurden unruhig; ſie drängten zurück auf die Nachrückenden. Ein Augenblick furchtbarer Verwirrung entſtand in der engen Straße. Doch man ſammelte ſich wieder; die Barrikade wurde genommen, der Hauptangriff des Abends war vorüber. Der Major, nur ſchwer verwundet, wurde in ein Haus getragen, die Leichen wurden nach dem Schloß gebracht, deſſen Gitter geſchloſſen, deſſen weite Höfe vollgeſtopft waren mit Bewaffneten. Als die Kunde von dem Kampf und von den neuen Opfern, die ihm gefallen, nach dem Schloſſe drang, wohin das Generalcommando verlegt war, glaubte der Commandant der Bürgerwehr es an der Zeit, nunmehr Militär heranrücken zu laſſen: ſolche blutige Kämpfe ſeyen nicht die Aufgabe der Bürgerwehr. — Aber ſein Vorſchlag wurde nicht gehört; die ſchon heranrückenden Truppen erhielten Gegenbefehl; ſie beſchränkten ſich darauf, vor dem Oranienburger Thore Stellung zu nehmen, um das Eindringen der Arbeiter von den Rehbergen zu verhindern. Der Aufſtand war aber wirklich gebändigt. Um Mitternacht konnte der größte Theil der aufgebotenen Bürgerwehrabtheilungen entlaſſen werden. Die Nacht verfloß ruhig; ein eiſiger Schlagregen trug dazu bei, das kochende Blut abzukühlen. — Ich habe dieſe Auftritte ausführlich geſchildert, weil ich Augenzeuge war. Was darauf folgte, was die Arbeiter von der Nationalverſammlung verlangten u. ſ. w., iſt bekannt. Am zwanzigſten wurden die Opfer des Kampfes beſtattet; am Morgen der gebliebene Scharfſchütz, unter zahlreicher Theilnahme der Bürgerwehr wie der ſtädtiſchen Behörden; dem Gefolge hatten ſich Offiziere der Armee von allen Graden und Truppentheilen angeſchloſſen; aber auch die Arbeiter hatten Deputationen geſendet. Am Nachmittag fand das Begräbniß der gefallenen Arbeiter ſtatt. Zehn Särge ſchwankten durch die Straßen. Mehrere Deputirte der Linken hatten ſich der Feier angenommen. Magiſtrat und Stadtverordnete hatten, außer der Gewährung der Begräbnißſtätte und einer Beiſteuer, jede Mitwirkung abgelehnt. Der Zug bewegte ſich vom Opernhauſe die Linden hinab durch die Friedrichsſtraße vor's Halleſche Thor nach dem Jeruſalemer Kirchhofe, wo am Morgen der Bürgerwehrmann beigeſetzt worden. Die Bürgerwehr hatte ſich zahlreich betheiligt, die Gewerke, die Klubs und Vereine, endlich die linke Seite der Nationalverſammlung. Der Zug entfaltete ſich in ungeheurer Ausdehnung; er währte anderthalb Stunden. Zahlreiche Muſikchöre waren in ihn eingeſtreut, die die Straßen mit ihren Trauerklängen erfüllten. — Die Bürgerwehr, die einige Tage vorher den bethörten Opfern und denen, die ihnen heute folgten, feindlich gegenüber, aber auf der Seite des Geſetzes geſtanden, zeigte durch ihre zahlreiche Theilnahme, durch ihre würdige Haltung, daß wenn ſie genöthigt worden mit Waffengewalt Ordnung und Sicherheit zu wahren, ſie dennoch fern von Haß und Rache ihre traurige Pflicht gethan. Mögen die Schüſſe, die über den Gräbern der Gebliebenen fielen, die letzten geweſen ſeyn, die mit ihrem grauſigen Schall über unſere Stadt dröhnten!

Boulogne sur mer, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Matelotes.

Die Bäder ſind nicht koſtbar, aber auch nicht billig, denn man zahlt in England höchſtens eben ſo viel, und Albions Boden iſt bekanntermaßen der koſtſpieligſte. Der Preis für ein Bad iſt ein Frank, für ein Dutzend zehn Franken; dafür aber ſind Badekleider und Omnibus unentgeldlich, oder vielmehr einbegriffen. Nur den Badefrauen gibt man eine Kleinigkeit, und dieſe allerliebſten Matelotes verdienen auch eine ſolche Belohnung. Es ſind die freundlichſten, gutmüthigſten Geſchöpfe, die Töchter oder Frauen der Fiſcher, die hier eine eigene Klaſſe bilden und ſich faſt nie durch Heirathen mit den Stadtbewohnern vermiſchen. Gut ſind ſie, aber nicht ſchön. Die Sitte des Landes geſtattet den untern Volksklaſſen keine Hüte, und ſo ſind ſie, die beſtändig in der freien Luft leben, während des Sommers den ſengenden Strahlen einer glühenden Sonne ausgeſetzt, die nothwendig die Haut dieſer Küſtenbewohnerinnen im Laufe der Zeit zu einer Art braunen Leders gerbt. Sie tragen ſelbſt an den heißeſten Sommertagen einen dicken wollenen Stoff, der zu einem kurzen faltigen Rocke verarbeitet iſt, dazu eine andersfarbige Jacke, nackte Füße, und um den Kopf ein gewaltiges Tuch, das um das Kinn läuft und hinten am Nacken gebunden iſt. Sie ſcheinen zufrieden, froh und glücklich, und beneiden die fein gekleideten Damen nicht, welche ſich hier in den Meeresfluthen ein wenig Geſundheit holen, die ihnen in der Langeweile ihres unbeſchäftigten Lebens ſo leicht abhanden kommt. Dieſe Matelotes ſcheinen von Ehrfurcht vor Perſonen höheren Rangs gar nichts zu wiſſen; man ſollte meinen ſie hätten das rechte Verhältniß des Menſchen zum Menſchen mit der Muttermilch eingeſogen, ſo zutraulich natürlich ſind ſie in Sprache und Ausdruck. Von dem kriechenden „Mylady“ und den Knixen, die den Kindern des Volks in England ſo früh eingelernt werden, wiſſen ſie nichts. »Ma petite! ma chère amie« und ähnliche zärtliche Benennungen bilden den ganzen Katalog ihrer Titel, und ſie begleiten dieſelben noch dazu mit einer Art mütterlichen Protektionsmiene, die die ſteifen Engländerinnen nicht wenig beluſtigt. Uebrigens haben ſie darin eben nicht Unrecht; denn ſind ſie nicht die Schutz gewährenden? Daß man dieſe Protektion mit ein paar Sous belohnt, ändert das Sachverhältniß nicht, ſondern gleicht die Schuld nur aus. — Nach dem Bade zieht die hagere Reſſinante den Karren mühſam an das Ufer zurück, wo die engliſchen Familien in der Mittagsſonne in Gruppen zerſtreut ſitzen und den Spielen der Kinder zuſehen, die hier mit kleinen hölzernen Spaten im Sande graben, um Muſcheln zu ſuchen. Die Eltern wollen die Luft genießen; die Kleinen verſtehen noch nicht, was es heißt, Geſundheit einathmen, und ſehen ſich daher nach einem Zeitvertreib um; das Leben muß ſie noch lehren, welche Bürde die einzelnen Momente dieſer kurzen Spanne Zeit werden können. Die Seemuſcheln dieſer Küſte ſind übrigens von der geringſten Gattung; doch ließ Caligula ſie einſt in Säcke füllen und nach Rom bringen, als Trophäen ſeines Sieges über die Britten. Vielleicht nahm er alle gute und es blieben nur ſchlechte übrig.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 269. Donnerſtag den 9. November 1848.

Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Goethe.

Streifzüge durch das heutige Berlin.

Frauen und Soldaten.

Der Wein hat keine abſolute, überall gleiche Wirkung auf die Menſchen; es kommt eben wie auf ſeine Qualität auf die der Individuen an, welche ihn trinken, das heißt auf ihre Conſtitutionen. Nicht Alle macht ein Glas über den Durſt luſtig; manche macht es zornig, händelſüchtig, traurig, weinend.

Mit den Revolutionen iſt es wie mit dem Weine. Ihre Wirkungen richten ſich nicht nach ihrer eigenen größern oder mindern Vortrefflichkeit, ob ſie Alles organiſirt haben oder nur weniges, ob ſie unternommen ſind, um die Menſchen von dem Tage an, wo ſie fertig wurden, zu beglücken, oder um einen alten glücklichen Zuſtand wieder herzuſtellen, oder gar nur, um die in Rückſtand gekommenen Prozeſſe wieder in Gang zu bringen. Nein, es kommt auch hier nur auf die Empfänglichkeit, die Stimmung, auf die Conſtitution der Menſchen und Völker an, ob ſie die Fähigkeit beſitzen, das Glück, das eine Revolution mit ſich bringt, ganz zu faſſen.

Das ſind Albernheiten, was man ehedem ſagte, daß die Menſchen je nach ihren klimatiſchen Verhältniſſen mehr oder minder zu Revolutionen aufgelegt wären. Ob heißes Blut, ob kaltes Blut, ob ſie ſchon lange von liberalen Ideen inficirt waren oder nicht, das iſt alles Vorurtheil. In Wien und Berlin haben ſie gerast und gejubelt, und raſen und jubeln noch, wie in Paris und Barcellona. Auch Jugend und Alter ſind keine Kriterien mehr. Es gibt Männer, die ihre weißen Haare vor Freude ausraufen und wie Knaben, die Purzelbäume ſchlagen wollen, auf ihrem Kopfe ſtehen, wobei ſie freilich die Welt verkehrt anſehen. Das muß ſich aber die Welt ſchon gefallen laſſen.

Das hat der Wein mit den Revolutionen allerdings gemein — um auch ihre ſubjektiven Seiten gelten zu laſſen — daß ſie am meiſten auf die leeren Köpfe wirken. Wein, nüchtern genoſſen, berauſcht, um ſo mehr, wenn er noch nicht ausgegohren hat. Nichts ſteigt ſo zu Kopf wie der Moſt. Wer ſchon viele Revolutionen in ſeinem Leben durchgemacht hat, in ſich und außer ſich, den berührt eine neue Revolution wohl ebenfalls, aber ſie bringt nicht die Wirkung auf ihn hervor, wie auf den, der im politiſchen ABC noch nicht über das A hinaus war.

Sehen wir das nicht täglich, wie der Moſt der Freiheit in den leeren Köpfen gährt, welche bis dahin keinen Begriff von Freiheit hatten? Ja wie weit ſind dieſe ehrenwerthen Zinngießer, dieſe Gevatter Schneider und Handſchuhmacher uns allen in der Erkenntniß und Begeiſterung voraufgeeilt, ſie, die kaum Lehrburſchen waren, als wir ſchon über Kaiſer und Reich disputirten! Auf anderer Seite ſind ſie wieder zurück, oder ſchon wieder zur Kindheit gelangt: ſie glauben Alles, was die großen Männer von den Tiſchen und Gerüſten ihnen vorſchreien, vom unerhörten Deſpotismus der ſchwarzen Gegenwart und der noch ſchwärzeren Vergangenheit, und von der goldenen Zukunft, wo die gebratenen Tauben jedem in den Mund fliegen werden. Es iſt ein kindlicher Glaube, der uns Thränen der Rührung erpreſſen könnte, wenn nicht für uns Andere ſo mancher bittere Beigeſchmack dabei wäre. Ja dieſe glücklichen, neu geworbenen Bachantendiener ſchwingen noch immer den Thyrſus und rufen: Evoe, Evoe!

goldene Freiheit! da wo wir Andern, die Alles dieß durchgekoſtet, Ketten und Deſpotismus wieder erblicken, nur in anderer Geſtalt.

Es wird ein reiches Feld ſeyn für den Hiſtoriker der Zukunft, zu ſchildern, wie verſchieden die Revolution auf die verſchiedenen gewirkt: dann, wenn man nicht mehr wird geblendet ſeyn von dem ungeheuern Lichte, das uns aufging. Daran ſchon jezt ſich zu machen, wäre Vermeſſenheit. Wir arme Mitgeblendete ſind zufrieden, wenn wir nur Splitterchen aus dem Gemälde uns ausſchneiden, um ſie recht zu betrachten. Zur Auswahl kommen wir dabei nicht; es ginge uns wie dem Kinde am Strande, das die ſchönſte Muſchel ſuchen ſoll; aber eine iſt immer ſchöner als die andere, und das Kind wirft eine nach der andern weg und kommt am Ende ohne alle Muſcheln nach Hauſe.

Zwei kleine Splitter nur für heute. Ich könnte keine Rechenſchaft geben, wie ſie zuſammen gehören; aber auf beide hat die Revolution gewirkt, das wird Niemand in Abrede ſtellen, auf die Frauen und auf die Soldaten, und es iſt noch kein Jahr her, daß man der Meinung war, dieſe beiden Stände (damals gab es noch Stände) ſeyen von den Meinungen des Zeitgeiſtes am wenigſten inficirt.

Die Frauen hielten feſt am Alten; nicht gerade am Rococothum, denn zu den Reifröcken und den gepuderten Haarthürmen ſehnten ſich die Wenigſten zurück. Aber nachdem in der Männerwelt die mittelalterlichen Romanciers ausgeſtorben waren, ſezten ſie das Geſchäft wenigſtens in der Branche der Legitimitätsnovellen fort, und beſonders glücklich und begeiſtert in naturgetreuer Darſtellung der — meinten ſie — ewigen Natur des Excluſiven. Hatten ſie nicht den Boden erobert, ſtolz ihre Siegespanniere auf allen Höhen und Thälern aufſchlagend? Die glänzende Damenliteratur hatte die männliche faſt aus dem Felde geſchlagen, ſo daß ſie gezwungen war, landflüchtig, wie die Wiener Dichter von ehemals, einen politiſchen Parteigängerkrieg, und gegen das eigene Vaterland anzufangen. Die Paalzow hat dieſe ſchwere Zeit, glücklich für ſie, nicht mehr erlebt. Wohin nach dem Umſturz von Allem, was ihr werth und theuer war, wird Gräfin Hahn ihre Phantaſienwelt retten!

(Fortſezung folgt.)

Venetianiſches zu Shakeſpeare.

(Schluß.)

Es iſt nur wenige Jahre her, ſeit durch die Bemühungen eines in Venedig lebenden Engländers, Rawdon Brown, dieſes Denkzeichen nach Thomas Mowbrays Vaterland geſendet ward, wo es ſich gegenwärtig bei Mr. Howard zu Corby-Caſtle, nicht weit von Carliſle in Nordengland befindet, einen Ehrenplatz in der Halle des Schloſſes einnehmend, deſſen lezter vor nicht langer Zeit verſtorbene Beſizer in den Howard-Memorials ſeiner Familie ein intereſſantes hiſtoriſches Denkmal geſezt hat.

In Cà Ferro am Canal grande zu Venedig, wo mein Freund Brown von hundert Denkzeichen der Vergangenheit der unvergleichlichen Stadt umgeben iſt, die er wie ſeine Heimath liebt, inmitten von alten Waffen, Hausgeräth und Kunſtſachen, von Büchern und Handſchriften, aus denen er für die Geſchichte guten Nutzen zu ziehen weiß, wie er durch ſein ſo unterhaltendes wie lehrreiches Miscellaneenbuch über Marin Sanuda gezeigt hat, während Venedigs Schönheit immer neu vor ſeinen Augen ſich entfaltet und tauſende von Gondeln vor ſeinem Balkon vorüberſchießen — in Cà Ferro ſah ich einen Gypsabguß des Steins mit ſeinen ſo ſchön gearbeiteten wie merkwürdigen Emblemen. Oben ſteht Tag und Jahr des Todes: A dì XXII Setembrio MCCCIC (22. September 1399); von Namen und Rang des Verbannten keine Meldung, wohl aber eine ſymboliſche Andeutung ſeiner Verhältniſſe. In der Mitte entfaltet ſich Richards königliches Banner mit den Leoparden und Lilien, wie der Graf Marſchall von England (der Norfolks Erbwürde) es trug; hinzugefügt ſind die, angeblich nach dem Tode des blinden Böhmenkönigs bei Crecy angenommenen drei Federn des Prinzen von Wales, anzuzeigen, daß Richard keinen Sohn hatte, und ſie folglich noch ihm ſelbſt verblieben, oder daß er Norfolk Federn zu tragen erlaubt hatte. Der Löwe der Mowbray folgt und Lancaſters weißer Schwan unter demſelben, mit dem Hoſenbande an den Stab des Banners gekettet, während der Löwe mit des Königs Helm und durch dieſen und das Hoſenband, an dem ſtets wiederholten Buchſtaben S erkenntlich, mit Richards Deviſe verbunden iſt, dem ruhenden weißen Hirſch. So iſt mittelſt der Embleme des Steins die Verwandtſchaft ausgedrückt, die zwiſchen dem König und Lancaſter, und das freundſchaftliche Verhältniß, das des Verbannungsſpruches ungeachtet, zwiſchen Jenem und Norfolk beſtand: eine Zeichenſprache, vielleicht nur dem Engländer geläufig, welcher Wappen und Deviſen ſo hohe Bedeutung beimißt und heute noch, im direkten Gegenſatz zu den antihiſtoriſchen Umwälzungen und Beſtrebungen anderer Länder, an die Wände des prachtvollen Palaſtes, in welchem die erblichen und gewählten Geſetzgeber der Nation ſitzen, eine ganze Geſchichte in heraldiſchen Zeichen geſchrieben hat, glücklich im Bewußtſeyn, daß man der Gegenwart

und Zukunft zu lieb die Vergangenheit nicht zu desavouiren brauche.

Laſſen wir nun einen Augenblick noch Froiſſart erzählen, wo er die Abreiſe der beiden Verbannten aus England ſchildert. „Die Lords ſagten, der Graf von Derby (Lancaſter) mag ſich ein paar Jährchen in der Fremde vergnügen, denn er iſt noch jung (Heinrich war dreißig alt), und ob er gleich ſchon Preußen, das heilige Grab, Cairo und das Catharinenkloſter auf dem Sinai beſucht hat, ſo bleiben ihm doch noch andere Länder zu bereiſen. Er hat zwei Schweſtern, die Königinnen von Caſtilien und Portugal, und mag bei ihnen ſeine Zeit angenehm zubringen. Den Lords und Rittern dieſer Königreiche wird er ſehr willkommen ſeyn; denn jezt ruht der Krieg, und da er ſehr thätig iſt, ſo mag's ihm gelingen, dieſe Herren wieder in Bewegung zu ſezen und nach Granada gegen die Ungläubigen zu führen, immer beſſer als in England müſſig liegen. Oder er mag nach Hennegau gehen, wo ſein Vetter und Waffenbruder, der Graf von Oſtrevant, ihn mit Freuden aufnehmen wird, Theil zu nehmen an dem Kriege gegen die Frieſen." Und ſodann von Norfolk: „Der Lord Marſchall bereute bitter, was er geſagt und gethan hatte, ohne die Folgen voraus zu ſehen. Er hatte auf des Königs Beiſtand feſt gerechnet, ſonſt würde es ihm nicht eingefallen ſeyn. Nun aber mußte er ſich zur Abreiſe in die Verbannung bereiten. Er traf mittelſt der Lombarden zu Brügge (dort war bekanntlich der Mittelpunkt des italieniſch-levantiſchen Geld- und Handelsverkehrs mit dem Abendlande) Vorkehrungen in Betreff der Bezahlung ſeines Einkommens, verließ England und fuhr nach Calais, wo er einſt Gouverneur geweſen. Hier verweilte er kurze Zeit, auf ſeine Leute und Sachen zu warten, die er zum Theil zurückgelaſſen hatte. Dann nahm er von den Bürgern Abſchied, beſtimmte ſeinen Weg, ohne über Frankreich und Hennegau zu gehen, und begab ſich nach Brügge, wo er vierzehn Tage blieb. Hierauf beſuchte er Gent, Mecheln, Löwen, Saint Trond, Utrecht, Aachen und Cöln, wo wir ihn laſſen wollen, uns umzuſehen nach dem ferneren Thun des Grafen von Derby."

Zu Ende ſeiner Chronik ſodann fügt dieſer wohlunterrichtete Erzähler der Waffenthaten und Intriguen ſeiner ruheloſen Zeit noch Folgendes hinzu: „Ich habe nicht erwähnt, was aus dem Lord Marſchall ward, welcher zu all den lezten Umwälzungen den erſten Anlaß gab, aber ich will es euch jezt ſagen. Er verweilte in Venedig, als er vernahm, Heinrich von Lancaſter ſey König von England und König Richard todt. Er nahm ſich dieſe Kunde ſo ſehr zu Herzen, daß er erkrankte, zu Bett gebracht wurde, in Raſerei verfiel und ſtarb. Unglück ſolcher Art verfolgte die größten Herrn Englands."

Durch Thomas Mowbrays Tochter Margarethe kamen Titel und ein Theil der Beſitzungen an die Howards, welche dieſer Verbindung ihre Größe wie ihre Reichthümer vorzugsweiſe verdanken. Denn die lezte der Mowbrays ſtarb im Jahr 1482 als Braut des Herzogs von York, des Sohnes Eduards IV. und Richard III. verlieh den herzoglichen Titel wie das Marſchallamt Englands dem Sohne jener Margarethe, welcher auf dem Felde bei Bosworth, wo „ein Königreich für'n Pferd" geboten ward, treu an ſeiner Seite kämpfte. Nachdem die Schlacht beendigt, fragt der Sieger, Graf von Richmond (Heinrich VII.), den Lord Stanley:

„Was für namhafte Männer
Sind in der Schlacht gefallen briderſeits?"

Und der Lord antwortet:

„John Herzog Norfolk, Walter Lord Ferrers,
Sir Robert Brakenbury und Sir William Branden."

Worauf der, welcher Yorks weiße Roſe auf immer mit der rothen Roſe Lancaſters vereinigte, die Weiſung gibt:

„Beerdigt ſie, wie's ihrem Rang gebührt."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Ausſichten für den Winter. — Die Parteien.

Die ſchönen Herbſttage gehen zu Ende. Der Engländer Green hat viermal das heiterſte Wetter gehabt, um mit ſeinem prächtig ausgeſtatteten Luftballon ſich zu erheben, und der Hippodrom hat noch immer Feſte im Freien geben können. Aber jezt trübt ſich der Himmel, die Natur bekommt ein graues Anſehen, und der ſegensreiche Herbſt geht in den Winter über. Dieſe Jahreszeit, welche ſonſt die Zeit der Zuſammenkünfte, der geſelligen Freuden, der Schauſpiele, der Konzerte war, wird jezt wie eine eminöſe Zukunft gefürchtet. Die dießjährige Ernte und Weinleſe ſind außerordentlich ergiebig ausgefallen, Gemüſe und Brod ſind ſo wohlfeil, wie nur in den fruchtbarſten Jahren. Vor einer Hungersnoth iſt man alſo geſchüzt, und Frankreich kann ſeine edleren Naturprodukte, beſonders ſeine Weine, in

Menge ausführen und ſo ſeine Kapitalien vermehren. Aber trotz alle dem ſieht man dem Winter mit Bangigkeit entgegen. Auch der Umſtand, daß Tauſende von Arbeitern wieder Beſchäftigung in den Fabriken und Werkſtätten finden, und daß ſo viele dürftige Familien jezt mit Unterſtützung der Regierung nach Algerien auswandern, mithin die Zahl der Dürftigen in Paris ſich bedeutend vermindert, beruhigt die Gemüther nicht; es iſt noch zu viel Stoff zur Gährung da, als daß man nicht einen neuen Ausbruch fürchten müßte. Die proviſoriſche Regierung der erſten Monate der Republik hat leider bei den Proletariern Hoffnungen erregt, welche unmöglich zu erfüllen ſind. Das Proletariat, von der communiſtiſchen Partei beſtändig aufgeregt, läßt ſich jezt nicht mehr mit Worten abſpeiſen; es will in den Beſitz der ſogenannten Rechte treten, die ihm verheißen worden ſind; es iſt wie ein wildes Thier, das einmal Blut geſchmeckt hat und nach Befriedigung ſeiner Luſt lechzt. Die communiſtiſche Partei ſieht, daß der Lauf der Dinge von ihrem Ziele weit abführt, und daß die jetzige Regierung von ihren abenteuerlichen und revolutionären Planen nichts wiſſen will, daß mithin die Communiſten die Früchte der lezten Revolution nicht ernten werden, wenn ſie nicht mit Gewalt drein ſchlagen und ſich des Staatsruders bemächtigen. Man fürchtet daher nicht ohne Grund, daß dieſe Partei die erſte beſte Gelegenheit benutzen wird, um loszubrechen und einen neuen Feldzug gegen die Reichen und Wohlhabenden zu eröffnen. Und dieſe Gelegenheit kann ſich leider bei der bevorſtehenden Präſidentenwahl bieten, die allgemeine Aufregung in ganz Frankreich mit ſich bringen muß, und zu der ſich ſchon alle Parteien rüſten. Die Anhänger der ſogenannten République démocratique et sociale werden nach allen Kräften arbeiten, um Ledru-Rollin oder ſonſt einen heftigen, hochſtrebenden Volkstribun zur Präſidentſchaft zu erheben, während die Bonapartiſten, zu denen ein großer Theil der leichtgläubigen ländlichen Bevölkerung gehört, ihren Ludwig Bonaparte, ſo wenig er auch in der Nationalverſammlung glänzt, oder ſich auch nur bemerkbar macht, nicht allein zum Präſidenten, ſondern noch zu etwas Höherem, wo möglich zum lebenslänglichen Konſul, ja zum Kaiſer zu machen hoffen. Die Legitimiſten dagegen behaupten, ihr Heinrich V. könne nicht Präſident werden; er habe ja die Krone ſchon und dürfe mithin nicht Prätendent genannt werden; er ſey längſt König, nur leider ein abweſender; an dem Tage aber, da er den franzöſiſchen Boden betreten werde, beginne ſeine Regierung. Ein Vicomte d'Arlincourt, der ſchon mehrere Romane in legitimiſtiſchem Sinne geſchrieben, hat ſo eben eine Broſchüre unter dem Titel: „Gott will's“ (nämlich die Regierung Heinrichs V.), herausgegeben, in der der verbannte Prinz als ein Ausbund aller Tugenden, aller geiſtigen und leiblichen Vorzüge herausgeſtrichen, und dabei die Ueberzeugung ausgeſprochen wird, daß man der Republik bald müde werden und ſich mit Freuden unter den Scepter eines ſolchen Fürſten beugen werde, der alles kennt, alles weiß, der über Menſchenglück und Menſchenwohlfahrt tief nachgedacht hat, und mit deſſen Rückkehr eine paradieſiſche Zeit für die Franzoſen beginnen müſſe. Die orleanſche Partei hat auch ihren Kandidaten zur Präſidentſchaft, den Herzog v. Joinville, den einzigen Sohn Ludwig Philipps, der mit demſelben nicht übereinſtimmte. In einem Briefe an einen ſeiner Brüder ſchildert er den Vater als einen eigenſinnigen, halsſtarrigen Mann, und in der lezten Zeit des Königthums ſprach er es geradezu aus, daß jene Eigenſchaften den Sturz der Dynaſtie nach ſich ziehen würden, was denn auch richtig eingetroffen iſt.

(Fortſezung folgt.)

Boulogne ſur mer, Oktober.

(Fortſezung.)

Geſchichtliches.

Dort, gleich auf der Höhe der Falaiſe ſieht man auch noch die Ruinen eines Thurms des Caligula, den er, wie Sueton ius ſagt, zum Gedächtniß des eben erwähnten Sieges errichten ließ. Auf der Spize dieſes Thurmes brannte ein Feuer, um den Schiffern von Geſoriacum bei Nacht als Warnungszeichen zu dienen. Der arme Caligula dachte nicht, daß man, trotz ſeines Triumphzuges, noch nach Jahrtauſenden ſich über ſeinen hier erfochtenen Sieg luſtig machen würde. Aber auch Julius Cäſar weilte hier, und ſezte wahrſcheinlich von hier nach England über, um den in ihren Wäldern hauſenden Britten mit ſeinen Legionen zu imponiren. Die Bewohner Boulogne's ſchreiben ihm die Erbauung ihrer Stadt zu. Damals bildete das Meer hier eine weit tiefere Bucht, ſo daß der Statthalter von Gallien an der ganzen Küſte der Provinz Morinia keinen beſſern Hafen entdecken konnte, als die Inſel Geſoriacum; er trug daher ſeinem Begleiter und Freunde Pedius auf, in ſeiner Abweſenheit daſelbſt eine Stadt erbauen zu laſſen, die dieſer dann nach ſeiner Vaterſtadt Bologna (Bononia) nannte. Oben auf der Höhe iſt auch noch ein römiſches Feldlager zu ſehen. Neunzehn Jahrhunderte ſind ſeitdem verfloſſen; die Kultur, welche die ſtolze Roma damals als Monopol beſaß, hat ſich andere Stätten geſucht, und die heidniſchen Tempel haben chriſtlichen Kirchen Platz gemacht. Nach weiteren zweitauſend Jahren mag die Geſchichte die Cometenbahn Napoleons mit jener Cäſars vergleichen, und die Expedition ſeines Neffen, die hier am Fuße des Thurmes des Caligula ſcheiterte, noch lächerlicher finden als wir des leztern Triumphe. Wird aber die große Lehrerin, die Zeit, die Menſchheit bis dorthin zu jener Reife geführt haben, wo ſie keine Caligulathürme mehr baut? Die Mauern jenes alten Gebäudes ſind Zeugen ſeltſamer Wechſel im Geſchicke von Völkern und Menſchen geweſen. Nachdem die Herrſchaft ihrer ſtolzen Gründer ein Ende erreicht, gefiel es Karl dem Großen die Provinz Morinia auf einige Zeit ſeinem großen Reiche einzuverleiben, und ſtatt des fröhlichen heidniſchen Tempeldienſtes pflanzte er ein Kreuz auf, für das Gottfried von Bouillon, oder Boulogne, wenige Jahrhunderte ſpäter den Tod fand, den die Geſchichte einen ruhmwürdigen nennt. Dann kam die Zeit, wo England und Frankreich um dieſe Küſte ſtritten, und während das arme Boulogne gar häufig ſeine Beſizer wechſelte und auch ſeiner ausgezeichneten Feſtungswerke halber manchen Sturm aushalten mußte, konnte es freilich zu keinem Wohlſtand gelangen und die Güter des Friedens in ſeinen Mauern nicht wachſen ſehen. Die Geſchichte der lezten Jahrhunderte hat wenig über die Stadt zu verzeichnen, das der Erwähnung werth wäre; ſie merkt nur an, daß im ſechzehnten Jahrhundert das Palladium derſelben, die jungfräuliche Mutter Gottes von Silber, von den argen Hugenotten, die an keine Wunderheilungen derſelben glauben wollten, geſtohlen und in einen Brunnen verſenkt, ſo wie auch, daß in einem kleinen Stübchen der Haute-ville „Gil-Blas“ verfaßt wurde. Uebrigens war und blieb Boulogne ein kleines Seeſtädtchen, das einigen Fiſchfang trieb und im Sommer durch Badegäſte belebt wurde. Plözlich aber veränderte ſich die Scene; Napoleon erſchien und ſchuf dem Orte eine Epoche des Glanzes, wie es ſie nie zuvor geſehen und auch nie wieder ſehen wird; er wählte es zum Sammelplaz ſeines zum Einfall in England beſtimmten Heeres.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 270. Freitag den 10. November 1848.

O wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!
Goethe.

Die ſiameſiſchen Zwillinge.

(Zu den Berathungen in der Paulskirche am 20. u. ff. Oktober.)

Vom ſiameſiſchen Zwillingspaar erwärbe wohl Dank ſich,
Wer die Verwachſenen kühn trennte mit glücklichem Schnitt;
Aber ihr traget Bedenken: „es hat die Natur ja zu Einem
Wunderbaren Gebild eigens geſchaffen die Zwei!
Frevel ja wär' es, zu ſcheiden das Blut, das Beide durchſtrömet,
Frevel, des Mitgefühls Nerv roh zu zerſtören mit Stahl!
Frevel, den Bund und das Band, die beide verknüpfen, zu löſen,
Daß ſtatt des Einheitsgefühls herrſchte das Sondergelüſt!"
Grauſam erſcheint und verblendet ihr mir, empfindſame Weiſe!
Während der Mißgeburt Recht höhnt ihr des Lebens Geſetz!
Daß in entſetzlichem Zwange ſich forthin quäle das Monſtrum,
Schwer nur zum Gehen geſchickt, Athem und Arme beengt, —
Daß ſich die Zwillinge ſtets den Kreis des Wirkens verkümmern,
Jeder des Andern Gelüſt zahlend mit eignem Verdruß:
Dazu verdammt ihr entſchloſſen die Unglückſeligen; feiert
In ihrem Elend ja doch ſeinen Triumph — ein Begriff!
Wenig bekümmert es euch, daß, wären getrennt ſie, zu vollem
Wachsthum, zu ſchwellender Kraft Beiden gediehe der Leib;
Daß ſie, vom Zwange gelöst, vom beſtändigen, lebenden Alpe,
Jedes erfüllte den Kreis ſeines geſchloſſenen Seyns;
Daß ſie, Jeder nun ſtehend auf ſich, einen Herd ſich begründend,
Beide mit freudigem Muth pflegten des eignen Geſchäfts;
Daß ſie ſich, brüderlich fühlend nur mehr, weil ledig der Feſſeln,
Herzlich zum innigen Bund reichten, als Freie, die Hand!
All das kümmert euch nicht. „Mord iſt der Verwachſenen Trennung!
Beſſer, ſie ſiechen vereint, als daß ſie blühen getrennt!
Beſſer ſogar, man verſtümmelt an Händen und Füßen den Einen,
Oder ein Zwangshemd wehrt zornig entbrennendem Zwiſt;
Beſſer, Barbarenhand knechtet die unbehülflichen Brüder,
Beſſer, im Wechſelmord ſinken, mit Fluch, ſie dahin,
Als daß frevelnde Kunſt am Gebild der Natur ſich vergreife,
Und an des Fatums Beſchluß rüttle rebelliſcher Witz!" —
Gegen den rettenden Schnitt, den heilenden, ſträubt ihr mit Wuth euch,
Ruft ihr die Götter zu Hülf', die ihr ſonſt immer verhöhnt!

Aber mich dünkt, selbst kommt die Natur dem kundigen Arzte
Willig entgegen; das Band lockert von innen sie schon;
Eigner Bewegung Gesetz regt sich in den Leibern, den beiden,
Mächtiger quellende Kraft suchet sich größeren Raum;
Aber sie gießet zugleich in die Herzen ambrosische Liebe,
Stärket der Sehnsucht Gewalt, während die Klammern sie sprengt;
Goldnes Geweb', unsichtbares, hält die Gelösten umsponnen,
Welches nicht eigener Zwist, fremde Gewalt nicht zerreißt.
Herrlicher seh' ich aus leiblicher Scheidung geboren die Einheit,
Welche des Lebens Gesetz, Bürgschaft und Born ist der Kraft.

G. Pfizer.

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Fortsetzung.)

Man wird mir einwenden, daß nicht alle Frauen auf den Wegen der Paalzow und Hahn wandelten, daß wir ja auch eine Schaar Emancipirter hatten. Das ist richtig, aber die Schaar war nicht groß. Es bedurfte nicht der Verfolgungen des Ministers Bodelschwingh gegen Louise Aston, um die Mehrzahl unseres schönen Geschlechts stutzig zu machen, ehe sie die Röcke aufschürzten und durch den Rubicon in's Land der Freiheit wateten. Von der andern Flußseite sieht dieses Land zwar ganz schön aus, wie jede freie wilde Gegend, aber nur bei Sonnenschein, im Sommer. Da springt man durch die Blumenwiesen, klettert auf Hügel und allenfalls in schattige Baumwipfel. Da mag man sich jagen und haschen lassen und unter'm Busch im Grünen liegen bleiben durch die laue Nacht, allein oder nicht allein. Wenn die Sonne nicht mehr scheint, die Herbstwinde aus den Bergschluchten heulen und erst gar der Schnee aus den Wolken fällt, ist die rauchigste Hütte besser. Es bedurfte keines Gesetzes und keiner Sittenprediger, um unsere Frauenwelt vor den Verlockungen der neuen Rattenfänger zu warnen. Der Refrain des hübschen Liedes: „Denk ein bischen nach," was nachher draus wird, genügte vollkommen, um die Emancipationsgelüste im Ganzen nicht aufkommen zu lassen. „Sie muß unter die Haube kommen," ist der nothwendige Schluß jedes guten Romans und jeder soliden Komödie. Im bürgerlichen Leben ist es nicht anders und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht anders werden.

Wie ich mich auch umsehe, ich kann nicht bemerken, daß die Revolution die Schaar der emancipirten Frauen vergrößert hätte. Die Lockungen des Verbots, der Ausweisungen sind weggefallen; keiner Dame ist es verboten, in den Bierhäusern Cigarren zu rauchen, und wer sollte ihr nachschleichen, um zu sehen, an wessen Arm sie nach Hause geht, oder in welcher Art sie Gott lästert? Es ist nicht mehr etwas Exclusives, darum ist es nicht mehr Mode. Ja, es sind Emancipirte, wer wollte das leugnen? aber man spricht nicht mehr von ihnen, man überläßt sie sich selbst.

Frauen haben auf den Barrikaden mitgekämpft; das gehört zur Sache. Jeanne d'Arc's dieser Art hat es zu jeder Zeit in solchen Revolutionen gegeben; sie sind schon von der Natur emancipirt, und davon redet man nicht viel. Beiläufig gesagt ist aber die Mehrzahl der ehrbaren und ehrenwerthen Frauen aus dem Arbeiterstande sehr conservativ gesinnt. Sie halten nicht viel von den Errungenschaften des März und von der Volkssouveränität. Sie meinen, ihre Männer seyen faul geworden und versaufen Alles, wenn sie was verdienen; aber mit dem rechtschaffenen Verdienst sey es jezt aus, seit das Bummeleiwesen aufgekommen, und die Politik und die Souveränität haben die Ehemänner durch die Bank noch schlechter gemacht als sie ohnedem gewesen. Ihre Gardinenpredigten dringen oft bis auf die Straße. Ja, vor den Plakaten, und selbst mitten in den hellen Haufen der Lindenecke erschallt bisweilen die feine gellende Stimme eines Weibes, und der Ton ist eine schrille Disharmonie zu dem Concert der Männerstimmen. Man hat noch Achtung vor den Frauen, man wirft sie nicht hinaus. Ist das noch eine verirrte, mittelalterliche Nachwirkung? „Was weiß so ein Frauenzimmer von dem!" sagte mitleidig ein halb verhungerter Schneider, ein eifriger Republikaner, der festen Glaubens von der Republik erwartet, sie werde die Schneidermamsells und die Kleidermagazine verbieten und jeden Bürger, besonders aber die Reichen, einem bestimmten Bezirksschneider zuweisen, von dem er sich seine Kleider machen lassen müsse; und nicht zu Schleuder-, zu soliden Preisen! Das ist doch das wenigste, was man von einer guten Republik fordern kann, meint der gute Republikaner.

Nach dem Friedrichshaine, bei der großen Todtenfeier, sind viele Frauen mitgezogen; wer wollte an ihrem frommen Sinne zweifeln! Dieselben oder andere, gewiß aber verwandte, wandelten auch den langen Weg hinter der schwarzrothgelben Fahne, vom Opernhause bis auf den Kreuzberg, zu Ehren der

deutſchen Reichsverweſerſchaft. Auch bei den ſocialen Feſtvereinen und Landpartien fehlen die nicht, die

flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben.

Aber Berlin iſt ſo groß, es hatte über 400,000 Einwohner, und welchen Flor von Frauen und lieblichen Mädchen darunter! Wo ſind ſie hin? Weder bei der ſocialen Landluſt, noch auf dem Kreuzberg, noch im Friedrichshain ſah ich ſie. Als hätte ein abgünſtiger Zauberer mit einem Wedel, Gott weiß wo eingetaucht, darüber geſprizt, der bunte, friſche Flor iſt verſchwunden. Wären auch ſie nur Produkte geweſen von Zuſtänden ſocialer Unnatur, die nun vor der wahren Natur wie Feenpaläſte vor des Zauberers Ruthe in ihr Nichts zuſammenſinken mußten?

Nach Namen werde ich gefragt, Namen, welche die neue Zeit repräſentiren. — Was thun Namen? Käme ich mit der Antwort nicht durch, ſo würden ſich doch wohl auch Namen auffinden laſſen. Hat nicht Louiſe Aſton einen ſchönen Klang? — Sie war frei, als noch Alle ringsum in Banden lagen. Wilde Roſen ſchrieb ſie damals, und ſie dufteten wirklich; heut hat ſie einen Roman „Lydia" geſchrieben, der ſoll glänzen wie Amethyſte und Rubinen in Lebensäther brennend. Ich hab' ihn noch nicht geleſen, aber eine Dame, welche halb emancipirt iſt, rieth mir, ich möchte ihn nicht leſen. Man dürfe wenigſtens nicht ſagen, daß man ihn geleſen habe. Sollte er der Emancipation ſchädlich ſeyn? — Wie Frühlingsathem klingt der Name Lucie Lenz. Hörte ich recht, ſo ward dieſer Frühlingsathem zu uns aus Wien herüber geweht, entweder um hier Hegelſche Philoſophie beſſer zu ſtudiren, oder um den Freiheitshelden Kränze in's duftige Haar zu drücken. Sie wird als die Kranzjungfrau genannt, welche den Grafen Reichenbach und den Studenten Monicke wegen ihrer Verdienſte für die Freiheit krönte. Sollte dieſe Kranzjungfrau, oder wenn deren mehrere hier ſind, ſollten ſie nicht alle zweckdienlicher jezt nach Wien zurückkehren? Wie viel Kränze ſind dort auszutheilen! Auch iſt hier Tſchechs berühmte Tochter. Ich weiß nicht, ob ſie Dichterin iſt.

Auch ein demokratiſcher Frauenverein hat ſich nach dem Muſter des Breslauer gebildet. Dieſes Factum ſteht feſt, aber auch nur dieß allein, denn alles Uebrige iſt mit einem Schleier umhüllt. Oder vielmehr, es ward wie ein neues Theater angekündigt und viel von der Eröffnung geſprochen, wie das bei allen neuen Theatern geſchieht, um die Neugier zu reizen; aber als der Vorhang aufging und die Zuſchauer zuſtrömten, ließ man ihn plötzlich wieder fallen, und ſeitdem hat man nichts wieder davon gehört. Neulich, nachdem an allen Ecken ein Anſchlag verkündet, es exiſtire ein ſolcher Club und morgen werde er eröffnet und öffentliche Sitzung halten, aber morgen noch „unter ſich," ward ein Tag feſtgeſezt, wo auch die Herren, oder Bürger, oder Männer, wie man nun wollte, Zutritt erhalten ſollten. Sie kamen auch wirklich, aber das ſouveräne Gefühl in den Jungfrauen und Frauen mußte noch nicht recht zum Durchbruch gekommen ſeyn, denn die Gegenwart der Herren genirte die Sprecherinnen, und endlich ward der Beſchluß gefaßt, daß die Herren ſich wieder entfernen ſollten, bis die Rednerinnen ſich daran gewöhnt hätten, frei von der Leber zu ſprechen. Die Zuhörer entfernten ſich auch wirklich in alter galanter Weiſe, ohne daß man nöthig gehabt hätte, Gewalt gegen ſie in Anwendung zu bringen. Draußen waren ſie aber ſo ungalant, über das, was ſie geſehen und gehört, zu lachen; ja ſie verriethen, was zu den Zeiten ritterlichen Sinnes in der verſchwiegenen Bruſt ruhen geblieben wäre, daß in dieſem Club vielleicht Tugend und Weisheit, aber Jugend und Schönheit nicht zu finden ſeyen. Seitdem iſt der Vorhang nicht wieder in die Höhe gegangen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Boulogne ſur mer, Oktober.

(Schluß.)

Geſchichtliches. — Handel und Gewerbe.

Wie durch einen Zauberſchlag belebte ſich Boulogne und die Gegend, tauſend fleißige Hände regten ſich im Hafen und auf den Höhen, Handel und Wandel blühten, und jede Thätigkeit fand ihren Lohn. Das Ufer füllte ſich mit Fahrzeugen, auf den Höhen wurden neue Feſtungswerke errichtet, weit in das Meer hinaus ſah man Dämme geworfen, um dem Hafen einen ſichern Eingang zu verſchaffen, und Forts entſtanden ſogar inmitten ſchäumender Meereswellen. Die Stadt glich einem kleinen Carthago; aber allzu kurz nur war der Glanz ſeiner goldenen Tage. Napoleon war hier als Kaiſer begrüßt worden, die hier verſammelten Truppen hatten ihm eine Ehrenſäule errichtet, mittelſt der durch ſeine Thaten auch die ihrigen verewigt wurden; auf den Höhen der Falaiſe hatte er auf einem Throne ſitzend die Kreuze der Ehrenlegion vertheilt, und eine unüberſehbare Menge ihren Jubel zu den Wolken ertönen laſſen. Da kam der Krieg mit Oeſterreich und zerſtörte das ganze Gebäude der hier entworfenen Plane und Hoffnungen. In Rußlands Steppen ſank Napoleons Stern, und Boulogne war wieder eine

kleine Seestadt. Es sah noch mitunter gefallene Fürsten, aber keinen, der ein Wohlthäter des Landes hätte werden wollen; es sah Louis XVIII., Louis Philippe und Louis Napoleon, und es blickte sehnsüchtig zu dem kleinen dreieckigen Hut auf der Kaisersäule empor. Die Stadt ist todt, der Handel schläft; die Fremden sind davongeflogen, wohin man den Blick wendet, gewahrt man geschlossene Wohnungen mit der großen Inschrift darüber: »Appartement à louer.« Zweimal täglich bringt ein Dampfschiff Briefe und Passagiere von England, beide aber finden ihren Weg gar schleunig nach der Eisenbahn. Auch ist das Leben hier nicht billig genug, um den Aufenthalt zu einer Sache der Oekonomie zu machen. In einem Hôtel kostet ein Nachtlager drei Franken; das Uebrige steht damit im Verhältniß. Für eine Privatwohnung für vier Personen zahlen wir zwei Pfund Sterling die Woche; Bedienung schaffen wir uns selbst. Eine ganz gewöhnliche Köchin erhält ein Pfund Sterl. monatlich, und außerdem eine Summe für Wein, Zucker, Thee und Kaffee. Die Wäsche kostet dasselbe wie in England. Ellenwaaren sind durchgängig höher im Preise als dort, was man um so weniger erwartet, da der Arbeitslohn in Frankreich geringer ist, und beim Stillstand aller Fabriken die Waaren doch wohl billiger losgeschlagen werden sollten, als zu Zeiten, wo der Absatz nicht mangelt. Ganz besonders auffallend ist es aber, daß Seidenwaaren, und unter diesen namentlich seidene Bänder so hoch im Preise stehen, daß man sie in England gerade für den halben Preis erhält; dieß fällt um so mehr auf, da Frankreich das eigentliche Vaterland dieser Gegenstände ist. Hoffentlich wird es in Cabets Icarien anders damit bestellt seyn. — Es fehlt Boulogne übrigens nicht an natürlichen Produkten und Manufakturen. Es besitzt in seiner Nachbarschaft Stein- und Marmorbrüche, so wie mehrere Glasfabriken, und hat eine Tüllfabrik, die in guten Zeiten sechshundert Arbeiter beschäftigt. Diesen Sommer freilich hat sie still gestanden, so wie aber wieder etwas ruhigere Zeiten eintraten, begann sie wieder mit neuer Thätigkeit und beschäftigt bereits vierhundert Arbeiter. Der Boden ist fruchtbar und erlaubt den Anbau des feinsten Weizens. Früchte gedeihen im Ueberfluß, Melonen vom schönsten Aroma, so groß wie ein Kindskopf, werden mit einem halben Franken bezahlt. Das Meer versorgt mit Fischen und jetzt besonders mit einem Ueberfluß schöner Häringe, von denen man zwölf für einen Sous erhält. Austerbänke sind gleich nahe am Strand. Man kauft das Stück für einen Sou; sie sind ungemein groß, in der Art wie die holsteinischen Austern, haben aber nicht den feinen Geschmack der kleinen englischen.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Ledru-Rollinschen Commissäre. — Die theuern Fahnen.

Der Herzog v. Joinville hat nun seit der Flucht seiner Familie nach England mehrere Briefe an Freunde in Paris geschrieben, worin er seinen Schmerz über seine Verbannung in rührender Weise äußert. Aber sicher wird er bei der Präsidentenwahl nicht so viele Stimmen bekommen, als der phantastische Ludwig Bonaparte, so viel auch Spottbilder und Sticheleien über letztern in den Tageblättern dem Publikum zum Besten gegeben werden. Auf einer der Carrikaturen ist ein Haufen Volks dargestellt, der begierig einen an die Mauer gehefteten Aufruf Ludwig Bonaparte's an die Wähler zu lesen sucht. Dieser Aufruf besteht aber lediglich aus einem grauen Ueberrock, einem dreieckigen Hut und einem Adler. Bekanntlich hatte sich Ludwig Bonaparte mit diesen Attributen versehen, als er vor mehreren Jahren eine Landung an der Küste Frankreichs versuchte, meinend, er brauche nur wie weiland sein Oheim auszusehen, um sogleich als Kaiser Napoleon II. ausgerufen zu werden. Es gibt aber Leute genug im Volk, welche denselben Wahn haben und ihm blindlings zujauchzen, als ob mit diesem Neffen des Kaisers von selbst die glänzende Kaiserzeit wiederkommen müßte.

Die jetzige Regierung hat alle Hände voll zu thun, um die Dummheiten und groben Versehen der provisorischen Regierung wieder gut zu machen. Ein Romanschreiber, Louis Raybaud, der die Zustände der gegenwärtigen Zeit sehr gewandt zu schildern weiß, und von dem der beliebte satirische Roman „Jerome Paturot" herrührt, der die Gebrechen der Gesellschaft während der königlichen Regierung so witzig persiflirt, hat seit der Republik einen neuen Roman begonnen, der die ganz frisch begangenen Fehler durchhechelt. Der Roman heißt: „Jerome Paturot auf dem Wege nach der möglichst besten Republik." Unter andern schildert er darin die Folgen des von Ledru-Rollin begangenen dummen Streichs, daß er die unfähigsten Köpfe als außerordentliche Commissäre in die Provinzen schicke, wenn diese Leute sich nur als überspannte Republikaner geberdeten. In Raybauds Roman wird ein Commissär in ein Departement abgeschickt. Dieser ist zufällig ein ruhiger Mann, der die Sachen so ziemlich beim Alten läßt, weßhalb sein Departement auch ganz ruhig bleibt. Bald darauf kommt ein Ledru-Rollinscher außerordentlicher Commissär für mehrere Departements an, wie deren damals mehrere ernannt wurden, um über die andern die Aufsicht zu führen. Dieser erstaunt über die in der Stadt und der Umgegend herrschende Stille; er läßt den Untercommissär kommen und redet ihn ungefähr so an: „Aber, mein Gott, was machen Sie? es ist ja so stille hier als ob man noch unter der königlichen Regierung lebte! Das geht unter der Republik nicht an. Die Arbeiter müssen vom Morgen bis zum Abend durch die Gassen ziehen, mit Fahnen und Gesang, und es muß unaufhörlich: es lebe die Republik! gerufen werden. Abends muß illuminirt werden; überall Lichter, überall Freiheitsbäume: das ist das Leben der Republik, mehr bedarf es nicht." — Die Persiflage ist gut; gerade so ist es in der ersten Zeit zugegangen, und manche der Ledru-Rollinschen Commissäre haben, wenn sie auch solche Reden nicht gehalten haben, doch im Sinne derselben gehandelt. Seit dem Juniaufstand und der Erhebung General Cavaignacs zum Präsidenten des Ministerraths hat aller dieser Unfug, welcher eine beständige Aufregung in den Gemüthern unterhielt, aufgehört. Die Arbeiter sind wieder an die Arbeit gegangen, oder wandern aus, oder bekommen Wartgelder von der Stadtbehörde oder vom Staat, und dieser muß jetzt auf Mittel denken, die durch die vielen dummen Streiche verursachten Kosten zu decken. Frankreich ist wohl der einzige Staat in der Welt, wo man in sechs Monaten für Fahnen und Schärpen sechs Millionen Francs ausgegeben hat; sicher ist diese Waare noch keinem Lande so theuer zu stehen gekommen. Die Regierung hat freilich behauptet, man habe zu Lyon bedeutende Bestellungen machen müssen, um die seit dem Februar still stehenden Fabriken wieder in Gang zu bringen; es ist aber schlimm, daß man dabei nichts Besseres zu thun gewußt hat, als für sechs Millionen Francs Schärpen und Fahnen zu bestellen, die bereits nichts mehr taugen und großentheils verschwunden sind, da man derselben nicht mehr bedarf. Vermuthlich schreiben sich aus dieser Zeit des Fahnenmachens die vielen Fahnen her, welche die hiesige Nationalgarde so freigebig an die Nationalgarden der Provinzialstädte verschenkt, worauf dann immer ein Brüderschaftsfest zu folgen pflegt, was manchen Bürgersoldaten sehr gut zu behagen scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 271. Sonnabend den 11. November 1848.

Im nördlichen Deutſchland finden die Freudenfeuer auf Oſtern, im ſüdlichen auf Johannis ſtatt. Dort bezeichnen ſie des Frühjahrs Eintritt, hier die Mitte des Sommers — Sonnenwende. — Alle Gebirge im Umkreis leuchten, und es iſt ein erhebender, kaum mit etwas anderem zu vergleichender Anblick, von einem der höheren Punkte viele Meilen ringsum das Land zu überſchauen und nach allen Seiten hin auf einmal eine große Menge Feuerbrände, ſtärker und ſchwächer gen Himmel lodern zu ſehen.

J. Grimm.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(ſ. Nr. 265—268.)

4. Nichtkirchliche Feſtlichkeiten.

Der Norden Deutſchlands iſt arm an eigentlichen Volksfeſten. Das Volk iſt ernſter, die Phantaſie weniger erregbar, das ſinnliche Lebenselement dem geiſtigen mehr untergeordnet, als in dem phantaſiereicheren, beweglicheren, ſinnlich aufgeweckteren Süden. Wir haben daher nur ſchwache Anfänge volksthümlicher Beluſtigungen, die ſich an beſtimmte Tage, an Zeitabſchnitte knüpfen, und welche in früheren Jahrhunderten, wo das Volksleben ein harmloſeres war, ihren Urſprung haben. Die jährlich wiederkehrenden Kirchweihen tragen hin und wieder einen volksfeſtlichen Charakter, können aber, da ſie nicht in eine Zeit fallen, ſondern ſich auf das ganze Jahr vertheilen, kaum in Betracht kommen. Auf Dörfern, deren Bewohner ausſchließlich oder doch zum größern Theile von Ackerbau leben, wird das Ernteſeſt, „die Aehrenmohſt," in heiterer Luſt begangen, obwohl auch dieſe Vergnügungen mehr den Charakter eines Familienfeſtes haben. Allenfalls vereinigen ſich die Beſitzer mehrerer Höfe, um ihrem Geſinde nebſt Arbeitsgehülfen eine ſolenne Mahlzeit zu geben und ihnen dann eine nahe Wieſe zu dem beliebten Spiele des „Hahnſchlagens" anzuweiſen. Gemeinſamer Tanz der geladenen und zufällig eingetroffenen Gäſte ſchließt den feſtlichen Tag, wozu immer ein Sonntag gewählt wird, um die Arbeitskräfte an den Werkeltagen nicht zu zerſplittern.

Nur der Johannistag, oder richtiger der Johannisabend, hat einen volksfeſtlichen Anſtrich und gibt namentlich der heranwachſenden Jugend Gelegenheit zu allerhand luſtigen Spielen, die jedoch nirgends geregelt erſcheinen. Fremde, welche am Johannisabend das Hügel- und Bergland der Oberlauſitz betreten, werden überraſcht von einem feenhaften Anblick, denn auf allen Berghöhen, auf den zahlloſen Kuppen des hohen Grenzgebirges von den äußerſten Abſtürzen des Iſerkammes in Schleſien bis zu den niedrigeren Gebirgszügen der ſächſiſchen Schweiz erglänzt das ganze Land von tauſend und abertauſend Freudenfeuern, die meilenweit ſichtbar ſind und ihre ſprühenden Flammen in den ſtillen blauen Nachthimmel emporſenden. Die Thäler entlang aber, an Bächen und Flüſſen hin, über Felder, Wieſen und kahle Höhen ſchlängeln ſich feurige Schlangen, die ſich bald in glühende Knäuel zuſammenrollen, bald phantaſtiſche Figuren, wohl auch Namenszüge bilden, und dazwiſchen knattern Musketen- und Büchſenſchüſſe, Raketen ſteigen ziſchend in die Luft, Schwärmer hüpfen ſprühend durch die jauchzend auseinander ſtiebende Zuſchauermenge. Der Beſen ſpielt bei dieſer volksthümlichen Illumination des ganzen Landes eine Hauptrolle. Die Schuljugend geht ſchon Wochen vorher von Haus zu Haus, um Beſenſtümpfe einzuſammeln und eine möglichſt große Anzahl dieſer billigen Fackeln ſich zu verſchaffen. Bewaffnet mit den dürren ſprühenden Bränden, ſammelt ſich dann bei einbrechender Nacht die lärmende Menge, um oft weite Züge anzutreten und während derſelben allerhand anſprechende Manövers auszuführen. So weit es ſich thun läßt, wählt man dazu Bergabhänge, um die brennenden Stiele weithin leuchten zu laſſen, während auf den höhern Bergen Pechtonnen, Maſſen dürren Reiſigs, ja ganze

Klafter Holz in Brand geſteckt werden, die oft bis zum frühen Morgen mit ihren dunkelrothen Flammen das romantiſche Land wunderbar beleuchten. — Johannisкränze, mit denen man die Hausthüren ſchmückt, in den Erblanden eine allgemein verbreitete Sitte, kennt die Lauſitz nicht. Sie feiert den Johannisabend ganz in der Weiſe uralter Tage, durch Freudenfeuer, als Feſt des beginnenden Sommers, der Herrſchaft der Sonne, und es wäre zu wünſchen, daß dieſer Gebrauch ſich noch recht lange erhalten möchte.

Die Bewohner der großen Ortſchaften im Neiſſe- und Mandauthale pflegen am Johannistage in großer Anzahl die prachtvollen Burg- und Kloſterruinen auf dem Oybin zu beſuchen, deſſen überaus reizende Lage und eigenthümliche Form — er hat bekanntlich die Geſtalt einer Glocke — dem Freunde der Natur immer neue Genüſſe ſpendet. Der Burſche, der ein Liebchen hat oder den Beſitz eines Mädchens wünſcht, geht ſicherlich mehr wie einen Johannistag nach „dem Oyb'ſchen Schloſſe," wie das Volk ſagt, hinter'm Ohr eine duftende Nelke, die gewöhnliche Feſttagszier junger Leute vom Lande. Ein vielbeſuchter Ort auf dem ſenkrecht aus dem Thale aufſteigenden Sandſteinfelſen iſt „der Jungfernſprung," ein tiefer Schlund an der Südſeite des Oybin, welcher der Sage nach einem ſolchen Johanniſeſte ſeinen Namen verdankt. Mit weniger Gefahr als jene Jungfrau der Sage, die durch den kühnen Sprung ihre Ehre rettete, tänzeln jezt die neugierigen Mädchen kichernd über den umfriedeten Felsſpalt, geleitet und beſchirmt von den Burſchen ihrer Wahl. Böhmiſche Harfnerinnen ſpielen mit geübter Hand heitere und ernſte Melodien, Böllerſchüſſe wecken das Echo in den Bergthälern, daß der Wiederhall wie Donnerruf aus Fels und Schlucht erſchallt, und wenn der Vollmond mit ſilbernem Dämmerſchein die Thäler füllt, ziehen die glücklichen Menſchen befriedigt wieder der Heimath zu.

(Schluß folgt.)

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Fortſetzung.)

Wie die Elfen abzogen und die Gegend wüſt ließen, hat auch hier vielleicht die Plauderei bewirkt, daß der demokratiſche Frauenverein in aller Stille das Theater ſeiner Wirkſamkeit verlaſſen hat. Nichts wiſſen wir nun von demſelben, als daß an jenem Tage die Frage berathen ward, wie man es anzuſtellen habe, daß die Nähterinnen, welche in die Häuſer zum Arbeiten gehen, mehr verdienen könnten, als den kümmerlichen Tagelohn von drei bis fünf Silbergroſchen. Wie wenn ſie es nun inzwiſchen ermittelt hätten — was allerdings ſehr wichtig wäre — und die Clubbiſtinnen behielten zur Strafe für die Plauderei das Arcanum für ſich?

Frauen haben von jeher im politiſchen Leben Rollen geſpielt. Wer will das abſtreiten? und in der Diplomatie hat ſich nicht allein die Fürſtin Lieven hervorgethan, nein, die Frauen ſind geborene Diplomatinnen. Wenn es eine nicht iſt, iſt es ihre ſpecielle Schuld, nicht die ihrer Natur. Daß ſie aber auch unter den Parteien heute — ich will nicht ſagen zu intriguiren, aber zu vereinbaren verſtehen, ſehen wir an der intereſſanten Theeabendgeſchichte, die uns Herr Held jüngſt aus ſeinem Leben erzählte. Es hing an einem Haar, und durch die feinen Vereinbarungskünſte einer Dame wäre es beinahe dahin gekommen, daß dieſer berühmte Politiker ſich ganz vom öffentlichen Leben zurückgezogen hätte und jezt — Weltgeſchichte ſchriebe. — Kennen Ihre Leſer dieſe berühmte Geſchichte, die vor drei Wochen in Berlin jedes Kind kannte? Es war eine bunte Faſchingsluſt, eingeſtreut in den grauen Ernſt der blutigen Erwartung. Drei Wochen ſind jezt eine lange Vergangenheit, und bis dieß gedruckt wird, vergehen wieder drei Wochen. Dann iſt's eine Geſchichte aus der Vergeſſenheit. Aber verdient ſie vergeſſen zu werden?

Held, der Demagog κατ' ἐξοχήν, der Mann, vor dem das Volk ſtille ſteht und die Mütze zieht, wenn er vorüber geht, Held, dem die Kleinen nachlaufen, wenn er in den Tabaksladen geht und die Cigarre ſich anzündet, Held, dem abendlich, oder vielmehr nächtlich, Serenaden gebracht werden, der, wenn er will, Hunderte, wo nicht Tauſende, wo er ausgeht, hinter ſich hat — Raſael hatte doch nur ein Gefolge von etwa fünfzig begeiſterten Schülern — Held, vor deſſen Bruſtſtimme Berlin zitterte, wenn er rief: „Nun kommt!" und wieder aufathmete, wenn er rief: „Nun geht nach Hauſe!" Held, der Preußens Schickſal in der Taſche trug und „meine Ideen," wie man es anzufangen habe, damit es glücklich werde, mit Ellenbuchſtaben an die Ecken anſchlagen läßt, und das Volk lieſt es begierig und glaubt's, kurzum Held — was nützen alle Epitheta? es iſt nur der Eine Demagog von dieſer Größe, den unſere Revolution geboren — er war bei Gelegenheit der Frage vom 7. September mit ſeiner Partei zerfallen. Dieſe Partei wollte ſeine Partikulargelüſte nach eigener Größe, ohne ſie, nicht anerkennen. Alſo ging er ſeinen eigenen Weg, und die andere Partei fing an ihn beim Volke zu verdächtigen. Die Geſchichte iſt weitläufig, ſie iſt noch nicht zu Ende. Held hat gedroht, wenn man fortfahre ihn zu verdächtigen und zu verkennen, wolle er ſich vom Theater ſeiner

politiſchen Thätigkeit zurückziehen und — Weltgeſchichte ſchreiben! Er ſchreibt ſie noch nicht, er macht ſie noch mit, kurz, er iſt geblieben. Das gehört nicht hierher in meinen harmloſen Splitteraufſatz, ich habe nur zu erzählen, wie er, ein anderer Simſon mit mächtigem rothen Bart, in die Netze einer andern Delila — beinahe gefallen wäre.

Einen Brief empfing er, einen zierlich geſchriebenen, von einer bekannten Demokratin — ihr Name hing an allen Ecken, er ſtand in allen Zeitungen, alſo iſt es vergönnt ihn zu nennen — dem Fräulein v. Haacke. Held wird zum Thee geladen; eine andere Dame, die Baronin v. ***, wünſche die Bekanntſchaft des berühmten Mannes zu machen. — Held iſt Offizier geweſen, alſo trotz dem Demagogen muß ihm etwas Ritterliches im Blut geblieben ſeyn. Er darf die Einladung einer Dame, die ihn einer andern Dame vorſtellen will, nicht ausſchlagen, obgleich die Kleon, Artefeld und Danton ſonſt nicht Männer für den Theetiſch ſind.

Er trifft außer der genannten Baronin einen Herrn in der Geſellſchaft, der ihm als Baron v. Katte, Präſident des Preußenvereins, vorgeſtellt wird. Der Preußenverein ſteht im Geruch reaktionärer Tendenzen; ein Demagog, namentlich von Helds Ruf, und ein Präſident des conſtitutionellen Preußenvereins ſcheinen ſocial unverträgliche Größen. Aber Held bleibt der ſocialen Rückſichten wegen und unterhält ſich ſehr angenehm mit dem liebenswürdigen politiſchen Gegner in der Fenſterbrüſtung.

Da erſcheint zwei Tage darauf in einem ultrademokratiſchen Blatte eine höhniſche Inſinuation gegen den Mann des Volks: er ſpiele den Verräther an demſelben, denn man wiſſe gewiß, wie er geheime Zuſammenkünfte mit reaktionären Preußen habe, um die Sache des Volkes — zu verkaufen.

Das zeigt den Mann, daß er es nach allen Seiten hin, daß er es auch im Augenblick iſt, wo der Sturm die Fluth über das Schiff treibt. Held ſchien verloren, alle Stimmführer ſeiner Partei hatten ſich gegen ihn erklärt; ſelbſt in den Volksverſammlungen hatten ſie von den Gerüſten herab gegen ihn gedonnert.

Da erſchien an einem ſchönen hellen Sommermorgen ein Plakat an allen Ecken, ein ſo rieſengroßes hatte Berlin noch nie geſehen. Nie iſt ein Plakat ſo umſtanden, ſo begierig geleſen worden. War es doch kein politiſcher Trompetenſtoß, es war ein gemüthlicher Familienroman. Ach, wie lange hatte man an keinem Familienroman ſich vergnügt! — Alles erzählte der große Held ſeinem Volke, und noch mehr als wir wiſſen. Ja, er war zum Theeabende gekommen, er hatte den Preußenvereinspräſidenten daſelbſt gefunden; anfänglich hatte er geſtuzt, dann ſich zuſammen genommen; dann war es ihm lieb, daß er gekommen, daß er den edlen Gegner geſprochen, denn in offenem mündlichem Anſichtsaustauſch hatte er Dinge erfahren, die ihm unbekannt waren, Dinge von großer Wichtigkeit für ſein großes Werk. Er wollte ſie für das Volk nützen. — Aber jene Einladung, welcher er arglos gefolgt, war das Werk eines ſchwarzen Verraths ſeiner Feinde geweſen, die ihn, deſſen Einfluß auf das Volk ſie mit neidiſchen Augen anſehen, ſtürzen wollten. Sie hatten nach einer Gelegenheit geſucht, ihn dem Volke verdächtig zu machen, und da ſie keine gefunden, hatten ſie eine erfunden. Fräulein von Haacke war die Delila, von ſeinen demokratiſchen Feinden angeſtiftet, ihren Simſon zu verderben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, November.

Oeffentliche Zuſtände. — Theater. — Literatur.

Es gibt allerdings Leute bei uns, denen es hier zu ſtill iſt und die ſich nach Berliner Straßenkrawall ſehnen. Das iſt Geſchmacksſache. Es geht bei uns vorwärts ohne ſolchen Skandal, weil wir freiſinnige und ehrliche Miniſter, und was die Hauptſache iſt, in der frühern Entwicklung unſerer Staatsverhältniſſe eine Vorbereitung für die jetzigen Zuſtände haben, die eine friedliche Geſtaltung des neuen Rechtszuſtandes möglich macht. Wollte Gott, es wäre überall ſo; da hätten wir für ganz Deutſchland ſchon längſt die feſte Grundlage, auf der wir zuverſichtlich das neue Deutſchland aufbauen könnten. Unſer Miniſterium hat die Agitation der Radikalen, welche ſofort eine conſtituirende Verſammlung wollten, glücklich beſtanden: der neue Wahlgeſetzentwurf iſt von beiden Kammern mit einigen zwiſchen ihnen noch auszugleichenden Differenzen angenommen worden, und die neue Kammer, eine ganz frei gewählte Volkskammer und ein von allen Grundbeſitzern gewählter Senat, werden noch vor Ablauf dieſes Jahrs zuſammentreten und ſich dann definitiv über die künftige Vertretung des Landes und die andern Geſetze berathen, welche den jetzigen Kammern noch nicht vorgelegt werden konnten. Bei den Kammerverhandlungen

hat vorzugsweiſe der Miniſter von der Pforten mit ungewöhnlichem Talente die Grundſätze der Regierung gegen die extremen Mitglieder beider Kammern zu vertheidigen gewußt. Jezt rüſten ſich die beiden wohlorganiſirten Partieen im Vaterlands- und in den deutſchen Vereinen, an die ſich jezt auch mehrere früher mehr nach rechts geneigte conſtitutionelle Vereine angeſchloſſen haben, zu den Wahlen für den nächſten Landtag, und ſicherlich wird dieſesmal die Linke nicht ſo viel Terrain gewinnen, als in der erſten Zeit bei den Wahlen für Frankfurt, wo ſich die Partei des Centrums noch nicht organiſirt hatte. Da wurden faſt überall nur Agitatoren gewählt, und leider Gottes viele ſehr kleine Agitatoren, die ſich durch ſogenannte Geſinnungstüchtigkeit in den Provinzialſtädtchen bei ihren Mitbürgern das Anſehen großer Staatsweisheit verſchafft hatten, mit der es dann freilich in Frankfurt bald ſehr kläglich ausſah. Seit der Zeit haben die hieſigen Radikalen hier nicht viel Glück gehabt. Eine Volksverſammlung, die einzige, welche ſie veranſtalteten, lief kläglich ab und hatte keinen Erfolg, die äußerſte Linke in der Kammer nutzte ſich zulezt ſogar in partikulariſtiſchen Beſtrebungen immer mehr ab, das Dresdner Journal, eines der beſten und verbreitetſten Lokalblätter, ward allmählich ihrem Einfluſſe ganz entzogen, die neue Dresdner Zeitung, welche ſie dafür in's Leben riefen, debütirte mit einer ſo coloſſalen Lüge, daß ſie alles Vertrauen verlieren mußte, die Bearbeitungen der Soldaten und die Demonſtrationen gegen die Truppenſendungen nach Altenburg und Weimar waren vergeblich, und die öffentliche Meinung klärte ſich immer mehr zu einer verſtändigeren Betrachtung der Verhältniſſe ab. Allerdings haben die beſonneneren Männer dieſer Partei ſelber mit dazu beigetragen, daß die Wellen des ſogenannten Volkswillens nicht zu hoch ſchlagen durften, denn ſie operirten ſehr umſichtig, „mit feinem politiſchen Unterſcheidungstakt," als eine extreme Partei ihres Vereins ſie zu verdrängen ſuchte. Aber mehr noch hat der geſunde Sinn des Volks und die immer kräftiger entwickelte Thätigkeit der deutſchen Vereine, welche die Einigung Deutſchlands durch das Frankfurter Parlament und in Sachſen die Entwicklung der Volksſouveränität in der conſtitutionellen Monarchie erſtreben, die Uebergriffe der Radikalen gehindert. Die in Leipzig herauskommenden deutſchen Blätter, das Organ dieſer Partei, gewinnen immer mehr Anerkennung, und eine vor Kurzem hier abgehaltene Generalverſammlung von vier- und dreißig deutſchen und conſtitutionellen Vereinen, die auch aus Hannover, Schleſien, Böhmen und Heſſen beſchickt worden war, bewies deutlich, welche Lebenskraft die Partei gewonnen hat, durch deren vermittelnde Thätigkeit allein die Beſtrebungen der Linken für unſer Vaterland heilbringend werden können. — Unſer Bühnenrepertoire brachte einige beachtenswerthe Dramen. Neu war der Columbus von Werder, ein ſehr verſtändig componirtes Schauſpiel, welches die ſinnigen Zuſchauer intereſſirte, wozu auch Ed. Devrients treffliches Spiel beitrug, deſſen man ſich um ſo mehr freuen mußte, je ſeltener jezt dieſer ausgezeichnete Künſtler auf eine ſeinem Talente entſprechende Weiſe beſchäftigt wird. Außerdem ſahen wir neu einſtudirt den Fieske und König Johann, worin beſonders Emil Devrient und Marie Bayer glänzten. Der Johann iſt von Gutzkow zurecht gemacht und zum Theil ſehr ungenügend beſezt; dennoch brachte er eine mächtige Wirkung hervor. Als intereſſante literariſche Erſcheinungen erwähne ich noch Danzels treffliche Arbeit über Gottſched und ſeine Zeit; derſelbe Danzel, Docent in Leipzig, iſt mit einer Biographie Leſſings beſchäftigt; ferner den poetiſchen Nachlaß von Ernſt Wilhelm Ackermann, einem jungen, ſehr begabten Deutſchen, der 1846 in Neapel geſtorben iſt. Sein liebenswürdiger Vater, emeritirter Gymnaſialprofeſſor aus Lübeck, welcher hier lebt, hat das Buch für deſſen zahlreiche Freunde herausgegeben. Doch verdient daſſelbe ſowohl an und für ſich, wie als Zeugniß der Beſtrebungen der edlen Jugend unſeres Volks in der Zeit der Reaktion vor dem Umſturz der alten Verhältniſſe auch in andern Kreiſen alle Beachtung.

Paris, Oktober.

(Fortſezung.)

Wandernde Wehrmänner. — Die allegoriſche Figur der Republik.

Die Nationalgarde iſt auf einmal höchſt reiſeluſtig geworden, und Schaaren von Wehrmännern ſind von Havre nach London, von Lille nach Brüſſel, ſogar nach Rotterdam gereist. Dafür ſollen im nächſten Jahre die Bürgergarden aus Belgien, England und Holland nach Frankreich zum Beſuche kommen, und ich ſehe nicht ein, warum nicht ähnliche Verbindungsfeſte von der Pariſer Nationalgarde mit den Grenzländern Deutſchlands, der Schweiz, Italiens, Spaniens verabredet werden ſollten. Im Grunde iſt es doch beſſer mit einander Brüderſchaft zu trinken, als ſich zu zerfleiſchen. Zu lezterem hat man glücklicherweiſe auch hier wenig Luſt, und das Häuflein der Volksrepräſentanten, welche in ganz Europa eine republikaniſche Propaganda machen wollten, fängt an zu begreifen, daß ſich dieſe Plane nicht durchſezen laſſen, ſchon weil es, abgeſehen von allem andern, an der Hauptſache zum Kriegführen, am Gelde fehlt. Man wird vorläufig Frieden behalten und ſich mit den Brüderſchaftszügen der Pariſer Nationalgarde begnügen müſſen. — Wir haben hier jezt auch wieder allerlei Friedliches und die Gemüther ſind in ſo weit beruhigt, daß man ſich wieder etwas mit Theater, Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft abgeben kann. So ſahen wir die Kunſtausſtellung, wie ſie jährlich von den Zöglingen der Kunſtſchule veranſtaltet wird; ſie pflegt aus den Stücken zu beſtehen, welche beim dreijährigen Concurſe die Preiſe erhalten haben, und aus denen, welche von den zu Rom auf Staatskoſten ſtudirenden Zöglingen jährlich eingeſandt werden müſſen. Dazu kam dießmal noch der Concurs wegen der allegoriſchen Figur der Republik. Man erinnert ſich, daß mehrere hundert Skizzen eingegangen waren, eine merkwürdige Suite fratzenhafter Figuren. Man hatte die beſten ausgeſucht, und den Urhebern derſelben je fünfhundert Franes ausbezahlt, wofür ſie ihre Skizze im Großen ausführen ſollten. So ſind denn jezt zwanzig oder dreißig Gemälde zu ſehen, welche die Republik darſtellen ſollen. Es iſt dieß ein verzweifelter Stoff. Was ſoll man einer ſolchen allegoriſchen Figur in die Hände geben, oder was neben ſie ſtellen, damit das Volk darin das Bild des Geſammtweſens erkenne? Die ausgeſtellten Figuren ſind daher auch ſehr verſchieden ausgefallen; einige ſehen ruhig und friedlich, andere barſch und kriegeriſch aus; einige tragen Fahnen, oder ſtützen ſich auf dieſelben, andere haben Palmen oder ſonſtige Friedenszeichen; einige ſind bewaffnet, andere nicht; die meiſten aber ſehen wie Minerven aus, und in der That ſoll die Republik die Weisheit ſelber ſeyn, iſt es aber nicht immer. Aus dieſen Bildern wird man nun wohl eines auswählen und zum offiziellen Muſter machen, das auf Münzen, Stempeln ꝛc. im Kleinen reproducirt wird. Man hätte ſich allenfalls mit den unter der erſten Republik vom Staate angenommenen ſymboliſchen Bildern begnügen können; aber damals hatte die Republik ein eroberndes Anſehen, das ſie jezt nicht hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 272. Montag den 13. November 1848.

O, tiger's heart, wrapp'd in a womans hide!
But that thy face is, visor-like, unchanging,
Made impudent with use of evil deeds,
I would assay to make thee blush.

Shakespeare.

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Fortſetzung.)

Beweiſe! — Auch dieſe waren da. Mit derſelben Hand, mit derſelben Feder, mit derſelben Dinte, am ſelben Tage hatte das Fräulein v. Haacke an einen Erzdemokraten auch ein Billet geſchrieben, des ungefähren Inhalts: „Wenn Sie ſich überzeugen wollen, wie Held mit dem Präſidenten des Preußenvereins eine Zuſammenkunft hält, ſo erfreuen Sie mich heute Abend zur Theeſtunde mit Ihrem Beſuche.“ — Wahrheit, nichts als Wahrheit! Fräulein v. Haacke konnte es nicht läugnen, Herr v. Katte mußte in einem Plakate es atteſtiren, daß ſich Alles ſo verhielt, und Held konnte zum Volke ſagen: „So wird euer beſter Freund von denen verrathen, welche ſich eure Freunde nennen und ſich doch nur ſelbſt lieben.“

Seine Delila nannte er eine Dame von zweifelhaftem politiſchem Rufe. Ob etwas Bosheit dahinter ſteckt, laſſe ich dahin geſtellt; neu iſt es. Nur eine Revolution konnte Damen von politiſchem Rufe hervorbringen, und noch dazu von zweifelhaftem! — Sie rächte ſich. Vor zweien Demokraten — einer war der Präſident des Clubs für Volksrechte — erklärte ſie zu Protokoll, was Held mit dem Herrn v. Katte geſprochen. Beide Protokolle wurden verglichen, und an allen Brunnen, Bäumen und Ecken ſtand es andern Tages zu leſen: „Das hat Held geſprochen, verſprochen!“ — Aktenſtücke werden Ihre Leſer nicht verlangen; ich gebe nur den Inhalt, ſo weit er mir erinnerlich iſt.

An jenem Fenſter, in jener Theeabendſtunde ward ein fürchterliches Komplott zwiſchen dem Herrn v. Katte und Held verabredet. Zu andern Zeiten hätte es direkt nach Spandau, Silberberg oder auf das Schaffot geführt. König und Volk wurden zugleich verrathen! Ja, beide Männer von den äußerſten Endpunkten kamen überein, wie es jezt ſey, gehe es nicht mehr. Das Miniſterium müſſe geſtürzt werden und der König auch, zu welchem Zwecke ein Zuſammenſtoß nöthig ſey zwiſchen dem Volke und der Bürgerwehr, als der Trägerin der Bourgeoiſie. Held ſolle das Volk anführen, Katte werde die Preußen, das Militär in's Feld ſchicken, beide vereinigt werden das trotzige Bürgerthum überwinden, demnächſt das Bourgeoiſieminiſterium ſtürzen. Der König müſſe dann abdanken, der Prinz von Preußen die Regierung übernehmen, und Held könne ſich darauf verlaſſen, daß er nicht umſonſt für das Vaterland gearbeitet hätte.

Nun war Held verloren, der größte Demagog ſeiner Zeit durch ein unverheirathetes Fräulein von zweifelhaftem politiſchem Rufe geſtürzt. Es war ein Aktenſtück in acht Artikeln, aus zwei Protokollen zuſammengetragen, die ſtimmten wie die Ueberſetzung der ſiebzig Translatoren der Schrift; wer ſollte noch zweifeln! Die Namen der Protokollführer darunter, die Zeugin noch lebendig. Fürchtet die Rache eines Weibes! Wie Held ſie beleidigt, iſt nicht bekannt.

Sechstauſend Thaler, blanke, baare, harte Thalerſtücke hatte Held ausbezahlt erhalten — wieder von einer Dame, der Prinzeſſin von Preußen — für ſeinen guten Willen. Denn da es nun ausgeplaudert war, konnte der Zuſammenſtoß nicht ſtattfinden, das Miniſterium nicht geſtürzt werden (wofür, beiläufig

geſagt, die Bezahlung viel zu hoch war; ein Miniſterium ſtürzt von ſelbſt; warum dafür noch Geld ausgeben?), der König nicht ab und der Prinz von Preußen nicht auf den Thron geſezt werden. Alſo für ſeinen guten Willen, oder damit er nur abziehe und nicht etwa in der Verwirrung auf den Gedanken komme, ſich ſelbſt auf den preußiſchen Thron zu ſetzen, erhielt Held die blanken Thaler, bezahlte damit ſeine Schulden, packte ſeine Sachen und war auf dem Wege nach Schleſien. In einer alten Burg am Gebirge ſollte die Heldſche Weltgeſchichte das Licht der Welt erblicken.

So glaubte das Volk. Das Volk in Berlin iſt das liebenswürdigſte, beſte in der ganzen Welt. Es glaubt alles, was die Demagogen ihm vorſprechen und ſpricht es zum Theil auch ſchon ganz geſchickt nach. Nur wenn die Demagogen ſich untereinander widerſprechen, iſt es ein ſchwierigerer Caſus.

Held hat nicht Weltgeſchichte geſchrieben, er hat nicht eingepackt, er iſt nicht abgereist: andern Tages ſtand ein neues Plakat an den Brunnen. Eine Widerlegung? Nein, ein wahrer Demagog widerlegt nicht, er vertheidigt ſich nicht; er greift immer nur an. Immer die Offenſive behalten, iſt die erſte Kriegsregel der Demagogen, von einem Angriff, einem Ausfall zum andern überſpringen, daß die Feinde verwirrt werden, am Ende nicht mehr wiſſen wo ſie abwehren ſollen. Er muß die Gegner nicht zu Athem kommen laſſen. Ein Demagog, der ſich auf die Defenſive legt, iſt ſchon halb verloren. — Fräulein v. Haackes Glaubwürdigkeit griff der ſtarke Siegfried an. Hei, wie ſchüttelte er ſie, daß ſie zuſammen ſank! Nur zwei Gründe hebe ich heraus.

Held iſt ein kluger Mann und Herr v. Katte iſt es wahrſcheinlich auch. Wenn nun zwei kluge Männer, die ſich bisher nicht gekannt haben, an einem dritten Orte zuſammen kommen, um ein hochverrätheriſches Komplott von ſo unermeßlich wichtigen Folgen zu ſchmieden, werden ſie wahrſcheinlich die Einſamkeit dazu wählen, nicht aber die Gegenwart Anderer, und namentlich nicht die Geſellſchaft eines Theeabends. Und wenn Beide ſo hitziger Natur wären, daß ſie darauf nicht Rückſicht nähmen, ſondern mit ihren Planen ſofort heraus rückten und das Pactum in Artikeln abmachten, ſo würden ſie doch nicht ſo dumm ſeyn, dieß laut zu thun, ſondern es in einer Ecke flüſtern, daß Niemand es hörte. — Zweitens aber mußte die Wirthin den Thee machen und ihren andern Gaſt billigermaßen unterhalten. Wie war es da möglich, daß ſie das ganze Geſpräch der beiden Herren im Fenſter nicht allein belauſchen, ſondern ſo genau hören und behalten konnte, daß ſie nachher im Stande war alle Artikel Punkt für Punkt anzugeben?

Das waren Argumente ad hominem, wenn es ſolcher Argumente überhaupt bedurft hätte. Held iſt nicht abgereist und ein großer Mann und Demagog geblieben, wenn auch ein großer Theil ſeines Anhangs von ihm abgefallen iſt. Das gehört zur Geſchichte und nicht zum Romane, kümmert uns alſo hier nicht. Er ſchleudert Ideen in die Welt, kommandirt über Tauſende, donnert gegen und erſchreckt Könige und Nationalverſammlungen und andere Demagogen. Ja einen derſelben hat er dermaßen eingeſchüchtert, daß derſelbe, wie uns von ſeinen Freunden verſichert wird, ſogar krank geworden und dadurch auf lange der guten Sache der Demagogie entzogen iſt. Demagogen müſſen ſich nie einſchüchtern laſſen, ſie ſollen Andere einſchüchtern, dazu ſind ſie da.

Für uns genügt das Reſultat: der Siegfried hat die Brunhild überwunden. Er konnte wieder durch Berlins Straßen mit kühner Stirn gehen, und wenn man ihm nachflüſterte, es ſey doch etwas an der Sache geweſen, er hätte wohl nicht übel Luſt gehabt, den Prinzen von Preußen zum Könige zu machen, ſo ſchadete das ſeinem Renommé nichts. Ein neuer Warwick, ein „Königsmacher“ zu ſeyn, dieſen Ruf kann auch ein Demagog auf ſeinen Schultern tragen.

Das Fräulein aber — ſeitdem iſt es ſtill von ihr. Es ſind nur zwei Möglichkeiten: entweder hat ſie es wirklich gehört, was ſie zu Protokoll gegeben, oder erfunden. In beiden Fällen ſcheint mir ihre Ehre groß, trotz dem, daß ihr ſtärkerer Gegner vor dem Volke ſiegte. In jenem Falle, welch ein ſtaatsmänniſch diplomatiſches Talent, beim Sieden des Theekeſſels, beim Klappern der Taſſen, beim anmuthigen Plaudern Staatsgeheimniſſe von ſolcher Wichtigkeit bis auf die Minutien herauszuhören und acht Artikel im Kopf zu behalten, ſo feſt, daß ſie dieſe unverrückt Tags darauf zu Protokoll diktiren kann! Und im andern — nun, dann wird ihr Niemand abſtreiten, daß in Berlin die Revolution eine große diplomatiſche Dichterin erzeugt hat. — Man hat den andern Theegaſt, die Baronin, nicht als Zeugin vernommen. Das ſouveräne Volk bedarf nicht der Zeugenvernehmung, um die Wahrheit zu wiſſen.

(Fortſezung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Schluß.)

In vielen Orten, vorzüglich in ſolchen, wo nachweisbar in grauer Vorzeit Wenden ſaßen, hat ſich noch eine vorchriſtliche Sitte, freilich nicht in

urſprünglicher Reinheit, erhalten. Dieß iſt das „Todaustreiben“ am Sonntage Lätare, von dieſer Ceremonie „der Todtenſonntag“ genannt. Gegenwärtig dürfte dieſer Gebrauch ziemlich überall in Vergeſſenheit gekommen ſeyn, in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts kam er aber noch bisweilen vor, wenn auch nur Kinder ſich dabei betheiligten. Am längſten und ſolennſten erhielt er ſich in Königshayn bei Görlitz. Hier zogen die jungen Burſchen am gedachten Sonntage mit aus Stroh geflochtenen Fackeln oder auch mit einem angepuzten Strohmann unter Geſang und Spiel aus dem Dorfe, zündeten die Fackeln an, verbrannten den Strohmann oder warfen ihn in's Waſſer, wobei ſie folgenden Vers ſangen:

„'N Tud hammer ausgetrieben,
'N Summer breng' mer wieder,
'N Summer und 'ne Mee,
Und Blümel allerlee.“

Die Kinder pflegten an dieſem Sonntage mit Papierfahnen herumzuziehen und folgende Verſe dabei zu ſingen:

„Die Schüſſel hat einen goldenen Rand,
Die Jungfrau hat eine milde Hand,
Sie wird ſich wohl bedenken
Und mir ein Trinkgeld ſchenken;
Und ſchenkt ſie mir ein Trinkgeld nicht,
So kriegt ſie auch den Liebſten nicht.“

Bisweilen ſang man auch:

„Kleine Fiſchchen, kleine Fiſchchen ſchwimmen auf der See,
Rothe Roſen, rothe Roſen blühen auf dem Stengel,
Der Herr iſt ſchön, der Herr iſt ſchön, die Frau iſt wie ein Engel;
Der Herr, der hat ein hohes Haus,
Er guckt mit ſeiner Jungfrau 'raus.
Er wird ſich wohl ꝛc.“

In Großenhayn war dieſer Umzug der Kinder noch in den erſten dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts im Gange. In dem benachbarten Schleſien hat er ſich bis heute erhalten. Hier bekommen die Kinder, welche man „Sommerkinder“ heißt, Bretzeln, bisweilen auch kleine Münze für ihren Geſang, und werden mithin ganz ſo belohnt wie die Gründonnerſtagsrufer. Beide Gebräuche haben zweifelsohne denſelben Urſprung: ſie ſollen die Freude andeuten, welche die Menſchen empfinden über die Rückkehr des blühenden Frühlings nach den langen, kalten und düſtern Wintermonaten. — Nach allen hohen Feſttagen, deßgleichen nach Kirmeßgelagen und Hochzeitfeſten pflegen die Lauſitzer einen Raſttag zu halten, der ausſchließlich der körperlichen Pflege, der phyſiſchen Erholung gewidmet iſt. Dieſer Tag heißt allgemein „Wälztag.“ Die Deutſchen meinen, es rühre dieſe Bezeichnung von dem Bedürfniß her, ſich ausruhen und ſo zu ſagen zu faullenzen. Möglich, daß dieſe Erklärung die richtige iſt. Indeß wäre es auch möglich, daß der wahre Urſprung des Namens im Wendiſchen zu ſuchen ſey, und zwar in dem noch heut üblichen wendiſchen Spiele Wálé, von walkac. wälzen, kollern, worauf ich bei den Schilderungen der wendiſchen Sitten und Gebräuche wieder zurückkommen werde.

Ernſt Willkomm.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holſtein, Oktober.

Die zur gemeinſamen Regierung Schleswig-Holſteins Verordneten.

Eine proviſoriſche Regierung hat, oder vielleicht richtiger geſagt, iſt abgedankt, um einer andern, gleichfalls nur proviſoriſchen, Platz zu machen, obgleich es eben ſo gut geweſen ſeyn möchte, dieſer Wechſel wäre nicht vorgenommen, und die alte proviſoriſche Regierung hätte bis zum demnächſtigen Frieden und einer endlichen feſten Ordnung der Verhältniſſe fortregiert. Allein die nunmehr abgetretene Regierung war einmal eine aus der Revolution und dem Willen des Volks hervorgegangene, ſie trat trotz ihrer Erklärung, daß der Landesfürſt unfrei ſey und ſie nur in ſeinem Namen die Regierung führe, doch etwas allzu ſcharf dem Prinzip der Legitimität entgegen, als daß ſie hätte länger beſtehen können. Die von Preußen, Dänemark und der deutſchen Centralgewalt ohne Zu-

thun des Landes ernannte neue Regierung, die sich selbst „zur gemeinschaftlichen Regierung Schleswig-Holsteins verordnete“ nennt, sollte bekanntlich aus Männern bestehen, welche die allgemeine Achtung und das allgemeine Vertrauen besäßen. Man möchte jedoch wohl mit Recht behaupten, daß diese allgemeine Achtung und dieses allgemeine Vertrauen lauter anticipirte Sachen sind, in so fern die Mitglieder dieser neuen Regierung die genannte Achtung und das genannte Vertrauen nicht sowohl schon besaßen, als sich erst erwerben müssen, und wir wollen in ihrem und des Landes Interesse aufrichtig wünschen, daß sie diese Erwerbung recht bald machen. Die beiden bürgerlichen Mitglieder dieser Regierung, die Herren Preusser (Etatsrath und Oberappellationsrath) und Boysen (Landvogt von Norderdithmarschen) mögen ganz achtungswerthe Männer seyn, nur weiß das größere Publikum im Grunde noch zu wenig von ihnen und ihrer politischen Richtung, als daß sie in dieser Hinsicht schon allgemeine Achtung und allgemeines Vertrauen besitzen könnten. Was aber die übrigen adelichen Mitglieder dieser Regierung betrifft, so kann man mit Wahrheit sagen, daß sie in politischer Hinsicht schwerlich dem Lande Achtung und Vertrauen haben einflößen können. Der zum Regierungspräsidenten ernannte Graf Moventlow-Jersbeck ist ein starrer Aristokrat mit einer starken Beimischung von Serviliemus nach oben, und in der Stände- und Landesversammlung hat er sich mit einem gewissen Anfluge von Stolz als einen mittelalterlichen Mann und Charakter selbst producirt, dadurch aber auch selbst seine Untüchtigkeit für seine jetzige Stellung ausgesprochen, in so fern ein dem Mittelalter angehöriger Staatsmann schwerlich dazu geeignet seyn möchte, zu unserer Zeit ein hohes Staatsamt zur Zufriedenheit eines Landes zu bekleiden. Auch die nationale Gesinnung des Grafen möchte Vieles zu wünschen übrig lassen, denn er erklärte vor einigen Jahren in der hiesigen Ständeversammlung bei einer betreffenden Debatte, daß er Schleswig-Holstein als sein näheres und Dänemark als sein weiteres Vaterland ansehe. Für Deutschland schien er damals keine sonderlichen Sympathien zu hegen, die sich aber vielleicht im Fortgange der Zeit bei ihm eingestellt haben mögen. Der hiesige Baron und Amtmann mehrerer Aemter, Heintze, ist seinem politischen Glauben nach dem größeren Publikum unbekannter geblieben. Man weiß eigentlich nur von ihm, daß er ein dänischer Gesammtstaatler und ein treuer Diener Christians VIII. war, und wenn daher diese seine Gesinnung, verbunden mit seiner anfänglichen Weigerung, die provisorische Regierung und die Selbstständigkeit des hiesigen Landes anzuerkennen, nicht wider Erwarten ihm allgemeine Achtung und allgemeines Vertrauen zuwege gebracht haben sollte, so muß er sich dieselben gleichfalls erst erwerben, denn er besitzt sie noch nicht. Noch viel unbekannter sind die patriotischen und politischen Verdienste des Grafen Adolph Moltke, den man Anfangs vielfältig mit dem schleswigschen Obergerichtsrath, dem Grafen Adam Moltke, einem sehr achtungswerthen alten Manne, verwechselte und deßhalb freudig begrüßte. Dieser Graf Adolph Moltke saß in dem weiland Kollegium zu Kopenhagen, und mag sich dort immerhin Achtung und Vertrauen erworben haben. Aus solchen Mitgliedern besteht demnach die Achtungs- und Vertrauensregierung des hiesigen Landes, in der manche den Baron Blome von Fallenberg vermissen wollen. Sie hat indessen bekanntlich den gegenwärtigen Zustand nebst dem Staatsgrundgesetz anerkannt und sich mit verantwortlichen Ministern umgeben, die vielleicht im höheren Grade die öffentliche Achtung und das öffentliche Vertrauen besitzen, als die Regierungsmitglieder selbst.

(Schluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Schluß.)

Versuche und Erfindungen.

Noch ist Mehreres zu bemerken, was an friedliche Zeiten erinnert. Da ist einer, der mit einer neuen Beleuchtungsmethode Experimente anstellt, denen Jedermann beiwohnen kann, da sie auf öffentlichen Plätzen stattfinden. Mitten auf dem Carroussellplatz, vor dem jetzt leeren Tuilerienschlosse, hat man schon vor mehreren Jahren einen Leuchtthurm errichtet, um mit einem einzigen Lichte den sehr geräumigen Platz zu erleuchten. Dieses von metallenen Hohlspiegeln reflektirte Licht reicht wirklich zur Beleuchtung des Raums nach allen Seiten zu, nur ist die Beleuchtung freilich an den Enden des Platzes etwas schwach. Da hat nun ein erfinderischer Kopf eine Beleuchtung erdacht, welche viel vollkommener ist als jene, und noch dazu den Vortheil hat, daß sie weniger kostet. Der Leuchtthurm erfordert stündlich für fünf Francs Gas, wogegen das neue Verfahren nur etwas über drei Francs kosten soll. Das neue Mittel ist, wie man mich versichert, eine Verbindung des elektrischen, vermittelst der Voltaschen Säule erzeugten Lichtes und eines besondern Gases. Einem der Experimente auf dem Carroussellplatze habe ich beigewohnt. Der Erfinder hatte sich mit seinem Apparat an das äußerste Ende des Platzes gestellt, so daß das Licht die ganze Breite desselben zu durchlaufen hatte; es bestand aus schnell aufeinander folgenden Blitzen, welche so lebhaft waren, als der Blitz beim Gewitter, und noch am entgegengesetzten Ende des Platzes das Auge fast blendeten. Man versichert, ein solches Licht könne eine Strecke von dreiviertel Lieues beleuchten. Man kann sich vorstellen, wie nützlich eine solche Beleuchtung wäre, nicht allein auf Leuchtthürmen in Häfen, sondern auch in Städten, selbst auf stark befahrenen Landstraßen, und besonders an Eisenbahnen, wo, wie in Frankreich der Fall ist, auch Nachts gefahren wird. Jetzt werden die Experimente auf den Boulevards fortgesetzt, und wenn die Beleuchtung einen Fehler hat, so ist es nur der, daß sie zu blendend ist; diesem Uebelstand würde sich aber gewiß leicht abhelfen lassen. — Ein anderer sinnreicher Kopf hat sich wieder einmal an die wilden Kastanien gemacht, welche schon zu vielen fruchtlosen Versuchen Anlaß gegeben haben. Alle Lustgärten in Frankreich sind voll von diesen Bäumen, aber ihre Frucht dient fast bloß den Kindern zum Spielen. Ernstlichen Nutzen daraus zu ziehen, hat bisher Niemand gelingen wollen. Nun hat aber ein gewisser Flandin ein ganz einfaches Mittel gefunden, Brod daraus zu machen, und neulich hat er die Akademie der Wissenschaften mit Kastanienbrod und Biskuit traktirt. Nur war freilich ein Theil — etwa die Hälfte, wie man sagt — des Mehls Weizenmehl. Aber wenn er das bisher so herbe Kastanienmehl auch nur auf diese Weise genießbar macht, so ist dieß schon sehr viel. Das schätzbarste ist, daß er dieß mit sehr geringen Kosten und wenig Mühe bewirkt, nämlich mittelst des sehr wohlfeilen Soda-Carbonats (Carbonate de soude). Nur möchte ich nicht sogleich die sanguinischen Hoffnungen der Journalisten theilen, welche bereits behaupten, von nun an sey keine Hungersnoth mehr zu fürchten, indem zwei vor der Hütte des Landmanns gepflanzte wilde Kastanienbäume hinreichen werden, ihm das nöthige Brod zu verschaffen. Ja man will schon die Kartoffeln als überflüssig betrachten, zumal sie in neuester Zeit so leicht krank werden, und man nicht mehr auf sie rechnen kann. Jedenfalls wird Flandins Erfindung, wenn sie Stich hält, dem Volke nützlicher werden als Louis Blancs und Proudhons Versprechungen und Theorien, welche bisher nur dazu gedient haben, die Menschen toll zu machen.

D g.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 273. Dienſtag den 14. November 1848.

Hier tanzt das Sonnenlicht auf goldnen Matten,
Dort liegen Wald und Moor im froſt'gen Schatten.

Thomſon.

Aus den Alpen.

(ſ. Nr. 257—260.)

Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen.

In unſern Ebenen und Hügelländern, wo aller Boden flach geſtreckt der Sonne zu Füßen liegt, achten wir wenig auf den Unterſchied von Licht- und Schattenſeite in der Landſchaft. — Die himmliſchen Lichtſpender umwandeln ungehindert unſere niedrigen Höhen und ergießen ein gleichmäßig ſchattirtes Strahlenmeer über die weite Flur, gleich wie unſere Ströme ruhig und eben fortfließen und unſere Seen weite Strecken untief überlaufen. — Gemächlich treibt Apoll ſeinen Wagen aus den Thoren ſeiner öſtlichen Reſidenz hervor, vollbringt ſeine tägliche Reiſe auf bequemer Himmelschauſſee und gleitet am Abend eben ſo ruhig im Weſten am Firmamente hinab.

Dieß Alles iſt ganz anders in den Wunderländern der Hochgebirge, wo die Erde hier zum Himmel ſich aufbäumt, und dort Alles, was ihre Oberfläche belebt, in tiefen Abgründen begräbt. — Da gibt es viele Gegenden, die im Laufe des Jahres ſo lange im Schatten liegen, wie die nächtlichen Eisgefilde des Nordpols, ja manche, welche noch nie, ſo lange die Welt ſteht, ein Sonnenſtrahl beſchienen hat. Man denkt ſich daher leicht, daß in den Bergen die Frage nach Licht- oder Schattenſeite eine Lebensfrage iſt, von der unzählige Verhältniſſe des Schönen und Nützlichen bedingt werden.

Durch die kräftige Miſchung der Schatten und Lichter wird der maleriſche Reiz der Landſchaft bedeutend erhöht, durch Gewährung oder Entziehung der Sonnenſtrahlen werden die klimatiſchen Verhältniſſe modificirt, die Vegetation verändert, die Bewohnbarkeit des Bodens beſtimmt und noch viele andere Zuſtände geregelt. Es iſt in dieſer Beziehung vor allen Dingen nichts wichtiger als die Betrachtung der geographiſchen Poſition der Alpenkette. Und man ſpricht hier das Entſcheidende aus, wenn man ſagt: die Alpen ſind ein Gebirge, das ſich, ungefähr in der Mitte zwiſchen Aequator und Nordpol gelegen, der Hauptlänge nach von Weſten nach Oſten erſtreckt. — Diejenigen Berge, welche gerade unter dem Aequator oder doch zwiſchen den Tropen liegen, werden täglich und jährlich allſeitig von der Sonne umgangen und der Unterſchied zwiſchen Sonnen- und Schattenſeite verſchwindet hier völlig. Da müſſen bei der gleichmäßigen Lichtvertheilung nach Norden wie nach Süden die Verhältniſſe des Gebirges, ſo weit ſie von der Sonne abhängen, ſich gleich geſtalten, die Gletſcher, wenn es deren gibt, in gleicher Höhe abſchmelzen, die Pflanzen und Thiere überall gleich hoch hinaufſteigen. — Je näher ein Gebirge der gemäßigten Zone liegt, deſto ſtärker muß der Contraſt zwiſchen Schatten und Licht, zwiſchen Nord- und Südſeite hervortreten. Bei den Gebirgen in der Nähe des Nordpols ſelbſt verſchwindet aber dieſer Contraſt wieder, weil dort die ohnedieß kraftloſe Sonne, ſo lange ſie im Sommer ſcheint, in ſpiralförmigen Kreiſen den ganzen Horizont umſchleicht und Alles gleichmäßig beſchimmert. Schon bei den ſchwediſchen und norwegiſchen Gebirgen iſt daher der Unterſchied zwiſchen Schatten und Licht nicht ſo bedeutend wie bei den Alpen, weil dort die Sonne nicht ſelten auch in die gegen Norden geöffneten Thäler hinein ſcheint.

Die Alpen liegen vielleicht gerade in der Erdgegend, wo Nord und Süd ſich am ſtärkſten ſcheiden. Auch der Umſtand, daß ſie ſich mit ihrer Hauptausdehnung von Oſten nach Weſten erſtrecken, iſt in Bezug auf Licht- und Schattenvertheilung bedeutungsvoll. Bei Bergketten, die gerade im Meridian von Süden nach Norden fortſtreichen, ſind alle Querthäler gegen die beiden Lichtgegenden des Himmels, gegen Oſten und Weſten gleißmäßig geöffnet. Nur eines der ſchmalen Endglieder der Kette iſt der Region der Nacht, dem Norden zugewendet. Bei den oſtweſtlich gerichteten Ketten dagegen liegt die ganze eine Hälfte der Finſterniß zugekehrt.

Trotz der vielen parallelen Ketten, aus denen die Alpen zuſammengeſezt ſind, läßt ſich doch ihre von beiden Seiten in Stufen und Abſätzen allmählig ſich erhebende Maſſe als ein Ganzes auffaſſen, und man kann es ſich unter dem Bilde eines langgeſtreckten prismatiſchen Dammes vorſtellen. — Die mittlere Rückenlinie dieſes Dammes, die freilich in der Wirklichkeit nicht ſcharf zu beſtimmen iſt, ſcheidet das Gebirge in eine ſüdliche Lichtſeite und eine nördliche Schattenſeite, jene die italieniſche, dieſe die deutſche Seite. — Die Nordſeite empfängt zwar auch, weil die Alpen keine regelmäßig geſchloſſene, ſondern eine vielfach durchbrochene Mauer ſind, aus Süden, Oſten und Weſten Licht, natürlich aber doch weit weniger als die Südſeite, wo immer weniger ſchattengebende Berge vorliegen. — Auf der Südſeite hört daher die Schneeregion früher auf, die Gletſcher ſteigen minder tief herab, das Pflanzenreich iſt nach oben ausgedehnter.

Was ſo vom Ganzen der Alpen, wenn man ſie als einen einzigen Damm betrachtet, gilt, das muß auch wieder von jeder einzelnen der vielen oſtweſtlich ſtreichenden Bergketten, aus denen ſie gebildet ſind, gelten. Die Sonnenſeite und Schattenſeite dieſer einzelnen Ketten kontraſtiren wieder auf ähnliche Weiſe wie die italieniſche und deutſche Seite des Ganzen. Und am Ende zeigt ſich derſelbe Kontraſt auch wieder bei jedem einzelnen Berge und Hügel. Bis zu den niedrigen Höhen der Voralpen ſind alle Sonnenſeiten der Berge mehr oder höher hinauf mit Wohnungen und Dörfern beſezt, mit Wieſen, Aeckern und Weingärten geſchmückt, während die Nordſeiten oft von Gletſchern, oder finſtern Fichtenwäldern, oder Sümpfen ſtarren.

Neben der geographiſchen Poſition iſt in Bezug auf Licht- und Schattenvertheilung in den Bergen nichts entſcheidender als ihre eigenthümliche Geſtalt, die Art und Weiſe ihres Aufbaus. Je mehr die Kuppeln der Berge gerundet ſind, unter je kleineren Winkeln ſie ſich erheben, deſto häufiger wird der Fall eintreten, daß ſelbſt auf der Nordſeite noch zu Zeiten die ſchrägen Sonnenſtrahlen unter einem nicht ganz unbedeutenden Winkel auffallen können. Nur bei denjenigen Abhängen, welche unter einem größeren Winkel nach Norden abfallen, als die Sonnenſtrahlen zur Zeit des höchſten Sonnenſtandes, tritt jener Fall nie ein. — Die Alpen haben eine Menge ſolcher Abfälle und überdem eine ſolche Mannigfaltigkeit von Abſchüſſigkeitsgraden, daß Licht und Schatten ſehr ſtark und auf ſehr vielfache Weiſe kontraſtiren müſſen.

(Fortſezung folgt.)

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Fortſezung.)

Da hält ein Wagen — oder iſt's nur eine Droſchke? — vor einem ſtattlichen Hotel, mit oder ohne Auffahrt; die Folgen der Revolution vom 22. Auguſt haben bekanntlich mehrere der ariſtokratiſchen Rampen von den Palais der Wilhelmsſtraße raſirt. Der Wagen hält und der Portier wiegt ſeinen wohlgenährten Leib bequem unter dem Portal in ſeiner Größe von ehemals, die freilich jezt geringer geworden. Sonſt hausten in dem Hotel, deſſen Schwelle er hütet, nur Grafen, Barone, Fürſten, im Ausnahmsfalle ausgezeichnete Bürgerliche — jezt! ach, er weiß kaum mehr recht die Namen der ſo oft wechſelnden Inſaßen! Heut ſind ſie Excellenzen, morgen, wenn ſie eine Stimme zu wenig haben, ſind ſie es nicht mehr, ſie müſſen ausziehen. Er iſt derſelbe geblieben, ein ſtattlicher, feiner Mann, trotz ſeiner Beleibtheit, mit weißer Wäſche, zuweilen mit weißem Haar. Wenn Alles in der Welt rollt, etwas muß doch ſtehen bleiben, denkt er. Der Portier eines Miniſterhotels iſt zwar nicht mehr der römiſche puer, oder Sklav, mit der Kette an den Thürpfoſten geſchmiedet, aber jeder Portier iſt conſervativer oder ſtabiler Natur. Er verläßt ſeinen Poſten nicht. Wer weiß? denkt er, ſie kommt doch wieder, die gute alte Zeit.

Dieſe Emporkömmlinge, dieſe Pilze, natürlich er verneigt ſich tief vor ihnen, denn den Reſpekt vor ſeinen Obern kennt ein Portier; er iſt nur grob gegen Untere, Subalterne und Supplikanten; aber ſeine Grafen und Barone mit den Wappen und den Jägern — o das war doch eine beſſere Zeit! Und wie lange hatte er Zeit, ſolch einen Miniſter kennen zu lernen! Wer einmal eingezogen war, der zog nicht wieder aus, bis der ſchwarze Wagen vor der Thüre ſtand und ſechs ſchwarze Leute ihn hinunter trugen. Das war die gute alte Ordnung. Da konnte ihm

nicht paſſiren, was neulich ſeinem Collegen paſſirt iſt. Abgezogen iſt der vorige Miniſter; ſie ſtürzen jezt ordentlich hinaus, wenn ſie geſtürzt ſind, als brenne der Boden unter ihren Sohlen. Den neuen kannte er noch nicht, hatte vielleicht noch nicht einmal ſeinen Namen gehört. Und ankommt Nachmittags ein Jemand, zu Fuß, ſo in einem kleinen Röckchen, den Ueberzieher über'm Arm, die Cigarre im Munde. So tritt er sans façon, ohne zu fragen, den Hut auf dem Kopf, in's Haus. Und wenn die Welt auf dem Kopfe ſtände, und wenn's ihm den eigenen koſten ſollte, in ſeinem Haus muß Ordnung ſeyn. Er tritt dem feinen Herrn, denn das war er trotz der sans façon, dreiſt unter die Augen, und mit einem Blick, wie nur der Diener eines großen Herrn ihn hat, fragt er ihn, zu wem er wolle? Der Fremde lächelt: er wolle zu ſich ſelbſt. Der Portier erwidert ihm, zu wem es auch ſey, es ſchicke ſich nicht, in einem ſolchen Hauſe mit der Cigarre einzutreten. Der Fremde thut die Cigarre lächelnd weg und entſchuldigt ſich: er habe nicht gewußt, daß man in ſeinem Hauſe nicht rauchen dürfe. Es war der neue Miniſter. Dießmal ſoll der Thürhüter vor Schrecken die Sprache verloren haben.

Hätte er gewußt, daß die neue Miniſterin im Wagen geſeſſen, wäre der Portier doch wohl die Stufen hinabgeſprungen, er wäre ihr behülflich geweſen beim Ausſteigen. Sie ſteigt nun mit beſondern Empfindungen die Stufen hinauf. Ach, es athmet hier ein andere Luft, ſo frei, groß, würdig. In dieſen Hallen ſchallt das Wort Excellenz ganz anders als in der engen bürgerlichen Behauſung. Es hat — ſie iſt gewiß über das Vorurtheil hinaus — hier einen ganz beſondern Klang, einen Klang, der zur Oertlichkeit gehört. Es wandelt ſich ſo eigenthümlich auf dieſen belegten Treppen, auf dieſen ausgelegten Fußböden. Sie begreift ihren Mann nicht, aber die Männer ſind nun einmal ſo — er hat gar nicht in das Hotel einziehen wollen. Und warum nicht? weil er vorausſieht, daß er bald wieder ausziehen muß. Welche Pedanterei! lebt man denn, um ewig zu leben? Läßt man ſich ein neues Kleid machen, um es immer zu tragen? eine Stube malen, tapeziren, damit ſie für's ganze Daſeyn aushält? Wer einmal glücklich war, der iſt es geweſen; was er geweſen, kann ihm Niemand nehmen. Wer einmal Miniſter, Excellenz war — wer kann ihm die ſelige Erinnerung rauben!

Die vorige Frau Miniſterin wohnt noch im Hotel, die neue Frau Miniſterin kommt nur, um die Lokalitäten ſich zu beſehen. O, das iſt ein ſüßer, freundlicher Beſuch! Die ausziehen muß, will ja keinen Augenblick länger bleiben, wenn die neue Excellenz preſſirt iſt; die jüngſte Excellenz verſichert, ſie wolle durchaus nicht geniren; wenn es auf ſie ankäme, möchte die vorige Excellenz die Appartements ſo lange behalten, als es ihr irgend convenable wäre. Lieber Gott, ſie ſelbſt würde gar nicht darauf dringen, wenn nicht ihr armer Mann in der alten Wohnung ſo übel placirt wäre. Nur um der Vorzimmer willen; man wiſſe ja gar nicht, wo man die Leute laſſen ſolle, bis ſie vorgelaſſen werden könnten. Heute würde es Excellenz wohl zu früh ſeyn, aber morgen? Die vorige Excellenz dachte übermorgen an das Räumen zu denken. — Uebermorgen! mein Gott, die neue Excellenz hatte ſchon den Tiſchler und Tapezier mitgebracht, um Maaße nehmen zu laſſen. — Was? ſchon Maaß nehmen! — Man kann doch nicht warten bis — bis man nicht mehr Miniſter iſt, flüſtert vielleicht der diable boiteux in den Dachſparren. — Die vorige Miniſterin hatte gehofft — daß ein Rückſchlag eintrete, flüſtert derſelbe Gnom, daß ihr Mann doch vielleicht bleibe.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

Anarchie.

Wir ſtehen im zweiten Akt des langen Trauerſpiels, der republikaniſchen Schickſalstragödie, welche wir mit ganz Frankreich verdammt ſind durchzumachen. — Der erſte Akt begann hier 1793 und koſtete uns Ströme des edelſten Bluts mit einem guten Theil von Hab und Gut. Dann kamen die Zwiſchenſpiele des Conſulats, des Kaiſerthums, der Reſtauration, die Arbeiteraufſtände von 1832 und 1835, und dann wieder dreizehn ruhige, glückliche Jahre. Wer hätte da glauben ſollen, daß das Stück noch nicht zu Ende ſey? Da brach wie eine wilde Windsbraut die Februarrevolution mit ihrer improviſirten Republik herein, und mit ihr all der Jammer und die Unſicherheit, die ſeit ſieben Monaten auf uns laſten und deren Ende noch gar nicht abzuſehen iſt. Zwar erneuerten ſich nicht die Greuel von 1793, wo die Wuth der Conventscommiſſäre an achthundert würdige Männer bloß deßwegen guillotiniren oder niederſchießen ließ, weil ſie guten Familien angehörten, oder weil ſie wohlhabend oder reich waren, wo auch ihre Häuſer niedergeriſſen und damit mehrere Straßen des ſchönſten Stadttheils zerſtört wurden und die 120,000 Einwohner Lyons nach der Commiſſäre Aeußerungen auf 75,000 vermindert werden

ſollten. Solche Abſcheulichkeiten in Maſſe verträgt unſere Zeit nicht mehr, Straßen- und Barrikadenkampf ausgenommen, dürfen Mordthaten nur vereinzelt vorkommen. An gutem Willen zu Aehnlichem, wie 1793, fehlte es jedoch auch dießmal nicht. Der Commiſſär der proviſoriſchen Regierung, Emanuel Arago, erklärte vor einigen Monaten, es ſtehe bei ihm die Stadt dem Erdboden gleich machen zu laſſen. Er gab ſich auch zur Unterſtützung der ſchlechteſten Gelüſte und Leidenſchaften des Pöbels her und billigte eine Menge Exceſſe im Stillen oder gar laut, wobei ihm der Mund wäſſerte, ſelbſt dabei Hand anzulegen. Mit den zwei kleinen Worten Angſt und Gewalt läßt ſich leicht die Geſchichte dieſer letzten ſieben Monate in Lyon ſchreiben, denen es nicht an ekelhaften Erſcheinungen in raſchem Wechſel fehlte. Da ſahen wir die ſich ſelbſt mit Stolz „Voraces“ und „Dévorants“ nennenden Banden in offener und heftiger Feindſeligkeit der ſtädtiſchen Nationalgarde gegenüber, ſo lange dieſe nicht von ihnen demoraliſirt war; wir ſahen ſie nach Gutdünken auf Straßen und in den Häuſern Nachſuchungen anſtellen und nehmen, was ihnen gefiel, immer unter dem Vorwand, nach Waffen oder nach Verſchwörungen gegen die Republik zu ſuchen, an die nicht zu denken war. Ein Geiſtlicher wurde vom Altar geriſſen und in's Gefängniß geſchleppt, weil die Voraces behaupteten, er ſey der Republik nicht aufrichtig zugethan. Dagegen befreiten ſie Gefangene aus ihrer Haft, die in offener Rebellion ergriffen und gefangen worden waren. An deren Stelle verhafteten ſie obrigkeitliche Männer, welche nach Recht und Geſetz über die Befreiten Urtheil geſprochen hatten. Von den Offizieren verlangten ſie einen wegen militäriſcher Inſubordination verhafteten Soldaten, und er mußte herausgegeben werden. Einen General riſſen ſie in der Uniform vom Pferd, tödten ihn faſt auf der Straße und nennen das haute justice. Sie nehmen mehrere Forts um Lyon ein, errichten Barrikaden beim geringſten Zeichen von Widerſtand gegen ihren ſouveränen Willen. Sie beherrſchen zuletzt die Stadt, ein Haufen trunkener Wilder. Was thut bei dem allen der Commiſſär der Republik? Er ſieht allen Ungeſetzlichkeiten des Pöbels ruhig zu, reibt ſich vergnügt die Hände und ſagt dabei: »Allez, mes enfans, vous faites bien!« Die Nationalgarde wird täglich mehr entſittlicht und muß endlich nach dem Pariſer Juniaufſtand aufgelöst werden, wie viele andere in Frankreich.

(Schluß folgt.)

Schleswig-Holſtein, Oktober.

(Schluß.)

Vereine. — Die Kriegführung gegen die Dänen.

Das Vereinsweſen hat in lezter Zeit auch im hieſigen Lande einen bedeutenden Aufſchwung genommen, doch bewegen ſich die meiſten Vereine in untergeordneten Kreiſen, indem ſie ſich mehr den Gemeindeangelegenheiten, als den ſtaatlichen Dingen zuwenden. Dieß ſoll jedoch keinen Tadel gegen dieſe Vereine enthalten, da eine gute und vernünftige Einrichtung des Gemeindeweſens und eine Pflege der Lokalintereſſen an und für ſich gewiß nicht zu den unwichtigen Dingen gehören. Eigentliche demokratiſche Vereine gibt es meines Wiſſens nur in Altona und Kiel, auch dürften ſie ſich wohl kaum bedeutend vermehren, da die demokratiſchen Elemente und Grundſätze bei der hieſigen Bevölkerung bis jezt noch wenig Anklang finden. Daran iſt nun wohl nicht allein die allerdings noch etwas große politiſche Unreife der Maſſen ſchuld, ſondern auch die demokratiſchen Ueberſchwenglichkeiten und Thorheiten, die leider jezt allerwärts vorkommen. Für die hieſigen Wohlhabenden und Begüterten ſind übrigens ſchon allein das Schreckgeſpenſt der Anarchie, der rothen Republik und andere Dinge, die man den Leuten gefliſſentlich ſchrecklich genug vorgemalt hat, triftige Gründe genug, um ſie von demokratiſchen Beſtrebungen fern zu halten. Deſto lächerlicher iſt es, wenn der Prinz von Auguſtenburg, der wahrſcheinlich für die künftige hieſige Herrſchaft ſeiner Familie fürchtet, jezt darüber aus iſt, unter den hieſigen Bauern eine Rieſenadreſſe gegen die Republik zu Stande zu bringen. Dieſe Furcht iſt in der That eben ſo abgeſchmackt, wie im Frühjahr die Furcht des preußiſchen Kabinets vor der Errichtung einer Schleswig-Holſteiniſchen Republik, woran Niemand dachte, iſt es auch gleich wahr, daß wir vom Frühjahre bis jezt thatſächlich in einer Republik lebten, woran jedoch die wenigſten Leute zu denken ſchienen. Auch ein ſogenannter Schleswig-Holſteiniſcher patriotiſcher Verein, unter der Leitung Sr. Excellenz des Geheimen-Conferenzraths Grafen v. Bſome auf Salzau, hat ſich in dieſen Tagen bemerklich gemacht, der in ſeiner Tendenz viele Aehnlichkeit mit dem patriotiſchen Verein zu Hamburg zu haben ſcheint. Die erſte öffentliche Thätigkeit dieſes Vereins hat darin beſtanden, daß er einen Aufruf an die hieſige Bevölkerung, und namentlich an die Inſten oder kleinen Leute auf den adeligen Gütern erließ, worin dieſelben aufgefordert werden, nicht den Advokaten, Literaten und Schullehrern zu trauen, die ſie nur betrügen und ihr Geld wollten, ſondern vielmehr ihren Gutsherren und deren Gerichtshaltern und Inſpektoren, die es gut mit ihnen meinten. Man ſieht, daß es in dieſem patriotiſchen Verein recht patriotiſch hergeht, und daß er namentlich gute Rathſchläge zu ertheilen weiß, die für die Betheiligten hoffentlich nicht verloren ſeyn werden. Ueberhaupt regt ſich die ariſtokratiſche und reaktionäre Partei, die ſeit März in einer gewiſſen Betäubung gelegen hatte, jezt recht mächtig wieder und findet auch den Umſtänden nach hier einen ganz guten Boden, falls ihre Anhänger nicht allzu große Anſprüche machen ſollten. — Ueber die Kriegsführung Wrangels gegen die Dänen erfährt man jezt immer mehr intereſſante Dinge, die, wenn ſie alle wahr ſind, einen hübſchen Beitrag zur Zeit- und Kabinetsgeſchichte liefern. Der Verdacht, daß Wrangel den Krieg gegen die Dänen auf eine ſehr eigenthümliche, humane Weiſe führe, war ſchon während des Kriegs im Sommer hier ſehr verbreitet und wurde namentlich von hieſigen Soldaten vielfach behauptet. Doch glaubte Niemand ſo recht daran und mochte auch nicht daran glauben. Dieſer Verdacht nimmt aber jezt einen ſolchen Charakter an, daß er faſt zur unumſtößlichen Gewißheit bei einem großen Theile der hieſigen Bevölkerung geworden iſt. Militär- und Civilperſonen ſprechen ſich darüber jezt offen und beſtimmt aus; auch ſoll die Sache von däniſcher Seite beſtätigt werden. Wäre dieſer Verdacht wirklich begründet, ſo würden freilich viele ſonſt ganz unerklärliche Dinge dadurch auf einmal ganz erklärlich. Das ſo wunderbare Entkommen der Dänen bei Schleswig, ihre Nichtverfolgung, der ſo ſeltſame Vorfall in Sundewitt, und noch hundert andere Dunkelheiten würden dadurch aufhören Räthſel zu ſeyn. So viel möchte wenigſtens gewiß ſeyn: entweder iſt General Wrangel nicht derjenige Feldherr, wofür er gewöhnlich ausgegeben wird, oder es iſt nicht alles ſo zugegangen, wie es hätte zugehen ſollen. In beiden Fällen ſind die hier gepflückten Lorbeeren des Generals nicht von der ächten Sorte, und jene Frankfurter Dankadreſſe kann bei Sachverſtändigen nur eine gewiſſe Heiterkeit erregen. Einſtimmig ſind dagegen alle im Lobe der bayeriſchen Offiziere, und namentlich des Oberſtlieutenants von der Tann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 274. Mittwoch den 15. November 1848.

Militum favorem, ut largitione et ambitu male adquiri, ita per bonas artes non spernendum. Tacitus.

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Fortſetzung.)

Indeſſen durchwandeln ſie die Zimmerreihen; Beider Herz ſchlägt ſchwer — ſie verlaſſen zu müſſen, morgen hier einzuziehen! Dreißig Zimmer, ſechs-und-dreißig Sophas, Fauteuils, Stühle, Gardinen, Kronleuchter an Kronleuchter, Marmor, Gold, und dieſes Porzellan! Sie drücken ſich unwillkührlich die Hände. Alles Eitelkeiten, gewiß, aber — ihrer Männer wegen, nur um deren Stellung willen! O wer das nur Monate, und ſey es auch nur Wochenlang, beſeſſen, wer es ſeinen Freundinnen zeigen konnte, wer darum beneidet ward, der kann ſagen, er hat das Leben genoſſen! — Die neue Excellenz, das heißt die weibliche, war eigentlich eine Freundin des Beſtehenden, aber ſie muß ſich geſtehen, die Revolution hat doch auch ihre ſchönen Seiten.

Die Soldaten galten immer für Freunde des Beſtehenden. Sie haben's im März in Berlin gezeigt, dann in Frankfurt, in Cöln. Der preußiſche Soldat iſt, wenige Ausnahmen abgerechnet, von ſeiner alten Tradition noch nirgends abgewichen. Murrt er auch hie und da und dann und wann, raiſonnirt ſogar, auf das Commandowort ſteht er und ſchultert und bleibt ſtehen wie eine Mauer. Es iſt vielleicht die Ueberzeugung, vielleicht nur der Inſtinkt, daß Preußen, was es wurde, dem Geiſt, der Disciplin ſeiner Armee verdankt. Demnächſt, und das weiß jeder Soldat, war das preußiſche Heer das erſte, das aus dem Volke hervorging. Eine ſolche Erinnerung macht etwas mehr, als was man ſonſt den esprit de corps nennt. Ausnahmen gab es freilich ſchon vor der Revolution; auch da ſchon, als man mit Argusaugen das Militär vor liberaler Berührung hütete und bei jedem Conflikt mit dem Geiſt der Zeit die Inficirten ausſtieß (was eine ſehr üble Maßregel war), auch da ſchon kam die Macht der Gedanken und ſiegte über die Disciplin. Doch auch dieſe Ausnahmen hatten ein ritterliches Gepräge. Zu jener Zeit waren es nur die Offiziere, in denen der Gedanke lebendig wurde. In den Provinzen las man und dachte in den Regimenten ganz anders als in Berlin. Dennoch hörte ich längſt von vielen Offizieren die Aeußerung: wenn es zum Losbruch käme, würde unſer Herz beim Volke ſeyn, aber unſer Eid und damit unſere Ehre iſt beim Könige; wir würden fechten und bluten, wie es unſere Pflicht iſt, aber gegen unſer Herz. — Es iſt glücklicherweiſe nicht zu dem Conflikte gekommen. Aber wie mancher Offizier mußte ſeinen Abſchied nehmen, oder nahm ihn freiwillig, und mit einem kühnen Sprung über den Liberalismus weg gelangte er bis zum Radikalismus, zur Republik, ſogar der rothen, zum Socialismus und Communismus. Annecke, Willich, Schilling, der bei Doſſenbach gefallene Schimmelpfenning, Held u. a. waren preußiſche Offiziere. — Das ſchien Vielen unglaublich; ſie ſind zum Glauben an ganz andere Dinge gezwungen worden.

Weil er ſo feſt an der Tradition hielt, ward der preußiſche Soldat in den erſten Monaten nach der Revolution von den Radikalen kaum anders genannt als Bluthund, Bauerlümmel, blutſchnaubende, verthierte Soldateska, Henkersknechte. Dieß änderte ſich indeß bald. Man ward inne, daß dieß nicht gerade Liebkoſungen waren, geeignet, den Sinn zu beſtechen,

den Geiſt zu verführen. Plötzlich erwachte der Geiſt der Verſöhnung, der Bruderliebe für den Mann aus dem Volke, den nur der Zufall, das Loos, ſeine Dienſtjahre in den Waffenrock geſteckt. Wie man die Hand umdreht, verwandelte ſich der Ton in den Plakaten. Die Hand ward entgegen geſtreckt dem wackern, braven Soldaten, der für ſo kargen Lohn ſo harten Dienſt, ſo ſchlechte Behandlung, ſo magere Koſt hat, ihm, der während der drei Jahre ſeinen Antheil an der Volksſouveränität aufgeben muß, um von jungen Lieutenants, von Junkeroffizieren ſich zurechtweiſen, häufeln zu laſſen. — Die Bäume, die Brunnen und die Ecken füllten ſich plötzlich in Berlin mit Anſchlägen, worin den Soldaten, wenn ſie zum Volke ſtehen wollten, ein Paradies auf Erden verſprochen ward: höherer Lohn, beſſere Behandlung, eigene Wahl der Offiziere, ein Eid auf die Verfaſſung, und ich weiß nicht was noch alles.

Soldaten haben nie viel geleſen und alle früheren Verſuche durch populäre Schriften, Wochenblätter u. drgl. auf ſie zu wirken, hatten nicht viel Wirkung. Aber jezt plötzlich ſich zum Gegenſtande der Publiciſtik gemacht, wie Wählern von den Kandidaten ſich geſchmeichelt zu ſehen — es hätte ja kein menſchlich Herz unter ihrem blauen Rocke ſchlagen müſſen, wenn ſie ſich nicht geſchmeichelt gefühlt hätten. Es hatte etwas ganz Eigenes, wenn man ſie in Gruppen um die Brunnen ſtehen und in ihre ehrlichen Geſichter ſah. Eine ſolche Sprache hatten ſie noch nicht gehört. Wer behauptet, daß nicht auch in ihnen etwas aufzuckte? ſollte der Funke, der überall gezündet, da allein verglimmen? der Geiſt, der auf Sturmwolken über die Erde fliegt, der die trockenſten Sandebenen ſchwängert und erotiſches Grün aus nackten Felsklüften treibt, ſollte er hier ohne alle Wirkung vorüberziehen?

Aber ſo zögernd, langſam, ſchläfrig die große Maſſe der Ruheliebenden ſich in allen dieſen Kämpfen, und durch ganz Deutſchland, gegenüber den Ultrademokraten gezeigt hat, und wenn ſie einſchritt, zu ſpät kam, hier war es anders. Der Funke, den die Wühler ausgeworfen, zündete auf der andern Seite. Da zeigte ſich der preußiſche Geiſt beſſer als beim trübſeligen Streit wegen der Fahnenparade und des Vivats für den Reichsverweſer. Von allen Seiten regte und rührte es ſich, man lief zuſammen, ſchrieb, druckte, wie um das Palladium zu retten. Bald ſtanden ſo viele Plakate da, warnende, drohende, liebkoſende, ermunternde an den Soldaten, daß er ſich, dem Vaterlande, dem Könige treu bleiben möge, daß die andern dagegen verſchwanden. Es ward mit Witz und Laune, mit Ernſt und Zorn gekämpft, die Geiſter der Vorzeit, die Schlachtenhelden Friedrichs, des großen Kurfürſten, der Blücher, Bülow und Scharnhorſt, wurden in ihren Gräbern angerufen, und nebenbei ward gefragt, wo denn die Schatztruhe wäre, um den Soldaten den verſprochenen Lohn zu zahlen? ob etwa in der Taſche der Demokraten? — Es iſt gleichgültig, vom wem dieſe Plakate herrührten, ſie thaten ihre Wirkung, es waren zum erſtenmal Anſprüche an das Volk im conſervativen Sinn, welche das Volk verſtand.

(Schluß folgt.)

Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen.

(Fortſetzung.)

Die umſichtigen Verfaſſer eines trefflichen Werks „über die Alpen des Landes Glarus“ haben ein Verzeichniß von der Dauer des Sonnenſcheins an den kürzeſten und längſten Tagen in den Hauptthälern und Orten jenes Alpentheils verfertigt. Daraus geht hervor, daß der vierte Theil dieſer Orte an den kürzeſten Tagen nur zwei Stunden Sonnenſchein hat, ein zweites Viertel nur drei Stunden oder etwas darüber. Einige haben ſelbſt an den längſten Tagen nur acht oder neun Stunden Sonnenſchein. — Daß dieſes Verzeichniß das einzige dieſer Art iſt in all den umſtändlichen Schilderungen der Alpenländer, iſt merkwürdig genug und ein Zeichen, wie wir das Naheliegende gerade oft am meiſten verſäumen. — Da von der Lage eines Ortes zur Sonne und von der Maſſe Lichtes, die er im Laufe des Jahres empfängt, ſo unendlich Vieles bedingt wird, ſo ſollte man über die verſchiedene Dauer der Tage in den Gebirgen eben ſo genaue Tabellen entwerfen, als über die abſolute und relative Höhe. Der Einfluß der Höhe wird oft durch die größere oder geringere Lichtfülle vollkommen aufgehoben.

Im Ganzen kann man wohl ſagen, daß die Spitzen der Berge mehr Licht empfangen als die Thäler. Wolken und Nebel, oder überragende hohe Gegenſtände und endlich das Verſchwinden der Sonne unter dem Horizont ſind die einzigen Umſtände, welche einer Landſchaft das Licht entziehen, und immer finden ſich die Bergſpitzen dabei im Vortheil. — Die Wolken, welche ſich hoch über den Gebirgen erheben, beſchatten beides, Gipfel und Tiefen, und die, welche in niedrigeren Regionen ſchweben, verdunkeln die Thäler, nicht aber die ſonnigen Gipfel. Im Herbſte, aber auch zuweilen in den andern Jahreszeiten, lachen oft alle Gipfel über 3000 Fuß Höhe in dauerndem Sonnenſchein, während alle minder hohen Thäler unter einer düſtern Nebelſchicht im Dunkeln brüten.

Je höher ein Berg iſt, deſto ſeltener kann er von einem andern überſchattet werden. Viele niedrige Stufen und Gipfel werden ſo zu ſagen beſtändig von den Schatten ihrer Nachbarberge in Oſten, Süden und Weſten verſchlungen. Jezt überragt ſie dieſer, dann wieder jener. Aber die Gipfel der Jungfrau, des Montblanc und anderer Höhen, die Alles in ihrer Nachbarſchaft weit und breit überragen, wurden noch nie von einem andern Schatten getroffen, als dem der Wolken. — Als irdiſche Vorboten der Aurora erglühen ſie Morgens zuerſt und Abends nehmen die Lichtgötter am ſpäteſten von ihnen Abſchied, und ihre leuchtende Geſellſchaft ruht noch umher auf allen Hörnern und Zacken, während unten ſchon längſt die Nacht ihren Schleier ausgebreitet hat. Darum läßt auch Schiller ſeine Eidgenoſſen den Eid des neuen Bundes ſchwören

bei dieſem Licht, das ſie zuerſt begrüßt
Vor allen Völkern, die tief unter ihnen
Schwer athmend wohnen.

Die alten Römer und Griechen, welche die wunderlichſten und übertriebenſten Vorſtellungen von der Höhe der Berge hatten — Plinius hält einige Berge vierzig Meilen hoch — glaubten, es gebe Berggipfel auf Erden, auf denen die Sonne nie untergehe und die ſich eines ununterbrochenen Sonnenlichts erfreuen.

Während auf dieſe Weiſe den hohe Alpen bewohnenden Hirten die Tageslänge etwas über das gewöhnliche Maaß, deſſen wir in den Ebenen genießen, hinausgedehnt wird, wird dagegen denen in den Thälern die Lichtfülle in allen faſt nur denkbaren Graden verkürzt. Einige werden von der Sonne direkt nicht länger, ja ſogar viel kürzer beſchienen als die Polargegenden. Es gibt tiefe Thäler und Ortſchaften in den Alpen, deren ſüdliche Seitenwände ſo hoch ſind, daß die niedrige Sonnenbahn des Winters oft drei oder vier Monate lang darunter bleibt, und die Bewohner dieſer Thäler genießen dann erſt im Frühling wieder des erſten Anblicks der Sonne. — Ja es gibt ſogar bewohnte und bebaute Erdflecke, die nur ein einzigesmal im Jahre von der Sonne beäugelt werden. Und wollte man alle die Stellen, die in Schluchten und Felsſpalten verſteckt dieſes Glücks nie theilhaftig werden, aneinanderfügen, ſo würde man vermuthlich ein ganzes kleines Schattenreich von mehreren Quadratmeilen in den Alpen zuſammenbringen können.

Auch gibt es Höhlen, Spalten und Löcher in den Bergen, durch welche die Sonne nur an einem gewiſſen Tage und zu einer beſtimmten Stunde einen glänzenden Pfeil zu ſchießen vermag. Die bäuriſchen Urbewohner des Landes ſind viel genauer im Beobachten ſolcher lichten Stunden und Tage in ihrer Nachbarſchaft, als die Gelehrten im Sammeln und Zuſammenſtellen dieſer einzelnen Beobachtungen. Während jene immer genau anzugeben wiſſen, wann auf dieſer oder auf jener Spize das Licht der Sonne erſcheint, haben dieſe noch ſehr wenig oder nichts für eine umfaſſende Beſtimmung der Lichtverbreitung in den Alpen gethan.

Zuweilen trifft es ſich, daß eine markirte Bergſpitze gerade im Meridian eines bewohnten Ortes liegt, und daß demnach die Sonne von dieſem Orte aus immer gerade über jener Spitze erſcheint. Die Leute nennen dann eine ſolche Spitze wohl ihre „Mittagsſpitze," und geht dieſe Benennung von einem Hauptorte aus, ſo wird der Name dann wohl auch von den Nachbarorten angenommen, auch wenn ſie nicht im Meridian jenes Berges liegen. Daraus erklärt ſich die große Menge natürlicher Meridiane in den Alpen, der vielen „Pic du Midi," „Piz di Mezzodi," „Dent du Midi," „Mittagshörner," „Mittagsfelſen." — Ebenſo gibt es in den Alpen „Morgen"- und „Abendberge," auf welchen für dieſes oder jenes Hauptthal die erſten oder lezten Sonnenſtrahlen ſchimmern. Ja hie und da kommen auch Eilfer-, Zehner- und Neunerberge vor, ſo z. B. in einem italieniſchen Thale der „Piz delle nove, „Piz delle dieci" und „Piz delle undeci."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Der däniſche Waffenſtillſtand.

Der Eindruck, den der von Preußen mit Dänemark zu Malmöe abgeſchloſſene Waffenſtillſtand im Süden unſeres Vaterlandes hervorgebracht, liegt durch die traurigſten, in ihren Folgen unberechenbaren Ereigniſſe zu Tage. Minder ſtürmiſch zwar, aber eben ſo tief, wenn nicht noch tiefer, war der Eindruck hier im ruhigen, beſonnenen Norden, und zwar ſo, daß

man die Herſtellung der Einheit Deutſchlands jezt nicht nur bezweifelt, ſondern ſogar für eine Unmöglichkeit hält. Im Angeſichte der großen Verſprechungen beim Beginn des Reichstags und deſſen, was dort geleiſtet worden, darf man es wohl ausſprechen, daß die bedeutendſten Männer unſerer Zeit dieſer nicht gewachſen ſind. Es ſoll damit kein Tadel gegen ſie ausgeſprochen werden, denn „wer kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen?“ Aber zu verdenken iſt es auch uns nicht, daß wir das ſo willig geſchenkte Vertrauen jezt auf Null reduciren und von dorther nichts mehr erwarten. Der große Barbaroſſa wird wohl noch eine Weile in ſeinem Berge fortſchlafen müſſen; wenigſtens werden die Männer der Gegenwart ihn nicht wecken. Indem ich Ihnen dieſe meine Anſicht ausſpreche, ſpreche ich ſo ziemlich aus, was man in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein denkt, und man hat darnach in der Stille ſeine Maßregeln genommen. Daß man ſich den zu Malmöe geſchloſſenen Waffenſtillſtandsbedingungen, die als die Präliminarien des zukünftigen Friedens mit der Krone Dänemark angeſehen werden müſſen, nicht fügen, auch nimmer wieder ſich das Joch der Fremdherrſchaft in dem frühern Maße auferlegen laſſen wolle, darüber ſind alle Bewohner der beiden Herzogthümer, mit Ausnahme einiger wenigen Dänenfreunde, einig; nur über die Art des Widerſtands iſt man es nicht. Während die Jüngern und Feurigern einen Aufſtand in Maſſe wollen, hoffen die Aeltern und Beſonnenern mit paſſivem Widerſtand durchzukommen. Um auf alle Eventualitäten gefaßt ſeyn zu können, rüſtet man ſich in aller Stille und hat im bisherigen preußiſchen General von Bonin einen tüchtigen und überaus thätigen Feldherrn gewonnen, was um ſo nöthiger war, da die Auguſtenburgiſchen Fürſten die auf ſie geſezten Hoffnungen in keiner Weiſe gerechtfertigt haben und jezt ſogar gänzlich vom Schauplatze abgetreten ſind. Die Hülfsmittel beider Herzogthümer ſind durch den Reichthum des Bodens ſehr bedeutend, und von dem Ernſte und der Zähigkeit des Volkscharakters darf man, wenn auch eben keine glänzenden Thaten, doch einen ſo nachhaltigen Widerſtand erwarten, daß das ſehr arme, bereits völlig erſchöpfte Dänemark wohl wird nachgeben müſſen, da ſelbſt die ruſſiſche Geldhülfe, wofür bisher ſchon Pfänder gegeben werden mußten, von den Engländern paralyſirt werden würde, indem leztere nicht zugeben dürften, daß Rußland durch noch mehrere ihm verpfändete däniſche Inſeln zur Herrſchaft in der Oſtſee gelangte. Selbſt Schweden müßte ſich einem Vertrage der Art zwiſchen Dänemark und Rußland in ſeinem auf der Hand liegenden Intereſſe widerſetzen. Die Ernte in den Herzogthümern war vortrefflich; die geleerten Böden, Schuppen und Scheuern ſind wieder gefüllt; der Handel mit den unentbehrlichen Landesprodukten, Getreide, Butter, Fleiſch, blüht, und ſo ſind auch die Kaſſen wieder wohl verſehen. Man iſt unausgeſezt thätig, die Küſten in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen und eine tüchtige Armee zu bilden. Tag und Nacht werden Geſchüzſtücke gegoſſen, Waffen geſchmiedet, Kleidungsſtücke für die waffenfähige Mannſchaft verfertigt, und dieſe ſelbſt wird tüchtig eingeübt, ſo daß man ſich zum nächſten Frühlinge im Stande ſehen wird, Dänemark die Spize zu bieten, und zwar, ohne fremde Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Hätte man eine ſolche von vornherein verſchmäht, ſich auf die eigene Kraft geſtüzt, ſo wäre wahrſcheinlich ſchon jezt ein für die Herzogthümer ehrenvoller Friede da; denn daß die Bewohner derſelben bis jezt nichts thaten, war wahrlich nicht ihre Schuld, da man ſie mit Gewalt von aller Thätigkeit ausſchloß und zur Unthätigkeit zwang.

(Fortſezung folgt.)

Lyon, Oktober.

(Schluß.)

Gute Früchte der Revolution.

Man begreift, daß unter dieſen Umſtänden Induſtrie und Handel in früher ungeahnten jammervollen Zuſtand geſunken ſind. Die Arbeiter waren Herren geworden; wir mußten täglich ihrem Eindringen in unſere Häuſer zu communiſtiſcher Plünderung entgegenſehen. Ja, gab es in einzelnen glücklichen Fällen Beſchäftigung für ſie, wurden ſie von ihren früheren Fabrikherren gerufen, ſo nahmen ſie die angebotene Arbeit nicht an; ſie faullenzten lieber bei der guten Bezahlung der Stadt. Erſt mit Cavaignacs kräftigem Auftreten wurde es etwas beſſer. Möge kein Rückſchlag kommen, wenn Frankreich mit des Präſidenten Abtreten in eine neue Phaſe tritt! — Je länger man unſere Zuſtände beobachtet, um ſo mehr überzeugt man ſich, daß ihre Verwicklung im unglücklichen Zuſammentreffen der politiſchen mit der ſchon lange vorher gährenden ſocialen Frage ihren Grund hat. Und gerade ſo iſt es auch in Deutſchland, das mit ſeinen Meuchelmorden den franzöſiſchen Revolutionen keinen Vorwurf mehr machen kann. So weit haben wir es doch Gottlob in Lyon noch nicht gebracht. — Nach dieſem gedrängten Bild unſerer traurigen öffentlichen Zuſtände brauche ich nicht zu verſichern, daß deren Einfluß auf Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft ſehr ſchlimm iſt. Wer hätte die Stimmung zu dergleichen? Nur Eines hat in dieſer Zeit bei denen gewonnen, die noch nicht von ihr erdrückt und in denen überhaupt noch Keime des Guten vorhanden ſind, ich meine das innere, das häusliche Leben, das Familienleben. Darum möchte ich unſern ſchlimmen Tagen doch eine ſegensreiche moraliſche Bedeutung zuſchreiben. Sehen wir doch, wie das Größte, Mächtigſte und Berühmteſte über Nacht klein, unbedeutend und ſchwach wird, wie vielgenannte Welt-, Geſellſchafts-, Standes- und Geldgrößen ſchnell zuſammenſchrumpfen, wenn ſie keinen entſchiedenen Anſpruch auf die Achtung der Beſſeren zu machen haben, und wie ſie ſelbſt dann viel von ihrer früheren, vielleicht zu großen Bedeutung einbüßen. Wir ſehen die Menſchen jezt viel mehr als ſonſt gelten nach dem, was ſie wirklich werth ſind, nicht nach dem Gewand, das Gewohnheit, Vorurtheil und Sage um ſie hingen. Wir ſehen die Armſeligkeit des bloßen Reichthums ein, der ſich mit allem Metall nicht vor Gefahren und Sturz ſichern kann. Ueberdieß — und das iſt der zweite Vortheil — drängt Alles zur Einſchränkung und Sparſamkeit, zur Entbehrung des Unnöthigen. Ueberfluß, Comfort, Luxus und Glanz paſſen ſchlecht in die Zeit, und ſie verlieren von ihrem Werth, wenn wir die Erſten zu großer Einfachheit herabſteigen und ſich darin mit aller Würde bewegen ſehen, wie die Herzogin von Orleans in Eiſenach und Guizot in England. Man lernt Entbehrung und Einſchränkung mit Selbſtgefühl tragen, denn man fühlt lebhaft, daß all dieſe leeren Dekorationen, die ohne Werth und Bedeutung ſind, auch leicht entbehrt werden können. Man wird häuslicher, die Mitglieder der Familie können und mögen nicht mehr ſo viel nach Außen leben, nicht mehr ſo viel geſellſchaftlichen Zerſtreuungen nachhängen als ſonſt; ſie drängen ſich am Herd zuſammen, an dem es ihnen nun wieder wohler wird als in den vergangenen Jahren; ſie gewinnen Heimath und Familie wieder lieber in der gemeinſchaftlichen Entbehrung, Gefahr und Hoffnung, in dem wiedergewonnenen Gefühl, daß es in dem inneren Schacht etwas gibt, was beſſer iſt als gemächliches und vergnügtes Außenleben. Ich meine, dieß iſt für Viele ein großer Gewinn in unſern ſturmbewegten Tagen, ein Gewinn, der manche Entbehrungen und Verluſte aufwiegt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 275. Donnerſtag den 16. November 1848.

— Nunc tempora laeta
Respexisse vacat: spes numquam implenda recessit.
Lucan.

Deutſchland im Frühling 1848.

O heimathlich Land,
Wie jugendſchön,
Das Frühlingsgewand
Um Thäler und Höhn!
So hoffnungsfreudig nimmer
Hab' ich bis heute dich geſchaut;
Sey inniger mir gegrüßt mit Wonnelaut
Im doppelten Auferſtehungsmorgenſchimmer!

Bisher, ach, leider, leider!
Ein Ball erſchienſt du mir,
Aus Fetzen alter Kleider
Mit bunter Farbenzier
Zuſammengeſtückt
Und ſeltſam geflickt,
Von Knaben oft in wildem Spiel
Geprellt,
Und ohne Ziel
Hin und her, auf und ab geſchnellt.
Alſo geſtaltet lagſt du da,
Wenn man dich auf der Karte ſah;
So warſt du allzulange ſchon
Der Nachbarn und der Fremden Hohn:
Nun aber hat ein Lenzſturm ſich erhoben
Und bald aus Einem Stück gewoben
Dir, deutſches Volk und Land,
Ein neues Feſtgewand.

Doch nicht im Uebermuthe
Wage dich nun zu brüſten
Mit frech unbändigen Gelüſten;
Sonſt wird dein Kleid mit deiner Kinder Blute
Graunvoll gefärbt und abermals zerriſſen,
Und Thränenſtröme wirſt du weinen müſſen.
Nicht reiß im blinden Wahn
Dich los von deinem Gotte,
Nicht wandle mit Grimm und Spotte
Die ſelbſtgeſchaffne Bahn.
Schau, wie die Ungewitter dort ſich thürmen,
Blitzflammen aus nächtlichem Schooße ſtürmen,
Wie ſie kreuz und quer durchjagen mit Macht,
Geflügelte Schrecken, die Wolkenſchlacht!
Nein, rufe den Retter,
Daß die feurigen Wetter
Nicht ſtürzen auf dich in zermalmenden Wehn,
Daß er wende die Trauer;
So werden die Schauer
Des rauſchenden Regens,
Des himmliſchen Segens,
Hin über die Gauen, die durſtigen, gehn,
Die Stürme weichen;
Als Bundeszeichen
Wird ſiebenfarben
In Lichtesgarben
Sein Bogen herrlich darüber ſtehn!

J. K.

Streifzüge durch das heutige Berlin.

(Schluß.)

Wie die Dinge ſtehen, weiß man auch heut noch nicht mit rechter Gewißheit; man weiß es von beiden Seiten nicht. Die Demokraten frohlockten ſeit Mitte

Septembers, die Soldaten seyen für sie gewonnen, ganz gewiß wenigstens ein bestimmtes Infanterieregiment; wenn es zum Losbruch käme, werde man erfahren, daß die uniformirten Brüder nicht auf die nicht uniformirten schießen würden. Darauf versuchte man es mit gemischten Volksversammlungen, wo Civil und Militär Arm in Arm den Phrasen auf dem Gerüste zuhören mußten. Es kamen wirklich Soldaten, aber nicht sehr zahlreich, und die Phrasen schienen bei ihnen nicht zu zünden. Einmal kam es sogar zum Bruderkuß. Man sah einen Uniformirten durch den Haufen sich drängen und die Leiter zum Gerüste hinaufsteigen; dort sprach er ein paar Worte, daß Armee und Volk eins seyen, daß seine Kameraden nie auf das brave Volk schießen würden, und ein Demagog umarmte ihn vor Aller Augen und gab ihm den Bruderkuß. Darauf allgemeiner Jubel, Vivats dem braven Soldaten, Händeklatschen. Das wäre sehr schön gewesen, wenn das Volk draußen nur nicht so fern gestanden, wenn man nur den Soldaten gekannt, und noch besser, wenn er eine Legitimation in der Tasche gehabt hätte, eine Vollmacht, sey es auch nur seines Regiments, seines Bataillons, seiner Compagnie, den Bruderkuß zu geben und anzunehmen.

Man fragte: wird er den Bruderkuß für sich allein einstecken? oder wem wird er ihn abgeben? und wird das vielleicht eine Geschichte werden wie mit dem Kuß, den weiland der General Aschoff vom Könige empfing und der durch die Majore, Lieutenants (wie man es im Liede liest und im Bilde sieht) bis zu der Wehrmänner Frauen, Kindern, ja bis zu den Puppen der lezteren hinunter ging? — Ach, es kam eine ganz andere Erklärung. Man flüsterte sich in's Ohr, man sprach es laut und lauter: es war kein wirklicher Soldat, es war nur ein „ausgestopfter." Das ist ein Berliner Ausdruck; er wird auf mancherlei Dinge angewandt. Hier meinte man, es sey kein Soldat gewesen, der auf's Gerüst geklettert, sondern ein Demokrat, der sich einen alten Waffenrock angezogen; es war eine Komödie, keine Wahrheit. Man meinte noch weit mehr, nämlich daß die Partei der Wühler ein ganzes heimliches Zeughaus von ausrangirten Waffenröcken der verschiedensten Regimenter habe, mit denen sie je nach Gelegenheit die Ihren costumiren könne, wie weiland Cartouche eine Rüstkammer von Gensdarmerieröcken hatte, in denen er seine Spießgesellen agiren ließ, sey es bei Einbrüchen, sey es seine gefangenen Freunde zu befreien. Käme es zum Barrikadenkampf, so sollten plötzlich Soldaten hinter denselben erscheinen. Kein Soldat würde auf seine Kameraden schießen, und welches Gewicht müßte es in ihre Wagschale legen, wenn es durch die Stadt hieße: das Militär ist übergegangen!

Ich stelle das Factum, wenigstens in dieser Ausdehnung, in Zweifel; ich will auch glauben, daß nicht alle Soldaten, welche die Clubs und Versammlungen besuchten, nur ausgestopfte gewesen sind. Zu zahlreich muß indeß der Abfall nicht gewesen seyn, da man Verführungen anderer Art in Anwendung brachte, und das schien besser zu gelingen. Man bewirthete die Soldaten mit Branntwein, man schenkte ihnen Tabak, und das hatte denn in Potsdam (freilich in Verbindung mit andern Ereignissen) die kleine Straßenemeute zur Folge, aus welcher zwei radikale Zeitungen in Berlin einen ungeheuern Aufstand, einen allgemeinen Abfall der Soldaten machten. Dießmal war das Resultat nur das, daß beide Zeitungen sich sehr blamirten. Die Soldaten kehrten, nachdem der Branntwein verraucht, freiwillig zu ihrer Pflicht zurück, sogar zum Arrest, und die Arrestanten, zu deren Befreiung angeblich der Aufstand gemacht war, bleiben nach wie vor in demselben.

So stehen die Dinge noch jezt. Anderwärts, z. B. in Erfurt, haben die Soldaten selbst erklärt, sie wären der Branntweinaustheilungen von den Demokraten überdrüssig, denn es käme dabei zu nichts Gescheitem weiter. Die Besorgniß, daß unser Heer durch Bestechungen verführt werden möchte, scheint mir überhaupt eine thörichte; objektiv habe ich das Vertrauen, subjektiv die Gewißheit. Das Budget der Demagogen zerbräche unter den Branntweinfässern und unter den Tabaksrollen.

Aber die Soldaten sind doch andere geworden, als sie waren. Darüber täusche man sich nicht. Für's erste haben sie „raisonniren" gelernt, und für's zweite fangen sie an zu denken. Das ist aber nicht allein das Ergebniß der Märzrevolution; das Raisonniren ist ein altes Erbstück, nur nach den verschiedenen Zeiten erscheint es verschieden gefärbt. Die Zeit forderte aber schon seit länger her zum Denken auf, und ein Fremder irrte sehr, wenn er im Soldaten vor dem 18. März noch den Soldaten aus den Schlachten und Garnisonen des alten Fritz oder der Jenaer Schlacht suchte. Er denkt über manche Dinge nach, und nicht allein die Fuchtelklinge, es wäre auch noch mancherlei sonst heut eine Unmöglichkeit. Dieß hindert indeß nicht, daß er im Augenblick, wo er in Reihe und Glied tritt, wo die Commandoworte erschallen, nicht zur Maschine wird. Die Ueberzeugung spielt dabei wieder mit. Ein Soldat ohne Disciplin ist kein Soldat, denkt er, und er ist für den Augenblick Soldat. — Ein Musketier hatte es sich unter den brüderlichen Demokraten sehr wohl gefallen lassen, ihren Tabak und ihren Schnaps gekostet, und in erhöhter Heiterkeit schlenderte man nach Hause. Da fiel der Gewonnene, der Abgefallene seinen neuen Brüdern beim

Abſchied um den Hals und dankte ihnen voll Herzlichkeit für alles Liebe und Gute: „Aber wenn's losgeht, Bruderherz, dann ſchieße ich doch auf euch. Nichts für ungut.“ In vino veritas. Das ſpricht für ſich.

Die Stellung der Offiziere iſt eine ſchwierige. Dafür haben ſie Kenntniſſe und Bildung, wenigſtens die Mittel, ſie zu erwerben. Mit den Kriegsartikeln geht es nicht mehr, es gehören auch pſychologiſche Studien dazu, um auf die Leute einzuwirken, um die Autorität zu bewahren. Das von oben commandirte „Sie“ macht es nicht aus, und alte Sünden ſind dabei wieder gut zu machen. Dieſe Sünden waren ſehr ſchwer und wiederholten ſich oft, nachdem man ſie abgeſtellt glaubte, was die noch ſchwerere Sünde war. Die Buße war aber auch ſo groß, daß es jezt kaum recht iſt, an das vorgängige Vergehen noch zu erinnern. Im Ganzen genommen iſt indeß die Stellung zwiſchen dem preußiſchen Soldaten und ſeinem Offizier zwar auch heut noch eine ſpröde, doch keine abſtoßende, und die Elemente ſind da, wenn man ſie nur ſucht, um eine gute Einigung zu erhalten.

Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen.

(Fortſetzung.)

Dieſe Berge ſind ſo eigenthümlich geſtellt, daß ihre Gipfel von der Gemeinde aus, welche ihnen ihren Namen gab, immer erſt um die Stunde, nach der ſie benannt ſind, von der Sonne getroffen zu werden ſcheinen. — Daſſelbe findet zuweilen bei einzelnen Bäumen ſtatt, daher gibt es in verſchiedenen Thälern der Alpen „Siebenerföhren,“ „Achtertannen“ u. ſ. w. — Faſt in jedem Thale findet man Bruchſtücke einer ſolchen natürlichen Sonnenuhr. Ja im Ganzen kann man alle Bergſpitzen als Zeitweiſer anſehen, und jedes Panorama von Gipfeln, das ſich um einen bewohnten Mittelpunkt ordnet, als eine ſolche Sonnenuhr betrachten. Die Aelpler beurtheilen faſt immer die Zeit nach der Stellung der Sonne zu ihren Bergen.

Enge Thäler, wenn man in ſie der Länge nach hineinblickt, präſentiren ſich mit ihren verkürzten Seitenwänden wie große Thorwege. Sind dieſe Thorwege gerade von Norden nach Süden geſtreckt, ſo ſehen die Leute, welche im Norden der Pforte wohnen, im Herbſt die Sonne in täglich kleineren Bögen in die Oeffnung hinabſinken. Die Seiten des Thorwegs ſind vielgezackte Bergabhänge, und der Sonnenball rollt täglich auf eine niedrigere Stufe herab, bis er endlich in der Mitte des Winters ganz in die Tiefe des Trichters fällt. — Iſt das Thal im Hintergrunde, wie es oft geſchieht, mit einem Gletſcher gefüllt, ſo wirft dann an den kürzeſten Wintertagen die Sonne wohl nur für wenige flüchtige Augenblicke einen matten Blick über die Eisſpitzen hinweg in's Thal hinab. — Es gibt viele Thäler und Orte, die alles Licht, deſſen ſie theilhaftig werden, bloß durch eine einzige ſolche Sonnenpforte erhalten. Manche haben gar nur Lichtſpalten, oder Lichtlöcher und Fenſter wie die Arche Noä.

Wenn in einem weiten Thale, wie dieß häufig iſt, eine hohe ſchroffe Bergpyramide nach der Lichtſeite des Himmels hin vereinzelt daſteht, ſo geſchieht es, daß für die Ortſchaften dieſes Thales die Sonne in der Mitte des Tages eine Zeitlang verſchwindet und ſpäter noch einmal hervorkommt. Dieſe Orte haben dann eigentlich einen doppelten Tag, zweimal Sonnenaufgang und zweimal Untergang. — Auch dieſe Eigenthümlichkeit ihrer Tage haben die Bergbewohner als nicht unwichtig aufgefaßt. „Am 20. September, zwei Uhr Nachmittags,“ ſo wiſſen ſie zu erzählen, „ſtößt die Sonne, von unſerem Thale aus geſehen, an die Spitze jenes unſeres höchſten Berges an, am 21. verſchwindet ſie dahinter mit der halben Scheibe, am 22. mit der ganzen. Später im Jahre bleibt ſie dann über eine Stunde weg, tritt erſt gegen Abend noch einmal wieder hervor, und dieſes ihr zweites Erſcheinen nennen wir dann unſere „Abendſonne.“

Man findet hie und da im Innern der Gebirge Prediger oder ſonſtige Beobachter, welche beſondere Kalender für ihre Thalſchaften entworfen haben. Eine Sammlung ſolcher Verzeichniſſe von jenen vielfach verkürzten oder gedoppelten Gebirgstagen wäre ſehr lehrreich.

Den Dichtern, welche, eigenwilliger als die Päpſte, noch heutiges Tages die Galiläiſche Meinung von der Bewegung der Weltkörper nicht angenommen haben, und die Sonne noch immer die Erde umwandeln laſſen, bietet ſich im verwickelten Gebirgswege unſeres Tagesgeſtirns ein unermeßliches Feld für Phantaſieſpiele dar, und man muß ſich wundern, daß ſie daſſelbe noch nicht mehr ausgebeutet haben. Sie haben in der That im Ganzen wenig Theilnahme gezeigt für die Abenteuer und Schickſale, welche Sonne und Sterne in den Gebirgsſchluchten erfahren. Schade, daß Ovid nicht in dieſe Alpen ſtatt in die Steppen verbannt wurde. Gewiß hätte er uns dann noch, ſtatt ſeiner „Triſtia,“ eine Reihe heiterer Geſtirnmetamorphoſen gegeben. Ohne Zweifel hätte er z. B. der Sonne die Pferde in den Bergen ausgeſpannt und ſie zu einem ehrlichen Fußgänger gemacht, gleich unſerem ſchwarzwäldiſchen Gebirgsdichter, der

in ſeinen bekannten allemanniſchen Gedichten die Sonne mit dem Strickzeug über die Berge gehen läßt. Offenbar ragen ja jene Zacken in's Himmelsgewölbe ſelber hinein und müſſen da jene Straße für Vierſpänner verderben. — Allmählig, obwohl mit himmliſch leichtem Schwunge und göttlicher Kraft ſeiner Nerven, ſieht man den leuchtenden Bergſteiger ſich an jener langgezogenen Felswand erheben. Da raſtet er, wenn auch nur ein Weilchen, bald auf dieſem, bald auf jenem Gipfel. Seine Laterne ſcheint er zuweilen etwas ungeſchickt zu halten; denn ſieh, dort ſtößt er damit gegen die Gletſchergipfel und ſie erliſcht. Wohl ein Stündchen hat er zu thun, bis er ſie wieder in Ordnung und hinter dem Berge friſch leuchtend hervorbringt. Zuweilen ſcheint er wohl nur Verſtecken mit uns zu ſpielen. Mit halbem Auge blinzelt er uns jezt an, dann wieder mit ganzem, jezt taucht er völlig hinter einem Felszacken unter. Jezt aber ſchwingt er ſich auf einmal frei wie ein Aar in die Lüfte empor und ſezt in mächtigem Bogenſprunge über jenes Thor von Pfoſten zu Pfoſten.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſezung.)

Folgen des Waffenſtillſtands. — Die Bewegungen wegen der neuen Verfaſſung.

In Schleswig-Holſtein iſt der Geiſt vortrefflich, die Körperkraft noch ganz die alte, und wenn man auch in den Anſichten über die wirkſamſte Art des Widerſtands nicht ganz einig iſt, ſo iſt man es doch darüber, daß man das verhaßte Joch um jeden Preis abſchütteln wolle. Selbſt in den beiden größern Handelsſtädten Altona und Flensburg regt ſich jezt ein beſſerer Geiſt als früher, wo das Handelsintereſſe verwaltend war, und man, um demſelben Genüge zu leiſten, Frieden um jeden Preis wollte. Einzelne däniſche Sympathien, die eine natürliche Folge der langjährigen Verbindung mit Dänemark ſind, können nicht geleugnet werden, ſind aber kaum in Betracht zu ziehen und weniger ſchädlich als früher, da ſie ſich jezt offen kund gegeben. Wer ſeither ſeine Vorliebe für Dänemark ſorgfältig verborgen hatte, trat unbedachterweiſe nach dem Waffenſtillſtand triumphirend damit hervor. Das Ablegen däniſcher Orden und Titel hat ſeinen guten Fortgang, da ſelbſt die, welche einen Werth auf ſolche Auszeichnungen legen, nicht zurückbleiben dürfen, ohne ſich beſchimpft zu ſehen.

Die Nachricht vom lange heißerſehnten Waffenſtillſtande, der die Elbe wieder aufſchloß, rief an der Hamburger Börſe eine nicht geringe, wenn gleich geheim gehaltene Freude hervor; des lauten Jubels ſchämte man ſich zwar im Angeſicht der Bedingungen deſſelben, allein den glücklichen und zufriedenen Mienen unſerer Kaufleute ſah man es deutlich an, daß man von Herzen froh war, der Plackerei ein Ende gemacht und den Handel wieder blühen zu ſehen. In der That war die Sache für die hieſige Bevölkerung ſehr ärgerlich, da man von vornherein einſah, daß man ſo bedeutende Opfer, als gefordert wurden, für Nichts bringen würde; dieß wußte man aber von dem Augenblick an, wo der Abſchluß gänzlich in Preußens Hand gelegt worden war. Von da an hatten die Dänen, früher geſchlagen, wo ſie ſich zu zeigen gewagt hatten, das Spiel gewonnen. Schon das Entlaſſen der Freiſchaaren zeigte zur Genüge, daß Preußen an eine Fortſezung des Kampfes nicht mehr denke, ſondern allein darauf ausgehe, ſeine Truppen zurück zu ziehen. — Unſere ohnehin ſo bewegte Stadt bot beim Rückzug der Reichstruppen einige Tage hindurch den bunteſten Anblick dar. Krieger aller deutſchen Gauen und aller Waffengattungen tummelten ſich in den Gaſſen umher und beſchauten in Zügen die Merkwürdigkeiten unſerer jezt ſo prachtvollen Stadt, ſo wie die wirklich überraſchend ſchöne Umgegend. Dieſe Leute konnten des Staunens und Bewunderns kein Ende finden; der Refrain war aber immer: „In unſern Thälern und auf unſern Bergen iſt's aber auch ſchön!“ Jezt haben dieſe Truppendurchzüge und Raſten aufgehört und die keuchende Lokomotive führt keine Krieger mehr der fernen Heimath zu; dagegen ſind die Güterzüge wieder weit größer, als während des Kriegs. Die Handelswelt muß ja das Verſäumte nachholen und die nur noch kurze Zeit freigegebene Elbe, die ſich bald wieder mit Eis bedecken wird, führt uns wieder unermeßliche Waarenvorräthe aus allen Theilen der Erde zu, die durch die Eiſenbahnen dann in tauſend Adern und Aederchen in's Feſtland einſtrömen. So reges Handelsleben iſt in der That intereſſant, ſelbſt für den, der unmittelbar keinen Antheil daran nimmt. — Auch ſonſt ſieht es hier bunt genug aus. Wir liegen ſeit den verhängnißvollen Märztagen, gleich dem übrigen Deutſchland, in den Wehen einer neuen Verfaſſung, die, ich möchte ſagen, für uns eine faſt noch größere Nothwendigkeit iſt, als für irgend einen andern Theil des Vaterlandes, da die unſrige ſeit anderthalb Jahrhunderten, allem Wechſel der Zeit und deren Anforderungen zum Trotze, unverändert geblieben iſt und nun nirgends mehr paſſen will. Nach den Märztagen ſah ſich unſer Senat durch den ſich ziemlich laut kundgebenden Volkswillen zwar zu Conceſſionen gezwungen und eine Rath- und Bürgerdeputation wurde beliebt, um eine neue Verfaſſung zu berathen; kaum aber hatten ſich die Herren von ihrem erſten Schrecken wieder erholt, ſo vermeinten ſie, wenn man es nur ein wenig geſchickt anfange, könne man das Alte doch wohl erhalten. In dieſem Sinn und Geiſte wurde die Verfaſſungsdeputation zuſammengeſezt, die auch den von ihr gehegten Erwartungen dahin entſprach, daß ſie in vollen fünf Monaten nichts zu Stande brachte, als den Entwurf zu einem Preßgeſetze ſo ſchlimmer Art, daß man, da es allgemein verdammt worden war, es nicht vor die Bürgerſchaft zu bringen wagte. Trotz dem blieb die ſogenannte Rath- und Bürgerdeputation beiſammen, jedoch ohne das Geringſte zu Stande zu bringen, und zwar ſo, daß ſie allgemein verſpottet wurde, daß die von einigen ihrer Mitglieder herrührenden Verfaſſungsentwürfe kaum dem Schickſale entgingen, öffentlich verbrannt zu werden.

(Fortſezung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 36.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 276. Freitag den 17. November 1848.

Wir ſind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſieh das Zeichen!

Goethe.

Der achtzehnte September zu Frankfurt.

Ein Bild aus dem Leben.

Der Tiſch in der kleinen Stube iſt gedeckt, um ihn her ſitzen die Mutter und die Kinder; nur der Vater hat noch nicht Platz genommen und geht haſtig auf ab, bald finſtere Blicke auf den unbeſetzten Stuhl, bald auf die monderhellte Straße werfend, auf der es heute ungewöhnlich lebhaft iſt. Endlich bricht er in die Worte aus: „Wo nur der Philipp bleibt! Die Volksverſammlung auf der Pfingſtweide iſt doch ſchon lange aus!“ — „Ja, das wohl,“ erwidert die Mutter, „aber ſie müſſen noch was anderes vorhaben. Sie ſind ſchon vor länger als einer Stunde in dicht geſchloſſenen Reihen über die Allerheiligengaſſe gezogen. Es muß noch eine zweite Verſammlung ſtattfinden, ſonſt wäre der Philipp ſchon da.“

„Ach Gott,“ ſeufzte der Vater, „dieſe ewigen Volksverſammlungen, die bringen mir den Philipp noch ganz aus dem Gleiſe. Sonſt ging er doch an Sonn- und Feiertagen mit uns und ſeinen Geſchwiſtern ſpazieren; aber das iſt alles vorbei, ſeit er ein Republikaner geworden iſt und allen Verſammlungen beiwohnt, die im Marſtall, auf dem Graben, in Offenbach, Höchſt, Bergen, und Gott weiß wo noch gehalten werden. Und wenn nur etwas dabei herauskäme, aber was iſt das Ende vom Lied? daß Vater Pelz herumſchickt und für die Arbeiter einſammeln läßt. Und da gibt denn unſer Philipp ſeine ſauer erworbenen Kreuzer hin und weiß doch am Ende nicht, wohin das Geld kommt. Als ob der Philipp nicht ſelbſt ein armer Arbeiter wäre! Was hat es uns gekoſtet, bis wir ihn ſo weit gebracht, daß er bei ſeinem Meiſter jezt ſelbſt ein ſchönes Stück Geld verdient! Und wie brav hat er uns unterſtüzt! wie froh war er, daß er uns auf unſere alten Tage etwas abgeben konnte!“

„Aber er ſagt ja,“ erwiderte die Mutter, „er ſey bloß deßhalb Republikaner geworden, damit wir es am Ende recht gut haben ſollten. Es ſey alles viel zu unrecht in der Welt vertheilt. Die Einen haben Alles und die Andern nichts; das müſſe jezt alles anders werden. Der liebe Gott habe uns Alle gleich geſchaffen, wir ſeyen eben ſo gut wie die Reichen und Vornehmen, und die Fürſten leben nur von Schweiß und Blut der Unterthanen und bekommen viel zu viel Geld dafür, daß ſie nichts anderes thun als das Volk unterdrücken. Und die Miniſter müſſen weg, und auch die Polizei, und beſonders die Pfaffen, die doch nur das Volk in der Dummheit erhalten.“

„Richtig, Frau, das ſind dieſelben Sachen, die ich als junger Kerl ſchon in den neunziger Jahren von den Franzoſen gehört habe. Da kam auch der Cüſtine und predigte Freiheit und Gleichheit, und ſchrieb gleich Contributionen aus. Wenn man damals nur nach Höchſt ging, wie ſah es da aus! Die ſteinernen Chriſtuſſe und Muttergottesbilder lagen zertrümmert an der Chauſſee. Weiß Gott, ich bin ein ehrlicher Lutheraner und hab' das abgöttiſche Weſen mit den Bildern nie leiden können, und doch hat ſich mir das Herz im Leib verkehrt, wenn ich den heruntergeſtürzten und zertrümmerten Heiland ſah, dem ſie eine Kokarde an den Kopf genagelt hatten. Nun, und was war das Ende vom Lied? Iſt es damals beſſer bei uns geworden? Alle Augenblicke

Einquartierung; erſt von der Republik, dann von Bonaparte, dann lag der Augereau Jahre lang bei uns, dann kam der Primas. Immer Einquartierung und immer Requiſitionen und immer neue Contributionen und neue Auflagen. Endlich bekam Frankfurt ſeine Freiheit wieder und den Bundestag. Und jezt iſt der Bundestag wieder fort und wir haben eine Reichsverſammlung, einen Reichsverweſer. Da ſoll ſich einer freuen, der ſo viel erlebt hat und ſich plagen muß vorher wie nachher!"

Der Vater hatte dieſes Alles beim Eſſen haſtig herausgeſtoßen; ſchmecken ließen ſich's nur die Kinder. Da drang ein dumpfes Getöſe von der Straße herauf. Der Vater ergriff den Hut. „Ich will doch einmal ſehen, was es wieder gibt." — „Geh nur nicht zu weit; begib dich in kein Gedräng. Es iſt mir ſo ſchwer um's Herz, als ſtünde mir noch ein groß Unglück bevor. Denk an Frau und Kinder!" — „Ich will nur an die Hausthür gehen. Vielleicht find' ich einen Nachbar, der die Urſache des neuen Lärms weiß."

An der Thüre ſtanden mehrere Bürger und ſahen ſchweigend auf einen ſtarken Zug, der ſich vom Allerheiligenthor nach der Zeil bewegte. Es ſind Arbeiter, ſagte der Eine, es ſind Hanauer, der Andere, es ſind Friedberger Turner, der Dritte; es iſt Zuzug von außen, meinten Alle; ſie ziehen nach dem deutſchen Hof, da ſoll es heut Abend noch einmal losgehen. — „Ja, das Parlament ſoll morgen geſprengt werden. Es thäte eigentlich doch nichts, und da wär' die Rechte daran Schuld, die thät' Alles was ſie wollte durchſetzen durch ihre Stimmenmehrheit." — „Ja, die iſt auch Schuld daran, daß ſich Deutſchland wieder blamirt hat mit dem däniſchen Waffenſtillſtand, und da iſt vorzüglich der Preuße daran Schuld, der hat ihn abgeſchloſſen ohne den Reichsverweſer. Preußen hat Deutſchland wieder verrathen, wie in den neunziger Jahren zu Baſel durch den Separatfrieden."

Allmählig wurde es ſtiller. Einzelne Bewaffnete von der Stadtwehr ſah man langſam, verdroſſen ihren Sammelplätzen zuſchreiten. Der Vater war zurückgekehrt, die Kinder zu Bette gebracht; die Mutter räumte den Tiſch ab. — „Du brauchſt kein Eſſen warm zu halten. Der Philipp hat ſchon gegeſſen, wenn er nach Haus kommt. Er iſt gewiß noch auf dem Graben in der Arbeiterverſammlung oder ſonſt wo. Da wird's heut wieder ſchön hergehen!"

Die Sonne des achtzehnten war aufgegangen. Der Himmel war hell und Alles verſprach einen heitern Tag. Der Kaffee ſtand auf dem runden Tiſche; die Kinder waren angezogen, auch der Philipp kam aus ſeiner Kammer, ein ſchlanker, feingebauter Jüngling. Er war blaß und verſtört, ein düſteres Feuer blizte aus den hohlen, unſtäten Augen. Beſorgt ſchenkte ihm die Mutter ſeine Taſſe voll. — „Du biſt geſtern ſpät nach Haus gekommen." — „Ja, nach zwölf Uhr." — „Wo warſt du denn ſo lange?" — „Wir zogen von der Pfingſtweide vor den deutſchen Hof, wo die Linke verſammelt war. Ja, Vater, geſtern haben wir's auf der Pfingſtweide gehört. Es iſt nichts mehr mit der Paulskirche. Auch ſie haben die Sache des Volks und Deutſchlands verrathen. Wir müſſen uns jezt nur auf uns ſelbſt verlaſſen, wir müſſen uns ſelbſt helfen. Der Waffenſtillſtand iſt eine Schmach für Deutſchland; das kleine Dänemark höhnt uns. Die Majorität der Reichsverſammlung hat als Verräther an uns gehandelt; darum haben wir geſtern Abend die Linke aufgefordert, ſich von der Verſammlung zu trennen und allein das Parlament auszumachen. Die Rechte muß fort! Heute geht eine Volksdeputation in die Paulskirche, um ihnen den Beſchluß des Volks mitzutheilen. Und dabei muß ich auch ſeyn!"

(Fortſezung folgt.)

Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen.

(Fortſezung.)

Nun wiederum ſchleift der herrliche Ball über große Eisfelder und Gletſcher dahin. Bald ſpießt ihn dieſer Eiszacken, bald jener; es ſieht aus als ſpielten ſie Federball mit ihm. Doch kommt er gleich dem unverwundbaren Achilles immer glücklich davon und zeigt ſich ſtets in unverſehrter Rundung, gerade wie die goldene Kugel jenes mächtigen Zauberers in den arabiſchen Mährchen, die über Berge und Thäler dahinrollt, ſtets Alles beſchauend und merkend, ſtets leuchtend und beſonnen. — Endlich iſt er des Treibens auf den kühlen Höhen müde. Genug, denkt er, ſind für heute der Blumen erſtanden unter meinen belebenden Schritten, genug der Bäume ließ ich erblühen als ſorgſamer Gebirgsgärtner, und mit leiſem Lichtſtabe ſie berührend, weckte ich auch der Nymphen genug, die hier oben in den kalten Armen des Eisgottes einen tiefen Schlaf ſchliefen. Und ſomit läßt er ſich behutſam an dem Abhange eines Berges herunter und legt ſich im Hintergrunde des Thales auf einer grünen Alp ſchlafen, bei ſeiner Thetis, die hier aber keine Meergöttin, ſondern wohl eine Sennerin ſeyn muß.

Nun ſteigt der Abendſtern auf leiſen Zehen herauf und mit ihm die ganze leuchtende Heerde der andern Himmelskörper. Dort bricht aus einer kalten Bergeshöhle der ſiebengeſtirnte Bär hervor; ihm rollt

der kleine nach. Da ſchreitet Orion mit diamantenem Gurt und gekröntem Haupte von Gipfel zu Gipfel. Bückt er ſich dort nicht herüber aus einem Thale in's andere? — Und hier der milde Schimmer, der wachſend hinter jener dunkeln Wand hervorſcheint, verkündet mir das Nahen der lieblichen Diana. In einem ſilbernen Nachen ſchifft ſie daher. Wehe, ſie ſcheitert an jenem ſchwarzen Block, den ein Dämon der Nacht aus der Tiefe bis zum blauen Meere des Himmels hinaufbeſchworen. Doch nein, die geſchickte Schifferin wußte das Hinderniß ſicher zu meiden, und ſchon zeigt ſich mir winkend der Schnabel ihres Bootes auf der andern Seite, gleich einer venetianiſchen Gondel ſanft die vielen Kanäle der Gebirge durchgleitend.

Den Alpenreiſenden, der ſolche Scenen in ſtillen Nächten belauſcht, ergreift die Sehnſucht, die Fauſt den an den Mondſchein gerichteten Seufzer auspreßt:

Ach könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhlen mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer leben!

All die angedeuteten Verwicklungen der himmliſchen Weltkörper mit den Unebenheiten der Erde ſind charakteriſtiſch für das Gebirgsland, und es ſind Scenen, die jedes Bergreiſenden Phantaſie vielfach in Thätigkeit ſetzen. — Für die Maler freilich wird dabei wenig gewonnen. Für dieſe ſind gerade alle jene himmliſchen Körper und ihr Beginnen nicht ſehr darſtellbar, und zwar am wenigſten die, welche den Geiſt des Dichters am höchſten erheben, die Sterne. Humboldt ſpricht zwar zuweilen in ſeinem Kosmos von dem „landſchaftlichen Charakter der Sterngruppirungen," aber kein Landſchafter hat noch dieſen Charakter aufzufaſſen und einzurahmen vermocht. — Auch bei der Sonne überflügelt der Dichter die Maler. Letztere bringen den nackten Körper der Sonne nie mit Glück auf ihren Gemälden an, ſie malen ſie nur in ihren Reflexen, wie Gott, den ſie auch beſſer unporträtirt laſſen, in ſeinen Werken. Dagegen richten die Dichter an die Sonne wie an den Urquell alles Lichts, an Gott, ihre ſchwunghafteſten Oden. — Den ſanften Mond haben die Maler ſich zwar als ihren Liebling unter allen leuchtenden Körpern des Weltalls erkoren, und ſie ſtellen ihn mit Vorliebe dar, meiſtens jedoch, und mit Recht, nur auf kleineren Bildern. Das Mondlicht iſt nicht kräftig genug, um größere Maſſen zu bewältigen, weite Ausſichten zu eröffnen. Auf dem Rücken der nahe vorbeiſpielenden Welle, durch die Zweige des Baumes im Vordergrunde ſieht man es gern leuchten, hinter dem Aſte der vermoderten Eiche, oder dem Flügel der wacklichten Mühle gern ſich verſtecken. Aber jene pittoresken Begegniſſe, die dem Monde auf ſeiner Wanderung durch die Hochgebirge zuſtoßen, ſind zu großartig für das eng begrenzte Gebiet des Malers. Von jeher gab es daher auch weit mehr Nacht- und Mondbilder aus den flachen Niederlanden als aus den Alpen, in welchen ſchon am ſonnigen Tage oft zu viel Schatten walten.

Wie dem Sonnenkörper ſelber in den Bergen weit mehr und mannigfaltigeres zuſtößt, als in den Ebenen, ſo findet mit den Lichtſtrömen, die von ihm ausfließen, ein Gleiches ſtatt. Auch ſie haben in den Bergen unendlich mehr abenteuerliche und maleriſche Schickſale als in den Ebenen. In den Hochgebirgen, ſagte ich ſchon oben, ergehe es den Lichtergüſſen wie dem Waſſer. Wie dieſes aus Höhlen hervorbricht, wie es ſich über Abhänge in tiefe Thäler ſchäumend ergießt, wie es von den Felſen zurückgeworfen und bald ſo, bald ſo zu fließen gezwungen wird, ſo ergießt ſich auch das Licht durch Schluchten und Riſſe in hellen Strahlencaskaden, ſo bricht es gleich einem ſcharfen Blitze in dunkle Thäler, ſo wird es von den Bergen und Schneefeldern und Felswänden zurückgeworfen und in vielfach gebrochenen Reflexen durch die Thäler verbreitet.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Allgemeiner Zuſtand. — Vereine.

Noch immer ſtrömen unſerer kleinen Metropole von allen Seiten wohlhabende Fremde zu, welche durch Unruhe und Gefahren aus ihrer Heimath gedrängt, von der hieſigen Ruhe zu proſtitiren denken. Ganze regierende Familien nehmen gern vorlieb mit einer bürgerlichen Wohnung, ſey ſie auch in der Nähe des Daches, ſchon darum, weil ſie aus den Fenſtern derſelben keine Spur von den Dreſchflegeln, Heugabeln und Senſen wahrnehmen, welche ihnen den Aufenthalt in der Heimath verleideten. Dergleichen Gäſte kommen dem hieſigen Gewerbsſtande wohl zu ſtatten, nur müſſen freilich deſſen Erwartungen nicht nach dem Maßſtabe einer gewöhnlichen guten Zeit zugeſchnitten

ſeyn. So wollten ſich die Hoffnungen vieler Verkäufer auf dem jüngſt abgelaufenen Dresdner Jahrmarkt, gewöhnlich dem beſuchteſten der fünf jährlich ſtattfindenden Jahrmärkte, keineswegs verwirklichen. Die Furcht vor der Zukunft hält immer noch faſt Jedermann vom Ankauf ſolcher Dinge ab, die nicht zu den allerunentbehrlichſten gehören. Unter allen Gewerben würde die Spitzbüberei zuverläſſig die glänzendſten Geſchäfte machen, wenn die Polizei ihr das Leben weniger erſchwerte. — Mit dem Luxus iſt es auf eine Weile vorbei. Sogar die größten Herrſchaften verzichten häufig auf ihre wohlgefütterten vier oder ſechs Roſſe, um ſich mit einem einzigen halb verhungerten Droſchkenpferde durch die Stadt ſchleppen zu laſſen, und ſo ihr Incognito beſſer behaupten zu können. Ueberhaupt hat man vielleicht noch nie dem Incognito ſo zahlreiche Huldigungen dargebracht. Kokettiren doch zuweilen die friſcheſten, lieblichſten Frauengeſichter auf der Straße gleichſam mit der Einfachheit ihrer Kleider, die vermöge der Haltloſigkeit der jetzigen Farben in Kurzem völliger Unſcheinbarkeit verfallen, hiedurch aber eben der jugendlichen Natur zu größerem Effekt verhelfen. Nichts ſcheint ſo ganz aus der Mode zu kommen, als die Mode ſelbſt. In den mit Eintritt der kältern Jahreszeit eröffneten Zimmerconzerten und Familienbällen ſteht allerdings den mannigfachen Gegenſtänden aus dem Blumen-, Stein- und Lappalienreiche eine Freiſtätte offen; nichts verräth jedoch die geheime Verſchwörung gegen die Satzungen der Mode deutlicher als der männliche Bart. So viele Elegants auch den ihrigen thunlichſt geltend machen, ſo ſucht doch beinahe jeder eine eigenthümliche Form für denſelben durchzuſetzen.

Offenbar leuchtet es den Menſchen immer mehr ein, daß zu der ſo nothwendigen Verbeſſerung des allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſtandes nichts ſo wenig zu entrathen iſt, als die möglichſte Verbreitung zweckmäßiger Bildung unter den Volksklaſſen. Ein großes Verdienſt um dieſe muß man dem hieſigen „Handwerkervereine" zuſprechen. Neben dem eigentlichen Unterrichte bezweckt derſelbe auch eine Erhöhung des geſellſchaftlichen Tons, die man in täglichen Abendverſammlungen, hauptſächlich durch belehrende mündliche Vorträge zu bewirken ſucht. Die fortwährend wachſende Theilnahme beweiſt, daß die Führer den rechten Weg einſchlagen. Als einer der beliebteſten derſelben erſchien der rühmlich bekannte Verfaſſer des beliebten Schauſpiels „Valentine," Dr. Freitag. Die Vereinsmitglieder bedauerten daher auch ſehr, daß er unſere Stadt für jetzt verlaſſen hat. — Binnen Jahr und Tag ſind unſere hieſigen Vereine beinahe zahllos geworden. Sie hängen faſt insgeſammt mehr oder weniger mit der Politik zuſammen. Ganz anders der ſeit einer langen Reihe von Jahren beſtehende „ſächſiſche Kunſtverein." Es gereicht den Vorſtehern deſſelben zu großer Ehre, daß ſie ihn bei den ausgebrochenen politiſchen Stürmen überhaupt aufrecht erhalten haben. Aber es gelang ihnen ſogar, mitten in dieſen Stürmen das gemeinnützige Inſtitut immer mehr zu heben und zu befeſtigen. Schon ſein neues, weit angemeſſeneres und großartigeres Lokal deutet hierauf hin. Zur neueſten Ausſtellung haben nicht nur die hieſigen vorzüglichſten Künſtler beigetragen, ſondern auch Kunſtheroen des Auslands, wie Leſſing, Schirmer und andere. Der um die Kunſt durch Rath und That ſo vielfach verdiente Quandt hat aus ſeinem erleſenen Bilderſchatze mehrere wahre Kleinode beigetragen. — Leider iſt für den Augenblick durch die eingetretenen unſeligen Kriegsſchrecken in und um Wien auch hier wieder Stockung in Allem eingetreten. Faſt Niemand denkt im Augenblick an etwas anderes, als an die von Neuem in immer dickern Nebel ſich hüllende Zukunft Deutſchlands.

Hamburg, November.

(Beſchluß.)

Die Wahlen.

Die politiſche Bewegung wurde indeß, geweckt durch die großen Zeitereigniſſe, im Schooße der hieſigen Bevölkerung immer ſtärker. Begabte Männer ſtellten ſich an die Spitze der aufgeregten Menge; es bildeten ſich Vereine, Klubs, es wurde durch Schrift und Wort gegen das alte Regiment gekämpft, das, trotz der am Tage liegenden Mängel, noch immer ſeine Vertheidiger fand. Die verſchiedenen Vereine, erſt ſieben an der Zahl, floſſen bald in einem Centralverein zuſammen und bildeten jetzt eine ſo große Macht, daß ſie ſchon etwas wagen zu dürfen glaubten, um dem alten Unweſen ein ſchnelles Ende zu machen. Unter welchen Umſtänden und Stürmen der Senat ſich endlich dem Verlangen nach einer conſtituirenden Verſammlung fügte, iſt bekannt. Zwar wußte derſelbe zugleich eine Wahlordnung durchzuſetzen, die den Beifall der Verſtändigeren nicht haben konnte; allein in der Hauptſache hatte die liberale Partei geſiegt und die Conſtituante war in's Leben gerufen. Um aber begreifen zu können, wie es dem Senat, trotz ſeiner jetzigen Machtloſigkeit, möglich war, noch jetzt allgemein mißbilligte Anordnungen durchzuſetzen, muß man wiſſen, daß es die alten Machthaber, Rath und erbgeſeſſene Bürgerſchaft, nebſt ihrem Anhange, Oberalte, Sechziger u. ſ. w. waren, von denen die Bewilligung zur Conſtituante ausgehen mußte, wenn man nicht den Boden der Revolution betreten wollte. — Von da an begann nun, wie aller Orten, wo ſich Aehnliches zuträgt, das Spiel der Wahlumtriebe und dauert noch in dieſem Augenblick fort. Diejenigen, welche ſeither mit aller ihnen zu Gebote ſtehenden Macht den Fortſchritt, und namentlich die Conſtituante, zu hintertreiben geſucht und das Fortbeſtehen des Alten als Bedingung der Wohlfahrt aufgeſtellt hatten, mußten nothgedrungen ſich dem Fortſchritt anſchließen, wenn ſie nicht alle ihre ſeitherige Macht, nicht ihr ganzes Anſehen einbüßen wollten. Sie bildeten jetzt auch einen Verein, den ſie den „patriotiſchen" nannten; ſie ſchufen ſogar ein eigenes Organ, den „Patrioten," zur Verfechtung ihrer Anſichten; ſie ließen Wahlliſten drucken, auf denen alle die ſtanden, die ſeither eifrigſt den Fortſchritt bekämpft hatten; ſie verſäumten keine Gelegenheit, die Führer der Gegenpartei in den Augen des Volks zu verdächtigen und dadurch ihre Wahl unmöglich zu machen; ſie ließen ſogar an der Börſe eines ihrer Mitglieder eine Rede halten, um die Kaufmannſchaft für ſich zu gewinnen; ſie ſtellten an den Eingängen der Börſe Buben auf, die den Kaufleuten ihre Wahlliſten in die Hand ſtecken mußten, erreichten aber dadurch ihren Zweck ſo wenig, daß die Kaufleute, größtentheils aufgeklärte und charakterfeſte Männer, die ihnen zugeſteckten Wahlzettel zornig zerriſſen und ſich eine ſolche Bevormundung von den „Patrioten" verbaten. Die Liberalen, an deren Spitze faſt die geſammte Intelligenz unſeres kleinen Staates ſteht, waren natürlich auch nicht müſſig, und ſo ſehen wir denn in dieſem Augenblick beide Parteien in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen. In zwei Wahlbezirken, die bis jetzt geſtimmt haben, trugen die Liberalen einen vollſtändigen Sieg davon; demnach ſcheint ihre Sache gut zu ſtehen, um ſo mehr, da ſie fürchteten in dem einen Wahlbezirke nicht durchzudringen, und doch vollkommen ſiegten, wozu gewiß nicht wenig beitrug, daß ſie von vorn herein in einem Programm erklärten, was ſie wollten und zu erſtreben ſuchten. Dieß wurde zwar ſpäter von der Gegenpartei nachgeahmt; allein ihr Programm war ſo auf Schrauben geſtellt, daß es kein Vertrauen einflößen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 277. Sonnabend den 18. November 1848.

— Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft.
Matthiſſon.

Der Gang der Sonne und des Mondes in den Alpen.

(Fortſetzung.)

Ja das Licht kann ſich ſogar in Weitungen und beckenförmigen Thälern zu einem Lichtſee zu ſammeln ſcheinen, wie das Waſſer ſich in den kryſtallenen Bergſeen ſammelt. — Zuweilen wandelſt du in einem dunkeln ſchattigen Thale, vor dir aber blickſt du in ein geweitetes Becken. Ein leiſer, halbdurchſichtiger Dunſt iſt in dieſem Becken verbreitet. Die Strahlen der ſchon zum Untergange ſich neigenden Sonne, die dich nicht mehr erreichen, fallen hinein, und da ſie im Nebel zerſchmelzen, ſo ſcheinen ſie jenes ganze Becken vor dir bis an den Rand mit goldig ſchimmerndem Lichtſtoff zu füllen. Haller deutet auf ein ſolches Ereigniß hin, wenn er in ſeiner Epopöe auf die Alpen ſingt:

In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Roth,
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die geſpaltenen Klüfte.

Und auch Schiller beſchreibt dieſen Lichteffekt:

Da reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf,
Kein Tag hat's noch erhellt. Da geht ihr durch.
Es führt euch in ein ſonnig Thal der Freude.

Oft kommt man aus einem Thale, in das ſchon die Schatten der Nacht niedergeſunken, plötzlich in ein anderes, in welchem noch das Licht und die Wärme des Tages lieblich walten. Umgekehrt trittſt du am hellen Tage in Schluchten, in welchen ewige Nacht herrſcht.

Qui nell' ora che' l sol piu chiaro splende,
E luce incerta e scolorita e messa,
Quale in nubilo ciel dubbia sirede,
Se' l di alla notte o s'ella a lui succede.

Die Reflexe in den Gebirgen und die daraus entſtehenden Halbſchatten und Halblichter von allen Graden, und die daher ſo große und intereſſante Complicirung der Beleuchtung ſind ein anderer Gegenſtand des Studiums in den Alpen. Bei uns hat das Sonnenlicht, außer etwa in den Wolken, keine Gegenſtände, an denen es reflektiren kann, in den Gebirgen hat es deren überall. — Bald wirft eine ſonnenbeſchienene Felswand einen röthlichen, bald einen grünlichen Schimmer in die Landſchaft. Es gewährt dem Geiſte großes Vergnügen, all die völlig geſättigten Tiefſchatten, die durch Reflexe gemilderten Halbſchatten und die oft ſehr feinen Uebergänge bis zum klaren Sonnenſchein, die das Auge von einem Punkte aus überſchaut, zu erkennen und zu ſondern. — Auch die Wolken, die bei uns ihre Lichter im weiten Raume ohne Wirkung verſenden, finden in den Bergen gleich überall Gegenſtände in der Nähe, von denen die grünlichen, blauen, rothen, gelben Töne, die von ihnen ausſtrömen, im lieblichen Farbenecho zurückſchimmern.

Am auffallendſten ſind die Lichtreflexe in den mit Schnee bedeckten Eisregionen, weil die dort herrſchende weiße Farbe am wenigſten Strahlen verſchluckt und ſelbſt die feinſten darauffallenden Töne zurückwirft. — Wenn beim Sonnenuntergange die wundervollen Lichtreflexe durch die Nebel des Horizonts auf die Alpengipfel fallen, ſo erglühen die mit Schnee bedeckten mit weit größerer Intenſität, als die übrigen

Zuweilen wirft dann ein Gletſcher noch einen zarten Roſenſchimmer auf einen andern, welcher der direkten Einwirkung der Abendröthe ſchon entzogen war, und dieſer reflektirt dann den zarten Schimmer, weſſen die nackten, dunkeln Felſen nicht fähig wären. — Wenn, wie es oft geſchieht, eine Wolke einen grünlichen Schein auf die Landſchaft unter ihr wirft, ſo glänzen wohl die Gletſcher- und Schneefelder in einer ſo ſaftgrünen Farbe, daß man glauben möchte, ſie hätten ſich mit Alpengraſe bedeckt, während die ſchneeloſen Felſen dieſes Grün nie ſo deutlich reflektiren könnten.

Oft ſah ich im Winter in den Hochgebirgen ſchneebedeckte Kuppen, die das mondſcheinartige Licht, in dem ſie ſchimmerten, von einem entfernten hellbeleuchteten Gletſcherkopfe empfingen, und ſchätzte zuweilen die direkte Entfernung, aus welcher das Licht zurückgeworfen wurde, auf zwei Stunden. Ich ſage das mondſcheinartige Licht, denn alle dieſe reflektirten Lichter ſind nicht bloß überhaupt ſchwächer als die direkten, ſondern auch in ihrem Weſen anders beſchaffen, wie auch das reflektirte Mondlicht nicht bloß ſchwächer, ſondern überhaupt anders iſt als das Sonnenlicht.

Am zarteſten zeigen ſich in der Schneeregion die Reflexe bei langen, vielgezackten und vielgebrochenen Schnee- und Eisabhängen, wo eine Menge kleiner, mit Schnee gepolſterter Gipfel und Thäler aufſteigen, die alle ein an Ton und Stärke ſehr verſchiedenes Licht im Kreuzfeuer einander zuwerfen. Wenn man dann einen ſolchen Abhang mit dem Fernrohr unterſucht, ſo erſcheinen einem die Berge aus durchſcheinendem Porzellan gebacken. Die ganze Schneemaſſe gewinnt etwas Durchſichtiges und man glaubt alle die feinen Nüancen und Uebergänge der Durchſichtigkeit wie auf einem der bekannten dünnen Biscuitbilder zu erkennen.

In der Ebene, wo alles eine einzige große Maſſe bildet, wo das Licht ſich nie theilt und individualiſirt, kann man kaum von Lichtgöttern in der Natur reden. Hier aber, wo überall partielle Lichtergüſſe und Strahlenſonderungen ſtattfinden, ſieht man ſo zu ſagen die Lichtelfen vor Augen, von denen ſich einige bald hier, bald dort auf ſonnigen Höhen niederlaſſen, und von denen ganze Reigen und Gruppen zuweilen ſich um die Berge und Felſen ſchlingen. Will man beim Lichterſpiel an die Tänze der Elfen denken, ſo kann man dagegen die Bewegungen der Schatten in den Thälern und den Krieg, den ſie unter ſich und mit dem Lichte führen, mit den Kämpfen der Dämonen vergleichen. Denn auch die Schatten, die unſere Landſchaft einförmig wie ein unabſehbarer Nachtmantel verhüllen, ſind in den Bergen individualiſirt und geſtaltet. — Von den Höhen aus ſieht man die Schatten der Berge oft weit in die Landſchaft hinausgezeichnet. Meilenweit werden ſie in die Ebene hinausgeworfen, oder ſie ſkizziren ſich in großen Umriſſen an einer benachbarten Wand, oder man erblickt ihre Geſtalt auf der Fläche eines Sees, wo ſo weit der Schatten reicht, das Waſſer mit einer dunkleren Farbe getränkt ſcheint. Oft auch, wenn man ſich auf einen höheren Standpunkt begibt, ſieht man ihre Profile auf einer Wolken- oder Nebelſchicht rieſig projicirt.

Ein engliſcher Dichter hat dieſe Schattenformen in den Gebirgen beachtet; ich ſetze nur Einen Vers her:

> There by twilights hoſter light
> The mountain shadow bends,
> And sudden casts a partial night,
> As black its form descends.

Im Winter, wo die Sonne, kurze Kreiſe am Himmel ſchlagend, faſt nur aus Süden blickt, ſind die Schatten conſtanter. Ich ſah zuweilen den ganzen Schattenriß eines Berges in der Schneefläche des ebenen Thales wie aus Papier ausgeſchnitten. Die Winter- und erſte Frühlingsſonne hatte immer denſelben Schattenriß in den Schnee geworfen und dieſer hatte ſich daher im Schutze des Berges höher angehäuft als da, wohin ſein Schatten nicht fiel. Die von ihm bedeckte Thalſtelle war bis zur Spitze des Schattens noch mit Schnee bedeckt; rund herum war Alles weggeſchmolzen. Der Berg war gleichſam in die Schneedecke hinein daguerrotypirt. — Im Sommer aber, wo die Sonne rechts und links weiter ausgreift und bald im Oſten, bald im Weſten oder Nordweſten ſteht, da greifen auch die Schatten weiter aus und drehen ſich im Laufe des Tages faſt rund um ihre Bergkegel wie um ihre Centra herum.

Bei Sonnenuntergang gewährt es eben ſo viel Unterhaltung, alle die Schatten aus der Tiefe der Thäler herauswachſen zu ſehen, als bei Sonnenaufgang zu betrachten, wie ſich die Lichter allmählig vom Himmel herablaſſen. Die Schatten ſcheinen aus den Schluchten wie aus der Unterwelt emporzuſteigen. Sie laufen Sturm gegen die noch hellbeſchienenen Gelände des Gebirges, anfangs langſam, je höher ſie kommen, deſto ſchneller. Ein Bergdorf nach dem andern, jezt der untere, nun der obere Wald, bald auch die höchſten Sennhütten und endlich die Gipfel der Berge verſinken in den Schooß der Nacht, deren ausgeſtreckte Arme man in den aufſteigenden Schatten zu erblicken glaubt.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Der achtzehnte September zu Frankfurt.

(Fortſetzung.)

„Willſt du heute nicht zu deinem Meiſter gehen?“ — „Heut, Vater, wird nichts gearbeitet. Heut werdet Ihr noch ganz andere Sachen zu ſehen bekommen.“ — „Philipp,“ rief die Mutter, „um Gotteswillen, begib dich in keine Gefahr! Du biſt ja unſere einzige Stütze. Was geht dich das Parlament, die Rechte und die Linke und der Waffenſtillſtand an? Du ſiehſt, der Vater wird täglich älter; wie lange wird er noch Auslaufer bleiben können? Sein Alter nimmt zu, ſeine Kräfte und der Verdienſt täglich ab, und man will doch ehrlich bleiben.“

„Mutter, das verſtehſt du nicht. — Man muß jezt nicht auf ſich, man muß auf das Ganze ſehen; alles Einzelne muß aufhören; wenn das Vaterland ruft, muß alles andere ſchweigen. So haben wir's gehört, ſo wird es uns geſagt. Und wenn alles zu Grund und alles drunter und drüber ginge, die Freiheit und das Volk über alles! Deutſchland muß frei und Eins ſeyn, und das kann nur durch die Republik geſchehen. Die Fürſten zerſpalten nur Deutſchland; ſie müſſen fort. Die Rechte muß fort; ſie beſteht aus Fürſtenknechten und iſt nur der fortgeſezte Bundestag. Nur die Linke hält es mit dem Volk und meint es ehrlich mit uns. Drum muß ſie allein in der Paulskirche regieren, und das von heut an. Es iſt genug geſchwazt, jezt muß gehandelt werden. So iſt es uns geſtern geſagt, ſo iſt es geſtern beſchloſſen worden, ſo wird es heut ausgeführt, und nun Adieu!“ Philipp ſtülpte den Calabreſenhut auf den Kopf und war zur Thüre hinaus, ehe Vater und Mutter den Mund öffnen konnten.

Stillſchweigend und kopfſchüttelnd nahm auch der Vater ſeinen Hut, um in das Geſchäft zu gehen, wo er ſchon viele Jahre als treuer Auslaufer in Dienſten ſtand. Obgleich es noch frühe war, gewahrte er auf den Straßen ein ungewöhnliches Drängen und Treiben, das ihm doch nicht von dem Meßverkehr allein herzukommen ſchien. Da kam ihm ein Bekannter entgegen: „Wißt Ihr's ſchon? Es iſt heute Nacht Militär gekommen, viel Militär, Oeſterreicher und Preußen von Mainz mit der Eiſenbahn. Sie ſtehen alle um die Paulskirche herum. Es heißt, ſie ſolle geſtürmt werden. Da hat der Reichsverweſer die Truppen kommen laſſen; die Stadtwehr iſt zu ſchwach dazu.“ — „Gott, ſteh' uns bei! So was haben wir in Frankfurt noch nicht erlebt, ſo viel wir auch ſchon erlebt haben!“

Der Gedanke an ſeinen Sohn zog den alten Mann nach der Paulskirche, aber er kam nur bis an die neue Krām. Da ſtanden die Preußen, Gewehr bei Fuß, ruhig, ernſt, und hielten die Menſchenmenge ab, die ungeſtüm, drohend und ſchimpfend an ſie herandrängte. Er wollte durch die Wedelgaſſe am Römer vorbei; ſie war ebenfalls durch Preußen abgeſperrt. Da ging er über den Römerberg, durch Nebengäßchen dem großen Kornmarkt zu; hier ſtanden die Oeſterreicher in dichten Reihen die ganze Straße entlang und hatten die zur Paulskirche führende Barfüßergaſſe abgeſperrt. „Nun, heute laſſen ſie das Stürmen wohl bleiben,“ dachte der Alte bei ſich ſelber.

Innerlich beruhigt trat er in den Laden, erzählte auf dem Comptoir ſeinem Principal ausführlich, was er geſehen und gehört hatte, und erhielt den Auftrag, aus einem in einem andern Stadttheil liegenden Gewölbe Waaren herbeizuſchaffen. Als er von dort zurück kehrte, empfing ihn in der Töngesgaſſe ein wüſtes Geſchrei und wildes Zuſammenlaufen. „Wo ſteckt Ihr?“ rief ihm ein Bekannter zu. „Eure Frau ſucht Euch. Sie iſt im Laden bei Eurem Herrn und fragt alle Augenblicke nach Euch.“ — Geängſtigt beförderte der alte Mann ſeine Schritte. Schon von weitem erblickt ihn die Frau und eilt ihm entgegen: „Weißt du ſchon? — Sie haben die Paulskirche ſtürmen wollen; die Preußen haben ſie mit dem Bajonnet vertrieben. Viele ſind erſtochen, noch mehr verwundet worden. Ach Gott, wo nur der Philipp iſt! Es ließ mich nicht zu Hauſe; ich gab die Kinder der Hausfrau und eilte zu dir. Hier kann man doch etwas hören; zu Haus iſt es gar zu weit.“

„Beruhige dich. Den Philipp hab' ich mit keinem Aug' geſehen. Wie konnten ſie aber die Kirche ſtürmen? Ueberall wimmelt es von Soldaten, alle Zugänge zu der Paulskirche ſind abgeſperrt. Das habe ich vor einer Stunde mit eigenen Augen geſehen.“ — „Und doch iſt es ſo,“ ſagte ein ältlicher Mann, der eben in den Laden trat, „doch iſt es ſo. Als das Parlament anfing, wurden die Truppen in die nächſten Straßen zurückgezogen, um den Paulsplatz frei zu laſſen. Dieß haben denn die Wühler benuzt und waren ſchon im Begriff, in die Thüre zu dringen, als die Preußen im Sturmſchritt herbeieilten und den Platz ſäuberten. Da ſchrie das Volk: „Nieder mit den Preußen! Fort mit den Preußen aus der Stadt! Wir wollen die Oeſterreicher! es leben die Oeſterreicher!“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Die Cholera.

So ungern wir auch daran gehen, müſſen wir doch, um das Bild der hieſigen Zuſtände vollſtändig zu machen, von dem böſen Gaſte, der ſich hier eingebürgert, von der Cholera reden, ſchon um die Meinung von der Größe des Uebels, die man im Auslande gefaßt hat, zu berichtigen und furchtſame Gemüther, ſo weit dieß möglich, zu beruhigen. Uns ſind Briefe zugekommen, worin die Meinung geäußert wurde, daß die Seuche hier in einem Maße herrſche, wie im Süden die Peſt, daß die Menſchen wie die Fliegen auf der Gaſſe todt niederfallen und kein einziges Haus verſchont geblieben ſey. Dieß ſind Uebertreibungen, wenn gleich nicht verhehlt werden darf, daß die Seuche dießmal einen weit bösartigeren Charakter zeigt, als die beiden erſtenmale — 1830 und 1831 — wo ſie uns heimſuchte. Namentlich tödtet ſie weit ſchneller als früher, ſo daß es ſelten möglich iſt, die erforderlichen Mittel in Anwendung zu bringen, wodurch denn eben die Sterblichkeit ſo groß iſt. Das blühendſte und kräftigſte Leben iſt in drei bis vier, ja oft in zwei Stunden zerſtört, ſo daß der herbeigerufene Arzt ſtatt eines Patienten ſchon eine Leiche findet. Am größten iſt, wie früher, die Sterblichkeit in den am Waſſer liegenden Gegenden, und zwar in einem ſolchen Maße, daß, wollte man von dieſen auf die übrigen Stadttheile ſchließen, die orientaliſche Peſt kaum größere Verheerungen anrichten dürfte. Dieſe Erſcheinung hat aber ihren Grund in örtlichen Verhältniſſen. Der am meiſten mitgenommene Stadt- und Gebietstheil liegt an Kanälen, hier Fleeten genannt, und an einem Arm der Elbe, die beide ſo ſeicht ſind, daß ſie zweimal in vier-und-zwanzig Stunden durch die Ebbe trocken gelegt, folglich in einen Sumpf umgewandelt werden, aus dem, wenn die Sonne darauf ſcheint, ſich mephytiſche Dünſte entwickeln. Nun ſteht es überdieß feſt, daß auch die Thiere, namentlich alle im Waſſer lebenden, der Cholera unterworfen ſind. Schon vor dem Ausbruche derſelben ſchwammen Maſſen von todten Fiſchen in der Elbe; dieſe verfaulen nun und verderben die ohnehin verpeſtete Luft während der Ebbezeit noch mehr. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die Anwohner der *großen*, immer waſſerreichen Elbe nur ſehr wenig von der Seuche zu leiden haben, während die Sterblichkeit am Elbarme und an den gleichfalls trocken gelegten Kanälen ſehr groß iſt. Wie krank das ganze Fiſchgeſchlecht iſt, möge der Umſtand beweiſen, daß in ſehr vielen Fällen nicht nur von Cholera, ſondern auch von andern Krankheiten der Genuß von Fiſchen als Urſache nachgewieſen wurde, weßhalb man ſich dieſelben auch gänzlich verſagt. Aehnliche Wirkungen hat der Genuß des Obſtes, ſo wie jeder Säure, der ſogar auf bis dahin völlig Geſunde den ſchädlichſten Einfluß übt, und zwar ſo, daß bei der mindeſten dazutretenden Erkältung die Cholera da iſt. Ganz geſund iſt vielleicht Keiner in unſerer Stadt. Alles leidet an einer Unbehaglichkeit und an vorher nicht gekannten größern oder kleinern körperlichen Uebeln; Greiſe und vorher ſchon Kränkliche ſterben ſehr häufig. Es iſt als ob alle Uebel, alle Krankheitszuſtände ſich verſchlimmerten, ſeit wir die Seuche haben, als ob alle Krankheiten, die früher leicht geheilt worden wären, einen tödtlichen Charakter annähmen. Dem zu folge iſt die Sterblichkeit wirklich ſehr groß; allein es ſind wohl nur die wenigſten wirkliche Choleraleichen, die wir zu Grabe tragen ſehen. Daß die Leichen weit mehr anſtecken, als die noch lebenden Kranken, ſcheint erwieſen zu ſeyn. Nicht immer kommen mehrere Krankheitsfälle in einem Hauſe vor, wo der Patient erhalten wurde; wo aber ein Fall tödtlich verlaufen iſt, folgen andere nach, und es ſollen ganze Häuſer ausſterben. Uns iſt ein Fall bekannt, wo der Mann vier Kinder und die Frau in Einer Woche begrub. Seit das Uebel, wahrſcheinlich durch die ungewöhnlich warme, ja heiße Witterung, die uns der Oktober brachte, ſo um ſich gegriffen hat, werden keine Choleraliſten mehr ausgegeben; auch ſcheint man die Herausgeber der Zeitſchriften erſucht zu haben, von der Krankheit zu ſchweigen, denn keine bringt mehr ſolche Nachrichten. Ueber den wirklichen Stand der Seuche können auch wir alſo nichts berichten und nur Schlüſſe aus dem ziehen, was wir hören und ſehen, was denn freilich betrübend genug iſt. Man hoffte vermuthlich, daß andere Staaten keine Notiz von der hier herrſchenden Seuche nehmen würden, wenn bei uns nicht öffentlich davon die Rede wäre; auch ſoll ſich Bremen bei den früheren Ausbrüchen derſelben durch dieſe Liſt gegen die dem Handel ſo läſtige und verderbliche Quarantäne geſchützt haben; allein dießmal ſpielten wir die Rolle des Straußes, der den Kopf in den Buſch ſteckt, um nicht geſehen zu werden, und die Engländer haben bereits die Quarantäne für unſere Schiffe angeordnet. Nach unſerer Anſicht erheiſchte es nicht nur die Redlichkeit, ſondern ſelbſt die Klugheit, unſern Schaden durch offiziellen Nachweis offen an den Tag zu legen, ſelbſt wenn er ſo groß wäre, als man vermuthen mag. Dadurch würde man den jedenfalls übertriebenen Gerüchten, die im Auslande verbreitet ſind, Schranken ſetzen und auch dann Glauben finden, wenn man das gänzliche Erlöſchen der Seuche anzeigen könnte. So aber wird Hamburg noch lange für eine Peſthöhle gelten, wenn auch kein Cholerafall mehr vorkommt. Man fängt jezt, nach einem glücklich abgelaufenen Falle, an, die Kranken nach der Gräfenbergſchen Methode zu behandeln. Verſucht muß das um ſo mehr werden, da die Kunſt die Aerzte faſt immer, gewiß aber wo ſchon Krämpfe eingetreten ſind, im Stich läßt, auch ärztliche Hülfe in der Regel zu ſpät kommt; Waſſer iſt aber immer zur Hand und ſomit kann gleich Etwas gethan werden. — Als höchſt auffallend muß bezeichnet werden, daß die Magnetnadel ſeit dem Ausbruche der Krankheit hier ihre Richtung nach Norden verloren hat und ſich wirbelnd um die Scheibe dreht (?). In Petersburg will man eine außerordentlich große Abnahme der Luftelektricität bemerkt haben, während die Cholera dort ihren Culminationspunkt erreicht hatte. Daß die Luftbeſchaffenheit ſeit Ende des Sommers in unſerer Gegend eine gänzliche Umwandlung erlitten, iſt unzweifelhaft. Trotz des furchtbaren Orkans, den wir im Auguſt hatten, blieb die Luft mit grauen Dünſten und ungeheuern Wolkenmaſſen angefüllt, ſo daß die Sonne nur ſelten, und nur auf Augenblicke zum Durchbruch kommen konnte, bis ſie mit Anfang Oktobers wieder ſiegreich wurde, aber auch eine ganz ungewöhnliche Hitze und Beklemmenheit in ihrem Gefolge hatte und eben dadurch der Seuche Vorſchub leiſtete.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 278. Montag den 20. November 1848.

Es war auf heimiſchem Gefild
Geworden warm und frühlingsmild
Bis hoch hinauf zum Norden;
Zur eignen Blüthe ſchön gerieb
Die Wunderblume Poeſie. — —

Da war zu einem Tönen
Geworden alles, was ſonſt ſchier
Nur iſt ein wildes Dröhnen:
Die Waffe, die der Ritter ſchwang,
Das rauhe Erz gab milden Klang.

Rückert.

Aus Weſtphalen.

(ſ. Nr. 162—164.)

III.

Ich beabſichtige im folgenden Abſchnitt kürzlich darzulegen, welche Stellung noch augenblicklich der Volksgeſang in einem großen Theile des nördlichen Deutſchlands einnimmt. — Der Volksgeſang der Gegenwart iſt nur Nachhall jenes Volksgeſanges, der einſt mit ſeinen ergreifenden Klängen die Königsſäle, die Burgen, die Märkte, Heerſtraßen und Herbergen unſerer vaterländiſchen Gauen erfüllte, jenes Geſanges, der in der Zeit, als wir die Dichtkunſt noch nicht kannten, faſt all unſer geiſtiges Leben in ſich vereinigte, aus dem unſere großen Heldengeſänge hervorgegangen ſind, die ſich kühn den Geſängen der Griechen zur Seite ſtellen dürfen, der dann mit dem Volksliede des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts wiederum als Lyrik mit „wunderbarer Kraft aus tief verborgen liegenden Quellen an das Tageslicht ſtrömte," um endlich an der Scheide des achtzehnten Jahrhunderts noch einmal die Dichteraue der deutſchen Literatur zu befruchten. An dieſen mächtig durch Jahrtauſende unſerer Geſchichte dahinrauſchenden Volksgeſang glaube ich als an die Quelle erinnern zu müſſen, bevor ich zu den durch die Entfernung von der Quelle immer unbedeutender gewordenen Ausſtrömungen übergehe. Die Gefahr, durch Vergegenwärtigung des Reichthums der Vorzeit das Intereſſe des Leſers für meine eigenen Mittheilungen zu ſchwächen, achte ich dabei gering. Wer die Nibelungen, die Gudrun, wer die Volkslieder in des „Knaben Wunderhorn" oder in der Sammlung von Uhland geleſen und empfunden hat, wer ferner den wunderbaren Tönen, die aus geheimnißvoller Tiefe in den Goethe'ſchen Balladen zu uns heraufdringen, gehorcht hat, der wird dieſe Stoffe und Formen auch in den geringfügigſten Ueberreſten zu verehren und zu ſchätzen wiſſen, wird mit Grimm gelernt haben, daß die „Naturpoeſie ein lebendiges Buch iſt, wahrer Geſchichte voll, das man auf jedem Blatte mag anfangen zu leſen und zu verſtehen, nimmer aber ausliest noch durchverſteht."

Die Volks- oder Naturpoeſie der Deutſchen unterſcheidet ſich von der Epik der Griechen nicht ſowohl durch den Inhalt als vielmehr durch die Form. Galt bei den Griechen der künſtleriſche Geſang der Aöden, die an den Königshöfen des Landes umherzogen, um zu ſingen von den vaterländiſchen Kriegen und den vaterländiſchen Helden, als das Höchſte, ſo fällt bei uns der Nachdruck nicht auf die Form, ſondern auf den Inhalt des Geſanges; daher dort eine Form, die für ewige Zeiten Muſter ſeyn wird, hier eine Geſinnung, die uns ſo lange feſſeln wird, als wir deutſch fühlen, deutſch handeln und deutſch denken können. Bei den Griechen ſang der Aöde allein, ſeine Kunſt äußerlich in richtiger Meſſung und im künſtlichen Versbau bewährend; bei uns ſtimmten Alle in den Geſang ein, wurden alle ergriffen von dem wichtigen Inhalte, der ſich durch die Wiederkehr gleicher Conſonanten ankündigte, ſo daß noch bis auf den heutigen Tag der Accent in unſerer Sprache die Qualität beſtimmt. Zahlreich ſind bekanntlich die Wortverbindungen, die ſich ſeit faſt zweitauſend Jahren unverändert erhalten haben (z. B. Stock und Stein,

Gras und Grann, Kind und Kegel, Haus und Hof, grasgrün, lichterlohe u. ſ. f.), zahlreich die Sprüchwörter (allzuſcharf macht ſchartig ꝛc.), und eben ſo zahlreich die theils glücklichen, theils freilich auch unglücklichen Verſuche, jene Alliterationspoeſie zu erneuern. * Damals aber, als dieſe Formen noch in ihrer vollen Lebendigkeit herrſchten, war Singen und Sagen nicht von einander verſchieden, kannte man kein Sagen ohne Singen. Otfrieds Evangelienbuch diente ſowohl dem Singen als dem Leſen. Die angelſächſiſchen Geiſtlichen verließen bei ihrem Bekehrungswerke den Weg der Predigt, um als wirkſameres Mittel den Geſang zu wählen. Der heilige Aldhelm ſtellte ſich dem Volke, das ihm vor der Predigt aus der Kirche ging, nun als Sänger in den Weg: da ſtand und hörte es ihm zu.

Mit dieſer Allgemeinheit des Singens nothwendig verbunden iſt der Umſtand, daß die Literaturgeſchichte unſerer Volkspoeſie uns im Gegenſatze zur Literaturgeſchichte der Kunſtpoeſie nur Geſänge, nicht aber die Verfaſſer der Geſänge nennt. Zwar iſt, wie auch bei andern Völkern, hauptſächlich den Blinden die Gabe des Geſanges gegeben, zwar zieht in der Zeit der Kreuzzüge der „varende Man“ von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg, um den Geſang von den alten Helden der Völkerwanderung erſchallen zu laſſen; aber im Allgemeinen ſingt doch Jeder, dem das Herz überfließt vor eigener Freud und eigenem Leid, oder den es treibt, ſeiner Bewunderung der Heldenthaten Worte zu leihen. Mit Geſang wurde der Feind begrüßt, mit Geſang die beginnende Schlacht, Geſang ließ man erſchallen bei fröhlichen Gelagen, bei den Volksverſammlungen und bei den Opfern, und mit Geſang geleitete man endlich die Todten zur lezten Ruheſtätte. Jornandes erzählt von den Geſängen, mit welchen die Weſtgothen mitten unter dem Getöſe des Krieges und im Angeſichte des Feindes ihren bei Châlons gefallenen König von der Wahlſtatt trugen und klagend, wie man um Helden klagt, beſtatteten; ferner von dem Klaggeſange, mit dem der ausgeſtellte Leichnam Attila's umritten ward, ein Lied, das von dem Geſchlechte des Königs erzählte und die Thaten und die Macht deſſelben und ſeinen ſchmerzloſen, in unbeflecktem Ruhmesglanz gefundenen Tod pries.

(Fortſetzung folgt.)

* Am glücklichſten von Goethe, z. B. im Fiſcher; dann von Fouqué im „Thiodolf“ (Weit im Weinberg wohnen zwei Schweſtern u. ſ. f.) und von Karl Kappe (Freude dir, freudiger Ernſt der Nacht! — Blinkende, blanke Blume des Schnee's ꝛc.). Am unglücklichſten iſt unbedingt die nur mechaniſche Alliteration bei Rückert (Roland der Rieſ' ꝛc.).

Der achtzehnte September zu Frankfurt.

(Schluß.)

„Ach, mein Philipp! wo wird mein Philipp ſeyn? Der war gewiß beim Tumult! Wenn er nur nicht verwundet iſt!“ — „Das glaub' ich nicht, gute Frau. Das Gerücht hat viel übertrieben, verwundet ſoll nur Einer aus dem Volke ſeyn, und das nicht bedeutend. Euer Philipp müßte gerade der Eine ſeyn. Ich habe das Parlament ſo eben erſt verlaſſen; es iſt auf dem Paulsplatze jezt Alles ruhig; die Reichsverſammlung iſt durch den Tumult nur auf einen Augenblick unterbrochen worden. Der Präſident hat zur Ruhe ermahnt und die Sitzung dauert fort.“ — „Geh nach Haus, Frau. Der Philipp arbeitet ohnehin heute nicht. Vielleicht iſt er ſchon zu Haus. Beſorge das Eſſen und ſey ruhig.“

An Geſchäfte war heute nicht zu denken. Alles ſtand in den Hausthüren oder auf den Straßen in Gruppen in eifrigem Geſpräche. Fremdartige Männer mit Mützen, Calabreſerhüten, in Blouſen, mit ſtarken Bärten und von wildem Ausſehen durchzogen bewaffnet die Straßen. Weder Stadtwehr noch Soldaten ließen ſich blicken. Alles Militär ſtand noch um die Paulskirche, doch ſagte man, es würde noch viel mehr Mannſchaft herankommen. — Plötzlich riefen vorbeieilende Bürger von den verſchiedenſten Seiten: „Sie reißen ſchon das Pflaſter auf, ſie bauen Barrikaden!“ — „Wo, wo?“ — „Um die Paulskirche herum. — An der Wedelgaſſe. — Unter der neuen Kräm. — In der Fahrgaſſe. — An der Allerheiligengaſſe, der Conſtablerwache gegenüber.“ — „Da muß ich nach Haus,“ rief der Alte, „ſonſt werde ich abgeſchnitten!“

Die Comptoirs, die Magazine, die Läden, die Werkſtätten, die Meßbuden ſchließen ſich, die Straßen werden öde. Eine unheimliche, gewitterdrohende Stille lagert ſich über die geängſtigte Stadt. — An der Allerheiligengaſſe angelangt, ſtarrte dem Alten bereits eine mächtige Barrikade entgegen, von Pflaſterſteinen, Thüren, umgeſtürzten Wagen, Wagenrädern, Balken, eiſernen Gittern, Kiſten und Kaſten errichtet, an der noch mehrere Männer arbeiteten. Bürger ſtanden müſſig und gaffend dabei und ließen es geſchehen. Von der nahen Wache zeigte ſich kein Soldat, es zu hindern. Der Alte mußte zurück. Durch die Fahrgaſſe, an Rothſchilds Comptoir vorbei, durch die Bornheimer Pforte, an der Synagoge vorüber, gelangte er durch das ſchmale Gäßchen, blaß und erſchöpft, endlich in ſeine Wohnung. Die Frau war in der Küche, die Kinder kauerten ängſtlich in einem Winkel; kein Philipp da. Der Vater ging vom Fenſter in die Küche, von der Küche zum Fenſter, ſeine innere Unruhe zu verbergen.

„Gott, was wird das noch geben!“ rief die Mutter, „was wird das heute noch werden! Gott, mein Gott, wär' nur der Philipp da!“ — „Der kann jezt nicht mehr kommen, Mutter. An der Allerheiligengaſſe iſt der Weg abgeſperrt. Komm an's Fenſter; drüben am Gäßchen reißen ſie auch ſchon das Pflaſter auf. Er kann nicht mehr durch.“ — „Mag er in Gottes Namen bleiben wo er iſt, wenn er ſich nur in keine Gefahr begibt, wenn er nur nicht dabei iſt!“ — „Er wird doch an ſeine alten Eltern denken. Nein, ich ſah lauter Fremde, kein einziges bekanntes Geſicht darunter. Es ſind keine Frankfurter.“

Die Mutter ſtellte mit zitternden Händen die Suppe auf den Tiſch und theilte aus; die Kinder langten zu. Da — ein Schuß — und noch einer — noch einer. Die Mutter lief an's Fenſter und riß es auf, der Vater eilte ihr nach und zog ſie zurück. — „Weg vom Fenſter, Frau! Siehſt du gegenüber die Barrikade nicht? Willſt du erſchoſſen werden? Wie leicht fliegt eine Kugel durch's Fenſter! Haben wir nicht ſchon Unglück und Herzeleid genug!“ — Schweigend ließ ſich die Mutter vom Fenſter führen. Die Kinder jammerten, die Mutter kniete im Zimmer: „Gott ſey unſerem Philipp gnädig!“ — „Amen,“ ſagte der Vater und ſezte ſich zitternd, die Hände gefaltet, in den Lehnſtuhl am Ofen. — Tiefe Stille, raſche, gemeſſene Schritte auf der Straße, dann Schuß auf Schuß, daß die Scheiben klirrten.

„Hier in der vordern Stube iſt nicht gut ſeyn, Mutter; geh mit den Kindern hinten in die Kammer; gleich komme ich nach.“ — „Geh lieber gleich mit.“ — „Geh nur, ich komme gleich. Ich will nur noch etwas aus dem Schranke holen.“ — Der Vater ſchlich an die Kommode, öffnete ſie mit zitternder Hand und holte aus einer der hinterſten Schubladen ein ledernes Beutelchen mit einigen geſparten Thalern heraus, das er auf der Bruſt verbarg.

Und wieder ging es draußen Schuß auf Schuß, bald einzeln, bald zuſammen. Jezt rollten die Schüſſe regelmäßiger, wie von Pelotonfeuer. — „Das ſind die Soldaten,“ ſprach der Vater zu ſich, ſtellte ſich auf die Zehen und blickte ſcheu durch die Scheiben. — Gedränge gegenüber bei dem Nachbar, dem Chirurgus. Er hatte recht geſehen: Verwundete, Todte wurden dort abgeladen, Blut tropfte auf das Pflaſter.

Es dunkelte bereits hinten in der Kammer, wohin ſich die geängſtigte Familie geflüchtet hatte. Im Schießen war eine Pauſe eingetreten; eine öde Stille laſtete centnerſchwer auf Aller Bruſt. Unten ließen ſich Stimmen hören. Der Vater klinkte leiſe die Thüre auf, ſchlich an die Treppe und horchte hinunter. — „Ein Waffenſtillſtand iſt eingetreten,“ ließ ſich die Stimme des Hausherrn vernehmen. „Die Truppen, beſonders die Preußen, ſollen aus der Stadt. Dann wollten ſie die Barrikaden räumen, eher nicht.“

Der Vater ſchlich zur Mutter zurück und hinterbrachte ihr das eben Gehörte. Die Frau ſchlug das thränenſchwere Auge nach oben. Tiefe Stille, Niemand machte Licht an; die Kinder waren eingenickt, die Nacht herangebrochen; da plözlich wieder Schuß auf Schuß. Dann — „Gott im Himmel, das ſind Kanonen!“ rief der Vater. Praſſelnd rollten die Kugeln auf den Dächern. Vater und Mutter lagen auf den Knieen und flehten zu Gott um das Leben ihres Sohnes.

Es iſt zehn Uhr Nachts, die Truppen ſind Herr der Stadt, am Allerheiligenthor herrſcht großes Getümmel. Die dort ſtehende lezte Barrikade wird ohne Kampf von den Reichstruppen beſezt. Soldaten, die Geſichter vom Pulverdampf geſchwärzt, lagern in der Straße. Bürger miſchen ſich unter die Krieger und laſſen Suppe, Gemüſe, Fleiſch, Wein, Bier, Cider, Branntwein unter die Erſchöpften vertheilen. Luſtig flammen die Wachtfeuer in die Höhe. Ein ſanftes Mondlicht ergießt ſich auf die dunkeln Gruppen der auf Stroh Gelagerten. Da klettert, geſtüzt auf die wachthabenden Soldaten, der Arzt über die Barrikaden, die man ihm bereitwillig öffnet, als er ſeinen Beruf genannt. Zu dem Hauſe der uns ſchon bekannten Alten wendet er ſeine Schritte. Man ſoll dort ſeiner ſehr bedürfen. — Welch ein Anblick! Im Lehnſtuhle lag die Mutter in Ohnmacht, den Körper von Krämpfen verzerrt, ihr Haupt an der Bruſt des greiſen Vaters, der im Uebermaaß ſeines Schmerzes thränenlos vor ſich hinſtarrte. An ihren Knieen hingen wimmernd die Kinder. Mitten im Zimmer auf blutigem Pfühl ein friſcher Leichnam. Es war Philipp, der auf der Barrikade den Tod gefunden. Ueber dem rechten Auge war das tödtliche Blei in's Gehirn gedrungen. Sein Ende muß ſchnell geweſen ſeyn. Dieß der einzige Troſt, den der Arzt den verzweifelten Eltern geben konnte.

An einem der nächſten Tage hieß es auf der Rednerbühne in der Paulskirche, das Volk habe ſich ein bischen eingedrängt, weil ihm ſein Platz auf den Galerien verkleinert worden, und die Volksverſammlung am ſiebzehnten auf der Pfingſtweide ſtehe nicht in der geringſten Beziehung zu dem Barrikadenkampfe des achtzehnten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Die Reform.

Der Freiherr von Stein behauptete einſt von der früheren Geſchichte Frankfurts, dieſe Stadt äußere bedeutende politiſche Wirkung auf den Weſten Deutſchlands. Von der neueſten Geſchichte würde ſich Aehnliches nicht haben behaupten laſſen, es ſey denn, daß man die Börſe, die zur Zeit des friedlichen Stillſtands als geſchichtlicher Wärmemeſſer angeſehen werden konnte, dabei vor Augen gehabt hätte. Möglich, daß die neueſte Geſchichte die Bemerkung Steins wieder wahr macht, oder den Einfluß Frankfurts gar vom Weſten auch auf die andern Himmelsgegenden ausdehnt. Einſtweilen wird man aber der Anſicht ſeyn dürfen, daß an den nationalen Anſtalten, die ſeit der vorbereitenden Verſammlung des Vorparlaments in der alten Kaiſerſtadt in's Leben traten, ſehr wenig zu bemerken war, was aus irgend einem Einfluß, der von hier aus geübt würde, hervorgegangen ſeyn konnte. Nicht die Einwirkung Frankfurts auf den Weſten, ſondern die umgekehrte Richtung, und, daß wir es mit Einem Worte ſagen, die Einwirkung des ſüdlichen Badens auf Frankfurt tritt in der neueſten Bewegung hervor, freilich auch nur in formeller Hinſicht, indem ſie jene Anſtalten nach Frankfurt verlegte. Man hat wohl hie und da ſchon aus Frankfurter Munde vernehmen, daß die Nationalverſammlung beſſer nicht nach Frankfurt verlegt worden wäre, was wenigſtens ſo viel beweiſt, daß die alte reichsſtädtiſche Tradition, die in der Ausbildung der Familie und des mit dieſer in innigem Zuſammenhang ſtehenden „Bürgers“ eine gewaltige Stütze hatte, nicht über Nacht, ja ſelbſt nicht über Tage und Monate an der Macht von Ereigniſſen, wie ſie die Geſchichte zuvor nicht geſehen hat, zu Grunde gegangen iſt. Nichts deſto weniger hat ſich der Geiſt der Reform nicht erſt ſeit dem verhängnißvollen Februar, ſondern bereits ſeit Dalberg und Börne über Frankfurt ausgebreitet. Die Nivellirung der auf jener Tradition beruhenden Verhältniſſe durch das Großherzogthum Frankfurt konnte nie wieder in dem Grade mit den alten reichsſtädtiſchen Höckern und Auswüchſen beklebt und ausgerüſtet werden, daß man dieſelben als eine weſentliche Zuthat der Frankfurter politiſchen Bildung hätte anſehen mögen. Das Leben hatte energiſch in die alten Sympathien eingegriffen, und als die alten Bürgerkapitäns, nach Wiederherſtellung der freien Stadt, den Kaiſer Franz um Wiedereinſetzung in den vorigen Stand baten, durfte man in dieſem Schritt kaum etwas Anderes erblicken, als, neben der Anhänglichkeit an alten Formen, die in den Reichsſtädten aus dem ſehr natürlichen Grunde ihrer politiſchen Unbedeutſamkeit herrſcht, Fürſorge für die bürgerlichen Gerechtſame, gegenüber der ausübenden Gewalt, namentlich der Polizeigewalt. In einer Stadt, die unter allen deutſchen Städten vielleicht die meiſten Iſraeliten als Bürger und Einwohner aufzuweiſen hat, konnte um ſo weniger jenes Leben, das mit der Dalberg'ſchen Reform eingebrochen war, wieder in das alte Bett reichsſtädtiſchen Herkommens zurückgeleitet werden; denn die iſraelitiſche Bevölkerung wurde ſofort, nach der Einführung des alten Regiments mit einer neuen Verfaſſung, auf das Terrain der Oppoſition geſtellt, indem man ihr die von Dalberg eingeräumte Gleichheit der politiſchen (ſo weit dieſe überhaupt zu jener Zeit vorkommen konnten) und bürgerlichen Rechte entzog. Da ſie aber nicht nur den Geiſt, ſondern auch die pecuniären Mittel beſaß, um auf dieſem Terrain wirkſam zu ſeyn, und da ſie auf der andern Seite, wie alle ihre Glaubensgenoſſen, in der politiſchen Negation ihr eigentliches Element fand, ſo wurde ſie gleichſam die Fontanelle der Reform.

(Fortſetzung folgt.)

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Theater.

Wie wohl jetzt überall in Deutſchland, liegen auch hier Kunſt und Literatur gänzlich darnieder, und zwar ſo, daß ſelbſt die Leihbibliothekare, die der Maſſe das gewöhnliche Leſefutter liefern, bitter Klage führen. Die Politik verſchlingt alle andern Intereſſen, ſofern ſie nicht Bezug auf Handel und Gewinn haben, und die Männer aller Stände verbringen die Abende in politiſchen Vereinen, Klubs u. ſ. w., ſtatt wie ſonſt ihre Mußeſtunden mit Kunſt und Literatur auszufüllen. Die Theater ſind ſo im Verfall, daß die Direktionen fortwährend am Rande des Bankerotts ſtehen und ihr Inſtitut nur noch durch künſtliche Reizmittel, Tänzerinnen, Gaſtſpiele u. ſ. w. aufrecht erhalten können. Das Stadttheater ſpielt auf Theilung, und ſelbſt dieſes Auskunftsmittel würde nicht zur Aufrechthaltung ausgereicht haben, wenn nicht Fanny Elsler für einige Zeit Fluth in die ebbende Kaſſe gebracht hätte. Aber ſchon ihre Nachfolgerin, Lucile Grahn, „zog nicht mehr,“ obgleich ſie vor ihrem Auftreten ein rührendes Manifeſt erlaſſen hatte, worin ſie gleichſam um Verzeihung bat, durch ihre Geburt dem hier ſo verhaßten däniſchen Volksſtamme anzugehören, und dem zu folge die Nachſicht des hochverehrten Publikums in Anſpruch nahm, die ihr denn auch ſoweit gewährt wurde, daß man ſie nicht nur nicht auspfiff, ſondern ihrer Kunſtfertigkeit den gebührenden Tribut des Beifalls darbrachte. Indeß hatten die Beine der Elsler bereits die Blicke der Zuſchauer ermüdet, und ſo blieb die goldene Ernte bei der Lucile Grahn leider aus. Eben ſo wenig vermochte Piſchek, der treffliche Sänger, das Haus zu füllen. Da nun ſolche Reizmittel ihre Dienſte verſagen, iſt wohl das Inſtitut als dem ſichern Tode geweiht zu betrachten, zumal ſogar die Galerie leer bleibt, indem ſelbſt bei den Männern der untern Stände, die wenigſtens jeden Sonntag mit den Ihrigen jenen Platz überfüllten, ein nie geahntes politiſches Leben erwacht iſt, und ſie ſich zu den Vereinen und Volksverſammlungen, ſtatt zum Theater drängen. Es iſt eine auffallende Erſcheinung, wie unglaublich ſchnell ſich bei freier Preſſe in den unterſten Schichten der Geſellſchaft geiſtige Bedürfniſſe kund geben, von denen dieſe Leute bis dahin keine Ahnung hatten. Wir ſelbſt behaupteten früher, als die Preſſe noch gefeſſelt war, daß ſchon nach vierwöchentlicher Herrſchaft der Preßfreiheit der Deſpotismus zur Unmöglichkeit geworden ſeyn würde, und dieſe Anſicht ſehen wir jetzt beſtätigt. Napoleon war wohl der Erſte, der die ungeheure Macht der Preſſe, ihrem ganzen Umfange nach, anerkannte, indem er den Ausſpruch that: er fürchte ſich nicht vor hunderttauſend ihm gegenüber ſtehenden Feinden, wohl aber davor, die Preſſe gegen ſich zu haben. Die öffentlichen Blätter, namentlich die Volksblätter, werden von der Maſſe gleichſam verſchlungen, und diejenigen, deren Herausgeber es verſtehen, den Volkston zu treffen und es nebenbei nicht verſchmähen, Skandale aufzutiſchen, bringen es in kurzer Zeit zu ſehr großen Auflagen, wozu denn auch der ſehr niedrige Preis beiträgt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 279. Dienſtag den 21. November 1848.

Well, I am school'd; good manners be your speed!
Shakespeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

I.

Kaum mit dem Stettiner Dampfboote auf dem großartigen Petersburger Quai angelangt, eilte ich nach glücklich überſtandener Polizei- und Zollinquiſition, wenn auch mit Hinterlaſſung meiner Noten und meiner engliſchen und franzöſiſchen Taſchenlerica, deren Unverdächtigkeit vorauszuſetzen der kaiſerlichen Cenſur freilich nicht zugemuthet werden konnte, der in meiner Briefταſche ſorgſam notirten Wohnung zu. — „Frau v. L.?“ fragte ich ſtürmiſch den Portier. — »Da's (ja, Herr),“ antwortete er trocken, „aber verreiſt.“ — „Wie? verreiſt?“ — »Da's!« war wieder die Antwort.

Wer in der Lage geweſen iſt, nach mehrtägiger Seefahrt und in der gewiſſen Hoffnung des ſchon in den lachendſten Farben ausgemalten Empfangs, dazu in höchſter Spannung auf eine durch den kleinen Krieg ſcherzhafter Korreſpondenz längſt angeknüpfte intereſſante Bekanntſchaft, das Wort „verreiſt“ zu hören, wird die Verblüfftheit begreifen, mit welcher ich dem faſt ſpöttiſch mich meſſenden Portier in's Geſicht ſah. Schon fing eine Empfindung ſich meiner zu bemeiſtern an, wie wenn Jemand auf ein Siedbad die Kaltwaſſertaufe folgen läßt, und ich ſah auf die Dächer umher und auf die Newa, ob ich mich denn um einen Monat habe irren können, und mir der Schnee und das Eis bisher entgangen ſeyen, womit ſie noch bedeckt ſeyn müßten, als leichte Schritte unhörbar die Marmortreppe herunter flogen und mir die ängſtliche Frage, ob denn Alle verreiſt ſeyen, hinterrücks durch eine ſchweſterliche Umarmung abgeſchnitten wurde.

„Gottlob daß du da biſt!“ ſagte Leontjewna. — „Aber Frau v. L.?“ fragte ich dringend. — „Morgen iſt ihr Geburtstag.“ — „Ja, ja, aber wo iſt ſie?“ — „Voraus nach dem Imatra, einem prachtvollen Waſſerfall in Finnland, wo der Tag gefeiert werden ſoll. Eine große, ausgelaſſene Geſellſchaft. Es wird herrlich werden; drei Wagen und ein Fourgon; heute Abend folgen wir nach. Deinetwegen bin ich mit Frau v. H. und Herrn v. B. zurückgeblieben. Zu ihrem Geburtstage wollte ſie ſich ſelbſt mit dir überraſchen; nicht wahr, das iſt hübſch? Und eine wirkliche Ueberraſchung für ſie gibt es auch noch. Ihr Vetter aus Frankfurt, den ſie noch gar nicht kennt, iſt angekommen. Doch was ſage ich dir das Alles in Einem Athem hier auf der Flur? Dort oben beim Frühſtück, das längſt auf dich wartet, erzähle ich dir das Nähere.“ — Und damit zog ſie mich zu meinem großen Vergnügen mit ſich hinauf. „Wie freue ich mich, daß du hier mit einem ſo herrlichen Ausfluge beginnſt! Was werden wir dir gleich Alles zeigen und erzählen! was wirſt du Intereſſantes ſehen und bewundern können!“

„Schön, ſchön; wer iſt aber vor Allem Frau v. H. und Herr v. B.?“ — „Die prächtigſten Reiſegefährten; er der trockenſte Griesgram von der Welt und ſie die liebenswürdigſte Frau, wie du gewiß beſtätigen wirſt.“ — „Ruſſiſch?“ — „Das magſt du lieber ſelbſt beurtheilen. Um ſo intereſſanter iſt es zu ſehen, wie du dich in ſie ſchicken wirſt. Ich denke, es wird einen recht amuſanten kleinen Krieg geben.“ — „Gut denn!“ — Ein ausgeſuchtes Frühſtück krönte

und eine kurze Reiſevorbereitung beſchloß meine erſte Einführung in die ruſſiſche Reſidenz.

Am Abend deſſelben Tages befand ich mich wirklich auf dem Rückſitze eines zu beiden Seiten aufgeſchlagenen eleganten Reiſewagens neben dem „trockenſten Griesgram von der Welt“ und gegenüber der „liebenswürdigſten Frau,“ wie ich, ganz nach der Prophezeiung ihrer Nachbarin im Fond, bereits innerlich zu beſtätigen angefangen hatte, obſchon ich mich durchaus noch nicht in ſie zu ſchicken wußte. Keine fünf Minuten aber und meine Zweifel ſollten ſich löſen.

„Wenden Sie ſich doch ſchnell zur Seite,“ ſagte ſie, als eben der Wagen in die „Perſpektive“ einbog und auf dem Holzpflaſter leiſe dröhnend dahin rollte; „wenden Sie ſich doch ſchnell zur Seite, um die wahrhaft großartige Pracht der ſchönſten Straße Petersburgs zu bewundern!“ — Ich ſah mich um, und in der That, die breite, ſchnurgerade Straße, auf dem fernen Admiralitätsplatze in grauem Nebel ſich verlierend, machte einen imponirenden Eindruck, wie ich gern anerkannte.

„Und finden Sie hier auch nur im geringſten den Vorwurf begründet, den man Petersburg ſo oft macht, daß es öde ſey? Wo kann man mehr Menſchen, mehr eleganten Equipagen in einer ſchöneren, an Abwechslung reicheren Straße begegnen? Aber es gibt Leute, die Alles tadeln. So erſt geſtern — erinnerſt du dich, Leontjewna? — der große Blonde mit der geringſchätzigen Frankfurter Geldmiene, der ſich bei Frau v. L. einführen ließ. Nichts fand er ſchön, überall wußte er nur Tadel, und ſollte doch froh ſeyn, bei ſich zu Hauſe nur den zehnten Theil von dem zu haben, was man hier als ſchön nicht anzuerkennen ſich förmlich Zwang anthun muß. — Mag übrigens Einer loben oder tadeln was er will; nur finde ich es nicht allein unpolitiſch, ſondern auch unpolirt, ſeinen leidigen Tadel überall und gerade in Gegenwart ſolcher auszuſprechen, welche für die Vorzüge einer Sache eingenommen ſeyn müſſen; und das iſt doch wohl bei Einheimiſchen, welche Fremden ihre Vaterſtadt zeigen, im Zweifel anzunehmen.“

„Wenigſtens gewiß bei Damen,“ ſchaltete mein Nachbar ganz trocken ein. „Und vorzüglich, wie man ſagt, bei Petersburgerinnen,“ fügte ich neckend hinzu. — „Am meiſten aber vielleicht bei meiner Nachbarin?“ fragte lachend Leontjewna. — „O weh,“ meinte ich, „da bildet ſich ja eine Steigerung vom Verſehen zum Vergehen und vom Vergehen zum Verbrechen für den unglücklichen Tadler von geſtern!“ — „Nun, ich will gerade nicht für eine Schwärmerin gelten,“ erwiderte die Angegriffene; „aber ich liebe es allerdings, die Vorzüge deſſen, was ich ſchön finde und werthſchätze, auch von Andern anerkannt zu ſehen, und muß geſtehen, daß ich es für ein Zeichen — wie ſoll ich ſagen? — von feinem Takt halte, Tadel wenigſtens äußerlich zu unterdrücken.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Weſtphalen.

(Fortſetzung.)

Gelimer, da ihn Pharas in Pappua umſchloſſen hielt, ſandte zu dieſem hinab, um ſich noch drei Dinge zu erbitten: ein Brod, weil er keines mehr geſehen, ſeit er auf dieſen Berg geſtiegen; einen Schwamm, damit er ſein geſchwollenes Auge waſche; eine Harfe: denn als kunſtreicher Harfenſänger habe er auf ſein gegenwärtiges Elend ein Lied gedichtet, das er weinend in die Harfe zu ſingen wünſche. Im Beovulfsliede ergreift der Dänenkönig Hrodgar die Harfe und beſingt die Thaten der Väter. Mit Volker (im Nibelungenliede) vermag es an freudiger Tapferkeit kaum Einer, an lieblichem Geſang und Saitenſpiel Niemand aufzunehmen. Vor Allen aber hochberühmt iſt der Stormarnkönig Hovant. Am Abend, da der Mond mit ſeinem Sternenheer ſtill über Heid und Meer zieht, ſizt der kühne Held auf einer ſteinernen Bank im Thor des Schloſſes und

„— lockt aus ſeinem Munde den Klang ſo ſüß hervor,
Daß es wie Zauber erfaßte der Leute Herz und Ohr;
Ja, alſo hehr und herrlich war ſeiner Töne Sieg,
Daß ſelbſt davor im Walde das Lied der Vöglein ſchwieg.“

Was iſt nun unſerem Epigonenzeitalter, das noch immer gern aus ſeinen Dichtern Sänger macht, von jener Sangesherrlichkeit der Vorzeit übrig geblieben? Was zuerſt den öffentlichen religiöſen Geſang anlangt, ſo iſt es männiglich bekannt, daß unſere Geiſtlichen weder Weiſſagungen, noch die Lehren der Weisheit, noch die religiöſen Erbauungsreden der Gemeinde ſingend vortragen. In der proteſtantiſchen Kirche herrſcht die Predigt; wie in der katholiſchen Kirche der Geſang ſich noch erhalten hat, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Dennoch finden ſich ſelbſt in der proteſtantiſchen Kirche außer dem Gemeindegeſang noch hin und wieder Spuren, die auf die einſtige Allgemeinheit des Singens hinweiſen. So kam ich vor einigen Jahren am Fuße des Kyffhäuſers (in Kelbra) in eine Kirche, in der der Prediger das Vaterunſer der Gemeinde vorſang, ſtatt es vorzubeten. Auf meine ſpätere Anfrage dieſerhalb entgegnete er, daß es dort von jeher ſo gehalten ſey. Wie weit

übrigens diese Sitte herrscht, weiß ich leider nicht anzugeben. Etwas Gewöhnliches ist dagegen bei den Katholiken der Gesang bei den Wallfahrten, und noch häufiger bei den halb religiösen Festen sowohl der protestantischen wie der katholischen Kirche. Ich habe schon früher in diesen Blättern gelegentlich einzelne Gesänge erwähnt, die noch an das graue Heidenthum erinnern. In Münster und der Umgegend sind es namentlich die Lambertuslieder, die sich noch einer allgemeinen Verbreitung erfreuen. Das Fest selbst ist dem Münsterlande eigenthümlich, seinem Ursprunge nach unbekannt. Einige haben es — wie Depping in Paris — mit egyptischen und überhaupt heidnischen Mysterien in Verbindung zu bringen gesucht, andere besser mit dem um diese Zeit anfangenden Arbeiten der Handwerker bei Lichte, was dort mit dem einzigen Worte „uchten" bezeichnet wird. Die Feierlichkeit des Tages besteht im Allgemeinen darin, daß bis tief in die Nacht hinein auf fast allen Straßen um eine festlich geschmückte und erleuchtete Pyramide herumgetanzt wird, wobei dann die Lambertuslieder gesungen werden. Es liegen siebzehn solcher Lieder vor mir, wovon vier auf eine höchst anschauliche Weise die Entwicklung des Dramas aus religiösen Festen vergegenwärtigen.

Wackernagel beklagt sich in seiner jüngst erschienenen Sammlung der lutherischen Gesänge darüber, daß das deutsche Zusammensingen im Freien nicht mehr stattfinde. Diese Klage trifft aber in ihrer vollen Ausdehnung nur einen geringen Theil des nördlichen Deutschlands, und am wenigsten die sächsische Bevölkerung. Das Chorsingen unbemittelter Gymnasiasten ist an vielen Orten noch mit allen seinen ehemaligen Statuten im vollen Gange, nur daß an die Stelle religiöser Gesänge vielfach andere Lieder treten. Bettler aus dem Paderborn'schen und Waldeckschen zogen noch vor wenigen Jahren singend das Land auf und ab, um freiwillige Gaben als Lohn für ihren Gesang zu empfangen. Man sizt ruhig in der Stube und plözlich hört man auf der Hausflur von einer oder mehreren Personen ein religiöses Volkslied anstimmen. Schade, daß diese Lieder nicht vor ihrem Absterben gesammelt sind, oder vielmehr, daß sie der einzige Mensch, der sie meines Wissens in früheren Jahren mitsammt den Melodien gesammelt hat, nicht veröffentlicht.* Ich erinnere mich treffliche Melodien zu ebenso trefflichen Texten gehört zu haben.

Das Neujahrsingen, so wie das Singen am Tage der heiligen drei Könige ist früher bereits erwähnt worden. Das Singen am Martiniabend, um Aepfel und Birnen zur Belohnung zu erhalten, ist noch jezt üblich. Das dabei in Westphalen gebräuchliche Lied ist äußerst drollig und witzig und weist vielfach auf ein hohes Alter hin. Da ich dasselbe der Länge halber hier nicht mittheilen kann, so verweise ich auf Firmenichs Völkerstimmen, in welchen sich verschiedene Recensionen finden, und darunter eine (aus Herford), die noch das Vorhandenseyn des Wolfs voraussezt. In einer alten Sammlung Münsterscher Geschichten, Sagen und Legenden finden sich auch noch fünf Lieder der Wiedertäufer aufgezeichnet, die geradezu klassisch zu nennen sind und sich dem protestantischen Kirchenliede des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts kühn an die Seite stellen dürfen. Der Inhalt ist meist kriegerisch gehalten, der Schluß volksthümlich, z. B.:

„Der dieß Liedlein zum erstmal sange,
Johann Schütz ist er genannt,
Um seinen nächsten zu stärken,
Hat er's aus dem Gefängniß gesandt."

(Schluß folgt.)

* Der Freiherr H. v. Harthausen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.
(Schluß.)

Volksblätter.

Die Volksblätter sind hier so billig, daß ein ganzer, gewöhnlich enggedruckter Bogen nur auf einen Schilling, etwa zwei Kreuzer, zu stehen kommt, die sich selbst der Arbeitsmann zweimal wöchentlich gern abdarbt, um doch zu wissen, wie es in der Welt und namentlich in seiner Vaterstadt aussieht. Es wird auf diese Weise ein Bedürfniß in den untersten Klassen der Bevölkerung entwickelt, das in spätern, ruhigeren Zeiten

der gesammten Literatur zu gut kommen wird; denn wer sich einmal an das Lesen gewöhnt hat, wird es fortsetzen müssen und sich nach und nach, so wie die trübe Fluth sich zu klären beginnt, so wie die schlechte Presse sich in Skandalen erschöpft haben wird, an eine gesündere Lektüre gewöhnen, und damit wird die Volksbildung in ganz neue Phasen treten. Wer also jezt Geduld und Geldmittel genug besizt, durch diesen gährenden Sumpf der jezt völlig verderbten Tagesliteratur seinen Nachen zu bringen, der darf, nach unserer Ansicht, von der Zukunft Ersaz für die jezt etwa gebrachten Opfer erwarten. Denn so wie das Journalwesen in diesem Augenblick ist, kann es nur kurze Zeit bleiben, und dann wird das mächtig angestachelte Bedürfniß sich unfehlbar wieder dem Bessern zuwenden. — Unter den Volksblättern, die hier in unglaublicher Schnelle emporgekommen sind, steht obenan „die Reform." Das Blatt besteht erst wenige Monate, und soll nahe an achttausend Abnehmer haben. Auch „der Freischüz," ein vortrefflich redigirtes Blatt, ist im raschen Aufschwunge begriffen, und namentlich seit es zweimal wöchentlich, ohne Preiserhöhung, erscheint. Um dieß zu können, mußte es in das nahe Holstein auswandern, wodurch es sich dem erdrückenden Stempel von vollen fünf- und zwanzig Procent entzog. Andere Blätter sind diesem Beispiele gefolgt, und nur der „Hamburger Beobachter," das älteste hiesige Volksblatt, ist noch hier geblieben, obgleich es jezt auch zweimal, statt früher einmal die Woche erscheinen muß, um nicht gänzlich von den andern Blättern überflügelt zu werden. — Der Buchhandel liegt gänzlich darnieder, da kaum noch die Broschürenliteratur geht, indem die Volksblätter Alles besprechen, was nur irgend Interesse für ein größeres Publikum hat.

Zu den interessanten Fremden, die unser Hamburg in der lezten Zeit besuchten, gehörte auch der gemüthvolle Justinus Kerner. Indeß konnte er, der durchaus conservativ gesinnt ist, sich in unserer gährenden Republik kaum behaglich fühlen. Besser möchte es ihm im nahen Lübeck ergangen seyn, wo, ein Wunder in unserer Zeit, der Senat und die Behörden durchaus liberal sind und eifrigst bemüht waren, die so nöthigen Reformen einzuführen, während sich die Massen nicht nur dagegen sträubten, sondern sogar durch eine Revolution sich die Revolution vom Leibe zu halten suchten.

Frankfurt a. M., November.

(Fortsezung.)

Die Reform. — Literatur.

Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts sah es in der Frankfurter Verfassung nicht minder als in andern Verfassungen, wenn es deren überhaupt gab, sehr Tohubohu aus. In den Geschlechtern vererbte sich der Rath, die Justiz und die Administration hatten eine wilde Ehe geschlossen, eine Polizei hatte man gar nicht, und zwar nicht aus Freiheitsliebe, sondern aus patriarchalischem Sinn, der sich dem Regimente unterwarf, ohne nach einer besondern Behörde zu fragen. Die Polizei wurde ohne Polizei geübt, die Juden wurden Abends in der Judengasse eingesperrt und durften sich vor dem fünf- und zwanzigsten Jahre nicht verheirathen; die Verfassung, die aus schlechten Gewohnheiten bestand, lag in ewigen Prozessen: es ist bekannt, daß die Rubrik „Frankfurt contra Frankfurt" eine stehende bei den Reichsgerichten war. Demungeachtet liebten die Frankfurter ihre Verfassung; sie hatten diesen Vorzug mit allen Reichsstädtern gemein. Als Custine und die Neufranken ihnen die neue Freiheit bringen wollten, protestirten sie weit muthiger gegen dieselbe, als es die Nähe der Guillotine in Mainz räthlich machte: „Sie wollen uns frei machen? Wir sind es schon; unsere Vorgesezten sind unsere Mitbürger, und zahlen gleich uns; die Reichen unterstüzen die Armen, die es allerwärts gibt, und unsere Abgaben sind gering." — Damals waren die Juden noch so wenig bedeutsam in Frankfurt, daß sie bei Custine nicht zu Worte kommen konnten. Sie blieben in der Judengasse, bis Dalberg kam. Bekanntlich hat dieser nicht in hohem Grade die Sympathien der Frankfurter besessen; welche Verdienste er auch um die administrativen Verhältnisse der alten Reichsstadt haben mochte, so durfte doch für Napoleon kein „Dalberg da seyn," um das Reich aufzulösen. Also urtheilten oder fühlten die Frankfurter. Nichts deste weniger muß man Dalberg einen ganz entschiedenen Einfluß auf den Fortschritt und die Entwicklung Frankfurts zugestehen, ja sogar einräumen, daß es weniger der deutsche Sinn der Bewohner Frankfurts gewesen ist, der ihm die Anerkennung versagte, als der eigentliche Frankfurter Sinn, der sich nicht zu der aufgeklärten Auffassung der alten reichsstädtischen Verhältnisse erheben konnte. Nach Dalberg kam man zu der Verfassung von 1816, der die alte reichsstädtische Verfassung zum Grunde gelegt wurde, nur mit dem Unterschiede, daß man dem Zeitgeist ein Hinterpförtchen offen gelassen hatte, indem man der gesammten Bürgerschaft das Recht der Revision und Reformation der Verfassung einräumte. Dazu ist sie nun jezt geschritten; sie hat erklärt, dieselbe aufheben zu wollen, und einhundert und zwanzig Männer sind erwählt worden, den neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten, der dann der gesammten Bürgerschaft zur Bestätigung vorgelegt werden wird. Die Wahlen jener sind durchgehends in liberalem Sinne ausgefallen, und wenn auch die Judenschaft dabei nicht bedeutend vertreten worden ist, so darf man doch überzeugt seyn, daß der Grundsaz gleicher politischer Rechte und Pflichten, wie er auch als Norm der deutschen Grundrechte aufgestellt worden ist, in den Vordergrund der Berathungen gestellt werden wird. Dieser Gegenstand wird sicherlich auf längere Zeit den Mittelpunkt unserer Lokalpolitik bilden. Die Richtung Ihres Blattes verbietet mir, spezieller darauf einzugehen.

In literarischer Hinsicht wäre, neben den politischen Broschüren und Flugblättern, die natürlich in dieser Zeit der politischen Gährung jäh aufschießen, keine bedeutende Erscheinung hervorzuheben. Der „Satyr," den Kalisch, der durch die Mainzer Narrhalla seinen Beruf für diese Richtung an den Tag gelegt hat, bei S. Schmerber erscheinen läßt, ist mir zur Stunde noch nicht zu Gesicht gekommen. Von auswärts her verbreiten sich aber lobende Berichte über diesen deutschen Charivari. Unsern Buchhändlern fehlt die für solche Unternehmungen nöthige Beweglichkeit. Auch mag in Frankfurt, trotz der Nationalversammlung und trotz aller den engen städtischen Gesichtskreis überragenden Beziehungen schwerlich ein Terrain für ein Blatt gefunden werden, das neben den politischen gesellschaftlicher Anlehnungen bedarf, wie sie am Ende nur Paris und London, das erstere noch mehr als das lezte, bieten.*

(Schluß folgt.)

* Noch bevor ich den Schluß meines Berichts erreiche, kommt mir die Nachricht zu, daß Kalisch, der unter Satire einen höhern Witz versteht, als wir ihn in den bisherigen Lokalkarrikaturen über die Nationalversammlung anzutreffen gewohnt waren, von der Unternehmung zurückgetreten ist. Die von ihm redigirten ersten Nummern, welche mir indeß zu Gesicht gekommen sind, enthalten Vortreffliches und artistische Beilagen, die zum Theil in der Idee den Meister der Satire erkennen lassen, obschon die Ausführung an den Mängeln leidet, die in Frankfurt, wo die Kunst das Leben nicht durchdrungen hat, nicht sofort zu beseitigen waren

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 280. Mittwoch den 22. November 1848.

Nicht an wenig ſtolze Namen
Iſt die Liederkunſt gebannt;
Ausgeſtreuet iſt der Samen
Ueber alles deutſche Land

Uhland.

Aus Weſtphalen.

(Schluß.)

Daß die Soldaten, und zwar gewöhnlich auf dem Marſche, ohne Liederbuch, zur Aufmunterung ein Lied ſingen, und daß eben ſo die Studenten beim Bierglaſe noch dann und wann Volkslieder anſtimmen, ohne ſo ſehr dem künſtleriſchen Vortrage als der freudigen Zuſtimmung Rechnung zu tragen, iſt bekannt. Auf den Dörfern dient der Abend des Sonnabends und Sonntags zum Singen im Freien, die Spinnſtuben des Winters und die Feierſtunden in der Herberge zum Zuſammenſingen. Der Inhalt iſt der alte: allgemeine Empfindungen, welche der Theilnahme aller im Voraus gewiß ſind, rhapſodiſch hingeworfene, bewegte Lebensmomente, ohne Mittelglieder, ohne Färbung der Begebenheiten; „kecke Würfe," wie ſie Goethe nennt, mit Sprüngen und Lücken, Liebeslieder, Wander- und Naturlieder, Lieder von der „Treue und Untreue, vom Scheiden und Meiden, vom Wiederſehen nach dem Wandern, das ſieben Jahre gedauert hat, und vom Nimmerwiederſehen; Grüße an die Geliebte, zur Beſtellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall, die das Bächlein entlang läuft, Trauerklagen um die geſtorbene Braut, die ſo lange dauern werden, bis daß alle Waſſer zu Ende gehen u. ſ. f."

Wie dieſe Lieder entſtanden ſind, wie ſie noch täglich in den Abendgeſellſchaften („Heimgarten") Tyrols und in den Spinnſtuben Heſſens und Weſtphalens entſtehen, indem einer der Geſellſchaft eine Strophe dichtet, ein zweiter eine zweite Strophe hinzufügt u. ſ. f., iſt bereits von Andern nachgewieſen worden. Die rein epiſchen Lieder, die nicht allgemeine Empfindungen, ſondern allgemeine Thaten zum Gegenſtande haben, wie z. B. das Lied von Heinrich dem Löwen, vom Ritter von Falkenſtein (Graf zur Lippe), von dem kühnen Seeräuber Störtebecker u. a., werden immer ſeltener. Was Schleswig, Holſtein und Lauenburg in dieſer Beziehung aufzuweiſen haben, iſt von Müllenhoff geſammelt; Friesland, das reich an ſolchen Liedern geweſen zu ſeyn ſcheint, hat noch keinen Sammler gefunden. Sehr häufig ſtößt man dagegen auf Lieder, die recitirend vorgetragen werden und die leider ebenfalls noch nicht geſammelt ſind.

Das Singen halbreligiöſer Lieder bei feſtlichen Gelegenheiten iſt, wie geſagt, eine noch ganz allgemeine Sitte. Ich rechne dahin die Lieder am Abend vor den hohen Feſttagen, die Lieder bei den hochzeitlichen Gelagen, bei Kindtaufen, Erntefeſten und Haushebungen. Bei den Haushebungen wird zuvor am Abend zwiſchen und nach der Predigt, die der Zimmermeiſter von der Giebelſpitze herab hält, zugleich ſo energiſch mit großen Ketten auf den Dielen des Kornbodens geraſſelt und dazwiſchen mit den Köpfen der Aexte und Beile dermaßen auf alle Ständer, Riegel und Bretter des Hauſes gehämmert, daß das Geräuſch weithin auf den benachbarten Dörfern vernommen wird. Man nennt dieß „abtrommeln." Die Mittheilung der hierher gehörenden Lieder behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor. — Ernſtere und ältere Leute pflegen ſogar noch bei der Arbeit zu ſingen, nicht nur religiöſe Lieder, ſondern auch Liebeslieder. Als pſychologiſch merkwürdig hebe ich hervor, daß bei ſtarken Gewittern die Familie nicht

ſelten ſofort einen religiöſen Geſang anhebt und ſo lange ſingt, bis die Gefahr vorüber iſt. Die alte Sitte, ſich auf dem Kirchwege zu gruppiren und lauten Geſang anzuſtimmen, habe ich nur noch an zwei Orten gefunden. Dagegen iſt in den Conventikeln der Geſang vorherrſchend, wie auch in der Kirche nicht gerade ſelten die Predigt verſchlafen wird. — Die Kinderreime waren früher äußerſt häufig, nehmen aber jezt von Jahr zu Jahr ab; eben ſo die Sprüchwörter in Verſen.

Zum Schluſſe der Geſang bei Beſtattung der Leichen, der ſeine alte Stellung meines Wiſſens nur noch in Weſtphalen behauptet hat. Am Tage der Beſtattung verſammeln ſich im Trauerhauſe, beſonders wenn der Todte im Leben eine wichtige und beliebte Perſon im Dorfe und in der Gemeinde war, zahlreich die Einwohner des Dorfes und ſämmtliche Verwandte und Bekannte aus den benachbarten Dörfern. Um neun oder zehn Uhr Morgens erſcheint der Schulmeiſter mit einer nach Wunſche mehr oder minder großen Anzahl — gewöhnlich zwiſchen zwanzig und vierzig — ſeiner Knaben. Schon vorher iſt die Leiche im halboffenen Sarge zur Ausſtellung auf die Hausflur getragen, und auf dem halb zurückgezogenen Deckel ſind ſechs bis acht Lichter — ich rede von Proteſtanten — angezündet. Die Schüler bilden nun einen Halbkreis nach dem obern Theile des Hauſes hin, innerhalb deſſen der Schulmeiſter auf und ab geht und den von den Schülern vorgetragenen Geſang „aushält," d. h. das lezte Wort des Verſes noch einmal ſingend wiederholt und das erſte Wort des folgenden Verſes einſezt. Um den Halbkreis der Schüler ſtehen die „Leichleute," welche den Todten zur lezten Ruheſtätte begleiten wollen. Nachdem der erſte Geſang vollendet iſt, erhalten Schüler und Schulmeiſter ein Glas Bier, eben ſo nach der Vollendung des zweiten Geſangs. Der dritte Geſang wird mit Ausnahme des erſten und lezten Verſes von den erſten ſechs, acht, oder zwölf Schülern, je nach der Anzahl der überhaupt erſchienenen Schüler, geſungen, die ſich dicht an die beiden Seiten und das Kopfende des Sarges ſtellen. Das „Aushalten" iſt hierbei Sache des oberſten Schülers. Nach Beendigung dieſes Geſanges werden Semmeln („Stiuten") vertheilt, ſo daß der Schulmeiſter am reichlichſten bedacht wird und darnach die folgen, die am Sarge geſungen haben. Den Schluß macht, wenn nicht der Paſtor in Folge beſonderer Aufforderung noch am Sarge im Hauſe eine Rede hält, ein vierter Geſang, in den auch die „Leichleute" einſtimmen. Sodann wird der Sarg geſchloſſen und auf den hintern Theil eines gewöhnlichen langen Leiterwagens geſezt. Auf dem vordern Theile des Wagens ſind bretterne Sitze für acht bis zwölf dem Verblichenen verwandte oder naheſtehende Frauen angebracht, die ihr Haupt und überhaupt den obern Theil des Körpers mit einem Ueberwurfe von ſchwarzem Tuche, „Höika" genannt, vermummen. Hinter dem Wagen die nächſten männlichen Anverwandten, und ſo fort, voran Schulmeiſter und Schüler, die unter Begleitung der Dorfglocke ſo lange ſingen, bis ſie in die Nähe des Ortes kommen, in welchem die gemeinſchaftliche Kirche und der gemeinſchaftliche „Kirchhof," hier noch gleichbedeutend mit Friedhof, der Gemeinde iſt. Nun beginnt das Glockengeläute vom Thurme, die Frauen ſteigen vom Wagen, um zu Fuß zu folgen, der Sarg wird getragen und der bisherige Schulmeiſter mit ſeinen Schülern durch den Schulmeiſter und die Schüler des Hauptdorfes erſezt, welche lezlere dann auch vor und nach der Predigt am Grabe einen Leichengeſang ſingen. Darauf Predigt in der Kirche und zum Schluß Beſuch eines Wirthshauſes auf Koſten deſſen, der das Begräbniß hat beſorgen laſſen.

A. Boegekamp.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

„Würde wie mit dem Cigarrendampf gehen," bemerkte mein Nachbar. „Will man ihn hinunterſchlucken, ſo kommt er durch die Naſe von ſelbſt wieder zum Vorſchein." — „Ja," fügte ich hinzu, „und der wirklich hinuntergeſchluckte Theil richtet im Magen eine kleine Revolution an." — „Die aber nur heilſam ſeyn kann," docirte Frau v. H. — „Du haſt gewiß Recht," ließ ſich Leontjewna gegen ihre Nachbarin vernehmen; „aber ich kann nicht umhin, mir den Fall zu denken, daß ein fein Fühlender um ſeine Anerkennung von Vorzügen da angegangen wird, wo er keine findet. Auf die Frage zu ſchweigen, würde ſich nicht mit der Höflichkeit, Höflichkeits halber aber in das Lob einzuſtimmen, nicht mit der Wahrheitsliebe ſich vertragen."

„Da blickt wieder einmal die Deutſche durch," warf die Angeredete leicht hin. „Wie kann man nur ſo peinlich ſeyn! Jede Stunde ſagen wir uns der Form halber ſchöne Worte, die, ſtreng genommen, unwahr ſind." — „Was ſagſt du?" wandte ſich die Abgefertigte an mich. „Was wirſt du in ſolchem Falle thun?" — „Ausweichen," antwortete ich zögernd, „und wenn es nicht anders geht, zwar vielleicht der Höflichkeit zu Ehren einſtimmen, ſpäter aber gewiß die begangene Vernachläſſigung der Wahrheit wieder gut zu machen ſuchen." — „Heißt ungefähr ſo viel," interpretirte mein Nachbar, „als: wenn ich wieder zu

Hauſe bin, werde ich ein „Vierzehn Tage in Rußland“ ſchreiben, daß ihr euch wundern ſollt.“ — „Oder einen „Ausflug nach Petersburg,“ ſpottete mein Gegenüber, „in dem ihr euch wieder finden ſollt.“ — „Das Letztere, wie ich den Autor in spe kenne, ganz gewiß,“ ſagte Leontjewna. — „Ja,“ meinte Frau v. L., „er ſcheint mir ſo eine zweite Auflage von dem Frankfurter.“ — „Bis auf die Geldmiene,“ erwiderte ich, „denn dieſe würde mir wie Satire ſtehen; im Uebrigen könnten Sie Recht haben.“ — „Ei, wir wollen doch gleich einmal hören, wie Sie ſich in Ihrem ohne Zweifel vortrefflichen Werke über die Frage ausſprechen werden, auf welche Sie mir die Antwort vorhin ſchuldig geblieben ſind. Heraus mit der Wahrheit! Wie werden Sie ſchreiben? iſt Petersburg öde oder nicht?“

Ich warf ſchnell noch einmal einen forſchenden Blick auf die Hauptſtraße der Reſidenz, deren Ausgange wir eben zueilten: einerſeits die ſchöne und reiche Einfaſſung mit den Gotteshäuſern aller Nationen, den Säulen der Kaſanſchen Kirche, dem Theater, dem Bazar, ſo wie das rege Treiben der Menſchenmenge, andererſeits dagegen die im Verhältniß zu der Breite der Straße geringe Höhe der Häuſer, die Gleichförmigkeit ihres Anſtrichs mit den hie und da durch Feuchtigkeit abbröckelnden Stellen, vorzüglich aber der auffallende Mangel an großſtädtiſch eleganter Spiegelglasausſtattung der Läden, vielmehr eine Menge kleiner Boutiken mit ſchlecht gemalten Aushängebildern und ruſſiſchen Ueberſchriften, ferner die Armuth an durch Alter oder Geſchichte intereſſanten Gebäuden, oder auch nur in die Augen fallenden Gaſthöfen, Reſtaurationen und Conditoreien, wie andere Großſtädte ſie aufweiſen, und endlich das geringe Verhältniß des gebildeten Standes zum ungebildeten in der Fußgängermaſſe. Ich hielt dieß Alles ſchnell noch einmal gegen einander und ſuchte geſchwind mit einem: „da muß erſt definirt werden, was „öde“ iſt,“ abzulenken.

„O über die pedantiſchen Deutſchen!“ hieß es dagegen. „Ein Wort, ob auch noch ſo gangbar und verſtändlich, erſt definirt und interpretirt und bis auf's Haar zweifellos feſtgeſtellt muß es ſeyn, ehe ein Urtheil über ſeine Anwendbarkeit gefällt werden kann! Nun gut denn, was iſt öde? Oede iſt einſam, einförmig, ohne Leben.“ — „Ich wünſchte, Sie ließen die Petersburgerin einmal zu der Deutſchen herunterſteigen, gnädigſte Frau, und ich bin überzeugt, Sie würden den Begriff ſchärfer treffen.“

Die Ironie ward zwar mit einem ironiſchen Lächeln vergolten; allein man ſchien ſich, da es eine Ehrenrettung des Scharfſinns galt, doch meinen Rath zu Herzen zu nehmen, denn erſt nach einer, wenn auch unmerklichen Pauſe des Ueberlegens erfolgte die ſpottende Antwort: „O, einer Völkerwanderung wird es nicht gerade bedürfen, um das Weſen des Oeden neben der Einſamkeit und Einförmigkeit darin zu erkennen, daß es das Gefühl des Verlaſſenſeyns erweckt.“ — „Ja, ja, der ſchrecklichen Langeweile!“ fügte Leontjewna hinzu, die zu errathen ſchien, wo hinaus ich wollte. — „Und der Frankfurter, der Unglückliche, erklärte in Ihrer Gegenwart Petersburg für öde?“ rief ich. — „Der Barbar!“ ſchloß mein Nachbar.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die Präſidentenwahl.

Nun haben wir endlich eine Verfaſſung, ob eine dauernde oder eine vorübergehende, weiß Gott. Man hat beinahe ein halbes Jahr darüber gedacht, geſchrieben und berathſchlagt, an Zeit hat es alſo nicht gefehlt. Jezt handelt es ſich nur noch davon, der neuen Republik einen Präſidenten zu geben, und dieß iſt ein noch viel bedenklicherer Punkt als die Schöpfung der Verfaſſung ſelbſt. Eine unglückliche Wahl kann Verfaſſung und Republik wieder auf's Spiel ſezen, und dieſe Gefahr iſt ſo einleuchtend, daß man allgemein dem Wahltage — 10. December — mit Bangigkeit entgegenſieht und die Staatspapiere fortwährend ſinken. Bis zur Wahl wird in ganz Frankreich eine furchtbare Aufregung der Gemüther herrſchen; jede Partei wird alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel, rechtliche und unrechtliche, anwenden, um ihren Kandidaten durchzuſezen, und es kann leicht zu blutigen Auftritten kommen. In den Provinzen,

beſonders in den Dorfgemeinden, weiß man wenig vom jetzigen Präſidenten des Miniſterraths, aber der Name Bonaparte iſt auch dem unwiſſendſten Landmanne geläufig. Ludwig Bonaparte ſcheint den Einfältigen ſchon deßhalb zur höchſten Würde berufen, weil er ein Neffe Napoleons iſt; wenn daher nicht außerordentliche Mittel angewendet werden, um das Landvolk aufzuklären, werden ſich leider ſehr viele Stimmen zur Wahl des Prätendenten der Napoleoniſchen Dynaſtie vereinigen, obgleich man nicht nur nicht die geringſte Bürgſchaft für ſeine Fähigkeit hat, ſondern ihn im Gegentheil aus ſeiner frühern Lebensgeſchichte als Hohlkopf und Tollkopf kennt. Von den vielen Spötterien, welche Pariſer Tageblätter, beſonders der Charivari, über ihn ausſchütten, erfahren natürlich die Landleute wenig, und ſie werden ihm ihre Stimme geben in der feſten Ueberzeugung, daß er der rechte Mann iſt, um an der Spitze der neuen Republik zu ſtehen. Und wenn es nur die Präſidentſchaft wäre, um die es ſich handelte, ſo ließe ſich das Uebel noch ertragen; nach vier Jahren müßte er ja wieder abtreten; man iſt aber überzeugt, daß er alsbald nach Höherem ſtreben würde. Durch ſeinen zweimaligen Verſuch eines Einfalls in Frankreich hat er bewieſen, daß er ſich für den Erben und rechtmäßigen Nachfolger ſeines Oheims hält, und nichts Geringeres erſtrebt als die kaiſerliche Krone Napoleons. An ſeine republikaniſchen Geſinnungen glaubt Niemand, und er ſelbſt gibt ſich eben ſo wenig Mühe, als die von ihm beſtochenen Tageblätter, die Leute eines andern zu überzeugen. Natürlich wird dieſer Prätendent, der vor allen andern im Vortheil iſt, da er in Frankreich lebt und ſich mit ſeinen Anhängern verabreden kann, von allen unterſtüzt, welche mit dem jetzigen Zuſtand unzufrieden ſind, und zu dieſen gehört einmal die alte bonapartiſche Partei, die größtentheils ausgeſtorben war, aber jezt wieder junge Sproſſen treibt. Die, welche ſelbſt oder deren Väter unter dem Kaiſerthum mächtig und angeſehen waren, hoffen unter dem Neffen das Eingebüßte wieder zu erlangen. Dann die Legitimiſten; natürlich ſezten ſie lieber ſogleich ihren Heinrich V. auf den Thron, da dieß aber nicht angeht, nehmen ſie einſtweilen Ludwig Bonaparte, in der Ueberzeugung, daß er dumme Streiche machen, die Republik in Verwirrung bringen und das Land in's Unglück ſtürzen wird, ſo daß die Franzoſen froh ſeyn werden, endlich unter dem Nachkommen der alten Bourbonen wieder die alte Ruhe zu finden. Auch von den Orleaniſten werden vielleicht manche aus ähnlichen Gründen für Ludwig Bonaparte ſtimmen. Der Kandidat der Montagnards oder extremen Republikaner iſt Ledru-Rollin; ſehen ſie aber, daß ſie ihn nicht durchſetzen, ſo werden ſie Ludwig Bonaparte vorziehen, theils weil ſie auf ſeine Unfähigkeit rechnen, theils weil ſie durch ihn ſelbſt zum Staatsruder zu gelangen hoffen. Somit werden für Cavaignac nur die ächten, aufrichtigen Republikaner ſtimmen, und ihre Zahl iſt immerhin beträchtlich; aber da nun einmal das Wahlrecht der ganzen Bevölkerung zuſteht, ſo gibt der große Haufen den Ausſchlag. Frankreich ſieht demnach zunächſt ſchlimmen Zeiten entgegen. Allerdings kann die Wahl ganz anders ausfallen, als man ſich vorſtellt, es können unvorhergeſehene Fälle eintreten, welche der Sache eine andere Wendung geben; aber wie es im Augenblick ausſieht, hat Frankreich eine ſchwere Kriſis zu überſtehen. Furcht und Bangigkeit herrſcht daher allgemein, und nur die, welche in einer ſolchen Kriſis Privatvortheile hoffen, wünſchen das Gefürchtete herbei, während andere in den Tag hinein leben, ohne an die Zukunft zu denken. Ohne die Präſidentenwahl wäre es jezt ziemlich ruhig, und manche Gewerbszweige könnten wieder blühen. Aber dieſe Blüthe hindert mißverſtandener Aſſociationsgeiſt, der die Handwerker zu allerlei Verſuchen treibt, ſeit Louis Blanc ihnen ſeine Lehren im Luxemburg entwickelt hat.

(Fortſezung folgt.)

Frankfurt a. M., November.

(Schluß.)

Das Muſeum.

Greizenach hat geſchichtliche Vorleſungen begonnen. Die Darſtellung eines feinen epigrammatiſchen Geiſtes wird die Quinteſſenz des Gebotenen bilden. Geſchichtliche Tiefe und Effekte, die ſich nur aus ihr entwickeln, ſind ohnehin nicht von einmalwöchentlichen Vorleſungen zu erwarten. Dagegen hätte man Unrecht, bloße Unterhaltung zu erwarten, oder wohl gar Ueberhebung der Form über die Wahrheit. Ich habe mich an der compendiöſen Zuſammenſtellung der Thatſachen ergözt, über welche der Redner die anregenden Schlaglichter einer geiſtreichen und warmen Betrachtung warf. — Unſer ſogenanntes Muſeum hat ſeine Abendunterhaltungen wieder begonnen. Dieſelben bieten in ihrem muſikaliſchen Theil, dem der verſtorbene Guhr zu einer bedeutenden Ausbildung verhelfen hatte, auch in der lezten Zeit Gediegenes, während der literariſche, der früher von bedeutenden Kräften (ich nenne nur Kirchner, Börne, Jean Paul ſelbſt) getragen wurde, und dem der verſtorbene Berly mit ſeltener Geſchicklichkeit alle ſeinen Köpfe, die ſich ſelbſt nur vorübergehend in Frankfurt verfanden, zuwandte, ziemlich herabgekommen iſt. Es gilt hier, das geiſtreiche Moment hervorzuheben, und unſere Frankfurter Gelehrten, bis auf Schwenke, der wieder zu derb und vielleicht auch zu einſeitig für das Muſeum ſeyn dürfte, möchten ſich nicht gerade für lebendig durchgreifende Vorleſungen eignen, nachdem Greizenach durch ſeine ſpeziellen geſchichtlichen Vorträge angezeigt hat, daß er auf die Ausfüllung der Muſeumsabende nicht Bedacht nehmen kann. Dr. med. Clemens, der durch literariſche Beweglichkeit und geiſtreiche Sympathie der Verbreitung der Literatur in Frankfurt weit mehr Vorſchub geleiſtet hat, als ihm ſeine Feinde einräumen wollen, iſt, obſchon noch jung und theilnehmend im Geiſte, ſchwerlich gewillt, einer Richtung zu dienen, für die man ſich nur noch aufopfern, die man aber nicht zum Ziele führen kann; denn wir leben in einer Zeit, wo die populäre Literatur uns überfluthet und man nicht auf Erläuterungen im Muſeum zu warten braucht. Man würde alſo wirklich wohl thun, den Namen Muſeum und die Statuten bei Seite zu legen, oder wenigſtens nicht zu beachten, und ſtatt deſſen gediegene Muſik zu fördern. In dieſer Hinſicht hatte Guhr den feinſten Geſchmack, ſo geſchmacklos und überladen auch ſeine Individualität ſeyn mochte. Wie ich übrigens vernommen habe (denn ich ſelbſt habe noch keine Zeit gefunden, mich den dortigen Unterhaltungen hinzugeben), ſoll der Direktor des Cäcilienvereins, dem nunmehr die Leitung des muſikaliſchen Theils anvertraut iſt, bereits ausgezeichnete Muſeumsabende geſchaffen haben. Möge ſich nicht der Dilettantismus in dieſe Muſik eindrängen, die bis dahin, bis auf wenige Ausnahmen, nur von Künſtlern vertreten worden iſt und an deren Ausbildung, neben dem Theaterorcheſter, ganz beſonders die Theatermitglieder Theil genommen haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 21. Mittwoch den 22. November 1848.

[220] Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz Graf Strachwitz. Neue Gedichte.

gr. 8. 15½ Bog. Eleg. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

☞ Der Schwanengesang eines reich begabten Talentes! Ein biographisches Denkmal wurde dem leider so früh entschlafenen Dichter in „Trewendt's Volkskalender für 1849" gesetzt.

Ferner erschienen in demselben Verlage:

Julia Gräfin Oldofredi-Hager. Dornen. Neueste Gedichte.

gr. 8. 15½ Bog. Eleg. broch. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr.

---

[218]

Gubitz' „Volks-Kalender für 1849"

ist nun (für 12½ Sgr.) in allen Buchhandlungen zu haben. Wir zeigen dies an mit dem Bemerken, daß zu unserer Freude von vielen Seiten uns bereits die Anerkennung geworden: es sey die Verbreitung dieses Volks-Kalenders, in welchem (neben dem Mannigfaltigsten zu Nutzen und kernhafter Unterhaltung, so wie reicher Bilder-Gaben) die Fragen und Erscheinungen der Gegenwart in vernünftiger Freisinnigkeit einfach wahr beantwortet, erklärt, und deren Uebergespanntheiten mit Humor abgewiesen werden, ein schätzbares Heilmittel für die kranken und düstern Zustände unserer Zeit.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

---

[204] So eben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Zweiter Theil.

Gr 12. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil dieses anziehenden Werkes (1847, 2 Thlr.) hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Fortsetzung keiner weitern Empfehlung bedarf.

---

[222] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Oktoberheft.

Inhalt. Verbesserungen an Locomotiven, von Heaton. Mit Abbild. — Apparate zur Mittheilung von Signalen von einem Theile eines Eisenbahnzuges nach einem andern Theile hin, von Tattersall. Mit Abbild. — Verfahren, das Speisewasser für Dampfkessel zu erwärmen, von Black. Mit Abbild. — Ueber Dampfpfannen, von dem Salineninspektor Hellmann in Salzbronn. Mit Abbild. — Ueber Pulfeuerungen und deren Anwendung für Steinkohlen und Torf, von Hellmann. Mit Abbild. — Verfahren, das Zink aus seinen Erzen zu reduciren und Zinkoxyd zu fabriciren, von Rochaz in Paris. Mit Abbild. — Eine gelbe Schmelzfarbe für die Glasmalerei, von A. Wächter. — Verfahren, reine Schwefelsäure darzustellen, von Hayes. — Ueber die Fabrikation der Stearinsäurekerzen und Turnerins Apparate zum Auspressen und Filtriren der Fette. Mit Abbild. — Ueber Untersuchung des Mergels für landwirthschaftliche Zwecke. Mit Abbild. — Neue vergleichende Untersuchung der Faser des Phormium tenax und anderer spinnbarer Pflanzen, von Vincent. — Die Ernährung der Pflanzen, aus dem chemischen Gesichtspunkte betrachtet, von Eduard Schwarz. — Das Gesetz der Ernährung der Thiere. (Stickstofffreie und stickstoffhaltige Nahrungsmittel. — Begriff der Nahrhaftigkeit. — Die Milch als Typus aller Nahrung. — Bedingungen des Milchertrags der Kühe. — Wahrer Werth der Nahrungsmittel und Verhältniß ihrer Mischung.) — Ueber die gegenwärtige Nahrung der Landleute im Vergleich mit jener vor hundertundfünfzig Jahren, von Bouchardat. — Ueber das aus Weizen und Türkischkorn bereitete Brod, von Prof. Girardin. — Miscellen. Terrassinschwellen für Eisenbahnen, vom Erfinder Fr. Busse. — Ueber den Heber, von Person. — Ueber die Probe einer Kanone aus geschmiedetem Eisen, von Jobard. — Ueber das Vorkommen des Vanadiums in der Raffinirschlacke von Staffordshire, von J. Deck. — Analysen des hämmerbaren Eisens, welches man durch Cementiren des Gußeisens erhält, von Prof. Miller. — Ueber die Herstellung unnachahmlicher Werthpapiere, von C. Pill. — Verfahren, angelaufenes Papier von Stockflecken zu reinigen, von Beckramm. — Medicinische Kerzen aus Käsestoff, von Josean.

---

[221] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Oktober 1848.

Größere Aufsätze.

Der Handel in den nordamerikanischen Prairien. — Ein fürstliches Leichenbegängniß in Mingrelien. — Briefe aus Kleinasien. (Von Tschichatscheff.) VI. VII. VIII. IX. X. — Ueber die Theilung des Bodens in England. — Erinnerungen aus Irkutsk. — Zur Geologie der Südseeinseln. Die Korallenbauten. 4. Die Ringriffe oder Atolle. 5. Theorie ihrer Entstehung; Senkungs- und Hebungsflächen der Südsee. Die ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands. — Skizzen aus Finnland und Schweden. 5. Seefahrt von Abo nach Stockholm. 6. Panorama von Stockholm; Kastenhofes Källare; die Nordbrücke und ihre Umgebung; Briefpost; das königl. Theater. — Die Silberwährung in England. — Tagebuch auf einer Reise längs der chinesischen Küste. 5. Ueberfahrt von Macao nach den Tschusan-Inseln; Meerenge von Formosa; Archipel von Tschusan; Sitten der

Inselbewohner; Tinghai; die große Pagode; die Einwohner der Stadt; Wichtigkeit von Tschusan. 6. Ueberfahrt von Tschusan nach Wusung; die Ufer des blauen Stroms; Po-Sane; Tempel des Confutse; Wusung und sein Fluß; der Tschanghai; Vorbereitung zur Reise nach Nanking. 7. Abfahrt von Wusung; die Ufer des blauen Stroms; Läni-Säne oder die goldene Insel; Tschingkiangfu; Reise von da nach Nanking. — Das allgemeine Stimmrecht in Frankreich. — Die Perlenfischerei bei Ceylon. — Alterthümer von Scherschell. — Die ungarisch-croatischen Wirren. (Von Adolph Grünhold.) — Etwas über Dänemark. — Die Lage Frankreichs. — Die Hyglans, ein Stamm, halb Affe, halb Mensch. — Ein Besuch in den Preanger Regentschaften. — Die chinesischen Tempel. — Die ungarische Militärgränze. — Eine Fahrt nach Gutenberg und zu den Winebagos. — Umfang der Ethnologie als Wissenschaft. — Die Slawen in Mähren. — Die englische Ausfuhr.

Chronik der Reisen.

Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei. 10. Reise von Beirut über Latakie und Alexandrette nach Aleppo und Rückkehr über Hems und Zachle. — Nachricht von Sir J. Franklin.

Kleinere Mittheilungen.

Veränderung zwischen Meer und Land in Wales. — Ein unterirdischer Wald in Kurland. — Nachrichten über die christlichen Sekten Vorderasiens. — Der Bienenjäger von Fen. Cooper. — Der kopirende Telegraph. — Das Tauschmittel auf den Sulu-Inseln. — Ueber die Regentage in Aegypten. — Das Nibelungenlied ins Englische übersetzt. — Ein kaschmirischer Schäferhund in England. — Leichardts neue Reise. — Ursprung des Namens Feen. — Die Pembroke-Münzsammlung. — Aufnahme der Alterthümer in der Bretagne. — Etwas über die Kasten im alten Aegypten. — Reiseunternehmen der HH. Martin und Appun. — Das Heranrücken der Cholera in England. — Vereinbarung von Arbeitern und Arbeitgebern zu größern Unternehmungen. — Der Handel an der Goldküste. — Ausstreckung einer Straße von Panama nach Chagres. — Das frühe Schließen der Läden in London. — Der Auktionsverkauf zu Stowe. — Merkwürdige Tabaksart in Südamerika. — Der Neujahrstag in Surien. — Betreibung der Colonisation in Algier. — Etwas über die belgische Colonie in Guatimala. — Die Ausgabe von 2000 Millionen Hypothekscheinen in Frankreich. — Die wandernde Nation. — Die Europäer in Kokand. — Die syrischen Klöster in Aegypten. — Gold in Californien. — Nachrichten Abdel Hamids aus dem Innern Afrika's. — Angeblich untrügliches Mittel gegen die Cholera. — Abermals die große Seeschlange. — Holländisches Manuscript des Romans Huon de Bordeaux. — Die amerikanische Naturforschergesellschaft. — Ueberrest des Schlangendienstes in Amerika. — Die Fische in den nordamerikanischen Seen. — Fischsterben in der Ostsee. — Zuckerverbrauch in England. — Käse aus Kartoffeln.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[178] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen," gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weise und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Mit gegenwärtiger Auswahl hoffen wir der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hände zu geben; welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbietet.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Heinrich von Gagern.

Ein

öffentlicher Charakter.

Er steht männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Goethe.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Schon mehrfach hat sich die Presse mit dem Leben des Mannes beschäftigt, welchen einst und bald die Geschichte von Deutschland zu seinen bedeutendsten Staatsmännern und zu den Staatsmännern im ächtesten Sinne zählen wird. Alle diese Schilderungen aber wurden in einer Zeit unternommen, da sich demselben erst ein ausgedehnter Wirkungskreis vorbereitete; jetzt steht Cincinnatus an der Spitze des Heeres, welches im friedlichen Kampf das große Vaterland erobern soll; jetzt verlangt der Leser eine ins Einzelne gehende Darlegung der Antecedentien des Mannes, die Gewährung eines tieferen Einblicks in seinen Charakter, seine Gesinnung und in die Ansichten, zu denen er sich bekannt hat. Möge es vorliegender Schrift gelingen, diesem Anspruch einigermaßen zu genügen.

Stuttgart und Tübingen, Okt. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Shakspere

als

Vermittler zweier Nationen.

Von

Karl Simrock.

Probeband:

Macbeth.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 26 Ngr.

Von dieser neuen Uebersetzung des Macbeth urtheilt Hinke (Shakspeare's Macbeth erläutert und gewürdigt von Robert Heinrich Hinke, Merseburg 1846. S. 147.)

„Einen großen Vorzug hat sie gewiß: sie ist sprachbar, sie ist eine Bühnenmöglichkeit, was ich von Tiecks Uebersetzung bezweifeln muß; namentlich ist die Beachtung der Forderung eines dramatischen Verses, worüber man die sehr gegründeten Bemerkungen in der Vorrede bei Simrock nachsehe, der Deutlichkeit und Wohlbewegung sehr förderlich gewesen. Ich glaube also, daß sich für die Bühne mehr als Schiller und mehr als Tieck Simrock empfehlen würde." Und S. XVI: „In der Schlußscene des dritten Akts hat meiner Ansicht nach Simrock durch seine Erklärung die Schwierigkeit, welche Tieck zu seinen gewaltsamen Aenderungen veranlaßte, gelöst, und ich bin deßhalb dort jenen gefolgt" u. s. w.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel zweier Deutschen

herausgegeben

von

Paul Pfizer

im Jahr 1832.

Zweite Auflage.

8. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhaltsübersicht:

I.

1ster und	2ter Brief.	Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie.
3ter und	4ter Brief.	Das Absolute und die Welt als Probe deutscher Realphilosophie.
5ter und	6ter Brief.	Freiheit und Nothwendigkeit.
7ter und	8ter Brief.	Religion und Unsterblichkeit.
9ter und	10ter Brief.	Offenbarung und Christenthum.
11ter und	12ter Brief.	Verhältniß der Philosophie zur Poesie und Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, sowie Dichtkunst in'sbesondere.

II.

13ter und	14ter Brief.	Gegenwärtiger Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kunst, Staat und Leben.
15ter und	16ter Brief.	Kosmopolitismus und Nationalität.
17ter und	18ter Brief.	Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland.
19ter bis	21ster Brief.	Blicke in Deutschlands Zukunft mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festeren Vereinigung der deutschen Staaten. — Poetischer Anhang.

Wir wollen das vorstehende Werk nicht empfehlen, weil es einer Empfehlung nicht bedarf, nachdem das Urtheil der Nation sich seit bald zwei Decennien über dasselbe ausgesprochen hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Humboldt's Kosmos.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kosmos.

Entwurf

einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Erster und zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 10 Ngr.

Allgemeine Uebersicht des Inhalts:

I.

Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die Ergründung der Weltgesetze. — Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung der physischen Weltbeschreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Uebersicht der Erscheinungen im Kosmos.

II.

A. Anregungsmittel zum Naturstudium. 1) Dichterische Naturbeschreibung. — 2) Landschaftmalerei. — 3) Cultur exotischer Gewächse. **B. Geschichte der physischen Weltanschauung.** 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost, Süden und Westen. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden. — 4) Römische Weltherrschaft. — 5) Einbruch des arabischen Volksstammes. — 6) Zeit der großen oceanischen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der neuesten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Uebersicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte.

Neueste Ausgaben.

[163] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (9te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.
2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.
3) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Freiligraths Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4to. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichtliche Darstellung

des

Galvanismus

von

Otto Ernst Julius Seyffer,

Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden, wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bemerkungen

über die Verhältnisse der deutschen und dänischen

Nationalität und Sprache

im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigschen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache und Sieg der ersteren über die letztere, sowie die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. — Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigsche Dänisch und des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong.) Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwal). Physeder. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 281. Donnerſtag den 23. November 1848.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Nehme freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euern Höhn, am Tag der Lieb' und Luft,
Mit friſcher Luft und Balſam meine Bruſt!

Goethe.

Der Bregenzer Wald.

I.

Vom Bodenſee im September 1848.

Wenn man ſich in den vortrefflichen, aber theuern Schweizer Gaſthöfen Geldbeutel und Magen ruinirt hat und Italien, das Land der Mäßigkeit — was Eſſen und Trinken betrifft — wegen unerträglich gewordener Deutſchenfreſſerei gleichſam als Flüchtling zu meiden genöthigt iſt, und auf der Grenze ſehnſüchtig bald nordwärts, bald ſüdwärts nach der Taube mit dem Oelblatt ausblickt, ſo frommt es, Thäler und Berge zu durchwandern, welche das pekuniäre und gaſtriſche Gleichgewicht wieder herſtellen. Ich durchwanderte deßhalb den herrlichen Bregenzer Wald und kehrte mit inniger Zufriedenheit in mein Wartequartier zurück. Acht Tage ohne Politik, ohne geiſtigen und körperlichen Schmerz, wo kein Steinchen den Fuß und keine Zunge das Herz verwundete, dabei italieniſcher Himmel und deutſche Wärme — das erquickt, das tröſtet.

Vor vier oder fünf Jahren ſoll die Augsburger Allg. Zeitung eine ſchöne Schilderung der unvergleichlichen Natur des Bregenzer Waldes gebracht haben. Leider konnt' ich dieſe Blätter nirgends auftreiben und betrat überhaupt das Paradies Vorarlbergs ganz unvorbereitet. Ich melde daher nichts von römiſchen, alemanniſchen, fränkiſchen Ueberreſten und Traditionen, nichts von Wenden am Lech (Vindelici), nichts von heiligen Eichen, Opferſteinen und Burgen, ſondern ſchicke nur wenige Worte in die Welt über rauſchende Bäche, grünen Buſch und Baumwald, trotzige Felsmaſſen, rothe und blaue Strümpfe und Tſcherkeſſenmützen hübſcher Bregenzerwälderinnen und dergleichen, als Einladung für Fußwanderer und Reiſende, welche ſich Herz und Magen verdorben haben.

Man verglich mir immer den Bregenzer Wald mit Appenzell. Es iſt aber ein Unterſchied wie zwiſchen Kleinaſien und Griechenland, was das Grün der Bäume und Geſträuche, was die Bergformen und die Menſchen betrifft. So plump der Appenzeller Witz auch ausfallen mag, ſo treuherzig appenzelleriſche Sennerinnen und Kellnerinnen mit den Reiſenden und ihren Geldbeuteln umzugehen pflegen, ſo freigebig der Kuhhirt mit Milch und Käſe, ſo rüſtig und hungrig der Bergführer iſt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die Kultur das Appenzeller Hirtenland bereits ſcharf angeleckt hat. Und nun gar die Bettelei in Appenzell Inner-Rhoden! Wie ſpekulirt da Jung und Alt auf die Molkentrinker in Gais, Weißbad, Gonten u. ſ. w. Es iſt ſo arg und widerlich wie in Caſtellamare und Sorrent bei Neapel. Nichts davon iſt im Bregenzer Wald wahrzunehmen. Binnen vier Tagen erſuchte mich nur ein armer, alter, blinder Mann um einen Kreuzer, und Jedermann empfing mich mit natürlicher, nicht ſpekulirender Herzlichkeit.

Ein wunderſchöner Weg führt von St. Gallen über die Martinsbrücke in ſchauerlicher Thalſchlucht, durch Obſtgärten, Tannen und Wieſen nach Eggenriet, wo Speicher, Trogen und Vögliseck in romantiſcher Lage, wie ein Amphitheater in Terraſſen emporſtrebend, ſich den Blicken darſtellen. Man gelangt nach Heiden, unſtreitig, was Klima, Lage und Umgebung betrifft, der ſchönſte Molkenkurort Appenzells und — wenn ich prophezeien darf — binnen wenigen

Jahren der von Deutſchen beſuchteſte Molkenort der Schweiz. Im ſtattlichen, mit allem Comfort, worauf ein Bürger Anſpruch machen darf, ausgerüſteten Logirhauſe „zum Freihof“ findet man ſchon jezt die beſte Aufnahme. Heiden iſt, was den Glanz ſeiner Wohnhäuſer, die Größe ſeiner Kirche und die Sitten ſeiner Bewohner betrifft, ein wahrhaft fürſtliches Dorf zu nennen. Es brannte vor zehn Jahren nieder und ſtieg gleich Hamburg wie ein Phönix aus der Aſche. Alljährlich läuten die großen hellen Glocken eine Stunde lang am Tage und um die Zeit des Ausbruchs des fürchterlichen Brandes, ein ſchauerliches, durch Mark und Bein dringendes Gedächtnißgeläute. Ich kam zufällig in dieſer Stunde nach Heiden. Die Gaſſen waren leer und fromme Gebete um Abwendung neuen Unglücks wurden von guten Chriſten in den verſchloſſenen Häuſern zum Lenker aller Schickſale empor gerichtet.

Durch mehrere Tobel mit klappernden Mühlen, an einer Schwefelquelle vorüber, durch Wald und Wieſen, gelangt man auf die Höhe über Walzenhauſen, wo eine der ſchönſten Ausſichten über den Bodenſee ſich öffnet, welche ich der berühmteren vom Roßbühl bei Rorſchach und St. Peter und Paul bei St. Gallen bei weitem vorziehe. — Einen lieblicheren Vordergrund — das Städtchen Rheineck, Thal und die große Mündungskrümmung des Rheins liegen zu den Füßen — kann man ſich nicht denken: Obſtbäume, Reben, Tannen, Wieſen, Gebirg, Waſſer und maleriſche Häuſer im bunteſten Gemiſch. Ganz Walzenhauſen tanzte auf der Höhe über dem Dorf und jubelnde Jodeltöne miſchten ſich nebſt Böllerſchüſſen in den Klang einer ſchrillenden Violine. Um neun Uhr Abends zogen Buben und Mädchen Hand in Hand den Berg herunter und ſezten ſich im Mondlicht auf die Bänke vor den Thüren. Der Pfarrer ging durch's Dorf und wünſchte Allen eine gute Nacht; das galt auch mir. Um halb ſechs Uhr Morgens weckte mich die große gelbe Sonnenkugel, welche über den vorarlbergiſchen Gebirgen herauf zog. Der Nebel, welcher vom Bodenſee emporſtieg, nahm ihr Anfangs alle Strahlen, bald aber verklärte ſich das gelbe Meteor zu leuchtendem Kryſtallglanze und die Nebelhülle ſank beſcheiden in das Rheinthal und verſchwand, zu Nebelſtreifen aufgelöst, in den Seitenthälern. Ich beſtieg das ſogenannte Kirſchenhäuschen, der Kirche gegenüber, und das Herz voll ſchwellender Reiſeluſt wanderte ich am Nonnenkloſter Grieméliſtein in enger Thalhalde und an einem einſamen Thurmgemäuer, mit verwitterter Fichte als Wetterfahne geziert, vorüber, nach St. Margarethen in's Rheinthal hinunter.

Bei Höchſt ſezte ich über den Fluß. Ein armer Münchner Handwerksburſche wurde von einem ſchweizeriſchen Landjäger über die Grenze geſchafft, weil ihm eilf Gulden als Eintrittsgeld in die Schweiz fehlten. Er klagte mir mit Thränen ſeine Noth: er hatte auf Arbeit und Verdienſt in St. Gallen gehofft. Einige Tage ſpäter wanderte ich, dem Landjäger gänzlich unbekannt, wieder über den Rhein. Er begrüßte meinen beſſern Rock und fragte nicht nach den Gulden. Das war mir auch lieb, denn ich hatte von meinem Reiſegeld nur noch vier in der Taſche übrig behalten.

(Fortſezung folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſezung.)

Indeſſen möchte ich einer direkten Erklärung dennoch ſchwerlich entgangen ſeyn, wären wir nicht, eben in den Admiralitätsplatz einbiegend, durch die wahrhaft ſchöne Umgebung zu ſehr in Anſpruch genommen worden. Auf dieſe Stelle hat Petersburg die Elite ſeiner Bauten zuſammengedrängt. An den zur Linken ſich öffnenden Petersplatz, welcher die Goldkuppel der Iſaakskirche gleichweit auf das Land wie auf die See hinleuchten und den Gründer der Stadt und des Reiches vom Granitfelſen herab ſein Rieſenwerk überſchauen läßt, ſchließt ſich hier das mächtige Viereck der Admiralität, der wundervolle kaiſerliche Winterpalaſt und die Eremitage, gegenüber aber die thurmhohe, aus einem Monolith gehauene Alexanderſäule, und endlich das mit ſeiner ausgeſchweiften Fronte faſt ein Stadtviertel bildende Generalitätsgebäude. — In Anſchauen vertieft, fuhren wir über dieſen ſchönen Platz und weiter an dem Marmorpalais und dem koloſſalen Marsfelde weg, das auf ſeinem neben dem Sommergarten hingeſtreckten Raume einer Armee von 50,000 Mann Platz zum Manövriren bietet.

Ein wahrhaft bewunderungswürdiges Panorama aber entrollte ſich vor mir, als jezt unſer bärtiger Kutſcher, die mit den Zügeln umwickelten Fäuſte ſtramm vor ſich ausgeſtreckt, ſein in die Breite geſchirrtes Viergeſpann über die Troizbrücke dahin donnern ließ. Und obſchon bei der raſenden Schnelligkeit der Blick nur im Fluge die ganze Großartigkeit dieſes durch die Natur wie durch Kunſt gleich prachtvollen und ſchönſten Punktes der Hauptſtadt aufzufaſſen vermochte, ſo konnte ich doch nicht umhin, mit einem wiederholten lauten „Ah!“ meiner Ueberraſchung und meinem bewundernden Erſtaunen Luft zu machen. — Eben noch des todten Steingrundes der Straßen gewohnt, gleitet hier plötzlich das Auge, nicht gehemmt

durch einzelne Schiffsgruppen, auf der silberklaren Spiegelfläche des Seestromes zur Rechten der Stadtgrenze entlang in die weite Landebene hinaus, zur Linken an den Palastfronten des Ufers zwischen dem Kaiserschlosse und den Säulen der Börse hinweg durch die Mitte der Residenz bis in die verschwimmende Ferne des von Masten wimmelnden englischen Quais, und verliert sich, nach vorn gewendet, in den mit Landschlössern und Lusthäusern bedeckten großartigen Parkanlagen der Newainseln. — Aber wie schwer es mir auch wurde, mich von jedem einzelnen Punkte des herrlichen Rundgemäldes loszureißen, mein Blick blieb bald allein auf jener grauen, düstern Steinmasse haften, die sich vor mir in grellem Contrast aus dem Grün des Parkes hervorhob, um mit dem dunkeln Wiederscheine ihres Schattens in das glänzende Bett des Stromes niederzutauchen. — Könnten leblose Gegenstände — so dachte ich, in Betrachtung der Mauern und Wälle versunken — das durch Zweck und Bestimmung ihnen innewohnende Princip als verkörperten Geist darstellen, diese graue Kaiserfeste müßte als ein nächtliches despotisches Gespenst erscheinen, das im ehernen Antlitz hohle Augen rollen läßt, heimlich nach Feinden umherspähend auf Strom und Stadt.

„Wachen Sie auf!" mit diesen Worten rüttelte mich Frau v. H. aus meinen Gedanken empor. „Wachen Sie auf und blicken Sie schnell zur Seite! Dort jener einfache Wagen mit zwei Braunen — die hohe Gestalt im Militärüberrock und mit der Pickelhaube, vom Vordersitze herab die Zügel führend, es ist —" Die Sprechende verstummte, denn eben kreuzte sich der Weg des Vorübereilenden mit dem unsrigen. — Zwar nur einen Augenblick, aber gleich meiner Begleitung mich vom Sitze erhebend, hatte ich genug gesehen, um den fraglichen Gegenstand zu erkennen und musternd zu überfliegen. — „Welch ein Blick! Haben Sie ihn nicht bewundert? Kann man ihn sehen, ohne die Nähe des Kaisers zu fühlen? Und wirklich, einen großen Theil der Ehrfurcht, welche das ganze Volk vor dem Kaiser hegt, verdankt er seinem kaiserlichen Blicke. — Aber nicht bloß imponirend, auch unwiderstehlich herzgewinnend kann dieser Blick seyn, wenn er seine Strenge in Freundlichkeit wandelt."

Ich glaubte schweigen zu müssen, konnte aber nicht umhin, im Stillen meine Betrachtungen darüber anzustellen, ob wohl im Herrscher oder in der Nation die Ursache zu suchen seyn möchte, warum fast niemals beim öffentlichen Auftreten des Kaisers unter dem Volke dieses „wenn" in's Leben trete. Liegt die Ursache im Kaiser, sagte ich mir, so müßte wirklich, wie manche behaupten, dieser eisige Blick ein Wiederschein seiner Seele seyn. Und doch, wie viele Handlungen auch dafür sprechen, mannigfache Züge zeugen wieder dagegen. Einem Manne, der sich nicht bloß tapfer, sondern bei vielen Gelegenheiten auch edel gezeigt, kann, sollte man meinen, ein kaltdespotischer Blick nicht angeboren seyn; das Gefühl des Bedürfnisses kann ihn erzeugt und die Gewohnheit ihn zur Natur gemacht haben. Dann aber müßte die Ursache in der Nation zu suchen seyn, und in diesem Falle wäre sie wieder nicht, als was sie in ihrer Gesammtmasse erscheint, die willig gehorchende. Denn die Wirkung der Strenge kann hier nur auf Furcht berechnet seyn; der Furcht aber bedarf es nur bei Ungehorsamen oder zum Ungehorsam Geneigten. Und wenn auch in dieser und jener Provinz des Reiches, wie in Polen, oder bei einem Theil der Nation, bei mißvergnügten Großen, eine solche Stimmung herrscht, warum beim Volke, warum in der friedlichen Hauptstadt Furcht erwecken?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, November.

Deutschland und Preußen im Kampf.

Mein letzter Elberfelder Brief war aus dem wunderschönen Monat Mai, wo ganz Deutschland, und mit ihm die gute Wupperstadt, in schwarz-roth-goldenem Festgewand prangend, der völligen Entfaltung der holden Freiheitsblume harrte. Seitdem sind fünf Monate vergangen, und in fünf Monaten kann sich viel ändern. Es ist November, der graue Nebel liegt auf den Wupperthaler Hügeln, und Elberfeld hat, sympathisirend mit der Natur, das buntfarbige Sommerkleid abgelegt und seinen alten schwarz-weißen, oder eigentlich grauen Rock wieder angezogen. Ein trüber Anblick fürwahr! Mancher freilich frohlockt darüber und nennt es eine Bekehrungsgeschichte — die Bekehrung der Wupper-Kapitale vom falschgläubigen Deutschland zum alleinseligmachenden spezifischen Preußenthum. Doch erzählen wir einfach, wie diese Wandlung vor sich gegangen ist. Die ersten bedenklichen Symptome zeigten sich schon im frühesten Auftreten des „constitutionellen Vereins" und in der Stellung, die derselbe dem „politischen Klub" gegenüber einnahm; deutlicher wurden die Anzeigen, als die Elberfelder Zeitung im

Juni den preußiſchen Adler, den die Kölniſche damals fliegen ließ, einfing und fortan, neben ihrem alten Raben, als Hausthier bei ſich behielt. Völlig entſchieden aber war die Frage, nachdem die Mauern der Stadt im Auguſt den König von Gottes Gnaden ſeinen Einzug halten geſehen. Er kam, ſah und ſiegte; das heißt, die ſchwarz und weißen Kokarden feierten ihren Triumph über die ſchwarz-roth-goldenen, und die Töne der preußiſchen Nationalhymne verſchlangen das Arndtſche deutſche Vaterland. Am 15. Oktober gar, dem Geburtstage Sr. conſtitutionell-abſoluten Majeſtät, war es zu einem lebensgefährlichen Wagniß geworden, ohne die zweifarbige Kokarde am Hut ſich blicken zu laſſen, und wem ſeine Haut lieb war, der ſtimmte mit voller Kehle ein in den Refrain: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſeyn!“ der von einem Ende der Stadt zum andern ertönte, daß die Fenſterſcheiben zitterten. — Am 6. Auguſt freilich ſchien der Sieg der Schwarz-weißen über die Schwarz-roth-goldenen noch zweifelhaft zu ſeyn. Der politiſche Klub hatte Anſtrengungen gemacht, um das Huldigungsfeſt gebührend zu feiern; er hielt am Nachmittag eine öffentliche Sitzung, die denn auch von etwa tauſend Zuhörern beſucht war; für mehr Perſonen hatte der Saal nicht Raum und Hunderte mußten heimkehren, ohne hineingelangt zu ſeyn. Die Redner des Klubs, meiſt Juriſten, fanden Beifall, und Alles war Ein Herz und Eine Seele; großen Anklang fand namentlich ein nach der Weiſe des Preußenlieds geſungenes Feſtlied von A. Schults: „Ich bin ein Deutſcher, kennt ihr meine Farben?“ und ſo konnte es denn einen Augenblick ſcheinen, als ob wirklich auch bei uns „Preußen in Deutſchland aufgegangen“ wäre. Aber wie vorhin ſchon geſagt, war das eine holde Täuſchung geweſen; acht Tage ſpäter ſchon entſtand über dem Singen des genannten Gedichts eine gewaltige Schlägerei, indem Preußen und Deutſchland ſich in die Haare geriethen, wobei namentlich die Landwehrmänner den ſchlagenden Beweis zu führen ſich bemühten, daß das Wort „Deutſcher“ ein arger Druckfehler ſey und es nicht anders als „Preuße“ heißen dürfe. Die obenerwähnte Anweſenheit des Königs in unſerer Stadt fiel gegen Mitte Auguſt; da ſah man die Häuſer nicht vor all den Fahnen und Kränzen, und der Jubel wollte kein Ende nehmen, als der Landesvater ſeinen Weg von der Düſſeldorfer Eiſenbahn bis in ſein Abſteigequartier zu Fuß zurücklegte, gleichſam um anzudeuten, daß er als ein gedemüthigter Herrſcher komme, nicht hoch zu Roß, wie Fürſten pflegen. Das Haus, das ihn aufnahm, war eines ſo hohen Gaſtes würdig: ein im italieniſchen Styl gebautes Palais, dem Bankier Daniel von der Heydt, Bruder des weiland Abgeordneten, gehörig. Der Beſitzer bewohnt dieſes Haus zwar ſchon ſeit mehreren Jahren, aber noch war, wie man ſagt, die Hauptthüre nicht geöffnet geweſen, indem der edle Hausherr einſt den Schwur gethan, daß kein Geringerer als ein gekröntes Haupt zum erſtenmal ſeine Schwelle betreten ſolle.

(Schluß folgt.)

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Geſellenvereine. — Auswanderung nach Algerien. — Schriftſtellerelend.

In mehreren Handwerken vereinigen ſich jetzt die Geſellen und ſuchen ohne Meiſter ihr Handwerk zu treiben. So haben Bäckergeſellen Vereine zu Stande gebracht, welche auf eigene Rechnung backen, und ſogar die Meiſter hindern wollen, Geſellen anzunehmen, welche nicht zu den Vereinen gehören, oder wenn die Meiſter ihnen keinen Antheil am Geſchäfte geben wollen. Eben ſo haben ſich Vereine von Barbiergeſellen gebildet, welche um die Hälfte des gewöhnlichen Preiſes raſiren und Haare ſchneiden. Gelingt es dieſen Vereinen, viele Kunden zu bekommen, ſo bleibt den Meiſtern nichts übrig, als ihre Buden zu ſchließen. Wie können ſie die Steuern und einen bedeutenden Miethzins zahlen, wenn ihnen die Erwerbsmittel durch ſolche Verbindungen entzogen werden? Nun können freilich die Meiſter ſich ebenfalls verbinden, allein dieß würde ihnen ſchwerlich viel helfen. Es ſteht mithin große Störung in mehreren Zweigen der Induſtrie bevor, vielleicht ohne Nutzen für die, welche die erwähnten Verbindungen eingehen. Eine große Erleichterung für die handthierenden Klaſſen iſt allerdings der Abzug ſo vieler hundert Familien nach Algerien. Die Pariſer ſind von Natur keineswegs zum Auswandern geneigt. Trotz ihrer Armuth haben ſie in Paris manche Vortheile und Annehmlichkeiten, und ihr Hang zur Geſelligkeit kann ſich hier nach Herzensluſt befriedigen. Aber ſeit der Revolution iſt die Noth furchtbar geſtiegen. Die Leute ſehen jetzt ein, daß ſie bei der neuen Ordnung der Dinge wohl politiſche Rechte, aber keine Beſchäftigung gewonnen haben; im Gegentheil ſind Unzählige ganz um ihren frühern Erwerb gekommen, und ſo bleibt ihnen nichts übrig, als ihren Bündel zu ſchnüren und ſich dahin bringen zu laſſen, wo ihnen die Regierung Ländereien bietet und ſie aus elenden Proletariern zu Landbauern und Gutsbeſitzern machen will. Es wird aber ſchwer halten, aus Pariſern, welche an ein bewegtes, geräuſchvolles Leben gewöhnt ſind, ſtille Landleute zu machen. Ueber kurz oder lang werden ſich die Junggeſellen wohl wieder in die Städte einſchleichen, und nur die, welche eine zahlreiche Familie zu ernähren haben, werden beim Pfluge bleiben. Man hat berechnet, daß Algerien noch ſechs Millionen Menſchen aufnehmen kann. So kann man denn noch Proletarier genug aus Paris hinſenden. Andere großen Städte Frankreichs hätten freilich gleiches Recht auf die Ländereien in Algerien; da aber das Pariſer Proletariat die Ruhe des Staats am meiſten gefährdet, ſo wird daſſelbe vor allen berückſichtigt. — Wie viel verborgenes Elend hier neben dem offenkundigen herrſcht, zeigen die Selbſtmorde, welche wöchentlich in den Tageblättern zur Anzeige kommen. Der ſchrecklichſte Fall iſt wohl der eines aus den Pyrenäen gebürtigen Literaten, Namens Daumont, der ſich mit ſeinem Kind im Arme aus dem vierten oder fünften Stockwerk des Hauſes auf die Gaſſe herabgeſtürzt hat. Er kam durch den ſchrecklichen Sturz ſogleich um's Leben; ſein Kind, welches nicht eigentlich verletzt worden war, lebte noch, aber ohne Beſinnung, und in Folge der Erſchütterung durch den Fall gab es am folgenden Tag ebenfalls den Geiſt auf. Dieſer Daumont war einer der zahlloſen Literaten, welche hier mit Mühe und Noth ihr Leben friſten. Er redigirte eine Zeitlang ein Blatt zu Orleans; wäre er doch in der Provinz geblieben! Aber die franzöſiſchen Schriftſteller drängen ſich alle nach Paris, leider nur zu oft, um hier zu Grunde zu gehen. Ein Journal fragt, warum Daumont nichts von den hunderttauſend Francs bekommen habe, welche den Gelehrten und Künſtlern in Paris von der Nationalverſammlung ausgeſetzt worden? Vermuthlich hat er um Unterſtützung angehalten, aber nichts bekommen. In ſolchen Fällen ſind die Zudringlichſten und Keckſten immer im Vortheil; ſie ſchnappen das Beſte weg und man denkt erſt dann an die Beſcheideneren, wenn wenig mehr zu vertheilen bleibt. Auch waren dießmal zu viele zu bedenken, als daß jedem auch nur eine Kleinigkeit hätte zu Theil werden können. Es gibt Künſtler, welche in der Mobilgarde Dienſt genommen haben, um nur das Leben zu friſten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 282. Freitag den 24. November 1848.

Fye! fye! unknit that threat'ning unkind brow!

Shakespeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

Oder ſollte wirklich nicht bloße Furcht, ſondern Ehrfurcht der Erfolg dieſes Blickes ſeyn? Armes ruſſiſches Volk! dann mag man ſchließen, daß du noch gar kein begreifendes biſt, daß du den Zauber im mildfreundlichen Blicke eines Regenten, die darin liegende Anerkennung der heiligen Volksgerechtſame auf der einen, und das Vertrauen zu der Achtung des Volkes vor der Majeſtät auf der andern Seite nicht verſtehſt, daß du das liebevolle Verhältniß nicht kennſt, welches ein ſolcher Blick zwiſchen Volk und Herrſcher zu begründen fähig iſt! Denn Liebe und Vertrauen, ſind ſie als wahr erkannt, erwecken wieder Liebe und Vertrauen, und wie gern wird ein liebevoller Blick für wahr gehalten! — Ein ſtets ſtrenger, ſtets niederſchmetternder Blick aber, wie leicht wird nicht auch er als Ausfluß der Seele angeſehen, und welche Gefühle geräth er dann in Gefahr hervorzurufen! — Rauſchende Muſik aus der Ferne machte mich plötzlich aufblicken. — „Wie kann man nur ſo ſchläfrig ſeyn!“ ſchalt jetzt ernſtlich Frau v. H., die ſich bis dahin, wie mich der Ueberreſt eines gewiſſen Lächelns und die noch halb aufgeworfene Oberlippe ſchnell belehrten, gegen ihre Nachbarin offenbar über mich luſtig gemacht hatte. „Iſt das deutſche Sitte, eine Luſtpartie mit Schlafen zu beginnen? oder wollen Sie etwa in poetiſche oder philoſophiſche Gedanken verſunken geweſen ſeyn? Wie langweilig, immer nur zu denken! Denken — recht ſchön! aber man muß auch mittheilen, was man denkt.“ — „In Rußland?“ fragte ich lachend. — „Das iſt wieder einmal eine der boshaften, ungerechten Bemerkungen der Ausländer über Rußland! Aufrichtig, ſage du ſelbſt“ — damit wandte ſie ſich zu ihrer Nachbarin — „wo lebt man freier und ungenirter als hier, wenn man ſich nur ein wenig, wie man das ja überall thut, nach den beſtehenden Normen und Formen richtet?“

„Ja freilich, wenn!“ neckte ich. — „Ja, ja, wenn!“ wiederholte ſie eifrig. „Und iſt das ſchwer, iſt das drückend? Fühlen wir uns irgendwie dadurch beengt? bewegen wir uns nicht völlig ungezwungen, ja unterhalten wir uns nicht in Familiencirkeln wie in Geſellſchaften über Alles, ſelbſt über Politik, freier als in manchen Staaten des Auslandes? dürfen wir nicht unbekümmert ſagen was wir denken?“ — „Nun ja, Sie dürfen das wahrſcheinlich unbeſorgt.“ — „Nicht doch! Sag ſelbſt, Leontjewna, was zum Beiſpiel das öffentliche Leben betrifft, ſieht man hier nur halb ſo viel Polizei als in andern Hauptſtädten?“ — „Ein Spötter würde Ihnen antworten, daß neben den Botuſchnits an den Straßenecken die Polizei hier vielleicht nicht ſichtbar ſey.“ — „Ich frage aber, ob man jemals hört, daß irgend einer Perſon wegen ihrer Aeußerungen etwas geſchehen ſey?“ — „Davon höre man freilich nichts, würde der Spötter antworten.“ — „Aber kommt es überhaupt jemals vor?“

Das Schauſpiel, das ſich uns jetzt eröffnete, unterbrach zum Glück die Fortführung des Proceſſes, der trotz des mündlichen Verfahrens ſo bald kein Ende gefunden haben würde. — Während unſeres Geſprächs waren wir von der geraden Straße über die Inſel Kamenoi-Oſtrow auf einem kleinen Umwege durch

die Parkanlagen abgewichen, um noch von der Abendmuſik vor dem kaiſerlichen Schloſſe auf der Inſel Gelajin, deren Töne uns von fern angelockt hatten, zu profitiren. Am andern Ende der Newabrücke, die hier beide Inſeln mit einander verbindet, angelangt, ſahen wir uns plötzlich dergeſtalt mitten in einer Fluth von Equipagen, daß wir nur mit Hülfe der vortrefflichen Straßenpolizei, welche, einen ihrer oberſten Chefs an der Spitze, die Wagen in Reihen zu ordnen wußte, aus unſerer zum Sehen wie zum Hören gleich ungünſtigen Stellung in den freieren Raum zwiſchen dem kaiſerlichen Garten und der Hauptwache einrücken konnten. Wir ſahen uns hier umgeben von der vornehmen Welt Petersburgs, von den Repräſentanten der verſchiedenſten Nationen, den neueſten Toiletten der Pariſer Lions und Lionnen, umwogt von Militärs und Civiliſten zu Pferd und zu Fuß. Dabei wechſelten zur Rechten vor dem kaiſerlichen Garten zwei Militärchöre mit Horn- und Janitſcharenmuſik ab, während zur Linken vor der Hauptwache eine Abtheilung der Chevaliergarde den ſchwereren Dienſt verſah, vor den unaufhörlich vorbeiziehenden Oberoffizieren faſt fortwährend im Gewehr zu ſtehen. — Aber hätten ſie bis in die Nacht hinein ſtehen müſſen, feſt und unbeweglich würden ſie geſtanden haben, dieſe Kerngeſtalten in ihren weißen Kolleten und den im wahren Sinne des Worts angegoſſenen Lederhoſen, mit den Kanonenſtiefeln und Roßſchweifhelmen, ein Mann wie der andere, kräftig und hoch und voll militäriſchen Anſtands, die Elite der Söhne des Czarenreichs. In der That, eine ausgeſuchtere Truppe findet man nirgends; iſt ſie aber auch der Liebling und der Stolz des Kaiſers. Auf welches ſeiner Schlöſſer in der Umgebung Petersburgs er zieht, ſie folgt ihm und dient ihm perſönlich. Ueber dieſes Regiment hält er am liebſten ſeine Muſterparaden, er läßt die Ordonnanzen, ſelbſt kommandirend, Probe reiten, ja hält es nicht unter ſeiner Würde, beim Exerciren zu Fuß wohl einem der Reiter das Gewehr zu nehmen und in Perſon, er der Kaiſer und Selbſtherrſcher über mehr denn ſechzig Millionen Menſchen, der ihn anbetenden Truppe mit imponirendem Anſtande die Präciſion der Griffe und den Aplomb des Exercitiums zu zeigen. Kein Regiment, ſagt man, werde ſo begünſtigt wie dieſes, und kein Einzelner dürfe ſich ſolche Freiheiten herausnehmen, wie ein Bevorzugter der Chevaliergarde.

Horch! ein Trompetenſignal ſchmettert; angemauert ſteht die Wachtſchwadron; der Kaiſer kehrt von ſeiner Spazierfahrt zurück. Langſamen Schrittes fährt er durch das Gedränge, hier und dort haltend, um der Muſik zuzuhören und ſeine Großen und die Fremden zu muſtern. Wir ſind auf einem wahren Obſervatorium für das Studium der Nationalitäten und der Stände.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bregenzer Wald.

(Fortſetzung.)

In Höchſt, auf öſterreichiſchem Boden angelangt, fragte man freundlich und beſcheiden nach meinen Abſichten. Ich nannte den Bregenzer Wald. Das leuchtete ein und man ließ mich ohne Paß und ohne alles Papier ziehen. Ich bildete mir alſo ein, es ſey beſſer, es ſey leichter geworden in Oeſterreich. Ein junger Reiſender aus Fußach, welcher ſechs Jahre in Frankreich geweſen war, wurde von den Grenzwächtern freundlich als Landsmann begrüßt und zum vaterländiſchen Schoppen vom guten alten Rothen in's Wirthshaus geführt. — Bei Höchſt deſertirten bekanntlich die Italiener vom Regiment Eſte über den Rhein. Im Wirthshaus lag eine Karte von Oberitalien und die Leute deuteten die Schlachtfelder an, wo dieſer und jener tapfere Tiroler Kaiſerjäger das Leben ausgehaucht hatte. Man ſprach viel von den lieben Todten und Verwundeten (deren es im Kampf gegen Karl Albert ſehr viele gegeben haben muß, weil faſt jede Gemeinde in Vorarlberg klagte und trauerte) und nahm den lebhafteſten Antheil an Radetzkys Thaten und an den lombardiſch-öſterreichiſchen Wirren.

Das Rheinthal durchwanderte ich in ſeiner ganzen Breite bis Schwarzach auf Fußwegen, dem Laufe der Dornbircher Aach folgend. Es war einer der ſchönſten hellſten Herbſtmorgen. Nach anderthalbſtündigem Marſch durchſchnitt ich die große Landſtraße von Bregenz nach Feldkirch, und der plätſchernden Schwarzaach entgegen eilend, erreichte ich nach kurzer Friſt das liebliche, am Eingang in's Gebirge gelegene Dörfchen Schwarzach.

Schwarzach liegt anderthalb Stunden von Bregenz, am Fuß des vorarlbergiſchen Gebirges, welches vom Bodenſee bis Vaduz ziemlich ſteil in maleriſchen Felskuppen in's Rheinthal abfällt. Es iſt ein freundliches, in Obſtbäume eingehülltes Dorf, überragt von der zweithürmigen Kirche zu Bildſtein, einem nicht unberühmten Wallfahrtsorte, und durchſtrömt von einem Waldbache, das ſchwarze Waſſer genannt. Hier iſt die eigentliche Klauſe des Bregenzer Waldes. Ein großes ſauberes Wirthshaus ſteht rechts am Eingange des eigentlichen Paſſes, und der freundliche, gefällige Löwenwirth unterſtützt ſeine Gäſte mit vortrefflichen Rathſchlägen über die bevorſtehende Wanderung. Ich aß hier mit mehreren Bregenzer-

wälder Bauern, zwei Geiſtlichen und einem Arzte zu Mittag und war erſtaunt über deren geſunde Auffaſſung der kranken deutſchen Politik. Alles ſchöpft hier aus der Augsburger Allg. Zeitung, deren Leſung in allen Dörfern von Bregenz bis Feldkirch und Bludenz fabrikmäßig, gewiſſenhaft und mit Gewinn getrieben wird, während an der Nordgränze des Bregenzer Waldes in Bayern, von Oberſtdorf, Immenſtadt bis Staufen und Weiler, der Kemptener Moniteur und die Abendzeitung ihr Licht allein leuchten laſſen.

Intereſſant war mir die Aeußerung eines Bauern aus Schnepfau über den Brief des Reichsverweſers an die Schweizer; er meinte: „die Herren in Bern hätten ſchon ſeit einigen Jahren angefangen ſo fein zu züngeln und mit Pariſer Handſchuhen zu ſchreiben, daß ein unverſtändliches, hochtrabendes, diplomatiſches Kauderwelſch auf ſie einen viel ſtärkern Eindruck gemacht haben würde, als die treuherzige Sprache im Style der Alpen und des Gemſenlandes.“ Die von Schweizer Blättern vielbeſungene „gehäßige Stimmung“ der Voralbergiſchen Rheinthaler gegen die Schweizer iſt mir übrigens nirgends vorgekommen; im Gegentheil hörte ich in Feldkirch, Götzis und Bregenz Aeußerungen, welche den Wunſch freundlichſter Nachbarſchaft deutlich ausſprachen. Angelockt von den Reizen dieſes Ländchens, durchwanderte ich es nach allen Richtungen. Nirgends Klagen, überall geſunder Verſtand, Zufriedenheit. „Jezt iſt's ſo, und ſo iſt's recht.“ Bei tiefer Eingeweiheten eine ingrimmige Stimmung gegen Preußen. Ein Käſehändler aus Schwarzenberg wollte ſeine prächtige Weſte mit Zwanzigerknöpfen opfern, „wenn Preußens König und der öſterreichiſche Johann es wirklich aufrichtig mit einander meinen wollten; aber leider ſeyen die Preußen „Maleſiz-Kerle.“

Von Schwarzach krümmt ſich ein liebliches grünes Thal mit abgeſprengten Felſen, mit Tannen und rauſchendem Gebirgswaſſer eine Stunde weit hinauf in's Gebirge. Ahorn, Linden, Eichen und Buchen überwältigen das Nadelholz. Die Fahrſtraße iſt ſchmal, dem Felſen abgetrozt, Brücken überſpannen die Schluchten und Wieſen mit unzähligen Herbſtzeitloſen in prächtiger Blüthe zieren den Rand der plätſchernden ſchwarzen Ach. Alle fünf Minuten ändert ſich die Gegend und die Rückblicke in's breite Rheinthal und auf die Schweizer Gebirge, auf Säntis, Kaſten und Kamor werden immer großartiger, je höher man ſteigt. In der Mitte des Thals ſperrte früher ein Felſen, von welchem ein prächtiger Waſſerfall herabrauſchte, den Weg. Der Waſſerfall wurde dem Verkehr geopfert.

Das Thal von Schwarzach bis Alberſchwende iſt prächtig, die üppige Vegetation trägt faſt italieniſchen Charakter und die ſchattigen Ahorngruppen erinnern an Kleinaſiens Platanenwälder. Die arkadenartigen Unterbauten der ſich vielfach krümmenden Landſtraße, die hohen maleriſchen Sandſteinbrüche am linken Gebirgsrande, die ſchnarrenden Wezſteinmühlen hart am Wege und in der Tiefe am Bache, und die braunen ſchindelgedeckten Wirthshäuſer mit langen Altanen und hohen Treppen, ſo wie die vielen Kreuze zum Gedächtniß verunglückter Arbeiter und Wanderer, feſſeln beſtändig die Blicke des Wanderers.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Projekte.

Aus der Zahl der allegoriſchen Figuren der Republik beim ausgeſchriebenen Concurs — ſiebenhundert — konnte man abnehmen, wie groß die Menge der Künſtler iſt, welche jede Gelegenheit benüzen müſſen, um etwas zu erhaſchen. Wie früher einmal erwähnt, ſind die beſſern dieſer Skizzen ausgewählt und ausgeſtellt worden. Aber den Kunſtrichtern hat keine geeignet geſchienen, als Typus und Muſter zu dienen, und die neue Republik muß ſomit einſtweilen einer offiziellen allegoriſchen Darſtellung entbehren. Sie iſt auch noch zu jung und hat nicht ſo viel gethan, daß ſich ihre Attribute aus ihren Thaten von ſelbſt ergäben, und mit dem Entlehnen antiker Attribute iſt es nicht mehr gethan. Andere Künſtler möchten gar zu gern das alte Projekt ausführen und das Louvre mit den Tuilerien verbinden. Es ſind bereits über vierzig Plane eingegangen, und zwar einer prächtiger als der andere. Alle literariſchen und artiſtiſchen Schäze, welche der Staat beſizt, Bücher, Gemälde, Statuen u. ſ. w. könnten in den ungeheuern Paläſten, welche die Baumeiſter hinſtellen, herrlich aufgeſtellt werden. Die Urheber dieſer ſtattlichen Entwürfe gehen alle von der Vorausſezung aus, daß es auf die Koſten nicht ankomme, und daß die Millionen nach Maßgabe des Bedürfniſſes aus der Staatskaſſe geholt werden könnten. Aber dieſe Staatskaſſe kann jezt kaum die

dringendſten täglichen Bedürfniſſe beſtreiten. Demnach werden vor der Hand alle jene Entwürfe ad acta gelegt werden müſſen, bis die verſiegten Geldquellen wieder zu fließen anfangen. — Auch andere auftauchende Projekte zeigen, daß wenigſtens nicht alle Köpfe von der Politik in Beſchlag genommen ſind. So iſt in der Paſſage Choiſeul das Modell eines neuen Luftſchiffes zu ſehen, das im Großen ausgeführt werden und manövriren ſoll, ſobald ſich eine hinlängliche Anzahl von Aktionären gefunden hat. Ich erinnere mich, daß vor etwa vierzig Jahren der Wiener Uhrmacher Degen hier Verſuche mit einer Maſchine anſtellte, welche den Flug der Vögel nachahmen ſollte. Seine Maſchine hatte zwei große Flügel, welche ein Menſch, der unten in der Maſchine ſtand, in Bewegung ſetzen konnte. Auf dem Marsfelde wagte er ſeinen erſten mechaniſchen Flug. Es fehlte nicht an Neugierigen, aber der Erfolg entſprach keineswegs der Erwartung. Der Erfinder flog oder flatterte über den Boden des Marsfeldes hin, aber ſich in die Höhe zu erheben, wie ein Adler, wollte nicht gelingen. Der Mann wurde für ſeinen mißlungenen Verſuch verſpottet, und ſeitdem war von ihm in Paris keine Rede mehr. Jetzt hat ein findreicher Kopf gedacht: mit dem Fliegen als Vogel hat es nicht gehen wollen; wie wäre es nun, wenn ich verſuchte in der Luft zu ſchwimmen wie ein Fiſch? So hat denn der Mann einen ungeheuern Fiſch verfertigt, und große Floßen an demſelben angebracht, welche durch Räderwerk in Bewegung geſetzt werden, ſo daß man der Maſchine jede beliebige Richtung geben kann. Ein Luftballen iſt das Spiel der Winde, aber der Luftfiſch geht, wohin er oder ſein Führer will. Die Unternehmer zweifeln nicht am Gelingen und hoffen, daß man in kurzer Friſt kreuz und quer in der Luft künſtliche Fiſche wird ſchweben ſehen. Da wird man in den Zeitungen leſen: morgen früh ſchwimmt ein Poſtfiſch nach Brüſſel; oder: ein Verein ruheliebender Familien hat geſtern in einem Dutzend Luftfiſche Europa verlaſſen, um ſich in irgend einem ſtillen Winkel der Welt niederzulaſſen. Ich fürchte die Politik wird das hieſige Publikum abhalten, dieſer Angelegenheit die nöthige Theilnahme zu ſchenken, und die Aktien werden wenig Abſatz finden. Es wäre auch Schade um die noch unvollendeten Eiſenbahnen, deren Aktien ohnehin nicht zum Beſten ſtehen.

(Schluß folgt.)

Elberfeld, November.

(Schluß.)

Deutſchland und Preußen im Kampf

Die Anweſenheit des Königs hat alſo für Herrn von der Heydt die Annehmlichkeit zur Folge gehabt, daß er ſeitdem nicht mehr durch ein Seitenthörchen in ſeinen Palaſt zu ſchlüpfen nöthig hat, ſondern nunmehr durch das breite Portal, „das Königsthor“ eintreten kann. Auf den Fürſten ſoll übrigens der Elberfelder Empfang, ſeiner eigenen Aeußerung nach, einen um ſo tiefern Eindruck gemacht haben, als ihm Düſſeldorf, von woher er zu uns kam, einen Willkomm ganz anderer Art geboten hatte: in dieſer künſtleriſch-ariſtokratiſchen Nachbarſtadt war er förmlich inſultirt, vom Pöbel mit Koth beworfen und ausgepfiffen worden. — Viel Aufſehen machte bei Alt und Jung der Abfall und Uebertritt eines Mannes, den Elberfeld noch im vorigen Jahr als einen Freiheitskämpfer des preußiſchen Landtags mit Feſteſſen und Fackelzug gefeiert hatte: ich meine den frühern Deputirten, auch weiland Miniſterkandidaten, Auguſt von der Heydt. Man thut freilich vielleicht Unrecht, zu behaupten, daß er zum Apoſtaten geworden ſey, denn er braucht bloß auf ſeinem Standpunkt von 1847 ſtehen geblieben zu ſeyn, um jetzt der raſtlos forteilenden Zeit als ein Dahintenſtehender zu erſcheinen; gar viele jener Vorkämpfer von damals ſitzen ja jetzt auf der äußerſten Rechten in Berlin und Frankfurt. Dem Herrn von der Heydt ſcheint indeſſen ſelbſt die Rechte noch nicht rechts genug geweſen zu ſeyn, denn er hat vor etlichen Wochen mit einer Anzahl Geſinnungsgenoſſen in allem Ernſte den Antrag geſtellt, die preußiſche Vereinbarer-Verſammlung in Berlin aufzulöſen. Dieſer Antrag war kaum nach Berlin abgegangen, als von der Heydt — es war vor der Bildung des Miniſteriums Pfuel — von ſeinem damals mit Ereirung eines neuen Kabinets beauftragten Freunde v. Beckerath berufen wurde, das Portefeuille des Handels zu übernehmen. Da er aber in einer Nationalverſammlung, deren Auflöſung er beantragt hatte ſchwerlich länger als fünf Minuten am Miniſtertiſche hätte ſitzen können, ſo zog er es natürlich unter dieſen Umſtänden vor, ſtatt des miniſteriellen Portefeuille's ſein hieſiges wohlgefülltes Bankierportefeuille in Händen zu behalten. Mittlerweile machte ſich die Jugend verſchiedenemale den ſchlechten Spaß, ihm Abends vor ſeinem Hotel eine Katzenmuſik zu bringen, was der ſtets wachſamen Elberfelder Stadtnachtwache ſo übel gefiel, daß ſie ohne Weiteres blank zog und dazwiſchen hieb; verſchiedene Sänger wurden jämmerlich durchgebläut, und mit Recht, denn wenn uns auch die nächſtens zu hoffende Verfaſſung Preß- und Redefreiheit garantirt, ſo ſteht doch von einer Sing- und Ständchenfreiheit nirgends geſchrieben. Auch in dieſem Augenblick iſt Herr von der Heydt wieder der Löwe des Tages, indem er an der Spitze einer Partei ſteht, die es unternimmt, dem preußiſchen Miniſterium und der Nationalverſammlung zu Frankfurt Trotz zu bieten, das heißt, die Neuwahl eines Abgeordneten an die Stelle des ſein Mandat niederlegenden Dr. Pagenſtecher durchzuſetzen, obgleich gedachte Behörden entſchieden haben, daß keine Neuwahl ſtattfinden dürfe, ſondern der im Mai gewählte Stellvertreter, Oberprokurator v. Köſteritz, ſeinen Sitz in Frankfurt nach Pagenſtechers Abgang ohne Weiteres einzunehmen habe. Die Sache macht großes Aufſehen und veranlaßt Bürgerverſammlungen pro et contra, in denen man Gelegenheit hat, den politiſchen Fanatismus und Parteihaß gründlich zu ſtudiren. Herr v. Köſteritz wird, geſtützt auf ſein Recht, ſeinen Platz in der Nationalverſammlung einnehmen und dann der Dinge warten, die da kommen ſollen. Der Grund, weßhalb ſeine Gegenpartei neu gewählt wiſſen will, iſt der, daß man einen Kaufmann, als mit den jetzt zur Sprache kommenden Handelsangelegenheiten mehr vertraut, für einen geeigneteren Vertreter hält; Andere jedoch behaupten, daß lediglich Privatzwecke und Privatfeindſchaften die Triebfeder jenes Auftretens gegen Köſteritz ſeyen, der als ein Ehrenmann allgemeine Achtung genießt. Einige wollen den Umſtand damit in Verbindung bringen, daß v. Köſteritz ſeiner Zeit Mitglied des bei den Fanatikern der Ruhe ſehr übelberüchtigten politiſchen Klubs geweſen iſt. Ich laſſe das Alles dahingeſtellt ſeyn und will nur noch erwähnen, daß die Bänkelſängerei ſich bereits vielfach der erzählten Verfälle bemächtigt, und jene Partei, die beliebig Nationalverſammlungen auflöst und Wahlen für ungültig erklärt, beſungen hat. Ich ſetze zur Probe den erſten Vers eines dieſer Lieder her:

Das ſind die grimmen Heuler
Im frommen Elberfeld;
Sie ſtarren auf die Männer,
Und heulen, daß es gellt.
Der Ton iſt gar entſetzlich;
Wer nah kommt ihrem Kreis,
Der wird, ſo ſagt man, plötzlich
Vor Schrecken ſchwarz und weiß.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 283. Sonnabend den 25. November 1848.

Bregenzer Wald — das ist ein düsterer Klang; das scheint Laubnacht und Fichtendunkel zu bedeuten. Aber der Bregenzer Wald hat nichts Düsteres als den Namen und ist eines der reizendsten Gelände Süddeutschlands. L. Steub.

Der Bregenzer Wald.

(Fortsetzung.)

Auf der Höhe des Passes steht die Barrière. Hier wird die Wagenlast durch eine sinnreich auf dem Straßengeleise angebrachte Wage gewogen und behufs des Weggeldes taxirt. Nun ändert sich der Charakter der Gegend. Das Wiesenland, mit Buchen und Tannen umkränzt, beginnt seine Herrschaft, und in schmalen Rinnsalen plätschert das Wasser von den Bergen herunter. Links nähert man sich dem Bregenzer Aachthale und blickt in die Berge Bayerns, in die Gegend von Langen, Sulzberg und Weiler hinein. Im Vordergrunde liegt das Dorf Alberschwende. Daselbst war Gesang und Gottesdienst. Nicht allein die Kirche, sondern auch der Kirchhof war gedrängt voll von Andächtigen: Weiber und Männer in gesonderten Gruppen, alle natürlich in Sonntagstracht. Die Frauen und Mädchen, welche hier „Schmelken" genannt werden und freundliche, dienstfertige Geschöpfe sind, in Kleidern von schwarzer, faltenreicher Glanzleinwand, über den Hüften ein Riemen von Glanzleder, die Unterröcke grün mit rothem Rande, und das hohe Mieder mit grün-roth-goldnem Latz gesäumt. Die Kappen bestehen aus Pelzwerk oder wollenen Zotten und gleichen umgestürzten Milchkübeln, oder vielmehr den Mützen der kriegerischen Tscherkessen. Die Männer tragen fast alle blaue Strümpfe, kurze schwarze Beinkleider, blaue oder schwarze Jacken mit silbernen Knöpfen. Den Filzhut preßt in der Mitte ein seidenes Band ziemlich eng zusammen, so daß er einem Stundenglase gleicht, und den hintern Theil des Huts ziert bei Vielen — wahrscheinlich den Verliebten — eine künstliche oder natürliche Blume.

Der Weg über Egg nach Schwarzenberg geht bergauf, bergab und ist reich an schönen Blicken auf die Gegend von Lingenau und Hüttisau; man kommt der stattlichen Bregenzer Aach und ihrem schwarzen Tannengürtel ganz nahe und verfolgt sie bis in die Gegend des Pfändlergebirges und seines südlichen Ausläufers, des Gebhardsberges. — Blauere Augen als die des Gastwirths zu Egg, welcher in blauer Jacke und blauen Strümpfen einen pikanten Kommentar zu einem blauen Text lieferte, sind mir nirgends vorgekommen. Neugierde, Gesprächigkeit und ein etwas übertriebener Nationalstolz, bei welchem der Bregenzer Wald nicht einmal in Oesterreich und Tirol, geschweige denn in Deutschland aufgehen wollte, zeichnete den blauen Wirth und seine Gäste aus. Ich trank mit den Leuten auf die Gesundheit des Erzherzogs Johann in Bier und Wein; aber die Hälfte des Schoppens und der Gesundheit wurde dem Kaiser gewidmet und dem Reichsverweser entzogen. Die Preußen waren auch hier „Malefiz-Kerle." — Egg hat eine hübsche Kirche mit einem Christus von Arnold und einer Kanzel von Moosbrugger, einen stattlichen Thurm und eine überraschend malerische Lage von der Südseite. Das Idyllische wird hier schnurstracks romantisch. Der Wiesengrund stürzt sich steil in eine finstere, von einem Waldbache durchrauschte Schlucht. Egg liegt hart am Rande, an der Ecke — daher der Name. Eine bedeckte Brücke überspannt die Schlucht und die Lage ist von dieser Seite, den Thurm als Mittelpunkt genommen, eine höchst eigenthümliche.

Ich ſchlenderte dieſen Weg in Begleitung eines Kaplans und ſeiner Köchin dahin. Derſelbe eilte zu ſeinem 82jährigen, plötzlich erkrankten, alſo wahrſcheinlich ſterbenden Vater. Er erzählte mir viel vom Bregenzer Wald, und wie die Leute an Leib und Seele kerngeſund ſeyen und ein fröhliches hohes Alter erreichen. Der Kaplan war ein gebildeter, beleſener und menſchenfreundlicher Mann; er ſprach wie viele andere Bregenzerwälder ein wenig italieniſch und war ſtolz darauf.

Die Fahrſtraße nach Schwarzenberg führt ſteil bergab, bergan, an kleinen Kapellen vorüber und durch Laubwald. Der nähere Weg von Alberſchwende dahin geht über die Lörränen. Man ſteigt Dreiviertelſtunden bergan und genießt auf der Höhe einer wundervollen Ausſicht auf die Gebirge Vorarlbergs und des Algaus. Thäler und Schluchten, freundliche Dörfer mit ſpitzen rothen Thürmen, Hügel mit Buchen, Tannen und Ahornbäumen bekleidet, Bauerhöfe mit langen Altanen, Sennhütten mit weidenden Heerden und niedliche Heumagazine in der Form amerikaniſcher Blockhäuſer, liegen zu unſern Füßen und rings umher zerſtreut. Schöngeformte Bergkuppen heben ſich hier in regelmäßiger Terraſſenform, dort in gigantiſchen, aufeinander gethürmten Brocken wie Stufen zum Hochgebirge empor. Die herrliche Canisfluh zieht ſich in pittoresker Linie bis zur ſchroffen Mittagsſpitze hinauf. Das Hochälpli und der hohe Freſchen begrenzen rechts die Ausſicht. Den Blick nach Oſten feſſelt der Widderſtein, der Hohe-Iſer und der Hochvogel mit ſeinen Trabanten. Links ſchweift das Auge auf die grünen Ausläufer, welche das friſche Weiſſachthal bis Staufen umgürten.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

Dort jenes Kleeblatt, nachläſſig gekleidet, mit markirten Zügen, die Naſe gleich hoch gebildet wie getragen, findet es zu unbequem, ſich durch Grüßen zu derangiren, denn der Weg aus den Taſchen bis an den Hut iſt weit für die Hände eines phlegmatiſchen Britten. — Ich beneide ſie, wo ich ſie ſehe, dieſe Engländer. So hoch wie ihre Verfaſſung über der des Czarenreichs ſteht, ſo tief blicken ſie ſelbſt auf deſſen Bewohner herab, eben ſo kalt aber auch zum Kaiſer hinauf, und dürfen es ungeſtraft. Im Rückhalt haben ſie die einzige der Mächte, eben ſo geneigt, jede Verletzung eines ihrer Angehörigen als die ihrige anzuſehen, wie fähig, ſie ſofort nachdrücklich zu rächen, deßhalb aber auch geachtet in jedem ihrer Bürger. — Dort die beiden lebhaften Geſtikulanten, modern und elegant, Bart wo er wachſen will. Sieh, wie ſie plötzlich ihr Geſpräch mit einem: »Attention, l'empereur!« unterbrechen, um mit gezogenen Hüten ihren Reſpekt zu bezeugen. Welcher Nation könnten ſie angehören, als jener, der, obgleich ſie ſich hier in Formen, Sprache und Kleidung als herrſchende fühlt, die angeborene Sitte nicht erlaubt einen Verſtoß gegen die Höflichkeit zu begehen? — Hier links jene Gruppe, zum Theil ſehr modern, aber nicht eben ſo elegant gekleidet, die Einen grübelnd, die Andern gaffend, noch Andere halbe Bemerkungen machend, beim Nahen des Kaiſers ſcheu und zweifelhaft ſich umblickend, um ſich zu vergewiſſern, wie es mit dem Grüßen gehalten werde, und dann, noch immer nicht ganz außer Zweifel geſetzt, Einer nach dem Andern den Hut ziehend. Man ſieht, weder Sympathie, noch Reſpekt, noch Höflichkeit bewegt ſie zur Ehrfurchtsbezeugung, ſondern — die Rückſicht, die leidige Rückſicht auf die politiſche Unmacht ihres Vaterlandes, welche ſie ſchutzlos läßt gegen jede Ungerechtigkeit oder Gewaltthat, der ſie ſich etwa aus Mangel an Beobachtung des Decorums ausſetzen könnten. Arme deutſche Nation, ſo groß und hochmüthig in deinem Wiſſen daheim, wann wirſt du aufhören ſo klein und demüthig zu ſeyn in deinem Thun da draußen? — Endlich dort der große Hauſe. Knechtiſch beugt der Kaufmann in Nationaltracht und der Gemeine das entblößte Haupt bis zur Erde; unterthänig hält der Vornehme den Hut in der Hand, ſo lange nicht ein ſtolzer Wink des Herrſchers die Bedeckung erlaubt und zugleich befiehlt. Aller Augen aber ſind auf den Kaiſer gerichtet; denn der Kaiſer iſt der Magnet, der Alles hierher zieht.

„Ich will dich auf die ſtarke Dame in jener gräflichen Equipage aufmerkſam machen," ſagte Leontjewna. „Sie iſt die Fürſtin der hieſigen Salons. Der Ankömmling wird erſt durch ihre Anſprache ebenbürtig in der Geſellſchaft, der Zurückgeſetzte wird durch ihre Anerkennung vorgezogen, der Bevorzugte durch ihre Vernachläſſigung zurückgeſetzt." — „Alſo Monarchie in der Monarchie?" fragte ich. „Und da hat ſich noch keine Oppoſition geltend gemacht? kein Widerſtand der Stände?" — „Widerſtand! Stände!" wiederholte mein Gegenüber halb entrüſtet. — „Verzeihung!" rief ich. „So iſt vielleicht dieſe Monarchie in einer geiſtigen Ueberlegenheit begründet, welche von Allen anerkannt wird?" — „Wenn Sie damit noch verbinden, daß die Gräfin N. nach der Kaiſerin und den Prinzeſſinnen an Rang und Anſehen die Erſte im Reiche iſt, ſo werden Sie doch gewiß Ihren, übrigens etwas auffallend nach dem Weſten ſchmeckenden Gedanken an Oppoſition zurücknehmen." — „Von Herzen

gern in Betreff der Oſtländer," erwiderte ich; „aber die Ausländer — fügen auch ſie ſich der Alleinherrherrſchaft?" — „Müſſen ſich fügen." — „Aber die Repräſentanten der fremden Mächte, die Diplomaten?" — „Wiſſen ſich zu fügen."

Letzteres ward mir auch ſogleich durch den Augenſchein beſtätigt, denn ſo eben umdrängte ein Trupp junger Diplomaten zu Pferde die Equipage der Salonmonarchin. Dießmal ſchien mir von den fremden Flaggen die K. K. am günſtigſten angeſehen zu werden, und ich weiß nicht, ob dieſer Erfolg mehr der liebenswürdigen Gemüthlichkeit des jungen Diplomaten, der ſie in dieſem Augenblicke führte, oder der „Dienſtfreundſchaftlichkeit" der von ihm vertretenen Regierung zuzuſchreiben ſeyn mochte. Jedoch hätte das Letztere aus dem Umſtande gefolgert werden können, daß gerade der Britte es war, welcher in dieſem Fahrwaſſer eben jezt nicht das Monopol zu haben ſchien. Wenigſtens ließ hierauf das komiſche Gemiſch von Groll und Geringſchätzung ſchließen, mit welchem derſelbe nach wenigen Worten in die Zügel ſeines Pferdes, wie ſie eben lagen, fuhr, und ſie leicht nach oben reißend, das Vollblut herumwarf, während jener, regelrecht die Hand über dem Sattelknopfe ſchließend, mit ſeinem gemüthlichen Lächeln den deutſchen Reiter und öſterreichiſchen Sieger zugleich darſtellte.

„Sehen Sie da! Was Sie Glück haben!" wandte ſich jezt Frau v. H. zu mir. „Nicht nur die Fürſtin der Salons, ſondern auch die des Reiches ſollen Sie heute ſehen! Dort die Equipage, die dem Kaiſer entgegen fährt, mit Vor- und Nachreitern in adlergeſtickten Livreen — bemerken Sie nur, wie Se. Majeſtät ehrerbietig die Hand an den Helm legt! Die Kaiſerin iſt es mit der Großfürſtin Thronfolgerin." — Nicht die mehr oder weniger ehrerbietige Art des kaiſerlichen Grußes, ſondern meine hohe Landsmännin zu ſehen, wandte ich mich neugierig zur Seite. So viel ſchon hatte ich im Vaterland über die preußiſche Prinzeſſin auf dem Kaiſerthrone gehört: wie wurde meine Theilnahme und mein Mitleid erhöht, als ich dieſe feine, früh gealterte Figur mit dem bleichen leidenden Geſichte und den doch immer noch zarten, ja ſchönen Zügen erblickte! — Sind es bloß körperliche Leiden, das rauhe Klima, die nervenangreifende Newaluft, die ſie einem frühen Alter und vielleicht baldigen Ende entgegengeführt haben? Die Wahrheit oder Unwahrheit der mannigfachen Gerüchte in Deutſchland über ihre häuslichen Verhältniſſe zu erfahren, dazu iſt Petersburg wahrlich nicht der geeignete Ort; ſo weit man aber aus dem äußern Benehmen ſchließen kann, benimmt ſich der Kaiſer ihr gegenüber mit einer Courtoiſie, einer Ritterlichkeit, ja einer Ehrerbietung, die einem Franz von Frankreich Ehre gemacht haben würde. Bei Paraden ſprengt er, ſobald ſie erſcheint, an ihren Wagen, rapportirt, läßt die Truppen vorüberdefiliren und holt ihre Befehle ein; ja, wenn ein ungeſchickter Leibkutſcher die Pferde zu früh anziehen läßt, erlaubt es ſeine Galanterie nicht, die Antwort der kaiſerlichen Gemahlin nicht bis zu Ende vernommen zu haben, und Se. Majeſtät, wenn zu Fuß, folgt im Laufſchritt mit ächter Ritterlichkeit neben dem Schlage, um keines der Worte ſeiner erhabenen Gebieterin zu überhören.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, November.

Literariſche Denkmäler.

Nicht bloß die Städte des Alterthums hatten ihre Gräberſtraßen; auch durch die neuen ziehen ſich, freilich in anderm Sinne, die langen Zeilen der Vergänglichkeit. Auch Darmſtadt beſizt Denkmale der Art, wie ich meine, und es iſt gerade groß genug, um eine intereſſante Ausbeute zu liefern, während es doch auch wieder klein genug iſt, die Ausbeute nicht in das Unbegrenzte ſich verlieren zu laſſen. Auch Darmſtadt hat ſeine Vergangenheit, ich meine ſeine literariſch-künſtleriſche. Wem iſt der Name Merck unbekannt? Wer weiß nicht, daß Herder ſeine Frau in Darmſtadt kennen lernte? Wer hat nicht vom Oberhofprediger Stark, wer nicht vom Abbé Vogler gehört? Der Hiſtoriograph Heſſens, Helfrich Bernhard Wenck, iſt ein unter den Geſchichtekundigen des Rheins und Mains hochgeachteter Name; der Name Höpfner gilt noch etwas bei den Juriſten. Selbſt der bloße Eiſenbahnreiſende aber, der wie vom Winde getragen vor dem Rheinthore vorüberrauſcht, und einen raſchen Blick durchs Thor, die lange Rheinſtraße hinauf, nach dem Ludwigsmonumente wirft, nimmt bei näherer Nachfrage nicht bloß einen architektoniſchen Eindruck mit. Er hört, daß der Mann da oben, den ſie wie in's Exil auf eine Säule geſtellt, vierzig Jahre lang als Regent ſeinem Lande viel Gutes gethan, daß er in der vorconſtitutionellen Zeit im Sinne eines conſtitutionellen Fürſten regiert hat. Noch andere Namen hätte

ich hier nennen können, aber ich will meine Einleitung nicht zu einem bloßen Inhaltsverzeichnisse degradiren. Haben Sie Lust, bei einem Gange durch Darmstadt sich von den Steinen etwas erzählen zu lassen? Saxa loquuntur.

Nicht Alles, was Ihnen so erzählt wird, können Sie in Literaturgeschichten, in Kunstwörterbüchern verzeichnet finden; ebenso wenig in unserem Häuserkataster. Es sagt Ihnen, wem heute das Haus gehört und wie hoch es in der Steuer steht; aber um Steuern literarisch-künstlerischer Sympathien, herzlicher menschlicher Neigungen kümmert sich das Häuserkataster nicht. Wer darin aus- und einging, welche Gespräche es durchflogen, welch herzliches Gelächter es durchtönte, und welche Schmerzen, welche Thränen in ihm ihre Entstehung fanden, verkündigt nicht die Nummer, nicht die Litera des Hauses, vor dem der Fuß des Wanderers, des Spaziergängers, des Geschäftsmannes weilt. — Wir treten zum Mainthor herein, dem Thor, das nach Frankfurt steht. Es ist jetzt ein in Pensionsstand versetztes Thor, kein Mensch fährt mehr durch dasselbe nach Frankfurt; Alles strömt dem vorhin genannten Rheinthor zu, dem Nachbarthore des Eisenbahnhofs. Zwei Straßen ziehen nach jenem Thor und dazwischen dehnt sich ein geräumiges längliches Viereck, der Mathildenplatz. Er ist mit Platanen eingefaßt und in der Mitte hat er Rasen und einen schönen Brunnen. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Alles noch nicht so. Auch stand da nur die eine Straße, eine ziemlich lange Häuserzeile. Zur Zeit der Straßenunschuld, als noch nicht alle ihre normalen Namen haben mußten, nannte man die Gegend „die Frankfurter Reihe," während sie jetzt zu Ehren der verlezt verstorbenen Großherzogin „Louisenstraße" heißt. Nun, in der Frankfurter Reihe wohnte in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Geheimerath Hesse. Er war einer der Minister des damaligen soldatenliebhaberischen Landgrafen Ludwigs des Neunten von Hessen, der in Pirmasens seinen kleinen, einfachen Hofhalt hatte, während Landgräfin und Minister in Darmstadt sich amüsirten. Hesse's Frau war eine geborne Flachsland, und eine noch ledige Schwester derselben, Marie Caroline Flachsland, befand sich bei ihr. Um diese Zeit — es war im Sommer 1770 — kam Herder im Gefolge und als Lehrer des Prinzen von Holstein nach Darmstadt. Der Prinz verweilte vierzehn Tage daselbst. Herder, der als Kabinetsprediger nicht mit an der Hoftafel speisen durfte, aß mit der Gouvernante der Prinzessinnen des regierenden Hauses, einer Demoiselle Revanell. Durch sie wurde er mit Kriegsrath Merck bekannt, der ein Freund des Geheimerath Hesse'schen Hauses war, wohin er denn auch den geist- und kenntnißreichen Fremden brachte. Dieser gefiel sehr; man sah sich also fast jeden Tag in den Wohnungen, in kleinen Gesellschaften, oder auf Spaziergängen. Herders Wittwe — denn das ward Marie Caroline Flachsland, nachdem sie, wie Herder sie selbst nannte, „der Baum, der Trost und das Glück seines Lebens" gewesen — hat uns in ihren „Erinnerungen" sehr Schönes und Anmuthiges von diesem Zusammenseyn erzählt. Herder las oft aus Klopstocks Messias, aus dessen Oden, aus Kleist, aus den Minnesängern vor. Am 19. August 1770 predigte Herder in der Schloßkirche zu Darmstadt. „Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört!... Zu diesem großen, einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt, stand er vor mir. — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank. — Von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eins: unser Zusammenfinden war Gottes Werk." So schrieb die Wittwe Herder, nachdem schon sechs- und-dreißig Jahre seit jener Predigt verflossen waren, und seit dem Augenblick, der sie für Freud' und Leid eines Menschenlebens mit ihrem nachherigen Gatten zusammenführte.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Schluß.)

Rückkehr der Rachel.

Green hat neulich seine zweihundert und dritte oder zweihundert und vierte Luftschifffahrt ausgeführt; aber trotz seiner vielen Fahrten hat er es noch nicht dahin gebracht, dem Winde den geringsten Widerstand zu leisten; sobald man bei seinem Aufsteigen sieht, aus welchem Striche der Wind bläst, weiß man auch schon, daß er in der entgegengesetzten Richtung niederfallen wird. — In der Theaterwelt ist es jetzt ziemlich lebhaft, und je näher der Winter kommt, desto stärker werden die Schauspiele wieder besucht. Aber auch hinter den Coulissen gibt es Umwälzungen. Bei mehreren Theatern sind die Direktoren gewechselt worden. Eine solche Veränderung fand auch am Théâtre français statt, was zur Folge hatte, daß Demoiselle Rachel, welche mit dem vorigen Direktor gut stand und sich dem neuen nicht unterwerfen oder unterordnen wollte, ihren Abschied genommen hat und davon gegangen ist. Das war ein Donnerschlag für die Sociétaires beiderlei Geschlechts, und ein großes Opfer von Seiten einer Schauspielerin, welche vor einigen Jahren noch auf fünfzig tausend Francs jährlich rechnen konnte, das nicht mit einbegriffen, was sie in der Provinz und im Ausland durch ihre Gastspiele einnahm. Ferner verlor sie durch ihr Ausscheiden den Anspruch auf eine Pension von sechstausend Francs. So beträchtlich aber auch dieser Verlust ist, der, den das Theater erleidet, ist noch größer. Das ganze tragische Fach ruhte auf der Rachel, sie ist die einzige Schauspielerin, welche die klassisch-tragischen Rollen darstellen kann. Seit sie fort ist, kann das Théâtre français kein Trauerspiel mehr geben. Ihre Rollen durch andere spielen zu lassen, ist unmöglich, das Publikum würde sie unbarmherzig auszischen, oder gar nicht kommen. Man kann also denken, in welcher Verlegenheit sich die Sociétaires befinden. Sie haben erst versucht, die Eigensinnige durch Bitten zu erweichen; ja es war schon davon die Rede, den neuen Commissär wieder zu entfernen und den alten zurückzurufen. Da trotz dem Rachel nicht wieder erscheint, sucht man sie durch Drohungen einzuschüchtern. Wer nämlich Sociétaire wird, verpflichtet sich dadurch, eine gewisse Anzahl von Jahren in der Gesellschaft zu bleiben und zu spielen, wo nicht, der Gesellschaft eine Entschädigung zu leisten. Vor mehreren Jahren leistete ein solcher Treubruch die Schauspielerin Plessis 200,000 Francs; wenigstens wurde sie zur Zahlung dieser Summe vom Gerichte verurtheilt; ob sie sie bezahlt hat, weiß ich nicht. Den Verlust der Rachel wird das Théâtre français noch weit höher anschlagen, wie denn auch wirklich Rachels Spiel der Bühne weit mehr einbrachte, als das der Demoiselle Plessis, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Justiz die Schauspielerin zu einer sehr bedeutenden Entschädigungssumme verurtheilen würde. Man wird nun bald sehen, ob der Trotz dieser tragischen Dame gegen diese klingende Betrachtung Stand hält.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 284. Montag den 27. November 1848.

— Solchen Zuſtand durfte Niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten,
Der Kleinſte ſelbſt, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzu toll.

Goethe

Aus Wien.

I.

Es war auf dem Elbdampfſchiff Bohemia, wo ich die erſte Nachricht von den Wiener Ereigniſſen des 6. Oktobers erhielt. Wir waren Morgens von Dresden aus am ſtillen Pillnitz vorbeigeſegelt, hinter deſſen bereits herbſtlich belaubten Bäumen, trotz der ſpäten Jahreszeit, das ſächſiſche Königthum noch immer in idylliſcher Verborgenheit lebte. Abends ſammelte ſich auf dem Verdeck eine kleine Geſellſchaft, welche die vom Mondſchein leidlich erhellten Ufer der Elbe betrachtete und dabei ſich am Dampfkeſſel, um den ſie ſich bei der bereits eingetretenen Nachtkälte unwillkührlich gruppirt hatte, die Hände wärmte. Natürlich wurde von Politik geſprochen, und hier nun erzählten diejenigen, welche erſt auf den lezten Stationen eingeſtiegen waren, was in Wien vorgefallen ſey. Latour gehängt!

Ich machte große Augen. Ich hatte kurz vorher in Berlin ein ganzes Miniſterium auf parlamentariſchem Wege ſtürzen ſehen, hatte geſehen, wie Hanſemann, aus der verhängnißvollen Sitzung heraustretend, ruhig ſeinen Geldbeutel zog und ein Bild kaufte, auf dem ſämmtliche Miniſter an Laternenpfählen hingen. Das Volk hatte ihm, wenn auch nicht ehrerbietig, doch ſtill und inſtinktmäßig Platz gemacht, und er war, die Hände in den Taſchen, wie immer, ruhig nach Hauſe gegangen, als wäre nichts geſchehen. Und jezt in Oeſterreich! Meine Geſellſchaft ging alle Revolutionen, welche daſſelbe ſeit dem März erlebt hatte, mit großer Befriedigung durch. „O, Oeſterreich hat eine ſchöne Zukunft!“ ſagte ein Mann mit grauen Haaren, der neben mir ſtand.

Ich hüllte mich tiefer in meinen Mantel und nahm endlich einen aus der Geſellſchaft, der mir der Gebildetſte ſchien, bei Seite, um mit ihm allein zu reden, denn ich war durch die vollkommene Einſtimmigkeit, mit der Alle ſich des Vorgefallenen zu freuen ſchienen, faſt an mir ſelbſt und meinem eigenen Urtheile irre geworden. „Sind Sie wirklich der Anſicht, daß bei dem fortwährenden Revolutioniren etwas heraus kommt? Fürchten Sie nicht, daß das Blut dieſes Erminiſters über das ſchöne Land kommen wird? ſehen Sie nicht auch die Militärherrſchaft heranrücken?“ So beſtürmte ich ihn mit Fragen. Er ſchwieg anfangs und ich fuhr, nachdem ich einen Blick auf die hohen Felſenufer gerichtet hatte, fort: „Wollt ihr denn alles Beſtehende vernichten? iſt denn alles Beſtehende böſe? Gehört der Strom, der uns trägt und gewaltig unter uns rauſcht, gehört der Mond und der geſtirnte Himmel nicht auch zum Beſtehenden?“ — Der Oeſterreicher ſchien verwundert über meine Rede, und es war, als enthielten meine lezten Worte nicht allein in ihrer bildlichen Bedeutung, ſondern auch in ihrer unmittelbaren Wahrheit für ihn einen ganz neuen Gedanken. Er warf unwillkührlich einen flüchtigen Blick zum Himmel hinauf, dann aber richtete er ſeine Augen auf mich und auf ſeinen Lippen ſchwebte der Ausruf: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ mit dem der Oeſterreicher ſtets geneigt iſt jede conſervative Regung zu Tode zu hetzen. Indeſſen hielt er dieſes Wort zurück und ſchien ſogar im weitern Verlaufe unſeres Geſprächs Vertrauen zu mir zu faſſen. Er geſtand mir, daß der Verfall der Gewerbe ihn bereits

bedenklich gemacht, daß er ſich im Stillen ſelbſt die Frage vorgelegt, was denn noch werden ſolle? und war endlich mit mir darüber einverſtanden, daß der Sieg des Volkes jezt organiſirt werden, den ewigen Revolutionen ein Ende gemacht werden müſſe. Doch ſah ich wohl, daß der Deutſchböhme noch etwas auf dem Herzen hatte, und er rückte endlich auch damit heraus: daß doch die Wiener Studenten, bevor man zur Ordnung zurückkehre, noch dem Denkmal des Kaiſers Franz mit der Inſchrift: amorem meum populis meis, den Kopf abſchlagen möchten!

Als ich auf der Eiſenbahn von Prag nach Wien reiste, fuhr ich, wie ich erſt ſpäter aus den Zeitungen ſah, an Kaiſer Ferdinand vorbei, der, ein müder Wanderer, mit ſeinem Hofe, zwei Regimenter Soldaten vor und zwei hinter ſich, in langen Tagereiſen auf abgelegenen Straßen nach Olmütz zog.

Im Augenblick, als ich nach Wien kam, herrſchten daſelbſt noch mehr Sympathien für den Kaiſer vor, als man hätte erwarten ſollen. Der Oeſterreicher bleibt auch auf den Barrikaden derſelbe, der er immer iſt; er blieb ſogar während ſeiner Straßenkämpfe, Angeſichts der verhängnißvollen Laterne, ja, als Sansculotte, Royaliſt. „So muß man ſich plagen für ſeinen Kaiſer!“ ſoll ein Arbeiter zu Anfang der Oktoberrevolution auf einer Barrikade geſagt haben. Auf einigen derſelben hatte man das Bild des Kaiſers. Unbeſchreiblich ſoll der Eindruck geweſen ſeyn, als damals nach Beendigung des Kampfes auf einem Balkon ein ſchönes Mädchen erſchien und mit lieblicher ſicherer Stimme zu ſingen anfing: „Gott erhalte unſern Kaiſer.“

Groß iſt meine Vorliebe für das bunte öſterreichiſche Volksleben. Ich bin ihm auch nachgegangen mitten durch die Schrecken der Revolution, und jezt, beim Blinken der Bajonnete, ergötze ich mich noch an den Liedern, mit deren ſchlichten, volksthümlichen Weiſen ſich die Soldaten an ihren lodernden Wachtfeuern unterhalten. Mitten unter all dem Widerwärtigen, das man hier um die Zeit meiner Ankunft ſah und hörte, konnte man ſich doch recht wohl fühlen in ſeiner Haut, wenn man bedachte, wie unheimlich es dem Fremden früher zu Muthe war, der, den Aufenthaltsſchein in der Taſche und ſeiner Meinung nach von der Polizei auf der Straße fortwährend beobachtet, hier umherſchlich. So frei, wie jezt in ganz Wien, fühlte man ſich vor einem Jahre nur im Prater.

Handel und Gewerbe lagen natürlich zur Zeit meiner Ankunft bereits ſehr darnieder. Der Reſt derſelben erhielt indeſſen ebenfalls jenen wunderlichen Anflug von Poeſie, den um dieſe Zeit der Auflöſung Alles annahm, was noch exiſtiren konnte. Zwar der Cigarrenhandel wird auch dann nicht poetiſch, wenn er auf den Barrikaden blüht; aber außerdem ſah man, mit Ausnahme der nothwendigſten Lebensmittel, faſt nur farbige Bänder, Waffen, Reiherfedern, Calabreſer und die ſogenannten deutſchen Hüte mit dem breiten Bande verkaufen. Leztere Hüte trugen und tragen beſonders auch wir Fremden gern, die wir uns nicht zu tief in die Wiener Wirren einlaſſen wollten, dabei aber doch gern eine deutſche Politik mit Ernſt und Würde aufrecht erhalten hätten. Sie ſind nicht ſehr hoch und oben ziemlich platt, mit nicht allzubreiter und nicht ſehr gebogener Krempe, und das einfache breite ſchwarzſeidene Band gibt ihnen etwas, das an die Kopftrachten der norddeutſchen Bauern erinnert. Hat dieſer Hut in Deutſchland keine Zukunft?

(Fortſezung folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſezung.)

Neben der Kaiſerin die Großfürſtin Thronfolgerin, eine ſchlanke, feine Geſtalt mit länglichem, bleichem, aber ſchönem Geſicht und blondem Haar, wechſelte einige Worte mit ihrem zur Seite reitenden Bruder, dem Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, einem hochgewachſenen jungen Manne in der Uniform des Chefs eines Uhlanenregiments. Wenn der Ausdruck von Sanftmuth, verbunden mit der liebenswürdigſten, eben ſo verwandtſchaftlichen als landsmänniſchen Weiſe, in der ſie die leidende Kaiſerin pflegen und wodurch ſie ſich die Liebe derſelben im höchſten Grade erworben haben ſoll, einen Maßſtab für ihren Charakter gibt, ſo kann ſich nicht nur Rußland Glück wünſchen, in ihr ſeine künftige Herrſcherin zu ſehen, ſondern auch Deutſchland, eine ſolche Tochter auf dem Throne zu wiſſen, zu deſſen Zukunft es mit größter Spannung hinaufzublicken Urſache hat.

Auch die Kaiſerin ſchien es zu ergötzen, ſich unter dem Heere der Equipagen umzuſehen, aus deren Aeußerem — wie ich ſo eben belehrt zu werden anfing — in Petersburg mit ziemlicher Sicherheit auf Stellung und Verhältniſſe der Beſitzer zu ſchließen ſeyn ſoll. — „Anderswo ſieht man es den Leuten an der Naſe an, was an ihnen iſt,“ ſo begann mein Nachbar mir zu expliciren, „hier aber an der Equipage. Sehen Sie z. B. dort das altväteriſche Wagengebäude, vier abgetriebene Gäule, lang geſpannt, Jockey und Vorreiter in abgeſchabten Livreen. Sie können darauf wetten, daß das Ding irgend wem aus der

altruſſiſchen Ariſtokratie angehört. Er hatte vielleicht und hat noch ungeheure Güter; aber viel zu vornehm und zu ſtolz, ſich ſelbſt im geringſten um ihre Verwaltung zu bemühen, wird er von betrügeriſchen Haushofmeiſtern, Verwaltern, Köchen, Dienern und guten Freunden bis auf's Blut ausgeſogen. Schulden ſchlucken die Renten, das baare Geld fehlt, aber nothwendig muß der „Würde" gemäß fortgelebt werden, und zur Würde gehören Viere, lang geſpannt, mit Jockey und Vorreiter. Freilich werden der Wagen, die Viere und die Röcke des Jockeys und des Vorreiters alt, und nur zu den Schulden kommen neue, aber die hochgeborenen Eigenthümer bemerken den Verfall ſo wenig, wie ſitzengebliebene Fünfzigerinnen das Lächerliche des Flitters in ihrem Haare. Das iſt eine Geſchichte, die auch anderwärts, hier aber ganz beſonders ſpielt."

„Jene ſtattliche Equipage dagegen," fuhr Frau v. H. fort, „mit zwei glänzenden Braunen, der Wagen modern und ſolid zugleich, dumpfrollend, ſicher iſt der Beſitzer aus der vornehmen Kaufmannſchaft ausländiſcher Herkunft, der, ſelbſtthätig das Seinige verwaltend, hier ſchnell emporgekommen. — Und dort wiederum die noch eleganteren Wagen, auf den Dienerſitzen reiche ausländiſche Livréen, die bärtigen Kutſcher in einfachen dunkeln Kaftanen, die Damen in den koſtbarſten Pariſer Hüten und mit der vornehmſten Nonchalance, ſie ſind von der Hofariſtokratie oder dem Theil des Adels, der noch reich zugleich und en vogue iſt."

„Frau v. H.," nahm Leontjewna das Wort," erwähnte jener Kutſcher und ihrer eleganten Kaftans von einfach dunkler Farbe; aber bemerke die Gürtel. Sie ſind zwar reich, doch nur mit Seide geſtickt; denn der Vorzug, die Diener ſilber- oder goldgeſtickte Gürtel tragen zu laſſen, ſteht keinem Unterthanen, ſondern nur der kaiſerlichen Familie und den fremden Geſandten zu, an welcher Auszeichnung ſie deßhalb, wie du da und dort bemerken wirſt, ſogleich kenntlich ſind."

„Aller guter Dinge müſſen drei ſeyn," ließ ſich jezt mein Nachbar wieder vernehmen. „Sie haben die Monarchie des Reichs und des Salons geſehen, jezt kommt auch die dritte Monarchie — Gold — viel Gold! Leontjewna, erklären Sie doch das Ihrem Landsmanne näher. Wenn ich von Gold, viel Gold ſpreche, iſt mir's wie Einem, dem das Waſſer im Munde zuſammenläuft, und der doch weder Auſtern, noch Rheinwein vor ſich hat." — „Ja, ja, ſieh jene Equipage!" nahm Leontjewna eifrig das Wort. „Schade, daß ſie eben halb abwärts von uns hält. Von allen, ſelbſt den ſchönſten, iſt ſie die vollendetſte, und mit einem Dutzend gleich vollkommener kannſt du den Eigenthümer wechſeln ſehen. An den glänzenden engliſchen Rappen heute, wie an den koloſſalen Grauſchimmeln aus Meklenburg morgen und den fliegenden Fuchſen der Ukraine übermorgen findeſt du nicht den kleinſten Tadel, und doch iſt Alles daran, wenn auch reich, doch einfach. Sieh den Kutſcher, es iſt der ausgeſuchteſte, den beſten kaiſerlichen würde er vielleicht ausſtechen. Bewundere nur, wie er ſizt, dieſe Herkulesgeſtalt, die Arme wie Eiſenſtangen mit den geſtickten Zügeln in der Hand; dazu den fleckenlos rein geſchorenen Hals, zum Neide der Andern vom vollendetſten Haarkreiſe begrenzt; den faltigen dunkelgrünen Kaftan und den koſtbaren Gürtel, ferner die noble Dienerſchaft in einfachem Graugelb."

„Mein Gott," unterbrach ich ſie, „du wirſt ja redſelig wie der erſte Band eines Scott'ſchen Romans! Willſt du mir nicht auch die Polſter des Wagens und die engliſchen Federn beſchreiben? Ich bitte dich, ſchließe endlich den erſten Theil und führe mich zu den handelnden Hauptperſonen. Vor Allem: wer ſind ſie?" — „Es iſt der Bankier Baron S. mit ſeiner Frau. Wie ſchade, daß wir nicht ſehen können, ob ſie im Wagen ſitzen! ich möchte ſie dir ſo gern genauer zeigen." Und dabei bog ſie ſich forſchend über den Schlag hinaus.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.

Die Reichsverſammlung in der reformirten Kirche. — Vorleſungen.

Endlich am 6. November iſt die erſte Sitzung der Reichsverſammlung in der deutſch-reformirten Kirche gehalten worden, und ſie dürfte hier wohl ſechs bis acht Wochen verbleiben, vielleicht noch länger, da es zur Genüge bekannt iſt, wie wenig zuverläſſig Bauanſchläge in Hinſicht auf Zeit und Koſten ſind. Aufrichtig geſtanden freute ich mich über die endliche Verlegung. In der Paulskirche war es in den lezten unfreundlichen Tagen des Oktobers recht unheimlich und froſtig geworden. Dabei dröhnten die Schläge der in der Tiefe arbeitenden Maurer dumpf herauf und mahnten unwillkührlich an Hamlets: „Alter Maulwurf!

wühlt ſo hurtig fort?“ Ich konnte nicht umhin eine wenig troſtreiche Parallele zwiſchen dieſen unterirdiſchen Arbeiten und den Begebenheiten anzuſtellen, die jetzt auf der Oberfläche unſeres Vaterlandes vor ſich gehen. Denn an demſelben Tage, wo das Parlament zum erſtenmale in der deutſch-reformirten Kirche tagte, ging die offizielle Nachricht ein, daß Windiſch-Grätz ſeit dem 1. November in unbeſtrittenem Beſitze Wiens ſey. — Nicht ohne Widerſpruch von Seiten einiger Mitglieder der reformirten Kirchengemeinde iſt die Reichsverſammlung in ihren zeitweiligen Beſitz gelangt. Es erhob ſich beſonders die Stimme eines Mannes dagegen, der wegen ſeiner pietiſtiſchen Grundſätze bekannt iſt und der verlangte, man ſolle die Kirche nur unter der Bedingung der Nationalverſammlung einräumen, daß ſie nicht durch gotteslaſterliche Reden entweiht werde. Vermuthlich eine Anſpielung auf die Worte eines atheiſtiſchen Profeſſors, der zu den markanteſten Gliedern der Linken zählt. Eine Beſchränkung der Redefreiheit, die im Kreiſe der Reformirten ſelbſt eine gemüthliche Heiterkeit verbreitete. — Die Kirche ſelbſt iſt viel akuſtiſcher gebaut, als die zu St. Paul, und die Redner werden viel beſſer verſtanden. Sie iſt auch viel kleiner und es ſitzt ſich in ihr viel wärmer und behaglicher. Doch halt! hier muß ich mich einer kleinen Unwahrheit zeihen. Nein, die Sitze der Berichterſtatter wenigſtens ſind viel enger und daher unbehaglicher geworden, und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht die Berichte etwas von dem Charakter der Plätze annehmen ſollten. Auch ſind ſie alle auf die Tribüne verlegt und von den Plätzen der Abgeordneten, die ſich unten in der Kirche befinden, gänzlich getrennt. Die Frauen ſitzen ebenfalls oben unter der verhängten Orgel und dem Präſidenten gerade gegenüber. Hinter dem Präſidenten in der Höhe befinden ſich die gut geheizten Zimmer des Presbyteriums, jetzt für die diplomatiſchen Perſonen beſtimmt. Vom Präſidenten rechts ſteht der Ofen, von dem eine Röhre ſich in die Höhe und auf die Straße windet. Die dem Vorſitzenden ſo nahe Gluth des Ofens mahnte mich unwillkührlich an Dantes Hölle, und der Rauch, der auf die Straße in die Lüfte wirbelt, rief mir nur zu ſehr die Vergänglichkeit alles Irdiſchen in den Sinn.

Dr. Creizenach, deſſen Cyklus von Vorleſungen über Goethe und ſeine Zeitgenoſſen im Muſeum ſo verdiente Aufmerkſamkeit fanden, hat für dieſen Winter Vorträge über die Kulturgeſchichte der Deutſchen, vom weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſte Zeit, angekündigt und dieſelben vor einem glänzenden Zuhörerkreis am 31. Oktober begonnen. Mit beredten Worten gab er eine ergreifende Schilderung vom Zuſtande unſeres armen Vaterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege, von dem Zeitalter des großen Kurfürſten, und iſt jetzt bis zu dem Erwachen der philoſophiſchen Ideen, angeregt von Descartes, Locke und Leibniz, fortgeſchritten. Wenn es Einem gegeben iſt, ſeinem Vorſatze getreu, die unter hemmenden Staatsverhältniſſen ſtets fortſchreitende Volksaufklärung darzuſtellen, ſo iſt es Creizenach, der der Kulturgeſchichte ſchon ſeit Jahren ein tiefes und ernſtliches Studium gewidmet hat.

(Fortſetzung folgt.)

Darmſtadt, November.

(Fortſetzung.)

Literariſche Denkmäler

Mancher ausgezeichnete Prediger beſtieg ſeit 1770 die Kanzel der Schloßkirche in Darmſtadt, aber keiner verlieh ihr doch höheren Glanz, als Herder. Seit einigen Jahren iſt der Schloßhof, deſſen eine Seite ſie bildet, neu angeſtrichen; das Deo opt. max. über der Kirchthüre ſtrahlt neu vergoldet, und doch verbleicht hier Anſtrich und Vergoldung und der Glanz der davor haltenden Staatscarroſſen vor dem Andenken an einen der edelſten Deutſchen. — Das Haus dicht neben dem Heſſiſchen, nach der Ratzenſtraße hin, befindet ſich gegenwärtig in dem Beſitze eines Bäckers. Ein längliches Viereck über dem Thor, etwas dunkler als der übrige Anſtrich des Hauſes, zeigt an, daß ſonſt hier ein Schild befeſtigt geweſen. Deſſen Inſchrift verkündete, daß ein großherzoglicher Leibſchneider in dem Hauſe ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen gehabt. Vor dieſem gehörte es ebenfalls einem Leibſchneider, und in löblicher Oekonomie preſtirte deſſen Nachfolger von dem auf das Schild geſchriebenen Titel, indem er bloß den Namen ändern ließ. Es war alſo eine Art Hofburg der Leibſchneider; die Dynaſtie der Leibſchneider hatte es ſich zu ihrer Reſidenz erkoren. Bevor aber der Bäcker buck und die Geſellen der Leibſchneider ihre rüſtige Nadel führten, lebte in dieſem Haus ſeine letzten Jahre und ſtarb einer der ſpekulativſten und ſcharfſinnigſten Muſiker, ein großer Klavier- und noch größerer Orgelſpieler, ein origineller, gründlicher Componiſt und ein raſtloſer Forſcher im Gebiete der Tonkunſt — der Abbé Vogler. Abt, päpſtlicher Grzzeuge, Ritter vom goldenen Sporn, Kämmerer des apoſtoliſchen Palaſtes, königlich ſchwediſcher Penſionär, bayeriſcher geiſtlicher Rath, Hofkaplan und Hofkapellmeiſter, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Tonkunſt zu Prag und Mannheim, war er als Mann von ungefähr ſechzig Jahren der Einladung des damaligen Großherzogs von Heſſen gefolgt und hatte ſich in Darmſtadt niedergelaſſen; allerdings ein beſcheidener Fleck für einen Mann, der als Jüngling in Bologna, Padua und Rom ſich aufgehalten, der als Mann Deutſchland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England und Spanien durchreiſet, ja von dem behauptet wird, daß er auf dieſer Reiſe ſelbſt Afrika, Griechenland und Kleinaſien beſucht, um die Ueberreſte des alten Chorgeſanges dieſer Länder zu ſammeln. Vogler erhielt in Darmſtadt zu ſeinen vielen übrigen Titeln noch den eines großherzoglich heſſiſchen geiſtlichen Geheimenraths, dabei das Commandeurkreuz des Haus- und Verdienſtordens. Die Oberleitung des Hofmuſikweſens war ihm übertragen; zugleich zog er auch hier bald einen Kreis von Schülern um ſich, unter welchen K. M. v. Weber und Meyerbeer ſich befanden. Noch erinnere ich mich des mittelgroßen, eher magern als ſtarken Prälaten, der, ſeine Orden auf das geiſtliche, in der Luft flatternde, ſchwarze Mäntelchen geſtickt, etwas gebückt, aber ſchnell in den Straßen Darmſtadts ſich hin- und herbewegte. Sogar ſeiner Beſtattung kann ich mich noch erinnern. Der Sarg wurde an der Wohnung meiner Eltern vorübergetragen und ich lief als Knabe mit auf den Friedhof (im Jahr 1814). Später ſah ich dort oftmals den Leichenſtein, welchen Großherzog Ludwig mit Drauſſetzung ihrer beiden Namen dem muſikaliſchen Abbé aus ſchwarzem Marmor hatte errichten laſſen. Er iſt einer der nicht vielen Leichenſteine, welche auf dem alten Friedhofe noch jetzt ſtehen, geſchützt wohl durch ſeine Stellung zwiſchen Kapelle und Kirchhofmauer und durch den daran haftenden Ruf. — Daß ſein Vermögen anſehnlich ſey, hätte ſich aus mehreren Umſtänden ſchließen laſſen; ſeine Kunſtreiſen, ſeine Gehalte, ſeine Penſionen trugen ihm anſehnlich ein. So waren die Frucht eines Konzerts, welches er 1790 im Pantheon zu London gegeben, und wobei er ſich auf ſeinem Orcheſtrion hören ließ, nicht weniger als tauſend Pfund. Aber er ſcheint zu den Künſtlern gehört zu haben, die nicht ſammeln. Nach Tilgung mancher Paſſiven blieb kein ſehr bedeutender Betrag zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 285. Dienſtag den 28. November 1848.

Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß
Erfolgt der allerſchönſte Preis.
Daß ſich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.
Goethe

A royal merchant.
Shakespeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

„Aber dabei erfahre ich nun wieder nichts!“ rief ich. „Mein Gott, was braucht's des Materiellen? Haſt du denn, ſeit du aus Deutſchland weg biſt, ganz verlernt, dich zur Idee zu erheben? So denke dir doch, er ſitze darin oder ſie oder alle Beide, und heb' an! Alſo er: iſt er ein ausgezeichneter Mann?“ — „Laß dir das einſtweilen von deinem Nachbar ſagen,“ erwiderte ſie, immer nach dem Wagen blickend.

„Alſo?“ — „Ein Mann von beiläufig einem halbhundert Millionen,“ ſtieß mein Nachbar ganz trocken hervor, vermuthlich um den Effekt zu erhöhen. — „Iſt das Alles?“ fragte ich eben ſo trocken. — „Iſt's etwa nicht genug?“ erwiderte er etwas verwundert. — „An Geld, ja! Aber Vorzüge?“ — „Vorzüge? Ah ſo! Freilich, eine Menge Vorzüge hat er. Nobel vor Allem, gibt brillante Geſellſchaften, iſt freigebig gegen Arme, umgänglich, klug, angeſehen beim Adel wie bei der Kaufmannſchaft, ja bei den Miniſtern.“ — „Nun? weiter?“ — „Nun? weiter? Sind Sie denn unerſättlich in Vorzügen?“ — „Gib lieber ſelbſt deinem Landsmanne Auskunft über das was er wiſſen will,“ wandte ſich Frau v. H. lächelnd an Leontjewna.

„Du willſt nicht gewöhnliche Vorzüge kennen lernen,“ äußerte die Angeredete mit jenem ruhigen und ſichern Urtheile, das bei jungen Mädchen häufig ſo ausgezeichnet erſcheint; „du erwarteſt, daß ein Mann, dem das Schickſal ſo außergewöhnliche Mittel gegeben hat, auch außergewöhnliche Eigenſchaften beſitze, um Bewunderung zu verdienen, und könnteſt dieß ſchon aus der Art und Weiſe ſchließen, mit welcher ich dich auf ſeine Erſcheinung aufmerkſam gemacht. Vor Allem willſt du wiſſen, ob er die Aufgabe ſeiner Stellung faßt. Große Bankierhäuſer, meinſt du, gibt es viele, aber nur wenige von den vielen denken groß genug, um anders als um des bloßen Gewinnes willen auf Gewinn zu ſpekuliren. Darin aber gerade iſt S. groß und der würdige Nachfolger des ausgezeichneten Gründers ſeines Hauſes. Ihm iſt der Gewinn nur das Mittel, nicht der Zweck. Sein Zweck iſt vielmehr ein großer, gemeinnütziger, und patriotiſcher dazu. Ich fühle mich nicht ſtark genug, das Detail auszuführen, aber ich weiß, du wirſt auch eine bloße Andeutung verſtehen. Den Handel und die Induſtrie eines ganzen großen Reiches zu leiten, um beide zu der Blüthe und Vollkommenheit zu heben, auf die Rußland beim Reichthum ſeiner Mittel andern Nationen gegenüber Anſpruch hat, tauſende von Händen zu beſchäftigen, hunderte von Schiffsladungen und Karavanen von und nach allen Enden der Welt aus- und einzuführen, mit ſeinen Korreſpondenzen die entfernteſten Länder zu verbinden und ſeinem Vaterlande mit Anlegung der großartigſten Fabriken voran zu gehen, um tauſenden Arbeit, durch dieſe aber wieder andern tauſenden Verdienſt und Nahrung zu geben und Leben und Regſamkeit weithin zu verbreiten, wie der belebende Hauch, der durch Eine Woge unzählbare Wellen in immer weitern Ringen ſich in's Unendliche des Meeres verbreiten läßt — das Erfaſſen und die großartige Durchführung dieſer Idee iſt es, was ich am Baron v. S. bewundere. Und wenn du dir dazu einen Mann von der feinſten

Menſchenkenntniß, von edlem Charakter und dem einfachſten, ſchlichteſten Benehmen denkſt, ſo wirſt du mir gewiß den Mißbrauch verzeihen, den ich mir vorhin mit meiner Kenntniß der Romane „des großen Unbekannten“ erlaubt habe.“

„Bravo!“ rief Frau v. H., offenbar durchdrungen von der Wahrheit dieſer Lobrede. — „Stille Waſſer ſind tief!“ ſagte mein Nachbar, der die Sprecherin lange überraſcht angeſehen hatte. — „Allen Reſpekt!“ ſchloß ich. „Auch kann ich mir denken, daß Petersburg gerade zur Verwirklichung großartiger Handels- und Induſtrieplane ein vorzüglich geeigneter Platz iſt. Ja man ſollte meinen, daß hier ein Haus, welches die mächtigen Hülfsquellen eines ſo ungeheuern, noch unausgebeuteten Reiches ohne Concurrenten in die große Handelswagſchale werfen kann, bald alle Häuſer des Weſtens in die Höhe heben müßte.“ — „Das ſcheint mir auch die Ausſicht für die Zukunft,“ meinte Leontjewna. — „Nur wundert mich dann,“ fuhr ich fort, „daß bei ſolchen Mitteln und Ausſichten und bei ſolcher Tendenz der Name S. noch nicht weiter, über den Kreis der Handelswelt hinaus gedrungen iſt.“ — „Man hört, Sie kommen aus dem Innern Deutſchlands,“ ſagte Frau v. H. lächelnd, „wohin Leontjewnas „belebender Hauch“ erſt ſehr ſchwache Wellenringe geſchickt zu haben ſcheint.“ — „Abgeſehen davon,“ fiel Leontjewna ein, „daß Rom nicht in Einem Tage erbaut und der jetzige Träger des Hauſes noch ein junger Mann iſt, biſt du doch ſehr im Irrthum, wenn du meinſt, ſein Name ſey nicht in allen Ländern, welche irgend in Handelsbeziehungen zu Rußland ſtehen, bekannt und hochgeachtet. Was er aber hier bei uns in ſeinem eigentlichen Wirkungskreiſe gilt, kannſt du ſchon aus ſeiner eigenthümlichen Stellung ſehen. Er iſt das Haupt der Kaufmannſchaft, wie bereits dein Nachbar bemerkt hat, trotz ſeiner Jugend angeſehen bei den höchſten Staatsbeamten und zugleich ein gern geſehenes Mitglied der Ariſtokratie.“ — „Worin ihm natürlich von ſeiner Frau auf's beſte ſecundirt wird,“ ſchaltete mein Nachbar mit einem gewiſſen Blick auf mein Gegenüber ein.

„Ach, ſeine Frau! Alſo zu ihr! Worin iſt ſie ausgezeichnet?“ fragte ich. — „Sie iſt fein, geiſtreich und höchſt gebildet; das mag dir für's Erſte genügen,“ ſagte Leontjewna. — „Und hat im vorigen Winter das Wunder zu Stande gebracht,“ fiel mein Nachbar ein, „den erſten Adel nebſt Diplomaten und höchſten Staatsbeamten — denken Sie! — zuſammen mit der Kaufmannſchaft zu einem Balle bei ſich zu vereinigen und beiden Theilen das Geſtändniß abzuzwingen, daß ſie ſich niemals beſſer amüſirt hätten.“ — „Ohne ihrem Geiſte und Talente den geringſten Abbruch thun zu wollen,“ entgegnete ich, „glaube ich nach dem, was ich bis jetzt vernommen, dieſes achte Wunder der Welt doch mehr ihrem Gemahl als ihr ſelbſt zuſchreiben zu müſſen.“ — „Wie ſo?“ fragte Frau v. H.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Wien.

(Fortſetzung.)

Ein ſo ſcharf ausgeprägtes Volksleben ſchmückt mit Blüthen der Poeſie auch noch den Bettler, der darbend am Wege ſitzt und nach uns die Hand ausſtreckt. In den erſten Tagen unſeres Hierſeyns, wo die Thore noch nicht geſperrt waren, ſahen wir auf dem Glacis einen armen alten Soldaten, an dem wir nicht vorübergehen konnten, ohne einen Augenblick zu verweilen, weil es uns war, als ſtellte ſich in ſeinem Geſchick das Soldaten- und Kaſernenſchickſal einer ganzen großen Klaſſe von Menſchen dieſes Staates uns vor Augen. Er ſaß an einem, von der vornehmen Welt jetzt verlaſſenen Spazierweg, nur umgeben von jenen ſtattlichen Ochſen, welche, für uns arme Belagerte ſo wichtig als das Kameel für den Reiſenden in der Wüſte, auf alle Fälle in der Nähe der Stadt als Proviant bereit gehalten wurden, und auf der eleganten, aber ſchon etwas herbſtlichen Weide ſich ſelbſt mit ſpärlichem Futter verproviantirten. Vor dem Alten ſtand eine Drehorgel, auf der er immer fort ein einziges Lied ſpielte, deſſen wehmüthige Melodie mir noch jetzt zuweilen im Ohr klingt. — An der Vorderſeite der Drehorgel hing ein mit Frakturſchrift beſchriebener Bogen Papier, der das Publikum mit dem Schickſale des Invaliden bekannt machte. Die Inſchrift lautete: „Ich bitte, ich bin ein geborener Oeſterreicher, ein alter, blutarmer Mann, gebrechlich, halb blind und krank, der nicht viel herumlaufen kann, weil er's nicht aushalten kann. Ich bitte, meine lieben Herrn und Frauen und Jungfrauen möchten nur meine Bitt erfüllen, daß ich kann mein Hunger ſtillen. Ich thue fleißig betten (beten) und dankbar dafür ſeyn und ſchließen meine Gutthäter in mein Gebet ein. Ich bin 1779 geboren, und in dem Jahre 1797 haben ſie mich zum Militär genommen. Beim Teitſchmeiſterregiment hab ich mein Geſundheit und Augen verloren. Ich bin kein Säufer und kein Spieler, auch kein Lügner, und bin ein ehrlicher Mann. Wer es nicht glaubt, ich hab meine Schriften bei mir, wo ich mich ausweiſen kann.“ Iſt das nicht ein öſterreichiſches Soldatenſchickſal aus der Metternichſchen Zeit, wie kein Roman es uns ſchildern kann?

Die Zeit für harmloſe Promenaden war bald vorüber, und ſchon am erſten Sonntage, an dem ich

in Wien war, zeigte ſich eine ſolche Aufregung unter den Spaziergängern, daß man zur ſtillen Beſchaulichkeit ſelber kaum noch Luſt und Muße hatte. Bald darauf hausten im Prater, dieſem ſonſt ſo gemüthlichen Tummelplatze der Wiener Sonntagsfreuden, die Croaten, und ſchwerlich war Jemand mehr in der Stimmung, hinauszugehen. Nie wohl hat dort das gelbe Laub ſo wenig zu den Füßen der Wiener gerauſcht, als in dieſem Herbſt. — Im Innern der Stadt zogen an dieſem Sonntage gar wilde Spaziergänger umher. Man ſah die polniſche Legion haſtigen Schrittes — man wußte nicht zu welchem Zwecke — umherſchreiten in den Straßen, ſtürmiſche Lieder von halbfranzöſiſchem Klange ſingend.

Ich wollte die hauptſächlichſten Kunſtwerke auf den freien Plätzen der Stadt in Augenſchein nehmen. Mich begleitete ein Profeſſor, der ſo eben aus Leipzig kam, und nur wenige Tage zu verweilen gedachte. Wir ſtanden zuerſt auf der Freiung vor jener Gruppe, wo zu den Füßen der Auſtria die Ströme Oeſterreichs dargeſtellt ſind, ein Bild, das wohl geeignet wäre, trotz allem Schlimmen, das man jezt in Wien ſieht, uns mit Glauben an die ewige Jugend des jezt dem Anſcheine nach zerbröckelnden Kaiſerſtaates zu erfüllen. Seht nur dieſe Donau an! wie friſch, wie kerngeſund! Das Rauſchen und Plätſchern des Waſſers in den Becken unter ihr erfüllte mein Herz mit vollem Behagen. Wie die Magd beim rinnenden Quell ſo gern von der Hochzeit träumt, ſo träumt ſich hier, beim rauſchenden Waſſer auf der Freiung ſo ſchön von der Miſſion der deutſchen Völkerſtämme im Oſten. Der Profeſſor zog mich endlich am Arm hinweg. Vor dem Denkmal des guten Kaiſers Joſeph vermochte die ſchwarz-roth-goldene Fahne nicht daſſelbe innerliche Behagen in mir zu erzeugen, wie dort das Rauſchen in den Becken. Ich liebe dieſe Fahne gewiß wie Einer, aber die Bildſäulen der Todten ſoll man in ihrer ſtarren Ruhe laſſen; Farben und wehende Bänder paſſen nicht zu Statuen.

Allmählig folgten wir dem Zuge der Menſchen, und wohin konnte dieſer uns anders führen als zu der Laterne, an der Latour gehangen hatte! Der Himmel hatte ſich allmählig verdüſtert, und aus einem Anfangs ein klein wenig ſonnigen, war allmählig ein regneriſcher, naſſer, unheimlicher Sonntag Nachmittag geworden. Und da ſtand das Volk müßig und träumeriſch um die Laterne her, wie es in großen Städten, wo der Inſtinkt der Maſſen mit der Geſchichte zuſammenhängt, an allen Orten umher ſteht, an denen etwas Wichtiges geſchehen, ſelbſt wenn von dem Ereigniſſe gar keine Spur mehr zu erblicken iſt. Wie viel glücklicher iſt da das Volk auf dem Lande, das ſich nur an der Anſchauung des unmittelbar von der Natur Gebotenen erfreut! Ein ſchönes Kornfeld, ein Wald, ein ſtattliches Roß, ein ſchwerwuchtiger Stier thun dem ſinnlichen Auge wohl und erfüllen ſelbſt den Geiſt mit urkräftigem Behagen. — Ueber die Laterne iſt nichts zu ſagen, als daß noch eine Spur von Latours Blute daran zu ſehen war. Sie iſt jezt bereits verſchwunden.

Ich muß jezt hier noch von einem andern Spaziergange ſprechen, von einem, an den ſich in den erſten Tagen meines Hierſeyns ein kleines Abenteuer knüpfte, das mich raſch mitten in den Revolutionszuſtand verſezte und mich fühlen ließ, was man von der gemüthlichen Anarchie in Wien perſönlich zu erwarten und bis auf welchen Punkt man auf das Ehrgefühl der bewaffneten Proletarier zu rechnen habe. Daſſelbe Maß, nicht mehr und nicht weniger, welches damals von drei bewaffneten Arbeitern gegen mich eingehalten wurde, iſt ſpäter von der Geſammtheit derſelben gegen die Stadt beobachtet worden.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, November.

(Fortſezung.)

Literariſche Denkmäler.

Ein Haus weiter iſt die ehemalige „Frankfurter Reihe" in die Quere von der ſchon genannten Rotzenſtraße durchſchnitten, einer neuen Straße, welche nach dem Paradeplatz und Theater führt. Dieſer Durchſchnitt iſt vielleicht erſt vier- und zwanzig Jahre alt; früher ſtand ein Haus da, und einer der lezten Eigenthümer dieſes Hauſes war der bekannte Oberhofprediger v. Starck. Schon hatte er manche Anfechtungen als Kryptokatholik erfahren, als, im Jahr 1781, ſeine Berufung in der Eigenſchaft eines Oberhofpredigers und Conſiſtorialraths nach Darmſtadt erfolgte. Die Angriffe auf ihn wegen angeblichen Kryptokatholicismus wurden immer öffentlicher und heftiger. Er vertheidigte ſich, Andere ſchrieben für oder wider ihn. Unterdeſſen hielt der Mann in der Darmſtadter Schloßkirche, von derſelben Kanzel herab, welche Herder betreten hatte, als proteſtantiſcher Geiſtlicher ſeine Predigten. Das Publikum ſah in der Mehrzahl mit großer Abneigung auf ihn, man beargwohnte ihn und er konnte ſich nicht genügend rein waſchen. Das ſcha-

dete aber seinem Verhältnisse zum Hofe gar nicht. Dieser war, was die Formen und Reminiscenzen betraf, streng protestantisch, aber der Großherzog selbst innerlich Indifferentist. Ein Prinz des Hauses trat sogar später zur katholischen Religion über. Starck ward Großkreuz des neugestifteten hessischen Verdienstordens und zuletzt gar noch Freiherr. Seinen Einfluß bewahrte er sich bis zu seinem Tode im Jahr 1816, der in jenem nun abgerissenen Hause erfolgte. Ich erinnere mich nicht, ihn persönlich gesehen zu haben, wohl aber die Sänfte, in der er sich — er war etwas schwach auf den Füßen geworden — über die Straßen tragen ließ; ein damals schon weniger üblich gewordenes Transportmittel. Das Publikum hatte sich nach und nach um Starck weniger gekümmert, und erst sein letzter Wille, auf dem Kirchhofe zu Jugenheim an der Bergstraße (wie man erzählte, in geweihter Erde) sein Begräbniß zu finden — ein Wunsch, der erfüllt ward — lenkte wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn. Starck war verheirathet, aber kinderlos; Frau und Schwägerin bildeten seine kleine Haushaltung. Sah nun die Frau etwas männlich aus, oder war es bloße Muthmaßung: genug, das Publikum murmelte da und dort, die Frau sey gar keine Frau, sondern ein Mönch, und die angebliche Schwester eine Nonne. Man hatte also nicht genug damit, daß ein protestantischer hoher Geistlicher katholisch seyn sollte, man dachte ihn sich auch mit den priesterlichen Weihen versehen. Es ist nicht schwer, diese äußeren Zuthaten etwas weit gehender Volksphantasie vom Kerne zu schälen, der freilich des Ungewissen doch noch genug enthält. Zu jenen Zuthaten gehörte auch daß Gerücht, daß Starcks Leiche als Mönch eingekleidet worden sey. Die Bestattung selbst fand ganz in der Stille statt, und es bedurfte nicht gerade des Wunsches, in vom Priester geweihter Erde zu liegen, um den Kirchhof zu Jugenheim, den die Natur mit reicher, schöner Aussicht geweiht, sich als letzte Ruhestätte auszusuchen.

Das letzte Haus der „Frankfurter Reihe," das die Ecke nach dem nunmehrigen Louisenplatze bildet, ward in seinem untern Stocke von 1776 bis 1777 von Matthias Claudius bewohnt, den man als Oberlandescommissär nach Darmstadt berufen hatte. Durch den Willen des feurigen Ministers Karl Friedrich von Moser in Bewegung gesetzt, wollte man auf die Landwirthschaft tüchtig einwirken, dabei durch die Presse vermitteln u. s. w., der Wagen der Literatur war aber zu sehr bloß mit Ochsen bespannt. Claudius schien, in gutem Sinne, ganz der Mann, der Führer des Wagens zu werden. Er redigirte die neue „Landzeitung," und der Ertrag davon, nebst einigen andern Verlagswerken, fiel an die Invalidenanstalt ab, ein Verhältniß, das im Wesentlichen noch jetzt besteht. Aber Claudius fand so wenig Behagen an dem Aufenthalt in Darmstadt, als Klopstock an dem in Karlsruhe. Beide gingen bald wieder nach ihrem Norden zurück, Claudius schon nach Jahresfrist. Aber in seinen „sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten," die er bald darauf herausgab, finden wir Spuren seines Darmstädter Aufenthalts. Es sind Aufsätze, die er im Charakter eines alten lahmen Invaliden, Namens Görgel, für die Darmstädter Landzeitung geschrieben hatte, und die er nun unter der Ueberschrift: „Görgeliana" reproducirte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., November.

(Fortsetzung.)

Vorlesungen. — Theater. — R. Blum.

In mehr erzählendem, als kritischem Tone halten sich die Vorlesungen des Dr. Heyden über die englische und französische Revolution, die wohl kaum eine passendere Zeit hätten finden können. Der thätige Gelehrte, der Vorsteher eines Knabeninstituts und zugleich Sekretär des hiesigen geographischen Vereins ist, begann mit einem Blicke auf die Lage Englands zu Anfang der Neuzeit, schilderte das Haus der Tudor und Stuarts, und ging dann auf Karl den Ersten und Cromwell über. Ein fleißiger Kreis meist von Zuhörerinnen folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung dieser blutigen Dramen, und rechnet man dazu noch die unausgesetzt besuchten Sitzungen der verfassunggebenden Reichsversammlung, so wird an der Mannigfaltigkeit der historischen Studien in unserer Stadt auch der hartnäckigste Skeptiker nicht mehr zweifeln.

Die aufgehobene Theatercensur — ein Theil unserer Märzerrungenschaften — hat sich auf unserer Bühne bis jetzt nur dadurch kund gegeben, daß ein triviales Lustspiel, „die Mönche," nach dem Französischen bearbeitet, ohne Eindruck zu machen, über die Bretter ging, und daß bei einer neulichen Vorstellung des „Don Carlos" sich der bisherige unschuldige Staatssekretär Antonio Perez wirklich in den Beichtvater Domingo verwandelt hatte. Aber einer ist so zahm wie der andere. Der ganze Unterschied bestand darin, daß derselbe Schauspieler früher in schwarzer spanischer Tracht, jetzt in einer Dominikanerkutte erschien, und statt der frühern Worte: „Oeffnen Sie, mein Prinz, Ihr Herz dem Freundesherzen," jetzt sagte: „dem Vaterherzen." — Vergebens suchte ich andere schlagende Stellen, vergebens die Scene zwischen dem Könige und dem Großinquisitor, die ich noch auf keinem deutschen Theater gesehen habe. Sie blieb trotz der aufgehobenen Censur weg. Ich bin überzeugt, sie würde von einer erstaunlichen Wirkung seyn; allein wir sind noch immer zu zahm und beschneiden unsere klassischen Stücke gar zu sehr, um ja nicht später als gewöhnlich zum Abendessen zu kommen.

Ein ernsteres, blutiges Drama beschäftigt in diesem Augenblick die Gemüther. Es ist Robert Blums Hinrichtung. Seit dem 8. November, wo man hier die Nachricht von seiner und Julius Fröbels Verhaftung am 4. November in ihrem Gasthause durch Soldaten erfuhr, war man hier in ängstlicher Spannung über beider Schicksal. Man wußte, daß Blum Reden in seiner Farbe gehalten und auf den Barrikaden mitgefochten hatte. Man glaubte an eine Gefangenschaft etwa auf unbestimmte Zeit, bis es der Reichsversammlung, die sich am 8. d. Mts. mit dem Schicksale ihrer beiden verhafteten Mitglieder beschäftigt und dieserhalb neue Commissäre nach Wien gesandt hatte, gelungen seyn würde, an die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder zu erinnern, aber eine solche blutige Katastrophe schon am neunten hätte sich Niemand träumen lassen. Robert Blum erregte schon im Vorparlament durch seine Haltung, durch die ihm inwohnende Gabe der Rede ungetheilte Aufmerksamkeit. Viele strebten nach seiner näheren Bekanntschaft, man drängte sich an den Volkstribun, dem schon von Leipzig aus ein entschiedener volksthümlicher Ruf vorausgeeilt war. Wer seine Lebensgeschichte kannte, den freute es einem Manne zu begegnen, der sich aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft durch eigene Kraft emporgearbeitet, und unberührt von Professorenweisheit, gebildet in der Schule des Lebens, alles nur sich selbst zu verdanken hatte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 286. Mittwoch den 29. November 1848.

Justissima centurionum
Cognitio est de milite; — — nec mihi deerit
Ultio, si justae deferatur causa querelae
Juvenal

Aus Wien.

(Fortſetzung.)

Ein ſchöner Mondſcheinabend lockte mich noch nach zehn Uhr aus einem der Thore, wo mir der Wachtpoſten freundlich einen guten Abend wünſchte, auf die Promenaden. Ich war eine Zeitlang ruhig meiner Wege gegangen und erfreute mich am Anblick der mondbeſchienenen Stadt und der Vorſtädte. Da plötzlich traten mir drei Arbeiter in den Weg. Es waren damals noch nicht alle Arbeiter eingereiht, auch noch nicht an alle Proletarier Waffen ausgetheilt; doch hatte man bereits begonnen, alle waffenfähigen Männer in ihrem Bezirk als Soldaten einzuſchreiben, beſonders um diejenigen, welche nun einmal Waffen in den Händen hatten, die ſie meiſt ſelbſt genommen, in irgend eine, wenn auch nur lockere Beziehung zum Staatsganzen zu ſetzen. Jene drei waren vielleicht am Tage noch bei der Arbeit fleißig geweſen, aber jezt am Abend waren ſie mit Beilen und Aexten bewaffnet auf eine Mondſcheinpromenade ausgezogen, um die Freuden des Soldatenlebens zu genießen und Schwarzgelbe zu fangen. Alle drei waren noch jung und kräftig, und gaben, wie ſie langſam und noch unſchlüſſig, ob ſie mich anreden ſollten oder nicht, einherſchlenderten, ein ganz maleriſches Bild. Der größte und ſtärkſte trat endlich auf mich zu und erklärte, ich ſey ein Jude und ein Schwarzgelber und müſſe ihnen folgen. Ich war gerade in der heiterſten Stimmung von der Welt, und ſo mochte es kommen, daß, nachdem ich den Großen eine Zeitlang vergeblich über mich aufzuklären geſucht, wobei ſein fortwährendes Mißtrauen mich zuweilen in ein lautes Gelächter ausbrechen ließ, endlich der Jüngſte, der bis dahin als ruhiger Zuſchauer dageſtanden hatte, mit den Worten dazwiſchen trat: „Geh, der Herr ſchaut nicht aus, als ob er a Jud oder a Schwarzgelber wär.“ Der Große warf nun noch einen finſtern Blick auf mich und entfernte ſich dann mit ſeinen Kameraden.

Sie gingen in einiger Entfernung vor mir her und ich folgte ihnen gedankenlos, von der Promenade mich abwendend, auf die breite Hauptſtraße einer Vorſtadt. Mitten in der Vorſtadt kehrte ich, ohne weiter auf die Leute zu achten, um und wollte deſſelben Weges in die Stadt zurück gehen. Plötzlich aber kehrten auch die Arbeiter um und ergriffen mich, um mich zu verhaften. Sie waren jezt alle einig und wiederholten die frühere Beſchuldigung: ich ſey ein Jude und ein Schwarzgelber. Sie wollten mich zum Inſpektionshauptmann ihres vorſtädtiſchen Bezirks führen, dem ſie ſich ohne Zweifel bei dieſer Gelegenheit zu präſentiren gedachten, und ich folgte ihnen ſehr ruhig, konnte aber eben deßhalb mich nicht enthalten, unterwegs ihnen Vernunft zu predigen: „Ein Schwarzgelber, meine Herrn, bin ich ſchon deßhalb nicht, weil ich ein Ausländer bin. Zufällig bin ich auch kein Jude. Indeſſen muß ich Ihnen ſagen, daß es mich wundert, von Ihnen die Juden verfolgt zu ſehen u. ſ. w.“

So langten wir in der Wachſtube an, wo der Inſpektionshauptmann ſeine mit Aexten bewaffneten Kameraden, wie er ſie nannte, bei ihrem Eintritt ſichtlich mit mehr Bedenken betrachtete als den Arreſtanten. Er gab indeſſen dem Großen das Wort und dieſer ſtattete einen wahrheitsgetreuen Bericht ab

über unſer erſtes Zuſammentreffen, fügte dann aber hinzu, daß ich ſpäter in der Vorſtadt, als er noch einmal nach mir hingeſchaut, vor ihnen geflohen und im Sturmſchritte davongelaufen ſey, wodurch ich mich mehr als verdächtig gemacht. Nachdem er ausgeredet, fragte mich der Hauptmann, ob ich mich durch Papiere ausweiſen könne. „Ich kann es," ſagte ich, „aber ich habe zuvor noch ein paar Worte mit dieſen Leuten zu reden. Ihr militäriſcher Eifer freut mich, ich bin ihnen herzlich gern gefolgt, aber daß ſie hier die Unwahrheit ausſagen, thut mir um ihretwillen aufrichtig leid. Ich bin nicht gegen die Stadt zurückgelaufen, ſondern habe eben ſo langſam, als ich gekommen, den Rückweg eingeſchlagen."

Der Hauptmann warf einen forſchenden Blick auf die Gruppe der Arbeiter und ſchwieg einen Augenblick. „Kameraden," ſprach er dann, zu den beiden jüngeren gewendet, „iſt dieſer Herr nach der Stadt zurückgelaufen?" — „Ja," war die Antwort. Eine abermalige Pauſe. Der Hauptmann ſieht mich an, der ich eben meinen Reiſepaß aus der Brieftaſche hervorhole, dann blickt er wieder auf die Arbeiter. „Kameraden," ſagte er, etwas ernſter als zuvor, aber in mildem, herzlichem, faſt bittendem Tone, „ich frage euch auf euer Ehrenwort, iſt dieſer Herr vor euch geflohen und nach der Stadt zurückgelaufen?" Ich hielt meinen Paß bereits in der Hand und blickte gleich dem Hauptmann mit geſpannter Erwartung und nicht ohne pſychologiſches Intereſſe auf die drei Menſchen. Nach einer abermaligen kurzen Pauſe nahm der Jüngſte, der ſich bei der erſten Begegnung für mich erklärt und der ſich jezt durch einen Blick mit dem Dritten verſtändigt hatte, das Wort und ſprach: „Nun, gelaufen iſt der Herr gerade nicht, aber er ging gar ſchnell zurück, ſo daß wir wohl glauben konnten, er laufe vor uns davon." Auch das war nicht wahr, und der Hauptmann ſchien es nicht minder ſchmerzlich zu fühlen als ich, daß ſelbſt die lezte Frage kein offenes Geſtändniß zur Folge hatte. Der Große ſchwieg ganz, ſah aber wieder ſehr finſter auf mich, dem keine andere Genugthuung wurde, als daß der Hauptmann ſich nun in Gegenwart der drei entſchieden weigerte, meine Papiere zu leſen. Er ſey kein Polizeibeamter, ſagte er zu mir, und zu den Arbeitern: „Kameraden, ihr könnt gehen."

Sie gingen denn auch mit ihren Aexten zur Thüre hinaus. Der Hauptmann ſah ihnen nach, bis ſich die Thüre hinter ihnen ſchloß, dann erſuchte er mich, auf der Wache zu verweilen, bis die drei heimgekehrt ſeyn möchten. Er hatte ſich als ein verſtändiger und rechtſchaffener Menſch gezeigt, aber doch bereits ſo viel von der Amtsmiene angenommen, daß er auch jezt kein Bedauern und keine Entſchuldigung gegen mich ausſprach. Sein Adjutant dagegen bat, weil er mich, wie er ſagte, an der Sprache als Norddeutſchen erkenne und er ſelbſt vor Jahren als Handwerksburſche in Norddeutſchland gereist ſey, um die Erlaubniß, mich zur Stadt zurückgeleiten zu dürfen. So gibt es noch gaſtliche Seelen auf der Welt, welche auf eigene Hand ein herzliches Verhältniß zwiſchen dem Norden und dem Süden unſeres Vaterlandes aufrecht erhalten mögen.

(Fortſezung folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſezung.)

„Was iſt es im Grunde," antwortete ich, „was die Ariſtokratie, ich meine die Ariſtokratie in der urſprünglichen Bedeutung des Wortes, von jeher mit einer gewiſſen ſtolzen Abneigung auf den Kaufmannsſtand hat herabſehen laſſen? Nichts anderes, als, weil abgeſehen vom Adel der Geſinnung, den eben ſo gut der Mäkler wie der Fürſt haben kann, doch die Beſchäftigung des Kaufmannsſtandes in ihren Augen großentheils als eine gemeine und ſelbſtſüchtige, als ein bloßes Ringen um Geldgewinn ohne höhere Tendenz erſchien. Wo aber der Grund dieſer ſtolzen Abneigung einem Mitgliede des Kaufmannsſtandes gegenüber durch den offenbaren Adel ſeiner Beſtrebungen wegfällt, da muß, vorzüglich wenn noch Großartigkeit ſeiner Unternehmungen hinzukommt, auch die Schranke zwiſchen ihm und der Ariſtokratie gebrochen werden und der Kaufmann nicht nur als Ariſtokrat erſcheinen, ſondern auch bei den Ariſtokraten als ſolcher gelten. Man denke nur an die Patrizierfamilien deutſcher Handelsſtädte, an die hiſtoriſch gewordenen Familien der Fugger und Anderer. — Wo dieß aber nicht der Fall iſt, dürfte es beim Dünkel des Adels auch der geiſtreichſten Frau des vermögendſten Kaufmanns bis jezt unmöglich geworden ſeyn, in der Ariſtokratie und der Kaufmannſchaft eine gleich ehrenvolle Stellung zu behaupten, geſchweige denn durch ihre Vorzüge beide Gruppen in der Geſellſchaft zu verſchmelzen."

„Vollkommen einverſtanden!" rief Frau v. H. — „Die ruſſiſche Ariſtokratie dankt übrigens für die gute Meinung," ſagte mein Nachbar. — Ich aber dachte an verſchiedene neuere Werke über Rußland, die ich geleſen, und fand mich nicht veranlaßt auf Weiteres einzugehen.

„Mir ſcheint, als hätte ein Jeder von uns ſo ziemlich ſeine Bemerkungen über unſere Umgebung gemacht," unterbrach Frau v. H. die eingetretene

augenblickliche Pauſe, „und ich muß geſtehen, ich möchte wohl wiſſen, ob uns ein Gleiches widerfahren iſt und wie wir dabei weggekommen ſind.“ — „Was man im Allgemeinen geſagt haben mag, kann ich mir denken,“ meinte ich. — „Nun, geben Sie einmal zum Beſten.“ — „Wenn ich in einer jener Equipagen ſäße und die unſrige bemerkte, ſo würde ich denken: Jenes in die Breite geſchirrte Viergeſpann deutet mehr auf eine Landpartie als auf eine bloße Spazierfahrt; auch harmonirt damit die Kleidung der Geſellſchaft.“ — „Ganz gut, wenn es nicht auf neun Uhr Abends ginge; ich möchte Ihren Ideengang in folgender Weiſe berichtigen: da bei Nacht eine bloße Partie auf's Land höchſtens der Abenteuerlichkeit von Engländern zuzutrauen iſt, jene Geſellſchaft aber dazu durchaus nicht engliſch genug ausſieht, ſo beabſichtigt ſie offenbar einen entfernteren Ausflug; die Richtung iſt nach Finnland; nach Finnland reist man jezt höchſtens, um den Imatra zu ſehen; folglich reiſen ſie zum Imatra.“ — „Zugegeben bis auf den Mittelſchuß,“ ſagte ich; „denn warum ſehen wir nicht engliſch genug aus?“

„Nun, ich muß geſtehen, wenn man mich z. B. auf Sie aufmerkſam gemacht haben ſollte — denn ich weiß nicht,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „ob ich Sie ohne dieß bemerkt hätte — würde ich ohne Bedenken geſagt haben: der junge Mann ſieht aus wie ein Deutſcher, denn er betrachtet ſich Alles, als wollte er ſein Gedächtniß zu einer Schreibtafel machen, und gibt ſich die Miene, als dächte er ſich unendlich viel dabei.“ — „Sehr charakteriſtiſch,“ erwiderte ich. „Auch muß ich Ihnen bei näherer Ueberlegung, was das engliſche Ausſehen betrifft, Recht geben, denn auch ich würde, nachdem ich Sie bemerkt hätte — auch ohne auf Sie aufmerkſam gemacht worden zu ſeyn — gedacht haben: die kleine, aber offenbar bedeutendſte Dame der Reiſegeſellſchaft, rechts im Fond, mit den ſprechenden Augen, iſt beſtimmt eine Petersburgerin, denn ſie blickt mit einem gewiſſen Selbſtgefühl und als wollte ſie ſagen: das Alles hat man doch nicht im „Auslande!“ nicht nur auf die glänzende Verſammlung hier, ſondern ſelbſt auf die todte Umgebung, die, ein Hauptſammelplatz des Beaumonde auf den berühmten Inſeln, eine Stunde von der Reſidenz, ächt ruſſiſch irgend eines gaſtlichen Etabliſſements, ſey es auch nur eines einfachen Kaffeehauſes zum Einnehmen einer Erfriſchung oder zum Schutze gegen Regen entbehrt.“ — „Cigarrendampf!“ brummte mein Nachbar.

„O über die Deutſchen!“ lachte die Andere. „Ja freilich, aus den Fenſtern eines Gaſthofes, eine Flaſche Wein und wo möglich einen dampfenden Meerſchaum vor ſich, würde das Schauſpiel hier ein ganz anderes Anſehen gewinnen. Ein recht unglückliches Land iſt doch dieſes Rußland, daß es nun einmal nichts vom Wirthshausleben weiß, ſondern ſich mit den leidigen Familiencirkeln, mit Gaſtfreundſchaft und einem Fourgon behelfen muß! Aber wirklich, ich bedaure, daß Frau v. L. unſern Fourgon vorausgeſchickt hat. Wie unvorſorglich, da ſie doch vorher ſehen konnte, daß einen jungen Deutſchen eine Stunde nach der Abfahrt nothwendig Eß- oder Trinkluſt überfallen mußte! Wünſchen Sie vielleicht auch, daß ich das Verdeck aufſchlagen laſſe, um ſchon jezt vor den erſten Tropfen des Regenſchauers geſichert zu ſeyn, der uns, obgleich der Himmel klar iſt, möglicherweiſe überraſchen könnte?“ — „Acceptiren Sie,“ raunte mir mein Nachbar nach dieſer wohlverdienten Lection zu; „das Schauſpiel iſt ſogleich zu Ende und der Newanebel fängt ſchon an auf Leontjewnas Locken zu wirken.“

(Vorleſung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., November.
(Schluß.)

R. Blum. — Die Muſterung.

Schon während des Fünfziger-Ausſchuſſes fing ſelber für Entfernterſtehende Robert Blums Nimbus an zu ſchwinden. Je mehr ſich ſeine demokratiſchen Grundſätze zu entwickeln und in ihrem wahren Lichte zu zeigen begannen, deſto mehr gewahrte man, daß denſelben alle hiſtoriſche Grundlage fehlte, daß ſeine Geſinnungen Eingebungen des Moments waren und daß er aller tiefern politiſchen Bildung ermangelte. Kein Wunder, daß er

zur Zeit des Parlaments von den bedeutenderen Männern seiner Partei im wahren Sinne des Worts überflügelt wurde. In der lezten Zeit hat er an den bedeutendsten Diskussionen gar nicht mehr Theil genommen. Die wenigen Worte, die er zu Zeiten sprach, waren Reminiscenzen, kalt, zum Theil unwahr und nur zu sehr von der Farbe seiner Partei tingirt. Der Ton in seiner Reichstagszeitung entfremdete ihm jedes redlich fühlende Herz. Robert Blum hatte sich in Frankfurt selbst überlebt und ist in Wien durch seinen Tod neu geboren worden. Jezt umgibt ihn die Glorie des Märtyrthums. Die Nichtachtung seiner Würde als Abgeordneter hält man jezt für einen entschiedenen Schritt, um mit Frankfurt, mit der Reichsversammlung, mit der Centralgewalt zu brechen. So erhält sein Tod eine politische Bedeutung, die sein Leben längst nicht mehr hatte.

Ein Theil des hiesigen Militärs, Oesterreicher, Hessen-Darmstädter und Kurhessen haben nun die für sie bestimmten Kasernen bezogen. Die Preußen liegen noch bei den Bürgern, und zwar in den Quartieren, die bisher von den Einquartierungslasten noch verschont geblieben sind. Am 16. d. Mts., von eilf bis zwei Uhr, war endlich bei heitern Sonnenblicken die große Heerschau aller hiesigen und in der Umgegend liegenden Corps von allen Waffengattungen vor dem Reichsverweser, die bisher der ungünstigen Witterung wegen mehrmals verschoben werden mußte. Der Erzherzog, umgeben von einem glänzenden Stabe, in welchem man den Prinzen Adalbert und den die hiesigen Truppen commandirenden hessen-darmstädtischen Generallieutenant von Bechthold bemerkte, besichtigte erst die einzelnen Corps, von denen er mit lautem Hurrah empfangen wurde, und ließ dann auf der Zeil sämmtliche Truppen defiliren. Alle zeichneten sich durch stattliche kriegerische Haltung aus. Ein am folgenden Tag erschienener Armeebefehl bewilligte den Soldaten vom Feldwebel abwärts eine Gratifikation. Sonderbar, daß wir seit diesem einzigen hellen Tage das unerträglichste stürmische Regenwetter haben und wie der Himmel auch unsere Gemüther umflort sind. Möge das am 17. d. Mts. Abends zehn Uhr hier beobachtete Nordlicht dem Vaterlande nur Gutes verkünden!

Darmstadt, November.

(Fortsezung.)

Literarische Denkmäler

Der Görgel war eigentlich Claudius selbst oder sein Doppelgänger Asmus, dem er nur einen alten darmstädtischen Soldatenrock angezogen. Im Vorbericht zu den Görgeliana war gesagt, daß die Tanne ein Wald von Tannen (dicht bei Darmstadt) sey, etliche Stunden groß, darin sich's in den Jahren 1776 und 1777 recht gut spazieren ließ, und im Billet doux des Görgel an seinen Herrn vom 10. Januar lautete dann die bezügliche Stelle: „Was doch für eine Menge Schnee in der Welt ist! Hier so viel Schnee! und in der Pfalz so viel! und in Amerika! und in der Tanne! — Ich pflege denn so meinen Gang nach der Tanne zu haben, weiß Er wohl. Der große Wald ist von Natur mein Lustrevier, und die Tanne liegt mir so bequem, gerade am Thor, und führt eine schöne lange Lindenallee dahin; dann sind auch immer so viele arme Leute darin, alt und jung, die Holz sammeln und auf dem Kopf zu Hause tragen; und das seh' ich so mit an und gehe meinen Gang hin." Einige folgende Stellen leiden an der gemachten Natürlichkeit, der wir unter vieler wahrer bei Claudius begegnen: „Am Nordpol, hinter Frankfurt, soll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, sagen die Gelehrten," und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man sich die Fußsohlen am Boden sengt. Und hier bei uns ist's bald Sommer und bald Winter u. s. w."

Wenn man vor hundert Jahren in Darmstadt nach dem Apotheker Merck fragte, so wurde man hinter den Schloßgraben in ein zweistockiges Eckhaus gewiesen. Sohn dieses Apothekers Merck ist jener Kriegsrath Merck, der, acht Jahre älter als Goethe, mit diesem früh bekannt wurde, dessen Bekanntschaft mit der heutigen Welt Goethe vermittelte und dessen Schatten ihm dafür wenig Dank zu sagen hat. Oder kann es angenehm seyn, zu einem Mephistopheles Studien geliefert zu haben? Merck-Mephistopheles war nach und nach eine Art technischen Ausdrucks geworden. Man dachte sich Merck mit einer Teufelsfratze und etwas hinkend. Dr. Karl Wagner und nach ihm Dr. Adolph Stahr in seiner Schrift über Merck theilen sich in das Verdienst, ihn, den geistvollen, fernigten, wissenschaftlichen Mann, unserer Mitwelt menschlicher und wahrer wieder näher gebracht zu haben. — Als der jüngste von zehn Geschwistern blühte unserm Johann Heinrich Merck nicht das Majorat der Apotheke; es ging diese an einen ältern Bruder über. Merck selbst wohnte als Erwachsener nicht mehr im alten Stammhause, sondern er hatte sich der Infanteriekaserne gegenüber, zwischen der Birngartenstraße und der alten Vorstadt ein hübsches großes Haus gekauft, das er, wenn er in Darmstadt war, bewohnte. Er war schon früh kränklich, und bei zunehmender Verdüsterung seiner Seelenstimmung gesellte sich die quälende Unruhe über einen möglichen Receß der ihm anvertrauten Kasse zu seinen andern körperlichen und geistigen Leiden. Er glaubte sich der Gefahr eines schimpflichen Bankerotts nahe, obschon sich später auswies, daß seine eigenen Angelegenheiten gar nicht so schlecht standen und die Kriegskasse, statt Deficits, noch einen Ueberschuß ergab. Mercks Familie hielt sich während des Sommers 1791 in dem ihm gehörenden Hause in Arheilgen, einem Dorfe, eine Stunde von Darmstadt, an der Straße nach Frankfurt, auf. Merck hatte in diesem Hause in frühern Jahren Zusammenkünfte mit seinen Frankfurter Freunden gehabt, auch, wenn ich recht berichtet bin, eine Druckerei darin errichtet. Er suchte für ihre Literaturgespräche gleich die solide Grundlage. Von diesem Hause nun, das jezt ein Gasthaus ist und durch seine ansehnliche Façade gleich beim Eintritt in's Dorf in's Auge fällt, kam Merck an seinem Todestage früh Morgens nach Darmstadt geritten. — Er stieg in seinem hiesigen Hause ab und erschoß sich dort bald nach seiner Ankunft (27. Juni). Ich kam in meiner Jugend häufig in jenes Haus, und man bezeichnete mir damals das Zimmer im zweiten Stock gegen Osten, in ein kleines Gärtchen gehend, als Todeszimmer Mercks. Noch vor wenigen Jahren gab ein Musikmeister Klavierunterricht im Zimmer, durch das vor bald sechzig Jahren der tödtliche Schuß knallte.

Wenn man um die Ecke des zulezt erwähnten Hauses in die ältere Stadt einbiegt und dann am Ludwigsbrunnen links sich wendet, fällt einem bald ein hohes, mit einer hohen Mauer umgebenes Gebäude in's Auge. Mauer und Gebäude sind sichtlich neu, aber doch machen sie einen unangenehmen Eindruck. Soldaten, die nicht gerade auf der Wache sind, lehnen sich an das Geländer, das nach der Thüre führt; diese selbst ist vergittert. Die Fenster bestehen fast bloß aus Oberlichtern, ebenfalls eng vergittert. Es ist das Arresthaus, und in einer der Zellen, welche es enthält, starb Dr. Friedrich Ludwig Weidig.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 287. Donnerſtag den 30. November 1848.

Bêtes et hommes à demi sauvages parcourent précipitamment la ville avec un air de liberté inquiétant; mais la nature les a rendus presles, adroits; aussi, malgré l'extrême audace de ces cochers, les accidents sont-ils rares. Custine.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

Beides war gegründet; denn als ich eben auf die bezeichneten Locken blickte, welche in der That immer tiefer geſunken und zum Aufſtecken reif waren, zeigte ein Trompetenſignal an, daß es neun Uhr geſchlagen habe. — Sofort brachen die Muſikchöre mitten im Stücke ab, rangirten ſich neben der Wache und trugen den feierlichen Choral des Abendſegens vor. Die Wachſchwadron mit abgelegtem Gewehr ſtellt ſich, der Offizier tritt vor und kommandirt, die Helme zu löſen; es geſchieht in Tempos. Mit den Köpfen der Truppe entblößen ſich die der Zuſchauermaſſe; ein ſtilles Gebet wird geſprochen; der Helm nimmt in Tempos ſeinen Platz wieder ein und Alles geht nach verſchiedenen Richtungen auseinander.

Auch unſer Wagen ſezte ſich ſofort, und zwar mit einer Schnelligkeit in Bewegung, welche die verſäumte Zeit bald wieder einzubringen verſprach. Gleiche Eile ſchien Alle zu beſeelen, und wahrhaft bewunderungswürdig war es, wie die ganze Wagen- und Reitermaſſe in einem Augenblicke mit verhängten Zügeln haarſcharf neben einander weg dahinſauste. Mehr als einmal hätte ich rechts und links, hier und dort den Kutſchern in die Zügel fallen mögen, da es mir ſchien, als ob die Menſchen dutzendweiſe überfahren werden oder die Wagen ſich gegenſeitig zerſchmettern müßten; aber ſiehe da, ohne den geringſten Unfall entwickelte ſich im Fluge und mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit der gordiſche Knoten. In der That, wer fahren lernen will, gehe nach Petersburg. Wer aber Pferde und Wagen lieb hat, verſtehe auch gut zu fahren, denn beides wird, ſobald einem Fußgänger, vielleicht durch bloße Berührung der Are, auch nur das geringſte Leid geſchieht, mit unerbittlicher Strenge von den herbeieilenden Polizeiaufſehern in Beſchlag genommen, um ohne weiteres confiscirt zu werden.

„Sieh hier das erſte ruſſiſche Dorf!“ ſagte Leontjewna, als wir jezt zwiſchen der Newa und der Häuſerfront von Novaja ** hindurch fuhren. — „Ein Dorf?“ fragte ich, indem ich die in ihrer Holzconſtruktion den ſchwediſchen, in der äußern Form aber den holländiſchen nachgebildeten, übrigens ungemein ſaubern und einladenden Wohnungen ſowohl als die Umgebung näher anſah. — „Ohne Zweifel,“ meinte Frau v. H., „wollen Sie mit dieſer Frage auf die Aehnlichkeit anſpielen, welche einer ihrer modernen „geiſtreichen“ Touriſten zwiſchen einem Petersburger Dorfe und einer Grenadiercompagnie entdeckt hat.“ — „Obgleich ich daran eben nicht dachte,“ erwiderte ich, „könnte ein ſolcher Vergleich doch in verſchiedener Hinſicht nicht unpaſſend ſeyn.“ — „Nun gar in verſchiedener Hinſicht! Ihr Landsmann hatte bisher nur die eine Aehnlichkeit entdeckt, daß die Häuſer des Dorfes ſchnurgerade und regelrecht wie unſere Grenadiere daſtänden.“ — „Da verglich er die Häuſer mit den Grenadieren; ein Spötter könnte auch Ihre Grenadiere mit den Häuſern vergleichen.“ — „Gewiß, inſofern ſie im Feuer ſtehen wie —“ — „Doch nicht wie Ihre Häuſer von Holz?“ fiel ich neckend ein, bat aber ſogleich für den Spott um Verzeihung, da keiner mehr von der Bravour und Ausdauer der ruſſiſchen Truppen überzeugt ſey als ich.

„Was für eine neue geiſtreiche Entdeckung war es denn nun, die Sie vorhin bei dem Dorfe gemacht haben?“ nahm Frau v. H. den Faden wieder auf. — „Daß ein Petersburger Dorf eigentlich gar kein Dorf iſt,“ antwortete ich. — „Ja, man iſt im Auslande vielleicht eine ſolche Sauberkeit und Eleganz der Dörfer nicht gewohnt?“ — „Wie bei den polniſchen, ruſſiſchen und überhaupt ſlaviſchen?“ erwiderte ich eben ſo ironiſch, wie die Frage geweſen. „Verzeihung, das iſt es weniger, was ich meinte. Vielmehr kann man ſich bei uns zu Lande ein Dorf nicht wohl ohne Aecker und Weiden in der Umgebung, ſo wie nicht ohne die für Ackerbau und Viehzucht nöthigen Gebäude oder Räume, und vorzüglich nicht ohne eine Klaſſe von Bewohnern denken, die ſich von ländlicher Beſchäftigung nährt, ſich ſchon durch ihre Tracht von Stadtbewohnern unterſcheidet und gemeiniglich mit dem Namen „Bauern“ belegt wird. — Hier aber ſehe ich keine Aecker und keine Wirthſchaftsgebäude in der Umgebung, ſondern nur weniges Gartenland, kärglich beſtellt, und an Fenſtern und Thüren zwar Soldatenmäntel und bürgerliche Anzüge die Menge, aber keinen einzigen Bauernrock.“

„Das Räthſel iſt nicht ſchwer zu löſen,“ war die Antwort. „Die Petersburger Dörfer auf den Inſeln gehören noch zum Stadtbezirke der Reſidenz und zum Inſelparke im ausgedehnteren Sinne; in einem Parke würden ſich aber allerdings gepflügte Aecker komiſch genug ausnehmen, und man ſieht ſich deßhalb freilich auf die Gartenkultur beſchränkt. Daß auf dem Lande Einquartierung liegt, meine ich im „Auslande“ doch auch ſchon bemerkt zu haben; daß aber die Petersburger im Sommer das Landleben lieben und ſich deßhalb, wenn ſie keine Landhäuſer beſitzen, auf den Inſeldörfern einmiethen, ſcheint mir ein ſo günſtiger Beweis für ihren noch unverdorbenen Geſchmack an der Natur, wie ich es für einen Vorzug halte, daß ſie aus Landbewohnern nicht gleich zu Bauern werden.“

„Nun, was das Leztere betrifft,“ entgegnete ich auf den im Scherz gehaltenen Angriff, „ſo glaube ich, würde bei uns zu Lande der Landmann, wenn er auch Bauer heißt, nicht immer mit dem Landbewohner tauſchen mögen, und ich muß ſagen, ich halte es für das beſte Zeugniß der allgemeinen Kultur eines Landes, wenn der Landmann in meinem Sinne ſowohl an Bildung als an Wohlſtand nicht zu dem Landbewohner in Ihrem Sinne hinauf zu ſehen braucht.“ — „Ah ſo, ich vergaß, daß einem jungen Deutſchen als Ideal eines Staates nothwendig ein ſolcher erſcheinen muß, in welchem der Bauer hinter dem Pfluge die griechiſchen und römiſchen Philoſophen nebſt allen fremden Politikern und Nationalökonomen in der Urſprache lieſt, und anſtatt über die Bewirthſchaftung und Verbeſſerung ſeiner Hufe über Staatsreform und die Reden nachdenkt, welche er über dieſen Gegenſtand in der nächſten Ständeverſammlung zu halten gedenkt. So weit iſt freilich Rußland noch nicht vorgeſchritten; hier begnügt man ſich freilich noch, den Bauern das zu lehren, was er in ſeinem Stande und zur praktiſchen Anwendung in ſeinem Wirkungskreiſe zu wiſſen braucht. Hier ſezt man dem Volke freilich keine ſchlechtverſtandenen Ideale von Freiheit und Selbſtſtändigkeit in den Kopf, ſondern unterweiſt es im Leichtbegreiflichen, reell Nüzlichen und gibt ihm, von dem Grundſatze ausgehend, daß ein wohlgeordneter Staat einer wohlgeordneten Armee gleicht, eine gute militäriſche Bildung, erzieht es in Demuth gegen Gott, in Ehrfurcht vor ſeinem Kaiſer, in Gehorſam gegen ſeine Vorgeſezten und kräftigt es ſo zu einer Einheit, einer Stärke und einem einzigen großen Ganzen, daß all die innerlich in Parteien zerriſſenen und geiſtig zerſpaltenen ausländiſchen Staaten ihre Scheu vor einem ſo reell überlegenen Nachbar nur ſchlecht hinter dem Spotte verbergen, mit welchem ſie in ihrer vermeinten geiſtigen Ueberlegenheit über unſere Inſtitutionen und unſere Volksbildung aburtheilen. — Aufrichtig, mein junger Deutſcher, habe ich nicht Recht?“

(Fortſezung folgt.)

Aus Wien.

(Fortſezung.)

Ehe wir nun in der Schilderung dieſes eigenthümlichen Volkslebens, in dem die blanke Waffe und die knallende Büchſe eine ſo große Rolle ſpielten, fortfahren, führen wir den Leſer in den Reichstag, der ſpäter, wenn die Stadt von außen bedrohter, innen wilder wird, mehr in den Hintergrund tritt, jezt aber noch den geſetzlichen Zuſtand und ein geordnetes Staatsleben der Anarchie gegenüber in würdiger, wenn gleich nicht ſehr energiſcher Weiſe vertritt.

Wer in Frankfurt oder in Berlin den Reichstagsſitzungen beigewohnt hat, oder vielleicht ſelbſt jeden Morgen als Deputirter ſeinen wohlgepolſterten Sitz einnimmt, der kennt ein inhaltsſchweres Wort nicht, deſſen Ausſprechen von allen ſtill und geſpannt erwartet wird und bei dem endlich alle aufleben. Es iſt die Erklärung: der Reichstag iſt vollzählig. Noch kann zur Zeit, von der hier die Rede iſt, dieſes verhängnißvolle Wort ausgeſprochen werden, aber bereits ſind die Bänke der Rechten faſt leer, und auf dieſer Seite glaubten wir oft die trauernde Auſtria zu

erblicken, wie ſie, das ſtolze Weib, hinter einer der Säulen hervorblickte in den wüſten Raum und weinte. In dieſem weiten Saale ſieht man die Slaven umherſchleichen. Man merkt ſchon an ihrem leiſen Auftreten, wie fremd ſie ſich hier im Mittelpunkte eines politiſchen Lebens fühlen. Wer gewohnt iſt, hinter dem Pfluge herzugehen, das feuchte Gras mit ſeinen Füßen niederzutreten und höchſtens auf der Tenne die Körner zu ſeinen Füßen rauſchen zu hören, der wird ſelbſt dem Teppich nicht trauen, der hier über den Fußboden gelegt iſt, um das Hallen der Schritte aufzufangen.

Julius Fröbel iſt beim Anblick dieſer Abgeordneten aus dem Oſten die Hoffnung aufgegangen, daß die Demokratie in Oeſterreich eine ſchöne große Zukunft haben werde. Nach dem bloßen Anblick kann ich darüber nicht urtheilen; aber was die Geſtalten betrifft, ſo ſind ſchöne Männer darunter. Man findet überhaupt unter den Slaven Oeſterreichs, nur nicht unter den Tſchechen, gar viele Köpfe, die wir Chriſtusköpfe nennen möchten. Gleichſam das Leiden und Dulden einer ganzen Nation ſpricht ſich hier auf einem anſpruchsloſen, an und für ſich ganz unbedeutenden Geſichte in der edelſten Weiſe aus. Dazu geſellt ſich bei ſolchen Menſchen in der Regel ein für die Geſellſchaftsſtufe, auf der ſie ſtehen, ganz ungewöhnlicher Anſtand, und nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den einmal in öſterreichiſch Schleſien ein Bettler aus den Karpathen auf mich machte, der krank und erſchöpft von der Reiſe, nach dem Vorübergehenden die Hand ausſtreckte und ihn mit ſehr ernſten, religiöſen Reden um eine Gabe anflehte. Wir haben auf dem Reichstage namentlich einen noch jungen ruthenischen Abgeordneten geſehen, deſſen ganzes Weſen einen höchſt bedeutenden Eindruck machte. Man darf ſich aber durch ſolche Erſcheinungen, die denn doch höchſtens eine prophetiſche Bedeutung für die Zukunft Oeſterreichs haben könnten, nicht blenden laſſen.

Unter allen dieſen Bauern iſt keiner, dem in ſeiner Heimath irgend eine beſondere Bedeutung zukommt. Hätte das öſterreichiſche Landvolk unter ſich bereits öffentliche Charaktere, hätten ſie von ſolchem Geſichtspunkte aus ihre Standesgenoſſen hierhergeſchickt, wie bedeutſam wäre das! welche Hoffnungen könnte man daraus ſchöpfen für die nächſte Geſchichtsepoche, nicht allein Oeſterreichs, ſondern Deutſchlands und Europa's! Aber dem iſt nicht ſo; man hat im Gegentheil Leute geſchickt, denen ihre Wähler durchaus keine Superiorität einzuräumen gemeint waren, junge Burſche zum Theil, und Männer, welche vielleicht daheim bei ländlichen Feſten das Wort führen. So ſitzen ſie da, unbekannt mit der Sprache, welche auf dem Reichstage geſprochen wird, furchtbar vereinſamt im Mittelpunkt des Kaiſerſtaates, inmitten germaniſchen Lebens zurückgeworfen in das träumeriſche Bewußtſeyn einer fremden Nationalität und auf ihr eigenes, dumpfes, bäueriſches Ich. So wie ſie heraustreten aus dem Sitzungsſaal, ſind ſie jedem andern Manne aus dem Volke gleich, der gerade vorübergeht, z. B. dort dem öſterreichiſchen Soldaten, der ſein Leben im dumpfen Hinbrüten in der Kaſerne verbracht hat. Man hat von zwei Bauern in der conſtituirenden Verſammlung zu Berlin erzählt, daß ſie an den Tagen, wo ſie keiner Sitzung beizuwohnen hatten, auf Taglohn mit Karſt und Spaten gegangen ſeyen. Dieſe hübſche Erfindung würde ſich in Wien auf eine ganze Klaſſe von Abgeordneten beziehen.

So war es denn gekommen, daß zulezt ſtreng genommen die ganze Laſt der Geſchäfte des Reichstages auf den Schultern eines deutſchen Schriftſtellers ruhte, der ein Mitglied dieſer wunderbaren Verſammlung iſt; ich meine Franz Schuſelka, den Berichterſtatter des permanenten Ausſchuſſes. Wer ihn in dieſem Saale kennen lernte, mußte ſeine Freude an ihm haben, und dem deutſch Geſinnten, wenn er auch nicht immer mit ihm einverſtanden war, that es wohl, wenn er ſah, wie ein blaues deutſches Auge ſo ſicher über dieſen ruthenischen Bauern und polniſchen Edelleuten ſchwebte. Es lag immer etwas Träumeriſches in dieſen Augen. Wenn man Schuſelka Abends im Wirthshauſe reden hörte, wo er nach des Tages Mühen mit der Pünktlichkeit eines deutſchen Studenten in der Regel ſchon um ſieben Uhr an ſeinem Tiſche ſaß, und von wo er erſt gegen zehn Uhr in den permanenten Ausſchuß zurückzukehren pflegte, vorausgeſezt, daß er nicht ſchon vorher wegen einer neuen Deputation der Ungarn abgerufen wurde, da konnte man es wohl aus ſeinem eigenen Munde vernehmen, wie er ſich darnach ſehnte, die Zügel des Kaiſerſtaats in andere Hände, wenn auch nicht in die eines Windiſch-Grätz, zu geben und einmal wieder Novellen zu ſchreiben. Wie weit lag jezt durch die Wendung, welche die Zeitereigniſſe in Deutſchland ſo raſch genommen, das Schriftſtellerleben hinter ihm, das er noch vor wenigen Jahren in Thüringens grünen Bergen, im lieben, traulichen Jena geführt! wie weit der Burgkeller, wo er mir damals von einem Burſchenſchafter als edelgeſinnter, patriotiſcher Schriftſteller während einer frugalen thüringiſchen Mittagsmahlzeit gezeigt wurde!

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, November.

(Schluß.)

Literariſche Denkmäler.

Die Zelle, welche Dr. Weidig zuletzt bewohnte, befindet ſich im Bau nach Oſten, und zwar im dritten Stockwerke, die Nordweſtzelle, ein Eckzimmer. Es hatte zwanzig Fuß Länge und fünfzehn Fuß Tiefe. Bezeichnet war es mit Nro. 32. Es hatte zwei Oberlichter, jedes aus drei Schaltern beſtehend, woven jedoch bloß der mittlere zum Oeffnen eingerichtet iſt; der am nördlichen Fenſter war zugenagelt. Nur ein trübes Licht ſcheint von da in den Kerker gedrungen zu ſeyn; denn bei voller Tageshelle konnte in dieſem Zimmer die Sektion von Weidigs Leichnam nicht vorgenommen werden. Man kann ſich denken, wie ſpät da der Morgen, wie früh da der Abend kam. Der Gefangene hatte verſchmäht, Kerze oder Lampe als Gnade zu erbitten, und ſo erhielt er keine. Während einer Gefangenſchaft von beinahe zwei Jahren brachte er die längſte Zeit in Dunkel und Dämmerung zu. Ich will nicht bei dem Tage verweilen, an welchem Weidig zum letztenmal dieſes Gemach mit blutigen Füßen durchwandelte, an welchem er in ihm ſeinen letzten Seufzer aushauchte. Die Blutſchrift, womit er die eine Wand bedeckte, iſt längſt ausgelöſcht, das Zimmer gereinigt, und doch malt die Phantaſie immer auf's Neue jene Züge hin. Es wird erzählt, daß ſpäter ein anderer politiſcher Gefangener in dieſelbe Zelle gebracht ward; aber nach einigen Tagen bat er flehentlich, man möchte ihm eine andere anweiſen; er könne hier vor ſchrecklichen Träumen nicht ſchlafen.

Doch begeben wir uns fort aus ſo trüber, trauriger Umgebung! Die große Ochſengaſſe, die Hauptſtraße des alten Darmſtadt, hinunter, kommen wir an des Chemikers Liebig Geburtshaus, nächſt der Schloßwache an der Hofapotheke, der Wohnung des Inquirenten Weidigs, Georgi, vorbei. Man nahm damals an, daß Georgi etwaigen Schutzes wegen ſeine Wohnung ſo nahe bei der Schloßwache genommen, und unterſtützt wurde dieſe Meinung durch die Maſſe Waffen, mit welchen ſein Zimmer verſehen war. In derſelben Wohnung ereignete ſich auch der eigenthümliche Vorfall am 30. Januar 1837 Abends, der den Aerzten Anlaß gab, auszuführen, daß Georgi am Delirium tremens leide. — Wir ſind aus der alten Stadt herausgetreten und verſchiedene Wege liegen uns offen nach der neuen. Dort rechts kämen wir am Schwab'ſchen Tuchladen vorbei, wo Gervinus die Handlung erlernte, bis, ſo wird erzählt, ein Verweis, daß er das Tuch reiße, ſtatt ſchneide, ihn der Elle und Scheere untreu machte. Oder wir gehen durch die Ludwigsſtraße nach dem Ludwigsplatze, wo Ernſt Emil Hoffmann in ſeinem ſchönen Hauſe lebte und ſtarb, und heute noch ſein Name am Balkon die von ihm nun verlaſſene Stätte verkündet. Oder wir ſchlagen uns durch's Beſſunger Thor, werfen einen Blick nach dem ehemaligen Gymnaſium, wo der treffliche G. Ch. Lichtenberg ſeinen Jugendunterricht erhielt, und nach dem jetzigen Gymnaſium, ehemaligen Waiſenhaus, deſſen Bauplan aus dem Kopfe eines Geiſtlichen, des Vaters jenes Lichtenberg, ſtammt. Noch einige Dutzend Schritte, und wir ſind in der Nähe der katholiſchen Kirche, eines großen Runds, deſſen abendliche Schatten auf die in der Nähe befindliche Wohnung Freiligraths fielen. Es waren drei kleine Wohnzimmerchen, jedes mit nur Einem Fenſter, aber freundlich und wohnlich und hübſch eingerichtet. Freiligrath trat während ſeines einjährigen Aufenthalts in Darmſtadt, vom Juni 1841 bis ungefähr die gleiche Zeit 1842, als Poet überhaupt erſt in die politiſche Sphäre ein. Er ſchrieb hier ſein: „Aus Spanien," das ihn mit Herwegh in einen ſo folgereichen Streit verwickelte, und deſſen Worte:

> Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
> Als auf den Zinnen der Partei,

nachher ſo oft wiederklangen. Ferner ſchrieb er hier ſein ſchönes Huttenlied: „Ein Denkmal." Die ſtärkeren und ſchärferen folgten erſt in St. Goar und in Remannshauſen. Welch ſchöne, unbefangene Zeit in dieſen drei Zellen, deren eine Freiligrath, die andere ſeine Frau bewohnte und deren mittelſte als Beſuchzimmer im Gebrauch war! Ich ging neulich am Hauſe vorbei und ſah zur Beletage, wo Freiligrath hauste, hinauf. Sie war wieder bewohnt. Unten ſtand: „Salzverkauf" über der Thüre und dicht daran waren im nämlichen Hauſe alle gefälligen Waaren eines Conditors, ſüße Früchte u. ſ. w. in einem Schaufenſter ausgeſtellt. Unwillkührlich ward ich da zur Vergleichung gedrängt, daß, wie in dieſem ehemaligen Wohnhauſe Freiligraths, ſich auch in ihm die Extreme berührten: ſüße Früchte, Lieblichkeit, und den Geſchmack unerfreulich berührendes Salz.

Wir eilen den Riedeſelsberg herab durch die große Neckarſtraße dem Rheinthore zu. In einer der Straßen, welche in die Neckarſtraße münden, der verlängerten Bauſtraße, lebte mehrere Jahre und bis zum Jahr 1835 ein liebenswürdiger trefflicher Mann, der berühmte Bibelüberſetzer Dr. Leander van Eß. Er hatte das Haus gekauft und bewohnte die beiden Stockwerke. Seine Bücher und anfänglich ſein Geſchäft mit der Londoner Bibelverbreitungsgeſellſchaft brauchten viel Raum. Immer freundlich empfing Einen der Mann; nie ließ er merken, daß man ihn in einem Geſchäfte geſtört. War es gegen Abend, ſo ſtand bald eine Flaſche Wein auf dem Tiſch und einige Römer funkelten daneben. Im Winter war das Zimmer ſo traulich und warm. Aus Allem ſprach Gemüthlichkeit und anſtändige Heiterkeit. Später fiel van Eß in ſchwere Krankheit, Geiſt und Körper wurden tief niedergebeugt, und nur langſam genaß er. Er arbeitete wieder viel, aber zu ſeiner alten Kraft iſt er doch ſchwerlich je wieder gelangt. Um Oſtern 1835 zog er nach Alzey in Rheinheſſen, dann in die Gegend von Mannheim, zuletzt in den heſſiſchen Odenwald. In Alzey hab' ich den trefflichen Mann noch beſucht. Die Muſik — das Klavier — war ihm überall treu geblieben. Vor einigen Jahren ſtarb er in den Siebzigen in der zuletzt genannten Gegend. — Und hiemit ſchließe ich. Die Steine haben nicht nur von Todten, ſondern auch noch von Lebenden, aber Geſchiedenen erzählt. Vielleicht ein Zeugniß deſſen, daß in unſerer ſo raſch vollendenden und wechſelnden Zeit der Unterſchied zwiſchen beiden ſchwer zu beſtimmen iſt.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 59 und Monatsregiſter November.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die flamesischen Zwillinge. Von G. Pfizer. 270.
Deutschland im Frühling 1848. 275.

Erzählungen.

Der achtzehnte September zu Frankfurt. 276—278.
Kleiner Krieg in Rußland. 279—287.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Beiträge zur italienischen Sittengeschichte. Von A. v. Neumont. 262.
Die Garde mobile. 262—264.
Lichtbilder aus der deutschen Reichsversammlung. 262—267.
Schilderungen aus der Oberlausitz. 265. 266. 267. 268. — 271. 272.
Venetianisches zu Shakespeare. 268. 269.
Streifzüge durch das heutige Berlin. 269—275.
Aus den Alpen. 273—277.
Aus Westphalen. 278—280.
Der Bregenzer Wald. 281—283.
Aus Wien. 284—287.

Korrespondenz.

Straßburg. 262. 263. 264. 265. — Leipzig. 262. 263. — Frankfurt a. M. 264. 265. — 278. 279. 280. — 284. 285. 286. — Berlin. 266. 267. 268. — Boulogne sur mer. 267. 268. 269. 270. — Paris. 269. 270. 271. 272. — 280. 281. 282. 283. — Dresden. 271. — 276. — Schleswig-Holstein. 272. 273. — Lyon. 274. 274. — Hamburg. 274. 275. 276. 277. 278. — Elberfeld. 281. 282. — Darmstadt. 283. 284. 285. 286. 287.

Literaturblatt.

Nro. 78

Reisen im Orient. 2) Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland von Friedrich Adolph Strauß. — 3) Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Egypten, Nubien und Palästina. Von Dr. Harald Vagge. — Lyrische Dichtkunst. Naturbilder von A. Bube.

Nro. 79.

Werk über die Schweiz. Die Schweiz, ihre Gegenwart und Zukunft. Eine Denkschrift von Abt. — Literargeschichte. Zur Theorie und innern Geschichte der römischen Satire. Von K. L. Roth. — Dramatische Dichtkunst. Faust. Von Fr. Reinhard.

Nro. 80.

Biographisches. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. — Roman. Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Wilhelm Friedrich Palmblad. Aus dem Schwedischen.

Nro. 81.

Länder- und Völkerkunde. Kaschmir und das Reich der Sikh. Von Karl Freiherr von Hügel. — Für Auswanderer. 1) Nordamerika, Wisconsin, Calumet. Winke für Auswanderer von Dr. Carl de Haas. — 2) Lieder aus Wisconsin. Von Adolf Schults. — Dramatische Dichtkunst. Friedrich von Oesterreich. Ein dramatisches Gedicht von Theodor Herzog.

Nro. 82.

Novellen. Vergan! Novellensammlung von A. W. L. C. v. Keudell. — Auswanderungsangelegenheiten. Deutsche Auswanderung und Kolonisation. Herausgegeben, bevorwortet und mit Zusätzen begleitet von Prof. Dr. Wappäus.

Nro. 83.

Deutsche Alterthumskunde. 1) Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer.

Nro. 84.

Altfranzösische Literatur. Fauriel, Histoire de la Poésie Provençale. — Deutsche Alterthumskunde. 2) Jahreshefte des württembergischen Alterthumsvereins. Drittes Heft. Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des württemb. Alterthumsvereins geöffnet und beschrieben vom königl. württemb. Hauptmann v. Dürrich und Dr. Wolfgang Menzel.

Kunstblatt.

Nro. 54.

Zur dritten Lieferung der „Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges ꝛc." — Neue Kupferblätter. Neapolitanische Fischerfamilie nach Riedel von Lüderitz. Die Neapolitanerin nach Riedel von Sagert. — Literatur. Memorie intorno la vita e le opere di Andrea Palladio pubblicate dall' Abate Antonio Magrini. — Persönliches. — Akademien und Vereine.

Nro. 55.

Italienische Kunstgeschichte. 11) Della Chiesa cattedrale di Prato, Descrizione corredata di notizie storiche e di documenti inediti. — Die Kunstausstellung in München. — Bemerkungen. — Kunstverkauf. — Museen und Sammlungen.

Nro. 56.

Italienische Kunstgeschichte. 12) Dell' Architettura in Vicenza. Dicorso con Appendice critico-cronologico delle principali sue fabbriche negli ultimi otto secoli. (Von Ab. Antonio Magrini.) — 13) Scritture inedite in materia di Architettura di Onorio Belli, Ottavio Brutto Orefici, Ottone Calderari, corredate di cenni storici ed annotazioni dell' Abate Antonio Magrini. — 14) Il Teatro Olimpico nuovamente descritto ed illustrato dall' Ab. A. Magrini. — 15) Degli Architetti e Scultori Bassanesi. Memorie raccolte dall' Ab. A. Magrini. — Radirung. Auswahl landschaftlicher Radirungen von C. W. Kolbe. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler. — Bildwerke. — Malerei.

Nro. 57.

Die Kunstausstellung in München. — Neue Kupferstiche. 1) Christus rufet die Mühseligen. C. Begas pinx. Gr. Eichens sculps. — 2) Harzerin. Gemalt von E. Meyerheim, gestochen von A. Teichel. — Malerei. — Alterthümer.

Nro. 58.

Ueber Denkmale der Kunst in Karlsruhe, Freiburg im Breisgau und Konstanz von Prof. G. F. Waagen. — Kunstgeschichte. Jahreshefte des württembergischen Alterthumsvereins. — Literatur. Joseph Heller's praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. — Bemerkungen. — Plastik. — Lithographien. — Bildwerke. — Literatur.

Nro. 59.

Die Kunstausstellung in München. — Neue Kupferstiche. Ritter Kurts Brautfahrt nach Goethe's Gedicht von M. v. Schwind, gestochen von J. Thäter. — Kunstliteratur. Die Liebfrauenkirche zu Halberstadt, deren Geschichte, Architektur, Kunstwerke und Denkmale, beschrieben als Andenken an die Restauration und die feierliche Einweihung derselben am Pfingstfeste 1848, von Dr. Fr. Lucanus. — Persönliches. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

December.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 288. Freitag den 1. December 1848.

Damaskus iſt verzagt; ſie zappelt und iſt in Aengſten und Schmerzen wie eine Frau in Kindesnöthen. Wie? iſt ſie nun nicht verlaſſen, die berühmte und fröhliche Stadt?

Jeremias.

Aus Wien.

(Fortſetzung.)

Schuſelka war während der Zeit meines Hierſeyns die Seele des Reichstages, und was verlangte man nicht alles vom Reichstage! Er hatte ſich, um nicht geradezu gegen den Strom der Revolution zu ſchwimmen, eine Exekutivgewalt beigelegt, und nun war es rührend zu ſehen, wie er im allgemeinen Sturme gleich einer Henne über dieſes oder jenes Inſtitut, über dieſes oder jenes öffentliche Gebäude ſeine ſchützenden Flügel auszubreiten ſuchte, und wie er theils aus der Stadt, theils aus den Provinzen mit Bitten beſtürmt wurde, die gar kleinlich erſcheinen mußten, die aber die Mahnung mitbrachten, daß draußen in den Bergen von Steyermark und Tirol das Leben noch immer ſeinen einfach menſchlichen Gang fortgehe. Die im Zeughauſe noch enthaltenen Gegenſtände werden vom Reichstage „als Erinnerungen an Oeſterreichs Kriegsruhm unter den Schutz des Volkes geſtellt.“ Ein Wiener macht des Breitern auf die Uebelſtände beim Wohnungsvermiethen aufmerkſam, zu einer Zeit, wo ängſtliche Gemüther bereits fürchten, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehen werde. Irgendwo im Kaiſerſtaate verlangt eine Gemeinde vom Reichstage einen eigenen Seelſorger. Am 18. Oktober erhält die Reichsverſammlung die redſeligſten Briefe von Abgeordneten, welche ſich geflüchtet haben, und ſo fort.

Wir treten wieder heraus aus dem Reichstage, dem in dem Augenblicke, wo er die von Fürſt Windiſchgrätz gegen die Stadt ergriffenen Maßregeln für ungeſetzlich erklärte, ein Moment hiſtoriſcher Größe zu Theil wurde, welchem er nach der Bedeutſamkeit ſeiner Mitglieder ſchwerlich gewachſen war. Er ſank auch bald darauf, und zwar ſchon vor Uebergabe der Stadt, in ſeinem Einfluſſe auf die Verhältniſſe faſt zu völliger Nichtigkeit herab. Auf den Gaſſen der Hauptſtadt ſchien ſich alles politiſche Leben concentriren zu wollen. Ich erinnere mich, wie wir eines Tages nicht weit vom Stock am Eiſen ſtanden und uns mit einigen Bekannten eifrig über die Tagespolitik unterhielten. Als ich mich entfernen wollte, bemerkte ich ein altes Mütterchen, das mit dem Strickzeuge ganz nahe an uns herangetreten war, um unſer Geſpräch über die Stellung der feindlichen Heere anzuhören. — Wenn man um dieſe Zeit die Reden des Volks belauſchte, ſo bemerkte man, daß ſie ſich viel mit der Perſon des Kaiſers zu ſchaffen machten, an dem man, da Jellachich und Windiſchgrätz der Stadt immer näher rückten, anfing ganz irre zu werden. Das hatte man nicht erwartet, was man nun kommen ſah, und man fing an, an dem Kaiſer in Olmütz und ſeinen guten Abſichten zu zweifeln. Ein bekannter dramatiſcher Schriftſteller, der ſeit längerer Zeit in Wien lebt, hörte eines Tages eine ähnliche Aeußerung und trat hinzu, um das Urtheil über den Kaiſer zu berichtigen. Die freimüthige Sprache gewann ihm bald das Vertrauen der Menge. Als er nun aber ſagte, er habe Gelegenheit gehabt, den Kaiſer perſönlich kennen zu lernen, er ſey eines Tages als Mitglied einer Deputation bei ihm geweſen und da habe er eher alles Andere gefunden, als daß der Kaiſer boshaft ſey, im Gegentheil ſey er ein ganz harmloſer, gutmüthiger Mann, da betrachteten

den Sprecher plötzlich Alle mit ganz andern Augen und es hieß: „Da ſieht man es ja, ſo hat der Kaiſer ſelbſt dieſen Mann zu täuſchen und für ſich einzunehmen gewußt!“

Wenn einer der Leſer uns fragte: wie es in dieſer Zeit um die Kunſt geſtanden habe? ſo würde ich ihm zur Antwort auf dieſe an ſich faſt überflüſſige Frage folgende Anekdote erzählen. Dr. Schütte, den ſpäter Windiſchgrätz in Gemeinſchaft mit Pulsky und General Bem von der Stadt Wien ausgeliefert haben wollte, traf eines Mittags im Gaſthofe mit einem jungen Dresdner zuſammen, der über Tiſch in den Ausruf ausbrach: „Ach Gott, nun gibt es nicht einmal Theater!“ — „Den Augenblick ſeyen Sie ruhig,“ ſo unterbrach Schütte ſeine lamentabeln Aeußerungen, „oder ich laſſe Sie ſofort arretiren!“ Dieſen derben Scherz haben wir, als Schütte ihn Abends in der „Linde“ vortrug, von ganzem Herzen mit belacht, nicht weil wir zu denen gehören, die ſich freuen, in einer Zeit zu leben, die für die Kunſt keinen Raum hat, und dieß für ein Zeichen beſonderer Kräftigkeit halten, ſondern weil er die Stellung der Zeit zur Kunſt und unſere damaligen Zuſtände überhaupt ſo ſcharf charakteriſirt.

In der genannten „Linde“ ſaß ich eines Abends ſpät noch mit wenigen Freunden. Es war außer uns Niemand zugegen als ein Mitglied der akademiſchen Legion und ein Nationalgardiſt, dieſer ſchon im höhern Mannesalter, ein geborener Tiroler. Die Stimmung in der Stadt war bereits eine ſehr gedrückte, es fehlte nicht an fortwährenden Plänkeleien der ſtädtiſchen Vorpoſten mit den Croaten, und man erwartete ſchon damals täglich einen ernſthafteren Angriff, namentlich eben für dieſe Nacht. Der Tiroler, der allein in einer Ecke des kleinen Hinterſtübchens ſaß, ſtopfte ſich eine Pfeife aus ſeinem vor ihm ausgebreiteten Tabaksbeutel und kam während dem mit dem Studenten in ein Geſpräch. Bald führte er allein das Wort, das er mit einem gewiſſen Pathos nun an alle Anweſenden zu richten ſchien. Er fing damit an zu entwickeln, daß die Lage der Stadt dem Feinde gegenüber nicht ſo glänzend ſey, als ſie wohl dargeſtellt werde, und pries die Tapferkeit der verachteten Croaten, von der er aus den Feldzügen in Italien einige auffallende Beiſpiele anführte. Der Tiroler trug, indem er den Zuſtand der Stadt ſchilderte, die Farben immer dunkler auf, er ging dann auf den Zuſtand Oeſterreichs im Allgemeinen über, murrte über die Soldaten, welche ihre Fahnen verlaſſen haben und übergegangen ſeyen, weil hierin ein ſittlicher Verfall ſich kund gebe, prophezeite eine ſchlimme Zukunft, wurde immer lebhafter und ſprach immer lauter, während wir Alle, wenn gleich wir das Theatraliſche im Weſen des ſeltſamen Mannes wohl herausfühlten, doch immer ſtiller wurden, faſt wie die Kinder, wenn ſie Abends ſich fürchten. Da plötzlich, als unſere Spannung auf's Höchſte geſtiegen iſt, wird draußen Generalmarſch geſchlagen. Der Tiroler, als hätte er dieſes Ende ſeiner Rede voraus gewußt, ſpricht: „Hören Sie die Trommel, meine Herrn?“ nimmt die Pfeife aus dem Munde, faltet den auf dem Tiſche vor ihm liegenden Tabaksbeutel zuſammen, hängt ſein Gewehr, das während der ganzen Scene neben ihm geſtanden, über die Schulter und reicht, indem ſein Pathos den höchſten Grad erreicht, dem Mitgliede der akademiſchen Legion die Hand mit den Worten: „Nichts für ungut, Kamerad! Wir werden eine wahnſinnige Niederlage erleiden, wir Beide vielleicht werden fallen, aber ein Schuft jeder Oeſterreicher, der die Kaiſerſtadt im Stiche läßt!“ — Die Geſellſchaft ging raſch auseinander und die Thüre des Wirthshauſes wurde eiligſt hinter uns geſchloſſen.

(Schluß des erſten Artikels.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

„Wie könnte ich Ihnen Unrecht geben, gnädigſte Frau! Und vollkommen Recht haben Sie überdem ſicher, wenn ich das, was Sie nicht ſagen, noch zu dem, was Sie ſagen, hinzudenken darf. Denn nicht noch Ideen bei Ihnen zu ſuchen, die Sie verborgen halten, dazu wird man bei uns, wie Sie ſelbſt andeuteten, viel zu ideell, viel zu ſehr in fortwährender Jagd nach Ideen erzogen. — Apropos der Jagd! dabei fällt mir mein ſüperber Hühnerhund ein, über deſſen Dreſſur ich zu Hauſe neulich einen höchſt komiſchen Streit hatte. Darf ich ihn zum Beſten geben?“ — Leontjewna machte mir ein ängſtlich kopfſchüttelndes, verneinendes Zeichen. Ein Seitenblick meines Nachbars, der ſtumm wie ein Fiſch da ſaß, ſchien ſich über den Zuſtand meines Hirnes belehren zu wollen. Frau v. H. aber nickte mir zu.

„Mein Caro,“ ſagte ich, „iſt ein großes, ſtarkes, braunzottiges Thier mit excellenten Anlagen, gelehrig, daß man ſeine Luſt daran hat. Ich habe ihn aber natürlich, von dem Grundſatze ausgehend, daß mir ſeine Anlagen nichts helfen können, wenn er nicht thut, was ich ihm befehle, vor Allem blind gehorchen gelehrt. Das iſt denn auch prächtig gelungen. Trotz ſeiner Stärke ſenkt er ſtets mit einer gewiſſen Demuth die Ohren, wedelt ehrfurchtsvoll mit dem Schweife wo er mich ſieht, und folgt Niemanden als mir oder wem ich ihn ausdrücklich zur Jagd mitgebe. Und was habe ich ihm Alles beigebracht! Er hebt den linken Fuß,

wenn er vor Hühnern ſteht, den rechten vor einem Haſen, bleibt, ob ihm beim Schuſſe auch die Schrote um die Ohren pfeifen, wie angewurzelt auf dem Flecke, bis ich ihm nachzufolgen geſtatte, dann aber kehrt er auf den erſten Pfiff um, apportirt was ich verlange und ſchnappt, ob ich ihm auch den fetteſten Biſſen auf die Naſe lege, nicht eher darnach als bis ich ſage: Schnapp, Caro! Dazu habe ich ihn vortrefflich zu meiner Vertheidigung abgerichtet. Auf meinen Ruf: faß! greift er den Gegner ſogleich mit einem eben ſo gewandten als mächtigen Griffe an der Kehle und iſt dadurch der Schrecken aller Hunde meiner Bekannten. Mit Einem Worte, er iſt prächtig erzogen — wollte ſagen dreſſirt. — Aber merkwürdig, ein Herr und ein Commando iſt ihm ſo nothwendig, daß er, wenn er einmal ſich ſelbſt überlaſſen umherläuft, ſich gar nicht zu helfen weiß, dumm und wie blind Allem nachrennt, räuberiſch in die Fleiſcherläden einbricht und alle Zucht und Ordnung vergißt. Mir gilt das aber gleichviel, wenn er ſich nur bei mir gut benimmt, denn der Hund iſt ja für mich und nicht ſeinetwegen dreſſirt. — Nun aber denken Sie ſich, wie weit man in Deutſchland ſchon mit den liberalen Ideen gekommen iſt! Machte mir da neulich Jemand, dem ich von meinem Caro erzählte, die bitterſten Vorwürfe, weil es eine Sünde ſey, daß ich die göttlichen Anlagen des Hundes nur zu meinem Nutzen und nicht allſeitig nach dem Ideale ſeiner irdiſchen Beſtimmung ausgebildet hätte."

„Und Sie erwiderten?" fragte mein Gegenüber mit einem halb lauernden, halb lächelnden Blick. — „Erſt erwiderte ich gar nichts, ſondern ſah den Radikalen ganz verblüfft an." — „Dann aber?" — „Dann ſagte ich natürlich, ich hätte wohl von der Beſtimmung des Menſchen auf Erden, deren Ideal, geiſtig Gott möglichſt ähnlich zu werden, freilich nicht durch einſeitige Dreſſur erreicht werden könne, aber noch von keiner andern Beſtimmung der Hühnerhunde und der Thiere überhaupt gehört, als dem Menſchen zur Jagd und zu ähnlichen Zwecken zu dienen."

Ein dunkler Rabenſchwarm, plötzlich aus einem Tannenwäldchen neben der Straße hervorrauſchend, krächzte ſchauerlich und wie um Rache ſchreiend ob der Entwürdigung der thieriſchen Beſtimmung, die ſie eben vernommen, über unſerem Wagen hin, daß die Pferde ſcheu anſprangen und die Damen mit einem Angſtſchrei von den Sitzen flogen. Ich aber, nachdem ich meinen natürlichen Verbündeten die ihnen zur Vertheidigung des dienenden Menſchengeſchlechts zugefügte Beleidigung im Stillen abgebeten hatte, wollte eben meine Erörterung fortſetzen, als mir Leontjewna, welcher während meiner Erzählung ein zurückgehaltenes Mißbehagen ihrer Nachbarin nicht entgangen ſeyn mochte, den Faden abſchnitt, indem ſie auf die von den Raben verlaſſenen Tannen hindeutete. — „Siehe da," ſagte ſie, „einen von den unzähligen kleinen Unterſchieden zwiſchen Rußland und unſerem Vaterland. Hier läßt man die Vögel an den belebteſten Landſtraßen ungeſtört niſten und brüten, während man ſie bei uns bis in das einſamſte Dickicht verfolgt."

In der That war ich nicht wenig überraſcht, die Tannen noch eben ſo ſchwarz punktirt zu finden wie vorher, ſchwarz von unzähligen Rabenneſtern, welche, zu fünf, ſechs, ſieben auf einem einzigen Baume, in ihrer Geſammtheit eine förmliche Kolonie bildeten und eben durch ihre Maſſe den beſten Beweis vom ungeſtörten Leben ihrer Beſitzer lieferten. — „Es iſt wahr," erwiderte ich, „wenn ich mir dieſes Tannenwäldchen in der Nähe einer deutſchen Stadt, zwiſchen deutſchen Dörfern denke, welch ein Feld der Thätigkeit würde es unſerer Stadt- und Dorfjugend bieten! Vom Jubel muthwilliger Buben würde der Wald widerhallen, wenn ſie die Neſter, von oben nach unten gekehrt, der Eier und Jungen beraubten und die Alten zornig krächzend um ihre Köpfe ſchwirrten. Erinnerſt du dich, Leontjewna, wie wir ſelbſt oft in Begleitung kleiner Helden den ganzen Tag ein Dickicht durchſtreiften, und wo nur auf dem oberſten Gipfel einer einſamen Fichte ein Habichtsneſt zu erſpähen war, unſerer zwei, drei die Höhe erkletterten, und unbekümmert um den Angriff der Stoßvögel und die Gefahr des Sturzes, die junge Brut im Triumph ihrem Raubneſte entführten? Welch ein Leben, welche Luſt!" — „Und welche Parodie auf den deutſchen Liberalismus!" parodirte mein Nachbar.

„Wahrhaftig," ſpottete Frau v. H., „eine ſeltſame Zuſammenſtellung, die Hühnerhunde nach dem Ideale ihrer Beſtimmung auszubilden und unſchuldige Vögel mörderiſch zu verfolgen! Im barbariſchen Rußland denkt man wenigſtens liberal genug, die Rechte friedlicher Thiere zu achten." — „Conſervativ genug, ſollte ich meinen, gnädigſte Frau; denn gerade der Liberalismus ſtrebt darnach, das Land von Raben und Raubvögeln zu ſäubern. Und wenn, wie der Liberalismus vielfach in den Ultraradikalismus ausſchweift, die muthwillige deutſche Jugend in ihrem Eifer, die Raubvögel zu vertilgen, ſich auch wohl an den Neſtern unſchuldigerer Vögel vergreift, ſo muß man das eben der Jugend zu gut halten. Uebrigens lag es außer meiner Abſicht, aus den Rabenneſtern jenes Wäldchens eine politiſche Anſpielung herzuleiten; nur einen Unterſchied in der Erziehung der ruſſiſchen und unſerer Jugend ſchienen ſie mir anzudeuten. Denn während man bei uns die Knaben an Feiertagen und in Mußeſtunden ungehindert durch

Wald und Flur ſchweifen läßt, ſcheint es mir, als ob ſie hier bei der allgemeinen militäriſchen Erziehung unter ſtrengerer häuslicher Aufſicht gehalten würden."

„Dießmal," erwiderte Frau v. H., „iſt Ihre antiruſſiſche Anſicht nicht unrichtig. Man hält ſich hier mehr als irgendwo von der Wahrheit überzeugt, daß man in der Jugend für das Leben erzogen wird. Deßhalb beſteht nicht nur im Volke eine viel ſtrengere häusliche Aufſicht über die Kinder als in andern Ländern, ſondern auch der Staat ſelbſt ſorgt durch die großartigſten Anſtalten für dieſelben, ſo daß man unter anderm bei uns nirgends, wie im Auslande, bettelnde oder verwahrloſte Kinder das Mitleid der Vorübergehenden in Anſpruch nehmen ſieht. Denken Sie ſich z. B. das kaiſerliche Erziehungshaus in Petersburg, welches jedes Kind, das man ihm übergibt, aufnimmt und, wie berechnet iſt, jährlich ihrer etwa ſiebentauſend zu verſorgen hat! Ueberhaupt, was die Großartigkeit unſerer Erziehungsinſtitute aller Art betrifft, ſo ſehen Sie dort gleich ein Beiſpiel." Ich folgte der bezeichneten Richtung und ſah aus einem eingehegten Parke weitläuftige und elegante Gebäude hervorblicken. Ich wurde belehrt, dieß ſey das kaiſerliche Forſtinſtitut.

Ueber dieſer Anſtalt entſpann ſich eines der hitzigſten Gefechte in unſerem kleinen Krieg. Davon ein andermal.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

Verhältniß zur Wiener Revolution. — R. Blum.

Sachſen ſcheint revolutionsmüde zu ſeyn. Während es in großen und kleinen Nachbarſtaaten gährt, kocht und feuerſpeit, ſitzt der Sachſe, ich will nicht ſagen in ſeinem Gott vergnügt, aber doch mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit unter Freunden und Bekannten, und diſputirt mit ruhigem Behagen über die Welthändel, die ihm Tag für Tag die Zeitungen des Breiteſten erzählen. Den Lärm anderer Staaten nachzumachen, gibt ſich keinerlei Neigung kund; man iſt vollkommen zufrieden mit den Freiheiten, die man errungen hat, und man wird höchſtens dann etwas warm, wenn die Verhältniſſe der Nachbarſtaaten auf den Verkehr hemmend einwirken können. Leipzig iſt ſchon längſt des fortwährenden Revolutionirens überſatt und beſchränkt ſeine politiſche Thätigkeit auf Abfaſſung von Adreſſen, worin unſere politiſchen Vereine aller Farben eine nicht zu verachtende Fertigkeit erlangt haben. Die Wiener Octoberrevolution elektriſirte zwar Anfangs unſere ganze Bevölkerung, weil man allgemein der Anſicht war, die Kaiſerſtadt an der Donau habe zu den Waffen gegriffen, um das verrathene Deutſchthum zu retten und den frechen Uebergriffen des intriguirenden Slavismus die Stirn zu bieten. Später kamen die Meiſten von dieſer Anſicht zurück, die wohl auch kaum die richtige ſeyn dürfte, wenn man den Berichten trauen darf, die aus Wien Zurückkehrende über die dortigen Zuſtände entwarfen. Dieſe öſterreichiſchen Wirren ſind ſo verwickelt, daß Niemand ſie durchſchauen, Niemand ſich rühmen kann, die bewegenden Kräfte entdeckt zu haben, die in jenem weiten Ländercomplex die aufgeſtachelten Nationalitäten gegen einander hetzen. Hier bedauerte man von Anfang an nur, daß ſo viel deutſches Blut wahrſcheinlich nutzlos vergoſſen werden würde, wie es denn auch leider geſchehen iſt, und nur der Wunſch, den beklagenswerthen deutſchen Brüdern helfend beizuſpringen, brachte Einzelne auf den Gedanken, zu Freiſchaaren aufzufordern. Leider iſt ſchon im ſchleswig-holſtein'ſchen Kriege das Freiſchaarenweſen in ein arges Unweſen ausgeartet, wodurch denn der Credit ſolcher Corps bei dem friedliebenden Bürger ſehr in's Sinken kam. Es fand deßhalb der Aufruf nur geringen Anklang. Zwar meldeten ſich eine ziemliche Anzahl, meiſtentheils Leute, die kaum für den Tag zu leben hatten und mithin genöthigt waren, die Mittel für Bewaffnung und Reiſekoſten durch milde Gaben aufzubringen. Allein dieß mißglückte faſt gänzlich, und ſo zog denn nur ein ſehr kleines Häuflein, ich glaube einige dreißig, zu einer Zeit ohne Waffen hier aus, wo die Hülfe in Wien bereits nichts mehr nützen konnte. Der Fall der unglücklichen Stadt, den Jedermann vorausſehen mußte, machte dennoch einen niederſchlagenden Eindruck, da man mit Recht die Conſequenzen des Sieges fürchtet, den man dießmal hoffentlich nicht mit lobhudelnden Adreſſen anräuchern wird.

Sehr übel vermerkte die Mehrzahl der Leipziger Bürgerſchaft die Betheiligung Blums an den Wiener Wirren. Schon daß der Abgeordnete unſerer Stadt ohne Beurlaubung ſeinen Sitz in der Paulskirche zu einer Zeit verließ, wo die wichtigſten Fragen auf die Tagesordnung kamen, um die Demokraten Wiens als Deputirter der Linken zu begrüßen, derjenigen Partei im deutſchen Parlamente, die wahrlich kein Mittel unverſucht gelaſſen hat, die von Allen erſehnte Einigung Deutſchlands unmöglich zu machen, ſchon dieß erbitterte hier; welchen Eindruck aber gar ſein ſpäteres Auftreten dort machte, mit welchen Empfindungen man hier ſeine in der Aula gehaltenen Reden und ſeine Verſicherungen las, für die Sache Deutſchlands in den vorderſten Reihen kämpfen zu wollen, läßt ſich kaum beſchreiben. Man hat ſich längſt daran gewöhnt, die Sache der Linken in Frankfurt nicht mehr für die Sache Deutſchlands zu halten, weßhalb denn auch nichts geeigneter war, die Wiener Octoberrevolution in den Augen aller Beſonnenen als eine durch unlautere Machinationen hervorgerufene zu bezeichnen, als die Deputation der Frankfurter Linken. Theilnahme fand Blum erſt wieder, als ſeine Verhaftung hier bekannt wurde, weniger vielleicht als Menſch, denn als Abgeordneter unſerer Stadt, als Mitglied einer vom Volke berufenen Verſammlung, die ſelbſt dem brutalſten Sieger mehr Achtung hätte einflößen ſollen, als Windiſchgrätz ihr zu zollen geneigt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 289. Sonnabend den 2. December 1848.

On sonne, c'est un singe qui met la cloche en branle. — Messieurs les comédiens ordinaires du public donneront aujourd'hui, jour de grand soleil et de chaleur, de midi à trois heures, une représentation à leur bénéfice.

Le Jardin des Plantes.

Simia quam similis, turpissima bestia, nobis!

Ennius.

Der Schimpanſee.

Zu Ende des vorigen Sommers, als die franzöſiſchen Kriegsgerichte täglich einige der Inſurgenten verurtheilten, welche im lezten Juni durch ihren Aufruhr im öſtlichen Theile von Paris ſo großes Unheil angerichtet, als die Nationalverſammlung über die Grundzüge der künftigen Staatsverfaſſung debattirte, als bereits die Anmaßungen eines Gliedes der Bonaparteſchen Familie traurige Ausſichten auf künftiges Unheil im Staate eröffneten und die Gemüther, die ſich kaum von ihrem Schrecken erholt hatten, auf's neue beunruhigten, da war ein ganz geringfügiger Umſtand dazu auserſehen, das bekümmerte Publikum einigermaßen zu zerſtreuen und die allgemeine Aufmerkſamkeit vom politiſchen Tummelplatz ab und auf den ſtillen Pflanzengarten zu ziehen.

Der Gegenſtand dieſer augenblicklichen Aufmerkſamkeit war — ein Affe, aber was für ein Affe! Wer ſich ein wenig in der Naturgeſchichte umgeſehen hat, weiß, daß der Schimpanſee zu den Affenarten des afrikaniſchen Welttheils gehört, aber ſehr ſelten in Europa geſehen wird, weßhalb auch die Abbildungen deſſelben in den naturgeſchichtlichen Lehrbüchern meiſtens ſehr verfehlt ſind. Auch in ſeiner Benennung herrſcht große Verwirrung; der eine nennt ihn Quojas Moru, ein anderer Pigmy, ein dritter Quimpéſé, ein vierter Pongo und ein fünfter Jocko, und unter lezterem Namen wird er in franzöſiſchen Schriften aufgeführt und hat er die franzöſiſche Bühne betreten. Noch andere halten ihn für einen Bruder des Orang-Outang. Die jetzigen Naturforſcher bezeichnen ihn als eine eigene Gattung unter dem Namen Schimpanſee, und erkennen ihn daran, daß er kurze Arme und keine Stirne hat. Nur in ſo fern gleicht er dem Orang-Outang, daß er ſehr gut aufrecht gehen kann, und wenn er ſizt und ißt, einem Menſchen, freilich einem ſehr häßlichen, merkwürdig ähnlich ſieht. Auch in ſeinem Thun und Treiben hat er manches Menſchliche; ſo bedient er ſich eines Prügels zu ſeiner Vertheidigung, wenn man ihn angreift, er wehrt auch wohl ſeinen Gegner mit Steinen ab, er bewohnt geſellſchaftlich Hütten, die er ſelbſt errichtet hat; ja er entführt ſogar Weiber, nämlich Negerinnen.

Ein ſo kluger Affe war bisher in Paris nicht zu ſehen geweſen. So machte denn das Erſcheinen eines Schimpanſee in der Menagerie des Pflanzengartens großes Aufſehen inmitten der politiſchen Gährung, und man war froh, daß man wieder einmal etwas anderes zu ſehen bekam, als Barrikaden, Inſurgenten und Gewehre. Kaum hatte ſich die Kunde allgemein verbreitet, ſo ſtrömte es aus allen Revieren der Stadt und aus der Umgegend dem Pflanzengarten zu, wo ohnehin ſo viele Wunder zu ſchauen ſind. Hier weiden Lamas, die nicht ahnen, wie viele Hoffnungen Landwirthſchaft und Gewerbfleiß auf die Fortpflanzung ihres Geſchlechts in Europa bauen; dort ſieht man thibetaniſche Ziegen, die für die Shawlfabrikation ſo wichtig, und darum doch nicht hochmüthiger geworden ſind. Seitdem Frankreich Algerien beſizt, erhält die Menagerie Hyänen in Menge, und auch die Bären ſind jezt vollzählig. Aber alle dieſe Thiere und ſo viele andere, ſo anziehend ſie ſonſt den Spaziergängern waren, traten jezt vor dem neuen Affen in den Hintergrund. Man ging ſchnell an allen vorüber, um deſto länger bei jener Parodie der menſchlichen Geſtalt verweilen zu können.

Groß iſt überhaupt das Vergnügen, das die Affenwelt im Pflanzengarten den guten Pariſern gewährt, und man muß es der Behörde nachrühmen, daß ſie dem Publikum das anziehende Schauſpiel ſo bequem als möglich macht. Unter der vorigen Regierung wurde ein eigenes Gebäude zum Aufenthalte der Affen errichtet, derer Zahl ſich durch die Vorſorge der Reiſenden und Seefahrer bedeutend vermehrt hatte. Der Hintertheil dieſes Gebäudes bildet die eigentliche Wohnung der Affen; ſie leben hier in Gemächern beiſammen, welche die Hälfte des Jahrs geſchloſſen und geheizt werden müſſen, und dennoch unterliegen die Thiere faſt alle über kurz oder lang den Einflüſſen des Klimas. Der Vordertheil iſt vorne ganz offen wie eine Bühne, der Sonne ausgeſetzt, mit einem Glasdache verſehen und durch einen ſchmalen Graben und ein Gegitter von einem geräumigen Platze getrennt, auf dem eine Menge Stühle den Schauluſtigen zu Gebot ſtehen. Hier bildet ſich bei ſchönem Wetter ein wahres Theaterparterre, vor welchem die Affen auftreten und die gaffende Menge durch ihre Sprünge, Grimaſſen und Streitigkeiten Stundenlang beluſtigen. Auf der Bühne hängen Stricke, mittelſt deren ſie ſich bis zu den Balken unter dem Glasdache hinaufſchwingen und vor den Zuſchauern Proben ihrer Gelenkigkeit ablegen können. Dieſe werfen ihnen zur Aufmunterung und Belohnung allerlei zu und erregen dadurch ein poſſierliches Durcheinanderſpringen und Herumzerren und den tollſten Wirrwarr von Lauten, was beſonders Kinder und Wärterinnen, die den größten Theil des Parterres ausmachen, ungemein ergözt. Das ſchönſte Luſtſpiel würde ihnen ſicher keine ſolche Freude machen. Dieſe Anſtalt, der Affenpalaſt genannt, iſt eine wahre Wohlthat für die junge Pariſer Welt; ſie hat ihrer Zeit in der Deputirtenkammer zu herben Bemerkungen über die Verſchwendung der Miniſter Anlaß gegeben; aber im Budget ſtanden ſchon viele große und inproduktive Ausgaben, die dem Volk keineswegs ſo viel Spaß machen, wie die drollige Affenbühne im Pflanzengarten.

Auf dieſer Bühne nun debutirte im verwichenen Sommer auch der Schimpanſee. Als ein Schauſpieler erſter Ordnung war er zu dieſem Behufe beſonders vornehm ausſtaffirt worden. Man hatte ihm eine ſammtene Jacke angezogen, freilich wohl auch der Kälte wegen, und einen ſtattlichen Kopfputz aufgeſezt, indeß die andern Affen, auftreten wie ſie die Natur behaart und bepelzt hat. Die bedeutende Perſönlichkeit des Afrikaners erregte die Bewunderung aller kleinen und großen Kinder im Parterre; aber bei ſeinen Kameraden erzeugte ſie ganz andere Gefühle. Neid und Eiferſucht bemächtigten ſich ihrer beim Anblick eines ſo prächtig ausgeſtatteten Kumpans; ſie fingen Streit mit ihm an, zerrten ihn an ſeiner künſtlichen Bekleidung herum und riſſen ſie in Fezen. Damit noch nicht zufrieden, gingen ſie ihm zu Leibe, krazten, ſchlugen und verfolgten ihn von einem Ende der Bühne zum andern, von unten bis oben, und wieder von oben bis unten. Alles dieß war für die Zuſchauer ſehr amuſant, der arme Schimpanſee war aber zu bedauern. Er fand keine Ruhe unter ſeines Gleichen, und die Menſchen, welche gemeint hatten ihn mit beſonderer Auszeichnung zu behandeln, mußten als ſeine Beſchüzer auftreten und ihn den Verfolgungen des Affengeſchlechts entziehen.

Es erſchien nothwendig, ihn von den andern Affen, denen er in Manieren allzu überlegen war, zu trennen und ihm eine beſondere Wohnung anzuweiſen, wo kein Neid ihn erreichen konnte. Ein anderes Gebäude des Pflanzengartens dient den Rieſen unter den vierfüßigen Thieren, den Elephanten und Giraffen zum Aufenthalt. Die Giraffe war kürzlich Todes verblichen, nachdem ſie über zwanzig Jahre den Pariſern als Gegenſtand der Bewunderung gedient; der nunmehr leere Raum, den ſie bewohnt hatte, wurde dem Schimpanſee bis zum Ende der ſchönen Jahreszeit angewieſen. Damit aber das Publikum bei dieſem Wechſel nichts verliere, wurde es täglich einige Stunden lang bei ihm vorgelaſſen. Er gab nun gleichſam Audienz wie ein vornehmer Herr, und wenn die Zuſchauer ſich ſatt geſehen hatten, machten ſie andern Neugierigen Platz, ganz wie bei einer großen Cour. — An einem ſchönen Tage des Spätſommers, wo ich den Pflanzengarten beſuchte, zog ſich am Gebäude ein langer Schweif hin, wie vor dem Théâtre français an den Abenden, wo Dem. Rachel auftreten ſoll, obgleich das Schauſpiel oder die Cour ſchon ſeit mehreren Stunden angefangen hatte. Schauluſt iſt einer der vornehmſten Charakterzüge der Pariſer; überall, wo es etwas zu ſchauen gibt, drängen und reihen ſie ſich. Ich erinnere mich einmal, nach einer Emeute einen langen Schweif vor der Morgue geſehen zu haben, wo die auf der Straße Umgekommenen ausgeſtellt waren.

Hatte man nun eine oder zwei Stunden gewartet, ſo wurde einem endlich das Vergnügen, den Schimpanſee in eigener Geſtalt zu erblicken, ihn ſpringen, klettern und begierig nach dem zugeworfenen Naſchwerk haſchen, aufrecht gehen und faſt wie ein Menſch eſſen zu ſehen; ſo kurzweilig wie unter ſeinen Landsleuten war er jedoch in der Abſonderung keineswegs. Aber immer blieb es ein merkwürdiges Schauſpiel, ein Thier zu beobachten, das mit dem Menſchen eine furchtbare Aehnlichkeit hat. Kurzſichtige Leute könnten den Schimpanſee allenfalls mit einem Schornſteinfegerjungen verwechſeln, wenn man ihm ſchmuzige Kleider anzöge, wie dieſe tragen.

Seit Ende des Sommers iſt der guineaſche Affe nicht mehr ſichtbar, und trotz Jacke und Mütze wird es ſchwer halten ihn durch den Winter zu bringen. Schwerlich wird er im kommenden Jahre wieder Vorſtellungen geben können, und deßhalb haben auch die Pariſer geeilt den dießjährigen beizuwohnen, wie denn überhaupt manches, was in dieſem Jahre zu ſchauen war, ſich im künftigen wohl nicht erneuern wird.

Paris im November. Dg.

Der Bregenzer Wald.

II.

Vom Bodenſee, September 1848.

Der höchſte Punkt des Lorrenenpaſſes iſt bewaldet und daher die Ausſicht nach Norden etwas beſchränkt, dennoch überſchaut man den größten Theil des Bregenzerwaldes, das Quellengebiet des Subersbaches, der Bregenzer, Dornbirner und Bolzer Aachen, reißende Waldſtröme, welche in tiefen Schluchten ihr Bette ſich ausgewaſchen haben. Muſchel- und rother Kalkſtein mit Mergellagern herrſchen vor, im Norden Sandſtein mit Lagen von Nagelfluhe wie im ſchweizeriſchen Rheinthale; bei Hüttisau, Egg, Großdorf und Krumbach ſind ſchwache Steinkohlenlager. Schwefelquellen und eiſenhaltige Säuerlinge ſprudeln überall hervor. Durch prächtige Ahorn-, Buchen- und Tannenwälder führt der Fußweg von der Höhe dieſes Paſſes in einer halben Stunde nach dem Dorfe Schwarzenberg hinunter. Man wandert durch einſame Waldwieſen mit niedlichen, aus unbehauenen Baumſtämmen zuſammengefügten Heumazazinen, welche das Heu, deſſen Ernte dieſen Herbſt außerordentlich reich geweſen, gegen die Angriffe des Winters ſchützen ſollen. In einem ſolchen halbgefüllten Häuschen hielt ich mit meinem Begleiter auf weichem duftendem Lager ein Stündchen Raſt, die Blicke auf die prächtigen Bergformen der Mittagſpitze und der Kanisfluh gerichtet. Rings um uns herrſchte die tiefſte Ruhe, nur zuweilen durch die Glöckchen weidender Heerden und das Geläute der Thaldörfer zu unſern Füßen unterbrochen. Zwei Mädchen in der Tracht der Bregenzerwälderinnen, mit Körben ſchwer beladen, zogen den einſamen Waldweg herab und beſchloſſen, angelockt von der Stille des Orts, ebenfalls der Ruhe zu pflegen; in wildeſter Flucht aber eilten ſie von dannen, als die Köpfe fremder Wanderer ihnen aus dem duftenden Heubette entgegenblickten.

Schwarzenberg, ein Dorf von ungefähr dreißig Häuſern, hat fünf Wirthshäuſer und eine hübſche Kirche mit ſpitzem ſchlankem Thurm. Das Altarbild, eine Himmelfahrt der Maria, und zwölf Apoſtel al fresco ſind von Angelica Kaufmann, einer Vorarlbergerin. Im Wirthshaus „zum Schäfli" finden ſich noch fünf bis ſechs andere Gemälde dieſer Künſtlerin als Eigenthum ihrer Erben und Verwandten. Ich wohnte zu Schwarzenberg im „Hirſch" und hatte mehr als ländlichen Comfort: ein gutes Matrazenbett mit ſeidener Decke in einem geräumigen, gut tapezirten Zimmer, ein Abendeſſen, ein Paar Schoppen Tiroler Wein und Kaffee, alles zuſammen für 46 Kreuzer! Ich traf hier viele Perſonen, welche fertig Italieniſch redeten, und außerdem die beſte Unterhaltung.

Gleich hinter Schwarzenberg ſteigt man in eine enge, von der Bregenzer Aach durchrauſchte Schlucht hinunter. Links der köſtliche grüne Buchenwald, rechts wilde ſtarre Felswände, hoch oben mit Tannen umgürtet. Der Pfad iſt dem Felſen abgewonnen, an der Waſſerſeite durch Latten geſchützt, ſehr ſchmal und für Wagen nicht ohne Gefahr. Links brauſt die Aach in hellgrüner durchſichtiger Fluth über Stein und Fels daher, hier kleine Kaskaden, dort ſtille Waſſertobel bildend, welche mit Einſamkeit, Schatten und Kühle zu einem Bade einladen. Da wo die Kluft am engſten, wird ſie von einer ſchmalen bedeckten Brücke überſpannt, welche auf den Nebenweg nach Bezau führt. Dieſe Stelle gleicht der Via mala, nur herrſchen ſtatt der Tannen die Buchen, Eichen und Ahorne vor. Nachdem man eine halbe Stunde am Bach aufwärts gewandert, erweitert ſich das Thal, die Felswand rechts tritt ganz zurück und ein wunderſchöner Wald umgürtet beide Ufer des Bergſtroms: prächtige Eſchen, Erlen, Weiden und mannichfaltiges Gebüſch verdrängen hier plötzlich die frühere Vegetation. Aber je weiter ich am Saum dieſes Waldes fortwanderte, deſto mehr wurde ich durch die ſonderbare Zerſtörung überraſcht, welcher kürzlich hier ſtattgefunden hatte. Da lagen ſchöne Bäume halbgeknickt, dort als vollſtändige, mit der Wurzel ausgeriſſene Leichen umher; hier ſtanden halbentwurzelte Bäume in ſchiefer Richtung, dort lagen andere mit friſchem Laub kreuz und quer übereinander, wie zu einem Scheiterhaufen aufgeſchichtet. In Möllau löſte man mir das Räthſel. Ein plötzlicher Föhn war mit verheerender Gewalt über die Mittagſpitze ins Thal von Möllau hinuntergedrungen, und in ſeinem Durchbruch an den Felswänden von Schwarzenberg Widerſtand findend, hatte er den ſchönen Wald voll Zorn zuſammengeballt und zerknickt. Häuſer, Heerden und Menſchen waren in Gefahr geweſen und man erzählte mir manches von unwillkürlichen plötzlichen Ortsveränderungen, was höchſt komiſcher Natur war.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Fortſetzung.)

R. Blum. — Reform.

Die Vaterlandsvereine traten ſogleich zuſammen und beriefen eine Volksverſammlung in's Odeon; auch die Stadtverordneten, deren Mitglied Blum iſt, beriethen ſich, was nun zu thun ſey, um einen Bürger Sachſens der Willkührherrſchaft eines vielleicht rachſüchtigen Siegers zu entreißen. Beide verfaßten Adreſſen an das Miniſterium, der Vaterlandsverein auch eine ziemlich langathmige an das Reichsminiſterium. Die Verſammlung im Odeon beſchloß ſogar, den Stadtrath zur Theilnahme aufzufordern und begab ſich zu dieſem Behufe in Maſſe vor das Rathhaus, was wieder einmal etwas politiſche Lebendigkeit in den Alltagstrab unſeres ſtädtiſchen Lebens brachte. Eine aus drei Mitgliedern beſtehende Deputation des genannten Vereins ging nach Dresden und ward vom Miniſter des Auswärtigen, Dr. von der Pfordten, mit der beruhigenden Antwort entlaſſen, daß bereits das Miniſterium die erforderlichen Schritte gethan habe, nicht nur um Blums Freigebung zu erwirken, ſondern auch allen in Wien lebenden Sachſen Schutz angedeihen zu laſſen. Inzwiſchen haben eingelaufene Briefe des Verhafteten gemeldet, daß er und ſein Mitgefangener, Julius Fröbel, ſich mildeſter Behandlung erfreuen.

Hat Sachſen keine entſcheidende Stimme in den großen, Europa erſchütternden Begebenheiten, ſo ſucht es ſich deſto eifriger innerhalb ſeiner Grenzen zu entwickeln, ſeinen Bewohnern die Früchte der neuen Umwälzungen und politiſchen Errungenſchaften darzubieten. Dieſes mehr ſtille als laute Reformiren, das unſer thätiges und einſichtsvolles Miniſterium conſequent verfolgt, wird unſer Land hoffentlich vor jeder gewaltſamen Erſchütterung bewahren, und das Volk jener vernünftigen Freiheit theilhaftig werden laſſen, die zur Zeit leider noch nirgend großen Anklang gefunden hat. Die Körperſchaft der Stadtverordneten, denen Sachſen die Reformbewegung großentheils zu verdanken hat, faßte vor Kurzem den Beſchluß, die Ergänzungswahlen für die demnächſt ausſcheidenden Mitglieder künftig in direkter Weiſe ſtattfinden zu laſſen; das Miniſterium ging bereitwillig darauf ein, und man wartet nun bloß noch auf eine Kammervorlage, um die Neuwahlen in angegebener Weiſe vorzunehmen. Daß es bei dieſer Neuerung an Wahlkämpfen nicht fehlen wird, iſt natürlich, es hat dieſelbe aber ohne allen Zweifel den großen Vortheil, daß ſie die zahlloſen bisherigen Indifferenten aus ihrer ſchmachvollen Theilnahmloſigkeit aufrüttelt, ſie Partei zu ergreifen zwingt und ſo das ganze Volk nach und nach in ein politiſch bewegteres Leben einführt, das wir nun einmal nicht mehr entbehren können, wollen wir Sitz und Stimme gewinnen im großen Rath der Völker und dem deutſchen Namen Achtung verſchaffen bei andern Nationen.

Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß hier eine Geſellſchaft beſteht, die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, alle hiſtoriſch merkwürdigen Punkte aus den Schlachttagen von 1813 mit einfachen Denkmalen zu bezeichnen. Im vergangenen Jahr ward bekanntlich das erſte auf dem ſogenannten Monarchenhügel bei Meusdorf errichtet. Es war nun der Plan, alljährlich am 18. Oktober einen der ausgezeichneten Punkte mit ähnlichen Monumenten zu ſchmücken, ein Plan, der gewiß ausgeführt worden wäre, hätte nicht der gewaltige Umſchwung dieſes Jahrs auch hier einen Strich durch die Rechnung gemacht. Wer ſollte auch Sinn haben für jene Freiheit, die uns Deutſchen der Sieg bei Leipzig gebracht, nachdem die Ereigniſſe dieſes Jahrs uns gelehrt, wie alle deutſchen Stämme darüber denken! Es unterblieb daher eine öffentliche Feier, nur in geſchloſſenem Raum fanden ſich die Mitglieder jener Geſellſchaft ein, um ſich die längſt vergangenen Schreckenstage unter vielleicht drohenderen Schrecken der Neuzeit in das Gedächtniß zu rufen.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, November.*

Theater.

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß das Theater ſich wieder weit größerer Theilnahme erfreut. Ein neues oder ſonſt bedeutendes Stück macht ein volles Haus, und das Publikum iſt mit ganzer Seele bei der Darſtellung. Anders iſt es mit der eigentlich ſo zu nennenden Literatur, die noch immer ſehr geringe Lebenszeichen von ſich gibt. Von größern Schriften erſcheint wenig, und dieſes Wenige findet — verhältnißmäßig — wenig Beachtung. Die Verleger haben allen Muth verloren und werden ihn ſobald nicht wieder finden. — Im königlichen Theater kamen in der letzten Zeit vier neue Stücke zur Aufführung. Zwei davon lieferte, wie billig, Frau Birch-Pfeiffer; nämlich: „Alles für Andre," Original-Luſtſpiel in 1 Akt, und „Der Pfarrherr," Original-Schauſpiel in 5 Akten. Das Luſtſpiel iſt ein Lückenbüßer, der durch das humoriſtiſche Spiel Döring's unterhaltend wird, ſonſt aber kein Verdienſt hat. Der Witz dreht ſich darum, daß ein Mann, der „Alles für Andere" zu thun ſich rühmt und ſeinem Neffen in vollem Ernſt Orden, Amt und Frau verſchaffen will, durch Fügung der Umſtände alles dieß ſelber erhält, während der Neffe leer ausgeht. Natürlich verdient auch der Onkel dieß alles und der Neffe nicht, und der letztere kann noch von Glück ſagen, daß jener ihn ſchließlich aus den Händen ſeiner Creditoren rettet. — Der „Pfarrherr" hat auch hier, wie an andern Orten, ſehr viel Beifall gefunden. Das Drama iſt unſtreitig geſchickt auf den Geſchmack des großen Publikums berechnet und enthält Scenen, die auf dieſes Publikum ſehr ſtark wirken müſſen. Das iſt aber auch alles. Die Kritik muß erklären, daß die Verfaſſerin hier wieder nur ein qui pro quo gemacht hat, ein Stück, das ſich das Anſehen gibt von Poeſie und Wahrheit, aber nur der Schein davon iſt. Der Stoff iſt die Liebe des freiſinnigen Pfarrherrn zu der Comteſſe von Wardeck, die er erzogen, und der doppelte Conflikt mit ihrem Vater, dem abſolutiſtiſch geſinnten Regierungspräſidenten. Die Aufgabe wäre hier geweſen, die beiden Männer wirklich als Vertreter ihrer Principien hinzuſtellen, und ſie ihre Tendenz in Wort und That offenbaren und motiviren zu laſſen. Der Graf mußte ein Abſolutiſt, der Pfarrer ein Liberaler ſeyn mit Leib und Seele; wir mußten ſehen, warum ſie es ſind, und ſeyn müſſen. Solche Forderungen zu erfüllen iſt aber keineswegs die Sorge der Verfaſſerin geweſen.

(Fortſetzung folgt.)

* Ein Bericht aus Berlin, der im gegenwärtigen Augenblick faſt nur von Kunſt und Literatur handelt, wird Manchem ſonderbar erſcheinen; es iſt aber nicht unſere Schuld, wenn die Bewegung der Zeit raſcher iſt als Poſten und Eiſenbahnen. Der Brief enthielt Vieles über öffentliche Zuſtände; es war aber durch die neueſte Entwicklung der Dinge in Berlin über Nacht überflüſſig geworden und mußte wegbleiben. Sollten wir nun deßhalb den ganzen Bericht unterdrücken? So lange Kunſt und Literatur noch nicht ganz aus dem Leben verſchwunden ſind, mag man denſelben auch in dieſer Zeitſchrift einen Platz und einige Aufmerkſamkeit gönnen. D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 290. Montag den 4. December 1848.

— Was iſt
Der Götter Geſchenk, Prophetengeſicht, und der Ahnung
Vorfliegende Zauberſtimme?

Herder

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(ſ. Nr. 271. 272)

5. Seher und klage Männer.

Seit ewigen Zeiten hat es Propheten gegeben unter allen Nationen. Erſtänden ſie nicht ſelbſt im Volke, die Hinneigung zum Wunderbaren im Menſchen, das Bedürfniß, Unerklärliches, Geheimnißvolles auf ſich einwirken zu laſſen, würde ſie alsbald ſchaffen. Was anderes, als der unbeſiegbare innere Drang, die Zukunft enthüllt zu ſehen, führt ſelbſt Gebildete zu Wahrſagern und Kartenſchlägerinnen? Und wenn tauſendmal die geſunde Vernunft das Thörichte ſolcher Prophezeiungen nachweiſt, es wird ihr doch niemals gelingen, ſie gänzlich und für immer zu beſeitigen.

Unter den civiliſirten Nationen unſerer Tage ſtehen vor allem die Hochſchotten in dem Rufe, reich zu ſeyn an Sehern und Propheten. Das „zweite Geſicht“ dieſes Volksſtammes iſt weltbekannt und wiederholt Gegenſtand gründlicher Beſprechung geweſen. In faſt ganz ähnlicher Geſtalt kommt die Gabe der Prophetie bei den Weſtphalen vor, obwohl weniger häufig und weniger allgemein als in den hochſchottiſchen Gebirgen. Auch das lauſitziſche Oberland kennt dieſe Erſcheinung, doch nimmt ſie hier eine weſentlich andere, von jenem zweiten Geſicht der Schotten und Weſtphalen ſehr abweichende Form an. Merkwürdig aber und völlig unerklärlich bleibt es, daß die Gabe des Sehens, wo immer ſie beobachtet wird, nur dem Ende des Lebens gilt, daß die verſchiedenen Seher der genannten drei Volksſtämme nie von etwas anderem in naher oder ferner Zukunft Vorgehendem Kunde haben, als entweder von ihrem eigenen Ende oder von dem Tode eines Andern.

Schotten und Weſtphalen, wenn ihnen die Gabe des Sehens verliehen iſt, erſcheint bekanntlich in plötzlich aufſteigendem Schattenbilde, gleichſam in einer geiſtigen Fata Morgana, das Ereigniß ganz ſo, wie es ſpäter ſich zutragen wird. Nicht ſo bei den Sehern der Lauſitz. Dieſe kennen kein Bild, ihnen erſcheint weder die Perſon, deren baldiges Ende bevorſteht, noch die Art und Weiſe oder die Veranlaſſung, die es herbeiführt. Sie erfahren durch eine ganz ſonderbare Erſcheinung, die eben ſo unerklärlich iſt als die Gabe der Prophetie ſelbſt, daß dieſer oder Jener binnen kürzerer oder längerer Friſt ſterben wird, ohne jedoch angeben zu können, ob ihm ein friedlicher oder gewaltſamer Tod bevorſteht. Man nennt dieſe Begabung „das Todſehen,“ weil derjenige, der ſie beſitzt, den Tod zu ſehen vorgibt, nicht gerade in der Geſtalt, wie ihn die chriſtliche Mythologie abzubilden pflegt, ſondern als weiß glänzendes Gebild, das bald menſchliche Form annimmt, bald in ungewiſſer oder oft wechſelnder Geſtalt dem Seher ſich zeigt.

Häufig kommt dieſe prophetiſche Begabung in der Lauſitz nicht vor, auch dürfte ſie ſich kaum im eigentlichen Niederlande wieder finden. Im Gebirge waren mir vor zwanzig und mehr Jahren zwei ſolcher Seher bekannt, deren Einer den Tod mehrerer Perſonen und ſchließlich ſeinen eigenen faſt auf die Stunde vorausſagte. Seltſamerweiſe ſtand dieſer Mann nicht im beſten Rufe, während man ſonſt annehmen darf, daß große Seher, alſo Menſchen, die Gott vor andern bevorzugt hat, die Achtung Aller in hohem Grade genießen. Er war arm, anerkannt ein harter Familien-

vater, hatte in früher Jugend ein ausſchweifendes Leben geführt, und nach der Behauptung der ganzen Gemeinde laſtete ein falſcher Eid auf ſeinem Gewiſſen. Dem ſey wie ihm wolle, der fragliche Seher nährte ſich ehrlich und kümmerlich durch Tagarbeit, pflog wenig Umgang und war meiſtens ſtill und in ſich gekehrt. Nur wenn er ſeiner feierlichen Verſicherung nach „den Tod ſah," ward er geſprächig, wenigſtens machte er gegen ſolche, denen er Vertrauen ſchenkte, ſo wie gegen ſeine eigene Familie, kein Geheimniß daraus. Die Erſcheinung ſelbſt beſchrieb er folgendermaßen: „Wenn Einer ſterben ſoll, den ich kenne, begegnet mir ein weißer „Schiem" (Schein), geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hauſe des dem Tode Verfallenen ſtehen. Später geht der Schein in das Haus, und wenn ich ihm folge, kann ich ſehen, wem ſein Kommen gilt. Der Schein bleibt mehrere Schritte von der Perſon, die abgerufen werden ſoll, ſtehen, oder nimmt, iſt ſie nicht gegenwärtig, deren gewöhnlichen Sitz im Zimmer ein. Legt ſich der Schein vor die Füße des Bezeichneten, ſo ſteht ſein Tod nahe bevor, und beugt er ſich gar über ihn dergeſtalt, daß er ihn umarmt und gleichſam in ihm verſchwindet, ſo lebt er keine vier-und-zwanzig Stunden mehr.

Der Seher verſichert hoch und theuer, daß er ſich niemals irre, daß er jedesmal, wenn ein Bekannter ſterbe, den Tod in angegebener Weiſe ſehe, und daß die ſeltſame Erſcheinung erſt nach erfolgtem Ableben des Bezeichneten wieder verſchwinde. Als ſein eigenes Ende herannahte, gab er genau den Tag ſeines Todes an, ohne Scheu oder Angſt davor zu äußern. Er behauptete, den weißen Schein anfangs am Fenſter, ſpäter an der Zimmerthür geſehen zu haben, verſicherte, daß er täglich einen Schritt näher trete und in ſo und ſo viel Tagen ihn umarmen werde. Am bezeichneten Tage ſtarb er ſtill und ſchmerzlos. Bemerkenswerth iſt noch, daß die unerklärliche Erſcheinung nie am Tage, ſondern erſt mit einbrechender Dämmerung ſich zeigt, nie alſo einem Schatten, ſondern ſtets einem matt glänzenden weißen Lichtſcheine ähnelt. Das Gefühl der Nähe des unheimlichen Boten will zwar der Seher auch am Tage haben, doch könnte dieß wohl auf Täuſchung beruhen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bregenzer Wald.

(Fortſetzung.)

So wurde eine ganze Heuladung von dem umgeſchleuderten Wagen emporgehoben und auf die Wieſe zurückverſetzt, von der ſie mühevoll über den Bach geſchafft worden war. Man zeigte mir die Stangen, welche die Leute in ſchräger Richtung, um die Gewalt des Windes zu brechen, an Häuſer und Stallungen anlehnen; ich kann aber nicht begreifen, wie dieſes Mittel Erfolg haben ſoll. — Auf halbem Wege zwiſchen Schwarzenberg und Möllau öffnet ſich bei Reutte das Thal und man erblickt den Hauptort Bezau, wo das Landgericht ſich befindet. Es mündet hier ein Bächlein in die Aach, deren Lauf wir aufwärts verfolgen. Es verengen ſich die Felswände zum zweitenmale und eine neue Via-malapartie beginnt. Am nördlichen Ende derſelben liegt ein ungeheurer Felsblock, durch einen engen Spalt in zwei Theile getrennt, mitten im Flußbett. Eine Leiter führt auf die Höhe des einen Theils und ein Brett auf das Plateau des zweiten größern Stücks, welches mit einem Häuschen in Styl und Geſchmack des Bregenzer Waldes geziert iſt. Das Ganze iſt eine Spielerei, die freilich nicht zu der Großartigkeit der Umgebung, wohl aber zu dem eigenthümlich iſolirten Felsſtück paßt. Von dieſem Häuschen ſchaut man in die wilde enge Schlucht hinaus, durch welche die Bregenzer Aach eng zuſammengepreßt, wie ein ſchmaler Waſſerfall daher brauſend, ſich Bahn gebrochen. Dann erweitert ſich das Thal, Wieſen beginnen ſich an beiden Ufern hinab zu ziehen, die ſchön geformte Kanisfluh rückt immer näher, man eilt gerade auf die Baſis der Mittagsſpitze zu, und da wo die Möll mit der Aach zuſammenfließt, liegt das freundliche Dörfchen Möllau.

Ich erquickte mich hier in einem Wirthshauſe, wo die Familie — kräftige ſchöne Eltern und geſunde hübſche Kinder — ein liebliches Bild patriarchaliſcher Ruhe und Zufriedenheit darbot. Man wollte mich überreden, von hier aus die Mittagsſpitze zu erklimmen, man wollte mich mit Führern und allem Nöthigen verſehen. Obgleich aber das Wetter überaus günſtig und die Preiſe ſehr mäßig waren, ſo muthete ich doch meinen vielgeprüften Beinen — die Mittagsſpitze iſt 6650 Fuß hoch — eine ſolche Heldenthat nicht zu und wanderte bachaufwärts, an den ſchroffen Wänden der Kanisfluh vorüber, durch liebliches Wieſengrün und ſtattlichen Baumwald über Hirſchau nach Schnepfau, wo die Straße von Bezau nach Au, welche ſich die Schnepfeck hinunter zieht, wieder einmündet.

Ein andermal wanderte ich von den Lorrenen bergab und quer hinüber nach Andelsbuch mit ſeiner wohlbekannten, vielbeſuchten, billigen Badeanſtalt. Es war ein heller warmer Spätſommerſonntag, und in den langen offenen Altanen der hübſchen Bauerhäuſer ſaßen die Familien im Freien und nahmen ihr frugales Mittagsbrod ein. Es machte einen eigen-

thümlichen Eindruck, alle Paar Minuten rechts und links ein Paar Leute, gewöhnlich Mann und Frau einandergegenüber, friedlich und ſchweigend die Löffel taktmäßig zum Munde bewegen zu ſehen. Alles ißt gemeinſchaftlich aus einer Schüſſel. Mein Führer, ein Bauerknabe, hatte den Weg verfehlt und fragte eine zu Mittag eſſende Familie um Rath. Schnell erhob ſich eine der mitſpeiſenden „Schmelken," ſtülpte die Tſcherkeſſenmütze über und ſagte: „Ich will Sie ſchon weiter führen." Mit größter Gewandtheit tanzte dieſe Schmelke bald darauf vor mir einen Tobel hinunter, in welchem mir Hören und Sehen verging. Ein Waldbach, welcher in dunkelſter Tiefe brauste, mußte durchwatet werden; meine Schmelke ſezte wie eine Gemſe hinüber. Nun ging es ebenſo ſteil wieder bergan und dann wieder bergab an die Bregenzer Ach zu einer kleinen Fähre. Hier ſagte mir die gefällige Begleiterin Lebewohl und war kaum zu bewegen, eine kleine Belohnung anzunehmen. Dieſe Ueberfahrtsſtelle über die Ach iſt ein überaus lieblicher Punkt: der Kahn, der Fährmann, der plätſchernde Waldſtrom, ein milchweißſchäumender ſchmaler Waſſerfall, Wieſen, Linden, Ahorne und Schmelken — Alles trägt hier einen idylliſchen Charakter.

Andelsbuch liegt auf einem ziemlich ausgedehnten Bergplateau, umgeben von Wieſen, Tannen und Buchen. Die Kuranſtalt erſtreckt ſich auf Molken, Eiſen, Waſſer, Wein, Bier, wie man will. Alles iſt gut, einfach und billig. Die Wohnzimmer ſind beſcheiden eingerichtet, die Badebequemlichkeit iſt nicht übergroß und die Heilkraft des Eiſenwaſſers nicht allmächtig; aber die geſunde herrliche Alpenluſt, die aufrichtige, gemüthliche Zuvorkommenheit der Leute iſt nicht genug zu empfehlen. Es iſt eines der wenigen Bäder, wo man in Schlafrock und Pantoffeln lebt, ohne gegen den guten Ton zu verſtoßen. Der ſogenannte gute Ton ſcheint übrigens im lieben Vaterlande keinen rechten Klang mehr zu haben. Es läßt ſich gar nicht läugnen, daß ſich mit den ſchlaffen grauen Filzhüten, den loſen Halsbinden und den lockern Paletots eine leiſe Annäherung zum Proletariat überall und in allen Ständen, ohne daß die Leute ſich deſſen bewußt ſind, kund gibt. Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm für die Fürſten. Mir fällt da die Aeußerung eines Kammerherrn Ludwigs XVI. ein, als ein Miniſter plötzlich Eintritt beim Könige verlangte, ohne nach der Hofetikette gekleidet zu ſeyn. „Die Monarchie iſt verloren!" rief dieſer geſcheidte Menſch, als er den bürgerlichen Miniſter ins Gemach des Königs hineinſchob.

Von Andelsbuch wanderte ich die Bezeck hinan. Am Fuße dieſes Berges liegt ein Dörfchen, deſſen Namen ich vergeſſen. Hier exerzirten 10 bis 12 Knaben unter der Leitung eines Kaiſerjägers. Der kleine Sappeur hatte einen großen Bart angeklebt. Meine Erſcheinung machte die jugendlichen Krieger zerſtreut und zog ihnen grimmige Scheltworte von Seiten des Generals zu; ſie hätten ihn anzuſchauen, hieß es, und nicht rechts und links zu gaffen; er drohte ſogar mit Arreſt, und ich entzog daher meine verführeriſche Perſönlichkeit ihren Blicken. Bezau iſt der Hauptort mit Landgericht, Hoſpital, Waiſenhaus, Zuchthaus u. ſ. w. Es iſt aber dennoch ein Dorf, kaum ein Flecken zu nennen. Die Kirche hat hübſche Gemälde und der Engelwirth ein Raritätenkabinet; er iſt mechaniſcher Künſtler, macht Pianofortes, Moſaiks aus allen Marmorſorten und tauſend Schnurrpfeifereien, ſogar gemslederne Hoſen. Seine Werkſtätte iſt eine förmliche Rüſtkammer. Dieſer Mann iſt einer der freundlichſten und gefälligſten Wirthe des Bregenzer Waldes, ſeine Frau eine Art von weiblichem Huſaren mit kampfgeübter Stentorſtimme. Im tiefſten Baß ſagte ſie mir Lebewohl, auf Augenblicke das Weinglas und das Tarockſpiel verlaſſend, und überhäufte mich mit Vorwürfen, daß ich nicht übernachten und ihrem Manne nichts abkaufen wolle.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſetzung.)

Theater.

Graf und Pfarrer ſtellen ſich nur ſo an, als ob ſie Vertreter eines Princips wären. Der Graf thut es noch mit einem gewiſſen Geſchick; er entwickelt gelegentlich ſeine Grundſätze, er ſucht ſein Verfahren, ſeinen Standpunkt zu rechtfertigen, kann es aber doch auch nicht weiter, als zu allgemeinen konſervativen Behauptungen bringen. Er legitimirt ſich nicht als abſolutiſtiſche Natur, die uns imponirte und der wir eine gewiſſe Berechtigung zugeſtehen müßten. Ganz und gar hohl iſt aber der Pfarrer, ſoweit er ein Mann der neuen Zeit ſeyn ſoll. Er kommt nie dazu, ſich in der Würde und in dem Eifer eines von den Aufgaben der Zeit Begeiſterten zu zeigen;

er vermißt ſich nur zufälliger Bemerkungen und Warnungen und verſteht eigentlich nichts als den reſignirten Liebhaber der Comteſſe zu ſpielen. Daß er ein Mann des Fortſchrittes, ein Vertheidiger der „Menſchenrechte“ ſey, wird nur von ihm geſagt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Verfaſſerin dieſe Tugend ihres Helden nicht unbelohnt läßt und die Kluft, die zwiſchen dem Pfarrer und der Gräfin beſteht, ſchließlich ausfüllt. Ihr Mittel iſt ganz zeitgemäß — eine kleine Revolution. In Folge derſelben wird der allmächtige Regierungspräſident von dem Fürſten entlaſſen und entſchließt ſich nach Amerika auszuwandern. Vor ſeiner Abreiſe gibt er zu der Verbindung ſeiner Tochter mit dem Pfarrer nicht nur ſeinen Conſens, ſondern ſogar ſeinen Segen. — Das Stück ſpielt in Schwaben. Da die Verfaſſerin mit den ſchwäbiſchen Figuren in „Dorf und Stadt“ ſo viel Glück gemacht, ſo hat ſie natürlich wieder verſucht mit ſchwäbiſcher Bauernnaivetät zu wirken. Allein die Art, wie ſie dieß thut, iſt ein großer Triumph für Auerbach. Die Bäuerin, der Bauer und ſeine Tochter, die im „Pfarrherrn“ vorkommen, ſind affektirte Nachahmungen der Auerbachſchen Charaktere, ohne eine Spur des Reizes, den das Lorle hat und der Lindenwirth. Man ſieht alſo, daß Frau Birch-Pfeiffer nur Einmal eine poetiſche Wirkung hervorbringen konnte: als ihr Auerbach die Hand führte.

Das dritte neue Stück führt den Titel: „Ein deutſches Herz“, hiſtoriſches Trauerſpiel in 5 Akten von G. Logau. Es wurde ebenfalls günſtig aufgenommen. Die Compoſition deſſelben — der Held, das „deutſche Herz,“ iſt Ulrich Hutten — verräth allerdings noch wenig Kunſtübung, und der Dichter verdankt den Beifall, den er fand, hauptſächlich einzelnen Stellen, die ausſehen, als ob er ſie für den gegenwärtigen Moment geſchrieben hätte. Doch iſt die ganze Dichtung von einer ſchönen, jugendlich poetiſchen Empfindung durchdrungen, von der man ſich wohlthuend angeregt und erwärmt fühlt, wenn man auch die Spannung, die ein wohlangelegtes Drama erregen ſoll, hauptſächlich in den letzten Akten vermißt. — Leichte Waare, aber amüſant genug iſt das vierte Stück: „Badekuren,“ Luſtſpiel in 1 Akt von G. zu Putlitz. Die Hauptperſon iſt ein Studioſus, der von Heidelberg etwas verwildert ins Vaterhaus zurückgekommen iſt und den die vornehme Mama wieder zum eleganten Mann umzubilden vergebens ſich abmüht. Beſſere Ausſicht, daß ihr dieß gelingen werde, hat eine ſchöne Couſine, eine junge Wittwe, welcher der Held vor ihrer Verheirathung die Cour gemacht hat. Allein auch dieſe irrt ſich gewaltig, als ſie nach einer etwas befangenen Einleitung, die er in einem Geſpräch mit ihr macht, einen Heirathsantrag erwartet: der Student wollte ſie nämlich bloß — anpumpen, um einen Heidelberger Reſt abzutragen. Die Enttäuſchung der eine Liebeserklärung erwartenden Dame iſt der Hauptſpaß des harmloſen Stücks, welches natürlich damit endigt, daß die Beiden dennoch ein Paar werden.

Außergewöhnliches Glück machte auf der Königſtädter Bühne eine Vaudevilleposſe von Adami: „Provinzial-Unruhen.“ Die Compoſition iſt die loſeſte und trivialſte, die man ſich denken kann; man ſtaunt über die Dreiſtigkeit, ſo etwas einem gebildeten Publikum zu bieten. Allein Anſpielungen auf Tagesereigniſſe und ſonſtige Späße machen das Stück ergötzlich. Es kommt darin ein Krawall, durch den Stadtclub organiſirt, Fenſtereinwerfen, Katzenmuſik, Generalmarſch, Abſetzung des Bürgermeiſters und Erwählung eines neuen vor (mit ſtarken Hindeutungen auf die Geſchichte des hieſigen Oberbürgermeiſters v. Krausnik in den Märztagen) und durch politiſche Demonſtrationen werden Privatzwecke erreicht. Obwohl ich die Empfänglichkeit des hieſigen Publikums für politiſche und ſociale Anſpielungen kenne, ſo habe ich mich doch gewundert über den Beifallsſturm, welcher den beſten in dem Adamiſchen Stück folgte. Was könnte ein Dichter für Wirkungen hervorbringen, der in einem dramatiſchen Kunſtwerke die Colliſionen und Zuſtände der Gegenwart zu ſpiegeln verſtände!

Von den literariſchen Erzeugniſſen, die uns die letzte Zeit brachte, nenne ich zuerſt: „die Royaliſten,“ von A. v. Sternberg. Der Verf. ſchildert eine royaliſtiſche Familie und ihre Beziehungen zu den Ereigniſſen dieſes Jahres; er beſchreibt die Märztage und ihre Folgen nicht nur, ſondern auch — wie er ſie auffaßt — ihre Urſachen: er führt uns nach Paris in eine geheime Geſellſchaft, deren Oberer Emiſſäre nach Deutſchland ſendet, und läßt uns theilnehmen an den Unterredungen und Machinationen eines dieſer Emiſſäre und eines Literaten in Berlin. Außerdem ſchildert er ſatyriſch einen Kreis radikaler Putzmacherinnen, eine Bürgerwehrwache u. A. Das Ganze iſt mit der bekannten Leichtigkeit und Lebendigkeit, aber dabei ziemlich flüchtig geſchrieben.

(Fortſetzung folgt.)

Leipzig, November.

(Fortſetzung.)

Die Stimmung in Altenburg.

Gerade um dieſe Zeit ſah Leipzig, ich weiß nicht ſeit wie langen Jahren, zum erſtenmale wieder fremde Truppen durchmarſchiren. Einige Bataillone Hannoveraner, ſtarke, geſund ausſehende Leute, vortrefflich ausgerüſtet und equipirt, kamen über Halle hier an, um in Altenburg einzurücken, das von den ſächſiſchen Truppen verlaſſen ward, da dieſe nach den thüringiſchen Herzogthümern verlegt werden ſollten. Zwei dieſer Bataillone hatten den Krieg in Schleswig-Holſtein mitgemacht, nach ihrer Verſicherung aber ſehr wenig Leute verloren. Auffallend war es uns, von Allen, mit denen uns der Zufall zuſammenführte, einſtimmig ein ſehr abfälliges Urtheil über den kommandirenden General Wrangel zu hören, ein Urtheil, nach welchem dieſen Mann ein großer Theil der Schuld träfe, die man bisher einzig und allein der Diplomatie in die Schuhe zu ſchieben geneigt war. Die Altenburger, die mit unſern Truppen ſich ganz wohl vertrugen, waren mit den neuen, an andere Sitten und Gebräuche gewohnten Gäſten wenig zufrieden, und ſind auch durch die militäriſche Beſetzung der Stadt und Landſchaft bisher von ihren republikaniſchen Ideen noch nicht zurückgebracht worden. Eher könnte man ſagen, daß dieſe beruhigend ſeyn ſollende Maßregel der Centralgewalt den Republikanismus auch ſolchen Leuten, die früher nicht im Ernſt daran dachten, recht in Fleiſch und Blut gejagt hat. Es herrſcht in der That eine eigenthümliche Stimmung in Altenburg, von der man ſich auswärts keinen Begriff machen kann. Was z. B. hier im Königreich Sachſen zur Zeit eine Ehre iſt, nämlich ein gutgeſinnter conſtitutioneller Bürger zu ſeyn, gilt in Altenburg für ein arges, ja für das ärgſte Verbrechen. Das republikaniſche Gelüſt hat ſich dort in alle Schichten der Bevölkerung verbreitet, alle Altersklaſſen gleichmäßig ergriffen, und ſollten auch Viele, zumal die Schuljugend, die gerade am radikalſten auftritt, nicht wiſſen, was ſie eigentlich herbeiwünſchen, der Wille ſtrebt zur That zu werden und der geringſte Funke, in dieſes Arſenal angehäuften Brennſtoffes geworfen, kann eine unberechenbare Exploſion verurſachen, die unter den gegenwärtigen Auſpicien kaum noch ſehr lange aufzuhalten ſeyn möchte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 291. Dienſtag den 5. December 1848.

Der Menſch hat hier des Bleibens Stätten
In Dörfern weder, noch in Städten.
Nach Luſt ein Dach
Am Tannenbach!
Das iſt noch Altgermanens Sitte!

Carl Mayer.

Der Bregenzer Wald.

(Schluß.)

Ueber Reute, wo ein unbedeutendes Bad in ſchöner romantiſcher Umgebung ſich befindet, und durch Bizau mit koloſſalen Lindenbäumen und hübſcher Kirche, wanderte ich bei hellem Mondſchein die Schnepfeck hinan und wieder in's Aachthal hinunter nach Schnepfau. Auch in Bizau hatte ich Gelegenheit die Gefälligkeit der Leute kennen zu lernen. Ich fragte nach dem Wege und ſogleich erhob ſich der Bauer von ſeinem Sitze, begleitete mich zehn Minuten lang und nahm dann den freundlichſten Abſchied. In einer guten halben Stunde wandert man von Schnepfau nach Au, dem zweiten Hauptorte des obern Aachthals.

In Au drängen ſich alle Eigenthümlichkeiten des Bregenzer Waldes zuſammen. Um die hübſche Kirche mit einer Auferſtehung Chriſti von Moosbrugger gruppiren ſich die Hauptgebäude, die übrigen Häuſer liegen zerſtreut umher. Das Wirthshaus iſt zugleich ein Brauhaus, aber das Bier ſehr ſchlecht; Tiroler und Veltliner Wein ſpielen die Hauptrolle. Im großen Gaſtzimmer iſt der Tiſch in der Ecke, welche das Crucifix trägt, der Honoratiorenplatz. Wirth und Wirthin ſind voll Dienſteifer, dabei voll Neugier und Schwatzhaftigkeit; Zimmer und Betten reinlich, letztere aber in der Regel ſehr kurz, wahre Prokruſtesbetten, und die Buchenlaubſäcke duften unangenehm. Die beſſern Häuſer ſind in der Regel bis zum erſten Stock aus Stein gebaut, das übrige iſt Holz, ſchwarzbraun. Das überragende Dach ſtützt ſich auf Balken, deren hervorſpringende Ecken häufig mit Schnitzwerk, z. B. Thierköpfen, geziert ſind. Oft prangt die Front des Hauſes in buntfarbigem Bilderſpiel. Steht ein ſolches Haus einzeln und frei auf grüner Flur, ſo gewährt es einen eigenthümlichen, lieblichen Anblick. Blumentöpfe zieren die Schiebfenſter und eine Katze fehlt niemals. Oft wird man von vier bis fünf derſelben bewillkommt. Die Küchen ſind reinlich, aber lange nicht ſo ſchimmernd und ſo topf- und geſchirrreich wie die Schweizer Küchen. Um das Haus läuft der bedeckte Gang, eine Art Veranda, der Sommeraufenthalt der ruhenden und eſſenden Familie. Die Haustracht beſteht aus dunkelfarbigen Stoffen, die feſtliche Nationaltracht aber aus grünen, die reich mit Blumen durchwirkt ſind. An Feſttagen ſchmückt Alles ſich mit Blumen, im Winter mit künſtlichen Roſen und Nelken; auch Fremde erhalten ſolche. Dann geht es hoch her; ſonſt iſt die Koſt ſehr einfach und beſteht meiſt aus Haferbrod und Milch. Der Fremde wird freundlich empfangen und in Ehren gehalten, ſo lang er Neues erzählt.

Der Bregenzer Wald lieferte Künſtler und Mechaniker von Ruf, z. B. Angelika Kaufmann, Fink (Uhrwerk in Andelsbuch), Moosbrugger, Bergmann, Felder; ferner geſchickte Baumeiſter, welche ſtattliche Gebäude in Bregenz, Weingarten, Wiblingen u. ſ. w. aufführten; ſogar berühmte Militärs, Feuerſtein, Willberger. Die meiſten Bewohner beſchäftigen ſich mit der Alpenwirthſchaft und bereiten Emmenthaler und Limburger Käſe. Im Herbſte kehren die Heerden blumenbekränzt zurück und ſtattliche Züge von Pferden, mit Glocken und Bändern geſchmückt und mit Käſe

bepackt, beleben die Gegend. Außer der Alpenwirthſchaft wird auch der Stickerei große Thätigkeit gewidmet. Manch koſtbares Ballkleid in Wien, Berlin und Petersburg ſtammt aus dieſen Thälern.

Der ſchwatzhafte Knecht des Brauwirthes zu Au hatte ſich in Feſttagsornat mit blumengeſchmücktem Filzhut geworfen, um mich und meinen Begleiter über den Stazel, am Widderſtein vorüber, nach Mittelberg zu bringen. Wir wanderten über Remen nach Schopernau mit hübſchen bunten Häuſern, ſchlankem Kirchthurm und ſtattlichem Brauhauſe mit goldener Biertonne, nebſt Aehren und Hopfen, als Giebelſchmuck, bogen links vom Hauptwege ab und begannen in Erlengebüſch und am Rande eines der Aach zuſtrömenden Gebirgsbaches das Aufſteigen. Ohne Führer iſt dieſer Weg nicht zu finden; unzählige Alpenwege kreuzen ſich und verwirren den Wanderer. Nach anderthalbſtündigem Steigen durch Tannen- und Buchwälder, an rauſchenden Bächen vorüber, gelangten wir auf eine Alpe mit koloſſalen vereinzelt ſtehenden breitäſtigen Fichten, welche zur Ruhe einluden. Ein Jäger, mit Flinte und Stutzen zur Gemſenjagd bewaffnet, geſellte ſich zu uns und zeigte uns einen ſtattlichen Auerhahn, welchen er bei Tagesanbruch geſchoſſen. Vor uns lagen die Vintſcher Joche, wo es viele Gemſen gibt, nicht weit von uns eine Alphütte, deren Bewohner mit mächtigen Holzſandalen und Ziegenfellen bekleidet umherwanderten.

Nach kurzer Raſt ging es weiter. Erdbeeren, Himbeeren, rothe und ſchwarze Heidelbeeren wuchſen überall in üppiger Fülle; Gruppen von Gentiana, Aconit und Arnica bildeten die Zierpflanzen des grünen Alpengartens; Quellen rieſelten zahlreich vorüber, und aus hohen Fichten und Tannen erhoben wir uns bald in die Regionen, wo der Baumwuchs ſparſamer und krüppelhafter wird. An einem ſteilen Abhange vorüber erreichten wir unter dem muntern Geſchwätz unſeres Führers recht bald den Fuß der Terraſſe, deren Spitze, der Stazel genannt, den Höhenpunkt des Paſſes bildet. Wir erblickten ein hohes Kreuz als Wegweiſer aufgepflanzt und glaubten in zehn Minuten oben zu ſeyn, erreichten unſer Ziel aber erſt nach einer halben Stunde. So ſehr täuſcht in den Höhen der Blick und die Berechnung der Entfernung der Gegenſtände von einander.

Die Höhe des Stazel bildet eine der Waſſerſcheiden zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſchwarzen Meer. Die rauſchenden Bäche Durra, Fiſi u. ſ. w., welche in's Mittelberger Thal hinab eilen, ſtrömen durch die Iller der Donau zu, alle dagegen, welche uns bei Au und Schopernau entgegenrauſchten, dem Rhein. Die Ausſicht von dieſer Höhe (5000 Fuß) iſt keineswegs ſo weit umfaſſend, wie wir erwartet hatten, dennoch iſt der Blick in eine ſtarre und wilde Gebirgsgegend, wo faſt alle Vegetation fehlt, höchſt eigenthümlich und belohnend. In tauſend Zacken ſtarrt der wildzerklüftete Widderſtein uns rechts entgegen und hemmt den Blick in's Thal. Links erheben ſich die zerriſſenen buntfarbigen Felswände des Hohenifers mit prächtigen, aber faſt unerſteiglichen Alpen, dann der Gipfel des Didams, und hinter uns ſchließen die Mittagsfluh, der Stazel ſelbſt und die Vintſcher Joche das Panorama. Die Ausſicht war frei nach allen Richtungen, aber ein dunſtiger Schleier und die täuſchende Nähe aller Gipfel verkündeten Regen und ſomit das Ende des ſchönſten Herbſtwetters. — Mehr ſpringend und laufend als wandernd ging es jezt raſch bergab. Vor Baad vereinigen ſich drei Waldſtröme, deren einer ſchon den Namen Iller führt, während der vereinte Strom bis Obersdorf unter dem gleichſam falſchen Namen der Breitach bergab gleitet. Unſer Führer kannte hier jede Schürze auf Wieſe und Acker und ward eine Art Hemmſchuh für unſer Weiterkommen. — Der kleine Weiler Baad hat ein ſehr ſtattliches Wirths- und Badhaus, welches von Landleuten des Mittelberger (äußern Walſerthals) beſucht wird. Hier wird die Straße für kleine Wagen fahrbar. Rechts und links auf den Alpen liegen ſtattliche Häuſer, welche von unten geſehen, mit den prächtigen Ahorngruppen, den buntbemalten Fenſterladen, den rothbraunen Dächern und dem duftenden Wieſenplan wie ländliche Villen erſcheinen. — Von Hirſcheck an verlieren die Häuſer hier gänzlich die braunſchwarze Farbe, ſie ſind faſt alle bis in den erſten und zweiten Stock aus Stein gebaut, weiß angeſtrichen, mit Blumen, Wappen, Adlern, Jägern und andern Emblemen geziert. Die Gegend iſt ſchön, aber lange nicht ſo prachtvoll wie das Vorarlberger Walſerthal. Riezlern iſt der geſchmückteſte Ort des Thals. Alle Häuſer haben Jalouſieläden, ſind weiß, ſchwarz, grün angeſtrichen und tragen die buntfarbigſten Verzierungen. Das vorſpringende Giebeldach prangt gewöhnlich, ſtatt der Thierköpfe im Bregenzer Wald, mit zwei Jägern, welche ſich mit vollen Backen in's Geſicht blaſen. Ein ſchönes Haus, rechts am Wege auf einer Wieſe gelegen, war gold, grün und weiß angeſtrichen und ſchimmerte ſogar beim trüben Wetter freundlich herüber.

Ein ſtarker Regen ereilte uns vor der ſogenannten Walſer Schanz, der bayriſch-öſterreichiſchen Grenze, wo das Thal ſich bedeutend verengt und dunkle Waldung wieder vorherrſcht. Die Mauthgebäude haben hier das heiterſte, freundlichſte Anſehen und dabei fand nicht die geringſte Plackerei und Prellerei ſtatt. Wagen und Saumroſſe führten volle Käſeladungen in's untere Land hinab und fröhliche Menſchen kamen und gingen.

Wir tranken hier den lezten guten Tiroler und betraten das Bayerland.

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Fortſetzung.)

Auffallende Verehrung zollt man ſolchen Sehern im Volke eben ſo wenig, als man ſich ſcheu vor ihnen zurückzieht. Man betrachtet ſie weder als von der Hand des Herrn wunderbar Geſegnete noch als Gezeichnete. Wenn man ihnen dennoch nicht häufig im Gedränge des Lebens begegnet, ſie meiſt ſtill und in ſich verſenkt antrifft, ſo iſt die Urſache davon einzig und allein in ihrer Gemüthsart zu ſuchen. Leichtſinnige, ſanguiniſche, zu lautem, heitern Lebensgenuſſe hingeneigte Menſchen beſitzen die Gabe des Sehens niemals, es ſcheint ein gewiſſer Grad von Schwärmerei, ein Hang zu anhaltendem Grübeln zu ihrer Ausbildung erforderlich zu ſeyn. — An die Untrüglichkeit des Sehens glaubt das Volk eben ſo feſt als der Seher ſelbſt, doch möchte es kaum irgendwo vorkommen, daß Jemand aus Neugier einen als Seher bekannten Mann fragte, wer von ſeinen Bekannten wohl zunächſt ſterben werde. Die Scheu vor dem Tode, deren ſich auch der Roheſte nicht gänzlich erwehren kann, hält ſelbſt Frivole ab, mit übermüthigem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, und ſo erfahren ſelbſt diejenigen, welche derartigen Sehern näher ſtehen, nur zufällig, ob und wann ſie von dem todtverkündenden Geſicht heimgeſucht werden.

Einigermaßen verwandt mit dieſer geheimnißvollen, ja unheimlichen Sehergabe iſt die Kunſt gewiſſer Perſonen, geſtohlene oder verlorene Gegenſtände wieder zu finden, den Dieb zu ermitteln oder ſogleich zu bezeichnen, ferner alle Leibesſchäden durch gewiſſe, ſehr geheim gehaltene Mittel zu heilen. Solche Perſonen nennt man in der Lauſitz „kluge Männer.“ Sie finden ſich ungleich häufiger als die Seher, ſtehen in außerordentlichem Anſehen bei den Landleuten und erwerben ſich meiſtentheils, da ſie ſich ihre Kunſt theuer bezahlen laſſen, ein anſehnliches Vermögen. Daß bei dem Treiben dieſer Leute die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge einerſeits, die plumpſte Charlatanerie andererſeits Hauptrollen ſpielen, bedarf keines Beweiſes. Auffallend freilich, bisweilen ſogar an das Unbegreifliche grenzend ſind die Ausſprüche der „klugen Männer;“ ſie würden aber ſehr bald auf ihr natürliches Maß zurückzuführen ſeyn, wüßte man die klug verſteckten Quellen zu entdecken, aus denen ſie ihre Weisheit ſchöpfen. Bekannt mit Jedermann, verbunden mit zahlloſen Mittelsperſonen, die immer die Zuträger machen müſſen, außerdem vorſichtig, ſtets wachen Geiſtes, mit Schlauheit und zuverſichtlichem Weſen ausgeſtattet, und nie um Antworten wie um Ausflüchte verlegen, wenn es gilt ihre Kunſt, ihren Ruf zu retten, finden ſie in Dreiſtigkeit und zweifelloſem Glauben des hülfeſuchenden Volkes ihre ſicherſten Bundesgenoſſen. Gewiſſe mediciniſche Kenntniſſe kann man ſolchen Perſonen nicht abſprechen, anderer unſchädlicher Hülfsmittel, deren ſie ſich bedienen, nicht zu gedenken. Von Haus aus ſind ſie weiter nichts als kecke und glückliche Taſchenſpieler, die mit wenig Kunſt und vielem Glauben Wunderdinge verrichten und von allem Volk in hohen Ehren gehalten werden.

Faſt alle „kluge Männer“ wohnen im Gebirge, gewöhnlich dicht an den Grenzen Böhmens, manche auch in dieſem Königreiche. Ein möglichſt verſteckter Wohnort ſcheint zur Betreibung ihres einträglichen Geſchäftes nöthig, wenigſtens ſehr empfehlend zu ſeyn. So häufig die Landleute ihre Kunſt oder Weisheit in Anſpruch nehmen, ſo wenig Verkehr im gewöhnlichen Leben pflegen ſie mit „klugen Männern“ zu haben. Man fürchtet ſie, weil man ihnen Kräfte zuſchreibt, die faſt an Zauberei, wo nicht gar an Hexerei grenzen. Hülfeſuchende müſſen, ſoll der „kluge Mann“ ihrer Sache ſich annehmen, gewöhnlich ein paar Haare oder eine ungleiche Anzahl Tropfen von ihrem eigenen Blute, zu einer beſtimmten Stunde dem Körper entnommen, bisweilen auch ein Stückchen ihrer Kleidung oder irgend etwas der Art dem Dorfweiſen einhändigen, bevor er ſeine Operationen beginnt, Hülfe zuſagt und ſchafft.

Es iſt ſonderbar, daß man nur von „klugen Männern,“ niemals auch von „klugen Frauen“ in der Lauſitz ſprechen hört. Sey es nun, daß man dem weiblichen Geiſte nicht ſo viel Kraft der Forſchung zutraut, wie dem Manne, ſey es, daß vor Allem Verſchwiegenheit erforderlich iſt, um mit Erfolg die Klugheit in den verworrenſten Lebensverhältniſſen als Schiedsrichterin ſprechen zu laſſen — genug, die Frauen haben in dieſer Hinſicht keinen Kredit bei den Lauſitzern. Nur eine gewiſſe Gabe der Hexerei ſchreibt man einzelnen Frauen in faſt jedem Orte noch heutigen Tages zu. Wenig genügt, um in ſolchen nicht eben empfehlenswerthen Ruf zu kommen — ſtets gut melkendes Vieh, vortreffliche Butter, fetter Rahm, überreichlicher Kleewuchs u. dgl. mehr. Fügt es gar der Zufall, daß an einem vom Volke für unheimlich gehaltenen Tage, etwa am Walpurgisabend, eine Sternſchnuppe über dem Schornſteine einer ſolchen glücklichen Hausfrau zerplatzt, ſo darf man mit Sicherheit darauf zählen, daß es Viele gibt, die ſteif und feſt an

den Besuch des Drachen glauben. Die Massen haben sich in dieser Hinsicht selbst durch den vielfach verbesserten Schulunterricht noch wenig geändert, und schwerlich möchte sobald eine Aenderung eintreten, da das heranwachsende Geschlecht von früher Jugend auf in alle abergläubischen Meinungen eingeführt und der Glaube daran durch Eltern und Verwandte möglichst genährt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

(Schluß.)

Die Freischaaren. — Das Schillerfest.

Nach den neuesten Ereignissen in Berlin forderten die demokratischen Vereine zu Bildung von Freischaaren durch öffentliche Anschläge auf. Der Zulauf war dießmal größer als früher. In drei Tagen waren gegen 500 wehrfähige, meist kräftige junge Männer beisammen, die sofort ihre Exercitien begannen. Es wurden Sammlungen von Haus zu Haus veranstaltet, um die Geldmittel zur Ausrüstung der Gewerbenen zu beschaffen. An vielen Orten legte man Subscriptionslisten auf. Hiebei nun benahm man sich nicht immer klug. Es hat heut zu Tage nicht Jeder Mittel genug, um immer zu derartigen Unternehmungen beizusteuern. Viele thun es auch aus Grundsatz nicht, weil sie die ganze Sache für zwecklos halten oder mit ihren politischen Ansichten nicht in Einklang bringen können. Leider hat die Demokratie in ausgebildetster Form die Intoleranz mit dem Absolutismus gemein und verfolgt Jeden, der anders denkt und spricht, wie sie es wünscht und will. Man drohte öffentlich diejenigen, welche den Freischaarenzug durch Geldbeiträge nicht unterstützen würden, namentlich bekannt zu machen, was einer Proscriptien so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern, ja es soll vorgekommen seyn, daß man bloß die Wahl ließ zwischen Verabreichung von Geld oder Proscription. Es ist mir unbekannt geblieben, was die Behörden veranlassen mochte, diesem Treiben unthätig zuzusehen und die Freischaaren sich bewaffnen zu lassen. Es war doch vorauszusehen, daß mit der Betretung des preußischen Gebietes diese Corps umstellt und entwaffnet werden würden. Erst Sonnabends früh, den 18., erschien unerwartet ein von Rath und Polizei gemeinsam unterzeichnetes Verbot, das einen Gesetzparagraphen anzog und die Auflösung der Schaaren verlangte. Was man Freitag Abends als ungesetzlich erkannt hatte, konnte man Dienstags doch unmöglich für gesetzlich halten, um so weniger, als das angezogene Gesetz von ziemlich neuem Datum war. Es bleibt daher nur anzunehmen, daß erst auf Befehl des Ministeriums die städtische Behörde zum Handeln veranlaßt ward, und daß, wie dieß klar aus der Bekanntmachung des Ministeriums hervorzugehen scheint, preußische Beschwerden auch dieses erst zum Einschreiten bewogen haben dürften. Wie dem nun sey, am 18. ward die Entwaffnung ausgeführt, die Freischaar für aufgelöst erklärt, was nicht ohne lebhafte Ruhestörung geschehen konnte, und wozu der Beistand sämmtlicher Garden so wie der Garnison nöthig war. Stundenlang dauernde Haussuchungen wurden vorgenommen und die gefundenen Gewehre in die Pleissenburg geschafft. Bei diesen Haussuchungen soll auch manches andere noch entdeckt worden seyn, worüber Näheres zu berichten mir jetzt noch nicht möglich ist. Der Skandal dauerte fast den ganzen Tag, doch kam es zu keinem ernsthaften Conflikte, obwohl es an Verwundungen nicht fehlte. Ließe sich übrigens die Republik durch bloßes tapferes Schreien einführen, so hätten wir sie seit vorigen Sonnabend gewiß, denn proklamirt ist sie oft genug worden.

Unser Schillerfest war heuer weniger besucht, als in früheren Jahren. Die politische Bewegung verschlingt alle andern Interessen, und da wir übergenug Gelegenheit haben, unsere politischen Ansichten auszusprechen, wozu ehedem die Schillerfeier vorzugsweise benuzt wurde, so fällt ein Hauptbeweggrund der Betheiligung des Publikums dabei weg. Die Feier fand übrigens in gewohnter Weise statt. Am Vorabende des Festes ward die „Jungfrau von Orleans," eingeleitet durch einen Prolog, bei sehr vollem Hause gegeben. Am Geburtstage des Dichters erhielten die Schulkinder in Gohlis die üblichen Geschenke vom Schillervereine, Abends war Festfeier in den Sälen des Hôtel de Pologne, wobei als Redner Gustav Freytag, Verfasser der „Valentine" und jetziger Redakteur der „Gränzboten," ferner Professor Flathe figurirten. Ein Festessen schloß die Feierlichkeit.

Die Ausdehnung dieses Briefes verhinderte mich, dießmal noch über manche andere Angelegenheiten zu berichten, die wohl Erwähnung verdienten. Ich behalte mir vor, das nächstemal der wichtigsten zu gedenken. Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß am 18. in der deutschkatholischen Kirche ein feierliches Todtenfest zu Ehren Robert Blums gehalten wurde. Die größere Todtenfeier, bei welcher sich die ganze Stadt betheiligen soll, ist auf nächsten Freitag, unsern zweiten Bußtag, festgesezt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 292. Mittwoch den 6. December 1848.

— Winged heels!
For now sits Expectation in the air.
Shakespeare.

Berlin und das Schauſpielhaus im Belagerungszuſtand.

Eine Skizze.

Am 12. November Abends war Berlin in Belagerungszuſtand erklärt und am 13. Mittags glitt ich im zitternden Coupé, von der keuchenden Locomotive blitzſchnell über das flache, reizloſe Land geriſſen, der bedrohten Reſidenz entgegen.

„Werden wir noch hinein kommen? — wird man uns Fremden den Aufenthalt dort geſtatten?“ ſolche Fragen kreuzten ſich beſonders auf den lezten Stationen, wo militäriſche Helme zu immer unausweichbareren Gegenſtänden wurden, häufig herüber und hinüber, und endlich ergab ſich die peinliche Gewißheit des Nichthineinlaſſens, als in Jüterbock ein Lieutenant mit ſechzig Mann zu uns ſtieß und uns, freilich auf die freundlichſte und artigſte Weiſe, die Nachricht gab, er habe beſtimmte Ordre, den ganzen Zug nicht weiter als Trebbin zu laſſen.

Guter Gott! Trebbin! — vier Meilen von Berlin, auf wohlriechender Heide, Abends acht Uhr, in ſtockfinſterer kalter Nacht! Und dazu die Erklärung Mehrerer, die dort bekannt waren, daß im ganzen Neſte wahrſcheinlich nicht einmal Leiterwagen genug aufzutreiben ſeyn würden, um uns weiter zu transportiren! Reizende Lage, in der es noch als ein Glück erſchien, die ganze Nacht auf einem Leiterwagen und ſchlechten Wegen durch das Land gerädert zu werden!

„Schafft man die königlichen Beamten auch nicht weiter?“ fragte ein beleibter, bleichwangiger Geſell in einem feinen grauen Tuchmantel und einer Art Dienſtmütze, in einem Ton, der gar nicht verkennen ließ, wie er bei beruhigender Antwort mit der Maßregel vollkommen einverſtanden geweſen wäre. — „Thut mir leid; meine Ordre beſagt, den ganzen Zug ohne Ausnahme anzuhalten,“ lautete die Antwort des Offiziers. — Das war doch ein Troſt; die preußiſchen Beamten blieben wenigſtens nicht im Coupé ſitzen, und „Arm in Arm mit ihnen“ konnten wir das Geſchick in die Schranken fordern.

In Jüterbock hielt der Zug wegen der Aufnahme des Militärs länger an als gewöhnlich, und der Beamte unterhielt ſich indeſſen aus dem Coupé heraus mit einigen davorſtehenden Soldaten, die eben ihrem Lieutenant drei donnernde Hurrahs gebracht hatten. — „Morgen kommen wir auch nach Berlin!“ riefen dieſe und die Wirkung ſtarker Getränke war bei ihnen nicht zu verkennen. „Huſſah, morgen kommen wir!“ — „Das iſt recht, Kinder,“ ſagte der freundliche Beamte und nickte ihnen lächelnd zu; „haltet nur nicht zu hoch!“ — „Bewahre, altes Haus!“ ſagte einer der jungen Burſche, „eben die rechte Höhe und mitten hinein!“ — „Bravo, meine Jungen!“ nickte der Beamte und der plözliche Ruck, den der Wagen that, ſezte ihn einem hagern, hohläugigen Mann, der in einfach grober, aber ſauberer Tuchkleidung dicht hinter ihm ſaß, auf den Schooß. Der Hagere entſchuldigte ſich auf das ängſtlichſte, daß er dem Manne, von dem ihm wahrſcheinlich ſein Inſtinkt ſagte, es ſey Einer, der mit der Regierung in Verbindung ſtehe, im Wege geſeſſen habe, rückte, ſo weit es anging, von ihm zurück und benahm ſich überhaupt ſo eigenthümlich, daß ich nicht umhin konnte ihn etwas genauer zu betrachten.

Er mochte etwa in den vierzigen ſeyn, vielleicht war er auch jünger, denn die fahlen Züge ſprachen von ertragenem Leid. Scheu und doch auch wieder neugierig blickten die hellgrauen Augen um ſich, ſchienen auf nichts zu haften und begegneten nie einem andern Blick. Ich würde den Mann für einen Verbrecher gehalten haben, hätte mich nicht die unverkennbare Behaglichkeit, mit der er ſich manchmal, beſonders wenn er einen Augenblick vor ſich niedergeſehen hatte, die Hände rieb und leiſe vor ſich hinſchmunzelte, irre gemacht.

Das Licht wurde plötzlich draußen weggenommen, Dunkelheit umgab uns wieder, und weiter ging's in ſauſender Schnelle von Jüterbock fort; hinter uns drein tönte das Hurrah der Soldaten, und unter uns, um uns, vor und hinter uns klapperten, keuchten, knarrten und raſſelten Räder, Schienen und Achſen. — Nicht lange, ſo war die nächſte Station erreicht; hier ſollten wir den Güterzug von Berlin erwarten; kurzer Aufenthalt wurde uns angekündigt und die meiſten ſtiegen aus, um eine Taſſe heißen Kaffee zu trinken; das Wetter rechtfertigte wenigſtens ein ſolches Verlangen. In der Reſtauration ſah ich zufällig meinen hagern Nachbar neben mir; er ſtand nicht weit vom Büffet und ſchaute nach der großmächtigen Kanne und den Taſſen hinüber. — „Haben wir von hier aus noch weit nach Trebbin?“ fragte ich ihn, mehr eigentlich, um ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, als aus wirklichem Intereſſe für die Antwort. — „Das weiß ich nicht,“ ſagte der Hagere ſchnell, ſchüttelte dabei das lächelnde Geſicht mit dem halbgeöffneten Mund und ſah mich zum erſtenmal mit den hellglänzenden Augen feſt an. „Ich weiß gar nichts,“ fuhr er gleich darauf fort, noch ehe ich mich von ihm abwenden konnte, „nicht das mindeſte. — Sie wiſſen doch wohl, wo ich herkomme?“

Ich blickte erſtaunt zu ihm hinüber. „Ich weiß gar nichts! — Sie wiſſen doch wohl, wo ich herkomme?“ — was ſollte das heißen? — „Sie kommen wohl mit von Halle?“ fragte ich, „und ſind hier fremd?“ — „Fremd? ja, ich komme von Torgau,“ lächelte der Mann und rieb ſich immer eifriger und mit immer mehr aufgeheiterten Zügen die Hände. „Ich bin mit unter den Amneſtirten; ich weiß gar nichts von der Welt — ich ſitze ſeit 1831 auf der Feſtung.“

Allmächtiger Gott! mir zog es eiskalt durch Mark und Bein. Der Mann war ſiebzehn Jahre hinter Feſtungsmauern begraben geweſen, und jetzt, in dieſem Augenblick, in dieſen Zuſtänden, ſprang er auf einmal, wie neugeboren, aber mit vollem ſtaunenden Bewußtſeyn, mitten in's Leben hinein. — „Ja,“ lächelte der Unglückliche und rieb ſich noch immer ſtillvergnügt die Hände, „da können Sie ſich wohl denken, daß ich gar nichts weiß. — Ach bitte, nicht wahr, das iſt Kaffee dort, was der Mann ausſchenkt?“ — „Ja,“ erwiderte ich und konnte den Blick nicht abwenden von der Leidensgeſtalt. — „Der wird wohl verkauft?“ — In dem Moment wurde draußen haſtig die Glocke gezogen; wir mußten ſchnell in unſer Coupé zurück, denn der Güterzug kam eben mit rothglühendem Rachen und leuchtendem Athem auf dem ſchmalen, dunkeln Damm herangeſchnaubt.

(Fortſetzung folgt.)

Schilderungen aus der Oberlauſitz.

(Schluß.)

6. Abergläubiſche Gebräuche und Anſichten.

Ich kann dieſe kurzen Sittenſchilderungen nicht ſchließen, ohne noch einer Anzahl gemeiner Gebräuche und Gewohnheiten zu gedenken, an denen das Volk noch heutigen Tages hängt. Behaupten zu wollen, daß jeder Einzelne auch feſt daran glaube und jede Unterlaſſung oder Vernachläſſigung derſelben für ein Unrecht halte, hieße zu viel Gewicht darauf legen. Die Mehrzahl betrachtet ſie nur als zum Leben gehörige Ceremonien, die man nicht gut entbehren kann, ohne das Alltagsleben alles poetiſchen Schmuckes zu entkleiden. Es wäre intereſſant, ließen ſich dieſe mancherlei abergläubiſchen Gewohnheiten, von denen gewiß viele auf einen vorchriſtlichen Cultus hindeuten, auf ihren wahren Urſprung zurückführen. Allein auch dem gewiſſenhafteſten Forſcher und gründlichſten Kenner der Vorzeit möchte dieß ſchwer fallen. Die Zahl dieſer Gebräuche iſt ſehr groß und — was wohl zu beachten — im Ober- wie im Niederlande, bei Deutſchen und Wenden faſt ganz gleich. Letztere, deren häusliche und geſellige Sitten ganz den Typus hohen Alters tragen, zeichnen ſich vor den Deutſchen, die der Cultur mehr zugänglich waren als der ſlaviſche Theil der lauſitziſchen Bevölkerung, durch eine größere Menge ſolcher Gebräuche aus, auch halten ſie dieſelben, ſey es aus Pietät oder aus Ueberzeugung, ſtrenger aufrecht, als der in dieſer Hinſicht läſſigere Deutſche. Da es nicht leicht iſt, ſie unter beſtimmte Rubriken zu ordnen, ſo ziehe ich es vor, die auffallendſten in bunter Reihe hier folgen zu laſſen.

Wenn es der Braut auf dem Wege zur Kirche in den Kranz regnet, ſo bedeutet dieß Trübſal in der Ehe, regnet es aber auf dem Rückweg aus der Kirche, ſo hat ſie Glück im Eheſtande zu erwarten. — Bei der Einſegnung vor dem Altare muß der Bräutigam darauf ſehen, daß beim Niederknieen der Rockſaum der Braut unter ſein Knie kommt, damit ihm die Herrſchaft im Hauſe geſichert bleibt. Gelingt es der Braut, den Rock des Bräutigams zu faſſen, ſo wird ſie Gebieterin.

Kinder dürfen während der Wochenzeit nicht allein gelaſſen werden, damit ſie nicht ausgewechſelt und gegen einen Wechſelbalg vertauſcht werden. Muß ſich aber die Wöchnerin entfernen, ſo ſchüzt ſie ihr Kind am ſicherſten dadurch, daß ſie ein Geſangbuch zu Häupten deſſelben legt. — Flottes Tanzen am Faſtnachtsabende läßt den Flachs gut gerathen. — Hat ein Mädchen Luſt zu erfahren, ob ſie im nächſten Jahre heirathen wird, ſo thut ſie gut, am heiligen Weihnachtsabend um Mitternacht an die Thüre eines Pferdeſtalles zu gehen. Hört ſie ein Pferd wiehern, ſo darf ſie Hoffnung ſchöpfen, vor Jahresfriſt einen Mann zu bekommen.

Hört man den Kukuk das erſtemal im Jahr ſchlagen, ſo muß man die Schläge zählen. Man kann daraus ſehen, wie viele Jahre man noch zu leben hat. — Die Zahl der Wachtelſchläge hintereinander deutet an, wie viele Thaler der Scheffel Korn koſten wird. — Beim Krautpflanzen müſſen die dabei Beſchäftigten ſich herumkugeln, dadurch bekommt das Kraut große Köpfe. — Wer des Nachts von hellbrennendem Feuer träumt, der bekommt alsbald Geld oder doch wenigſtens eine erfreuliche, glückbringende Nachricht. — Wenn die Hunde heulen, ſo bedeutet dieß je nach der Art des Geheules Krankheiten oder Todesfälle. — Eine Henne, welche kräht, bringt Unglück ins Haus, weßhalb man ihr den Hals umdrehen muß. — Verkauft man ein Stück Vieh auf dem Viehmarkte, ſo muß man es mit um den Hals gewundenem Strick dem Käufer übergeben, damit es nicht vor Bangigkeit abmagert. — Wenn eine Katze an den Backtrog riecht, ſo mißräth das Brod. — Am Walpurgisabende hat man zwei Beſen kreuzweis vor jede Stallthüre zu legen, damit die Hexen dem Vieh keinen Schaden zufügen können. — Wer Vormittags eine Spinne auf ſich zukommen ſieht, dem bedeutet es Glück, während das Gleiche Nachmittags Unglück bringt. — Wer in ein Haus tritt, muß zuerſt mit dem rechten Fuße die Schwelle überſchreiten, damit er freundlich aufgenommen wird. — Iſt man ausgegangen, ſo darf man, im Fall man etwas vergeſſen hat, doch nicht wieder umkehren, ſonſt hat man Unglück. — Wem es im rechten Ohre klingt, von dem ſprechen die Leute Gutes. — Wem beim Ausgehen zuerſt ein junges Mädchen begegnet, der hat auf Glück zu rechnen.

Springen brennende Kohlen aus dem Feuer im Ofen auf den Fußboden, ſo kommt noch ſpät Abends Beſuch. — Wenn ſich die Katze wäſcht, ſo deutet dieß Beſuch von Fremden an. — Wer Lein ſäen will, muß den Samen recht lang in den Sack laufen laſſen, damit er recht langen Flachs bekommt. — Erblickt man im Frühjahre die erſte Schwalbe, ſo muß man da, wo man mit dem rechten Fuß ſtand, nachgraben, da wird man eine Kohle finden, die für Vieles, namentlich für Kopfſchmerzen ſehr gut iſt, wenn man ſie recht anzuwenden verſteht. — Wer am kalten Fieber leidet, der trete unter den Schornſtein und rufe dreimal, wenn er den Froſt kommen fühlt, N. N. iſt nicht zu Hauſe, ſo wird er es gewiß los. Ein gutes Mittel gegen das Fieber iſt ferner, wenn man ein Strohſeil unter gewiſſen Ceremonien um einen Baum bindet. — Hat Jemand den Schlucken, ſo wird von ihm geſprochen. Wenn man denjenigen erfahren will, der von einem ſpricht, ſo muß man die Namen ſeiner Bekannten ſchnell herſagen, wo dann bei dem Namen deſſen, der von uns ſprach, der Schlucken aufhört.— Iſt man erſchrocken, ſo muß man dreimal ausſpucken, damit der Schreck nicht ſchadet.

Mit dem erſten Winterſchnee, noch beſſer mit Fenſterſchweiß, muß man ſich das Geſicht waſchen und an der Luft trocknen laſſen, damit man keine Sommerſproſſen bekommt. — Hat Jemand Warzen, ſo nehme er im abnehmenden Monde, ohne daß es Jemand merkt, ein kleines Stück Speck oder Fleiſch von einem Andern, ſtreiche ſie damit und vergrabe es dann unter die Traufe. Wer dieß thut, wird die Warzen für immer in kurzer Zeit los. Sogenannte Schäden von heiler Haut, deren Entſtehungsgrund man nicht kennt, müſſen „verſprochen“ werden, weil ſie einem „angethan“ ſind. Das Verſprechen beſteht im Gebrauch gewiſſer geheimnißvoller, nur wenigen Perſonen bekannter Formeln, die der Verſprechende unter mancherlei Ceremonien leiſe vor ſich hinmurmelt. Auf dieſe Art laſſen ſich nicht allein ſchwere Verwundungen leicht heilen, das Blut ſchnell ſtillen, ſondern auch Feuersbrünſte löſchen.

Einen Feind kann man feſtmachen, alſo daß er nicht von der Stelle kommt, wenn man unvermerkt an dem Ort, den er mit dem Fuß berührt hat, einen Nagel einſchlägt und eine gewiſſe Formel regelrecht dabei ſpricht. Er muß dann ſo lange ſtehen bleiben, bis man ihn wieder losſpricht. Es iſt dieß auch ein gutes Mittel gegen Diebe, wenn man ſie kennt. — Sieht man in der Nacht mitten auf dem Felde eine Flamme ſpielen, ſo muß man einen Feuerſtahl oder ein Meſſer hineinwerfen und ſich den Ort merken; man wird dann andern Tags Geld daſelbſt finden. Darum ſagt das Volk von ſolchen Flammen: „es brennt Geld.“

Mit leichter Mühe ließe ſich die Zahl der hier angeführten abergläubiſchen Anſichten und Gebräuche verdoppeln, ohne dieſelbe ganz zu erſchöpfen. Indeß wird das Mitgetheilte genügen. Einzelne nur in dem häuslichen Leben der Wenden begründete und von deutſcher Art und Sitte abweichende ſollen noch beſonders erwähnt werden, wenn die Leſer dieſer Blätter geneigt ſind, uns ſpäter einmal auf einem Streifzuge in die ſlaviſche Lauſitz zu begleiten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Schluß.)

Literatur.

Wie man aus Sternbergs Erzählung ſelber ſieht, iſt ſie in wenigen Wochen vollendet. Der Verfaſſer ſteht auf Seiten der Conſervativen. Wenn die neue Ordnung der Dinge ſeinen Beifall hat, ſo weiß er es wenigſtens ſehr gut zu verbergen. Er behandelt alles Neue mit Ironie und betrachtet es hauptſächlich von der Kehrſeite; nur einen demokratiſch geſinnten Kaufmannsſohn ſtellt er liebenswürdig dar, legt ihm aber zugleich ariſtokratiſche Neigungen bei. Für dieß alles iſt der Verf. auch von der demokratiſchen Partei gehörig geſchmäht worden. — Schon früher waren zwei Broſchüren erſchienen, die in politiſchen Kreiſen Intereſſe fanden: „Souverainetät der deutſchen Nation und Competenz ihrer conſtituirenden Verſammlung," von Fr. Wilh. Carové; und: „die deutſche Centralgewalt und Preußen," von Graf Arnim-Boytzenburg. Die Verfaſſer, von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, kommen auf daſſelbe Reſultat. Carové ſagt im Weſentlichen: die Nation iſt ſouverain; die conſtituirende Verſammlung iſt es nicht ſchlechthin, ſie iſt der Nation verantwortlich; wenn die conſtituirende Verſammlung die Verfaſſung gemacht hat, ſo muß die Nation erklären, daß ſie mit derſelben zufrieden ſey, und dieß hat ſie durch Verſammlungen der einzelnen Staaten zu thun, die zu dieſem einzigen Zwecke berufen ſind. Arnim geht von dem Recht des deutſchen Bundes aus und argumentirt ſo: die Gründung einer Centralgewalt in der von der Nationalverſammlung durch das Geſetz über dieſen Gegenſtand beſchloſſenen Weiſe iſt ein dem Grundcharakter der Bundesakte widerſprechender Beſchluß, weil er die ſelbſtſtändige Theilnahme der einzelnen Staaten an der Aeußerung ihres Geſammtwillens in den gemeinſamen Angelegenheiten aufhebt und ſie darin dem ſouverainen Willen eines dritten Individuums (Reichsverweſer) unterwirft. Dieſer Beſchluß vernichtet die erſte Grundbedingung des Bundesgeſetzes und hebt mit dieſem Geſetz zugleich die Bundespflicht der einzelnen Bundesglieder auf. Indem das vertragsmäßige Organ des Willens und Handelns des Bundes, die Bundesverſammlung, aufgelöst iſt, hat die vertragsmäßige Wirkſamkeit des Bundes aufgehört, der Bund iſt hiermit rechtlich aufgelöst. Will nun die Regierung eines deutſchen Staats unter dieſer neuen Geſtaltung der Dinge in dem Bunde bleiben, alſo die übrigen Beſtimmungen der alten Bundesgeſetze nach wie vor als gegenſeitig bindend betrachten, — will ſie, ſtatt der bisherigen ſelbſtſtändigen Theilnahme an dem Ausſpruch des Geſammtwillens durch die Bundesverſammlung, ſich und ihr Land dem Willen des Reichsverweſers unterwerfen, ſo bedarf ſie der Zuſtimmung des Landes durch die eigene und ſelbſtſtändige verfaſſungsmäßige Vertretung ſeines Volkes. — Beide Schriftſteller kommen alſo darin überein: die deutſche Verfaſſung ſoll „vereinbart" werden zwiſchen der conſtituirenden Verſammlung in Frankfurt und den Volksvertretern der einzelnen Staaten.

Dieſer Tage iſt mir ein Band hier bei Mylius erſchienener Gedichte zugekommen von Julius Heinſius, dem Sohn des bekannten Schulmannes und Schriftſtellers. Wenn man die jetzigen Lyriker immer noch eintheilen kann in ſolche, die mehr im Goethe'ſchen, und in ſolche, die mehr im Schillerſchen Tone ſingen, ſo gehört Heinſius zu den letzteren. Er hat eine Tendenz zu rhetoriſcher Behandlung philoſophiſcher Gedanken; die Diction iſt faſt immer pathetiſch; ein wirkliches Lied iſt in dem ganzen Bande nicht zu finden. Dafür erfreuen uns aber darin energiſche, ſchwungvolle Gedankenpoeſien, zum Theil über Probleme des Tages. Der Verf. hat auch Verſuche in ſchwäbiſcher Mundart gemacht; ſie ſind ihm aber nicht gelungen. Es ſind dieß Gedichte, ſo pathetiſch wie die andern, nur ziemlich fehlerhaft in den ſchwäbiſchen Dialekt überſetzt.

Von Rötſchers „Jahrbüchern für dramatiſche Kunſt und Literatur" iſt unterdeſſen das vierte und fünfte Heft erſchienen. Die bedeutendſten Arbeiten darin ſind: Ueber den Jon des Euripides mit beſonderer Beziehung auf den Jon von Schlegel, von Schömann in Greifswalde; Julius Cäſar von Shakeſpeare und die Darſtellung deſſelben auf der königlichen Bühne zu Berlin, von Rötſcher; der Prinz von Heſſen-Homburg von Heinrich v. Kleiſt äſthetiſch gewürdigt, von Dr. Bamberg; das claſſiſche oder antikiſirende Princip in dem neuern Drama, von K. A. Mayer in Oldenburg. Von Schömann ſagt der Herausgeber mit Recht, daß er wie Wenige es verſtehe, die dramatiſchen Kunſtwerke der Griechen aus der abgeſchloſſenen philologiſchen Sphäre in die Sphäre der allgemeinen äſthetiſchen Bildung hinüberzuführen und die Probleme, welche jene Werke in ſich ſchließen, auch den Laien klar und eindringlich zu machen. Die Arbeit über den Jon beweiſt dieß ebenſo, wie die frühern Abhandlungen dieſes Gelehrten über die Eumeniden und den Prometheus des Aeſchylus; ſie macht uns mit der Binnenweisheit der Philologie in ſehr anregender Weiſe bekannt. Rötſchers Artikel über Julius Cäſar enthält vortreffliche Bemerkungen über die Tragödie und über die wirkſamſte Vorführung derſelben. Bamberg macht in ſeiner Kritik wohl allzuſehr den Anwalt des Dichters; allein gerade in dieſer Eigenſchaft gelingt es ihm, auch Schönheiten des Dramas hervorzuheben, die man bei oberflächlicher Betrachtung zu überſehen pflegt. K. A. Mayers Nachweiſungen des antikiſirenden Princips in modernen Dramen verfolgen wir mit Intereſſe; wir vermiſſen aber die nähere Beſtimmung darüber, was dieſes Princip modernen Poeten genützt und geſchadet hat. In Bezug auf das ſpaniſche Drama läßt ſich der Verfaſſer auf einer irrthümlichen Angabe betreffen. Er ſagt: „Eines, deſſen die Engländer ſich rühmen dürfen, mußte (!) den Spaniern verſagt bleiben: das vaterländiſche hiſtoriſche Stück, obgleich einzelne Dramen, wie der Richter von Zalamea, tiefe Blicke in die ſpaniſche Geſchichte verſtatten." Ein gründlicher Kenner der ſpaniſchen Literatur, v. Schack, hat dagegen gezeigt, daß allein Lope de Vega eine Reihe von Dramen geſchaffen hat, deren Stoff aus der ältern ſpaniſchen Geſchichte genommen iſt und die zum großen Theil vortrefflich ſind. In dem fünften Hefte theilt der Herausgeber Fragmente eines ihm in Manuſcript übergebenen dramatiſchen Gedichtes mit, deſſen Held Judas Iſcharioth iſt. Der Verfaſſer bewährt darin entſchiedenes poetiſches Talent. In den mitgetheilten Fragmenten iſt Leben, Farbe, Reiz; einzelne Scenen (wie z. B. die zwiſchen Jeſus und der reuigen Sünderin Maria Magdalena) ſind ergreifend und rührend. Man kann indeß dem Verfaſſer weder zugeſtehen, daß er den Stoff in ſeiner Tiefe aufgefaßt, noch daß er die Perſonen nach der Individualität des Landes und der Zeit idealiſirt hat. Bei Lazarus und der alten Anana Jocheba ſind gute Anſätze dazu gemacht; allein bei andern Figuren iſt alt Nationales und Modernes gemiſcht und durch etwas genremäßige Ausführung die ihnen zukommende Würde beeinträchtigt. Die Fragmente erwecken gleichwohl das Verlangen, das jedenfalls originelle Ganze kennen zu lernen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 22. Mittwoch den 6. December 1848.

[226] Berlin. **Höchst wichtige Erfindung für Bäcker, Hefenhändler, Bierbrauerei- u. Branntweinbrennerei-Besitzer, Conditoren, Kaufleute u. s. w.** Die erprobte sehr deutliche praktische Anweisung zur Anfertigung einer in England ganz neu erfundenen sehr weißen Kunsthefe oder Bärme, welche im trockenen und flüssigen Zustande ohne Betrieb einer Branntweinbrennerei in jedem Lokal und in jeder Quantität von jedem selbst sehr billig gefertigt werden kann, kräftiger wie jedes andere Gährungsmittel wirkt und sich Jahre lang ohne zu verderben und ohne an ihrer Treibkraft zu verlieren, hält, ist gegen portofreie Einsendung von 3 Thalern Pr. Cour. oder 5 fl. 15 kr. Reichsmünze (vorbehaltlich der Geheimhaltung) bei dem Unterzeichneten zu haben und durch jede Buchhandlung nur von demselben zu beziehen. Bemerkt wird noch, daß dieser Erwerbszweig jetzt besonders vortheilhaft und gewinnbringend ist, da überall Mangel an guter Hefe ist und dieselbe zu guten Preisen bezahlt wird. Schultz in Berlin, Alexanderstr. Nr. 63, Kön. Preuß. approbirter Apotheker, Chemiker und praktisch-technischer Fabrikant.

[224] Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gothaischer genealogischer
Hofkalender auf 1849
nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch.

86r Jahrg. mit 6 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

Der Inhalt dieses Jahrgangs kann als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Zeit gelten, insbesondere durch die ausführliche Chronik der Begebenheiten, so wie durch Darstellung der staatlichen, statistischen und diplomatischen Verhältnisse.

Ferner der 22ste Jahrgang des
Genealogischen Taschenbuchs der gräflichen Häuser
auf das Jahr 1849. Preis 1½ Thlr.,
und der 2te Jahrgang des
Genealogischen Taschenbuchs der freiherrlichen Häuser
auf das Jahr 1849. Preis 1½ Thlr.

[205] **Rellstab's Schriften vollständig!**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.
Erste und zweite Folge.
Vollständig in zwanzig Bänden.
Gr. 12. Geheftet. 20 Thlr.

Mit dem jetzt ausgegebenen 7. und 8. Bande der Neuen Folge ist die Sammlung der Rellstab'schen Schriften geschlossen.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Dritte Auflage. — **Sagen und romantische Erzählungen.** — **Kunstnovellen.** — **Novellen.** — **Auswahl aus der Reisebildergalerie.** — **Vermischtes.** — **Vermischte Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Gedichte.**

Die **Neue Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: **Algier und Paris im Jahre 1830.** Zweite Auflage. — **Erzählungen.** — **Dramatische Werke.** — **Musikalische Beurtheilungen.**

Leipzig, im September 1848.

F. A. Brockhaus.

227] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Kunst
ein vorzügliches Gedächtniß
zu erlangen, auf Wahrheit, Erfahrung und Vernunft begründet. — Zum Besten aller Stände und aller Lebensalter, herausg. von Dr. C. Hartenbach.
Sechste Auflage. 8. brosch. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

(Unentbehrlich!! für Jedermann.)
Sammlung, Erklärung und Rechtschreibung von (6000)
fremden Wörtern,
welche in der Umgangssprache in Zeitungen und Büchern täglich vorkommen, um solche richtig zu verstehen und auszusprechen.

Vom Doktor und Rektor Wiedemann.

10te Auflage. Preis 12½ Sgr. oder 45 Kr.

Selbst der Herr Professor **Petri** hat dieses Buch, wovon binnen Kurzem 13000 Exemplare abgesetzt wurden, als sehr brauchbar empfohlen. Es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht, die man so oft unrichtig auffasst und selbst unrichtig ausspricht.

Auch bei Neff in Stuttgart — bei Montag u. Weiß in Regensburg — bei Hartleben in Pesth — bei Gerold u. Sohn in Wien und in allen Buchhandlungen vorräthig.

[225] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.
Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Novemberheft.

Inhalt. Verbesserungen an Eisenbahndrehscheiben, von William Thorold. Mit Abbild. — Neue Art, Thurmglocken aufzuhängen, von Petitdomme. Mit Abbild. — Verbesserungen an Baumwollspinnmaschinen, von William Anderson. Mit Abbildungen. — Verbesserungen in der Fabrikation von Hohlziegeln

und irdenen Röhren, von Martin. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Silvestre über den neuen Mechanismus für zusammenlegbare Hüte, von Rouget de Lisle. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Gourlier über den Plantograph. Mit Abbild. — Beschreibung der elliptischen Doppellerguette des Hrn. Ringard. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Priestley über die Dosenlibelle des Hrn. Charles in Paris. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Edmund Becquerel über die elektrischen Uhren von Paul Garnier (für die Stationsgebäude der Eisenbahnen ꝛc.). Mit Abbild. — Das Wheatstone'sche Chronoskop, verbessert vom Uhrmacher Hipp. — Ueber den von Hrn. Huguenn in Straßburg erfundenen Hut oder Aufsatz für die Zuggläser der Gasbrenner, um deren Leuchtkraft zu verstärken; Bericht von Dr. A. Penot in Mülhausen. — Ueber die Anwendung des erhitzten Wasserdampfes zur Bereitung der Kohle für Pulverfabriken und zu verschiedenen industriellen Zwecken, von Hrn. Violette. Mit Abbild. (Beschreibung des großen Apparats zum Verkohlen des Holzes durch erhitzten Wasserdampf. — Ueber die Stärke des Pulvers, welche mit der durch Dampf erzeugten Kohle dargestellt wurde. — Verschiedene industrielle Anwendungen des erhitzten Wasserdampfes, besonders zum Brodbacken und Austrocknen des Holzes.) — Erster Bericht über die zur Dampfschifffahrt sich eignenden Steinkohlen, von den HH. Henry de la Beche und Dr. Lyon Playfair. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Mosaikkunst, von Digby Wyatt, Architekt. — Ueber Cornesse's neue Art des Weinbaues. — Miscellen. Ueber die Anwendbarkeit des Chloroforms als Motor anstatt Schwefeläthers bei Dampfmaschinen, von Eugen Karr. — Cannons Wagen zum Viehtransport auf Eisenbahnen. — Ueber die Abnutzung der gußeisernen Bahnschienen, von Thompson. — Maschinenriemen aus ungegerbten Fellen. — Verfahren zur Bereitung einer Maschinenschmiere aus Harzöl und Kalk, von Charvet. — Neue Methode zum Härten stählerner Werkzeuge. — Schlarbaums Verbesserung an den Petschaften. — Ueber die Anwendung des Wasserdampfes zur Reinigung von Fässern. — Ueber die Kohlensäure als Auflösungsmittel beim Vegetationsproceß. — Anleitung, aus inländischen Trauben einen dem Tokayer ähnlichen süßen Wein zu bereiten. — Die Fritfliege (Oscinis oder Clorops lineata), ein dem Getreide schädliches Insekt.

Wohlfeile Ausgaben von

Goethe's Gedichten und Goethe's Prosa.

[228] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen," gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weihe und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Obige umfassende Auswahl der Gedichte sucht den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten. Ebenso hoffen wir mit der Auswahl der Prosa der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hände zu geben, welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbietet.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[229] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Dritte unveränderte Ausgabe.

Elegante Taschen-Ausgabe
broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.
In englischem Einband mit Goldschnitt 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte, deren dritte Auflage wir im beliebten Format unserer Damenbibliothek hiemit ausgeben, hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Reiseleben
in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Pracht-Ausgaben.

Die Bibel

oder die

Heilige Schrift

des

Alten und Neuen Teſtaments

von

Dr. Martin Luther.

Mit Holzſchnitten nach Originalzeichnungen.

4. kleine Ausgabe in 60 Lieferungen,
1ſte bis 33ſte Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¼ Ngr.
große Ausgabe in 125 Lieferungen,
1ſte bis 68ſte Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¼ Ngr.
(Verlag der Bibel-Anſtalt.)

Goethe's
poetiſche und proſaiſche Werke

in zwei Bänden.
Mit 11 Stahlſtichen.
Zweite Auflage.
Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Hiezu erſchien:

Goethe's
poetiſche und proſaiſche Werke

zweiten Bandes zweiter Theil.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.
womit dieſe compacte Ausgabe mit der neueſten Taſchen-Ausgabe in 40 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinſtimmung gebracht iſt.

Goethe's
Götz von Berlichingen.

Illuſtrirt
mit Holzſchnitten nach Zeichnungen
von
Eugen Neureuther.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Schiller's ſämmtliche Werke

in 1 Band.
Mit einem Stahlſtich
die Schillers-Statue zu Stuttgart vorſtellend
und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.
Neue Auflage.
8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Pracht-Ausgabe mit 13 Stahlſtichen.
12 fl. oder 7 Rthlr.

Herders ausgewählte Werke.

Ausgabe in 1 Band.
Mit dem Bildniß des Verfaſſers und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.
Preis 14 fl. oder 8 Rthlr.
cartonnirt 14 fl. 24 kr. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Herders Cid.

Mit Holzſchnitten illuſtrirte Pracht-Ausgabe
in 1 Band.
Zweite Auflage.
Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Pyrkers ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 1 Band.
Mit dem Bildniß des Verfaſſers.
Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Platen geſammelte Werke.

Ausgabe in 1 Band.
Mit des Verfaſſers Bildniß in Stahl geſtochen
und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.
Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

Homers Werke.

Ueberſetzt von
Joh. Heinrich Voß.
Pracht-Ausgabe in 1 Band mit 25 Umriſſen in Stahlſtich. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der Nibelungen Noth.

Illuſtrirt
mit Holzſchnitten nach Zeichnungen
von
Julius Schnorr von Carolsfeld und E. Neureuther.
Pracht-Ausgabe in 1 Band.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.
cartonnirt 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr.

B. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen

von

Dr. Ernst Förster.

49 Blätter in Stahl gestochen.

Ausgabe in quer Folio 10 fl. oder 6 Rthlr.

Ausgabe in quer Quart 7 fl. oder 4 Rthlr.

Klopstocks sämmtliche Werke

in 1 Band.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 4 Rthlr. 15 Ngr.

(Verlag von G. J. Göschen.)

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1848.

Lessings Werke

in 1 Band.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 4 Rthlr. 20 Ngr.

(Verlag von G. J. Göschen.)

Reineke Fuchs

von

Wolfgang von Goethe

nach Zeichnungen

von

Wilhelm von Kaulbach

gestochen von G. Bahn und A. Schleich.

gr. 4. Preis 16 fl. oder 9 Rthlr. 18 Ngr.

chinesisch Papier 24 fl. oder 14 Rthlr. 12 Ngr.

(Verlag der literarisch-artistischen Anstalt.)

J. G. Cotta'scher Verlag.

Hebel's Schatzkästlein mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein

des rheinischen Hausfreundes

von

J. P. Hebel.

Mit 60 Holzschnitten.

8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Name des unübertroffenen Volksdichters und einfachen zum Herzen redenden Erzählers überhebt uns jeden Lobes dieses ebenso zweckmäßig bearbeiteten, als körnigen-inhaltreichen Lesebuches, das durch seine schöne Ausstattung zu Geschenken sich ganz besonders eignen dürfte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 293. Donnerſtag den 7. December 1848.

They plainness moves me more than eloquence.
And here choose I: joy be the consequence!
Shakespeare.

Ferrum est, quod amant.
Juvenal.

Vom Erzberg.

Du ſteyriſch Hochland, alles Segens voll,
Da ich zuerſt, ein Knabe, dich erſtiegen,
O wie das Herz mir in Entzücken ſchwoll!

Mir ward zu Sinn, als ſäh' ich vor mir liegen
Das benedeite, mährchenſchöne Land,
Darnach in Träumen die Gedanken fliegen.

Und wie ich auf des Erzbergs Spitze ſtand,
In ſtiller Höh', wo kaum noch Falter ſchweifen,
Ich kann nicht ſagen, was ich da empfand.

Tief unten Thäler, wo die Feigen reifen,
Einſame Dörfer in der Matten Grün,
Und an den Hängen ſah ich Weidvieh ſtreifen.

Kein Herdenglockenton ſchwingt ſich ſo kühn,
Daß er den Pfad zum Bergesgipfel fände,
So unermeßlich fern die Wieſen blühn.

Und rings gethürmet um die Thalgelände
Schneebleiche Firnen ragen, ſchroff und ſtolz,
Die Gemslein tanzen längs der Felſenwände.

Dann ſah ich tiefer, zwiſchen Buſch und Holz,
Den blauen Bergſee ruhn; wie mag ſein Bette
Wild pochen, bis das Eis der Lenzwind ſchmolz!

Fern in der Runde weißer Alpen Kette,
Und dunkel über all den Wundern blaut
Der Himmel mit dem Bergſee um die Wette.

Und wie ich überwältigt das geſchaut,
Hört' ich den alten Führer zu mir treten,
Des Landes Kind, auf dieſen Höh'n ergraut.

Er ſprach: Stört' ich das junge Blut im Beten?
Vergebt mir; ein Geſchichtlein fiel mir ein,
Das wollt' heraus, da kam ich ungebeten.

Da ich ihn bat, ſprach er nicht lange Nein.
Zu reden fing er an mit klugem Munde,
Und ſeine Blicke ſtrahlten feurig drein:

„Von langverſcholl'nen Tagen geht die Kunde,
Da Menſchenhand noch nicht ſich unterfangen,
Das Erz zu graben aus der Felſen Grunde.

Da kam ein Volk in dieſes Land gegangen,
Von Oſten her, bergkundig allzumal,
Und in den Schacht zu fahren, ohne Bangen.

Die bauten ihre Hütten rings im Thal,
Denn Witterung hatten ſie von erznen Schätzen,
Die ſich verbergen vor der Sonne Strahl.

Und als ſie Morgens ihr Geräthe wetzen,
Macht flugs der Gottſeybeiuns ſich heran',
Der ſtets auflauert ſeinem Wild mit Netzen.

Und er beruft ſie Alle, Mann für Mann,
Schwingt ſich empor auf einen Felſenzacken,
Und hebt von dort mit Gleißnerworten an:

„Ihr, die ihr meinen Berg mir wollt zerhacken,
Nicht zürn' ich euch; ihr mögt die Qual und Laſt
Schwerkeuchend laden auf den ſtarken Nacken.

„Doch achtet wohl, daß ihr das Rechte faßt,
Denn euer Schickſal ſollt ihr ſelbſt bereiten,
Und kein Metall erkieſen, ſo ihr haßt.

„Soll ſich ein Jahr lang Gold im Berg verbreiten,
Soll er zehn Jahr' euch Silberminen weiſen,
Oder euch Eiſen ſpenden alle Zeiten?

Nun merkt auf der Metalle Werth und Weiſen,
Und wählt nach Luſt, was euch das Beſte däucht."
Da rief das Volk: „So gib uns Eiſen, Eiſen!"—

Der Alte ſchwieg, die Wimper ward ihm feucht,
So kräftig rief das Wort er in die Weite;
Sein Auge ſprüht', als ob es wetterleucht'.

Und wie ich ihn ſo ſtehn ſah mir zur Seite,
Die Sehnen ſtraff, der ſtolze Nacken traun
So jung, als ob ein Zauberſaft ihn feite,

Da überkam mich ein ehrfürchtig Graun.
Mir war's, als ſäh' ich in dem mächt'gen Greiſen
Sein ganz Geſchlecht zu mir herüberſchau'n,
Das einſt gerufen: Gib uns Eiſen, Eiſen!

Paul Heyſe.

Berlin und das Schauſpielhaus im Belagerungszuſtand.

(Fortſetzung.)

Dicht neben uns hielt der Zug und alle Fenſter waren raſch beſetzt, um Neuigkeiten von Berlin zu erfragen. „Wie ſteht's dort? kommen wir noch hinein? — iſt ſchon geſchoſſen worden?" — „Ganz gut — Alles ruhig — keine Gefahr!" tönte es hin und wieder. Ein junger Mann, der mit dem Güterzug gekommen war, ſah die Soldaten in unſerem Train. — „Euch wollen ſie nach Berlin haben, daß ihr das Volk ſollt unterdrücken helfen!" rief er ihnen zu, „und ihr ſeyd doch unſere Brüder!"

Der Beamte mit dem bleichen Geſicht und der Dienſtmütze, der die Worte gehört hatte, bog ſich raſch zum andern Fenſter nach der Reſtauration zu hinaus und flüſterte draußen Stehenden etwas zu. — „Was? der Kerl will die Soldaten aufreizen?" riefen dort ein paar Männer und ſchauten zwiſchen den Wagen unſeres zur Abfahrt bereiten Zuges nach den Wagen des Güterzugs hinüber. „Wart, Canaille, wenn hier der Zug fort iſt, mit dir wollen wir ſprechen!" — „Holt ihn ein Bischen heraus," ſagte der Beamte freundlich; „den müßt ihr euch einmal beſehen." — „Na wart nur!" riefen die Gereizten, „alſo die Weißmütze? — ich ſehe ſie ſchon in der Ecke!"

Ich bog mich raſch aus dem Wagen nach dem Güterzug hin und rief dem jungen, wirklich bedrohten Fremden zu, in ein anderes Coupé überzuſteigen; dann aber und während jetzt unſere eigene Locomotive mit gellendem Jubelſchrei aufbrach, wandte ich mich an den freundlichen Beamten und ſagte ihm frei, was ich von ihm dachte. Er war geſchmeidig wie ein Ohrwurm; er hatte es ja gar nicht ſo bös gemeint, „die Leute thäten nichts der Art, das wären Menſchen wie die Kinder ꝛc." — Pfui! dachte ich, das ſind die wahren Wühler, die heimlich, wie giftiges Geſchmeiß, im Lande herumkriechen und in der Stille hetzen und geifern dem offenen Wort gegenüber, und dabei ſüß, unſchuldig drein ſchauen und fromm und liberal thun.

Eine halbe Stunde ſpäter kamen wir nach Trebbin, und glücklicher Weiſe fand unſere Eskorte daſelbſt Contreordre. Der Lieutenant, den es ſelbſt zu freuen ſchien, daß er uns den unangenehmen Aufenthalt erſparen konnte, verkündete uns, der Zug dürfe ungeſäumt weiter gehen. Um neun Uhr liefen wir in den Berliner Bahnhof ein, und Maſſen dort aufgeſtellten Militärs verkündeten uns, wären wir nicht ſchon unterrichtet geweſen, den Belagerungszuſtand der Stadt. Es wurden uns weiter keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, nur Bewaffnete, deren wir jedoch keine bei uns hatten, ſollten nicht eingelaſſen werden.

Ich durchwanderte die Friedrichsſtadt noch am ſelben Abend nach allen Richtungen. Todtenſtille in den Straßen; nur hie und da an den Ecken kleine Trupps vor einem von der Laterne beleuchteten Plakat. Dieſes handelte von Zuſammenrottungen auf den Straßen; am Tage durften nicht mehr als zwanzig, Abends nicht mehr als zehn Menſchen beiſammen ſtehen; gingen ſie nicht auseinander auf die Aufforderung der Patrouille, ſo hatte das Militär von ſeinen Waffen Gebrauch zu machen. — Unter den Linden, beſonders an den Ecken der Friedrichsſtraße, ſtanden Menſchengruppen; Jungen verkauften ein Plakat des Referendärs Wache, mit der Anempfehlung: „ohne Erlaubniß Wrangels." Unter der einen Laterne erzählte Jemand irgend einen Vorfall; Neugierige traten hinzu und es bildete ſich bald ein Haufen von wohl fünfzig bis ſechzig Perſonen. Da tönte der ſchwere gleichmäßige Schritt einer Patrouille die Allee herab. — „Meine Herrn, treten Sie in kleinere Trupps," bat der Sprecher; „immer zehn und zehn, wenn ich bitten darf."

— Die Menge zertheilte ſich ſchnell und ohne weitern Zuredens zu bedürfen. — „Hier können wir noch zwei brauchen," ſagte Einer; „ſo, jetzt haben wir gerade das Deputat!" ein Anderer. Hie und da lachte Einer, als die Soldaten ernſt und ſchweigend vorbei ſchritten, die verſchiedenen kleinen Trupps aber nicht weiter beläſtigten. „Ruhe! — nicht lachen!" riefen Andere und die Patrouille bog in die Friedrichsſtraße ein.

Dieſelbe Ruhe herrſchte in andern Straßen, dieſelbe Ordnung; wer nicht manchmal einer Patrouille begegnete, hätte nicht daran gedacht, daß er ſich in einer belagerten Stadt befinde. — Am nämlichen Abend war eine Deputation von Stettin aus unterwegs, welche folgende Demonſtration beabſichtigte. Die achthundert Mann trugen alle breite weiße Papierſtreifen an den Hüten, auf denen mit großen Buchſtaben gedruckt ſtand: Ehre der Nationalverſammlung! Stettin. — So hatten ſie am nächſten Morgen in feierlicher Proceſſion die Stadt durchziehen wollen, aber der ganze Bahnzug war (wie man das auch bei uns, wo man wohl eine ähnliche Deputation vermuthet, anfangs beabſichtigt hatte) auf der letzten Station vor Berlin aufgehalten worden, und nur einzelne Mitglieder, ich glaube acht oder zehn, ließen ſich auf einem Leiterwagen nach Berlin ſchaffen. Einige derſelben ſollen, wie man ſagte, gerade wegen jener als Plakate angeſehenen Zettel verhaftet worden ſeyn.

Am nächſten Morgen brachte ein friſches Plakat des Kommandirenden etwas regeres Leben in die Maſſe; die Patrouillen ſeyen verhöhnt worden, hieß es, und haben jetzt ſtrengen Befehl erhalten, bei der geringſten Widerſetzlichkeit vollen Gebrauch von ihren Schießwaffen zu machen. Die Jungen riſſen hie und da ſolche Zettel herunter und klebten dafür die von Wache an, worin Wrangel und ſeine Proklamation verhöhnt waren, und die ihrerſeits wieder von den Soldaten entfernt wurden. So ſah ich am Schloß einen Jungen am eiſernen Gitter eines der untern Fenſter hoch emporklettern und ſoweit darüber, als er reichen konnte — gewiß 18—20 Fuß vom Boden — eine Wache'ſche Proklamation ankleben. Gleich darauf kam eine Patrouille, und einer der Soldaten mußte jetzt ebenfalls dort hinauf und mit dem Bajonett das mißliebige Papier unter dem Jubel der umſtehenden Jugend herunterſtoßen.

Wunderlich ſahen die königlichen Gebäude aus. Das Schauſpielhaus, das Muſeum, die Münze, des verſtorbenen Königs Palais, das Schloß, die Bauakademie, das Zeughaus, alle Gebäude der Art wimmelten von Militär, Helm an Helm ſah aus den Fenſtern heraus und doppelte Schildwachen, alle marſchfertig gerüſtet, ſtanden davor Wache.

Und was ſagte das nämliche Volk, das ſich am 18. März mit ſo kecker Todesverachtung, faſt ganz unbewaffnet, auf den Barrikaden eben dieſer Straßen geſchlagen hatte — was ſagte das Volk zum Herrſcherton, wie ihn Wrangel annahm? — Eigenthümlich war die Stimmung der Stadt: überall Entrüſtung über Wrangel, überall verhaltener Grimm, und doch faſt ängſtliche Beſorgniß vor einem Zuſammenſtoß mit den Truppen.

An irgend einer Ecke, der Leipziger Straße glaub' ich, hatte das Militär mit einbrechender Dämmerung ein Haus beſetzt, das von oben bis unten, wie man draußen ſagte, nach einer Vitriolſpritze durchſucht wurde; man fand jedoch nichts und die Patrouille zog wieder ab. Vor dem Gebäude hatte ſich indeß eine ziemliche Schaar Neugieriger verſammelt, doch nahmen die Soldaten keine Notiz davon und marſchirten die Straße hinab. Gleich darauf kam eine Uhlanenpatrouille und der Offizier forderte die Menge auf ſich zu zerſtreuen. Dieß geſchah auch, und nur vor dem durchſuchten Haus blieben noch etwa zwanzig oder dreißig Perſonen zurück. Die Uhlanen ritten langſam daran vorbei, als Einer aus der Menge höhniſch hinter ihnen her lachte und ein Schimpfwort rief. Das wäre ihm aber beinahe übel bekommen; die Uhlanen achteten es allerdings nicht, aber die Umſtehenden fielen unter dem Ruf: „verdammter Reaktionär!" über den Lacher her, und er konnte einer tüchtigen Tracht Schläge nur durch die heilige Verſicherung entgehen, daß er keinen der Soldaten, ſondern „einen Freund von ſich" gemeint habe.

An dieſem Tage war auch auf's Neue ein Plakat, die Einlieferung der Waffen betreffend, angeſchlagen und die Stimmung, die ſich darüber ausſprach, ſchien eine allgemeine: man wollte die Waffen unter keiner Bedingung ausliefern. Der angeſetzte Termin bis Abends fünf Uhr verlief deßhalb auch, ohne daß dem Befehl, mit einigen Ausnahmen allerdings, Folge geleiſtet worden wäre; ja man ſprach ſogar von einer großartigen Demonſtration. Ein Theil der Bürgerwehr, wie mir geſagt wurde, 15,000 Mann, wollte vor dem Zeughaus aufmarſchiren und dort dem Feldmarſchall erklären, ſie liefern die Waffen nicht ab, und wenn er Bürgerblut vergießen wolle, ſo möge er auf ſie ſchießen. Das unterblieb aber, aus welchem Grunde weiß ich nicht, und man beſchränkte ſich einfach darauf, dem Befehl nicht nachzukommen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Das Verfaſſungsfeſt. — Ludwig Bonaparte.

Es war ein unglücklicher Einfall der jetzigen Regierung, ein Conſtitutionsfeſt feiern zu laſſen, damit es dem Volke recht lebhaft vor Augen geſtellt werde, daß Frankreich nun eine neue Staatsverfaſſung beſitzt. Zu einem Volksfeſte iſt die Jahreszeit zu rauh und die gegenwärtige Lage der Dinge keineswegs geeignet, abgeſehen davon, daß die Volksfeſte immer ſehr viel koſten und der arme Staatsſchatz ſeit der Februarrevolution der außerordentlichen Ausgaben viel zu viele gehabt hat. Man wollte aber nun einmal die Verkündigung der neuen Verfaſſung feiern, und man fing damit an, daß man am Abend, als eben die Nationalverſammlung definitiv über die Verfaſſung abgeſtimmt hatte, die Kanonen vor dem Invalidenhotel abfeuern ließ, zum großen Schreck der großen Mehrheit der Bevölkerung, die nichts von der Urſache dieſes plötzlichen abendlichen Kanonendonners ahnte und ſchon meinte, es ſey eine neue Empörung ausgebrochen, und die Meuterer haben etwa einen Angriff auf die Nationalverſammlung gewagt, welche in der Nähe des Invalidenplatzes ihre Sitzungen hält. Es gab Familien, welche ſchon Anſtalt zur Abreiſe machten, um nicht Zeugen ſo ſchrecklicher Auftritte zu werden, wie ſie im Juni ſtattgefunden. Man beruhigte ſich indeſſen allmählig wieder, da man in der Stadt nichts beſonderes vorgehen ſah und alles ſtill blieb. In den folgenden Tagen wurde nun von der Nationalverſammlung ein Feſt beſchloſſen halb weltlicher, halb geiſtlicher Natur. Merkwürdig iſt in der gegenwärtigen Republik die Stellung der katholiſchen Religion. Während der erſten Republik ſchloß man die Kirchen und verfolgte den Clerus; in der jetzigen wird er überall herbeigezogen, geiſtliche Ceremonien werden mit den weltlichen und politiſchen verbunden, Biſchöfe und Abbés ſitzen in der Nationalverſammlung und das Budget für die Geiſtlichkeit iſt nicht gleich den Budgets anderer Fächer aus ökonomiſchen Gründen geſchmälert worden. Es iſt wahr, ſeit der Revolution hat ſich der Clerus ſehr ehrenhaft benommen und der verſtorbene Erzbiſchof iſt durch ſeine Hochherzigkeit und ſeinen Heldentod Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung geworden. Durch die Julirevolution hatte die katholiſche Religion den Charakter einer Staatsreligion verloren; ſonderbarerweiſe ſcheint ſie denſelben unter der Republik, welche die größte Religionsfreiheit proclamirt, allmählig wieder zu erhalten. Man hatte auf dem Concordeplatze hinter dem Tuileriengarten eine prächtige Kapelle errichtet; dorthin begab ſich aus der benachbarten Magdalenenkirche der geſammte Pariſer Clerus mit dem neuen Erzbiſchofe, während andererſeits die Nationalverſammlung ſich nach demſelben Platze begab, wo die Nationalgarde und die Linientruppen bis in die champs élysées hinein in langen Reihen ſtanden. Dieſer Concordeplatz iſt zu verſchiedenen Zeiten der Schauplatz ganz eigenthümlicher Auftritte geweſen. Im Jahr 1793 wurde hier Ludwig XVI. hingerichtet, im Jahr 1814 hielten die verbündeten Mächte hier ein Dankfeſt wegen des Sturzes der Napoleoniſchen Macht, und im Jahr 1848 wird hier wieder ein Feſt wegen der Einführung einer neuen Republik gefeiert, und man iſt dabei nicht ſicher vor der Gefahr eines künftigen Dankfeſtes bei der Thronbeſteigung eines Bonaparte. Die Weisheit der Menſchen iſt gering und die Zeit bringt allerlei, was die klügſten Berechnungen hochweiſer Politiker zu Schanden macht. In Frankreich iſt man vollends berechtigt, auf das letzte Feſt, mit ſo vielem Gepränge es auch gefeiert wurde, nicht mehr Gewicht zu legen, als es verdient. Wer kann behaupten, daß die neue Verfaſſung, für deren Vollendung man ſo eben Gott gedankt hat, lange beſtehen, daß der Deſpotismus nicht wieder ſein Haupt erheben wird? Das Volk hat von dem geiſtigen und politiſchen Druck unter Napoleons Alleinherrſchaft wenig gefühlt und ſein Name iſt auf dem Lande in hohen Ehren geblieben. Der Landmann erinnert ſich mit Stolz oder doch mit Freude, daß unter Napoleons Herrſchaft Frankreich groß und mächtig war, daß ſich damals jeder durch ſeine Tapferkeit Ruhm und Anſehen erwerben konnte. Ueber alles andre denkt er nicht nach oder er hat es vergeſſen, und da jetzt ein Napoleon auftritt, der ſich an die Spitze der Nation drängt, ſo glaubt der Bauer etwas Verdienſtliches zu thun, wenn er dieſem Abkömmling der berühmten Familie ſeine Stimme gibt. Nebenbei glaubt er allerlei Dinge, die man ihm vorſagt, ſogar daß der ächte, fälſchlich todtgeglaubte Napoleon wieder erſchienen ſey, oder daß der Bonaparte, der jetzt um die Präſidentſchaft der Republik wirbt, ein ſo ungeheures Vermögen beſitzt, daß ſeine Einkünfte einige Jahre hinreichen würden, alle Staatsausgaben zu beſtreiten, und daß während dieſer Zeit alle Steuern als überflüſſig eingeſtellt werden könnten. So etwas gefällt den Bauern außerordentlich und findet leicht Glauben. Von den vielen Spottbildern auf L. Bonaparte bekommt der Landmann nichts zu ſehen, und ſie würden ihn auch nicht umſtimmen. Eine der beſten Carrikaturen iſt eine Parodie der Lafontaineſchen Fabel: „der Eſel, der Reliquien trägt“ und ſtolz darauf iſt, daß alle Leute, an denen er vorüberzieht, vor ihm auf die Knie fallen. Die Reliquien aber, welche hier der Eſel trägt, beſtehen in dem grauen Ueberrocke, den Stiefeln und dem kleinen dreieckigen Hute Napoleons. Unterdeſſen wohnt Ludwig Bonaparte in einem Gaſthofe auf dem Vendomeplatze und hat bereits Schmeichler und Schmarotzer in Menge, zumal er mit ſeinem Einkommen, welches ſich, beſtimmten Nachrichten zufolge, auf etwa 160,000 Franks beläuft, ſehr verſchwenderiſch umgeht, ſo daß er ſich in den letzten Wochen um ein Anlehen umſehen mußte. Er hat zwei Adjutanten angenommen, und wenn es nach ſeinem Wunſche geht, ſo wird er einen förmlichen Hofſtaat bilden müſſen. Es wäre merkwürdig, wenn diejenigen, welche ſo emſig für die Republik gearbeitet haben, noch vor Ablauf des erſten Jahres die Myſtifikation erleben müßten, aus ihrer Republik ein neues Kaiſerthum hervorgehen zu ſehen. Der kommende Monat iſt ein verhängnißvoller für Frankreich; gelingt es der Bonaparteſchen Partei, an welche ſich jetzt alle Feinde der Republik anſchließen, ihren Helden an die Spitze des Staats zu ſtellen, ſo hat man alles mögliche Unheil zu fürchten.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 50

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 294. Freitag den 8. December 1848.

Iſt das die Stadt, von der man ſagt, ſie ſey die allerſchönſte, der ſich das ganze Land freuet?

Jeremias

Ach! wie biſt du ſo gar wüſte geworden, du berühmte Stadt, die du ſo mächtig wareſt ſamt deinen Einwohnern!

Heſekiel.

Aus Wien.

(ſ. Nr. 284 — 287.)

II.

Auf der Durchreiſe durch Prag, beim Anblick der vielen Soldaten, welche, durch ihr bevorſtehendes Ausrücken beunruhigt, auf den Gaſſen hin und her liefen, und beſonders beim Anblick des Hradſchins, den Fürſt Windiſchgrätz bewohnte, war es mir ſtets geweſen, als ſähe ich, wie vor meinen Augen hier ein Gewitter ſich gegen Wien, vielleicht gegen die deutſche Sache überhaupt zuſammenzog. Dieſer Eindruck iſt mir ſpäter in Wien geblieben, bis der Ernſt der Thatſachen alle Bilder zerſtörte und keine andern Vorſtellungen mehr aufkommen ließ, als Kampf, Kanonen und Blut.

Niemals werde ich den hellen Abend vergeſſen, an dem ich um die Zeit der Vorpoſtengefechte wohl eine halbe Stunde weit die völlig menſchenleere Donauſtraße entlang ging, während im prächtigen Strome zu meiner Seite der volle Mond ſich ſpiegelte und mit ſeinem Licht in der Ferne die hohen Ufer beleuchtete. Dazu Kanonenſchläge und das Sturmläuten des Glöckleins vom nächſten Dorf. In der Mitte des Weges ſtieß ich auf eine quer über die ganze Straße gezogene gewaltige Barrikade, die von Niemand bewacht wurde. Aus einem ganz in der Nähe liegenden einſamen Haus trat ein junges Paar, das vielleicht zu einer jenſeits der Barrikade wohnenden Baſe gehen wollte. Sie kletterten, das Weibchen voran, raſch und ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, hinüber, als hätte der Weg von jeher über dieſe Verſchanzung weggeführt. Ich folgte ihnen bis auf den Gipfel; da ich indeſſen jenſeits nur dieſelbe Einſamkeit ſah, ſo kehrte ich um und ging in die Stadt zurück.

Ich befand mich wieder in einer der Vorſtädte, als am 28. Oktober die Schlacht begann. Es war ein ſeltſamer Anblick, als damals die erſten Kanonenkugeln fielen, und die Leute, welche ſich auf dem Glacis durch einander bewegten, erſt langſam und dann immer ſchneller, wie bei einem beginnenden Regen, nach der Stadt zurückeilten. Ueber das Glacis fuhr eine lange Reihe meiſt offener Wagen, gefüllt mit Perſonen in orientaliſcher Tracht: der türkiſche Geſandte mit ſeinem Gefolge. Der Muhamedaner war, wie man jezt uns erzählt, bis dahin zu ſtolz geweſen, die Stadt zu verlaſſen, weil er ſich dadurch beleidigt fühlte, daß ein vertrauter Offizier, den Fürſt Windiſchgrätz an die noch in der Stadt zurückgebliebenen Geſandten geſchickt hatte, um ſie nach den Vorſchriften des Völkerrechts von dem bevorſtehenden Bombardement in Kenntniß zu ſetzen, früher zu den Geſandten einiger kleinen deutſchen Staaten als zu ihm gekommen war. Jezt war es zu ſpät, um die Stadt zu verlaſſen, und die Wagen kamen unverrichteter Sache aus der Vorſtadt wieder zurück.

So war denn alſo der Tag des Kampfes da, der Tag des „Raufens," zu dem ein Vater mit ſeinen drei Söhnen aus Steiermark gekommen war. Ich mußte den größern Theil deſſelben im Zimmer zubringen, da alle, welche ſich in der Stadt oder in den Vorſtädten auf der Gaſſe blicken ließen, aufgegriffen und an den Barrikaden „verwendet" wurden. So wenigſtens verſicherte man mich, um mich zurückzuhalten; indeſſen bin ich an den übrigen Tagen niemals zum Dienſt angehalten worden. Doch habe ich

ſelbſt viele Menſchen, beſonders Proletarier, zum Dienſte preſſen ſehen, und namentlich am Schlachttage hörte ich im Hauſe, wo ich mich mit einigen Freunden befand, daß man mehrere wie geheztes Wild bis in das Haus, in das ſie ſich geflüchtet, verfolgt habe. — Bald trat Todtenſtille ein auf der Straße; nur ein paar Plakatausruferinnen gingen vorbei, von denen die eine rief: „Die Komrill in Ulmütz!“ (Kamarilla in Olmütz) und die andere: „Ein ernſtes Wort an den Kaiſer!“ Ich hörte ihren Ruf, der in dieſem Augenblicke etwas Dämoniſches hatte, noch durch die ſonſt lautloſe Stadt ſchallen, als die Weiber ſchon mehrere Straßen weit von uns entfernt waren. Dann wieder Todtenſtille, die nur vom Donner der Kanonen unterbrochen wurde. Als nun die Nacht hereinbrach, verſtummte allmählig auch das Geſchütz.

Am andern Morgen verließ ich meine Wohnung ſehr zeitig. Unweit derſelben ſtieß ich auf einen Haufen Menſchen, welche meiſt herabgekommene Bürger und Handwerker zu ſeyn ſchienen. Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und beriethen, was nun, da es ſich geſtern gezeigt, daß das Volk dem Militär nicht gewachſen ſey, mit der Stadt werden ſolle. Ein ältlicher Mann, der ſich eben mit großer Seelenruhe eine Pfeife ſtopfte und nur immer bei den Namen Windiſchgrätz und Jellachich ſein behagliches Geſicht zu einem faſt komiſchen Ernſte verzog, führte das Wort, und man kam endlich dahin überein: das Beſte ſey, man ſtecke die Stadt an vier Ecken in Brand, damit ſie nicht den Croaten und Tſchechen in die Hände falle.

Die nächſtfolgende Nacht verbrachte ich bei einem befreundeten jungen Arzte, dem das Spital am Fuße der Rothenthurmbaſtei anvertraut war. Er hatte hier den Verwundeten den erſten Verband anzulegen und ſie dann in bereit ſtehenden Tragbahren in das größere, ſicher gelegene Spital auf der Hauptmauth zu ſenden. Eine Schmiede, die ſich in einer Grotte der Rothenthurmbaſteimauer befand, war zum Spital umgewandelt; die Schmiedeknechte, welche ſonſt gewohnt waren, hier den Hammer zu ſchwingen, daß die Funken umherflogen, darunter ein rieſiger Schwabe, den die Wanderſchaft nach Wien geführt hatte, waren als Spitaldiener zurückgeblieben. Im dunkeln Hintergrunde der Grotte lag ein kleiner Berg von ſorgſam aufgeſchichteten Hufeiſen. Der Beſitzer der Schmiede wohnte in der Nähe, in einem der hohen Häuſer, welche weit über die Baſtei hinwegragen und die Ausſicht auf die Leopoldſtadt bieten. Nachdem wir eine Zeitlang auf der Baſtei den furchtbar prächtigen Anblick der brennenden Vorſtadt genoſſen, führte mich mein Freund in die Wohnung des Schmiedebeſitzers. Es war bereits nach zehn Uhr und zögernden Schrittes folgte ich dem jungen Arzte durch die Vorzimmer der eleganten Wohnung des Wiener Schmieds. Wie erſtaunte ich aber, als wir ganz unbefangen von einer Dame empfangen wurden. Es war die Tochter des Schmieds, welche noch allein wach war, da der Vater — die Mutter war todt — ſich bereits zur Ruhe begeben hatte und der Bruder unter den Waffen ſtand. Sie hieß uns niederſitzen, nahm an unſerer Seite Platz und begann zu meiner nicht geringen Verwunderung ein ernſtes Geſpräch, das ſich bald um faſt abſtrakt philoſophiſche Gegenſtände drehte. Die artigen Reden meines Freundes rührten ſie wenig, und wunderbar war es anzuhören, wie ſie durch dieſelben hin und wieder, den Kopf fortwährend in die Hand geſtützt, zu irgend einer ruhigen, ernſthaft hingeworfenen, höchſt naiven Aeußerung veranlaßt wurde, worauf ſie dann gewöhnlich den Faden des früheren Geſprächs ſofort wieder aufnahm. Als der Freund ſich darüber beklagte, daß der Arzt für die Reize ſchöner Leidenden nicht blind ſey, ſchilderte ſie uns den ſeltſamen Eindruck, den es auf die entkleideten Frauen mache, daß in einem Wiener Bade ein alter berühmter *blinder* Badearzt frei unter ihnen umhergehe.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin und das Schauſpielhaus im Belagerungszuſtand.

(Fortſetzung.)

Am nächſten Morgen, am vierzehnten, fing man an in der Behrenſtraße und der benachbarten Gegend die Waffen *einzuſammeln*. Eine Patrouille ging mit einem Rüſtwagen herum, die Enden der Gaſſe wurden mit Militär beſetzt, aber nicht abgeſperrt, denn es konnte Jeder frei hin und wieder gehen, und ein Trommelwirbel verkündete den Bewohnern des Hauſes, vor dem der Wagen hielt, daß ſie die in ihrer Wohnung befindlichen Gewehre in die Hausflur herabbringen ſollten; wo das nicht geſchah, hatten die Soldaten Auftrag in die Zimmer zu gehen und nachzuſehen, ob ſich Waffen darin befänden.

Wie ein Lauffeuer ſchoß die Nachricht, daß man die Waffen abhole, in die entfernteſten Theile der Stadt, und die Aufregung unter den Arbeitern, vorzüglich den Maſchinenbauern, wurde bedenklich. In der Königsſtadt, in Moabit und den äußern Stadttheilen ſchien man feſt entſchloſſen die Waffen *nicht* gutwillig herzugeben, und daß gerade dort, wo man begonnen, das Einſammeln ziemlich günſtigen Erfolg gehabt, konnte Jene nicht anders ſtimmen. — „Das

iſt das Geheimerathsviertel," ſagten die Arbeiter; „ob das die Waffen behalten hätte oder nicht, beim Kampf wär' das gleichviel geweſen."

Straße um Straße durchzog das Militär; Wagen nach Wagen voll Gewehren wurden in das Zeughaus, ſtets unter ſtarker Bedeckung abgeliefert, und in der ganzen Friedrichsſtadt ſchien ſich kein einziger Bürger dem Befehl ernſtlich widerſetzen zu wollen. Der „paſſive Widerſtand," den die Nationalverſammlung behauptete, dehnte ſich auch auf dieſe Maßregel der Militärgewalt aus. — „Abliefern thun wir die Gewehre nicht," meinten die Bürger; „wenn ſie unſere Flinten haben wollen, mögen ſie ſie holen." — Sollten die Arbeiter allein vor die Breſche ſtehen? ſollten ſie, die im März die Barrikaden errichtet und vertheidigt, noch einmal zu dieſem lezten Mittel greifen? — „Und für wen? — für die Bürger?" — „Hol' ſie der Teufel!" ſagten am 16. die Maſchinenbauer in Moabit; „wenn die nicht ſelbſt den Muth haben für ihre Freiheiten einzutreten, ſo ſehen wir nicht ein, weßhalb wir wieder die Katzen ſeyn ſollen, mit deren Pfoten ſie die Kartoffeln aus dem Feuer holen. Bis jezt ſind ſie mit ihren blanken Pulverhörnern und bunten Quaſten in einem fort durch die Straßen gerannt; nun auf einmal läßt ſich keiner mehr ſehen; wir wollen uns auch nicht todtſchießen laſſen." Und das Reſultat war, daß der „paſſive Widerſtand" auch unter den Arbeitern ſeine Proſelyten machte.

Am 15. Abends war die Nationalverſammlung, die ſeit mehreren Tagen an verſchiedenen Orten heimlich Sitzung gehalten hatte, unter den Linden im Hotel Milenz beiſammen. Doch auch dieſer Platz war verrathen worden, und als ich, etwas nach neun Uhr Abends, dort vorüber kam, ſtand ein ſtarkes Piket Militär vor der Thür und hatte das Haus geſperrt. Mehrere hundert Menſchen ſammelten ſich, aber Alles blieb ruhig; es wurde ihnen keine Aufforderung auseinanderzugehen, und ſie ſelber ſchienen auch nur durch Neugierde an den Platz gefeſſelt. Da näherte ſich eine Patrouille, und als der Offizier die Menſchenmaſſe erblickte, rief er: „Tambour vor!" um zum Auseinandergehen aufzufordern. Aber der Führer der vor dem Hotel aufgeſtellten Truppen ging auf ihn zu, ſprach ein paar Worte mit ihm und gleich darauf folgte das „kehrt, marſch!" der eben Gekommenen. Die Patrouille zog wieder ab und die Menſchenmaſſen blieben unbeläſtigt ſtehen.

Noch hatte ſich aber die Patrouille keine hundert Schritt entfernt, als aus dem Hotel heraus die Abgeordneten kamen; die Soldaten ließen ſie ungehindert durch und von allen Seiten drängte man hinzu, das Reſultat der Sitzung zu hören. Der Beſchluß, die Steuern zu verweigern, war gefaßt worden und blitzſchnell lief das Gerücht durch die Menge; auch die Einzelnheiten der Sitzung wurden raſch von den Mitgliedern der Verſammlung ſelbſt Fremden auf offener Straße mitgetheilt. Die Männer waren augenſcheinlich in der gereizteſten Stimmung.

Die augenblickliche Wirkung dieſes wichtigen Beſchluſſes ſchien mir keine ſo gewaltige, als man hätte vermuthen ſollen; man ſchien die Sache vorher geſehen zu haben, und wenn auch hie und da aus einer kleinen Gruppe ein jubelndes Hurrah empor ſtieg, ſtanden andere wieder ſchweigend und faſt theilnahmlos daneben. Einige Männer, an denen ich vorüberging, fragten mich, was es da gebe; ich ſagte ihnen, was ich eben aus dem Munde eines der Abgeordneten gehört: die Nationalverſammlung habe in dieſem Augenblick beſchloſſen, die Steuern zu verweigern. — „So?" erwiderte Einer, „hm — nun — wir zahlen ſie doch!"

Auch am andern Tage ließ ſich deßhalb keine größere Aufregung in der Stadt bemerken, und man erzählte ſich den Beſchluß in einem Tone, als ob es ſich um eine ganz gleichgültige Sache handelte. Mir kam das anfangs räthſelhaft vor, und doch ſtand es wieder mit dem ganzen eigenthümlichen Weſen dieſes „paſſiven Widerſtands" in genauer Verbindung. Die Berliner wußten, daß dieſes das lezte Mittel der Verſammlung ſeyn ſollte; ſie hatten ſomit Alles gethan, was von ihnen verlangt worden war: ſie hatten ſich ruhig verhalten, und den Provinzen blieb es jezt überlaſſen, durch ein Einhalten der Steuern ihr Vertrauensvotum für die Nationalverſammlung zu geben, oder im entgegengeſezten Fall durch ein Zahlen derſelben an den Tag zu legen, daß ſie mit den Beſchlüſſen derſelben nicht einverſtanden ſeyen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, November.

Winter in der Natur und in den Gemüthern.

Seit einem Monate ſchon iſt die Kur beendet, der Kurſaal geſchloſſen und die lezten Gäſte haben nach einander die Stadt verlaſſen. Was ſollten ſie auch fernerhin hier machen? Der Herbſt hat die lezten Reſte der Blätter von den Bäumen geſchüttelt, die Höhen des Taunus legen allmählig die Winterfarbe an, Todtenſtille herrſcht, wo ſonſt ein üppiges Blüthenleben unſere

Sinne und unſern Geiſt feſſelte. Noch mehr, der Winter iſt auch in die Herzen der Einwohner eingezogen, und hat hier jeder heitern und frohen Lebensäußerung ſeine Feſſeln angelegt, weil man ſich getäuſcht, weil man ſich vereinſamt fühlt, weil den Blüthen des Sommers nicht die gediegene Frucht des Herbſtes gefolgt iſt. Winterſtille draußen, Winterſtille im Innern: noch einmal, wen könnte die Stadt jezt noch feſſeln? — Ich ſchrieb Ihnen im vorigen Frühjahre, kurz nach den verhängnißvollen Märztagen. Damals und jezt, der beginnende Frühling und der endende Herbſt, ein Frühling voll lauter Hoffnung und ein Herbſt ohne jegliche Frucht: ich denke, ſo große Gegenſäze haben die Wechſelfälle des Lebens ſelten aufzuweiſen. Und welches waren die Hoffnungen des Frühlings, welches ſind die offenbar gewordenen Täuſchungen des Herbſtes? Im Frühling hofften wir ein freies, einiges, großes und mächtiges Deutſchland, hofften wir ein verjüngtes Leben zu führen in den Strahlen der aufgehenden Freiheitsſonne, dachten wir wohl gar an einen Bruderbund und an eine allgemeine Umhalſung aller gebildeten Völker Europas. Aber alle dieſe Hoffnungen ſind entweder in die Ferne gerückt, oder geknickt, oder gar bis auf die lezte Spur vernichtet. Das einige Deutſchland iſt kaum noch eine Hoffnung; die Größe des Vaterlandes iſt um ein Bedeutendes geſchmälert, wenigſtens faktiſch; die goldene Freiheit iſt mehr als einmal in rohe Brutalität umgeſchlagen und der Traum des ewigen Friedens wird, wie Jeder jezt einſieht, wohl erſt jenſeits des Grabes zur Wirklichkeit werden. Bis jezt haben nicht einmal die Apoſtel der „allgemeinen Menſchlichkeit“ Luſt gezeigt, allen ihren Mitmenſchen an die Weſte zu ſinken.

Ich will indeß meine Betrachtungen auf Wiesbaden beſchränken. Die erſte fühlbare Folge der gährenden Zeit iſt hier die geweſen, daß wir ſo gut wie gar keine Kur gehabt haben. Was das heißen will, was das für einen Eindruck auf die Gemüther machen muß, kann jeder ſelbſt ermeſſen, wenn er erwägt, daß der Erwerb und Wohlſtand eines Badeorts, wie der hieſige, ein durchaus künſtlicher iſt und zur erſten Grundlage die Kur hat. Der Anfang des Frühlings brachte freilich eine nicht geringe Anzahl Franzoſen; als aber Cavaignac in Paris die handgreiflichen Theorien der Socialiſten auf ebenſo handgreifliche Weiſe widerlegte, verſchwanden dieſelben allmählig wieder. Nur der Britte hat bis auf den lezten Tag ausgehalten, und findet ſich häufig auch jezt noch nicht zur Abreiſe veranlaßt. Als minder wichtig, aber immerhin als ein bedeutendes Moment auf der Wagſchale, hat ſich der Umſtand erwieſen, daß die Domänen in Staatseigenthum verwandelt ſind. Der Herzog, der ſonſt ſehr liberal mit ſeinen hohen Einkünften zu Werke ging, jährlich 72,000 Gulden zur Unterhaltung des Theaters ſteuerte, eine Menge Geld außerdem auf die Verſchönerung der Stadt und ihrer Anlagen verwandte, verweilt bis jezt noch in Biberich, lebt ohne Hofſtaat und ohne Aufwand, und hat ſogar, wie bei ſeiner geringeren Einnahme natürlich, dem Theater ſeine Unterſtüzung entzogen. Und was auf dieſe Weiſe durch die Verringerung des Hofaufwandes verloren gegangen iſt, das hat — und das iſt das Schlimmſte — die Freiheit nicht im Geringſten erſezt.

(Schluß folgt.)

Paris, November.

(Fortſezung.)

2. Bonapartes Partei. — Ein reicher Mann

Von den Hauptlageblättern hat ſich ein einziges, la Presse, das von Girardin geleitet wird, auf Bonapartes Seite geſchlagen, und dieſem Beiſpiele iſt Victor Hugo, der Dichter und Volksrepräſentant, mit ſeinem Blatte l'Evènement gefolgt. Dieſe beiden geben ſich alle mögliche Mühe ihre Leſer zu überreden, daß es für die Franzoſen nichts erſprießlicheres geben könne, als einen Bonaparte an der Spize der Regierung zu haben. Ob die beiden Blätter dafür von der Bonaparte'ſchen Partei beſoldet werden, weiß man nicht; was Girardin betrifft, ſo reichte ſchon ſein Haß wider General Cavaignac, der ihn einige Tage lang einſperren ließ und ſein geiferndes Blatt ſuſpendirte, vollkommen hin, ihn in die Arme des Prätendenten zu treiben. Auffallender iſt der Schritt bei Victor Hugo, der als ein eifriger Bourboniſt die poetiſche Laufbahn betreten hat. Wie manche andere meint auch er wohl von den jezigen Machthabern nicht nach Verdienſt gewürdigt und erhoben worden zu ſeyn, und arbeitet daher auf eine Staatsveränderung hin, bei der er glücklicher zu ſeyn hofft.

Wie ein Feenmährchen oder wie eine Erzählung aus tauſend und einer Nacht erſcheint in dieſer geldarmen und nothvollen Zeit ein Geldhandel, welcher in der lezten Woche vor die hieſigen Gerichte gekommen iſt, und in dem es ſich um die Verlaſſenſchaft eines Herrn d'Aligre handelt, der ſehr ſparſam, ſogar genau gelebt, aber Legate vermacht hat, wie ſie in fürſtlichen Teſtamenten ſelten vorkommen. Sein Hauptvermögen überläßt er ſeiner einzigen Tochter, der Frau v. Pomeren, und daſſelbe beläuft ſich auf 20—25 Millionen; es ſcheint, man hat es noch gar nicht genau berechnen können. Daneben hat er nun eine Menge Stiftungen gemacht, im Betrag von fünfzehn bis ſechzehn Millionen. Unter dieſen Vermächtniſſen befindet ſich eines zu Gunſten des Armen- und Krankenhauſes zu Bourbon-Lancy, einem Badeorte, welchem er einen Werth von etwa 3 Millionen hinterläßt; hierunter ſind die Meubeln ſeines Hotels zu Paris begriffen, und dieſe Meubeln, ſammt Gemälden und andern Kunſtwerken, ſind zu 700,000 Francs angeſchlagen. Seine Tochter, welche bei der Verſteigerung der Nachlaſſenſchaft bereits das Hotel angekauft hatte und auch die Meubeln anzukaufen wünſchte, drang darauf, daß dieſelben jezt ſogleich verſteigert werden ſollten; die Verwalter der Armenanſtalt, welche den Werth zu empfangen hat, behaupteten aber durch ihren Anwalt, die jezige Zeit ſey zu Verſteigerungen koſtbarer Sachen keineswegs günſtig, und man müſſe daher ruhigere Zeiten abwarten. Dagegen erwiderte der Anwalt der Haupterbin, die Zeit für große Verſteigerungen ſey doch ſo ungünſtig nicht und einige Beiſpiele aus den lezten Monaten beweiſen, daß es noch Kunſtliebhaber gebe, welche keine Koſten ſcheuen, um zum Beſiz von Luxusſachen und Kunſtwerken zu gelangen. Unter dieſen Beiſpielen führte er unter andern die Verſteigerung an, in der der lezte öſterreichiſche Geſandte, Graf v. Appony, alles in ſeinem hieſigen Geſandtſchaftshotel verkaufen laſſen; ſie ſoll in der That ſehr viel eingebracht haben.

Der Herzog und die Herzogin von Valençay ſind bereits einigemal wegen ehelichen Zwiſtes vor Gericht erſchienen. Das leztemal, vor einigen Tagen, betraf der Streit die Erziehung ihres 16jährigen Sohnes. Der Vater, der die Herzogin des Leichtſinns beſchuldigt, hatte für gut gefunden den Sohn von ihr zu entfernen und einem Profeſſor in Bonn anzuvertrauen. Nach der lezten Vakanz behielt die von ihrem Manne häuslich, doch nicht gerichtlich geſchiedene Herzogin den Sohn bei ſich, ſtatt ihn nach Bonn zurückkehren zu laſſen. Sie gab vor, in Deutſchland laufe er Gefahr von der Cholera, und, was eben ſo ſchlimm ſey, von dem Studentenſchwindel angeſteckt zu werden; deßhalb ſey es beſſer, ihn in Paris zu behalten, trotz rother, blauer und weißer Republik.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 295. Sonnabend den 9. December 1848.

What a catter wauling do you keep here! — My masters, are you mad? or what are you? Have you no wit, manners, nor honesty? Do you make an alehouse of my lady's house? Is there no respect of place, persons, nor time in you?

Shakespeare.

Berlin und das Schauſpielhaus im Belagerungszuſtand.

(Fortſetzung.)

Die Stadt war äußerlich ruhig, wie in ihrer ruhigſten Zeit; ſobald ſich das Wetter nur irgend freundlich zeigte, ſah man Spaziergänger unter den Linden; ſelbſt das Theater war, wenn auch ſchwach, doch beſucht. Geſpielt wurde im Opernhaus, das Schauſpielhaus ſtand ſtarr und kriegeriſch da, „belagert in einer belagerten Stadt," wie ein Soldat ſelber äußerte. Das Säulenportal über der großen Treppe war mit Schildwachen beſetzt, eben ſo die Eingänge an allen Seiten; aus allen Fenſtern ſchauten behelmte Geſichter, überall blinkten Bajonnette und Helmſpitzen. — Tauſend Mann lagen in dieſem einzigen Gebäude, das ſogar ſeinen eigenen Kommandanten hatte, und es war dieß daſſelbe Regiment (Alexander), das in den Märztagen ſchon einmal ſeine Kraft mit den Bürgern gemeſſen und gewiß ſeine Tapferkeit bewährt, dennoch aber jezt, wenn es wirklich wieder zum Kampfe kam, eine Scharte auszuwetzen hatte. Streitgerüſtet lagen die Grenadiere in die Mauern des Schauſpielhauſes gebannt, des Rufs gewärtig zu Bürgerkrieg und Straßenkampf; bloß zu Patrouillen zogen dann und wann einzelne Trupps aus, und Urlaub bekamen nur zehn zugleich, und immer nur auf ganz kurze Zeit.

Schon am zweiten Tag hatte ich einen Verſuch gemacht, in das Innere des Gebäudes, das mit ſolcher Bevölkerung abenteuerlich genug ausſehen mußte, einzudringen, war jedoch kurz und entſchieden von einem halben Dutzend Schildwachen abgewieſen worden. Ich erfuhr auch von einigen Mitgliedern des Theaterperſonals, daß Niemand, ſie ſelber nicht ausgenommen, hinein dürfe, da das Militär für den Augenblick im alleinigen und unumſchränkten Beſitz des Muſentempels ſey. Und oben auf dem Giebel deſſelben ſtand ſcheu und unwirſch, mit ſchnaubenden Nüſtern und vorgeſtrecktem Huf, Pegaſus, das edle Muſenroß, als ob es ſich eben nach einem nur einigermaßen anſtändigen Hügel in der troſtloſen Ebene umſchaute, zu dem es aus dem entweihten Heiligthume entfliehen könnte.

Wie bekannt, hatte die Nationalverſammlung früher im Concertſaal des Schauſpielhauſes ihre Sitzungen gehalten; auch dort ſollten jezt Truppen liegen, und meine Neugierde wurde ſehr geſpannt, als ich hörte, die Soldaten ſpielten in demſelben Raum, wo ihre Vertreter getagt, Abends Nationalverſammlung. Wie aber hineinkommen? Schon verzweifelte ich an der Möglichkeit, als mir der Zufall günſtiger war, als ich es je hätte erwarten können. Ich bekam Gelegenheit, ſogar Abends einer ſogenannten „Sitzung" beizuwohnen; das wie mag mir der Leſer erlauben zu verſchweigen.

Durch zehnfache Schildwachen, über einen Theil der Bühne hin, auf die ich aber kaum einen flüchtigen Blick werfen konnte, da der enge Gang meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, erreichte ich den Concertſaal und überſchaute hier gleich ein ſo eigenthümliches als wunderliches Bild. Der prachtvoll eingerichtete Saal war in ein rohes, wüſtes Soldatenlager verwandelt. Auf den rothgepolſterten Seſſeln und Bänken lagen und ſaßen in allen nur möglichen Stellungen die Soldaten, manche lang

ausgeſtreckt auf den Polſtern, mit der Pfeife im Mund und die ſchmuzigen Stiefeln auf den geſchnizten Lehnen; hie und da eine kleine Geſellſchaft um einen Tiſch gedrängt, im eifrigen Kartenſpiel; dort ein paar eingeſchlafen in der Ecke, die Müzen in's Geſicht gezogen, das Kinn auf die Bruſt gedrückt, die Hände über dem Magen gefaltet, die meiſten aber aufmerkſam der „Abendunterhaltung" lauſchend, die eben ihren Anfang genommen zu haben ſchien. — Ich war etwas verwundert, auch einen Offizier unter den Zuhörern zu erkennen.

Die Abendunterhaltung beſtand aber in Folgendem. Auf dem, ich glaube der königlichen Loge gegenüber befindlichen Präſidentenſiz hatte ſich ein Muſikchor eingeniſtet, das mit, wahrſcheinlich im Orcheſter vorgefundenen Baßgeigen und Violinen und mit eigenen Flöten, Pfeifen und Trommeln Walzer und Märſche ſpielte; nur Blechinſtrumente ſchienen, wohl des allzulauten Tones wegen, ausgeſchloſſen. Die einzelnen Muſikſtücke wurden jedesmal von den Zuhörern mit Bravoruf und Beifallklatſchen belohnt, und beim Sturm- und Attaquemarſch, dem ein kurzer, nervenerregender Trommelwirbel folgte, fiel die ganze Schaar jedesmal in das übliche, aber gleichfalls etwas gedämpfte Hurrah ein. — Dann kam wieder irgend ein trauriger Walzer, dem die faule Baßgeige nur mit Widerſtreben zu folgen ſchien, und der Violine fehlte es an Colophonium, das ſich im Orcheſter wohl nicht mit vorgefunden hatte. Die Finger des Spielers mochten ſich auch nicht eben gelenk oder taktfeſt der ungewohnten Beſchäftigung fügen; denn man kann gewiß ein ausgezeichneter Trommelſchläger und doch ein höchſt mittelmäßiger Violiniſt ſeyn. Kurz, es waren außer den gewöhnlichen Märſchen klägliche Weiſen, die den gepeinigten Inſtrumenten abgemartert wurden. Und rings umher an den Wänden des durch wenige Oellampen nothdürftig erleuchteten Saals ſchauten wehmüthig die Büſten von Gluck, Händel, Mozart, Weber, Haydn, Bach, Moſcheles, Beethoven und anderer alter Meiſter der Töne hernieder und ſchienen in den an ihnen vorbeiſtreichenden düſtern Tabakswolken die Stirnen zu runzeln ob dem ohrzerreißenden Greuel.

Die Hauptperſon des Ganzen ſtand auf der Rednerbühne unter dem frühern Siz des Präſidenten, und zwar in Civil, in ſchwarzem Frack, Halsbinde und Vatermördern und weißen Beinkleidern, und dieſe Maske — ebenfalls ein Gardiſt deſſelben Regiments — ſollte den Präſidenten der Nationalverſammlung vorſtellen. Es war ein noch junger Burſche mit nicht gerade auffallendem Berliner Dialekt, und er führte einen Taktſtock, den er auf carrikirte Art handhabte, damit bald nach dem Orcheſter hinauf, bald nach den Zuhörern hin geſtikulirte und dazwiſchen zum großen Ergözen der leicht Befriedigten das Spielen der verſchiedenen Inſtrumente nachahmte. Auf der Naſe trug er eine Klemmbrille, die er übrigens ſpäter, weil ſie ihn genirte, ablegte.

(Schluß folgt.)

Aus Wien.

(Fortſezung.)

Das Mädchen kannte nicht allein unſere Dichter, ſie hatte Feuerbach geleſen nnd war ſogar mit den communiſtiſchen Syſtemen vertraut. Welcher Unterſchied aber zwiſchen dieſer öſterreichiſchen Schmiedstochter und unſern Berliner Emancipirten! — Sie hatte beſchloſſen, da man ſtündlich einen neuen Angriff auf die Stadt fürchtete, bei ihren Büchern wach zu bleiben, und lud uns ein, wenn es uns gefiele, während der Nacht nochmals zu ihr herauf zu kommen, eine Erlaubniß, von der wir keinen Gebrauch machten, da unſer Schlaf auf dem Strohlager im Spital nur ein- oder zweimal durch einzelne Kanonenſchüſſe, welche in der gewölbten Schmiede furchtbar wiederhallten, unterbrochen wurde.

Am nächſtfolgenden Morgen ſtanden wir alle, der Doktor, die Schmiedeknechte und ich, ganz behaglich vor unſerem Spitale und ſchauten auf das muntere Treiben, das ſich bereits auf der Gaſſe zeigte. Es war Sonntag, die Kirchenglocken läuteten zwar nicht, denn ſie durften damals nur Sturm läuten, aber ein Reiter, der mit der weißen Friedensfahne an uns vorbeiſprengte, ſchien eine Sabbathſtille ganz eigener Art in den Straßen zu verbreiten. Und hier muß ich dem Leſer wieder einen der kleinen Züge aus dem Leben vorführen, welche dem, der Zeuge derſelben geweſen, ſich tief einprägen. Das Wetter war hell und freundlich, die Straßen ſchienen ruhig und ſicher, und ſo ſah man beſonders viele Frauen aus den niedern Ständen in ihren Sonntagskleidern. Unter andern kam denn auch in jener zimperlich anſtändigen Haltung, wie man ſie bei den Matronen der niedern Stände kennt, ein kleines Weib daher, das, eine ſchon bejahrte Lenore, ihren Gatten ſuchte. Er war Mühlknappe und hatte verſprochen, allerſpäteſtens in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag, wo die Knechte aller Orten in Deutſchland oft meilenweit durch Feld und Gebirg in die niedern Hütten zu ihren Weibern und Kindern wandern, ſie zu beſuchen. Bis dahin hatte ſie ruhig ausgeharrt, obgleich ſie ſchon früher durch das Gerücht, die Mühlen, in denen ihr Mann diente, ſeyen bei einem Vorpoſten-

gefechte in Brand geſteckt worden, beunruhigt war. Als er in dieſer Nacht nicht gekommen war, hatte ſie ſich aufgemacht, nach ihm zu forſchen. „Ich bitt',“ ſagte ſie zu uns in höflichem, erzählendem Tone, der dem, welcher dem Volke nicht in's Herz zu blicken verſteht, leicht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit hätte erſcheinen können, „ich bitt', was iſt denn wohl aus meinem Mann geworden? Er diente in der — Mühlen, und hat nix wieder von ſich hören laſſen.“ Wir zuckten mitleidig die Achſeln und mir ſagte Jemand in's Ohr: die Knappen in jener Mühle ſeyen, weil ſie dieſelbe muthig auf ihre Weiſe vertheidigt hätten, vom Feinde ſämmtlich niedergemacht worden. „Ja, da muß i halt weiter fragen,“ ſagte die Frau des Mühlknappen, nahm ihr kleines Umſchlagtüchlein ſittſam über der Bruſt zuſammen und ging. Ich ſah ihr nach; ſie ſtand bald wieder bei einem Nationalgardiſten ſtill und richtete dieſelben Fragen an ihn, bekam aber auch von ihm keine befriedigende Antwort. Und ſo ging ſie weiter, jeden Augenblick ſtill ſtehend und Jemand anredend.

„Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Sie frug nach allen Namen,
Doch keiner war, der Kundſchaft gab,
Von allen ſo da kamen.“

Aber die ſittſame öſterreichiſche Lenore zerraufte nicht ihr Rabenhaar, ſie ging gewiß zuletzt ſtill zu ihren Kindern nach Hauſe, legte ihr Umſchlagtüchlein ab, und war ſicherlich am Montag um dieſelbe Zeit ſchon wieder an der Arbeit.

Trotz dem, daß an dieſem Sonntage die Glocken nicht läuteten, drängte ſich doch, während die Kinder dieſer Welt in den Vorſtädten mit den Töchtern der Erde ſpazieren gingen, in die Stephanskirche viel Volks, und in den hohen Hallen wurde viel und inbrünſtig gebetet. Mehr oder weniger war dieß alle Tage während der Revolution der Fall. Die katholiſchen Kirchen ſind ja immer wie öffentliche Märkte, auf denen das Volk täglich und ſtündlich ab und zu geht, um ſeine religiöſen Bedürfniſſe zu befriedigen, während die in der Woche verſchloſſenen proteſtantiſchen Kirchen einen mehr häuslichen Charakter haben und ſtillen, haushälteriſchen Vorrathskammern der Andacht gleichen.

Der Tag blieb ſchön und ruhig bis am Abend, wo ich mich wieder auf die Rothenthurmbaſtei begab. In der Dämmerung richtete man droben eben die Kanonen auf das für den Feind ſehr wichtige Stierbeckſche Kaffeehaus in der Leopoldſtadt. Man erwartete wieder einen Angriff, denn Niemand wußte, auf wie lange Waffenſtillſtand geſchloſſen ſey. Unten am Thore aber ſtanden die National- und Mobilgarden aufgeſtellt, heiter und luſtig, obgleich jeden Augenblick eine Bombe aus der Leopoldſtadt mitten unter ſie fliegen konnte. Nur die Knaben von vierzehn bis ſechzehn Jahren, die ſich theils freiwillig hatten einreihen laſſen, theils von den Arbeitern zum Dienſte gepreßt waren, ſtanden da und weinten. Sie klagten, daß ſie von den Arbeitern ſchlecht und geringſchätzig behandelt würden. Sie ſeyen ſo gut Soldaten als die Männer; wenn es in's Feuer gehe, ſo ſeyen ſie nie zu klein. Sie tragen ja mit Freuden das Gewehr, fürchten ſich auch gar nicht vor'm Feind, ſie wollen nur gut und kameradſchaftlich behandelt ſeyn. Ein alter Mann in ihrer Compagnie, gegen den dieſe Reden beſonders gerichtet waren, hieß ſie in rauhen Worten ruhig ſeyn und drohte ihnen ſogar. Da brach einer der jungen Soldaten, bei dem ein knabenhaftes Ehrgefühl beſonders lebhaft war, in einen wahren Strom von Thränen aus und eilte zum Hauptmann, um ſich mit naſſen Augen zu beklagen. Der Hauptmann hörte ihm anfangs zu, bald aber wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand gelenkt. Ein Burſche, der zu den übergegangenen Grenadieren gehörte, beruhigte den Knaben, indem er die Vermittlung zwiſchen den beiden verſchiedenen Altersſtufen übernahm, zu der er durch ſein eigenes Alter wohl berufen war. Mir ſagte der Grenadier, die Knaben hätten ganz recht, und es ſey empörend, daß ſie noch dazu ſchlecht behandelt würden von denen, die ſie zuweilen zuerſt in's Feuer jagten. Sie ſeyen überhaupt beſſer zu gebrauchen als die Alten; dieſe kommen beim Marſchiren oft nicht recht fort u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Ein Prozeß. — Sorge für das Volk.

Dem Herzog von Valençay wollte dieſe Gefahr nicht einleuchten, und er begab ſich ins Hotel, wo ſeine Frau wohnt, und verlangte ſeinen Sohn; dieſer war aber unſichtbar geworden. Sein Anwalt behauptete vor Gericht, jenes Hotel ſey ein wahres Labyrinth, mit verborgenen Aus- und Eingängen. Der Anwalt der Herzogin ſchilderte abermals vor Gericht, wie gefährlich es ſey, einen jungen Franzoſen, der vor allem einer franzöſiſchen Erziehung bedürfe, in gegenwärtigem Augenblick einer deutſchen Univerſität zu übergeben, und wie ſehr dieſer Gedanke das Herz einer Mutter beunruhigen müſſe. Dem Gericht leuch-

teten aber dieſe Gründe nicht ein; es urtheilte, da dem Vater die Aufſicht über die Erziehung ſeiner Kinder zuſtehe und obliege, und da in gegenwärtigem Falle kein Mißbrauch mit dieſer väterlichen Gewalt getrieben werde, müſſe der Herzog das Recht behalten, ſeinen Sohn in Deutſchland zu laſſen, wenn er es für gut finde. Wie ſich doch die Zeiten geändert haben! welchem Anwalte wäre es ſonſt eingefallen, den Aufenthalt eines jungen Franzoſen auf einer deutſchen Univerſität als politiſch bedenklich darzuſtellen! Vor nicht gar langer Zeit ließen manche altadeliche Familien ihre Söhne in Deutſchland ſtudiren, damit ſie ächt monarchiſche Grundſätze einſögen. Und jezt — welch plözlicher Umſchlag! Daß an einem jungen Franzoſen in Deutſchland etwas zu verderben ſey, dieß hätte man ſo wenig geahnt, als daß der Neger Mazulime, der zu Anfang dieſes Jahrs Kammerdiener des Generals Bernetty hier war, im November als Repräſentant ſeiner freigewordenen Brüder in der Nationalverſammlung ſißen würde.

In mitten der Aufregung der Gemüther wegen der künftigen Präſidentenwahl geht es jezt in der Theaterwelt ſehr lebhaft zu. Bei Gelegenheit des Verfaſſungsfeſtes war unentgeltliche Vorſtellung in allen Theatern. Um Gedränge und Unordnung zu vermeiden, hatte man ſchon bei früheren Fällen der Art die Vorſicht gebraucht, am Morgen in den Arrondiſſements der Stadt Billete unter das Volk vertheilen zu laſſen. Dadurch wird nun freilich ein Uebel vermieden, aber es entſteht dadurch ein anderes. Manche, welche lieber den Geſchmack befriedigen als das Geſicht, das Gehör oder den Geiſt, verkaufen ihr Billet und bringen den Abend in der Schenke zu, betrinken ſich auch wohl, und die Abſicht der Regierung, das Volk durchs Schauſpiel zu bilden, wird verfehlt. Es entſteht daraus ein weiterer Uebelſtand; Leute, welche das Theater beſuchen und gerne ſparen, kaufen ſolche Freibillette um ein Geringes, und nehmen folglich kein Billet an der Theaterkaſſe, welche dadurch ihr Einkommen geſchmälert ſieht. — In neueſter Zeit werden auch populäre Vorträge angekündigt; mehrere Gelehrte haben ſich dazu erboten. Es werden namentlich ausgewählte Stücke aus beliebten Schriften vorgeleſen. Victor Hugo's Journal beklagt ſich ſehr darüber, daß man die Schriften lebender Auctoren ausgeſchloſſen habe, was vermuthlich geſchehen iſt, um Eiferſucht zu vermeiden. Das Journal findet es ferner unrecht, daß man die auswärtige Literatur ausgeſchloſſen habe. Der vorige Polizeipräfekt, Ducoux, hatte ferner beſchloſſen, ein großes Lokal für die Arbeiter einzurichten, wo ſie im Winter den Abend zubringen könnten, und wo auch die eben genannten Vorleſungen nebſt techniſchem Unterrichte ſtattfinden ſollten. Es war ſogar ſchon eine Summe von 300,000 Francs von der Stadtbehörde ausgeſezt, um eine der ſogenannten Markthallen zu dieſem Behufe einzurichten. Ich zweifle aber ſehr, ob der Erfolg den Erwartungen entſprechen würde. Das Beiſammenſeyn einiger tauſend Arbeiter in einem großen geheizten und beleuchteten Raume würde ohne Zweifel zu großem Lärm und zu manchen Ungelegenheiten Anlaß geben, und der Polizei würde es ſehr ſchwer fallen, unter einer ſo großen müßigen Schaar ſo weit Ruhe und Ordnung zu erhalten, daß Vorträge gehalten werden könnten. Dieß iſt einer der vielen utopiſchen Plane, die ſeit Februar zum Vorſchein gekommen. Jedenfalls aber iſt es löblich, daß man ſich ſo eifrig mit dem Wohle des Volks beſchäftigt; warum hat Ludwig Philipps Regierung nicht desgleichen gethan? Allein ſeine Miniſter waren einfältig genug, ſich einzubilden, ſo lange ſie die Majorität in den Kammern hätten, brauchten ſie keinerlei Zugeſtändniſſe zu machen und könnten alle Forderungen kräftig zurückweiſen.

(Schluß folgt.)

Wiesbaden, November.

(Schluß.)

Die Kammer. — Ausſichten.

Ein Haufe ſocialer Republikaner begann, wie aus den Zeitungen bekannt, in der Mitte des Sommers die Stadt zu terroriſiren, und die Folge war, daß Reichstruppen die Ruhe wieder herſtellten und die wenigen Kurgäſte zum Theil die Stadt verließen. Die Bälle im Kurſaale ſind ſehr ſpärlich und geringfügig ausgefallen; ſelbſt die Spielbank des Herrn Chabert aus Straßburg hat ein blaues Auge davongetragen. — Die aus Urwahlen hervorgegangene Kammer hat ſich mehr wie einmal als eine Landesgeißel erwieſen, hat das im Kleinen gethan, was die Berliner Verſammlung im Großen. Freilich hat ſie dem Herzoge das Prädikat „von Gottes Gnaden" abgeſprochen, die Zehntenablöſung dekretirt, der Regierung nur ein ſuspenſives Veto zugeſtanden, und was derartige Dinge mehr ſind, aber für die wahre Freiheit hat ſie gar nichts oder blutwenig gethan. Oder war vielleicht Ludwig Philipp ein gewiſſenhafter Regent, weil er nicht König von Volkes Gnaden war? waren die Fürſten der Metternichſchen Zeit deßwegen ſchlecht, weil ſie Fürſten von Gottes Gnaden waren? Die Hauptſache iſt, daß der ſtaatlich-ſittliche Zuſtand eines Volkes ein geſunder iſt, und wenn dieſer ein geſunder iſt, wenn Unendliches verflochten wird in's Endliche, ſo mögen wir den Staat immerhin mit dem Walten einer höhern Hand in Verbindung bringen; iſt das ſtaatlich-ſittliche Leben dagegen krank, ſo liegt ſicher darin keine Hülfe, daß man den Fürſten jenes Prädikat raubt. — Worin die Kammer ſich ausgezeichnet hat, das ſind, um die Bezeichnung einer hieſigen Zeitung beizubehalten, „radikale Rohheiten." Und ſo weit iſt man im Materialismus gegangen, daß von der Linken ſogar ein Antrag auf Aufhebung der Gymnaſien geſtellt wurde, „weil ja die Naſſauer ihre Söhne ins Ausland ſchicken könnten." Die Rechte ſtellte natürlich die Frage: „wenn nun die umliegenden Staaten in gleicher Weiſe verfuhren, wie dann?" Es iſt leicht zu ermeſſen, wie troſtlos die Ausſichten der ehrenwerthen und intelligenten Bevölkerung durch alles dieſes geworden ſind: troſtlos iſt die Ausſicht auf Hülfe durch die Kammer, troſtlos iſt der öffentliche Verkehr und der bürgerliche Erwerb, noch troſtloſer die Ausſicht in die Zukunft. Was wird der Winter bringen, wenn Länge und Breite der unſerer Stadt geſchlagenen Wunden ausgemeſſen und die Sonde in die Tiefe geſenkt iſt? — Das hieſige Theater hat bis zu Ende dieſes Jahrs durch Beſchluß der Landesverſammlung einen Zuſchuß erhalten, ſo daß ſein Beſtehen vor der Hand geſichert iſt. Natürlich liegt den Einwohnern ſehr viel daran, dem Fremden auf jede Weiſe den Aufenthalt angenehm zu machen. Zu dem Ende iſt auch vor einigen Tagen die an den Kurſaal ſtoßende große Colonnade mit Fenſtern verſehen, heizbar gemacht und für Winterſpaziergänge eingerichtet worden. Selbſt das daran ſtoßende Muſeum wird dem Fremden unentgeltlich geöffnet. Aber das ſind alles nur Palliative: am Zuſammenſtoßen eines ſchönen Traums mit einer gefährlichen Wirklichkeit werden wir noch lange leiden. Und das gilt nicht allein von Wiesbaden, ſondern von einem großen Theile des übrigen Landes, namentlich vom Rheingau. Der aufgeſpeicherte Sechsundvierziger wird um ein Bedeutendes billiger ausgeboten, aber die Käufer fehlen, und für die feineren Weine ſcheinen die guten Zeiten ohnehin entſchwunden zu ſeyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 296. Montag den 11. December 1848.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich, jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt.
Schiller.

Aus Wien.

(Fortſetzung.)

Ich habe bis jetzt verſäumt, die Leſer auf die Univerſität zu führen, und der nun folgende Tag, der Montag, dürfte wohl der paſſendſte ſeyn, das Verſäumte nachzuholen. An dieſem Tage hatte der Reichstag faſt ſeinen ganzen Einfluß verloren, auch wollte das bewaffnete Proletariat durchaus nur noch auf die Studenten hören. In der Mitte des Univerſitätshofes ſtand an dieſem Tage eine Schaar von Senſenmännern; ſie hatten die Senſen jeder neben dem Fuße zur Linken niedergeſtellt, ſo daß die ſcharfen Schneiden nach außen gerichtet waren; ein äußerſt kriegeriſcher wilder Anblick, der uns recht lebendig vor Augen führte, wie das Wildwaſſer der volksthümlichen Beſtrebungen, welches ſeit dem Wolkenbruche im März in Oeſterreich noch immer nach ſeinem Strombette ſuchte, ſich endlich nach der Univerſität gezogen hatte, wo es wie Lachen nach einem Schlagregen in der Mitte eines Bauernhofes noch immer umherſtand.

An dieſem Tage war es auch, wo eine Anzahl Weiber von den Studenten auf ihr Bitten Waffen erhalten und ſogar die Erlaubniß bekommen hatten, am Eingange des Univerſitätshofes Wache zu ſtehen. Es war Geſetz, daß kein Unbewaffneter eintreten durfte. So fiel mir denn heute, als ich auf die Univerſität wollte, eine häßliche Alte mit dem Ausruf: „haben Sie Waffen?“ faſt in die Arme. Sie hatte die Piſtole überſehen, die ich im Gürtel trug und die mir überall, ſelbſt in den Vorſtädten und auf den Baſteien, freien Zutritt verſchafft hatte. Ich lüftete den Kolben etwas, indem ich mit der Rechten darauf deutete, ohne mich in mündliche Unterhandlungen einzulaſſen. Das Weib bückte ſich, um meine Waffe zu ſehen, faſt mit der Naſe darauf, auf der ſie eine große Hornbrille geklemmt trug, wie ſie in meiner Heimath die ältern Bauernfrauen tragen, wenn ſie Sonntags in der Kirche aus dem Geſangbuche ſingen.

In den Hallen und Vorſälen des geräumigen Univerſitätsgebäudes ſtehen zahlreiche Wachen. Wir ſteigen eine Treppe hinan, auf der es ziemlich finſter iſt, wie denn überhaupt das ganze Haus, das in dieſem Jahre eine ſo eigenthümliche Bedeutung erhalten hat, mehr Aehnlichkeit mit unſern alten deutſchen winkligen Schulen und Gymnaſien hat, als mit den Univerſitätsgebäuden, wie ſie ſich in neuerer Zeit an ſo vielen Orten im übrigen Deutſchland erhoben haben. Indem wir nun hier im erſten Stockwerk den langen ſchmalen Gang entlang gehen, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, über einem Zimmer geſchrieben zu ſehen: „K. K. Convikts-Kanzlei.“ Daſſelbe ſcheint verſchloſſen zu ſeyn; es wird nicht, wie die übrigen Säle dieſes Hauſes, zu modernen Zwecken benutzt, auch ſteht keine Wache davor. Wer denkt auch jetzt an's Convikt, wo der Student als akademiſcher Legionär ſeine Löhnung ausgezahlt erhält, wie während der langen Ferien im dreißigjährigen Kriege!

Nicht weit davon iſt eine andere Thüre; daran ſteht mit Kohle geſchrieben: Studentencomité. Um dieſe Thüre drängt ſich Alles und will hinein. Unter den Wartenden ſehen wir einige Bürger. Sie haben in der Stadt einen Menſchen gefangen, der ihnen durch Aeußerungen verdächtig wurde, von dem ſie

aber ſelbſt noch nicht wiſſen, ob ſie ihn für einen Spion oder ganz im Allgemeinen für einen Schwarzgelben erklären ſollen. Dagegen ſind ſie ſicher in dem Wunſche einig, ihn hängen zu ſehen. Indem ſie ihn Jeder bei einer Hand gefaßt haben, ſuchen ſie ſich mit ihm durch die Menge Bahn zu brechen und rufen zuweilen: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ Aber ſelbſt dieſer Ruf macht ihnen nur langſam den Weg frei, ſie werden lange mit ihrem Opfer, das ſie an der Hand führen, hin und her gequetſcht, bis ſie ſich im erſehnten Studentencomité befinden, wo denn der Arreſtant alsbald freigelaſſen und nach Hauſe geſchickt wird. Unter vielen, gewiß von Herzen kommenden Bücklingen gegen die Studenten eilt er zur Thüre hinaus.

Etwas abſeits von denen, welche ſich draußen nach der Thüre drängen, ſtehen vier Frauen in Trauerkleidung. Vielleicht könnten dieſe ſeltſamen Geſtalten ſich am erſten noch Platz machen; allein die vier wollen ſich nicht in das Gedränge begeben, und man ſieht es ihnen an, ſie denken: wir können warten. Sie mögen daheim in ihrer kleinen Wirthſchaft nicht nöthig ſeyn und haben ohne Zweifel den Schlüſſel ihrer Wohnung in der Taſche. Gewiß iſt es eine Mutter mit ihren erwachſenen Töchtern, denen der Vater geſtorben iſt. Sie ſtehen ſtill in einer Fenſterniſche beiſammen. Die Mutter mag eine Vierzigerin ſeyn, die Töchter ſind nicht ſchön; was wollen ſie von den Studenten?

Ich war bereits eine geraume Weile im Comitézimmer, als die vier ſchwarzen Frauenzimmer endlich auch eintraten. Ohne gerade ſchüchtern zu erſcheinen, hielten ſie ſich doch am Eingange des kleinen Zimmers, in der Nähe der Thüre, wo ſie alsbald einen vorbeigehenden Studenten umringten und leiſe mit ihm ſprachen. Ich trat hinzu und lauſchte. Die vier Schwarzgekleideten baten um Waffen. Der Student erwiderte: es könnten an Frauen nur Karabiner ausgetheilt werden, und deren ſeyen keine mehr vorhanden. Die Mutter und die älteſte Tochter ziſchelten dem Muſenſohne ſo viel in's Ohr und die beiden jüngſten betrachteten während dem ſo neugierig und betaſteten ſo täppiſch einige in der Ecke ſtehende Waffen, daß mir Angſt und bange wurde vor dieſen Weibern, auf deren Antlitz ſich keineswegs ein beſonders tiefer Schmerz ausgeprägt hatte, in deren Herzen aber wohl vollkommener Lebensüberdruß Platz gewonnen haben mußte.

Ein förmlicher Bericht über die ſonſtigen Vorgänge im Studentencomité, wo an dieſem Nachmittag auch Robert Blum und Jellinek ab und zu gingen, würde hier zu ſpät kommen.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin und das Schauſpielhaus im Belagerungszuſtand.

(Schluß.)

Endlich, nachdem die Spieler eine lange Weile muſicirt hatten, eröffnete der Präſident die Sitzung. Mit affektirter Stimme begrüßte er die „Nationalverſammlung“ und ſprach von der ſchwierigen Aufgabe, ſechzehn Millionen zu vertreten, erklärte, daß ſie hier zuſammen gekommen ſeyen, ihr eigenes Wohl zu berathen, und ließ dann wieder, unter den frühern Poſſen, ein Lied aufſpielen. Hierauf ging er, und nicht ganz ohne Gewandtheit, auf ſeine wie ſeiner Kameraden Verhältniſſe ein, in welch ſonderbarer Lage ſie ſich eigentlich befanden, belagert in einer belagerten Stadt, und wie wenig man dabei auf ihre eigene Bequemlichkeit bedacht geweſen. Mehrere Tage lang hätten ſie auf der bloßen Erde campiren müſſen, jetzt, nachdem ſie ſich wund gelegen, bekämen ſie Strohſäcke; der Kaffee ſey, trotz einer jüngſt eingegangenen Schenkung, ungenießbar, das Fleiſch ſo, daß es ſämmtliche vier Köche nicht gahr bekommen könnten, und der innere Zuſtand des Schauſpielhauſes, was die Reinlichkeit betreffe, dermaßen ſchaudererregend, daß eine genauere Beſchreibung gar nicht zuläſſig erſcheine.

Nach einer ziemlich weitläufigen, manchmal wirklich witzigen, nur zu oft aber auch ſehr matten Auseinanderſetzung der Gründe, die ihn eine Aenderung ihres Zuſtandes wünſchen ließen, wandte er ſich an die Verſammlung, ihre Meinung darüber zu hören, und zwar zuerſt an die „äußerſte Linke,“ die mit einem ziemlich allgemeinen vernehmlichen Ja antwortete. — „Und was ſagt die äußerſte Rechte zu meinem Vorſchlag?“ ſprach er dann, ſich nach der Seite wendend, welche die Rechte früher eingenommen hatte. — „Nein!“ lautete hier die vom lachenden Beifallsruf der Zuhörer begrüßte Antwort, und mit einem ruhigen: „Ließ ſich nicht anders erwarten,“ rückte er ſich die Brille wieder zurecht und gab, ohne weiter auf die Abſtimmung einzugehen, dem Orcheſter das Zeichen zum Wiederbeginn eines ſeiner verzweifelten Stücke.

Sodann nahm er eine Partie Bittſchriften, wie ſie der Nationalverſammlung wirklich eingegangen, und von denen er eine ſogar als fingirtes Taſchentuch benuzte, und las ſie mit poſſenhaften, nicht ſelten zweideutigen Bemerkungen vor; eben ſo mißbrauchte er das preußiſche Landrecht, von dem ein Exemplar ebenfalls in einem untern Gefach der Rednertribüne lag. Und die Soldaten amüſirten ſich herrlich, aber der Offizier ſtand nach einer Weile auf und verließ den Saal.

Man müſſe den Soldaten den unſchuldigen Spaß laſſen, um ſie bei guter Laune zu erhalten; die armen Teufel haben viele Beſchwerden zu ertragen, ſtehen vielleicht auf der Schwelle eines Bürgerkriegs; das Schauſpielhaus dürften ſie Abends nicht verlaſſen, die Langeweile hätte ſie ja getödtet — ſolches und anderes wurde mir vorgeſtellt. Ich aber fragte mich, ob denn das alles, was mich hier im tollen Poſſenſpiel umgab, Wirklichkeit ſey? Mir kam das Ganze oft wie ein Traum vor. — Die Halle hier, in der die Vertreter des ganzen mächtigen Preußenvolkes das Wohl des Landes, das Wohl von Millionen berathen, von Bajonnetten geräumt, von Bajonnetten beſetzt, auf der Tribüne ein in Civiltracht poſſenhaft verkleideter Soldat, die Bittſchriften, die das Volk ſeinen Vertretern eingeſandt, gemißbraucht! — Das Andenken an das Edelſte, was die Freiheit eines Volks gewährleiſten kann, ſeine Vertretung durch Abgeordnete im eigenen Parlament, verhöhnt und lächerlich gemacht! Und hier die Männer, die lachend dem Spiele zuſchauten oder träumend in der Ecke ſaßen, jede Minute bereit, beim erſten Trompetenſtoß, beim erſten Trommelwirbel in die Höhe zu fahren und mit dem ſchon geladenen Gewehr, dem ſchon aufgeſteckten Bajonnett ſich den, vielleicht durch nur irgend einen böſen Zufall aufgereizten Bürgern entgegen zu werfen! Ein eigenes, recht häßliches Gefühl war es, das mich durchzuckte, und ich verließ den entweihten Raum, verließ die armen in effigie gepeinigten Heroen der Muſik unter den quitſchenden Tönen der Geige, dem brummenden falſchen Accompagnement des Baſſes und dem Beifallsſturm der dankbaren Grenadiere.

Um die Mittelthür und die Haupttreppe auf dem nächſten Weg zu erreichen, mußte ich über die Bühne weg, und ich werde den Anblick im Leben nicht vergeſſen. — Im ungeheuern Raum hingen in der Mitte an Brettern drei Doppellampen, die aber ein düſteres mattes Licht gaben und das Ganze kaum nothdürftig erhellten. Auf der Bühne ſelbſt befand ſich die Wache, und wenn auch hie und da zwiſchen den Couliſſen Gruppen von Kartenſpielern an kleinen Tiſchen ſaßen, ſo mußte doch die Bühne ſelbſt von ſolchem Treiben frei bleiben. — Hier ſtanden die Gewehre der Wache zuſammengeſtellt, und ernſte Poſten wanderten ſchweigend daneben auf und ab. Ich ging zwiſchen ihnen durch und betrat die Bretterbrücke, die über die Banklehnen des Parterres hinweg dem Ausgang zuführt. — Hier aber blieb ich ſtehen und überſchaute nun zurückblickend das ganz eigenthümliche Bild, das vor mir ausgebreitet lag.

Die Couliſſen waren unordentlich durcheinander, hier Säulen, dort Wald, vorgeſchoben; den Hintergrund aber bildete (die Leinwand war wegen des Luftzugs von hinten herabgelaſſen) wohl zufällig eine weite, den Horizont begrenzende Seefläche. Zur Rechten und dicht vor dem zackigen Felſenufer lagen die erſt heute eingelieferten, noch ganz neuen Strohſäcke der Soldaten aufgeſchichtet, und es ſah täuſchend ſo aus, als ob ein Schiff dort gerade ſeine Waaren gelandet hätte. Links ſtanden, von hinten vor, bis dicht an die vordere Lampe, die mit den Bajonnetten zuſammengreifenden Gewehre, und auf jeder Waffenpyramide ein Helm. Ueber die Bühne aber zerſtreut, auf die Ellbogen geſtützt, oder das erſte beſte, was ſich ihnen geboten, unter den Kopf gerückt, lagerten einzelne Grenadiere und ſchauten träumend nach den öden Galerien hinauf, in denen nur hie und da einzelne Kameraden Platz genommen hatten und die Scene unter ſich gerade ſo theilnahmlos und ſchläfrig betrachteten. Rechts neben mir im Parterre unten ſaßen zwei neben einander auf einer Bank und nickten, und links lag ein Dritter, auf der Bank ausgeſtreckt, und ſchnarchte laut.

Die Schildwachen ſchritten ſtill und lautlos ihre befohlene Bahn hin und her; manchmal aber blieben ſie, dem Hintergrund zugewandt, ſtehen, und es war dann, als ob ſie das weite Meer beobachteten, das Nahen fremder Schiffe zu erkunden, denn der matte, ungewiſſe Dämmerſchein machte die Täuſchung faſt vollſtändig. Es lag wahrlich eine gewiſſe Poeſie in dieſer entſetzlichen Proſa. — Ich verließ Berlin am nämlichen Abend wieder.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Der Belagerungszuſtand.

So geläufig das Wort „Belagerungszuſtand“ den Genoſſen unſerer Tage geworden iſt, dennoch erfüllte es mit ſeinem verhängnißvollen Klange die Bewohner der Reſidenz mit Schrecken, als es hier ausgeſprochen wurde, als es hier mit allen ſeinen Conſequenzen in Wirkung trat. Von Paris, von Wien war es hierher erſchollen; man hatte es vernommen, wie man die erſten Nachrichten von der Cholera vernahm; das Uebel war ja noch weit, man glaubte nicht daran, daß es bis hierher in unſere Mauern dringen würde. Aber es kam; es mußte kommen, weil eine andere Löſung als durch die Gewalt der Waffen nicht ab-

zuſehen war. Und in der Nähe hat das Geſpenſt ſeinen Schrecken zum großen Theil verloren. Man hat eingeſehen, daß der Belagerungszuſtand nicht gegen das widerſtandloſe Berlin, ſondern nur gegen die Fraktion der Nationalverſammlung gerichtet werden mußte, die ihre Ueberzeugung als die in Preußen jetzt allein gültige angeſehen wiſſen wollte, die faktiſch die Herrſchaft für ſich allein in Anſpruch nahm, und die eine Diktatur ausübte, wie ſie in unſern Landen nicht ausgeübt worden iſt, kaum in der Zeit als das Recht des Eroberers über ihnen waltete. Die Schließung ſämmtlicher Clubs aber, von denen einige die Reſidenz in demſelben Verhältniſſe mit ihren Machtgeboten beherrſchten, wie die Nationalverſammlung es mit dem ganzen Staate wollte, ferner die Suſpenſion der widerſpenſtigen Journale, machten auf die große Maſſe, die das freie Verſammlungsrecht nur dazu benuzte, um zu toben, das Recht der freien Preſſe aber nur aus den zügelloſen Plakaten kannte, die die Straßenecken bedeckten, und aus den fliegenden Blättern, die die Straßenjungen feil boten — auf die große Maſſe machten dieſe Maßregeln keinen nachhaltigen Eindruck. Das Wetter wurde ſchlecht, die Verſammlungen unter freiem Himmel hätten von ſelbſt aufgehört, und wenn es regnet und ſchneit, iſt auch das Studium der Eckenliteratur nicht anziehend. Der Büger aber, der wirklich Zeitungen lieſt, findet im Fortbeſtehen der beiden, an denen er ſeit langen Jahren ſich genügen ließ, hinreichende Nahrung für ſeinen politiſchen Sinn. Nur die Auflöſung und Entwaffnung der Bürgerwehr machte einen durchgehends peinlichen Eindruck, deſſen ſelbſt die Beſtgeſinnten ſich nicht erwehren konnten, obgleich ſie ſich eingeſtehen mußten, daß dieſe Maßregel eine nothwendige Folge des nothwendig gewordenen exceptionellen Zuſtandes war. Unter ſolchen Umſtänden gilt nur das „wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns," und wenn man vorausgeſezt wiſſen wollte, daß der größte Theil der bewaffneten Einwohner Berlins bei entſtehendem Kampfe theilnahmlos bleiben würde, ſo konnte doch ebenfalls angenommen werden, daß ſie zum Mithandeln gezwungen werden konnten, oder was noch wahrſcheinlicher, daß man ihnen die Waffen gewaltſam entreißen würde. In den Händen ſolcher aber, die einmal zu den Waffen griffen, waren einige tauſend Gewehre wohl zu fürchten, und ihnen wären nuzlos viele Opfer gefallen. Alſo es mußte ſeyn! Aber die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten. Jeder ſchämte ſich vor dem Andern, denn es hat etwas Verletzendes für den Mann, ſeine Wehr von ſich ab zu thun und ein wehrloſer Mann zu werden, und Jeder fürchtete den Andern. Das lezte Motiv war wohl das vorherrſchende, und die ſich von ihm leiten ließen, mögen nicht ſchlechthin der Feigheit beſchuldigt werden. Die Anordnung der Behörde war eine ſchlecht gewählte. Die einzelnen Wehrmänner ſollten ihre Waffen an beſtimmten Orten abgeben. Aber was konnte der Einzelne thun, wenn er auf dem Wege überfallen, mißhandelt, ſeiner Waffen beraubt wurde? An dem erſten für die Ablieferung beſtimmten Tage, wo es auf den Straßen wogte, war das Militär an den wichtigſten Punkten der Stadt concentrirt, um von dort aus hervorzubrechen, wenn es Noth thäte. Der Einzelne war alſo ſchuzlos den aufgeregten Maſſen gegenüber, und es gehörte größerer Muth dazu, den Befehlen der Regierung Folge zu leiſten, als ſie nicht zu beachten. Die den Muth hatten, freilich nur wenige, kamen wohl durch, wenn ſie ſich von Drohungen nicht ſchrecken ließen; ich kenne einen, der von einem Bummler aufgehalten, nur die Bewegung machte, das Gewehr zu fällen, als der Drohende ſchon entwich und ein Paar ſeine Herrn, die jenen aufgehezt, auch nicht näher kamen.

(Fortſezung folgt.

Paris, November.

(Schluß.)

Theater.

Ich komme auf die Theater zurück. Seit Juni ſind keine Gewaltthätigkeiten mehr vorgefallen; man lebt wieder einigermaßen ruhig und iſt froh Abends das Schauſpiel genießen zu können. Die große Oper hat ihre Cerito, und man hat ein neues Ballet für ſie auf die Bühne gebracht: „die Marketenderin," in dem ſie natürlich die Hauptrolle ſpielt. Der Inhalt iſt unbedeutend, und das Stück ſoll nur der flinken Tänzerin neue Gelegenheit geben, alle ihre Anmuth zu entwickeln, und zwar im niedlichen Anzuge der franzöſiſchen Marketenderinnen, welche man mit ihren kurzen Röckchen für eben von der Bühne abgetretene Tänzerinnen halten könnte. Daſſelbe Theater gab eine neue Oper in drei Aufzügen, „Johanna die Verrückte," Text von Scribe, Muſik von Clapiſſon, der beim Operettentheater als Muſiker angeſtellt iſt und bereits eine Operette: „Gibby, der Dudelſackſpieler," mit ziemlich gutem Erfolge hat aufführen laſſen. Vielleicht hätte er beſſer gethan, ſich nicht an die ernſte Opergattung zu wagen; indeß iſt ſeine Leiſtung nicht zu verwerfen, und da der Text mit Scribeſcher Gewandtheit geſchrieben iſt, wird ſich das Stück eine Zeitlang auf der Bühne halten. Der Stoff iſt der Geſchichte der ſpaniſchen Prinzeſſin Johanna la Loca entnommen, der Mutter Kaiſer Karls des Fünften, welche bekanntlich über dem Hinſcheiden ihres Mannes den Verſtand verlor und ſeinen Leichnam mit ſich herumführte. Natürlich hat ſich Scribe, nach ſeiner Gewohnheit, wenig an die geſchichtlichen Thatſachen gekehrt. Dieſe Arbeit iſt ihm beſſer gelungen, als das neue Vaudeville „O Freundſchaft." — Troz der Revolution hat die italieniſche Oper dieſen Herbſt ihre Vorſtellungen wie gewöhnlich begonnen, und zwar mit den meiſten beliebten Sängern und Sängerinnen der vergangenen Jahre. Aber viel Neues kann ſie den Abonnenten jezt nicht bieten. Italien iſt nicht zum Geſange aufgelegt und die dortigen Theater muntern die Componiſten ſehr wenig auf. Man hat daher die Vorſtellungen mit einer Verdiſchen Oper, Nebucadnezar, begonnen. Um aber doch ſcheinbar etwas Neues zu bringen, hat die Direktion »Andiamo a Parigi,« Muſik von Roſſini, gegeben. Wer Roſſini kennt, weiß wohl, daß er ſeit vielen Jahren keine Opern mehr ſezt, und daß die große Pariſer Oper vor einigen Jahren, um ein Stück von ihm zu bekommen, einen Tonkünſtler zu ihm ſchicken mußte, der unter ſeiner Leitung Arien aus ſeinen ältern Opern einem neuen Texte unterlegte. Aehnlich hat es nun die italieniſche Oper gemacht. Als ſich Karl X. zu Rheims krönen ließ, feierten die Pariſer Theater dieſe Begebenheit, und die italieniſche Oper ließ von Roſſini „die Reiſe nach Rheims" ſezen. Als dieſe Oper längſt bei Seite gelegt war, nahm der träge Roſſini, der ſich ſo oft ſelbſt beſtohlen hat, die beſten Nummern aus dieſer Compoſition und brachte ſie anderswo an. Jezt ſcheint man faſt die ganze Oper wieder aufgenommen und einem neuen Texte: „Laßt uns nach Paris gehen," angepaßt zu haben. Die Legitimiſten, welche mit ſo vielem Gepränge Karls X. Krönungsfeier begangen hatten, waren weit entfernt zu ahnen, daß 22 Jahre nachher die zu dieſer Feier geſchriebene Muſik dazu dienen ſollte, mit verändertem Texte die Republik zu beluſtigen. Das Stück hat jedoch wenig Aufſehen gemacht und nach einiger Zeit wird es abermals bei Seite gelegt werden. Ob es zum drittenmal wieder aufersteht, kann Niemand wiſſen. Dg.

Beilage: literariſche Anzeige von Carl B. Lorck in Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 297. Dienſtag den 12. December 1848.

My revenue is the silly cheat. Beating and hanging are terrors to me.
Shakespeare.

Die Ueberzähligen in London.

In den „Streifblicken durch London“ (Nr. 172 u. ff.) kommt die Bemerkung vor, daß es bei einer Wanderung durch die dortigen Straßen nicht das Auge eines Lavaters bedürfe, um den Vorübergehenden ihren Beruf anzuſehen, den Kaufherren vom Krämer, den Schneider vom Schuhmacher, den Zimmermann vom Drechsler, den Maſchinenbauer vom Maurer zu unterſcheiden. Alle Induſtriellen ſind mehr oder weniger an einem körperlichen Merkzeichen zu erkennen. Selbſt die Bettler zählen inſofern zu denſelben, als in London das Betteln ein beſonderer Zweig der Induſtrie, ein eigenes Gewerbe iſt. Daher der Unterſchied zwiſchen dem ſtationären und dem wandernden, dem ehrlichen und dem betrügeriſchen Bettler. Hat man aber die ganze lange Liſte der Induſtriellen beſchaut, ſo bleibt immer noch eine zahlreiche und geſchäftige Menſchenklaſſe übrig, welche in keines der Kapitel gehört oder das unvermeidliche Kapitel „Insgeheim“ bildet. Es ſind dieß Menſchen, welche kein Gewerbe, kein Handwerkszeug, keine Meiſter und keine Herren haben und doch aus freiem Willen nie müſſig gehen, welche keine Heimath, keine Familie, keine Freunde und doch ſelten keine Mahlzeit und kein Bett haben, welche kein Amt bekleiden, dennoch aber integrirende Theile der Staatsgemeinde ausmachen und auf die mannigfaltigſte Weiſe mit ihren Nebenmenſchen in ſociale und Geſchäftsberührung kommen. Es ſind dieß die Ueberzähligen, wie ſie ſich in jeder großen Stadt, in London auf jeder Straße umhertreiben.

Die Londoner Ueberzähligen bilden nur eine Fraktion derjenigen Menſchheit, deren Zahl Legio iſt, eines Geſchlechts, das Morgens aufſteht, ohne zu wiſſen, wo und wie es frühſtücken ſoll. Jene Menſchheit umfaßt Bettler, Diebe und die ganze Maſſe derer, welche von den Wechſelfällen des Tags ihren unehrenhaften Erwerb erwarten. Das Beiwort „unehrenhaft“ ſcheidet ſie von den Ueberzähligen. Es iſt bei lezteren keineswegs Lebensbedingung, unehrlich oder liederlich zu ſeyn und keinem beſtimmten Berufe zu folgen. Zwar haben auch ſie nichts Beſtimmtes zu thun, aber ſie ſind zu Allem bereit, was ſich mit dem Ehrlichkeitsbegriffe verträgt. Sie müſſen nirgends hingehen, gehen aber überall hin, wohin ſie geſchickt werden. Auch ſie vertrauen wegen ihres täglichen Brods auf die Zufälligkeiten des Tags; legen ſie ſich aber des Abends ſchlafen, ohne Geld in der Taſche und ohne ein über den nächſten Morgen hinausreichendes Recht auf das Kiſſen unter ihrem Kopfe, ſo ſind ſie demungeachtet glückliche Menſchen, glücklich in dem Bewußtſeyn, gegeſſen und getrunken und Speiſe und Trank redlich verdient zu haben.

Wenn ich ſagte, es ſey bei ihnen nicht Lebensbedingung, unehrlich zu ſeyn, ſo ſchließt dieß nicht aus, daß ſie in dringenden Fällen zu Hülfsmitteln greifen, deren beſte Empfehlung die Pfiffigkeit iſt. Der Morgen z. B., wo diejenigen noch im Bette ſind, mit denen ſich allein ohne Kapital Geſchäfte machen laſſen, iſt bei friſcher Luft, hungrigem Magen und leerem Beutel eine gefährliche Tageszeit. Mit Etwas ſoll und muß der Tag begonnen werden. Mit was aber ſoll ihn Einer beginnen, der kein Geld, keinen Kredit und kein Gewerbe hat, nicht ſtehlen will und

nicht betteln mag? Da bleibt keine andere Wahl, als zu einem der genannten Hülfsmittel zu greifen, und ich nehme um ſo weniger Anſtand, eines derſelben aus eigener Beobachtung zu erzählen, da es mich auf dieſe noch unklaſſificirte Menſchengattung zuerſt aufmerkſam machte.

Als ich eines Morgens ungewöhnlich früh New Road hinab ging, ſah ich einen Kreis Menſchen um einen jungen, in eigenthümlicher Thätigkeit begriffenen Mann. Seine Aermelweſte, das kurze Beinkleid und die Stolpenſtiefeln ließen in ihm einen Reitknecht außer Dienſt vermuthen. Sein Hut lag auf der Erde, zehn oder zwölf Schritte davon ein Haufen klein geklopfter Steine. Zwiſchen beiden ging er hin und her, haſtig, aber ohne zu laufen, hob jedesmal einen Stein auf, warf ihn in den Hut und that dieß mit einem Ernſt und Eifer, daß ich nicht umhin konnte, einen gleich mir ſtehen gebliebenen Handwerker zu fragen, was das bedeute. „Was es bedeutet?“ antwortete dieſer; „eine Wette bedeutet's,“ und maß mich unwiſſenden Menſchen mit einem Blicke, in welchem ich nach Belieben mehr Erſtaunen oder mehr Geringſchätzung, jedenfalls beides leſen konnte. Vielleicht war er auch ärgerlich, daß ſeine Zeit ihm nicht erlaubte, den Ausgang der Wette abzuwarten. Um indeſſen dem jungen Manne ſeine Theilnahme zu bezeugen, legte er einen halben Penny auf die Hutkrempe und wünſchte ihm Glück; dann eilte er fort. Mehrere folgten ſeinem Beiſpiele, und da in früher Morgenſtunde meiſt nur eilfertige Menſchen auf den Londoner Straßen ſind, löste ſich der Kreis bald auf, und ich und zwei kleine Jungen waren die lezten Zuſchauer. Nun hemmte der Mann den Schritt, ſah mich etwas finſter an, drauf die Straße hinab, rechts und links, und Niemand gewahrend, der muthmaßlich einen ganzen oder halben Penny ſteuern werde, ſteckte er die Kupferſtücke ein, ſchüttete die Steine aus dem Hute und ſezte ihn auf, wie Einer ſeinen Hut aufſezt, der mit dem eben Verrichteten nicht unzufrieden iſt. Als er jezt fortging, trat ich an ſeine Seite und ſagte: „Ich hoffe, Sie haben die Wette gewonnen; nun wird ein Frühſtück ſchmecken.“ — „Noch nicht,“ erwiderte er nach einigem Zögern, während er mich zudringlichen Ausländer vom Kopf zum Fuße gemuſtert. „Sie wiſſen wohl auch, daß vier und ein halber Penny nicht viel Geld ſind, und wie kann ich wiſſen, ob mir bis Mittag etwas Anderes aufſtößt?“ — „Sie wollen alſo zuvor das Erworbene vermehren? und wie werden Sie das anfangen? beabſichtigen Sie eine zweite Wette?“ — „Nein,“ war die Antwort, „ſo etwas verſucht man nur, wenn es nichts Beſſeres und Einträglicheres gibt. Die fünftehalb Pence ſind das Handgeld für den Tag; es wird ſich hoffentlich ein Mittel finden, ſie in einen ſilbernen Schilling zu verwandeln.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Wien.

(Schluß.)

An dieſem Tage fand das Treffen zwiſchen den kaiſerlichen Truppen und den Ungarn ſtatt, und das Gerücht, die Ungarn werden nun bald vor Wien ſtehen, das faſt einen Tag um den andern aufgetaucht war, verbreitete ſich nochmals. — Am Dienſtag, wo gegen Abend die Truppen in die Stadt einzogen, war ich eine Zeitlang auf dem Stephansthurm. Hier befand ſich das wichtige Obſervatorium, das an dieſem Tage ganz allein unter den Befehlen des Studentencomités ſtand. So beſtand denn auch, wie überhaupt während der ganzen Oktoberrevolution der Fall geweſen war, das Perſonal hauptſächlich aus Mitgliedern der akademiſchen Legion. Durch die vortreffliche Fernröhre ſahen wir ganz genau die Bewegungen des Feindes. Niemals werde ich den Croaten vergeſſen, deſſen kriegeriſche Geſtalt mir zufällig recht deutlich ins Geſichtsfeld trat. Es war, als ſähe man in dieſem einzelnen, auf ſeinem Poſten ſtehenden Soldaten den perſonificirten Krieg.

Die Studenten auf dem Thurme glaubten an dieſem Tage nochmals, als ſich in der Gegend der ungariſchen Landſtraße etwas regte, die Ungarn zur Befreiung der Stadt heranrücken zu ſehen, obgleich Jedermann wußte, daß ſie Tags zuvor von Windiſchgrätz und Jellachich geſchlagen worden waren. Es klärte ſich bald auf, daß gerade von jener Straße her noch neue Truppen ſich der Stadt zu bewegten. Jezt war der Muth der Studenten gebrochen und der Akademiker, der die Beobachtungen an dieſem Tage geleitet hatte, zog ſich in das Thürmerſtübchen zurück und ſtüzte traurig den Kopf in die Hand.

Ich war mit einem Freunde auf dem Thurm umhergeklettert; als wir dort durch das Pfeifen der Kugeln vertrieben wurden, zogen wir uns ebenfalls in das Thürmerſtübchen zurück, das jezt wie eine Studentenkneipe in Jena oder Halle ausſah. Es war Mittag und etwas Brod und Wein ſtand auf dem Tiſch. Die Studenten nöthigten uns zu eſſen, die Flaſche kreiste fleißig am kleinen Tiſche, und ſo nahmen wir Theil an einem frugalen Mittagsmahle, das man wohl die Henkersmahlzeit der akademiſchen Legion nennen könnte. Da trat Jemand ins Zimmer mit den Worten: „Ach Gott, eben ſah ich wieder den erſten Polizeiſoldaten über den Stephansplatz

gehen!“ — „Siehſt du nicht etwa auch den Metternich wieder kommen?“ fragte der Student, welcher ſich ſo ſchwer von dem Glauben an das Nahen der Ungarn hatte trennen können, in komiſch melancholiſchem Tone.

Als ich gegen vier Uhr Nachmittags in meine Wohnung zurückkam, erſchien alsbald die Wirthin, welche Morgens mir verkündigt hatte, daß jeder Waffenfähige heute bewaffnet erſcheinen müſſe, bei mir auf dem Zimmer und verkündete mit freudeſtrahlendem Angeſichte, die Truppen würden ſogleich einrücken, und zwar durch unſere Straße. „Ich komme dann zu Ihna und winke mit dem weißn Tücherl aus dem Fenſter. Die Leute ſagen, ſo müſſe man es machen, wenn die Soldaten kommen.“ — Ich hatte am Morgen, als ich ausging, mich nicht entſchließen können, meine Piſtole abermals zu mir zu nehmen, da der Gemeinderath verlangt hatte, daß an dieſem Tage bis zwölf Uhr Mittags die Waffen bereits abgeliefert ſeyn ſollten und ich nicht auch meinerſeits zur Verhöhnung jedes geſetzlichen Zuſtandes beitragen mochte. Die Piſtole lag noch auf dem Tiſche. „Wer ſich unterſteht, aus meinem Fenſter zu winken —!“ rief ich mit gerunzelter Stirne der Wirthin zu und ſah mich zum erſtenmale mit drohender Miene, obgleich auch dießmal halb im Scherz, nach meiner Waffe um, und die Frau zog ſich eiligſt zurück. — Als ich ſpäter noch einen Gang durch die Stadt machte, loderten auf Straßen und Plätzen bereits die Wachfeuer der Soldaten.

Am Mittwoch wurde es mit dem Abgeben der Waffen Ernſt. Aus vielen Häuſern hatte man ſie während der Nacht zum Fenſter hinausgeworfen, und ſo lagen ſie am andern Morgen auf den Straßen, ein ſchreckliches Zeichen, daß die Stadt beſiegt ſey. Sie wurden von Soldaten geſammelt und zunächſt in Haufen zuſammengelegt, dann auf zweiſpännige Wagen geladen, welche furchtbar klirrten und unter denen das Straßenpflaſter erbebte, wie ſie langſam den Waffendepots zufuhren. Man ſagt übrigens, in den Vorſtädten ſeyen viele Waffen von den Nationalgarden vergraben worden. So kann es uns denn auch nicht wundern, wenn dunkle, unheimliche Gerüchte von nächtlich aufgehobenen Clubs und geheimen Zuſammenkünften jezt von Zeit zu Zeit laut werden.

Was ſonſt in den erſten Tagen nach dem Einzuge der Truppen geſchah, war natürlich keineswegs erfreulicher Art. Damals war's, wo Croaten oder Tſchechen, welche nicht ſtehlen, aber doch bei Gelegenheit die Taſchen nach Munition durchſuchen durften, unter dem Ruf: Pulver! Pulver! ſich mit Uhren und Geldbörſen davon machten. Am ſchlimmſten erging es den Studenten. Man hat in den kalten Nächten geſehen, wie ſie zu Dutzenden frierend auf elenden Leiterwagen ſaßen, in dünnen Röcken und theilweiſe noch mit Kalabreſerhüten, während die militäriſche Bedeckung, welche ſie ins Gefängniß geleitete, in dicke, warme Soldatenmäntel gehüllt, zu beiden Seiten nebenher ritt.

Wie oft hatte mich während der Revolution der Volksgeſang erfreut, namentlich die ſteyriſchen Klänge, wie ſie beſonders ſchön in mancher Nacht hinter der ſchwarzgelben Barrikade aus einem Seitengäßchen am Stephansplatze her erſchollen! Und der Geſang trieb ſeine Blüthen auch während der angehenden Militärherrſchaft noch fort. Am liebſten lauſchte ich unter den fremdredenden Nationalitäten den Galiziern, deren Weiſen etwas ſeltſam Ergreifendes haben. Ich traf Tſchechen, wie ſie um ein Feuer ſaßen und nach einer bei ihnen ſehr gewöhnlichen Melodie Verſe ſangen, die ihnen der Unteroffizier aus einem kleinen zerleſenen Liederbuche vorſagte. So zitterten hier an dem Wachtfeuer der böhmiſchen Krieger jezt noch die Prager Junibewegungen nach. Nachdem in Prag die Swornoſtpartei beſiegt war, hatte Fürſt Windiſchgrätz viele junge Leute, welche dazu gehörten, unter das Militär geſteckt, und ſo kann man ſich nicht wundern, wenn zu Anfang Novembers auf den Plätzen der Stadt Wien das Lied von Kurandovi und das berühmte Schuſelka man piſche erſchallten. — Schön und lieblich klang dem deutſchen Ohre der Geſang der Deutſchböhmen, wenn gleich der Text ihrer Lieder oft nur gewöhnliche Scherze enthält und ihre Ausſprache nicht beſſer iſt als die in den ſüdlichern Provinzen des Kaiſerſtaates. Den tiefſten Eindruck machte es aber auf mich, als ich eines Abends ſpät einen Grenadier, der einſam vor mir über die Straße ging, im reinſten Deutſch, wie ich es ſeit lange nicht gehört, mit voller klangreicher Stimme den erſten Vers des Liedes: „Steh' ich in finſtrer Mitternacht“ ſingen hörte. Welches Schickſal hatte ihn, deſſen Sprache offenbar den gebildeten Norddeutſchen verrieth, in das öſterreichiſche Kaſernenleben verſchlagen? Und wo weilte ſie, vielleicht droben in Holſtein, in Hannover oder Braunſchweig, von der er ſang, als er eben in eine Seitengaſſe der Kaiſerſtadt einbog:

„Schlaf wohl in deinem Kämmerlein
Und denk in deinem Herzen mein.“

Ich ſchließe hier dieſe flüchtigen Skizzen, da es mich nicht darnach verlangt, die Leſer zu den zahlreichen Hinrichtungen zu führen, von denen wir leider in den folgenden Tagen Zeugen ſeyn mußten. Bereits geht in Wien Alles wieder den gewohnten Gang. In den öffentlichen Gebäuden kommen die wohlbeleibten, ſtattlichen k. k. Portiers wieder zum Vorſchein, die in ihre winterlichen Pelze gehüllt, mit den großen

ſchweren ſilberbeſchlagenen Stäben auf und ab ſchreiten und das Volk, das ſich hinzudrängt, hart anfahren. Auch ſieht man ſchon, wie Schwalben, die einen neuen Frühling verkünden, die erſten vornehmen Equipagen durch die Straßen fliegen. — An der Spitalſchmiede, von der ich oben erzählt, ging ich heut vorbei. Es wurde fleißig gehämmert, ein glühendes Hufeiſen lag auf dem Ambos und die Funken flogen luſtig bis in die entfernteſten Winkel des ehemaligen Spitals. Bald darauf begegnete mir die Alte, welche im Oktober halblaut auf den Straßen für ſich zu politiſiren pflegte. Sie ſagte, als ſie an mir vorüberging, ohne mich anzublicken: „mer derf jezt nix reden.“ Die Alte hat leider recht. H. P.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortſezung.)

Der Belagerungszuſtand.

So alſo, wie ſie angeordnet werden, war die Entwaffnung nicht ausführbar. Die Kriegsobrigkeit traf nun den Ausweg, die einzelnen Straßen durch Militär abſperren und die Bewohner durch Trommelſchlag auffordern zu laſſen, Munition und Waffen auf den Haußuren zuſammenzubringen, von wo ſie dann abgeholt wurden. Die Maßregel half nicht vollſtändig und es mußten nach vielfältigen Denunciationen einzelne Hausausſuchungen vorgenommen werden, bei denen man freilich mit der größtmöglichen Schonung zu Werke ging und private Waffen niemals antaſtete, die aber doch viel böſes Blut machten. Indeſſen auch hiedurch ſind nicht alle ausgegebenen Gewehre herbeizuſchaffen geweſen. Obgleich bis in die lezten Tage ſolche nachträglich eingeliefert worden ſind, viele in tiefer Nacht, beſonders durch Frauen, die ſie den Männern heimlich weggenommen und in den ſeltſamſten Verhüllungen, unter Mänteln, in Lumpen gewickelt, abgaben, fehlen doch noch mehrere tauſend. Ich glaube kaum, daß ſie herbeizuſchaffen ſeyn werden; es ſind zu viele in unrechte Hände gekommen, durch Unverſtand, durch Gleichgültigkeit, durch böſen Willen. Man hat ſie ſich abſichtlich nehmen laſſen, man hat ſie weggegeben, und die ſie empfangen, haben ſie verkauft zu Spottpreiſen und ſie ſind nach dem Oſten gewandert, oder ſie haben ſie verborgen in ihren Höhlen, wohin auch der abgehärteſte Polizeimann nicht dringt, und dort werden ſie verborgen bleiben bis zu der Stunde, die der Stadt und dem Staate den Untergang bereiten ſoll. Und dieſe Stunde dürfte kommen! — Die Energie, die jezt gezeigt worden, wo es ſich um Tod und Leben handelte, die Begeiſterung für angetaſtete, bisher für heilig gehaltene Rechte, jene wird nicht verhallen, dieſe wird verrauchen. Das iſt das Unglück unſerer Zeit, daß nachhaltiger, unbeugſamer Muth, der ſtets wach, jeden Augenblick bereit iſt zum härteſten Kampf, ſich nicht auf der Seite derer findet, die darin allein ihre Rettung finden können. Nur durch Bajonnette geſchüzt wagen ſie ſich hervor; aber weichen dieſe, bilden dieſe nicht die Vormauer, ſo verſtummen ſie und fliehen. Heutzutage gilt es zu kämpfen, zu kämpfen für ſeine Meinung, aber auch für ſein Eigenthum. Und gegen das Eigenthum wird der Hauptangriff gerichtet ſeyn. Die Revolution der Jeztzeit iſt eine communiſtiſche. Die Häupter, die zur Herrſchaft wollen, machen ſie, und zu ihrem eigenen Untergange. Sie wiſſen, daß die Maſſen, die für ſie die Laufgräben füllen ſollen, politiſch viel zu unerzogen ſeyen, als daß ſie für hohle Theorie und für andere Güter, als die ihnen greifbaren Nutzen gewähren, kämpfen werden. Dieſe verſtehen unter der Freiheit die Theilung der Güter, und dieſe iſt es, die Jene ihnen vorſpiegeln müſſen, um ſie zu gewinnen. Daß dieß geſchieht, ſollen ſie nicht läugnen. Erſt neulich wieder, kurz vor dem Aufſtande in Erfurt, der auch dort den Belagerungszuſtand zur Folge hatte, ſah man Landleute aus der Umgegend in die Stadt kommen, forſchend wann die Theilung vor ſich gehen werde. Proletarier haben dort öffentlich und höhnend ausgeſprochen, ſahen ſie einen beſcheidenen Schmuck an Vorübergehenden: „jezt könnt ihr den Kram noch tragen, in ein paar Tagen gehört er uns!“ — Aber die Nemeſis wacht; auch ihnen, die dieſe Lehren verbreiten, droht der Untergang, und von denſelben Geiſtern, die ſie heraufbeſchworen zu ihrem Beiſtande. Er droht ihnen, die das Heer abtrünnig machen wollen von ſeiner Fahne, denn auch ihnen wird es abtrünnig werden. Was dann geſchehen wird? Napoleons Prophezeihung wird wahr werden, aber nicht bedingungsweiſe, ſondern in ihrem ganze Umfange. Wir werden erſt die Republik haben und dann die Koſakenherrſchaft. (?) Man ſollte glauben, daß die unſeligen Verblendeten dieſer abſichtlich in die Hände arbeiten.

Alle andern Maßregeln, die mit dem Belagerungszuſtande verbunden ſeyn ſollten, wurden von Anfang an mit ſichtlicher Schonung ausgeführt. In den erſten Tagen, wo ſich noch vielfach dunkle Menſchenhaufen zuſammenballten auf den Straßen, ließen ſich die Militärpatrouillen lange vorher bemerken, ehe ſie anrückten, und auch dieß geſchah ſo langſam, daß von den Verſammelten wenigſtens ſo Viele weggehen konnten, daß nicht mehr als eben Zwanzig zurückblieben, welche Zahl als die höchſte feſtgeſezt worden war. Es iſt wohl anzunehmen, daß auch die Zurückbleibenden nicht mit mathematiſcher Genauigkeit werden nachgezählt worden ſeyn. — Bald aber veränderte ſich auch die Phyſiognomie Berlins. Die Geſtalten, die ſonſt die Straßen übermüthig durchwanderten, verſchwanden nach und nach. Straßen und Plätze ſind belebt wie ſonſt, und wie es der Zahl der Bevölkerung angemeſſen iſt, aber die Menſchen vertheilen ſich gleichmäßig. Man ſieht nicht mehr hier einen Haufen, der ſich um einen Redner bildet, und ihm in rohen, mißtönenden Lauten Beifall ſpendet, und dort Einzelne, die Jenen nicht angehören wollen, wie ſie ſich ſcheu und niedergeſenkten Hauptes wegſchleichen; nicht mehr durcheilen Bewaffnete zu jeder Stunde des Tages die Straßen, nicht mehr durchtönen die Allarmhörner mit ihren wilden Klängen die Stadt. Es iſt jezt, wie es ſonſt war.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 298. Mittwoch den 13. December 1848.

Schwachheit, dein Name iſt Weib! —
— Das Gedachte
Vom Leichenſchmauß gab kalte Hochzeitſchüſſeln.
Shakeſpeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

(ſ. Nr. 279—288.)

II.

Wir näherten uns der Grenze des Petersburger Gebiets unter Streitigkeiten über Rußland und Deutſchland, die am Ende hochpolitiſch wurden, weßhalb ich den Leſer an dieſem Orte nicht damit behelligen mag. Mein Nachbar im Wagen hatte ſich nur durch einſylbige Interjectionen in's Geſpräch gemiſcht; jezt aber rief er: „Komiſch! andere Leute, wenn ſie reiſen, ſuchen Belehrung im fremden Lande. Kommt da ſo ein junger Deutſcher an und hat kaum die Naſe über die Grenze geſteckt, ſo handelt er auch ſchon alle Inſtitutionen des Staates ab wie ein Profeſſor, und verurtheilt und verdammt, daß es eine Luſt iſt. Und darüber wird er nichts von dem gewahr, was in Wirklichkeit um und neben ihm vorgeht. So ſind wir jezt an der Ackerbauſchule vorüber, durch den erſten Theil von Pergola und neben dem Parnaß und der Wolfsſchlucht hin gefahren, ohne daß Sie auch nur das Geringſte bemerkt haben.“ — „Ei, warum machten Sie mich nicht aufmerkſam?“ — „Ich glaubte ein Verbrechen an Ihrem Idealismus zu begehen, wenn ich Sie durch Erinnerung an etwas reell Exiſtirendes unterbrach.“ — „Ja,“ ſagte Frau v. H., „ich lobe mir mein Rußland und ſeine praktiſchen Inſtitutionen.“

„Alle?“ fragte ich, als wir eben, auf dem Steindamm der Straße angelangt, wie Gummibälle von unſern Sitzen abprallten und je zu Zweien ein rencontre de deux in der Luft machten. „Die Inſtitution des Pflaſterlegens, in doppelter Bedeutung, ſollte man hier doch von konſtitutionellen Staaten lernen! Aber mein Nachbar ſprach da von Pergola, dem Parnaß und der Wolfsſchlucht — darf ich um Erläuterung bitten?“ — „Das Alles klingt großartiger als es iſt. Pergola, ein Complex von fünf Dörfern, iſt ein Grenzort des Petersburger Diſtrikts gegen Finnland; im nächſten Dorfe werden wir die Zollwache paſſiren, welche man gegen dieſe mit eigenthümlichen Vorrechten begabte Provinz aus der ſchwediſchen Zeit beibehalten hat. Der Parnaß und die Wolfsſchlucht aber ſind zwei Partien in dem ſehr ſchönen Park der Gräfin S., erſterer eine Anhöhe, die eine weite Ausſicht auf Petersburg und die See gewährt, leztere eine düſtere Felsgrotte, von einem rauſchenden Waldbache durchſtrömt.“

„Der Name „Wolfsſchlucht“ erklärt ſich hieraus; woher aber die Benennung „Parnaß?“ Hat hier etwa die ruſſiſche Muſe ihren Sitz aufgeſchlagen? Die ruſſiſche Muſe! Verzeihung, ich muß unwillkührlich über dieſen Ausdruck lächeln, da er einem deutſchen Ohre ganz ſeltſam klingt.“ — „Aber ganz mit Unrecht!“ eiferte Frau v. H. „Die ruſſiſche Muſe, wie ſie jezt unter dem Mäcenat des Kaiſers in Petersburg und Moskau inmitten unſerer gebildeten jungen Nationalen aufblüht, würde Ihre ganze Achtung gewinnen, wenn Sie ihre Sprache verſtänden. Ja, ich muß ſagen, der Klang ihrer Laute iſt ſo reich an Melodien, ſo wechſelnd in Weichheit und feuriger Kraft, daß ihre ausländiſchen alternden Schweſtern ſie darum beneiden dürften. Ob ſie jedoch auf dieſem Parnaß hier je ein Lied geſungen, weiß ich nicht.“ — „Die Beſitzerin ſelbſt wird wohl auf dem Berge

der Muſe gehuldigt und ihn darnach getauft haben," ſagte mein Nachbar mit einem Anflug von Humor. „Ich weiß wenigſtens einen poetiſch romantiſchen Zug von ihr." — „Ach, ein Zug von ruſſiſch poetiſcher Romantik! Theilen Sie ihn doch mit," bat ich.

„Sie hat Glück in ihrem Leben gehabt, die Gräfin," begann der Mann auf ſeine Weiſe. „Drei Männer, und alle drei ſind geſtorben! Als der erſte ſtarb, war ſie untröſtlich, baute ihm im Parke ein prächtiges Mauſoleum, ließ neben ſeinen Sarg einen zweiten für ſich ſetzen, um dereinſt neben ihm zu ruhen, und floh die Welt, um täglich an ſeinem Grabe zu weinen und den Tod zu erwarten. Allein der Winter kam und ſie lebte noch." — „Das Geheul der Wölfe trieb ſie aus dem Park?" ergänzte ich. — „Sehr richtig, und in die Reſidenz." — „Ihr Herz neigte ſich wieder den Lebenden zu?" — „Ganz recht, und ſie heirathete den zweiten Mann, den ſie bald noch mehr als den erſten liebte. Ja, ſo ſehr ſteigerte ſich ihre Liebe zu ihm, daß ſie eines Tages am Grabmale ihres erſten Mannes ſich ihr Wort zurückerbat, und da derſelbe ein großer Blumenliebhaber geweſen war, ihren Sarg zu einem Geſtelle für die ſeltenſten, duftendſten Blumen umwandeln ließ, in der beſcheidenen Meinung, durch dieſe mehr als hinreichend erſetzt zu ſeyn. Denn ſie ſelbſt glaubte nur neben ihrem jetzigen Gatten einſt ſelig ruhen zu können. — Aber auch der zweite Mann ſtarb. Den Schmerz können Sie ſich denken. Von ſeinem Grabmale, an deſſen Seite ſie wiederum einen offenen Sarg ſetzen ließ, indem ſie dießmal ſchwur, darin begraben ſeyn zu wollen, trieb ſie ſelbſt der erſte Winter nicht." — „Aber der zweite?"

„Ja, der zweite war ſo ſtreng, daß ihre Thränen froren, ehe ſie aus dem Auge fallen konnten, und da dieß der Geliebte als Erkaltung ihres Schmerzes hätte auslegen können —" — „So zog ſie lieber wieder in die Reſidenz." — „Und heirathete den dritten Mann." — „Ihre Liebe erreichte nun natürlich den Culminationspunkt?" — „Gewiß, aber eben auf dem höchſten Gipfel angelangt, verlor ſie — o Schickſal! — auf einer Reiſe im Auslande auch den dritten Gemahl. Verzweifelnd wollte ſie ſich anfangs das Leben nehmen, um mit ihm zu ſterben, und erſt nach langem Kampfe ſiegte ihr frommes Gemüth. Sie beſchloß, in Ergebung den Tod abzuwarten, dann aber neben dem Geliebteſten, dem Letztverſtorbenen, zu ruhen." — „Aber der zweite Gatte? der offene Sarg neben ihm? ihr Schwur?" — „Das eben war's! Ihre Gewiſſensbiſſe kämpften furchtbar mit ihrem Schmerze und ihrer Liebe. Da endlich zeigte ihr eine wahrhaft romantiſche Eingebung ihrer Muſe den Ausweg." — „Ich bin begierig." — „Sie hatte eine Geſellſchafterin, die ihrem zweiten Manne längſt herzlich befreundet geweſen war. Auf ihre Freundſchaft richtete ſie ihr Augenmerk. Meinem erſten Geliebten, ſagte ſie ſich, habe ich zur Geſellſchaft für den ewigen Schlaf, anſtatt der Liebe, das Symbol der Liebe, die Blumen gegeben; dem dritten, geliebteſten von Allen, widme ich mich, die Liebe ſelbſt, in Perſon; der zweite aber wird ſich gewiß mit der Schweſter der Liebe, der Freundſchaft, d. i. mit meiner Geſellſchafterin, begnügen." — „Ha, ha, ſie engagirte alſo die Geſellſchafterin—?" — „Sich nach ihrem Tode anſtatt ihrer, der Gräfin ſelbſt, neben ihrem zweiten Gatten begraben zu laſſen, für welches Opfer ſie ihr bei Lebzeiten eine recht artige Jahresrente ausſetzte."

„Wahrhaftig, eine ächte Eingebung der ruſſiſchen Muſe!" rief ich, als ein Schlagbaum, den Pferden vor der Naſe niederfallend, uns plötzlich halten machte. — Wir waren an der Grenze des Petersburger Diſtrikts angelangt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberzähligen in London.

(Fortſetzung.)

Da flog mir ein Gedanke durch den Kopf. „Das Mittel iſt gefunden," ſagte ich; „erzählen Sie mir, wie Sie Ihr Leben durchbringen, geben Sie mir eine deutliche Anſchauung, in welcher Weiſe Sie Tag für Tag Ihren Unterhalt verdienen, und Sie erhalten einen blanken Schilling. Das iſt ein leichter Verdienſt." — „Nicht ſo leicht wie Steine aufheben," lächelte der Mann. „Ich lebe, ich weiß ſelbſt nicht wovon, und verdiene mein tägliches Brod juſt wie es ſich macht." — „Gut, ſo erzählen Sie mir, wie es ſich macht, geben Sie mir die Geſchichte eines Tags, eines einzigen Tags, des geſtrigen, wenn Sie wollen, mag's auch ein ganz gewöhnlicher Tag geweſen ſeyn. Hier iſt der Schilling." Der Mann hätte ihn einſtecken und mir ein Schnippchen ſchlagen können. Er dachte gewiß nicht daran; es hätte wider die Ehrlichkeit verſtoßen. Er nahm den Schilling und erzählte, und nach ſeiner Mittheilung liefere ich einen ſeltſamen, wenn auch unerfreulichen Beitrag zur Geſchichte des ſocialen Lebens in London.

Gedachter junger Mann, den ich als Repräſentanten der Ueberzähligen hinſtelle, ſteht Morgens auf, häufig ohne einen Heller in der Taſche, mit nicht mehr Garderobe, als Decenz und Jahreszeit erfordern, mit nichts, was er außerdem in der Welt ſein nennen könnte, und ohne eine Herberge, ſobald er die Schwelle derjenigen überſchritten, wo er geſchlafen. Alles dieß irrt ihn nicht. Körperlich geſund tritt er hinaus

mit heiterer Miene, mit Springfedern unter ſeinen Füßen, mit einem Herzen voll ſchwellender Gefühle, weil es Morgen iſt. Der Himmel hat geſtern, vorgeſtern, ja immer für ihn geſorgt; er wird ihn auch heute nicht verlaſſen. Fragt ihn Jemand, wohin er gehe, ſo antwortet er: nirgendshin. Und das iſt die Wahrheit; ſeine Wanderung hat weder Richtung, noch Zweck. Sein ſchnelles, beobachtendes Auge forſcht überall umher, aber er weiß ſelbſt nicht, was es ſucht. — Nirgends erhebt ſich eine Rauchſäule aus den unzähligen Schornſteinen, obgleich die Sonne bereits die Nebelgeſtalten gebannt hat, welche während der Nacht auf der Themſe umgegangen ſind, die nun in breiter, glatter Fläche ſpiegelnd hinfließt. Das tiefe, faſt ſchauerliche Schweigen, welches in den erſten Morgenſtunden über der ungeheuern Stadt geſchwebt, fängt indeß allmählig an ſich zu löſen. Tritte und Stimmen von Handarbeitern ſchallen durch die leeren Straßen, und das früheſte Geſchäft eröffnet ſich auf den namentlich auf Kreuzwegen ſtehenden, mit ſchneeweißen Tüchern überbreiteten Frühſtückstiſchen, mit den dampfenden Thee- und Kaffeeurnen und mächtigen Butterbrodſchnitten.

Dieſe Tiſche ſind es, was unſerem jungen Manne beſonders in die Augen ſticht, und nach jeder Viertelſtunde mehr, bis die Straßen ſich mit Menſchen füllen und die Tiſche verſchwinden. Wenig fehlt, ſo beneidet er die Handarbeiter, die im Stande ſind zu frühſtücken, ehe ſie ihr Tagewerk beginnen. Bei ihm muß die Arbeit dem Frühſtücke vorangehen, und mit ſteigendem Hunger und fallender Hoffnung hatte er heute den oben beſchriebenen Nothbehelf ergriffen. Der Vertrag zwiſchen uns war etwas ſo Außerordentliches, daß er nicht zur Tagsgeſchichte gerechnet werden kann. Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge ſchlendert der Ueberzählige durch die Straßen, ſchaut in die Areas hinab, die offenen Räume vor den Küchen, und knüpft ein Geſpräch mit dem Dienſtmädchen an, das eben die Fenſterladen öffnet. Von einem Geſchäft iſt anfangs nicht die Rede. Es ergözt den jungen Mann, über allgemeine Gegenſtände mit dem Dämchen zu plaudern, das er Madame nennt und mit großem Reſpekt behandelt, während ſie ebenfalls nicht abgeneigt iſt, mit einem jungen paſſabeln Menſchen ein paar freundliche Worte zu wechſeln. Indeſſen behält er das Geſchäft im Auge, bringt die Rede darauf, und weil es in jedem ordentlichen Hauſe zerbrochenes Glas gibt, abgenagte Knochen, Metallſtücke, Lumpen, Papierſchnizel, kurz völlig nutzloſe Dinge, welche Suſanne lieber für eine Kleinigkeit verkaufen, als in den Aſchentrog werfen will, ſo kauft ſie der junge Mann, legt darin ſein kleines Kapital an, eilt zum Großhändler und veräußert das Erworbene mit Gewinn. Auf ſolche Weiſe würde er vielleicht ohne meine Dazwiſchenkunft die fünftehalb Pence in einen ſilbernen Schilling verwandelt haben. Dann wäre er zum Frühſtück gegangen, in eine Gegend, wo einer der erwähnten Tiſche am längſten verweilt, deſſen Kaffee überdieß ſtets heiß und deſſen Butterbrod ſtets dick iſt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Gießen, November.

Reform der Hochſchule.

Die Verordnung, welche verſchiedene Einrichtungen der Univerſität Gießen abgeändert hat, kam nicht unerwartet. Noch während des Landtages, und zwar kurz vor ſeiner Vertagung, hatte der Abgeordnete Glaubrecht einen betreffenden Antrag geſtellt, und ſchon vor Stellung deſſelben ſoll ſich das Miniſterium des Innern mit dem Gegenſtande beſchäftigt haben. Dieſe Beſchäftigung iſt nun in jener Verordnung zur Reife gediehen. Im Eingange dazu hat der Großherzog, unter der Contraſignatur Jaups, als ſeine Abſicht ausgeſprochen, „der Univerſität Gießen und ihren Einrichtungen eine freie Geſtaltung und zeitgemäße Entwickelung zu gewähren," er hat jedoch dabei nicht verkannt, „daß eine durchgreifende Reform des Univerſitätsweſens, wie ſolche durch Erfahrung und Bedürfniß und zur vollſtändigen Durchführung des Grundſazes der Lehrfreiheit und der Lernfreiheit geboten erſcheine, theils nur nach umfaſſenden Vorarbeiten vorgenommen werden könne, theils gleichmäßige Beſtimmungen für alle deutſchen Hochſchulen vorausſetzen dürfte." In Folge beider Erwägungen ſind denn auch nur diejenigen Abänderungen in den beſtehenden Einrichtungen unſerer Landesuniverſität verfügt, „welche als dringende Forderungen der Gegenwart und im Intereſſe der Anſtalt ſelbſt ſich geltend machen." Mit dem Fall der Bundesbeſchlüſſe vom 20. September 1819 und 13. November 1834 über gemeinſame Maßregeln in Betreff der Univerſitäten und anderer Lehr- und Erziehungsanſtalten Deutſchlands hat man auch das Amt eines außerordentlichen landesherrlichen Bevollmächtigten an der Univerſität für aufgehoben erklärt; für das Geſchäft der Immatrikulation beſteht

keine beſondere Commiſſion mehr; es wird von dem Rektor beſorgt; unter die dabei abzugebenden Zeugniſſe gehört das Zeugniß der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung zum akademiſchen Studium in einigen Fällen nicht mehr; ebenſo findet die Ausſtellung eines Reverſes, wie bisher vorgeſchrieben, nicht mehr ſtatt; überhaupt hat bei der Immatrikulation ſowohl, wie ſpäter, alſo namentlich auch bei Ausſtellung der Abgangszeugniſſe, Alles aufzuhören, was mit den Bundesbeſchlüſſen vom 20. September 1819 und 13. November 1834 zuſammenhängt. Demzufolge ſind die auf unſerer Univerſität bereits immatrikulirten Studirenden nicht verbunden, ſich beim Anfange eines jeden Semeſters über ihren Aufenthalt inzwiſchen auszuweiſen und die Erneuerung der Matrikel zu erwirken. Die beſtehende Vorſchrift, wonach ſämmtliche Studirende, welche ſich dem inländiſchen Staats- oder Kirchendienſte widmen wollen, gehalten ſind, die beiden erſten Jahre ihres akademiſchen Studiums auf der Landesuniverſität zuzubringen, iſt aufgehoben und ſonach jedem Inländer geſtattet, ſeine Studien auf einer auswärtigen Univerſität zu beginnen oder fortzuſetzen, ohne daß er dazu die ausdrückliche Erlaubniß des Miniſteriums einzuholen hat. Die Zulaſſung zu den akademiſchen Prüfungen iſt durch den Nachweis des dreijährigen Beſuchs einer Univerſität, ſowie durch Beibringung von Studienzeugniſſen nicht bedingt; um zu dieſen Prüfungen zugelaſſen zu werden, genügt die Vorlage des Maturitätszeugniſſes und der Abgangszeugniſſe von den Univerſitäten, auf welchen die Studien erfolgt ſind. Die Studirenden, welche die Univerſität beziehen, um ſich zum Staats- oder Kirchendienſte vorzubereiten, ſind demnach nicht verpflichtet, beſtimmte Vorleſungen, ſey es über allgemeine wiſſenſchaftliche oder über fachliche Gegenſtände, zu hören.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, November.

(Schluß.)

Der Belagerungszuſtand. — Theater.

Das Schließen der Wirthshäuſer um zehn Uhr Abends, wie es angeordnet war, iſt von Anfang an in manchen Stadttheilen umgangen oder gar nicht vollzogen worden; jezt iſt das Gebot ganz aufgehoben; nur einige Lokale, die man als die Verſammlungsörter der unzähmbarſten Geiſter kennt, unterliegen ihm noch. Die Tanzſäle öffnen ungeſtraft ihre Pforten die Nacht hindurch und ſie werden fleißig beſucht; nicht nur ſolche, in denen ſich das Dienſtmädchen im Arme ihres Schatzes dreht, ſondern auch ſolche, die mit Spiegeln und Vergoldung prangen, wo ein Tanzmeiſter mit dem Glaque in den glacirten Händen die Schaar der wilden Tänzer leitet, und wo die Damen zwar feiner, aber weniger ehrbar ſind als die erſterwähnten; die Herren aber gehören den ſogenannten gebildeten Ständen an. Dort wie hier wird getanzt, mit ſolcher Wuth getanzt, als gälte es alles in der Vergangenheit Verſäumte mit einemmale nachzuholen und für die Zukunft an Luſt aufzuſammeln, was ſich mit weitgeöffneten Armen nur irgend umfaſſen läßt. Geld ſcheint hier auch nicht zu mangeln; es geht viel auf bei dieſen Bällen. Die Damen, die daran Theil nehmen, machen Anſprüche, und diejenigen, denen beim Souper nicht mit Champagner aufgewartet wird, rümpfen gewaltig das oft hübſche Näschen. — Die Wintervergnügungen des Mittelſtandes, wie der höheren Stände haben noch nicht begonnen. Die lezteren haben ſich überhaupt noch nicht wieder eingefunden; aber ſie werden kommen, wenn ſich das Gefühl der Sicherheit hier mehr befeſtigt. Jezt ſind die langen Fenſterreihen der meiſten Hotels noch verhangen, aber hin und wieder ſieht man doch ſchon eine Jalouſie geöffnet; die Spiegelſcheiben werden geputzt, an manchem Fenſter, das bisher öde war, lauſcht auch wohl ein anmuthiges Köpfchen hinter Blumen hervor. — Die Theater füllen ſich wieder; hier ſucht der Mittelſtand nach langer Entbehrung wieder ſeine Erholung. Bei der fortwährenden Unruhe auf den Straßen wagten Damen am Abend gar nicht mehr auszugehen. Das Schauſpielhaus war überhaupt faſt unzugänglich, wenn die Nationalverſammlung Abendſitzungen hielt und tobende Maſſen das Haus umlagerten. Jezt iſt daſſelbe freilich ebenfalls für die Kunſt verſchloſſen, Soldaten und Waffengeräuſch erfüllen ſeine Räume. Aber man hat das Opernhaus, das Königſtädter Theater, das durch die treffliche italieniſche Oper anzieht, und die kleinen aus Sommer- zu Wintertheatern gewordenen Bühnen, die beſcheidenen Anſprüchen zu ſehr mäßigen Preiſen vollſtändig Genüge leiſten. — Im Opernhauſe muß ſich nun auch das recitirende Drama neben der Oper und dem Ballet ſein beſcheidenes Daſeyn ſuchen; doch hat die Wahl der Stücke in der Jetztzeit große Schwierigkeiten. Man legt ſich eine Selbſtcenſur auf, wie ſie nie erhört war. In den lezten Monden wurden manche Stücke hervorgeſucht, deren loyale Tendenz mit der größten Befriedigung aufgenommen wurde dem revolutionären Treiben der Außenwelt gegenüber. Stellen, die in früherer Zeit unbeachtet vorübergingen, wurden enthuſiaſtiſch beklatſcht, und hier gewann die rechte Seite gewöhnlich den Sieg über die ziſchende Linke. Jezt vermeidet man es, ſolche Stücke auf die Bühne zu bringen. Die unſchuldigſte Stelle kann zur Herausforderung werden. So wurde im vergangenen Sommer Kleiſts „Prinz von Heſſen-Homburg“ oft gegeben und gerne geſehen. Jezt ſchallten in der Probe die Worte des großen Kurfürſten: „den Wrangel ſchick ich über's Meer,“ ſo verfänglich, daß das Stück augenblicklich zurückgelegt wurde. Man hilft ſich mit unverfänglichen Luſtſpielen, mit der Schiller'ſchen Muſe endlich, die für alle Zeiten Rettung und Anhalt gewährt. — Ebenſo wird jede Ovation, dem Königshauſe ſonſt an gewiſſen Tagen ſchicklich dargebracht, jezt ſtreng vermieden. Der Geburtstag, der Namenstag der Königin ſind ungefeiert vorübergegangen. Das Feſt der ſilbernen Hochzeit des Königspaares hat zu keiner dramatiſchen Feier Veranlaſſung geben dürfen. Eine Illumination, in den Zeitungen angeregt, ob von Wohlwollenden laſſen wir dahingeſtellt, wurde durch Wrangel geradezu und ſtreng verboten. — Vor 25 Jahren zog die bayriſche Königstochter hier ein, gefeiert, angebetet. Jezt ——! Aber vor 25 Jahren an dieſem Einzugstage geſchah am Abend das ungeheure Unglück, daß die Brücke neben der neu erbauten, an dieſem Tage eröffneten, aber dem Publikum verſchloſſenen Prachtbrücke, die Menſchenmaſſen, die zum Schloſſe hinſtrömten und von dort zurück, nicht zu faſſen vermochte, die Geländer wichen, die gegen ſie gedrängten Unglücklichen hinuntergeſtürzt wurden in die eiskalten Fluthen der Spree oder auf die Schiffe, die dort lagen, und ſich hier verletzten oder im Fluſſe ihren Tod fanden. Soll man an ſolche Omina glauben? — Die Königin ſoll ſchaudernd an Marie Antoinette erinnert haben. —— Uebrigens fahren die Papiere fort zu ſteigen an der Börſe. Die Adreſſen aus den Provinzen mehren ſich, die der Krone ihre Zuſtimmung zu den ergriffenen Maßregeln geben. Die Beſitzenden bieten der Regierung ihr Geld an und erbieten ſich zur Vorausbezahlung der Steuern. — Ich glaube, daß die Mehrzahl der hieſigen Einwohner, fragt man ſie einzeln und ohne daß der Andere es hört, jezt nichts anderes fürchtet, als die Aufhebung des Belagerungszuſtandes.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 299. Donnerſtag den 14. December 1848.

Paupertas omnes artes perdocet, ubi quem attigit.
Plautus.

Die Ueberzähligen in London.

(Schluß.)

Bei vorrückendem Tag verfügt ſich der Ueberzählige nach den Orten, wo viele Herren zu Pferd erſcheinen, nach den Clubhäuſern, den faſhionablen Verkaufshallen, den Banken im Weſtend. Mein Gewährsmann legte ein bedeutendes Gewicht auf den Dienſt, welchen er einem abgeſtiegenen Reiter durch das Halten ſeines Pferdes leiſten könne. Daher ſeine Reitknechtskleidung, indem er wohl mit Recht annimmt, daß man einem Reitknechte die Geſchicklichkeit zutrauen werde, ein Pferd zu halten. Weil ein Gentleman kein Gentleman iſt, wenn er Kupfer in der Taſche hat, jeder Gentleman aber auch in Kleinigkeiten Gentleman ſeyn will, ſo fällt zur Belohnung ſtets Silber ab, und der junge Mann klagte nur, daß ſeit Einführung der ſilbernen Vierpenceſtücke weniger Sechspenceſtücke gegeben würden als früher. Nachmittags von zwei bis vier Uhr ſind die vornehmen ſogenannten Shoppingſtunden. Da prangen und blühen Ludgatehill und der Strand, Regent-, Bond- und Oxfordſtraße im erleſenſten Damenſchmuck; denn wie unziemlich es auch für eine elegante Frau iſt, um dieſe Zeit zu Fuß auszugehen, ſo darf ſie doch in den faſhionablen Straßen ihren Wagen halten laſſen und auf und ab wandeln. Das weiß der Ueberzählige zu nutzen. Mit ſcharfem Auge hütet er den Anzug der Damen. Hat ein Schuhband ſich gelöst oder eine Schleife ſich befreit, will eine Halskrauſe oder eine Boa entfallen, ſo flüſtert er die Gefahr mit leiſer Stimme zu. Entgleitet ein Taſchentuch, ein Armband, eine Broſche, ſo greift er raſch den Gegenſtand auf und behändigt ihn der Eignerin. Oft, ſagte der junge Mann, wird uns dafür nur eine leichte Kopfbewegung, ein freundliches Lächeln zu Theil, öfter ein Schilling, mitunter auch eine halbe Krone.

Mit gleicher Sorgfalt werden die auf und ab wandelnden Herren gehütet. Namentlich iſt der Blick auf Handſchuhe und Taſchentücher gerichtet. Blickt eines der lezteren greifbar hervor, ſo naht ſich ein Ueberzähliger und mahnt das Taſchentuch zu wahren — take care of your handkerchief, Sir. Als der junge Mann dieß erwähnte, erinnerte es mich an eine Stelle der Champs elyſées in Paris, unweit der Einfahrt von Neuilly, wo drei oder vier Pfähle einen Fußpfad den Reitern ſperren. Dieſe Pfähle waren bei meinem Dortſeyn ſtets mit weißer Farbe friſch angeſtrichen und zehn Schritte davon ſtand immer ein Menſch, der den Vorübergehenden die an die Kleider gebrachten Flecke andeutete und ſich erbot, ſie mittelſt eines Tropfens Terpentin zu entfernen. In unwillkührlicher Ideenverbindung äußerte ich gegen den jungen Mann, daß, um Gelegenheit zum Warnen zu erhalten oder der Warnung mehr Nachdruck zu geben, vielleicht unſichtbare Taſchentücher greifbar und nur eben ſichtbare greifbarer gemacht würden. Er ſtellte es nicht unbedingt in Abrede, lächelte, als ich ihm den Pariſer Kniff erzählte, meinte jedoch, derſelbe laſſe ſich in London nicht anwenden, weil hier in den Parks ſolche Pfähle von Anfang an unangeſtrichen blieben, und verſicherte auch, daß von den Taſchentuchsmahnungen kaum eine unter zehn einen ſilbernen Dank empfange. Dagegen lobte er die Freigebigkeit für das Ueberreichen verlorener Handſchuhe.

Iſt der Tag einigermaßen glücklich geweſen, ſo hat der Ueberzählige bis zur Speiſeſtunde durch ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen genug erworben, um wegen der Nachtherberge gedeckt zu ſeyn und in ein Speiſehaus, gewöhnlich in einen »à-la-mode-beef-shop,« treten zu können, wo für ſechs bis acht Pence ein reichliches Mahl von Suppe, Fleiſch, Kartoffeln und Brod zu haben iſt — Waſſer à discrétion. Ungünſtige Ausnahmen kommen freilich vor. Regentage ſind beſonders unergiebig, und wie jezt alle Gewerbe an Ueberfüllung leiden, ſo auch das der Ueberzähligen. Gleichwohl meinte der junge Mann, erfinderiſche Köpfe brauchten nicht zu bangen. Hinrichtungen, obſchon ſeltener geworden, finden immer noch ſtatt, auch Morde und Gräßlichkeiten mancherlei Art werden verübt und Beſchreibungen davon fortwährend gern geleſen; der Verkauf derſelben wirft ein Bedeutendes ab. Oder im Winter, wo der Verdienſt leider gering iſt, miſcht ſich Einer und der Andere unter die „ausgefrorenen Gärtner,“ die, einen Kohlſtrunk als Zeichen ihrer Noth auf hoher Stange vor ſich her tragend, durch die Straßen ziehen und milde Gaben erbitten. „Dann fällt,“ ſagte der junge Mann, „hie und da ein Kupfer- oder Silberſtück auch in unſere Hüte.“ Oder wenn am erſten Mai und an den folgenden Tagen die Schornſteinfeger ihren Umgang halten, in ihrer Mitte Jack-in-the-Green, die gewaltige Puppe, die mit den ſchwarzen Jungen um die Wette tanzt und ſpringt, ſo iſt ein Ueberzähliger der Träger der Puppe und hat Theil an der Geldſammlung. Oder am fünften November, dem Jahrestage der unvergeſſenen Pulververſchwörung, maskirt ſich Einer zum Mitträger des rieſigen Guy und empfängt ſeine Rate von den Kupferſtücken, welche dem Hochverräther zugeworfen werden, um ſich dafür einen Scheiterhaufen errichten zu laſſen.

Alles dieß ſind jedoch außerordentliche oder vielmehr gelegentliche Hülfsquellen. In der gewöhnlichen Tagesgeſchichte bietet die Dämmerung wenig Chancen des Erwerbs. Ja der Ueberzählige verläßt meiſt zu derſelben Stunde die Straßen, wo die vornehmen Leute zur Tafel gehen. Aber früher als ſie kehrt er zurück; die Theater nehmen ihn in Anſpruch. Er kauft möglichſt billig eine Zahl Theaterzettel, denkt indeß eben ſo wenig daran, ſie vor den Theatern feil zu bieten, als es ihm einfallen könnte, ſie anzukleben. Beides ſind in London regelmäßige Gewerbe, die weder Pfuſcher noch Eindringlinge dulden. Der Ueberzählige bleibt ſeiner umherſchweifenden Sitte treu, und trifft er im halbſtündigen Rayon eines Theaters einen anſcheinend dahin fahrenden Wagen, in welchem ein Herr und eine Dame ſitzen, ſo wirft er, nebenher trabend, irgend einen Zettel hinein. Iſt es der falſche, ſo iſt es nicht ſeine Schuld; der Herr aber, wenn er ſeiner Dame ſich als Gentleman beweiſen will, darf ihm nicht unter ſechs Pence für das geben, was ihn kaum einen halben Penny koſtet. Mit dem Beginn der Theatervorſtellung erſchlafft ſeine Thätigkeit; er benuzt bloß noch, was ſich bietet, ſtellt ſich an den Schlag eines Wagens, der keinen Bedienten hat, unterſtüzt die Einſteigenden, ſchließt die Thür und empfängt dankbar, was man ihm reicht. Sucht er dann endlich ſeine Herberge, ſo iſt in der Regel das Tagsreſultat, daß, wie groß auch die Einnahme geweſen ſey, ſie doch nur die Ausgaben gedeckt und für die Nacht bis zum Morgen bezahlt hat.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſezung.)

In Pergola's Straßen ging es gar lebhaft zu. Der Sängerchor der finniſchen Garde, von welcher hier eine Abtheilung einquartiert lag, gab gerade der Einwohnerſchaft eine Abendunterhaltung zum Beſten. Unſere liebenswürdige Reiſewirthin ordnete deßhalb, nachdem ſich der Schlagbaum vor uns wieder gehoben hatte, einen kleinen Halt im Dorfe an, um mir den Genuß eines ruſſiſchen Nationalgeſangs zu verſchaffen. Der Sängerchor, aus einem Dutzend Soldaten beſtehend, der als einer der beſten in der ruſſiſchen Armee bekannt und beim Kaiſer ſelbſt ſehr beliebt ſeyn ſoll, war gern zu unſerem Dienſte bereit. Während ſie berathſchlagten, mit welchem Stücke anzufangen ſey, beobachtete ich mit Intereſſe den Unterſchied zwiſchen ihren finniſchen Phyſiognomien und denen der ruſſiſchen Soldaten, die ich bisher geſehen. Die Farbe der erſtern fand ich zwar nicht minder dunkel, aber doch nicht braungelb wie die des gemeinen Nationalruſſen, dazu die Bildung des Geſichts mehr der germaniſchen ähnlich, die Augen hell, das Haar lichtblond, ja oft röthlichgelb. Sonſt erſchienen ſie im Aeußern kräftig und ſchlank, gleich den Ruſſen, und was den Anzug betrifft, ſo war auch hier der ſtatt des Ueberrocks getragene graue Mantel von grobem Tuche ſo dem Körper angemeſſen, breit und gewölbt über der Bruſt, knapp in der Taille geſchnitten, und auf dem Rücken in ſo zierliche, ſich unter der zugeknöpften Tuchklappe verengende Falten gelegt, daß ich die techniſche Geſchicklichkeit der ruſſiſchen Militärſchneider wiederholt bewundern mußte.

Sie hoben an mit einem Liede zum Ruhme des Kaiſers und ſeiner Familie. Ein Soldatenlied, von den militäriſchen Uebungen bei Kaliſch her, folgte, nicht ohne Lobeserhebungen auf die preußiſchen Truppen,

welche man, nachdem man ihnen nicht als Feind, ſondern als Freund entgegengezogen, als Brüder lieben gelernt und mit Umarmungen und Glückwünſchen verlaſſen habe. Die Troika, ein Geſang an ein Mädchen, und mehrere finniſche Nationallieder, deren lezte Strophen meiſt unter Tamburin- und Beckenbegleitung mit bewunderungswürdiger Lungenanſtrengung wiederholt wurden, machten den Beſchluß.

Ich hatte genug gehört, um die Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Geſanges aufzufaſſen. Er gefällt ſich in kurzen Läufen und plözlicher gellender, oft anderhalb Oktaven überſpringender Tonendung, durch welche die anfängliche Melodie mit einer gewiſſen ſchrillenden, dem Ausländer unerwarteten Härte ſchließt. Auch ſcheint er außer in den ihrem Gegenſtande nach ernſtern Liedern, bei welchen das Choralartige vorherrſcht, das Lärmende ſehr zu lieben. Die Stimmen der Sänger waren gut, wurden aber übermäßig angeſtrengt, wodurch ſie zu ſehr in's Schreien fielen. Jedoch verdiente die außerordentliche Kraft und Gewandtheit, mit welcher die Tenore die Kehl- und Fiſteltöne handhabten, alle Anerkennung. Noch mehr aber bewunderte ich faſt bei Allen das den Geſang begleitende Geberdenſpiel. Ohne die Sprache zu verſtehen, vermochte ich mit Hülfe weniger erläuternder Worte meiner Begleitung, und nach vorgängiger Belehrung über den Gegenſtand des Lieds, in ihren Mienen und Bewegungen dem Gange deſſelben zu folgen. Sie ſangen nicht bloß mit der Stimme, ſondern zugleich mit Händen und Füßen. Beſonders der Dirigent und zugleich erſte Tenor zeichnete ſich als Mimiker aus und lieferte uns zu unſerem großen Ergözen bald auch den Beweis, daß er ein nicht minder vorzüglicher Komiker und Tänzer ſey.

Als Intermezzo wurde nämlich die Koſacka getanzt. Einer der Tänzer, als fingirter Koſack, und jener erſte Tenor als ſein Mädchen ſtellten ſich einander gegenüber. Die gewandten Kraftſprünge des Einen, ſein wilderobernder Blick und ſeine grellen Bewegungen contraſtirten auf das komiſchſte mit den zierlich den Mantel gleich der Schürze faſſenden Händen, dem verſchämt niedergeſchlagenen Blicke und den trippelnden Fußbewegungen des Andern, und nachdem die Idee des gegenſeitigen Herzanbietens und Ablehnens durch Verfolgen und Entweichen zu ihrem Ende, der Erhörung, gelangt war, zollte unſer wie der verſammelten Soldaten und Dorfbewohner einſtimmiger Beifall der gelungenen Darſtellung die gebührende Anerkennung.

Zum Beſchluß gab man uns eine förmliche Aufführung der „Bootfahrt.“ Je fünf Mann ſezen ſich auf die Erde wie zwei Reihen Ruderer, einer zwiſchen den Knieen des andern, während einer ſich als Herr des Boots an das vordere, ein anderer als Steuermann an das hintere Ende der Reihen ſtellt. Jener fordert nun dieſen zu einer Fahrt auf, indem er recitando das günſtige Wetter und die Annehmlichkeit eines Ausflugs auf die See preist; der Steuermann ſtimmt eben ſo ein und die Fahrt beginnt. Mit Geſang und nach dem Takte bewegen die Matroſen die Arme rechts und links, als ob ſie die Ruder handhabten, und klatſchen dazu in die Hände, um den leiſen Wellenſchlag nachzuahmen. Aber nicht lange, und das Geſicht des Steuermanns umdüſtert ſich; beſorgt ſchaut er durch den mit Daumen und Zeigefinger gebildeten Kreis nach dem Horizont und benachrichtigt den ängſtlich fragenden Eigenthümer vom Heranziehen eines Sturmes. Seine Erfahrung trügt nicht; der Orkan bricht los. Wild und lärmend wird der Geſang der Ruderer, ſchwerer und unregelmäßiger bewegen ſich ihre Arme wie im harten Kampfe mit den anſtürmenden Wogen; gellend tönen des Steuermanns kurze Commandoworte, aber ſein Blick und ſeine Haltung bleiben kühn dominirend, während der Bootsherr zittert und klagt. Da, nachdem das wilde Chaos der Elemente ſeinen Gipfel erreicht, hat man ſich glücklich durchgekämpft, gerettet ſteigt die aufſpringende Matroſenſchaar in einer Bucht an's Land, ein brünſtiges Dankgebet zum Allvater emporſchickend.

(Fortſezung folg.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Die Conſtituante.

Die Conſtituante wird, nachdem über Zweidrittel der Wahlen bereits vollendet ſind, nächſtens in's Leben treten. Erwartungs- und hoffnungsvoll ſind alle Herzen und Augen darauf gerichtet, da ſich die Mangelhaftigkeit unſerer alten Verfaſſung, die ſich mit den ihr anhängenden Bocksbeuteleien in der That längſt überlebt hat, durch die freigewordene Preſſe mit

jedem Tage mehr und mehr herausſtellt. Daß die Wahlen größtentheils im liberalen Sinne ausfallen würden, durfte man in einem, wenn gleich ſeither nur ſogenannten, Freiſtaat ſchon erwarten. Trotz dem überraſchte uns die gänzliche Niederlage der Conſervativen, die trotz der größten Anſtrengungen in den Wahlbezirken, in denen 15 Wahlen für die Conſtituante und außerdem von fünf bis ſechs Erſatzmännern vorgenommen werden ſollten, kaum einen einzigen ihrer Kandidaten durchzubringen vermochten, ſo daß dieſe Partei nur äußerſt ſchwach vertreten ſeyn wird. Dieſer Ausfall war für die Liberalen ſelbſt überraſchend. — Man ſollte jetzt die Ruhe und den Frieden unſerer Stadt für geſichert halten; dem iſt aber nicht ſo und in der nächſten Zeit kann Alles wieder in Frage geſtellt werden, können die beklagenswertheſten Exceſſe vorfallen. Bei der Bewilligung der Conſtituante, welche von Rath und erbgeſeſſener Bürgerſchaft ausgehen mußte, wurde von dieſen, ſeither den Staat unumſchränkt regierenden Corporationen ein Eid beliebt, den die zur Conſtituante Gewählten zu leiſten hätten; dieſer Eid beſagt in ſeiner höchſt unklaren, auf Schrauben geſtellten Faſſung: „daß man gelobe, die ſeitherigen Behörden —“ alſo Rath und erbgeſeſſene Bürgerſchaft — „ſo lange in ihren Rechten und Funktionen belaſſen und ihnen in Allem willigen Gehorſam leiſten zu wollen, bis die von der Conſtituante entworfene Verfaſſung angenommen ſeyn werde.“ Von wem aber, fragt man mit Recht, ſoll ſie angenommen werden? Soll man Rath und erbgeſeſſene Bürgerſchaft, die offenbar der neuen Verfaſſung entgegen ſind, weil dieſe ihre ſeitherigen Rechte bedroht, nochmals fragen, ob ſie geneigt ſeyen, die Beſchlüſſe der Conſtituante zu genehmigen, folglich dieſen Corporationen das unbedingte Veto zugeſtehen? Wenn ſie nun, wie zu erwarten, ſich mit der neuen Verfaſſung nicht einverſtanden erklärten, dann müßte die Conſtituante wieder von vorn anfangen, und das Spiel könnte wer weiß wie lange ſo fortgetrieben und damit Alles beim Alten erhalten werden, wenn das Volk nicht etwa ſein Veto dagegen einlegte, was es ohne allen Zweifel durch Aufruhr thun würde. — „Und was dann,“ fragten wir einen conſervativen Beamten. „Dann?“ antwortete der Mann, „würden wohl Reichstruppen die Aufrührer zu Paaren treiben.“ — „Und wenn die Mitglieder der Conſtituante den zweideutig geſtellten Eid verweigern ſollten?“ — „Wird man ſie ausſchließen, und wenn dann ein Aufruhr ausbräche, würden die Reichstruppen auch dieſen leicht dämpfen. Hat man das doch bei Lübeck geſehen!“ fügte er hinzu. Dieſe Berechnung ſcheint uns ſo übel nicht; nur iſt das Ding für die Berechnenden ſelbſt ſehr gefährlich. Wir ſehen alſo, gleich den übrigen deutſchen Staaten, wichtigen Ereigniſſen entgegen und müſſen abwarten, welches Loos uns aus der Urne des Schickſals beſtimmt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gießen, November.

(Fortſetzung.)

Reform der Hochſchule

Der im Jahr 1843 eingeführte Studienplan, inſoweit er Vorſchriften über den fleißigen Beſuch von beſtimmten Vorleſungen als Vorausſetzung der Zulaſſung zur Prüfung enthält, und die damit in Verbindung ſtehenden Beſtimmungen über Vorprüfungen in allgemeinen oder fachlichen Disciplinen ſind aufgehoben. Die Prüfungen nach beendigtem Studium ſollen eine Einrichtung erhalten, welche nicht nur die Ueberzeugung von der genügenden wiſſenſchaftlichen Ausbildung der zu Prüfenden bewirkt, ſondern auch eine freie, durch keine Nebenrückſichten beſtimmte und beengte wiſſenſchaftliche Entwickelung der ſtudirenden Jugend ſichert, die Lehrfreiheit und Lernfreiheit gewährleiſtet. Das Miniſterium wird die nöthigen Anordnungen zur alsbaldigen Vornahme einer gründlichen Reviſion und Umarbeitung der akademiſchen Disciplinarſtatuten treffen, um die Beſtimmungen, welche mit der erlaſſenen Verordnung und den veränderten Verhältniſſen im Widerſpruch ſtehen, zu beſeitigen. Hiebei iſt insbeſondere darauf Bedacht zu nehmen, daß die Studirenden ſowohl in polizeilicher und ſtrafrechtlicher Beziehung, als auch rückſichtlich ihrer civilrechtlichen Verhältniſſe den allgemeinen Geſetzen und Behörden unterworfen, und der Univerſitätsbehörde nur die eigentlichen akademiſchen Vergehen der Studirenden zur Aburtheilung übertragen werden. Inländer, welche in irgend einer Fakultät einen akademiſchen Grad zu erhalten wünſchen, können ſich denſelben zwar auch auf einer auswärtigen Univerſität ertheilen laſſen, ſie haben aber, um zu einem Staats- oder Kirchendienſt, zur Advokatur oder zur ärztlichen oder chirurgiſchen Praxis zugelaſſen zu werden, die vorgeſchriebenen Prüfungen zu beſtehen. Um unter die Zahl der Privatdocenten an unſerer Univerſität aufgenommen zu werden, wird die vorherige Ausbildung auf dem für den höheren Staats- oder Kirchendienſt überhaupt vorgezeichneten Vorbereitungswege nicht erfordert; die Erlaubniß, Collegien zu leſen, wird von der Landesuniverſität ertheilt, welche dem Miniſterium des Innern Anzeige davon zu machen hat. — Dieß iſt der weſentliche Inhalt der erwähnten Verordnung, welche ſofort in Kraft trat. Ein entſcheidender Schlag hatte damit den neuen Studienplan für die Univerſität Gießen vom Jahr 1843 getroffen, ein Kind des Geheimen Staatsraths und Univerſitätskanzlers v. Linde, welcher unterdeß Veranlaſſung gefunden, aus dem heſſiſchen Dienſte auszutreten. Aber damals bückte ſich die Gießer Profeſſorenſchaft zum großen Theil bereitwillig vor dem neuen Studienplan, der ihren perſönlichen Einfluß ſicherte und ihre Hörſäle füllte. Nur der Cabinetsſekretär des Großherzogs in Darmſtadt, der bekannte Schleiermacher, trat öffentlich gegen Mehreres im Studienplan auf, worauf Linde eine noch glimpfliche, mehrere Gießener Profeſſoren aber eine wahrhaft ungeſchlachte Erwiederung gaben. Eine damals erſchienene „kritiſche Beleuchtung der Principien des neuen Studienplans“ im dritten Bande von Weils conſtitutionellen Jahrbüchern hatten ſogar zur Folge, daß man polizeilich deren Verfaſſer zu erforſchen ſuchte, und als dieß geglückt war, denſelben (Ludwig Noack in Wermis) von ſeiner Stelle als Religionslehrer entließ. Die öffentliche Meinung neigte ſich aber fortgeſetzt mehr und mehr dahin, daß der Studienplan an weſentlichen Mängeln leide und ſein Grundgedanke keineswegs der einer wiſſenſchaftlichen und zeitgemäßen Freiheit ſey. Die Verordnung wurde ſelbſt von der demokratiſchen, Jaup abgeneigten Preſſe mit der Anerkennung empfangen, welche jedem Werke der Freiheit und des Fortſchritts gebührt. Aber freilich machten ſich dabei auch ſehr ſchnell lokale Bedenklichkeiten geltend.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 61.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 300. Freitag den 15. December 1848.

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte! —
Was gibt's? — In welchen Zeiten leben wir! —
Hört und erſtaunt!

Schiller.

Skizzen aus Rom

I.

Der Carneval im Jahr 1848.

Es war am fünften März eines Sonntag Nachmittags, als wir im Hofe der Dogana zu Rom aus dem Wagen ſtiegen, der uns raſch von Neapel gebracht, damit wir noch die zwei lezten Tage des Carnevals in Rom genießen könnten. In Neapel hatte es keinen Faſching gegeben, oder vielmehr es gab allerdings einen, aber wir wußten es damals noch nicht, daß das, was wir ſahen, ein Faſchingſpaß ſey. Ferdinand II. hatte nämlich acht Tage vor Aſchermittwoch die Conſtitution beſchworen. Die guten Neapolitaner ſchwelgten damals ſo ſehr in ihren neuen Freiheiten, daß ihnen die Carnevalsfreiheit ganz gleichgültig geworden war, und die Bemühungen einiger Engländer, die ſich mit einem Wagen voll Confetti den Toledo auf und ab führen ließen und alle Vorüberwandernden bewarfen, weckten wohl ein mitleidiges Lächeln, aber keinen Carneval. Aber in Rom, hofften wir, ſollte Alles beim Alten ſeyn und das heilige Recht des Carnevals unverkümmert gelten.

Als wir aus dem Wagen ſtiegen, umringte uns eine Menſchenmaſſe. „Welche Nachrichten aus Neapel?“ fragten ſie uns eifrig. Wir ſahen ſie über dieſe ungewöhnliche politiſche Theilnahme etwas verblüfft an. „Welchen Eindruck haben dort die franzöſiſchen Nachrichten gemacht?“ fragten ſie weiter. — „Welche franzöſiſchen Nachrichten?“ — „Wiſſen Sie denn nichts? daß in Paris die Republik ausgerufen iſt? daß Ludwig Philipp umgekommen, daß Guizot erſchoſſen worden, daß man in den Straßen von London ſich ſchlägt und das Blut in Strömen fließt?“ Im Kern dieſer platzenden Bombe von Neuigkeiten lag wenigſtens eines: die franzöſiſche Republik! Die Gemüthsbewegung, die ſich unſer Aller bemächtigte, kann ich nicht ſchildern. Mehrere Wochen hatten wir in der ſchönen Natur Neapels und in der ſchönen Kunſt des Alterthums geſchwelgt; kein Gedanke an Politik hatte unſere bewundernden, rein hingebenden Gefühle durchkreuzt, wir waren, um einen deutſchen Kunſtausdruck zu gebrauchen, ganz „objektiv“ geweſen. Unſer Vaterland und ſeine Freiheit lagen ja im tiefen Winterſchlaf. Die Freiheitsfreude des ſchönen auflebenden Italiens hatten wir aus ganzer Seele mit genoſſen; warum alſo uns nicht hingeben an Schönheit und Kunſt? — Der Ruf: in Frankreich die Republik! rüttelte uns nun plötzlich auf aus einem ſchönen Traume. Da rief Einer unſerer kleinen Geſellſchaft: „Und dennoch laßt uns jezt noch zwei Tage nicht an Politik denken!“ — Er hatte gut reden, wir dachten an nichts anderes, und leider machten es die Römer ebenſo.

Für Montag im Carneval hatten wir einen Wagen genommen. Um zwei Uhr, die Zeit wo der Mummenſchanz beginnt, lenkte unſer Cochiere in den Corſo ein. Zwei Reihen Wagen an Wagen, aber wenig muntere, leichtſinnige Geſichter; nur ein paar wunderſchöne Mädchen lachten uns im Uebermuth der Fröhlichkeit und des Glücks entgegen. Die Sträuße, die Confetti, die Orangen flogen aus einem Wagen in den andern, aber wir machten es beinahe alle wie die Engländer, die in ihren eigens dazu verfertigten ſteifleinenen Anzügen mit imperturbabler Ruhe auf

den theuer gemietheten Balkons ſtanden und Schippe um Schippe voll Confetti herunter auf die Straße ſchütteten, wie die Heizer auf den Dampfbooten ihre Kohlen unter den Keſſel werfen, eben ſo echauffirt, eben ſo eifrig, aber auch eben ſo ernſthaft.

Zwiſchen den beiden Wagenreihen tauchten ernſten Ausdrucks die ſchönen Köpfe der römiſchen Civiciſten auf, indem ſie von Zeit zu Zeit einen Zettel in die Wagen warfen, mit dem Aufruf, der unterdrückten Brüder in der Lombardei zu gedenken. Da die ganze römiſche männliche Jugend der bewaffneten Bürgermacht angehörte und Alle nur Zuſchauer abgaben, ſo kann man ſich denken, daß die Fröhlichkeit nicht groß war. Wie geſagt, nur ein paar ſchöne Mädchen, die ſich freuten, ihre von Gott begnadeten Geſichter frei und offen der Welt zeigen zu dürfen, waren heiter und ſchelmiſch. Den zweiten und lezten Tag unſerer Carnevalsfahrt war es noch ſchlimmer, denn da ſtanden an beiden Enden des Corſo auf der Piazza del Popolo und auf der Piazza di Venezia Civiciſten, die jedem Wagen einen Zettel folgenden Inhalts zuwarfen: „Wir bitten dringend, ſich heute, als ein Opfer, welches wir der Trauer unſerer oberitalieniſchen Brüder ſchulden, die Beluſtigung der Moccoli zu verſagen.“

Keine Moccoli! Wir ſollten keine Moccoli ſehen! Das reizende egoiſtiſche Vergnügen, ſelbſt ſein Licht um jeden Preis leuchten zu laſſen, einem andern aber dieſes um keinen Preis zu gönnen, es ſollte uns geraubt ſeyn! Ein paar Menſchen, die Milanos nicht gedenken mochten und mit funkelnden Kerzchen auf hohen Stangen aus den Häuſern eilten, wurde das verpönte Licht mit hundertſtimmigem Wuthgeſchrei, das von einem Ende der Gaſſe bis zum andern ſchallte, aus der Hand geſchlagen: »abasso i moccoli! abasso i moccoli!« Und bald blieb die dunkle Nacht alleinige ungeſtörte Herrſcherin, und nur die Stille geſellte ſich dazu. Wie mögen ſich die alten Häuſer auf dem Corſo gewundert haben, die ſeit Jahrhunderten gerade um dieſe Stunde den wahnſinnigſten Lärm gewohnt ſind!

Vierzehn Tage ſpäter, nachdem wir in den deutſchen Blättern jeden Morgen eine neue Conſtitution gefunden, trugen wir alle die ſchwarz-roth-goldene Kokarde, auch die Frauen unter uns. Wir waren ausgegangen, um einen Freund auf dem Capitol zu beſuchen, und durchkreuzten den Corſo. Als wir in die Nähe des Café de' bell' arti, des Sammelplatzes der äußerſten Linken, gelangten, zerriß ein Jubelſchrei die Luft. Eine furchtbare Menſchenmenge drängte ſich zuſammen, wir konnten nicht vor, nicht rückwärts. Dem Café de' bell' arti gegenüber ſtand auf einem Balkon Sterbini, der italieniſche Robert Blum. Er las mit donnernder Stimme eine kleine Zeitungsbeilage, die die Nachricht der Wiener Revolution, die Flucht Metternichs enthielt. Dem alten Mann, ſo verſteinert er ſeyn mag, müßten ſich doch die Haare geſträubt haben, hätte er den Jubelruf vernommen, mit dem die Bürger der ewigen Stadt ſeine Ausweiſung begrüßten.

(Fortſetzung folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

Und ſiehe da, durch die Wolken bricht ſich die Sonne Bahn und erleuchtet glänzend das Grün der Landſchaft und jene dichte Baumgruppe, durch deren Zweige ladend das Dach eines gaſtlichen Hauſes blinkt, und in deſſen Schatten auf dem Raſen ein fröhlicher Kreis junger Mädchen tanzt. Nach ſo viel Mühen und Beſchwerden wollen Alle der Freude huldigen. Erfriſchen möchten ſie ſich am lieblichen Quaß und ſich ergötzen mit den neckiſchen Tänzerinnen. Aber ach! weder Herr noch Diener ſind mit dem Nöthigſten, dem Gelde, verſehen. Wie ſich da helfen? Ungeduldig ſchweifen die Blicke der Armen nach menſchenfreundlicher Aushülfe umher. Was Wunder, daß des Steuermanns Auge auch auf unſere Equipage fällt? Nachdem er auf ſeine ſtumme Mienenfrage die einwilligende Antwort ſeiner Kameraden erhalten, naht er mit bittender Geberde, und gibt damit, uns ſelbſt in die Komödie hineinziehend, auf die anſtändigſte Weiſe von der Welt Gelegenheit den Chor für ſeine Produktionen zu belohnen.

Mit ſchalkhaftem Lächeln reichte mir Frau v. H. ein Goldſtück, um es dem Bittenden zu übergeben, und mit zweideutiger Wendung, ob es mir oder jenem gelte, murmelte mein Nachbar ein: „Wohl bekomm's!“ dazu. — Ich aber gab arglos das Geld und erwiderte auf die demüthige Frage des Empfängers nach meinem Namen eben ſo arglos: Leontjewitſch.

Die verſteckte Schelmerei ſollte mir bald deutlich werden. Kaum hatte der Grenadier, zu den Seinigen zurückgekehrt, mit Jubel das Goldſtück gezeigt, als ein donnernder Lobgeſang auf den braven, menſchenfreundlichen, nicht genug zu preiſenden Leontjewitſch ertönte. Faſt wollte ich anfangen mich zu ſchämen, als ich bemerkte, daß das Stück damit noch keineswegs beendet ſey. Eine Deputation der Sänger nahte, ſchweigend mir die Hände zum Ausſteigen bietend. Auf das Zunicken meiner Begleiter willfahrte ich, wenn auch etwas verwundert, ihrem Begehren. Aber noch nicht auf dem Boden angelangt, fühlte ich mich auch ſchon von vier kräftigen Armen emporgehoben und fand mich, ehe ich mich von meiner

Ueberraſchung erheben konnte, auf einem improviſirten Stahlfederbette von zehn in einander verſchlungenen Grenadierarmen, welche alsbald, mit leiſem Hin- und Herwiegen beginnend, ihren Lobgeſang auf mich wiederholten, plötzlich aber am Schluſſe des Verſes mit donnerndem Hurrah und rauſchender Tamburin- und Beckenbegleitung mir einen ſolchen Schneller in die Luft gaben, daß ich alle meine Muskelkraft und Turngewandtheit zuſammennehmen mußte, um mich wagerecht zu erhalten und nicht überkugelnd mit der Naſe auf die Stelle zurückzufallen, auf welcher ich ſo eben mit dem bequemeren Rücktheile gelegen hatte.

Nachdem mir unter gellender Acclamation aller Zuſchauer ein Halbdutzendmal dieſe höchſte ruſſiſche Ehrenbezeugung, welche ich übrigens zuletzt ganz comfortabel fand, erwieſen worden war, gelangte ich endlich auf dieſelbe Weiſe, wie ich herausſpedirt worden, auf meinen Sitz im Wagen zurück, und als ſich die Pferde längſt wieder in Galopp geſetzt und uns weit aus Pergola hinausgeführt hatten, miſchte ſich noch der ferne Jubel der Dorfbewohner in unſer eigenes unaufhaltſames Lachen.

„Eine wohlverdiente kleine Lektion für Ihre Sünden gegen Rußland!“ neckte Frau v. H. — „Und doch nur eine Beſtätigung mehr für die Thatſache, daß man in Rußland nicht trauen darf!“ erwiderte ich.

„Aber ſag mir nur,“ fragte Leontjewna, „was du dir eigentlich gedacht haſt, als du ſo zwiſchen Himmel und Erde auf und nieder flogſt? Ich dächte es müßte dir gewiſſermaßen überirdiſch zu Muthe geweſen ſeyn.“ — „Gewiß! das geiſtige Element dominirte völlig in mir; das Räumliche ſchwand, vor meinem Blicke ward es klarer, weiter, und der Gedanke, der mir vorſchwebte, dehnte ſich lichthell in die mir nicht mehr dunkle Zukunft aus.“ — „Alſo ein prophetiſcher Blick kam Ihnen beim Prellen?“ rief Frau v. H. „Wie intereſſant! Geben Sie doch zum Beſten! Welcher Gedanke ſchwebte Ihnen vor?“

„Als ich mich den Armen der Grenadiere preisgegeben ſah, kam ich mir vor wie ein echter Repräſentant meines durch einheimiſchen Streit und Freundesverrath dem Feinde überlieferten Vaterlandes; während des Prellens aber ſah ich in mir lichthell Deutſchland, von ruſſiſchen Grenadieren in die Luft geſchnellt.“ — „Kann zutreffen!“ murmelte mein Nachbar. — „Aber da ich mich ungeſchwächt fühlte und mit gemeinſamer Anſtrengung aller Glieder ſtets die wagerechte Stellung behauptete, ſo ſah ich Deutſchland, wenn auch geduldig zum Ballſpiel dienend, doch ungebeugt und im Gefühle ſeiner vereinten Kraft, bis ihm die Feinde ſelbſt zuletzt den gebührenden Platz wieder einräumen mußten.“ — „Auf dem Rückſitz,“ ſpottete mein Nachbar. — „Ja, Damen gegenüber,“ ergänzte ich.

„Ihre Viſion war ſchlecht baſirt, darum gebe ich nicht viel darauf,“ meinte Frau v. H. „Wie konnten Sie ſich als ein ächter Repräſentant Ihres Vaterlandes, wie als das geſammte Deutſchland ſelbſt vorkommen, Sie, eine einzelne Perſon? Da hätten Sie ſich erſt verdreißigfacht denken müſſen.“ — „Nicht doch, gnädigſte Frau. Gerade Deutſchland läßt ſich ſehr gut als eine einzige Perſon denken. Seine verſchiedenen Staaten ſind die einzelnen Glieder der Perſon.“ — „Zum Beiſpiel?“ — „Zum Beiſpiel der Kopf iſt Preußen, als der oberſte und in ſeiner Geſammtheit intelligenteſte Theil; den Magen könnten Bayern und Schwaben als das mittlere, mit Hülfe derben Bieres kräftigende Organ vorſtellen; die conſervativen Träger des Ganzen aber, den unterſten Theil, bildet Oeſterreich.“ — „Da fehlt die freie deutſche Bruſt!“ ſpottete mein Nachbar. — „Dieſe müſſen Sie ſich wieder aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt und unter dieſen vorzüglich die mitteldeutſchen Staaten denken.“ — „Z. B. einen Lungenflügel könnte die Stadt Leipzig vorſtellen, meinen Sie?“ — „Gewiß, ausgebildet genug iſt ſie wenigſtens dazu.“ — „Das Herz aber?“ — „Wo alle Lebensfaden zuſammenlaufen. Wo kann es anders ſeyn als in Frankfurt?“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Gießen, November.

(Schluß.)

Reform der Hochſchule.

Man fürchtete durch die neuen Einrichtungen für die Frequenz von Gießen; denn allerdings, wenn die Bannmühle aufgehoben wird, verlieren ſich die Mahlgäſte, und es wäre vom Standpunkt kleinlichen Sondernutzens aus klüger geweſen, wenn Jaup mit einigen Reformen noch geſäumt hätte, bis darüber eine Vereinbarung wenigſtens einiger deutſchen Regierungen vorgelegen. Indeſſen hat ſich doch die Sache günſtiger geſtellt, als zu erwarten war, und es ſind jetzt über 320 Studirende hier.

Und ſo möchte wohl nach und nach auch der Philiſter ſich beruhigen, wenn er auch niemals in die Freude mit einſtimmt, mit welcher die Verordnung ſonſt allgemein begrüßt wurde. Bis jezt gab noch keine allgemeine Studentenverſammlung den verſchiedenen Parteien Gelegenheit ſich darüber auszuſprechen. Ueberhaupt iſt das ganze Studentenweſen äußerſt ſchläfrig; man iſt ja kein von den andern Bürgern ausgezeichneter und bevorzugter akademiſcher Bürger mehr. Die neue Freiheit, die Aufhebung nämlich des Studienplanes, hat übrigens bereits ſehr fühlbar in die altgewohnten Verhältniſſe eingegriffen. — Mehrere Vorleſungen, die ſonſt ſtark beſucht waren, ſind jezt eingegangen, darunter manche, denen man es längſt geweiſſagt hat. Deßhalb herrſcht aber noch nicht wirkliche Studienfreiheit. Das Examen nämlich beſteht in alter, monopoliſtiſcher Weiſe fort, nach welcher nur die ordentlichen Profeſſoren daſſelbe anzuſtellen haben, und zwar, mit theilweiſer Ausnahme der Mediciner, hinter verſchloſſenen Thüren. Indeſſen iſt doch einige Hoffnung der Abhülfe. Es iſt nämlich eine umſtändliche, d. h. mit unmaßgeblichen Andeutungen verſehene Aufforderung zur alsbaldigen Berathung und Vorlage einer Prüfungsordnung von Seiten des Miniſteriums an die Univerſität ergangen. Ferner iſt die Univerſität aufgefordert worden zu Vorſchlägen, ob und wie die außerordentlichen Profeſſoren und Privatdocenten an Senats- und Fakultätsverhandlungen Theil nehmen ſollen u. ſ. w. Ein noch neueres Miniſterialreſcript macht darauf aufmerkſam, wie für die Univerſität, nachdem jeder Zwang zum Beſuche derſelben aufgehört habe, die Nothwendigkeit vorliege, durch einheitliches Streben und innere Kraft, durch Gründlichkeit, Gediegenheit und Vollſtändigkeit des Unterrichts nicht minder, wie durch zweckmäßige Vertheilung der Stunden der ſtudirenden Jugend einen Anziehungspunkt darzubieten. — Dr. Strecker, ein Chemiker, disputirte neulich und iſt jezt auch Docent.

Das Tagblatt „der jüngſte Tag," das Organ Auguſt Beckers, exiſtirt oder vegetirt, nach Beckers Gefangennehmung und Fendts Flucht, hier noch ſo fort. Doch kann ich wirklich nicht ſagen, was darin ſteht. Es wird eben von einem möglichſt republikaniſch-abſolutiſtiſch-demokratiſchen Studenten redigirt. — Von den hier ſitzenden Demokraten hört man nicht ein Wort. Die Unterſuchung wird ſehr geheim geführt, man glaubt einer weit verzweigten Verſchwörung auf der Spur zu ſeyn. Sonſt ſind die Parteien ruhig. Von den politiſchen Vereinen merkt man faſt gar nichts. Von des Dr. Hillebrand Berichterſtattung über den Berliner Demokratenkongreß war bereits in den öffentlichen Blättern zu leſen. Mit aller Gewalt konnte er die Erbärmlichkeit deſſelben nicht verdecken. Weitläuftig erzählte er jede perſönliche Streitigkeit unter den verſchiedenen Abgeordneten, ſo daß es zulezt ſchien, als ob die Verſammlung ohne ſolche gar nichts zu thun gehabt hätte.

Vor Kurzem war allgemeine Studentenverſammlung, die erſte, in welcher der Bericht erſtattet wurde über die lezten Conflikte im vorigen Curs, ſowie über die Wartburgsverſammlung. Beides ſoll möglichſt langweilig und unbedeutend geweſen ſeyn. Ihr folgte eine Verſammlung derjenigen Studenten, die einen demokratiſchen Verein gründen wollen. Es meldeten ſich bis jezt dreißig. Sie wollen für die Demokratie, aber nicht für die Republik Propaganda machen. — Im Uebrigen gibt es hier den ſchönſten Gießener Koth, wie er nirgends ſchöner gefunden wird. Schon vor Wochen fiel der erſte Schnee, entfernte ſich aber ſofort, um bald darauf mit erneuter Macht wieder zu kommen. Aber die ſouveräne Sonne jagte den reaktionären Ruſſenfreund durch einen klaren feurigen Blick wieder fort und der Koth blieb als Niederſchlag und Reſt der meteorologiſchen Revolution.

Hamburg, November.

(Fortſezung.)

Der Handel Hamburgs. — Die deutſche Flotte.

Der Handel ſteht, trotz den großen Zeitbewegungen und der Aufgeregtheit der Gemüther, ſeit dem hier ſo heiß erſehnten Waffenſtillſtande in höchſter Blüthe, und nur die Furcht, daß es mit dem Frühlinge in den nahen Herzogthümern wieder zum Kriege kommen dürfte, trübt die Ausſichten der Kaufleute. Der Däne concentrirt ſeine Streitkräfte in Jütland und ſteht ſchon jezt völlig ſchlagfertig da, um, ſollten die zu London beliebten Beſchlüſſe ihm nicht gefallen, augenblicklich über die Königsaue in Schleswig einzudringen und ſich wo möglich durch einen Handſtreich der wichtigen Veſte Rendsburg zu bemächtigen; in den Herzogthümern iſt man aber nicht gewillt, ſich nach der gemachten traurigen Erfahrung nochmals mit gebundenen Händen und Füßen der Diplomatie zu überliefern. Im Gegentheil rüſtet man ſich gewaltig und Alles übt ſich in den Waffen, da man entſchloſſen iſt, ſich auf die eigene Kraft zu ſtüzen. Die Hoffnung des Siegs gründet ſich auf die im lezten Kriege gemachte Erfahrung, daß die Dänen im freien Felde nirgends Stand halten, und die Küſten werden in reſpektablen Vertheidigungsſtand geſezt. — Wie bedeutend, wie großartig der hamburgiſche Handel iſt, zeigt ein intereſſanter Aufſatz in unſern „Nachrichten." Nach demſelben beträgt der Werth der ein- und ausgeführten Waaren — Silber und Gold nicht mit eingerechnet — im Durchſchnitt jährlich die mächtige Summe von 560 Millionen Mark Banco (ein Mark Banco iſt ein halber Thaler preußiſch), während Bremen nur für 77, der nahe Freihafen Altona aber nur für 26 Millionen umſezt. Außer dieſem Waarenumſatze werden noch durch Wechſelgeſchäfte, Geſchäfte in Staatspapieren, in Getreide u. ſ. w. an 340 Mill. M. B. umgeſezt, ſo daß das ganze große Amerika nur Einfünftel mehr Geſchäfte macht, als unſere einzige Stadt. Man ſtelle ſich vor, welche Reichthümer in günſtigen Jahren unſerer im Verhältniß zu ihrem Handel kleinen Stadt durch ſo große Geſchäfte zufließen müſſen, und daß man wohl Recht hat, hier den Handel als das Allerwichtigſte für den Staat anzuſehen, und den Wunſch hegen darf, daß ihm keinerlei Feſſeln angelegt werden.

Das hieſige Marinecomité hat in dieſen Tagen auch ſeine Rechnung abgelegt, woraus hervorgeht, daß Hamburg die bedeutende Summe von 207,950 Mark Banco für die deutſche Flotte baar, außerdem aber noch vieles an Naturalien beigeſteuert hat, und noch dazu ein großes, ſchönes Kanonendampfboot, welches die Vorſtadt St. Pauli erbauen ließ. Wenn jeder deutſche Staat nach Verhältniß gäbe, ſo könnten wir bald der ganzen Welt auf den Meeren trozen. Hier wurden der deutſchen Centralgewalt folgende, für den Krieg völlig ausgerüſtete Schiffe zur Diſpoſition geſtellt: 1) Fregatte „Deutſchland," 716 Tonnen mit 32 Kanonen; 2) Corvette „Franklin," 300 Tonnen, mit 12 Kanonen; 3) Dampfſchiff „Lübeck," 600 Tonnen, 200 Pferdekraft, mit 5 Kanonen, worunter eine 56pfündige; 4) und 5) Dampfſchiffe „Hamburg" und „Bremen," jedes zu 600 Tonnen, 160 Pferdekraft und reſp. 5 und 3 Kanonen, 36- und 32pfündigen Kalibers; 6) Kanonenboot „St. Pauli," mit 2 Kanonen, 32pfündig. Aus dieſem Verzeichniſſe erſieht man, daß der Anfang einer deutſchen Flotte ernſtlich gemacht iſt; möge man es uns aller Orten an Eifer gleich thun. Einzelne Häuſer ſteuerten 1000 bis 5000 Mark Banco zur Flotte bei, und Jeder nach Kräften; ſelbſt Handwerksgeſellen und Dienſtboten wollten nicht zurückbleiben.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 301. Sonnabend den 16. December 1848.

Turn him to any cause of policy,
The gordian knot of it he will unloose,
Familiar as his garter.

Shakespeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

„In Ihrem Staatskörper liegen die einzelnen Theile zwar ziemlich unorganiſch durcheinander," ſagte Frau v. H., „und es könnte ſehr leicht vorkommen, daß der Magen anders will als der Kopf, und daß die conſervativen Träger den Dienſt verſagen; auch muß die arme Perſon oft Blutſtockungen ausgeſetzt ſeyn, wenn erſt von Frankfurt aus das belebende Element den einzelnen Gliedern zugeführt wird, ja man könnte mit Recht nächſtens einen bedrohlichen Schlaganfall fürchten. Indeſſen will ich Ihre Viſion einmal gelten laſſen, um ohne Scherz die Frage zu ſtellen, wie man eigentlich bei Ihnen über das Verhältniß Deutſchlands zu Rußland denkt?" — „Daß man Rußland bei uns nicht gerade zärtlich liebt, werden Sie bemerkt haben." — „Aber was hat man denn Beſonderes gegen Rußland?"

„Es wirken dabei verſchiedene ungünſtige Umſtände zuſammen. Zum voraus, meine ich, ſind Germanen und Slaven von jeher nicht gerade Buſenfreunde geweſen. Sodann läuft das heutige Streben des in Deutſchland überwiegenden Volkselements nach Freiheit dem Streben des in Rußland herrſchenden abſolut monarchiſchen, wo nicht deſpotiſchen Regierungselements nach Erhaltung der Volksunfreiheit ſchnurſtracks entgegen. Ferner iſt dem Deutſchen eine Luft unheimlich, in der das perſönliche Recht nicht geſichert, vielmehr der Gnade oder Ungnade Anderer preisgegeben iſt. Auch nimmt man ſtets Partei gegen ein Volk, das ein wenigſtens durch Heldenmuth intereſſantes ſchwächeres unterdrückt, ja mißhandelt, und dieß um ſo mehr, wenn das erſtere, im Beſitz einer gewaltigen rohen Kraft, zugleich unſer Nachbar iſt und nicht durch ein höheres Geſetz abgehalten wird, das Fauſtrecht auch gegen uns geltend zu machen. Endlich aber muß ſich der Argwohn gegen ſolchen Nachbar noch erhöhen, wenn man ſein diplomatiſches Umſichgreifen ſieht, und wie er mit Söhnen und Töchtern und Agenten und Gold im dieſſeitigen Gebiete ſich eingeniſtet hat."

„Demnach ſcheinen ſich Ihre Gefühle Rußland gegenüber auf Mangel an Liebe und auf Furcht zu reduciren; da aber Mangel an Liebe bei einer Nation gegenüber einer andern etwas ganz Allgemeines iſt, ſo bliebe von beſondern Empfindungen gegen Rußland bei Ihnen nur die Furcht übrig, und da Furcht argwöhniſch macht, ſo erklärt ſich dadurch auch der gewiß ganz unbegründete Verdacht, den Sie hinſichtlich ſeiner Abſichten auf Deutſchland zu haben ſcheinen." — „Nicht ſo ganz! Was erſtens den Mangel an Liebe betrifft, ſo iſt dieß ein zu einfach negativer Ausdruck: das deutſche Gefühl gegen Rußland iſt denn doch mehr poſitiver Natur. Und was die Furcht anlangt, ſo exiſtirt ſie allerdings bei denen in Deutſchland, welche das eilfte Gebot nicht kennen; allein alle, welche ſich durch den Anblick eines Goliath nicht gleich ſchrecken laſſen, ſondern erſt die gegenſeitigen geiſtigen und materiellen Kräfte mit Beſonnenheit prüfen, theilen eine ſolche Beſorgniß keineswegs. Sie ſagen ſich z. B., daß eine Nation von vierzig Millionen, ſobald ſie, wenn auch unter verſchiedenen Regierungen, im regen Volksbewußtſeyn und im Streben nach freien Inſtitutionen einem deſpotiſchen Princip

gegenüber vereinigt iſt, eine angreifende, dreifach überlegene Macht nicht zu fürchten braucht, da leztere immer nur einen Theil ihrer Kräfte, ihre aktiven Truppen ſenden kann, die vielleicht aus Hunderttauſenden, aber nicht aus Millionen beſtehen. Nun iſt aber Rußlands geſammte Einwohnerzahl der Deutſchlands nicht einmal bedeutend überlegen. Es kann daher mit ſeinen Truppen im erſten Angriff ſiegen, aber nicht vierzig Millionen unterjochen."

„Und wie war es mit Napoleon?" — „Gerade umgekehrt. Frankreich repräſentirte nach ſeiner Revolution die Freiheit, Deutſchland das conſervativ-monarchiſche Princip. Für Frankreich waren unendlich viele Sympathien in das deutſche Volk gedrungen; viele wünſchten eine Vereinigung mit demſelben. Einer barbariſchen Macht gegenüber wird ein gebildetes Volk ſeine Exiſtenz ganz anders behaupten als gegen eine ihm gleich oder höher ſtehende. Und wenn etwa Rußland an andern Regierungen Alliirte finden ſollte, die andern Völker würden Deutſchlands Unterliegen ſchon um der eigenen Exiſtenz willen nimmermehr zugeben. — Uebrigens will ich keineswegs auf fremde Hülfe pochen, vielmehr halte ich mein Vaterland für ſtark genug, mit eigener Kraft den Angriff ſelbſt einer gewaltigen Rieſenmaſchine, wie Ihre Armee ſeyn mag, abzuweiſen."

„Wenn du den Geiſt in dieſer Maſchine kennteſt, würdeſt du doch vielleicht etwas weniger zuverſichtlich ſprechen," äußerte Leontjewna. — „Den Geiſt?" fragte ich. — „Ich will Ihnen eine Anekdote erzählen, nach der Sie ſich die Frage ſelbſt beantworten können," ſagte mein Nachbar. „Unſere Truppen im Kaukaſus ſtürmten einige feindliche Forts; eines der ſtärkſten aber, von den Aufrührern für uneinnehmbar gehalten, mußte um höherer Rückſichten willen ungeſtürmt gelaſſen werden. „Warum habt ihr nicht auch dieſes Fort genommen?" fragte man nach der Expedition einen unſerer Grenadiere. „Wird wohl nicht befohlen geweſen ſeyn," antwortete er mit ſtolzer Zuverſicht. So aber denken ſie Alle." — „Sehr charakteriſtiſch!" erwiderte ich. „Die Anekdote trägt das Gepräge der Wahrheit an der Stirn und harmonirt auch ganz mit der Anſicht, die man bei uns über die ruſſiſchen Truppen hat. Sie gehen unbedingt, wohin ſie geführt werden; aber es kommt bei ihnen auch unbedingt auf die Führung an, und das iſt es, was ich Maſchine nenne. Bei uns durchdringt denn doch die Intelligenz die Armeen mehr, ſo daß ſich nach dem Verluſt der Führer aus den Truppen ſelbſt leicht neue finden werden." — „Der Erfolg wird's lehren," ſagte mein Nachbar.

„Uebrigens," meinte Frau v. H., „iſt die Armee doch immer nur das Werkzeug der höhern Leitung, der Politik, und zunächſt wird es daher immer auf die Erfolge dieſer ankommen. Gerade hierin aber dürfte Rußland vor allen Mächten im Vortheil ſeyn. Als abſolute Macht hat das Kabinet, ohne ſich durch Kammern und Factionen gehemmt zu ſehen, völlig freie Hand, und als Land- und Seemacht in Europa und Aſien zugleich vermag es Allem ſofort den gehörigen Nachdruck zu geben. Bei Deutſchland dagegen hat bisher wohl von Politik kaum die Rede ſeyn können."— „Was die aktive Politik betrifft, ja. In der paſſiven aber, der mehr doctrinellen, iſt man bei uns weiter als Sie denken; ich meine im Verſtehen der Politik der fremden Mächte und im Berechnen ihrer Reſultate. Bei der Aufmerkſamkeit, mit welcher man bei uns den Berichten der Zeitungen über die Tagesbegebenheiten folgt, könnten Sie alle Tage auf jeder Bierbank in Deutſchland Raiſonnements hören, die Sie in Erſtaunen ſetzen würden."

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Rom.

(Fortſetzung.)

Auch wir Alle vergoßen Freudenthränen und die deutſchen Männer umarmten ſich in der ungetrübteſten Freude. Mir ſchenkte ein Italiener einen wunderſchönen Rieſenſtrauß mit den Worten: „Alla libertà tedesca!" Alle Glocken wurden geläutet, die wüthende Menge aber zog nach dem Geſandtſchaftspalaſt Oeſterreichs und zertrümmerte den ſtolzen Doppeladler, der an eiſernen Ketten über dem Thore hing. Nachmittags langten die Nachrichten von der Erhebung Mailands an. »Milano libera! libera!« ſcholl es durch alle Straßen, und wieder wurden von der Civica Zettel vertheilt: heute ſollte aus Mitfreude für Mailand nachgeholt werden, was man geſtern aus Mittrauer unterlaſſen, die Moccolinacht.

Und als es dunkelte, zog wirklich Wagen an Wagen über den Corſo, und jeder, der eine Hand zum Halten hatte, trug ein brennendes Kerzchen. Wenn aber Jemand, der uralten Gewohnheit gemäß, das Lichtchen ſeines Nachbars ausblaſen wollte, ſcholl der gebieteriſche Ruf der Civicatyrannen: »non smorzare!« Die Lichter, die dem erſten Anfang der heiß erſehnten Indepedenza italiana galten, ſollten ungeſtört zum Nachthimmel aufleuchten. Dadurch erhielt nun freilich die ganze Moccoliſahrt etwas Ernſtes, Proceſſionsmäßiges, und wäre nicht die tobende Menge geweſen, die mit lautem Geſchrei ſich durch die beiden auf- und niederfahrenden Wagenreihen drängte, ſie hätte etwas Feierliches gehabt.

Fortwährender Ruf: »morte al Metternico! abasso l'imperadore d'Austria! viva l'indepondenza italiana!« daß man taub zu werden vermeinte. In unſerem Wagen waren nur Deutſche, ein ukermärkiſcher Grande, der zugleich ein talentvoller Dichter iſt, die Schweſter eines Bühnendichters, und noch ein deutſcher Dichter mit ſeiner Frau, Alle mit handgroßen, goldfunkelnden deutſchen Cocarden. Man hatte uns Unannehmlichkeiten deßhalb geweiſſagt, und eine Menge unſerer Landsleute liefen mit zwei italieniſchen Cocarden, eine am Hut, eine andere am Knopfloch, herum, aus lauter Angſt für das gehalten zu werden, was ſie waren — furchtſame Deutſche. Unſere deutſchen Cocarden brachten uns aber nichts anderes ein, als daß zuweilen ein übermüthiger junger Römer, indem er auf unſere Cocarden zeigte, uns mit neckiſcher Stimme zurief: »Vivano le donne italiane.« Antworteten wir aber: »Si, vivano,« ſo fügten ſie entweder: »e le donne tedesche,« oder e tutte le donne liberale« hinzu, indem ſie uns freundlichſt zuwinkten. — Als Ave Maria erſcholl, blies jeder ſein Lichtchen aus und die Wagen lenkten in die Nebenſtraßen des Corſo.

Zu Hauſe angekommen, fanden wir mehrere Abſchiedsbillete von Landsleuten, welche die „Aufregung" in Rom flohen. Es thut einem in der Fremde ſo weh, wenn man einzelne Deutſche ſich furchtſam zeigen ſieht, beſonders wenn man weiß, welche Fülle von Muth und Ausdauer das deutſche Volk im Ganzen beſizt. Auch der preußiſche Geſandte erhielt eines Morgens, nachdem der Ruf: »morte al Metternico!« nebſt »abasso la tirannia tedesca!« ſo häufig erſchollen war, plözlich viele Beſuche ſeiner Landsleute. „Was wünſchen Sie, meine Herren?" fragte er ſie in ſeiner offenen, etwas gutmüthig ſpöttiſchen Weiſe, als er bei ſeiner Nachhauſekunft ſie in ſeinem Salon verſammelt fand. — „Wir wollten bei Ihro Excellenz anfragen, was Sie glauben, daß bei der jezigen Aufregung die Pflicht eines —" — „Meine Herrn, die erſte Pflicht eines Preußen iſt Courage zu haben; alles Uebrige ſtellen Sie Gott anheim!"

II.

Vom römiſchen Volkscharakter.

Ich ſoll von den Römern erzählen, vom römiſchen Volk? da muß ich vor allen Dingen geſtehen, daß ich keine unparteiiſche Beobachterin der Römer bin, wie überhaupt Unparteilichkeit die gute Eigenſchaft iſt, über deren Mangel ich mich am leichteſten tröſte. Es gibt nichts trockeneres, abſpannenderes und entmuthigenderes als ein unparteiiſches Urtheil. Dafür ſind Richter auf der Welt, und dieſe ſollen ja bekanntlich keine Menſchen ſeyn. Solange wir aber dieſes unſer ſchönſtes Vorrecht zu verleugnen nicht durch höhere Pflichten gezwungen werden, ſo lange laßt uns parteiiſch ein Freund unſerer Freunde, ein Feind unſerer Feinde ſeyn; denn etwas Feindſchaft iſt für die Vernichtung des Schlimmen eben ſo nöthig, wie für die Erſtarkung des Guten. Das römiſche Volk gehört aber zu meinen Freunden; das ſende ich vor allen Dingen voraus.

Der Hauptzug des römiſchen Charakters iſt Stolz, ja ſogar Hochmuth. Sie puzen ſich gern, ſie fahren gern in der »carozza,« jeder Taglöhner ſpielt den Cavalier. Nie bin ich mit einem Mitgliede der arbeitenden Claſſen in Berührung gekommen, ohne die Verſicherung zu erhalten, daß beſagtes Mitglied zum älteſten Adel gehöre und nur durch ganz beſonderes Mißgeſchick zu ſolch niederem Gewerbe gezwungen worden. Ihr Stolz bleibt derſelbe, wenn er auch gar keine Nahrung findet, und er verleugnet ſich auch dem vornehmſten und reichſten Manne gegenüber keinen Augenblick. Die Ehrfurcht, die man bei uns Rang und Geburt zollt, und vor dem März höchſt offiziell gezollt hat, iſt dem Römer durchaus fremd. Rang und Reichthum ſind ihm etwas ſehr wünſchenswerthes, aber ſie erſcheinen ihm nur als Gaben des Glücks, wie Schönheit und Talent, nicht als ein Vorzug oder gar als eine Berechtigung.

Es gibt nichts liebenswürdigeres und würdevolleres als die Art, wie der römiſche geringe Mann mit dem vornehmen umgeht. Er behandelt ihn vollkommen wie ſeinesgleichen; da er aber auch gegen dieſen immer höflich iſt, ſo verliert Niemand dabei. Noch ſehe ich das Geſicht, mit dem unſere römiſche Dienerin ins Zimmer kam, wenn ſie Geld im voraus haben wollte. Sie war nicht verlegen oder beſonders unterthänig, nein, nur erhöhte Zuneigung oder vertrauensvollere Freundlichkeit leuchteten aus ihren ſchönen großen Augen, während ſie ganz leicht und anmuthig ſagte: „Wollen Sie mir wohl das Vergnügen machen, meine Herrſchaften, und mir ein paar Scudi vorſtrecken?" Wenn wir ihr nun, was immer geſchah, bereitwillig gaben, was ſie verlangte, ſo dankte ſie uns mit einem höchſt liebenswürdigen, aber eben ſo würdevollen Kopfnicken und »mille grazie,« und die Freude über den errungenen Schaz ließ ſie nur aus, indem ſie den Kindern, die im Zimmer ſpielten, ein paar beſonders zärtliche Küſſe gab.

Dieſe Aufwärterin und ein Conducteur, auch ein geborener Römer, mit dem ich eine Reiſe nach Neapel machte, haben mich durch ihre nationalen Eigenſchaften beſonders ergözt. — Ich hatte Ende Februars mit einer römiſchen Familie alle Plätze des Poſtwagens nach

Neapel genommen. Als ich aber am Morgen der Abreiſe einſteigen wollte, fand ich Niemand als den Conducteur; die ganze Familie hatte ihre fünf Plätze und ihr dafür bezahltes Geld wegen eines plötzlichen Hinderniſſes im Stich gelaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortſetzung.)

Der Handel. — Die Cholera. — Theater.

Außer dieſen freiwilligen Gaben hat auch noch der Staat ſeinen Beitrag dem Marinecomité in Frankfurt entrichten müſſen. Gewiß wären die Beiträge der Privaten noch großartiger ausgefallen, wenn nicht das verfloſſene Jahr durch die Blokade der Elbe für den Handel ein ſo unglückliches geweſen wäre, wozu auch das Sinken faſt aller Aktien und Staatspapiere nicht wenig beitrug. Manche, früher für ſehr reich gehaltene Häuſer ſind durch die Spekulation in ſolchen Papieren entweder gänzlich oder doch zum Theil ruinirt worden, während andere, die ſich auf den Waarenhandel beſchränkt hatten, den erlittenen Schaden ſchnell einholten, ſo wie die Elbe wieder geöffnet war. Es ging damit, wie bei ſtrengen und langen Wintern: wenn der Fluß endlich ſeine Eisdecke ſprengt und die vor Curhaven ankernden Schiffe heraufdonnern — die erſten begrüßen den Hafen mit Freudenſchüſſen — wird alles Verſäumte wieder eingeholt und die Regſamkeit iſt verdoppelt. Wir ſind einmal in Hinſicht des Handels das Herz Deutſchlands und dulden ſelbſt im geſammten Europa nur London und Liverpool als Nebenbuhler. Trotz dem verlautet, daß uns einige bedeutende Geldariſtokraten, und zwar in Folge der in Ausſicht ſtehenden neuen Verfaſſung, verlaſſen wollen. In wie fern größere Freiheit und die Gleichberechtigung Aller verderblich auf die Geſchäfte einwirken könnten, begreifen wir nicht. Sollten die Herrn dieſen Vorſatz wirklich ausführen, woran wir noch zweifeln, ſo könnte ſie allein der Aerger, ſich die ſeither ausſchließlich geübte Gewalt entriſſen zu ſehen, zu dieſem Schritte bewegen, da ja im freien Nordamerika der Handel herrlich floriert. Daß ein paar unſerer Senatsmitglieder, beide Millionärs, uns, ſobald es nur angeht, verlaſſen werden, ſcheint ausgemacht; auch erhielten beide durch den deutlich gegen ſie an den Tag gelegten Unwillen des Volks, der ſich in zahlreichen Katzenmuſiken u. ſ. w. Luft machte, allerdings Veranlaſſung zur Auswanderung. Wir wüßten aber außer ihnen kein reiches Haus, das von ſolchen Demonſtrationen zu leiden gehabt hätte, und ſo wird es wohl mit der Flucht bei ihnen ſein Bewenden haben. Mögen dieſe Männer ſich im neuen Vaterlande mehr Liebe zu erwerben wiſſen, als ihnen hier von ihren Mitbürgern zu Theil ward, ob verdient oder unverdient, wollen wir hier unerörtert laſſen.

Die Cholera hat uns bis auf einige als Nachzügler vorkommende Fälle wieder verlaſſen, nachdem ſie ein paar tauſend Opfer gefordert. Sie ergriff und tödtete dießmal namentlich eine Menge junger, kräftiger und vollſaftiger Subjekte; indeß war die Luft ſo verdorben, daß eine Menge ſchwächlicher Perſonen durch das herrſchende Miasma zu Grunde gingen; beſonders ſtarben auch viele ſehr alte Perſonen. Ein ſpecifiſches Mittel gegen die Seuche haben die Aerzte auch dießmal nicht zu entdecken vermocht, und jeder Arzt kurirte nach ſeiner eigenen Erfahrung. Im erſten Stadium war ſie heilbar, ſo wie aber die fürchterlichen Krämpfe eingetreten, war der Befallene verloren. Mehr oder minder hat wohl ein Jeder hier, während die Seuche auf ihrer Höhe ſtand, an Uebelbefinden und Beſchwerden mancherlei Art gelitten: Magen und Unterleib waren in Unordnung, die Verdauung geſtört, und Viele klagten über einen metalliſchen Geſchmack im Munde, der keinem Mittel weichen wollte, bis ſich die Luft wieder verbeſſert hatte. Gegen leichtere Anfälle erwies ſich das Pfeffermünzkraut, recht heiß als Thee genoſſen, oder auch Pfeffermünzöl auf Zucker, ſehr wirkſam. Wer ſolche leichte Anfälle vernachläſſigte, mußte es ſehr oft mit dem Tode büßen. Nebel, Abend- und Morgenluft, ſo wie der Genuß von Bier, Gemüſen, Gurken, Früchten erwieſen ſich als höchſt gefährlich; eben ſo Furcht und ſonſtige heftige Gemüthsbewegungen. Wer vorſichtig war und höchſt mäßig lebte, auch ſich keiner zu ängſtlichen Befürchtung hingab, ſich vor Erkältungen hütete und kräftige Bouillons und Fleiſchſpeiſen mit Mäßigkeit genoß, konnte faſt ſicher ſeyn der Seuche zu entgehen, während Unmäßige, namentlich Säufer, ihre faſt ſichere Beute wurden. Der Transport der Befallenen nach dem Hoſpital erwies ſich auch dießmal als äußerſt verderblich; um gerettet zu werden, mußte man ſich in ſeinem eigenen Hauſe behandeln laſſen. Auch erfolgte der Tod, namentlich dießmal, ſo ſchnell, daß der Transport die zur möglichen Rettung nöthige Zeit verſchlang. Wir ſelbſt haben junge, kräftige Individuen in zwei bis drei Stunden von anſcheinend völliger Geſundheit zum Tode übergehen ſehen.

Die Bühnenangelegenheiten ſcheinen, ſeit Eintritt der rauheren Jahreszeit, etwas beſſer zu ſtehen. Gewiß iſt es, daß das Perſonal, ſeit man auf Theilung ſpielt, es an Fleiß und Bemühung um die Gunſt des Publikums weit weniger als ſonſt fehlen läßt. Von Heiſerkeit der Sänger und Sängerinnen, von Kabalen u. ſ. w. der Mitglieder gegen und mit einander vernimmt man nichts mehr, auch werden Opern wie Dramen mit muſterhaftem Fleiße einſtudirt und gegeben. Wahrſcheinlich liegt in der jetzt bei mehreren großen Bühnen gemachten Erfahrung die Rettung des Theaters. Es wäre unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn eine Zeit wie die gegenwärtige nicht Direkteren und Bühnenmitglieder darüber belehrt hätte, daß nur im feſten Zuſammenwirken aller Kräfte das Heil der Kunſt und der Künſtler zu finden ſey. Bei dem zweiten, oder Thaliatheater, macht man dieſelbe Erfahrung: nie ſind die Stücke beſſer gegangen, als jetzt. Dadurch errang auch das neueſte Produkt der Gutzkowſchen Muſe: „Ottfried,“ auf dem Thaliatheater einen Beifall, wie ihn nie ein Stück des Dichters gefunden hat. Möge man, auch wenn dieſe der Kunſt feindlichen Zeiten vorüber ſind, fortfahren auf Theilung zu ſpielen! Die übertriebenen Gehalte berühmter Bühnenkünſtler haben der Kunſt unſäglichen Schaden gethan.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 302. Montag den 18. December 1848.

La bonhommie des Italiens est telle dans tout ce qui tient à la vanité, qu'il n'est point de pays où les étrangers rencontrent un accueil aussi bienveillant.

Madame de Staël.

Skizzen aus Rom.

(Fortſetzung.)

Beinahe freute es mich, für die ziemlich lange Reiſe das ganze Innere des Wagens für mich allein zu haben. Der Conducteur ſaß allein im Cabriolet. Ich war demſelben durch Profeſſor Orioli noch beſonders empfohlen, da jener einen Sohn im Expeditionsbureau der Zeitung des berühmten Profeſſors hatte. — Die Römer kann man, wie die Engländer, in zwei Klaſſen theilen, in ſehr fette und ſehr magere. Mein Conducteur gehörte zu den leztern, dazu war er ſehr nachläſſig und unreinlich gekleidet; dennoch fehlte es ihm nicht an Eitelkeit, denn als ich auf ſeine Aufforderung wegen der ſchönen Ausſicht einige Zeit neben ihm Platz genommen, erzählte er mir von ſeiner frühern außerordentlichen Schönheit; er war jezt ungefähr ein Fünfziger. Dabei ſtammte er natürlich von einer alten adeligen Familie: »il mio padre era un barone;« ein ungeheures Vermögen war ihm von betrügeriſchen Verwandten entriſſen, was für ihn doppelt traurig war, da ſeine Moglie ihm nichts als ihre Tugenden zugebracht. Du hätteſt das claſſiſche Pathos hören ſollen, mit dem er das ſagte: und ich bitte dich dabei an einen deutſchen Conducteur zu denken.

Auf meinem Paß hatte er Pruſſia geleſen, und fragte mich, wo das liege. Ich ſagte kühn, zwiſchen Francia und Auſtria. Dann wollte er wiſſen, in welchem Verhältniß Pruſſia und Auſtria zu einander ſtänden. Hätte ich eine Sylbe vom damaligen guten Einverſtändniſſe beider Kabinette geſagt, der Mann hätte mich als eine verabſcheuungswürdige Nemica betrachtet; ich zog alſo vor, ihm jeden Gedanken an ein Einverſtändniß der beiden Großmächte zu benehmen. Nun fragte er aber gleich in der ſanguiniſchen römiſchen Weiſe, wann der Krieg zwiſchen ihnen ausbrechen werde. Da konnte ich freilich nur die Achſeln zucken.

Ein großes Ergötzen war für mich die „Gemüthlichkeit“ der Poſtillone. Sie kannten wie alle Römer keine Eile; bei jedem Umſpannen ſcherzten ſie lange mit einander, balgten ſich herum oder liefen einander auf dem freien Felde nach, während die Pferde, der Conducteur und ich geduldig warteten.

Was mir bei allen Italienern auffiel und mich im Vergleich mit meinen Landsleuten ſchmerzlich berührte, war ihre große Vaterlandsliebe und ihr Stolz auf ihr Land. Auch mein Conducteur ſtrahlte förmlich, als ich allen Vorzügen Italiens Gerechtigkeit widerfahren ließ; beſonders ſchien es ihn zu freuen, daß ich bei ſeinem Lob der Weine bemerkte, wie hier allein der Wein wachſe, von welchem eine Dame trinken könne. — Es mochte zehn Uhr Abends ſeyn, ich hatte es mir eben in meinem großen Fuhrwerk bequem gemacht und ſchloß die Augen, als der Wagen hielt und zu meinem Schrecken der Schlag geöffnet wurde; aber es war der Conducteur, deſſen Stimme ich ſogleich erkannte. Er ſagte: „Ich habe hier im Gaſthauſe einen Gutsbeſitzer getroffen, der einen herrlichen Weinberg in der Nähe hat. Als er von mir hörte, daß eine fremde Signora ſich im Wagen befinde, die geäußert, in Italien wachſe der einzige Damenwein, ſagte er mir ſogleich, er wolle nach Hauſe eilen, um Ihnen im Vorbeifahren etwas von

ſeinem guten Weine anzubieten. Er iſt ſchon voraus; durch das Städtchen müſſen wir im Schritt fahren, da es bergauf geht; hundert Schritte vor dem Thor an der Landſtraße wohnt der Herr, ich kenne ſein Haus. Er wird Ihnen ein bicchiere di vino an den Wagen bringen." — Was half mein Proteſtiren? Ich, die beinahe nie Wein trinkt, ſollte mitten in der Nacht auf der Chauſſee Weinprobe halten! Kaum den Ort im Rücken, ſah ich ſchon von weitem etwas leuchten; es war die Magd des Weinſpenders, die mit einem brennenden Kienſpan vor der Thüre des Hauſes ſtand und uns erwartete. Als wir uns näherten, trat ein Herr mit ſtrohumflochtener Flaſche und einem Glaſe an den Schlag. Sein Geſicht konnte ich nicht ſehen, denn der Kienſpan blieb ihm im Rücken. Der Conducteur, der neben dem Wagen hergegangen war, hielt noch eine Rede über die Vorzüge des Weins, dann reichte er mir ein gefülltes Glas in den Wagen, wovon ich die Hälfte wegen mangelnder Beleuchtung auf meinen Mantel goß und dann etwas trank. Wie der Wein geſchmeckt hat, davon kann ich gar nichts ſagen; ich ergözte mich zu ſehr an der Art, wie er mir zugekommen. Dieſe Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen eine nie geſehene Fremde rührte mich wahrhaft, obgleich ich mich darauf beſchränkte, dem Herrn, von dem ich nichts ſah als den eleganten Schnitt ſeines Kleides, mehrmals millo grazie zu ſagen.

Die Höflichkeit gegen Frauen iſt überhaupt hier zu Lande merkwürdig, und ſchon aus der Art, wie das römiſche Geſetz die Frauen in Schuz nimmt, kann man ihre Stellung abnehmen. Eine ſolche Geſetzesſtelle wurde mir durch eine kleine häusliche Scene bekannt. — Eines Abends war ein kleiner Kreis von Landsleuten um unſer Kaminfeuer verſammelt, als wir plözlich in der Flur des Hauſes, deſſen erſten Stock wir bewohnten, einen furchtbaren Lärm vernahmen, eine phantaſirende Baßſtimme und zwei in den kühnſten Solfeggien ſich verirrende hohe Sopranos. Einige von der Geſellſchaft wollten hinunter, aber ich verhinderte es, weil keiner von uns geläufig italieniſch ſprach, und dieſe Geläufigkeit iſt ſehr nöthig, wenn man ſich in einen Streit mit Italienern miſchen will. Nachdem der Höllenlärm etwa eine halbe Stunde gedauert, trat Stille ein, und ein verdächtig ſchwerer Tritt bewegte ſich die Treppe herauf an unſerer Thüre vorbei nach dem zweiten Stockwerke. Dort wohnte der Hauseigenthümer, zu ebener Erde aber eine Waſcherin mit zwei Töchtern, zwei Söhnen und einem Gatten — ich nenne die Perſonen in der Reihenfolge ihrer häuslichen Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſezung.)

„Politiſche Raiſonnements auf deutſchen Bierbänken — wie intereſſant! Doch laſſen wir das: was hilft Ihnen aber Ihre Politik, und wenn Sie auch den Stein der Weiſen darin fänden, da Sie, wie Sie ſelbſt zugeſtehen, inaktiv darin ſind?" — „Seiner Lage, ſeiner mangelnden Seemacht und ſeinen getheilten Intereſſen nach muß Deutſchland ſchon an und für ſich politiſch mehr inaktiv ſeyn als andere Mächte; aus denſelben Gründen bedarf es aber auch der Aktivität nicht. Den Angreifer ſpielen wird es, ſo lange nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht, wohl ſchwerlich, und zu ſeiner Vertheidigung iſt gerade ſeine paſſiv doctrinelle Politik, das Erkennen der fremden Abſichten, hinreichend, um bei Zeiten ſo viel Aktivität als nöthig zu entwickeln." — „Dann will ich nur wünſchen, daß Sie nicht zu ſpät damit kommen," ſchloß Frau v. H. die Abhandlung.

Es war allermittelſt Mitternacht geworden, und alles Lebende hatte ſich rings um uns her zur Ruhe begeben. Die Tageshelle, welche bis dahin ununterbrochen fortgedauert, wich jezt einem ungewiſſen Dämmerungsſchatten, der wie das magiſche Halbdunkel eines bleichen Mondſcheins zum Schlummer lockte. Durch die mehrtägige Entbehrung des gewohnten feſten Landſchlafes, die Nachwirkung der Seeluft und die wechſelnden Eindrücke, die ich an dieſem einen Tage erfahren, war ich müde geworden, die Augen fielen mir zu, und wie ſehr ich mich auch ſträubte, ich ſchlief feſt ein. Plözlich, ich weiß nicht durch was, aufgerüttelt, blickte ich ſchlaftrunken in das lachende Geſicht der Frau v. H., welche den alten Kampf unverzüglich wieder aufnahm. „Wahrhaftig," ſagte ſie, „Deutſchland ſcheint das Land des Schlafes noch mehr als das des Hungers und des Durſtes zu ſeyn. Sie haben in paſſiver Politik zwei Stationen, auf denen gefrühſtückt werden konnte, verſchlafen; denken Sie nur, zwei Frühſtücksſtationen! Doch zum Glück iſt die dritte ſogleich zur Stelle."

Es hat Jemand geſagt, ja ſogar drucken laſſen,* die finniſchen Poſtſtationen haben den Vorzug vor den ruſſiſchen, daß man auf jenen nicht Hungers ſterben könne; denn der Poſthalter ſey verpflichtet, dem Reiſenden jederzeit ein Kalb für zehn Rubel und ein Schaf für fünf Rubel Aſſecuranz zu liefern, und wem zu jeder Zeit ein ganzes Kalb zu Dienſten ſtehe, der dürfe doch nicht fürchten verhungern zu müſſen. Die Bedenken, welche ſich gegen dieſen Vorzug und

* St. Petersburger Zeitung vom Jahr 1835, Nr. 223.

dieſe Logik erheben laſſen, würden wir auf die unangenehmſte Weiſe empfunden haben, wenn nicht in unſerem Reiſewagen eine kleine Colonie des vorausgegangenen Fourgons angelegt geweſen wäre. Denn auf Befragen, was etwa Genießbares auf der Station zu haben ſey, fing der Wirth ſtatt aller Antwort aus der Umzäunung bei ſeinem Hauſe einen abgemagerten Hammel ein und fragte, ob wir ihn für fünf Rubel geſchlachtet haben wollten.

„Aber, mein Gott, wir haben die größte Eile und wollen gegen Abend in Imatra ſeyn!“ ſagte Frau v. H. — „Und vorausſichtlich iſt die Keule dort ſelbſt bis dahin noch nicht mürbe gebraten,“ fügte mein Nachbar hinzu. Der Finne aber zuckte die Achſeln, zeigte auf ſeine Inſtruktion und behauptete ſeine Schuldigkeit gethan zu haben. Wie wenig ernſtlich es indeß unſererſeits mit ſeiner Küche gemeint geweſen war, wurde ihm alsbald klar, als ſich der Rückgelaß unſeres Wagens öffnete, und all die kleinen Einzelnheiten eines franzöſiſchen Frühſtücks à la fourchette, die Bouillontäfelchen und Pâte's und Poulettes, und was weiß ich noch Alles, nebſt einigen conſiſtenten ruſſiſchen Nationallieblingsſpeiſen und verſchiedenen verpichten Flaſchenhälſen, daraus hervorwanderten.

„Wenn ich unter unſern politiſchen Grenznachbarn wählen ſoll,“ bemerkte ich, mich zum Beſchluſſe der Mahlzeit zu einem ſehr compakten Reisgebackenen wendend,“ ſo ſchließe ich mich noch lieber den leichtſinnig liberalen Franzoſen, als den Ruſſen an; wenn ich aber hungrig bin und unter den nachbarlich vor mir ſtehenden Gerichten dieſer beiden Nationen zu wählen habe, ſo ziehe ich unbedingt das abſolut conſervative Kochſyſtem des Nationalruſſen vor.“ — „Darin ſind die Deutſchen einzig,“ meinte Frau v. H., „daß, während ihr Geiſt ſich immer in das möglichſt ätheriſche Ideale verſteigern möchte, ihr Körper das möglichſt compakte Materielle liebt.“

„Und gerade umgekehrt iſt es mit der gebildeten Klaſſe der Ruſſen,“ erwiderte ich: „ihr Geiſt liebt das praktiſch Materielle, und zur Nahrung haben ſie die ätheriſch leichte franzöſiſche Küche angenommen.“ — „Wenn die Nahrung auf das Blut und das Blut auf den Geiſt Einfluß hat, ſo iſt dieſes Reſultat zu bewundern,“ bemerkte Leontjewna. — „Die Wirkung des Bluts auf den Geiſt iſt am Ende vorzugsweiſe eine mildernde,“ entgegnete ich, „und in dieſem Falle iſt jene Zuſammenſtellung eine ſehr weiſe.“ — „Gewiß,“ ſagte Frau v. H., „denn wenn Sie z. B. auch von ätheriſchen Speiſen lebten, würden Sie ja ganz der Erde entrückt werden, während Sie durch Ihre Küche doch noch etwas an dieſelbe gefeſſelt bleiben.“ — „Und wer weiß,“ erwiderte ich, „ob nicht die gebildete Klaſſe der Ruſſen den Grad, in dem ſie ſich über das gemeine Volk erhoben, der franzöſiſchen Küche mit zuzuſchreiben hat.“ — „Unverbeſſerlich!“ rief Frau v. H. — „Und durch Schaden noch nicht klug geworden,“ brummte mein Nachbar.

Als wir jetzt mit friſchen Pferden auf der ebenen Landſtraße dahinflogen, wendete ſich das Geſpräch auf die Landſchaft, die vor uns ausgebreitet lag. Ich beklagte mich über die ewigen Tannenwälder, den magern Sandboden, die grauen Gehöfte, ſtatt der Dörfer. „Geduld, Geduld!“ ſagte Frau v. H. „Wenn jeder Theil der Erde ſchön wäre, würden wir die Schönheit nicht erkennen. Die Contraſte ſind die Würze der Schönheit.“ — „Ganz recht; nur dauert mir hier der erſte Theil des Contraſtes etwas zu lang, und ich ſehne mich ſehr nach dem zweiten. Freilich mag man in Deutſchland etwas verwöhnt ſeyn, und Burgen auf maleriſchen Höhen oder am Spiegel eines Sees mit romantiſchen Erinnerungen oder geſpenſtiſchen Sagen der Vorzeit ſind in Rußland wohl kaum zu ſuchen.“ — „Wie irrig, wie falſch berichtet!“ rief Frau v. H. mit den Andern aus. „Wie reich an Sagen, die ſich an Gegenden, Schlöſſer und Orte knüpfen, iſt auch Rußland! Nur ſind ſie, wie die Naturſchönheiten ſelbſt, in einem ſo großen Reiche mehr vertheilt. Die Gletſcher des Kaukaſus, die Berge des Ural, die Steppen der Ukraine, die Wälder des Innern, die Kornfelder Beſſarabiens und die finniſchen Seen liegen freilich nicht nebeneinander, aber alle bieten, jedes in ſeiner Art, den herrlichſten Sagenſtoff. Erinnerſt du dich, Leontjewna, z. B. der Czaaritzina?“ — „Erzählen Sie,“ bat ich, als Leontjewna bejahend nickte.

Mein Gegenüber, die ruſſiſche Sage abſichtlich in ruſſiſchen Sprachwendungen vortragend, begann: „Die Kaiſerin Catharina II. fuhr einſt mit Patchomkin in die Umgegend Moskaus. Da, bei einer Wendung des Wegs, erblickt ſie vor ſich eine maleriſch düſtere Höhe, mit ſchwarzen Fichten bewachſen und emportauchend aus der dunkel glänzenden Scheibe eines einſamen Waldſees. Und auf dem Abhang nach dem Ufer zu deutend ſagte die Kaiſerin: „Wie ſchön müßte ſich dort ein Schloß ausnehmen!“ — Patchomkin ſchwieg, aber nach Moskau zurückgekommen, entbietet er ſofort einen Baumeiſter von Ruf, einen Ruſſen, und führt ihn an die bezeichnete Stelle und beauftragt ihn, ein Schloß dort hinzubauen, dem Geiſte der Natur entſprechend, ohne Scheu vor dem Aufwand, aber genial, mit Aufbietung ſeines ganzen Talents, und verheißt ihm kaiſerliche Belohnung und ſetzt ihm Jahresfriſt. Und der Baumeiſter ſinnt und ſinnt und wandelt am Ufer des Sees Tage und Nächte

und Nächte und Tage, und ſtudirt den Geiſt der Natur und entwirft Riß auf Riß; aber nie wird es ihm recht, nie erſcheint es ihm genial. Und Woche verſtreicht auf Woche, und unendliche Angſt erfaßt ihn; er härmt ſich und rauft ſeinen Bart und ſchlägt ſeine Stirn und ſein Auge wird ſtier, aber immer noch keine Idee.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Schluß.)

Literatur. — Ein Prozeß

Die Literatur liegt noch immer im Argen und die Verlagshandlungen nicht allein, ſondern der geſammte Buchhandel ſind gänzlich darnieder gedrückt. Freilich wird hier, wo wir ſo ziemlich zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt ſind, ſich mit dem beginnenden Winter die Leſeluſt wieder regen, im übrigen ſturmbewegten Deutſchland aber wohl ſchwerlich, und was jezt geleſen wird, kommt entweder nur den Verlegern von politiſchen Blättern oder den Leihbibliothekaren zu Gute. — Hinſichtlich des Zeitungsſtempels ſcheint man jezt hier — aber post festum, da beim Reichstage bereits die Aufhebung deſſelben beantragt worden — zu vernünftigern und billigern Anſichten gekommen zu ſeyn. Nächſtens ſoll in einem Bürgerconvent die Aufhebung des Stempels für die nicht politiſchen und nicht privilegirten, d. h. nicht zur Aufnahme von Anzeigen befugten Blätter beantragt werden. Der Umſtand, daß die durch den Stempel gedrückten Zeitſchriften in's nahe Ausland flüchteten, folglich die Herausgeber derſelben dem Fiskus ein Schnippchen ſchlugen, verbunden mit der Klage der hieſigen Buchdrucker, Papierhändler u. ſ. w., denen dadurch viel Verdienſt entzogen wurde, mag wohl die Veranlaſſung geweſen ſeyn, daß man ſich zur Aufhebung des verhaßten Stempels entſchloß. Indeſſen müſſen und werden alle Beſchränkungen der Preſſe, als Cautionen, Stempel und Privilegien, mit der neuen Verfaſſung fallen.

Ein vor Kurzem in erſter Inſtanz entſchiedener Preßprozeß macht, inmitten der großen Welt- und Zeitereigniſſe, die vorzugsweiſe das Intereſſe in Anſpruch nehmen, hier außerordentliches Aufſehen. Dem Herausgeber der zweimal in der Woche erſcheinenden „Reform," eines ultra-liberalen Blattes, Nichter, war ein angeblich in unſerer Irrenanſtalt geſchriebener Brief von einem ſeit einer Reihe von Jahren dort untergebrachten Brackenwagen zugekommen, worin behauptet wurde, daß der Schreiber bei vollem Verſtande und er von einem namhaft gemachten Manne, den man ihm wegen angeblicher Geiſtesſchwäche zum Curator gegeben, nur deßhalb in's Irrenhaus geſezt worden ſey, um mit ſeinem ſich auf 50,000 Mark belaufenden Vermögen frei ſchalten und walten zu können. Er bitte und beſchwöre daher den Herausgeber der „Reform," dieſen Fall zur öffentlichen Kunde und ihm dadurch wo möglich Hülfe und Rettung durch Beiſtand ſeiner Mitbürger zu bringen. Dieſen Brief ließ Nichter, ohne die Sache weiter zu unterſuchen, in ſeinem Blatte abdrucken, und da die Begebenheit in eine ohnehin höchſt aufgeregte Zeit fiel, wo die Maſſe des Volks allen gegen die beſtehenden Behörden geſchleuderten Beſchuldigungen willig Gehör ſchenkt, war die natürliche Folge des Abdrucks eines ſolchen Briefes ein neuer Aufruhr. Das Volk rottete ſich an einem Abend vor dem Krankenhauſe, mit dem die Irrenanſtalt verbunden iſt, zuſammen, forderte mit Toben die Auslieferung des widerrechtlich eingeſperrten Brackenwagen und ward nur durch Waffengewalt von der Zerſtörung des Gebäudes abgehalten. In Folge dieſer Auftritte wurde eine Unterſuchung von den Proviſoren des Krankenhauſes verlangt und zu einer ſolchen mehrere berühmte Irrenärzte aus der Nähe berufen, die, nachdem ſie Alles genau unterſucht hatten, eine Erklärung unterzeichneten, worin ſie den Brackenwagen für vollkommen verrückt, folglich ſein Unterbringen in der Irrenanſtalt für gerechtfertigt erklärten. Zugleich ergab ſich aus der von Seiten des Gerichts angeſtellten Unterſuchung, daß dem Herausgeber der „Reform" zwar ein Brief mit dem bereits angeführten Inhalte, aber nicht von Brackenwagen ſelbſt, ſondern von einem Unglücklichen zugekommen ſey, der einige Jahre als Wahnſinniger in der Irrenanſtalt geweſen, dann aber wieder herausgenommen werden, weil man ſeinen Wahnſinn nicht mehr für gefahrdrohend hielt, der indeß keineswegs als geheilt betrachtet werden durfte, obgleich er die Sache mit dem fingirten Briefe ziemlich klug angefangen hatte, eine Erſcheinung, die bei Halbirren ſehr häufig vorkommt, indem ſie zu Zeiten eine Liſt und Verſchlagenheit an den Tag legen, die Viele täuſchen kann. Auf den Grund dieſer Vorfälle wurde nun der Herausgeber der „Reform" angeklagt und, obgleich er ſelbſt getäuſcht worden, in erſter Inſtanz zu dreimonatlicher Gefängnißſtrafe und in ſämmtliche Koſten verurtheilt, die ſich auf 10,000 Mark belaufen ſollen. Der Verurtheilte ſoll gegen dieſen Richterſpruch Appellation eingelegt haben. Daß die Behörden in ihrem vollen Rechte waren, eine Unterſuchung der Sache anſtellen zu laſſen und nach Befinden dem Schuldigen eine harte Strafe zuzuerkennen, kann nicht zweifelhaft ſeyn; aber auch in dieſem Falle ſtellte ſich die Mangelhaftigkeit unſerer ſeitherigen Verfaſſung ſchlagend heraus, indem dabei Männer als Richter fungirten, die durch den Angeklagten vielfach ſchwer beleidigt worden waren; denn einen unerbittlichern Feind unſerer ſämmtlichen Behörden und Einrichtungen, als Nichter, hat es ſchwerlich in unſern Mauern gegeben, wofür faſt jede Nummer der „Reform" Zeugniß ablegt. Es kommt uns nicht in den Sinn, die Ehrenhaftigkeit der Richter in dieſer Sache auch nur entfernt in Zweifel zu ziehen, vielmehr bedauern wir ſie, daß unſere fehlerhafte Verfaſſung ſie zwang, gleichſam in eigener Sache richten zu müſſen, da der Herausgeber der „Reform" Senat und Polizei auch bei dieſer Gelegenheit ſchonungslos angegriffen hatte. Wäre der Fall vor eine Jury gekommen, ſo hätte der Vertheidiger des Angeklagten jeden nur entfernt dabei Betheiligten rekuſiren können, und der übeln Nachrede wäre kein Spielraum gelaſſen worden, ſelbſt wenn das Urtheil noch ſtrenger als jezt ausgefallen wäre. Sollte das Obergericht, an das jezt die Sache geht, das Straferkenntniß beſtätigen, ſo könnte der Verurtheilte nicht auch noch an das Oberappellationsgericht in Lübeck ſich wenden, weil dieß nur bei widerſtreitenden Entſcheidungen der beiden hieſigen Inſtanzen geſchehen darf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 303. Dienſtag den 19. December 1848.

Terrorum abunde est.
Virgil:

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortſetzung.)

„Da, in einer todtſtillen, unheimlichen Nacht, als der Baumeiſter im bleichen Mondſchein verzweiflungsvoll zu den Geiſtern ruft, wird es ihm klar, und vor ſeinem Blicke erhebt ſich aus dem Dunkel der Föhren ein Schloß und ein Park im Geiſte der Natur, ſchaurig genial; und mit gellendem Jauchzen, wiederhallend im nächtlichen Echo, begrüßt er die Idee. — Und tauſende von Händen ſezt er alsbald in Bewegung ohne Raſt und Ruh, und Steine thürmen ſich auf Steine, und ein Schloß erhebt ſich mit Säulen und Wölbungen und Thürmen und Zinnen, und Gebäude reihen ſich umher, und der Wald wandelt ſich in einen Park, grandios, mit Tempeln und Grotten und Kreuzgängen und Pforten, und aus dem See unter dem Schloß wird ein Stück Erde hervorgezaubert und dunkel bepflanzt, dem Geiſte der Natur entſprechend. Und nach Jahresfriſt war Alles vollendet. Des Baumeiſters Auge aber ſtrahlte entzückt über ſein Werk; ſtundenlang ſaß er am Ufer des Sees, in Anſchauen vertieft, und bewunderte den Gedanken und harrte ſeines Lohnes.“

„Da kommt die Kaiſerin nach Moskau. — Patchomkin, unterrichtet und voll heimlicher Freude, läßt ſie deſſelben Weges fahren wie früher, und an der Wendung der Straße auf die Höhe zeigend, ruft er, ohne ſelbſt noch geſehen zu haben: Voilà! — Aber Catharina ſchaudert voll Entſetzen zurück; denn vor ihrem Auge liegt, umgeben von Denkmälern der Todten, geſchmückt mit vier ſchwarzen Kandelabern — ein ungeheurer Sarg; der Todtenkranz aber, der Decke entfallen, ſchwimmt auf dem See. Und mit einem Angſtſchrei befiehlt ſie zu wenden, läßt die Pferde jagen, als folgte ihr der Tod auf den Ferſen, und niemals kam ſie wieder.“

„Und der Baumeiſter, der genial die tiefe Idee der Natur ergründet, ſuchte ſich ſelbſt ſeinen Lohn — im See. Da ſizt er nach der Sage des Volks noch jezt auf dem mit Trauerweiden geſchmückten Todtenkranze um Mitternacht und beſchaut die ſchwarze Decke des koloſſalen Sarges mit den Kandelabern und die Räume des Hofes, mit Fichten bewachſen, und die Wölbungen der Fenſter, von Epheu durchſchlungen, und die Sparren des Daches, von Eulen bewohnt, und harrt der lezten Erfüllung ſeiner Idee, leiſe jauchzend in ſtillem Wahnſinn.“

„Bravo!“ rief ich. „Und wann wird er erlöst?“ — „Wohl nie, wenigſtens nicht eher, als bis das Schickſal dem großen Kaiſerſarge ſein Opfer zugeführt, denn erſt dann würde des wahnſinnigen Baumeiſters Idee erfüllt ſeyn. Der Himmel ſelbſt aber ſcheint dieß hindern zu wollen. Denn als der jetzige Kaiſer vor einigen Jahren Moskau beſuchte und die, Czaarizina — ſo heißt das unbewohnte und unausgebaute Schloß — ſehen wollte, ſtürzte vor der Auffahrt eines der Pferde. Man peitſcht es auf, aber es ſtürzt zum zweitenmale. Da erkennt der Kaiſer den Fingerzeig der Vorſehung, und mit den Worten: „dieſer Ort iſt nicht für mich beſtimmt!“ kehrt er zurück, um gleich Catharinen niemals wieder zu kommen.“

„Ein ſchöner Sagenſtoff,“ meinte ich. „Nur wundert mich, daß der praktiſche Sinn der Ruſſen der Idee des wahnſinnigen Baumeiſters nicht irgend

eine geniale Wendung gegeben und das mit so ungeheurem Aufwande erbaute Schloß zu einem nützlichen Zwecke verwendet hat. Man hätte z. B. ein Kloster daraus machen können." — „Sie halten also Klöster für etwas Nützliches?" fragte Frau v. H. spottend. — „Wie sie in früheren Jahrhunderten in Deutschland als einzige Schulen der gelehrten Bildung etwas Nützliches gewesen, mögen sie es wohl noch jezt in Rußland seyn," erwiderte ich mit gleicher Ironie. — „Pfaffengelehrsamkeit ist nicht Volksgelehrsamkeit," brummte mein Nachbar.

„Aber die Erlösung des Baumeisters?" fragte Leontjewna dazwischen. — „Würde eintreten," erwiderte ich, „wenn einmal irgend eine lebensmüde Kaiserin gleich Karl V. dieses Kloster zu ihrem Sarge machen wollte."

Wir waren allermittelst allmählig eine Höhe hinangefahren, als die Tannenwaldung sich vor uns lichtete und ein wahrhaft malerisches, ganz eigenthümliches Landschaftsgemälde sich vor uns ausbreitete. — Irgend ein großartiger Kampf der Natur mußte hier wohl vor Jahrtausenden getobt haben, oder, wie einige russische Alterthumsforscher behaupten, die Schlacht der himmelstürmenden Titanen gegen Zeus und seine Götter mußte hier geschlagen worden seyn. Ueber einer von mäßigen, aber schroffen Hügeln durchbrochenen Ebene lagen hageldicht Felsblöcke auf Felsblöcken umhergestreut, hier wie durch himmelhohen Sturz in die Erde eingebohrt, dort als ob sie im unaufhaltsamen Rollen plözlich durch eine überirdische Gewalt gehemmt, dort wieder, wie wenn durch schmetternden Blitzstrahl kolossale Steinriesen in tausend Stücke zersplittert, und an manchen Stellen, als ob ungeheure Granitmauern im ersten Entstehen jählings vernichtet worden wären. Und in Uebereinstimmung damit, wie um zu zeigen, daß der Kampf höherer Gewalten hier auch die Menschen zur Streitlust verführt, erhoben sich hinter der Felsebene die grasbewachsenen Mauern und Wälle des bethürmten Wiborg mit ihren kriegerischen Erinnerungen an den eisenköpfigen Königsjüngling und die verzweifelten Schwedenkämpfe. Ja, dahinter die weite Fläche der See, sonst ein Bild der Ruhe, wogte heftig in kurzen Wellenschlägen, als gedächte sie jener Schlachten und der Vernichtung der Scheerenflotten.

„Diese Felsen haben etwas ungemein Anziehendes, Heimathliches für mich," sagte Leontjewna, als wir auf der schmalen, durch Granitblöcke und niedriges Birkengebüsch sich windenden Straße auf Wiborg zueilten; „sie erinnern mich lebhaft an ihre Geschwister auf der Brockenkuppe, an die Teufelsmauer und den Regenstein. Dachtest du nicht eben jezt dasselbe?" — „Allerdings erinnern sie daran," erwiderte ich, „obgleich dieß nicht gerade mein Gedanke war. Vielmehr verweilte ich bei der Idee der Titanenkämpfe und überlegte, was sich wohl für die Ansicht, daß sie hier in Rußland stattgefunden, anführen lassen könnte." — „Und was hast du gefunden?" — „Die Ansicht hat, allegorisch aufgefaßt, etwas für sich. Die russischen Titanen wollten das Licht des Himmels erstürmen; Zeus aber, ein Despot trotz des Reichsrathes seiner Götter, hielt sie noch nicht reif für das Licht und bezwang den Aufruhr. Prometheus, der Wächter des Lichts, half ihm getreulich dabei. Allein als der grausame Herrscher der Welt, nach Vernichtung der Titanen, des Elements der unvernünftigen rohen Kraft unter den Erdenbewohnern, auch den vernünftigen armen Menschen die Segnungen des Lichts vorenthielt, erbarmte sich ihrer Prometheus und brachte ihnen heimlich einen Funken der göttlichen Flamme. Zeus strafte ihn furchtbar. Der Kaukasus war es, wo er den Wächter des Lichts und der Freiheit anschmiedete, und hier liegt er, von den Geiern des Despoten zerhackt und nach Erlösung schmachtend, noch jezt, bis ein Herkules kommt, ihn zu befreien. Dann aber wird das entfesselte Licht frei auf der Erde wandeln und auch Rußland seine Segnungen bringen."

(Fortsezung folgt.)

Skizzen aus Rom.

(Schluß.)

Ich fragte am andern Morgen eines der Mädchen, deren Stimme ich als einen der Soprane zu erkennen geglaubt, was denn gestern Abend vorgefallen sey. Der Hausherr war betrunken nach Haus gekommen und mit wüthendem Geschrei in ihr Zimmer gedrungen, weil er die Hausthüre nur angelehnt gefunden. Sie unterbrach ihre Erzählung immer mit dem Jammer: che mama non era in casa, so daß ich endlich ungeduldig fragte, was denn daran liege, daß ihre Mama nicht zu Hause gewesen? die Gegenwart ihres Vaters oder ihrer Brüder wäre ja viel nüzlicher gewesen. — „O die Männer waren zu Hause," sagte sie eifrig, „aber natürlich mein erster Gedanke, als der Trunkenbold zu uns hereinstürzte, den Schlüssel zum Gartenzimmer, wo sie sich beim Nachtessen befanden, abzuziehen; wir Schwestern arbeiteten im vordern Zimmer." — „Aber warum schlossen Sie die Männer ein?" fragte ich ganz verwundert. — „Weil der Hausherr ein Birbone ist, der schon ihrer zwei getödtet hat." Und sie hob zwei Finger, nach der römischen Sitte, beim Aussprechen einer Zahl immer die gleiche Zahl Finger aufzuheben, und wiederholte pathetisch:

»Si, ha amazzato due!« — „Aber Sie oder Ihre Schweſter konnte er ja auch umbringen.“ — „Mich, ein Weib? Me, una donna? mai! Welcher Römer würde es wagen eine Frau anzurühren!“ — „Aber ein Trunkenbold, ein Mörder!“ — „Ah, ſelbſt wenn er im Rauſche die Rückſicht vergäße, die er unſerem Geſchlechte ſchuldig iſt, ſo gibt es doch keinen Wein, der ſtark genug wäre, aus ſeinem Kopfe den Gedanken an die Strafe zu vertreiben, die den trifft, der eine Frau ſchlägt.“ — „Und die iſt?“ — „Lebenslängliche Galeere!“ — „Und wer ſeine eigene Frau ſchlägt?“ — Das Mädchen zuckte lächelnd die ſchönen Schultern. „Welche Frau würde ſo grauſam ſeyn, ihren Spoſo durch ihr eigenes Zeugniß lebenslänglich auf die Galeeren zu bringen?“

Daß im Leben wie in den Geſetzen ſo hohe Rückſicht auf die Frauen genommen wird, iſt ſicherlich einer der beſten Züge im Charakter der Römer. Der niedrigſte, zerriſſenſte Facchino weicht in Rom jeder Frau auf dem Trottoir aus. An öffentlichen Orten kann nur dann ein Mann ſich ſetzen, wenn alle Frauen Platz gefunden. Bei den kirchlichen Feierlichkeiten baut man ihnen Tribünen, während kein Mann, der nicht Geſandter iſt, einen bevorzugten Platz hat. Wahrlich, wenn eine Frau ſich längere Zeit in Italien aufgehalten hat und nach ihrem deutſchen Vaterlande zurückkehrt, ſo muß ihr zu Muthe ſeyn wie dem verwunſchenen Prinzen, der als Schuſter aufwacht, nachdem er als Prinz eingeſchlafen. Und in Rom hat dieſe Ritterlichkeit doppelten Werth, weil die Frauen durch die vielen kirchlichen Lebensbeziehungen eigentlich tiefer ſtehen als bei uns; denn es gibt in der heiligen Stadt keine Kirche, kein altes Kloſter, keine Ruine aus dem Mittelalter, wo nicht wenigſtens in Einem Winkel die Inſchrift prangte: „Bei Strafe der Excommunikation iſt den Frauen der Eintritt hier verſagt.“

Ich habe einſt die Unkenntniß einer ſolchen excluſiven Verfügung ſchwer büßen müſſen. Ein Bekannter, der ſchon längere Zeit in Rom ſich aufhielt, kam mit der Nachricht zu uns, daß am Abend eine prachtvolle Muſik in der Chieſa nuova ſtattfinden werde. — Der heilige Filippo Neri hatte die Verordnung getroffen, daß an beſtimmten Abenden in dieſer Kirche eine überaus ſchöne Muſik kunſtvoll ausgeführt werden ſolle. Seine Abſicht war, das Publikum dadurch vom Beſuche der Opern abzuhalten. Den Frauen aber, die in Rom und der ganzen katholiſchen Kirche die Symbole des Profanen und Weltlichen ſcheinen, wurde der Eintritt verſagt. Von dieſer leztern Einrichtung wußte leider unſer Freund nichts. Die Herren fuhren alſo wohlgemuth bei fürchterlichem Regen mit mir hin, und am Fuß der Treppe entließen wir den Kutſcher. Ich eilte zuerſt nach dem Eingange, und man denke ſich meinen Schreck, als mir der nur zu wohl bekannte Ruf: »donne non possono intrare!« entgegen ſcholl.

Was nun beginnen, ohne Schirm, bei ſtrömendem Regen, in dunkler Nacht, auf der zugigen Kirchentreppe! Ich ſtellte mich ſo gut es ging unter das kleine Vordach; einer der Herren blieb abwechſelnd bei mir, während die beiden andern ſich in der hellen, warmen Kirche an der wunderſchönen Muſik ergözten, von der nur einzelne Klänge, wenn die Thüre geöffnet wurde, zu mir drangen. Ich kam mir vor wie eine arme Seele, die nicht zum Himmel eingehen darf. Als mein zeitweiliger Beſchüzer wieder abgelöst werden ſollte, erklärte er, er wolle ſich aufopfern und einen Wagen holen. Dieß wurde zur Heldenthat, da er im Geſellſchaftscoſtüm war, weil wir nach dem geiſtlichen Concert noch eingeladen waren. Er ſtürzte ſich in die Wolkenſtröme und ich ſtand lange, vor Froſt zitternd, und mit Sehnſucht den Wagen erwartend. Ein „Heiliger“ nach dem andern zog an mir „Unheiligen“ vorüber in die Kirche, und ich geſtehe ehrlich, daß mein proteſtantiſches und proteſtirendes Herz ſich ein ſpöttiſches Lächeln nicht verſagen konnte beim Anblick dieſer heiligen Facchini und heiligen Gensdarmen. Doch Baſta! Dennoch liebe ich Rom, wie ich nie, ſo lange ich athme, etwas lebloſes geliebt. Aber Rom iſt ja nicht leblos, jeder Stein ſpricht, jede Frucht lacht, jede Blume athmet, und zwar den reinſten Wohlgeruch.

Es iſt noch kein Jahr, daß ich dieſe Zeilen in heiterer Ruhe nach Deutſchland ſchrieb. Auch Rom war damals heiter und ruhig, ja, mehr als das, glücklich und ſtolz. Und jezt — jezt ſind dieſelben Römer, die ſechsmal in einer Nacht vor den Palaſt ihres großen Fürſten zogen, um ihre Liebe ihm zuzujubeln, jezt ſind ſie mit Kanonen vor daſſelbe Haus gerückt, und er, der lezte Apoſtel Gottes* auf Erden, hat ihnen nichts gethan, ihnen alles gewährt, was er gewähren konnte, ja mehr noch, in ſeiner unerſchöpflichen Güte. Bei Gott, der feurigſte Prieſter der Freiheit, der eifrigſte Demokrat muß ſein Antlitz verhüllen, wenn er die Geſchichte Pius IX. ſeit ſeinem Regierungsantritt durchblättert! Der Dämon des ſchwärzeſten Undanks hat nie einen größeren Triumph gefeiert.

* In Rom geht eine alte Wahrſagung um, nach der Pius IX. nach 25jähriger Regierung, der lezte Papſt in Rom ſeyn ſoll. Einen werde man noch nach ihm wählen, der ſich aber kein Jahr halten könne.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

Das neue Wahlgeſetz. — Muſik. — Literatur.

Am 17. vorigen Monats ward der außerordentliche Landtag geſchloſſen, der uns nebſt mancherlei andern Beſchlüſſen ein neues Wahlgeſetz und leider auch ein Preßgeſetz gebracht hat, das nicht einmal die Juriſten gut heißen können, weil es faſt nicht menſchenmöglich iſt, es zu verſtehen. Mit dem Wahlgeſetz hat es ziemlich dieſelbe Bewandtniß, was zu bemerken wir ſchon jezt Gelegenheit haben. Geſetzlich muß der gewöhnliche Landtag alle drei Jahre zuſammentreten, mithin, da der lezte 1845 gehalten wurde, der nächſte noch vor Ende dieſes Jahrs ſich verſammeln. Es handelt ſich nun zuvörderſt um die Vollziehung der Wahlen, an denen, da ſie direkte ſind, faſt das ganze Volk betheiligt iſt. Nach dem Wortlaut der Geſetzes ſoll jeder „ſelbſtſtändige“ ſächſiſche Staatsangehörige ſtimmberechtigt ſeyn. Das klänge ganz vortrefflich, würde nicht in den folgenden §§ eine Erklärung des Wortes „ſelbſtſtändig“ gegeben, die eine Menge Staatsbürger von den Wahlen ausſchließt, die vernünftigerweiſe unbedingt zugelaſſen werden müßten. So ſollen z. B. in Städten nur Bürger und Schutzverwandte wählen; es leben aber, namentlich in den volkreichen Städten, wie Dresden, Leipzig ꝛc., eine Menge Leute, die im engeren Sinne nicht Schutzverwandte ſind, wohl aber daſelbſt ihren „weſentlichen“ Aufenthalt haben, was ebenfalls zur Stimmberechtigung verlangt wird, die außerdem Steuern zahlen und andere Laſten mit tragen helfen müſſen. Alle dieſe Leute nun, zu denen faſt Zweidrittheile der Commis, der Geſellen, eine Menge Hauslehrer, Privatgelehrte u. ſ. f. gehören, dürfen nicht wählen. In ähnlicher Lage befinden ſich die Studenten. Nur diejenigen, welche hier ihr Heimathsrecht haben, werden als ſtimmberechtigt betrachtet, während alles Militär, das doch wahrhaftig nicht ſelbſtſtändig genannt werden kann, weder Steuern zahlt, noch die Laſten des Staates mittragen hilft, ſtimmberechtigt iſt. Gerade dieſer Bevorzugung gegenüber kommen namentlich viele Mitglieder unſerer Bürgerwehr, die nicht im Sinne des Geſetzes Schutzverwandte ſind, in eine ganz falſche Stellung. Die Wahlausſchüſſe verſuchen nun zwar durch willkürliche Auslegung des höchſt unpraktiſchen Geſetzes Manchen zur Wahl zuzulaſſen, allein da jeder Wahlausſchuß von andern Grundſätzen ausgeht und bei der großen Undeutlichkeit des Geſetzes ausgehen kann, ſo kommt durchaus keine Gleichförmigkeit in die Sache, und die Unzufriedenheit macht ſich in lautem und gerechtem Tadel überall Luft. Eine Umänderung und Vereinfachung des Wahlgeſetzes wird demnach ſehr nöthig, ja unerläßlich werden, ſoll anders nicht ein großer Theil des ſächſiſchen Volkes fortwährend von der Wahl ſeiner Vertreter ausgeſchloſſen bleiben. — Große Thätigkeit bei Leitung der Wahlen entfalten die beiden einflußreichſten Vereine, „der Vaterlandsverein“ und „der deutſche Verein.“ Da ſie in ihren politiſchen Beſtrebungen einander faſt feindlich gegenüber ſtehen, iſt vereintes Wirken beider eine reine Unmöglichkeit. Anſtatt ſich zu unterſtützen, bekämpfen ſie ſich und müſſen ſich bekämpfen, da es ſich bei beiden hier eigentlich um Seyn und Nichtſeyn handelt. Es gilt, um jeden Preis zu ſiegen, d. h. möglichſt viele Candidaten der Partei in die Kammern zu bringen. Man muß es beiden Parteien laſſen, daß ſie außerordentlich thätig ſind und weder Zeit noch Koſten ſcheuen, um ihr Ziel zu erreichen. Man hält Volksverſammlungen in ſolcher Menge, wie nie zuvor; man ſtellt Candidaten auf, empfiehlt ſie und läßt ſie ſich ſelbſt empfehlen; man ſchickt Emiſſäre im Lande herum, um aufzuklären, zu werben, das Volk aus ſeiner politiſchen Trägheit aufzurütteln. Ueber die Erfolge dieſer Bemühungen beider Parteien laſſen ſich jezt nicht einmal Vermuthungen aufſtellen, weßhalb ich mich jeder Meinungsäußerung enthalte, möglich aber könnte es wohl ſeyn, daß wir dießmal eine höchſt wunderlich zuſammengeſezte Kammer bekämen, mit der am Ende keine Partei zufrieden ſeyn dürfte.

Erfreulich und ein Zeichen des ſächſiſchen Bildungegrades iſt es, daß die politiſchen Wirren doch nicht im Stande geweſen ſind, alle Blüthen der Cultur, wie die heitere Sonne des Friedens ſie zeitigt, gänzlich zu zerknicken. Das Theater hat, wie ich ſchon früher erwähnte, noch immer ein aufmerkſam zuhörendes Publikum; die Direktion ſuchte die Anſtalt anfangs durch Gaſtſpiele, ſpäter durch Engagements tüchtiger Mitglieder zu heben, was ihr ſo gut gelungen iſt, daß unſere Oper jezt zu den beſſern auf den Theatern gleichen Ranges zu zählen iſt. Sinn für Muſik und feiner, durchgebildeter Geſchmack für Tondichtungen war den Leipzigern von jeher eigen, weßhalb denn die weltbekannten Gewandhausconcerte auch in dieſem Winter eben ſo fleißig beſucht werden und ſo andächtige Zuhörer finden, wie in den Zeiten des tiefſten Friedens. Selbſt in literis ſcheint der traurig tiefen Ebbe des letzten Halbjahres zwar keine Fluth, aber doch einige Bewegung folgen zu wollen, die Wiederbelebung von Wiſſenſchaften und Künſten hoffen läßt. Die letzten Wochen ſchenkten uns manches gute Buch, z. B. eine Sammlung der kritiſchen Schriften Tieck's; „Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos,“ von Bernhard Cotta; „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen,“ von Fechner ꝛc. Die bei Brockhaus erſcheinende „Gegenwart“ fährt fort, in gediegenen Artikeln das Wiſſenswertheſte aus den neueſten Entdeckungen zu ſchildern, intereſſante und ziemlich erſchöpfende Darſtellungen der wichtigſten Begebenheiten, nebſt Biographien der hervorragendſten Männer unſerer ſtürmiſch bewegten Tage zu geben. Eine ganze Literatur hat der Tod Blum's hervorgerufen. Flugblätter, die ſein Leben, ſein Wirken in Wien, ſeine lezten Stunden ſchildern, desgleichen Auszüge aus Briefen, die er von Wien aus ſchrieb, Gedichte, gute und ſchlechte, wie's kommt, die ſeinen Todesmuth beſingen, werden in vielen tauſend Exemplaren verkauft. Selbſt ein ſogenanntes epiſches Gedicht in vier Geſängen wird ſo eben angekündigt und verkauft, das in wahrhaft halsbrechenden Verſen die Ereigniſſe beſingt, welche ſeit dem März Deutſchland erſchüttert haben. Im Allgemeinen dominirt freilich im Buchhandel noch immer das Pamphlet und die Broſchüre, betrübend aber iſt, daß die Erhebung des deutſchen Volks der Ueberſezungsluſt gar keinen Hemmſchuh angelegt zu haben ſcheint; denn leider erſcheinen verhältnißmäßig weit mehr Ueberſezungen ſelbſt unbedeutender franzöſiſcher Produkte, als man erwarten ſollte, während deutſche Bücher von gleich großem Umfange wohl ſchwerlich in jeziger Zeit einen Verleger finden dürften.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 304. Mittwoch den 20. December 1848.

Iſt das eure fröhliche Stadt, die ſich ihres Alters rühmte? — Der Herr hat es alſo gedacht, auf daß er ſchwächte alle Pracht der luſtigen Stadt und verächtlich machte alle Herrlichen im Lande.

Jeſaias

Eine Decemberwoche unter der Republik.

Sonſt, wenn es auf Neujahr zuging, ſchwamm und ſchimmerte Paris in freudigem Glanz und feſtlicher Pracht; wohin man kam zwiſchen der Seine und den Boulevards, zwiſchen der Madeleine und dem Gymnaſe, war etwas Lockendes zu ſchauen; Gold, Juwelen, Flitter ſtachen allenthalben Einem in die Augen, die Bonbons- und Chokolateläden funkelten von Lichtern und ſtrahlten von hübſchen Verkäuferinnen, auf den Straßen wogten, wenn die Abende nur ein bischen lau waren, Menſchen über Menſchen; kurz es flimmerte und wimmelte, daß Einem das Herz aufging. Jedes Jahr gab es was Neues, und jedes Jahr konnte man dem Freunde, an deſſen Arm man zur Beſichtigung all der Schätze Paris durchzog, mit vollem Recht von Neuem ſagen:

Haſt du reicheren Schmuck, je buntere Fülle geſehen?
Wann ward ſchwerer die Wahl je noch dem Käufer gemacht?
Wann noch ſtand mit Geſchmack Erfindung in engerem Bunde?
Wann hat Minerva ſich mehr Schweſter der Muſen gezeigt?
Sieh die feine, die zart geäderte Schale, die Amor,
Roſigen Lippen zu lieb, formte mit eigener Hand.
Sieh die Roſe von Gold! zwei Lieblingskinder der Sonne
Liehen Stoff und Geſtalt zu dem harmoniſchen Werk.
Was du immer auch ſchauſt, wie eine lebendige Schönheit
Ladet es zu dem Genuß ſeines Beſitzes dich ein.
Seh'n ſie zum Küſſen nicht aus, die kleinen Feuergewehre?
Ward mehr Koketterie je auf das Tödten verwandt?
Amor und ſeine Geſchwiſter, ſie haben die Waffen gewechſelt.
Und ſtatt Bogen und Pfeil führen Piſtolen ſie jetzt.
Oder ſollte vielleicht der Zweikampf unter den Damen
Mode geworden ſeyn, wie's die Cigarre ſchon iſt?

Nicht die Cigarre, die auf dem Eſtaminet qualmend regieret,
Und in gemüthlichen Dunſt hüllet den lärmenden Saal,
Doch für die feinere Welt wird die Cigarrette ſich ſchicken,
Die auf den galliſchen Markt duftend aus Spanien kam.

Scheint auf azurnem Sammt nicht dieſer brillantene Hauptſchmuck
Wie in des Aethers Nacht funkelnde Sterne zu ruh'n?
Eine Schöne begehrt ihn für ſich von ihrem Beſchützer.
Iſt es doch ein Diadem, alſo gehört es mir zu,
Sagt ſie; die Königin bin ich der Schönen, bin ja der Herzen
Herrin, und kaufſt du es mir, gibſt du nur was mir gebührt.

Sie errathen's, ohne daß ich es Ihnen ſage, dieſe Verſe ſind kein heuriges Gewächs; in dieſem Jahr geben Decemberwanderungen durch die Straßen von Paris nicht zu ſo harmloſen Einfällen Anlaß. Zwar ſind die Luruslläden nicht ohne den gewohnten Putz der Jahreszeit, und an den Fenſtern derſelben ſind noch koſtbare Kleinigkeiten genug ausgeſtellt, um die Gelüſte von Hunderttauſenden zu erregen; aber dennoch ſcheint mir der Pomp etwas beſcheidener als ſonſt. Und dann hat man jetzt keine Augen und kein Herz für dergleichen. Wie ſoll der Grundbeſitzer, dem Froſt oder Hagel den Weinberg verheert, in dem Augenblick, wo er den Ruin betrachtet, Sinn für die ſchöne Lage des Hügels haben, auf dem ſeine Reben gepflanzt ſind? Wir haben jetzt andere Dinge zu thun, als niedliche Spielſachen zu muſtern, und können unſere paar Franken beſſer als zum Ankauf theurer Angebinde verwenden. Wer hat Zeit in den prachtvoll gebundenen Büchern zu blättern, die zu Neujahrsgeſchenken beſtimmt ſind, wenn die Bekanntmachungen der Obrigkeit wegen der Bedingniſſe, die bei der Wahl des Präſidenten von den Wählern bei Abgabe ihrer Stimme zu erfüllen ſind, wenn die Diatriben der öffentlichen Blätter für oder wider die verſchiedenen Candidaten, wenn namentlich die erbaulichen Geſchichten,

die in Girardins Presse stehen, seine ganze Muße in Anspruch nehmen? Wie kann Einer in den Galerien Abends herumspazieren, um an den Kleinodien von Glas und Rauschgold, die dort prangen, sich zu weiden. Er muß ja der Gesinnung eines freien Bürgers völlig baar seyn, sonst würde er seinen Club nicht versäumen, wo er zwar mehr tristige Rippenstöße als kräftige Beweise zum Frommen der Partei, mit der er es hält, aber doch eine Erhebung und Stärkung seiner patriotischen Gefühle erwarten darf.

Der Clubs sind in diesem Moment Legio. In allen Quartieren der Stadt haben sich deren gebildet; alle Stände, alle Meinungen haben die ihrigen, und wenn auch die Verhandlungen derselben nach dem neuen republikanischen Gesetz die Gegenwart eines polizeilichen Zeugen erfordern, so hat man sich doch in vielen dieses überlästigen Zuhörers dadurch zu entledigen gewußt, daß man geltend machte, die Clubs seyen in diesem Augenblick keine Clubs, sondern Wahlversammlungen, deren unbedingte Freiheit keine Behörde zu stören das Recht besitze. Die Freunde der Regierung bilden nebst den Legitimisten die anständigsten dieser Vereine. Hier herrscht die höhere Bürgerklasse und ein Theil der Beamtenwelt, mit Einem Worte dieselben Aeste der Gesellschaft, die auch dem gestürzten Königthum so lang eine, freilich gebrechliche, Stütze gewesen. Geht es nun auch hier zuweilen stürmischer zu als in einem Theecirkel, so ist die Ordnung doch das Losungswort und die Ruhe Regel. Viel hitziger ist der Charakter jener Clubs, in denen für Ledru Rollin oder gar für Raspail gewirkt wird. Den bedeutendsten derselben, den der Rue Montesquieu, fand ich immer so überfüllt, daß mir jeder Versuch, hinein zu kommen, vergebliche Mühe schien. Dafür hatte ich in einen kleinern Clubs derselben Sorte, der aber durch seine exemplarische Zusammensetzung Freunden des Excentrischen eines Besuches vielleicht würdiger scheinen mochte als jener der Rue Montesquieu und in einer der Winkelstraßen des Faubourg du Temple abgehalten wurde, einzudringen die Kühnheit und das Glück.

Das Personal dieses Clubs, was Anzug und Aussehen angeht, in seinen Einzelheiten zu schildern, dazu gehörte das Genie eines Eugene Sue; so viel jedoch will ich andeuten, daß ich inmitten dieser Gesellen eines unheimlichen Gefühls mich nicht erwehren konnte und in einem Gedränge von Menschen, die sich an den antiken Gebrauch der Ablution in dieser Jahreszeit nicht zu streng zu halten pflegen, auch mit leiblichem Unbehagen zu kämpfen hatte. Hüte sah ich nur sechs bis sieben, und auch diese gingen alle in ein hohes Alterthum zurück; sie waren mit den Jahren, wie das mit einigen Köpfen, die sie bedeckten, gleichfalls der Fall war, grau geworden, einer davon hatte in den Wechselfällen des Lebens sogar seine Krempe verloren, und jeder derselben mochte an einem oder dem andern Ende Schaden gelitten haben. Diese paar Hüte waren größtentheils von Mützen umgeben, wie sie Studenten und Handwerksbursche tragen, doch sah ich auch einige Nachtmützen. Ein Halbdutzend Weiberhauben kamen mir ebenfalls zu Gesicht, deren Besitzerinnen sich zu meiner Verwunderung mehr neugierig als unverschämt geberdeten. Ueberhaupt war der Club nicht so sehr tobend und zügellos, als finster und drohend.

(Schluß folgt.)

Kleiner Krieg in Rußland.

(Fortsetzung.)

„Unverbesserlich, und dabei gar nicht deutsch," sagte Frau v. H. — „In wie fern?" fragte ich. — „Der deutsche Gesang ist sonst wegen seines Reichthums bekannt; Sie aber haben bis jezt, wenn auch unter den verschiedensten Variationen, stets dasselbe Lied gesungen." — „Wie ein Dompfaff," bemerkte mein Nachbar. — „Und ich muß sagen," fügte Frau v. H. hinzu, „ich freue mich der Anordnung, daß wir uns den Aufenthalt in Wiborg für die Rückreise vorbehalten haben und jezt direkt nach Imatra fahren, wo Frau v. L. Ihnen hoffentlich etwas mehr imponiren —" — „Und," ergänzte Leontjewna, „dem ungelehrigen Dompfaffen doch vielleicht ein neues Lied einstudiren wird."

Das Lachen unserer Damen, unter dem wir einstweilen Wiborg und das Landgut Monrepos des Baron Nicolai mit seinen gerühmten Anlagen zur Seite ließen, machte einem ernsthafteren, besorgten Ausdruck der Mienen Platz, als jezt unser Wagen, dem eben kleine finnische, den Lithauern ähnliche Gäule vorgelegt worden waren, plözlich in eine uns bis dahin unbekannte Fahr-, um nicht zu sagen Flugweise überging. Gegend, Weg und Gespann bedingten diese Veränderung. Parallel laufende Hügelreihen, mit Granitblöcken und kurzem Laubholz bedeckt, auf beiden Seiten ziemlich steil in ein enges Wiesenthal abfallend, in welchem unter einer Brücke von Holz ein Bach oder ein kleiner Fluß dahinsprudelte, boten uns zwar oft die anmuthigsten Bilder: hier einzelne Gehöfte, „Heimathen" genannt, am Rande eines Teiches oder an den Ufern kleiner Seen, dort Gruppen flachshaariger finnischer Mädchen, ihre Feldarbeit mit einem melodischen Liede begleitend, oder stämmige Hirtenjungen, mit lautem Hoho ihre Heerden zusammen-

treibend; noch öfter aber ließ die finniſche Straßenbaukunſt und Pferdedreſſur einen vergeblich zurückgehaltenen Angſtruf aus dem Fonds unſeres Wagens ertönen.

Dem Sprüchwort: „der gerade Weg iſt der beſte," wird in Finnland überall buchſtäblich nachgelebt. Man verſchmäht jeden Umweg; geradeaus führt man die Straße auf den Berggipfel zu, ebenſo geradewegs auf der andern Seite hinab, drunten quer über das Thal hinweg, die nächſte Höhe wieder hinauf, und ſo fort, ohne ſich im mindeſten um das Terrain zu kümmern. — Und nun die Fahrweiſe! Man denke ſich vier kleine feurige Katzen von Pferden nebeneinander geſpannt vor einem großen bepackten Reiſewagen; mit höchſter Anſtrengung und nur mit Hülfe beſtändigen Zurufs ſchleppen ſie die Laſt die Höhe hinan, beſtändig in Gefahr, dem zurückziehenden Gewichte des Wagens zu erliegen und dann unrettbar den Berg hinabgeſchleift zu werden. Indeſſen wohlbehalten, wenn auch ſchnaufend und in Schweiß gebadet, kommen ſie oben an und mit ihnen die Reiſegeſellſchaft, froh daß die Angſt glücklich überſtanden. Aber freut euch nicht zu früh! blickt die Straße vor euch hinab, und euch muß ſchwindeln! Nun, meint ihr, mit dem Hemmſchuh und tüchtigem Gegenhalten der Pferde wird ſich's machen. — Nichts von dem! Keinen Hemmſchuh kennt der Finne und kein Gegenhalten ſein Pferd. Mit lautem „Hoho" ſchwingt er die Peitſche, und in geſtrecktem Gallop fliegen die vier Katzen die Anhöhe hinab, mit verzweifelter Anſtrengung fliehend vor den Rädern des Wagens, der jeden Augenblick mit ſeiner Wucht ſie zu überholen droht. Laßt eines ſtürzen, einen Strang reißen, und mit Roß und Wagen überkugelnd werdet ihr in die Tiefe geriſſen. Aber keines ſtürzt, kein Strang reißt, mit Blitzesſchnelle habt ihr drunten das Thal erreicht, donnernd raſſelt ihr über die ſchmale Holzbrücke des Baches, und im ſelben Athemzuge gewinnt ihr noch die Hälfte der nächſten Höhe, wo dann das Keuchen und Schleppen nur wieder beginnt, um bald wieder dem raſendſten Jagen Platz zu machen. Noch nicht genug: indem ihr wie ein Stoßvogel die Höhe hinabſchießt, kommt euch unten ein Zug zweiräderiger finniſcher Karren mit Brettern aus der nahen Sägemühle entgegen. Felsblöcke zu beiden Seiten der Straße hindern das Ausweichen. Beide Theile ſcheinen verloren, ſie müſſen zuſammenprallend einander zerſchmettern. Aber nein, haarſcharf trifft euer raſendes Viergeſpann die Grenzen des Raumes, der ihm neben dem Karren gelaſſen iſt, und das ſpöttiſche Lachen des Führers über euern Angſtruf iſt längſt in der Ferne verhallt, ehe ihr nach ihm umzublicken gewagt habt.

Der gewohnten Gefahr ſpottet man, und ſo ging es bald auch uns. Unter Scherzen und Necken ließen wir uns von Station zu Station mit immer friſchen Pferden die Höhen hinaufſchleppen und die Abhänge hinunter reißen, bis uns ein anfänglich ſchwaches, bald immer ſtärker werdendes Getöſe die Nähe unſeres Zieles verkündete, und wir gegen Abend bei Imatra an dem hier zur Aufnahme Fremder gebauten gaſtlichen Hauſe anlangten. — Voll Erwartung ſowohl auf die Scenerie als die Perſonen, die meiner hier warteten, vorzüglich auf die Hauptperſon, ſprang ich aus dem Wagen, von meinem Nachbar mit den ironiſchen Worten entlaſſen: „Junger Deutſcher, die Entſcheidung naht; wahre den Ruhm deiner paſſiven Politik."

Nicht ſogleich ſollte ich mich über mein diplomatiſches Talent ausweiſen können, denn das Gaſthaus war leer, und es hieß, die Geſellſchaft erwarte uns zum abendlichen Diner im Pavillon unter dem Waſſerfall. Dorthin begaben wir uns daher auf den Weg. Aber kaum hatten wir die Ecke des Hauſes umſchritten, als wir auch wie auf Commando mit einſtimmigem Ah! Halt machten. Welch ein Schauſpiel! Unter uns, wild maleriſch gekrönt von ſchwarzen Tannengruppen, ein Abgrund, in dem es ſprizte und brauste und tobte, als ob ein ganzes Meer hunderte von Mühlrädern in ungeheuern Umſchwung verſezte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, December.

(Schluß.)

Kunſt. — Die Cholera. — Der neue Wochenmarkt. — Das öſterreichiſche Conſulat.

Der Kunſtverein, dem wir alle zwei Jahre eine größere Gemäldeausſtellung verdanken, hat ſich bedeutend erweitert und in ein „ſtädtiſches Muſeum" verwandelt, deſſen Beſuch ſeit etwa drei Wochen unentgeltlich geſtattet iſt. Die Stadt hat zur Aufſtellung der theils durch Ankauf, theils durch Schenkung erworbenen Kunſtgebilde einen Flügel der erſten Bürgerſchule eingeräumt, und Leipzig kann auf dieſe, obwohl noch beſchränkte

Gemäldegalerie immerhin ſtolz ſeyn. Kunſtkenner werden dieſelbe nicht ganz unbefriedigt verlaſſen, da ſie außer einer Menge Gemälde der neuern Zeit auch manches ſchätzbare Werk alter berühmter Meiſter beſizt. Zu bedauern iſt nur, daß die Räumlichkeiten zu beſchränkt ſind und die Aufſtellung vieler bedeutender Gemälde eine für die Beſchauung ſehr unvortheilhafte iſt. Aus der neuern franzöſiſchen Schule hat namentlich Conſul Schletter einige vortreffliche Gemälde aus ſeiner werthvollen Privatſammlung dem ſtädtiſchen Muſeum geſchenkt, darunter z. B. eine prächtige Landſchaft von Calame, einem der tüchtigſten Landſchaftsmaler der neueſten Zeit. Neben dieſem Muſeum erfreut ſich ungeſchwächter Theilnahme die permanente Ausſtellung bei Vecchio's, die wöchentlich eine Menge neuer Gemälde dem Publikum vorführt, und darunter bisweilen wirkliche Meiſterſtücke. In neueſter Zeit feſſelten hier die Aufmerkſamkeit der Beſucher vor andern eine ſchweizeriſche Landſchaft, welche mit hoher Naturwahrheit das Alpenglühen darſtellt, ferner „Hagar in der Wüſte mit ihrem verſchmachtenden Sohne" von Bibo und „der Geſang der Sirenen" von Teichs. Gegen lezteres Gemälde ließe ſich wohl einwenden, daß die ſingenden Sirenen einen etwas allzu modernen Habitus haben und gar zu irdiſch verführeriſch, etwa wie Courtiſanen drein ſchauen. Die lezthin gemeldete Verloſung hat bereits ihren Anfang genommen und ſcheint Beifall zu finden. — Einen ſeltenen Kunſtgenuß gewährt uns der bereits ſeit mehreren Wochen ausgeſtellte koloſſale Carton Kaulbachs, das Ende des Thurmbaus zu Babel darſtellend. Der geniale Künſtler hat ſich bei dieſer großartigen Compoſition nicht ſtreng an die bibliſche Erzählung gehalten, die vorgefundenen Momente aber ſo tiefſinnig zu benutzen verſtanden, daß man ſeiner künſtleriſchen Schöpferkraft nur Bewunderung zollen kann. Am Fuße des eben durch Gottes Machtſpruch zertrümmerten Baues ſehen wir den „großen Jäger vor dem Herrn," König Nimrod ſizen, zu ſeinen Füßen erſchlagene Frauen und zertümmerte Götzenbilder, und neben ihm theils höhnende, theils grimmige Prieſter, er ſelbſt der Typus eines wilden, unbeugſamen, Gott und Menſchen trozenden Tyrannen. Drei bedeutſame, die Zukunft des Menſchengeſchlechts verſinnbildlichende Gruppen füllen den Vordergrund. In der Mitte erſcheinen die Söhne Hams, in Haltung und Geſichtsausdruck die afrikaniſche Negerrace darſtellend, ſcheußliche Götzenfraßen tragend, von widerlichen Hexen umgeben. Rechts von dieſer Gruppe bilden die Kinder Sems eine faſt idylliſche Gruppe mit ihren prächtig gezeichneten Stieren, Hammeln und heitern Frauen und Kindergeſtalten, gelungene Sinnbilder des patriarchaliſchen Lebens, dem ſie ſich ergeben wollen. Links endlich, auf bäumenden Roſſen, mit Speeren ausgerüſtet, in kriegeriſcher Haltung ziehen die Söhne Japhets von dannen, die Welt zu erobern und nach Aſien und Europa Geſittung, Kunſt und Wiſſenſchaft zu tragen. Ganz vorn ſind empörte Werkleute beſchäftigt, den Baumeiſter zu ſteinigen. Am wenigſten glücklich ſcheint uns der Gedanke, den zürnenden Gott in etwas ſchmächtiger Geſtalt, umgeben von noch ſchmächtigeren Engeln, über dem trozigen Nimrod erſcheinen zu laſſen. Dieſes Gottesbild ſieht nicht darnach aus, als vermöge es ſolchen Menſchen, wie Kaulbachs Nimrod, ſtrafend entgegen zu treten.

Endlich hat die gefürchtete aſiatiſche Seuche doch auch die Grenzen Sachſens überſchritten. Die gewerbthätige Stadt Glauchau, Hauptort der fürſtlich Schönburgiſchen Receßherrſchaften, in maleriſcher und eigentlich geſunder Gebirgsgegend an der Mulde gelegen, ward im vorigen Monate von ihr befallen. Die Zahl der geforderten Opfer iſt im Verhältniß zur Einwohnerzahl der Stadt immerhin bedeutend genug. Bis jezt mögen gegen 50 der Cholera erlegen ſeyn bei über 200 Erkrankungsfällen. Auch hier hat ſich wieder herausgeſtellt, daß die Seuche feucht gelegene Wohnungen am erſten aufſucht und diejenigen vorzüglich befällt, deren Lebensart entweder eine ausſchweifende iſt oder die von den Umſtänden gezwungen zu ungeſunden Lebensmitteln ihre Zuflucht nehmen müſſen. Die Krankheit hauste bisher ausſchließlich in den niedrigen, hart am Fluſſe gelegenen Gaſſen, die vorzugsweiſe von armen Leuten bewohnt ſind, die eigentliche, höher gelegene Stadt blieb verſchont. Nach den neueſten Nachrichten iſt die Seuche bereits wieder im Abnehmen begriffen, ſo daß bei der vorgeſchrittenen Jahreszeit wohl ein weiteres Umſichgreifen derſelben nicht zu befürchten iſt. Ein vereinzelter Cholerafall kam vor wenigen Tagen in dem nur drei kleine Meilen von hier entfernten Wurzen vor. Bei uns iſt der Geſundheitszuſtand im Allgemeinen ein ſehr günſtiger, was wir hauptſächlich wohl dem milden Wetter zu verdanken haben, das, mit Ausnahme weniger kalter Tage und einer auch nur kurze Zeit anhaltenden regneriſchen Witterung, für dieſe Jahreszeit fortwährend ſchön zu nennen war. Jezt ſcheint es gar wieder Frühling werden zu wollen; der Thermometer zeigt um die Mittagsſtunde + 9 bis 10° R. und ſinkt des Nachts nicht unter + 6°.

Seit etwa zwölf bis vierzehn Jahren hat Leipzig gegen Oſt und Süd durch Anlegung neuer Vorſtädte eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Am meiſten Beifall fanden die öſtlich gelegenen neuen Anbaue, die Friedrichs- und Marienſtadt. Hier wuchs die Zahl der Einwohner beträchtlich und iſt wahrſcheinlich noch jezt im Zunehmen begriffen. Zur Bequemlichkeit der Bevölkerung dieſes großen Stadttheiles hat nun der Rath zu Anfang dieſes Monats die Abhaltung eines Wochenmarktes auf einem geräumigen freien Platze des genannten Anbaus angeordnet, der am 4. December zum erſtenmale eröffnet und außerordentlich ſtark beſucht ward. Um die bisher beobachtete Ordnung des alten auf dem Marktplatze der innern Stadt abgehaltenen Wochenmarktes nicht zu ſtören, ſind für den neuen Wochenmarkt diejenigen Tage feſtgeſezt, an denen bisher nicht feilgehalten wurde. Durch dieſe höchſt zweckmäßige Einrichtung gewinnt die neue Stadt bedeutend, und dürfte leicht künftig von vielen Familien als Wohnort geſucht werden, da es hier bequemer eingerichtete Wohnungen für billigeren Zins zu miethen gibt, als in unmittelbarer Nähe des Mittelpunktes der Stadt, wo ſich der Verkehr concentrirt und alle Lokale von Handeltreibenden für hohe Preiſe in Beſchlag genommen werden.

Es iſt in mehreren Zeitungen behauptet worden, die öſterreichiſche Regierung habe in Folge der Auftritte am 13. November den hieſigen Conſul abberufen und beſchloſſen, als Repreſſalie für die Beſchimpfung des öſterreichiſchen Wappens dem ſächſiſchen Handel mit den Kaiſerſtaaten Hinderniſſe in den Weg zu legen. Es waren dieß übertriebene Befürchtungen. Die Beſorgung der Conſulatsgeſchäfte ward anfänglich dem engliſchen Conſul übertragen; inzwiſchen iſt bereits am 6. dieſes Monats das öſterreichiſche Wappen an der Conſulatswohnung im Beiſeyn des Bürgermeiſters und einiger andern Rathsperſonen feierlich wieder aufgezogen worden und ſomit der von einem tumultuirenden, leidenſchaftlich erhizten Volkshaufen verübte Exceß wohl als geſühnt zu betrachten.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

№ 23. Mittwoch den 20. December 1848.

[231] Im Verlage der **B. Schmid'schen** Buchhandlung (F. C. Kremer) in Augsburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schneidawind, Franz Joseph Adolph, **Die Kriege im Jahre 1805 auf dem Festlande Europens.** 8. geh. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 22½ Ngr.

Die Literatur hat den Feldzug von 1805 bis jetzt sehr kurz bedacht, und doch gehört er in mehr als einer Beziehung zu den interessantesten; eine neue Bearbeitung dieses Feldzuges muß der gegenwärtigen Zeit, welche sich über Alles aufklären, welche die vergangene Zeit namentlich kennen will, um die Fehler derselben zu vermeiden, höchst erwünscht seyn, und daher wird gegenwärtige Geschichte des Kampfes auf dem Festlande Europens im Jahr 1805 gewiß mit Freude begrüßt und aufgenommen werden. Der Verfasser desselben hat, wie in seiner Geschichte des Kriegs von 1809, welche allgemein mit großem Beifall aufgenommen wurde, auch in seiner Geschichte des Kriegs von 1805 stets seine Absicht auf die Sache, nie auf die Personen gerichtet, hat sich stets redlich bemüht, durchaus frei von vorübergehenden persönlichen Beziehungen sich zu halten, Niemanden absichtlich zu verletzen, jede Person an ihren rechten Platz zu stellen, jeder Thatsache die gebührende Stelle und Stellung zu geben, und überhaupt gestrebt, eine getreue und möglichst ausführliche Darstellung zu geben. Wir sind überzeugt, daß unsere Geschichte des Krieges von 1805 eine längst gefühlte Lücke in unserer kriegshistorischen und geschichtlichen Literatur ausfüllen wird.

---

[206] **Neuer Roman von Frederike Bremer.**

[206] Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschwisterleben.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Dieser neueste Roman der beliebten Verfasserin schließt sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 17 Theile, 5 Thlr. 20 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden. Erschienen sind außer Obigem: **Die Nachbarn.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen. Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile.

Gedichte

von

Levin Schücking.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Auf einer aus Naivetät und Sentimentalität glücklich gemischten Natur und auf der Grundlage gewissenhafter und gediegener Studien ruht das in seinen Hervorbringungen ehrlich und entschieden vorwärts strebende Talent Levin Schückings. Ein ehrenwerther sittlicher Ernst charakterisirt alle seine Dichtungen. Die reinste Wirkung erreicht er da, wo er sich selbst, seine Anschauung, seine Empfindung gibt: namentlich in den Gedichten an und über die westphälische Heimath; in den Liebesliedern; in den erzählenden und gelegenheitlichen Poesien. Nirgends verläugnet oder verbirgt sich eine streng und entschieden deutsche Gesinnung, eine von der Heimath und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein wohl durch zarte Einflüsse ausgebildeter Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen, welcher von Natur und von Haus aus allen Schwindeleien der socialen Theorien und Spekulationen ohne Rechtsboden widerstreitet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung

kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier. broch. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

In dieser Sammlung entfaltet ein Volk vor uns in seinen Liedern und Epen das innerste Leben seiner Vergangenheit, ein ächt volksthümliches, natürlich-freies Leben. — Die Einleitung enthält in kurzen, kräftigen, bis aufs Wort werthvollen Zügen eine Geschichte des Volks der Kosacken, die diese Lieder sangen, und berichtigt die irrigen Ansichten, welche allgemein über den Ursprung und die Entwicklung des weitverzweigten Kosackensystems herrschen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

„Wenn diesem merkwürdigen Buche", schreibt ein tüchtiger Mann, „eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum

eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Diese neueste Auflage ist durch geistreiche und interessante Vergleichungen und Erörterungen eines unserer tiefsten Naturforscher vermehrt worden. Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[209] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für Gymnasien und höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und zum Privatunterricht.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache.

Fünfte Auflage.

(gr. 8. XVI u. 342 Seiten.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch für untere und mittlere Classen.**

Erster Band vierte vermehrte Auflage.

(gr. 8. VIII und 302 Seiten.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr.)

Der zweite Band des französischen Lesebuches wird in vierter Auflage binnen wenigen Wochen die Presse verlassen.

Für Lehrer, denen dieses Schulbuch, dessen erste Auflage 1840 erschien, noch unbekannt geblieben seyn sollte, bemerken wir, daß das Sprachbuch

1) statt der hergebrachten grammatistischen oder der hamiltonschen die genetische Methode befolgt, wodurch das Lernen nicht nur gründlicher, sondern auch leichter wird;

2) nicht nur die französische Grammatik, sondern auch die französische Sprache enthält und lehrt, letztere dabei nicht nur nach der materialen, lexikalischen, sondern auch nach der technischen, praktischen Seite;

3) was die überaus reiche Sammlung von französischen Sätzen betrifft, die es enthält, aus den französischen Autoren, also aus den Quellen genommen ist, wobei die Auswahl so getroffen wurde, daß der Inhalt ein an sich werthvoller seyn möchte;

4) als Grammatik, nicht nach den französischen Grammatikern gearbeitet ist und deren willkürliche Regeln nur nachschreibt, sondern die organischen Gesetze des französischen Sprachbaues (soweit sie in die Schule gehören) darlegt und dieselben durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet;

5) hinlänglich auf das Lateinische Rücksicht nimmt, um solchen Schülern, die schon einige Jahre Latein lernen, den Gegenstand auch von dieser Seite klar zu machen;

6) an dem deutschen Sprachbuche desselben Verfassers ein Seitenstück hat, was die parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert. (Auch ist vor Kurzem nach dem Muster des französischen Sprachbuches ein englisches Elementarbuch von Callin erschienen.)

Das Lesebuch, überall aus den Quellen geschöpft und Vieles aus Autoren bringend, die man noch gar nicht für solche Sammlungen benutzt hatte, ist von allen Beurtheilern ohne Ausnahme als eine treffliche Arbeit anerkannt worden. Gleich den übrigen französischen und deutschen Sammlungen des Verfassers verfolgt es, neben seinem nächsten Zwecke, ein Hülfsmittel zu Erlernung der französischen Sprache zu seyn, noch manche andere Zwecke, die sich ein bildender und erziehender Unterricht vorsetzen muß.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem »Tableau anthologique de la littérature française« den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Walachische Mährchen,

herausgegeben von

Arthur und **Albert Schott.**

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Diese Mährchen sind hier so mitgetheilt, wie sie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anspruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn sie auf der einen Seite vielfaltig an die Mährchenwelt des deutschen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donaustraße unmittelbar in Verbindung steht; so streifen sie nach der andern in die romanische, slavische, griechische hinein. Manches ist sogar unmittelbar mit den Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch spät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Asien eingewandert seyn. Da bei jedem Volk das geistige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist, so schien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schicksale des walachischen Stammes, über sein Verhalten zu Christenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung seiner Sprache das Wichtigste zusammenzustellen. Der Leser findet also hier den ersten Versuch einer Geschichte der Walachen, dieses merkwürdigen Vorpostens romanischer Zunge gegen Osten. Der Anhang hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreste heidnischer Göttersage sind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweisen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Damen-Bibliothek klaſſiſcher Dichter und Dramatiker.

Von dieſer mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommenen Bibliothek ſind bis jetzt folgende 28 Bändchen in elegantem Einband, mit Goldſchnitt und Titelſtahlſtichen geſchmückt, erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethes Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Schillers Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Lenaus Gedichte.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Platens Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Uhlands Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Freiligraths Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Fr. Hölderlins Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

J. C. v. Zedlitz Gedichte.
Vierte vermehrte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Oehlenſchlägers Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
broch. Rthlr. 1. 7½ Ngr. oder fl. 2.
geb. Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Guſtav Schwabs Gedichte.
Dritte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Juſtinus Kerners
lyriſche Gedichte.
Vierte, ſehr vermehrte Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibels Juniuslieder.
Dritte Auflage.
broch. Rthlr. 1. 25 Ngr. oder fl. 3.
geb. Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Homers Ilias
von
Johann Heinrich Voß.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Homers Odyſſee
von
Johann Heinrich Voß.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Die Frithiofs-Sage
von
Eſaias Tegnér,
Biſchof von Wexiö
Aus dem Schwediſchen überſetzt
von
Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Der Cid.
Nach ſpaniſchen Romanzen
von
J. G. von Herder.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Fünfte Auflage.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Gottfr. Kinkels
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte
in zwölf Abenteuern.
broch. 15 Ngr. oder 48 kr.
geb. 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes
Hermann und Dorothea.
roh 15 Ngr. oder 54 kr.
geb. 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes
Iphigenie auf Tauris.
27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethes Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethes Fauſt.
Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethes Torquato Taſſo.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Schillers
Braut von Meſſina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schillers
Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schillers Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schillers
Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schillers Wallenſtein.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Anton Klein

Militärkarte von Deutschland

in 25 Blatt

herabgeſetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Dieſe Militärkarte iſt notoriſch eine der beſten, welche Deutſchland beſitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Mündlichkeit,

das Anklageprinzip,

die

Oeffentlichkeit und das Geſchwornengericht

in

ihrer Durchführung in den verſchiedenen Geſetzgebungen

dargeſtellt

und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit

mit Rückſicht auf die Erfahrungen der verſchiedenen Länder

geprüft von

Dr. C. J. Mittermaier,

Geheimerrath und Profeſſor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Anſichten in Bezug auf die Umgeſtaltung des deutſchen Strafprozeſſes. Verhältniſſe, welche Einfluß auf dieſe Anſichten haben. §. 2. Ueber den neueſten Stand der Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Bezug auf die Verbeſſerung des Strafprozeſſes. §. 3. Engliſcher Strafprozeß in ſeiner praktiſchen Bedeutung und in ſeiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des ſchottiſchen und iriſchen Strafprozeſſes. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Franzöſiſcher Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung deſſelben. Leiſtungen der Wiſſenſchaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des franzöſiſchen Strafprozeſſes in Belgien. §. 7. Strafprozeßgeſetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgeſetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Braſilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geſchwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergiſche Strafprozeßordnung, preußiſcher Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachſen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortſchritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgeſetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgeſetzgebung in der Schweiz. Statiſtiſche Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgeſtaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holſtein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunſchweigiſchen Ständeverſammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Anſichten über Umgeſtaltung des Strafprozeſſes. Verhältniß des engliſchen und franzöſiſchen Strafverfahrens. Hinderniſſe und Schwierigkeiten bei Abfaſſung neuer Strafprozeßgeſetzbücher. §. 22. Zuſammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozeſſes mit der Gerichtsverfaſſung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieſes Grundſatzes und Beſchränkungen deſſelben nach den verſchiedenen Geſetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Unterſuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltſchaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geſchwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angeſtellte Richter.

Der Herr Verfaſſer dieſes Werkes bezweckte die Hauptgrundſätze, von deren Annahme die Umgeſtaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Weſen und Einfluſſe, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange unter ſich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verſchiedenen Länder vergleichend darzuſtellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche ſtatiſtiſche Nachweiſungen Materialien der Prüfung ebenſo den mit Geſetzgebungsarbeiten Beſchäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Für die Zukunft

der

evangeliſchen Kirche Deutſchlands.

Ein Wort

an ihre Schirmherren und Freunde

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Der berühmte Verfaſſer dieſer Schrift hat hier mit der ihm eigenthümlichen geiſtvollen Klarheit und Ruhe einen Gegenſtand beſprochen, welcher, bei den von allen Seiten in der evangeliſchen Kirche hervortretenden Wünſchen und Beſtrebungen, einer ſo gründlichen, freiſinnigen und vorſichtigen Behandlung bedurfte, um dasjenige, was der einzelnen Landeskirche und der Geſammtheit der evangeliſchen Kirchen Deutſchlands frommt, ins rechte Licht zu ſtellen und den Behörden wie den übrigen Freunden der Kirche ihre Aufgabe in der nächſten Zukunft vorzuhalten. Möge ſein Wort den Erwartungen, welche in neueſter Zeit erweckt worden ſind, eine gute Deutung verleihen und im Rathe deren, die für die Zukunft der Kirche zu ſorgen berufen ſind, offene Ohren und willige Hände zur Hülfe und Verbeſſerung der kirchlichen Zuſtände finden!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[179] In Unterzeichnetem ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erin.

Auswahl vorzüglicher iriſcher Erzählungen

mit lebensgeſchichtlichen Nachrichten von ihren Verfaſſern

und Sammlung der beſten iriſchen Volksſagen, Mährchen und Legenden

von

K. v. K.

Inhalt:

I. II. **Gerald Griffin**, ein Schriftſtellerleben. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 21 Ngr.

III. **Sagen und Mährchen.** 1 fl. 30 kr. od. 27 Ngr.

IV. V. **Gerald Griffin**, die Schalfreunde. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1848.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Das Buch Hiob,

der Urſchrift gemäß

metriſch überſetzt und erläutert

von

J. G. Vaihinger.

gr. 8. Velinp. br. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 7½ Ngr.

Der Verfaſſer bemühte ſich, den Grundtext eines der erhabenſten Erzeugniſſe der hebräiſchen Literatur wortgetreu wieder zu geben, Fremdwörter, welche den Laien unverſtändlich ſind, durchweg zu vermeiden, und die orientaliſche Sprachform mit dem Genius der deutſchen Sprache möglichſt zu verſchwiſtern. Gründlichkeit der Auffaſſung, Reinheit der ſprachlichen Form und Begeiſterung für das hehre Wort der heiligen Schrift werden dieſes Buch für Theologen und Nichttheologen zu einer nicht nur belehrenden, ſondern auch erbaulichen und ſehr anziehenden Lektüre machen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 305. Donnerſtag den 21. December 1848.

Well bandied both! a set of wit well play'd!
Shakespeare.

Kleiner Krieg in Rußland.

(Schluß.)

Die Wurza, oben breit und tief aus dem See hervorſchießend, ſtürzt hier, bald in eine enge Schlucht eingeengt, bald zum breiten Bette erweitert, einen ſechzig Fuß hohen, mit Granitblöcken in den abenteuerlichſten Geſtalten beſäeten Hang hinab. Die Wogen, von den hoch in die Lüfte ragenden Steinmaſſen zurückprallend, ſchnellen und ſprützen, ſtäuben und ſchäumen, mit ihrem donnernden Getöſe rings das Land erfüllend, bis ſie nach etwa einem Werſt in der Ebene angelangt, allmählig ſich flächen und dem Auge gleich dem ruhigen Spiegel eines Sees erſcheinen.

Wir konnten den Fleck nicht verlaſſen, ohne unſere Gedanken auszuſprechen. — „Ein grandioſer Anblick!“ nahm mein Wagennachbar ſchreiend das Wort, denn im Getöſe verhallte die gewöhnliche Stimme gänzlich. „Kommt mir vor wie ein modernes Theater. Auf der oberſten Galerie ſind wir, im Parterre unſere Geſellſchaft und das Büffet. Das Orcheſter ſpielt in modern deutſcher Weiſe eine modern deutſche Compoſition; vor Pauken, Trompeten und Bäſſen hört man ſein eigenes Wort nicht, Arien fehlen gänzlich, im Stück Knalleffekt auf Knalleffekt, Namensverwechslungen ſpielen eine Hauptrolle, wie hier die Wurza ſich in den Imatra und der Imatra wieder in die Wurza verwandelt. Es darf aber bei Leibe keine Tragödie ſeyn, es muß ſich im fünften Akt in Wohlgefallen auflöſen, wie dort der Waſſerſturz in den glatten See.“ — „Bravo!“ riefen wir einſtimmig.

„Mir kommt dieß Treiben der Wogen vor wie ein Bild des menſchlichen Lebens,“ ſagte Leontjewna. „Die ungetrübte Waſſerfläche des Sees droben iſt die Kindheit. Aber je mehr ſich das Kind der Jugendreife nähert, deſto ſchneller fliegen ihm die Jahre dahin, wie die Fluthen der dem See entſtrömenden Wurza. Der Jugend folgen die Stürme des Lebens. Wie im Sturze dort Wogen den Wogen ſich entgegenwerfen und an den Felſen ſich brechen, ſo iſt unaufhörlicher Kampf mit Hinderniſſen das Schickſal der Menſchen. Aber ihre Handlungsweiſe iſt verſchieden. Wie jene Welle in unaufhörlichem Angriff den Felſen ſtürmen zu wollen ſcheint, und zerſchellt und zurückgeworfen, immer wieder einer andern ſiegreichern Platz macht, ſo kämpft der Mann; wie dagegen jene ſchnelle, gewandte Fluth, die Ohnmacht des Angriffs erkennend, leicht um die Ecke ſchlüpft, und wohlbehalten der Gefahr entrinnend, dem ſtürmenden Nachfolger den friedlichern Weg zeigt, ſo verſteht die Frau den klugen Geiſt vor der ungeſtümen Kraft geltend zu machen. Und wie mit den Hinderniſſen des Lebens, ſo iſt es wieder mit den Hoffnungen der Menſchen. Wie jene Fluth nach Ueberwindung des Felſens, an der breiten Stelle des Flußbettes glücklich angelangt, die Ruhe nicht findet, ſondern unaufhaltſam weiter drängt, neue Hinderniſſe zu bekämpfen, ſo erkennt der Menſch das geträumte Glück, wenn er es errungen, nicht als Glück; unabläſſig ſtellt er ſich ein höheres Ziel, und immer und immer wieder in ſeiner Hoffnung getäuſcht, findet er, wie dort der Strom kurz vor ſeinem Einfluſſe in das Meer, ſein Ideal nicht eher als mit dem Eintritt in die ewige Ruhe.“

„Läßt ſich hören,“ ſagte Frau v. H. „Aber ſchlagender noch ſcheint mir das Schauſpiel vor uns

das Leben der Völker, die Geſchichte wiederzugeben. Da iſt niemals dauernde Ruhe, nirgends beſtändiger Frieden. Seit die erſten Hirtenſtämme ihr friedliches Paradies verließen, um eroberungsluſtig ſich über die Erde zu verbreiten, unterjochten, wie hier die dem See entfloſſenen Wellen die Wellen, Völker die Völker, prallten ſtürmend zurück von felſigem Widerſtande, ſchäumten im Aufruhr und begruben ſich unter einander, kräuſelten ſich auch im Kampfe hie und da zu glänzendem Silberſchaume, von Sonnenſtrahlen durchſchimmert, und ſchliffen, wie der Imatra ſeine Kieſel, das felſige Element zu den verſchiedenſten Formen, bis ſie endlich, friedlich gebildet gleich dem Spiegel dort unten, in Eintracht neben einander leben und in feſter Ordnung allein das wahre Glück erkennen werden."

„Ich nehme Ihr Bild an," ſagte ich; „aber da der Spiegel dort unten, der das Glück gefunden hat, frei von hemmenden Felſen iſt und auf ihm keine Grenze die Welle von der Welle ſcheidet, ſo könnte ein republikaniſcher Weltbeglücker daraus herleiten, daß das Leben der Völker nicht eher ein friedlich glückliches ſeyn werde, als bis ſie, befreit von Monarchen, in naturgemäßer Verfaſſung zu einem einzigen großen Geſammtſtaate verſchmolzen ſind." — „Mit dieſer utopiſchen Folgerung des Weltbeglückers laſſen wir Sie nicht durchſchlüpfen. Es hat jeder von uns bei Betrachtung des Waſſerfalls einen eigenen Gedanken ausgeführt; freilich, ſo gut es in Rußland zu erwarten war," fügte die Sprecherin achſelzuckend hinzu. „Sie als junger Deutſcher werden doch gewiß etwas Beſonderes zum Beſten geben können?"

„Allerdings!" erwiderte ich; „in mir ruft der Waſſerfall einen ächt deutſchen Gedanken hervor: er macht mir den Eindruck eines ungeheuern Trinkgelages." — „Nicht doch, das iſt Läſterung der Natur!" rief Frau v. H. — „Warum?" ſagte ich. „Gerade die Natur, dächte ich, hat den Vergleich ſehr nahe gelegt. Wie aus dem Faſſe der Wein, wird hier aus dem Becken des Sees der Strom gezapft. Daß die Fluth im Guſſe ſprudelt und ſchäumt, zeigt, daß ſchäumender Champagner der Wein iſt, den ſie ſich zur Nachahmung gewählt. Wie die Zecher jubelnd Gläſer an Gläſer ſtoßen, ſtößt hier Woge an Fels und Welle an Welle. Wie ein donnerndes Hoch der Trinker nach dem andern in die Lüfte ſchallt, läßt hier der Waſſerfall ſeinen unaufhörlichen Donner ertönen, und wie endlich, wenn die Zeit gekommen, der wüſte Lärm der Jubelnden ſich in friedlichen Schlummer verwandelt, ſo geht dort unten das wilde Chaos des Wogenſturzes in den friedlichen See über. Bis auf den Schluß hoffe ich Ihnen dieß Alles in eigener Perſon alsbald ſehr anſchaulich machen zu können, um ſo mehr, als man, wie mir ſcheint, dort unten ganz meiner Anſicht iſt; bemerken Sie nur gefälligſt das Gläſerheben und Tuchſchwenken auf jenem Felſen."

Die uns erwartende Geſellſchaft mußte einen Wachtpoſten ausgeſtellt und durch denſelben unſere Ankunft erfahren haben, denn von einem Felſen oberhalb des noch nicht ſichtbaren Pavillons wurde uns auf's lebhafteſte zugewinkt. Wir beſchleunigten daher unſere Schritte und waren nach wenigen Minuten im Angeſichte einer glänzenden Geſellſchaft von Damen und Herrn, die uns, in einem Halbkreiſe geordnet, mit blinkenden Champagnergläſern zu irgend einem allgemeinen Toaſt zu erwarten ſchienen. Vergebens bemühte ich mich, die Hauptperſon herauszufinden; ich ſuchte und ſuchte, konnte mich aber nicht entſchließen, eines dieſer Geſichter Frau v. L. zuzuſchreiben.

„Nun?" fragte Frau v. H. lächelnd; „hat Ihr deutſcher politiſcher Scharfblick Ihre Gegnerin ſchon erkannt?" — „Ich ahne ihre Nähe, ohne ſie zu ſehen," antwortete ich, ſollte aber ſogleich auf das ſchlagendſte von der Unrichtigkeit der zweiten Behauptung überzeugt werden. Denn als wir jetzt im Bereiche des Pavillons angelangt, mit einem ſchallenden „Hoch auf das Geburtstagskind" empfangen wurden, ſah ich zu meiner höchſten Ueberraſchung Aller Blicke auf meine Nachbarin gerichtet, welche lächelnd ſich gegen mich wendend, mir einen gravitätiſch komiſchen Knix machte, als ob ſie ſagen wollte: Zum zweitenmale geprellt, du kluger Deutſcher!

Ich weiß nicht, welches Geſicht ich machte, als ich plötzlich in Frau v. H. Frau v. L., in meiner Reiſegefährtin meine feindliche Korreſpondentin erkannte und mir in Eile Alles zurückrief, was ich, ohne ſie zu kennen, auf der Reiſe mit ihr verhandelt. Sehr ſpaßhaft muß aber mein Geſicht geweſen ſeyn, denn die Geſellſchaft, von dem Scherze unterrichtet, brach in ſchallenden Applaus aus. — Doch nicht ungerächt ſollte meine Niederlage bleiben. Denn kaum hatte ich mich von meiner Ueberraſchung erholt, ſo ſah ich auf einmal das Geſicht meiner Siegerin länger und länger werden, und zu Leontjewna ſich wendend, ſagte ſie mit allen Zeichen der unangenehmſten Berührung: „Wie, der Frankfurter auch hier?" — Derjenige aber, den ſie dabei mit einem gewiſſen Seitenblicke bezeichnete, ſchien eine ſolche Demonſtration geahnt, ja erwartet zu haben, denn ſchnell mit einem gefüllten Glaſe vortretend, rief er der einen Schritt Zurückweichenden zu: „Auf die Sympathie unſerer Seelen und die ruſſiſche Politik! Wie du, meine liebe ruſſiſche Couſine, meinen jungen Landsmann dort, hat dich dein unbekannter deutſcher Vetter überliſtet! Nicht wahr, die Frankfurter Geldmiene ſtand mir unausſtehlich? — Unſere Politik iſt quitt!"

Vielfaches Bravo und ungetrübte Heiterkeit bei einem herrlichen Diner am Waſſerfall krönten meinen kleinen Krieg in Rußland und meinen erſten Ausflug aus St. Petersburg.

Eine Decemberwoche unter der Republik.

(Schluß.)

Es ſprach nur Ein Redner, aber ſeine Rede dauerte anderthalb Stunden. Sie wurde in der größten Stille und mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit angehört; bei den ſtärkſten Stellen entſtand ein Murren des Unwillens in der Verſammlung, hie und da brach ein Ruf des Erſtaunens und Entſetzens aus der lautloſen Maſſe hervor; aber Zeichen der Verneinung und des Unglaubens, ja bloß Winke leiſen Zweifels erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben. Ich ſelbſt aber hatte die größte Mühe, meine Lachluſt zu überwinden, und es war nicht die geringſte Qual, die ich in der Spelunke ausgeſtanden.

Denken Sie ſich einen Bericht über die Finanzlage von ganz Europa, vorgetragen von einem Mann in braunem Kittel und in einem Franzöſiſch, das offenbar ſlaviſchen Urſprungs war. Ich habe ſchon manches über Staatshaushalt geleſen, ich treibe in dieſem Augenblick ſogar etwas Aſtronomie, aber einem ſolchen Aufwand von Ziffern wie der, den ich in dieſem Club machen hörte, bin ich noch nie begegnet. Und welche Ziffern! Louis Philippe hat Milliarden mit nach England genommen, Metternich hat den Ertrag aller Bergwerke Oeſterreichs in ſeiner Schatulle, Marraſt, der Republikaner Armand Marraſt, ſchläft auf geraubten Schätzen, Ledru Rollin ſelbſt, der Mann des Volks, der böſe Feind der Bourgeoiſie, hat Hunderttauſende bei Seite geſchafft. Und das nahmen die guten Leute Alles hin mit ſchauderhafter Leichtgläubigkeit. Sie wurden namentlich dadurch erbaut, daß der ſchlaue Pole ihnen die Sache bis auf die geringſten Bruchtheile, bis auf Sous und Centimes herab vorrechnete, und ſie erſtaunten eben ſo ſehr über das Gedächtniß ihres Belehrers, als ſie mit innerem Grimm gegen die Großen der Erde erfüllt wurden.

Neben den Eindrücken, die ich hier empfangen, ſchien mir alles, was ich in den übrigen Clubs beobachtete, ohne Würze und Gehalt. In den bonaparteſchen, von denen die feineren, diejenigen, die auf die fernere Zukunft ſpekuliren, bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden, ſah ich nur, was ich leicht vorausſehen konnte: viel Zorn über die Enttäuſchungen der Republik, vermiſcht mit dem unauslöſchlich friſchen Andenken an das eiſerne, aber vergoldete Joch, in dem der große Kaiſer ſeine lenkſamen, geduldigen Franzoſen bis zu den Eisfeldern von Rußland geführt hatte. Die meiſten, die jezt dafür ſchwärmen, haben dieſes Joch nicht getragen; ſie fühlten ſeine Schwere nicht, ſie ſehen nur noch den Glanz ſeiner Vergoldung.

Merkwürdig! ſo viel ſie von der Zukunft um ſich werfen, dieſe Franzoſen, ſo ſehr leben ſie in der Vergangenheit. Seht doch dieſe Kanoniere der Nationalgarde, lauter Stockrepublikaner, einige, ja es wird behauptet, viele von ihnen ſogar Sektirer der rothen Republik und daher Bürger, von denen man annehmen darf, daß ſie weder mit der Meſſe noch mit der Veſper ihre Zeit verlieren und weder mit ihren öſterlichen noch mit ihren Faſtenpflichten im Reinen ſind; und doch haben dieſe Menſchen kürzlich an dem Tage der heiligen Barbara, die bekanntlich die Schutzheilige des Geſchützes iſt, allerlei Umzüge in Paris gehalten, und ſich unter andern im Palais Royal oder, um korrekt republikaniſch zu reden, im Palais National, ungemein feſtlich geberdet. Ihre Muſik ſpielte dabei eine ſehr thätige Rolle, und ich muß ſagen, ſie ſchien mir vortrefflich, mir, der ich doch eben aus Bayern und Oeſterreich komme. Es hat ſich dieſer Theil des franzöſiſchen Heerweſens ſeit zehn Jahren außerordentlich gebeſſert. Man hat ſich in dieſer Beziehung, wie für's zu Pferde ſitzen bei der Reiterei, die deutſche Sitte zum Muſter genommen. Deutſche Art und Unart hat ſich überhaupt unter Louis Philippe ſtärker und ſtärker eingebürgert. Die Begünſtigung deutſcher Weiſe bildet einen der Hauptzüge, wenn nicht ſeiner Regierung, doch der Epoche, die er als König ausfüllte.

Eine andere Sitte, die ſchon lange in Frankreich und beſonders in Paris, wie leider im ganzen gebildeten und wohl auch ungebildeten Erdkreis zu Hauſe war, das Betteln, iſt durch die Revolution zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gelangt. Der Winter von ſechsundvierzig auf ſiebenundvierzig war hart, die Noth, der jedoch öffentliche Fürſorge und Privatmildthätigkeit aus allen Kräften entgegenarbeiteten, war furchtbar, die Theurung faſt beiſpiellos. Jezt iſt alles beiſpiellos wohlfeil und doch das Elend größer als ſeit Menſchengedenken, und der Jammer ſchneidet einem in die Seele hinein, wenn man die abgehungerten Geſtalten ſieht, die in den Straßen auf eine Gabe lauern. Es ſind Bettler, die das Ding handwerkmäßig treiben; auch mag die Gewohnheit manche ſonſt fleißige Natur, deren einziger Erwerb dieß ſeit Monaten iſt, für etwas Beſſeres unwiederbringlich verdorben haben; aber es gibt auch ſicher genug ſolche, die nach ein bischen Beſchäftigung ſchmachten und nur, weil ſie die Revolution

um jedes andere Brod gebracht hat, die Hand nach dem Vorübergehenden um einen Sou ausstrecken. Ich ſah einmal am Zuſammenfluß der Straßen la Harpe und des Mathurins eine Frau, die in Lumpen gekleidet war und doch recht ehrenwerth ausſah, die mich um nichts anſprach, aber in deren Geſicht es doch deutlich zu leſen war, daß ſie Hülfe bedurfte. Ich redete ſie an, und nachdem ich mich über ihre äußere Lage erkundigt, fragte ich ſie aus über ihre Empfindungen, ſo zart, ſo vorſichtig als möglich, um ihr nicht wehe zu thun. Was ich über dieſen leztern Punkt von ihr erfahren konnte, erzähle ich wohl ein andermal.

Aber für Alle, auch für die, die nicht wiſſen, wo ſie morgen einen Biſſen Brod holen werden, gibt es Momente der Erholung, und wer weiß, vielleicht der Freude. Dieſelbe Frau, von der ich ſo eben ſprach, ſah ich zwei Tage ſpäter mit einem Kind auf dem Arm, ſo abgehärmt, abgemagert und in Fezen, wie das erſtemal, in einer Gruppe Volks bei einer alten heiſeren Drehorgel ſtehen. Der Spielmann ſang einen gemüthlichen Gaſſenhauer von dem großen Kaiſer und begleitete das Lied mit ſeinem ausgedienten Inſtrument. Die Leute hörten alle zu mit Ehrfurcht und ſchienen ſehr zufrieden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Brighton, December.

Lage der Stadt. — Die ſchöne Welt.

An der Südküſte Englands, hart am Fuße nackter Kalkfelſen, zieht ſich vier Meilen weit eine prächtige Häuſerreihe hin, deren Façade eine unbegrenzte Meeresfläche überſchaut. In eintönigem Murmeln ſchlagen die Wellen an das Ufer und ermüden das Ohr durch ihr ſchauerliches Einerlei, oder auch erheben ſie ſich, vom Sturme gepeitſcht, zu Thurmeshöhe und fahren mit gewaltigem Sauſen über das ſteinigte Ufer bis vor die Füße des achtlos Wandernden. Einen Damm hat man weit in das Meer hinausgeworfen, um den Dampfbooten die Möglichkeit zu verſchaffen, Paſſagiere einzunehmen und abzuſetzen; aber auch dieß iſt nur bei ſchönem Wetter möglich. Das Schiff, das ſich dieſem unwirthbaren Strande an einem unfreundlichen Tage auf eine Meile nähert, kann ſich unrettbar verloren geben. Darum iſt auch der Horizont nur ſelten, und nur an hellen Tagen, mit freundlichen Segeln geziert, die am äußerſten Rande deſſelben, wie ferne Nebelgeſtalten, unbekannten Geſtaden zueilen. Fiſchfang kann hier nicht ſtattfinden; nur was das zurücktretende Meer dem Menſchen übrig läßt, mag deſſen gierige Hand dem mächtigen Elemente entreißen, und die ganze Ausbeute, die ſich auf dieſe Weiſe davon tragen läßt, beſteht meiſtens nur in Krabben. Und auch dem Erdreiche läßt ſich kaum mehr abgewinnen als der See. Vier engliſche Meilen weit hat die Natur dieſe ſchlimmen Kalkfelſen in dichten Maſſen aufgehäuft, und nicht einmal ſo viel gethan, um mit mütterlicher Hand ein Tuch darüber zu breiten, das Menſchen oder Thieren zum behaglichen Mantel diente. Auf den kalten nackten Höhen, die kein Gras und keinen Baum tragen, drängen ſich Schafheerden aneinander und ſpähen zitternd nach einem dürftigen nährenden Grüns umher. In der Tiefe enger Klüfte zieht ſich mitunter ein grüner Streif dahin, den eine fleißige Hand ſogleich anzubauen bemüht geweſen iſt, und das einzelne Häuschen daneben iſt das Wahrzeichen des betriebſamen Mannes. Hat man nun die äußerſte Höhe dieſer häßlichen Erdſchichte erreicht, ſo lieſt man auf einem hohen Holzpfahl in großen Buchſtaben geſchrieben: »the devils Dyke,« und man befindet ſich am Rande einer Ebene, die dem Auge eine unendliche Fernſicht gewährt, und mit Dörfern ohne Zahl und Gärten und Feldern ſo reich überſäet iſt, daß man ſich ſogleich geſtehen muß, Moſes hätte ſeinem Volke kein ſchöneres gelobtes Land verſprechen können. — Welcher Contraſt zwiſchen der Landſchaft, die ſich dort ausbreitet, und der, die noch der Fuß betritt! Es iſt wie Himmel und Hölle, das kalte, nackte Inferno, das liebliche, fruchtbare Eden.

Inmitten dieſer Wüſte nun, die ſelbſt keine Kunſt zu verſchönern vermag, liegt die Stadt Brighton, die zu einem zweiten London herangewachſen iſt. Vierzigtauſend Einwohner zählt die Stadt und im Augenblick iſt dieſe Zahl noch um zwanzigtauſend vermehrt. Die Unruhen auf dem Continente haben in dieſem Jahre ſo viele Reiſeluſtige in der Heimath zurückgehalten, und da es der engliſchen Natur einmal ganz zuwider iſt, zu Hauſe zu bleiben, ſo haben die Seebäder durch dieſe Umſtände bedeutend gewonnen. Seebäder ſollte man freilich eigentlich nicht ſagen, denn wer könnte daran denken, im November und December in der See zu baden? Trotz dem ſind es vorzüglich dieſe beiden Monate, die die Bewohner des Landes wie der Stadt an das Ufer des Meeres treiben, um der Luftveränderung wegen ihr gemüthliches home mit allem ſeinem Comfort und kleinen lieben Gewohnheiten gegen eine kalte, unheimliche Miethwohnung zu vertauſchen. Brighton war von jeher der Zufluchtsort der Modewelt und ſieht auch in dieſem Jahre die Crême derſelben verſammelt; das Leben einer Londoner Saiſon findet ſich daher in gewiſſem Grade hier wiederholt. Glänzende Equipagen ziehen ſich in langer gedrängter Reihe am Ufer des Meeres hin und wiederholen jeden Nachmittag zwiſchen zwei und vier Uhr die hergebrachte Promenade. Und darunter gemiſcht ſieht man in Menge Reiter und Reiterinnen, bald den Wagen im raſchen Galopp vorauseilend, bald in langſamem Schritte dem Zuge folgend. Früh Morgens aber ziehen die noch nicht in die Welt eingeführten Töchter in Begleitung eines Reitlehrers aus, und begrüßen mit frohen, lachenden Geſichtern jeden neuen Tag, der ihnen, wie dem eben dem Neſte entflogenen Vogel, den Vorſchmack eines freieren Lebens gibt, von dem ſie in ihren abgeſchloſſenen Erziehungsſtuben als von einem Eldorado träumen.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 62.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 306. Freitag den 22. December 1848.

Quia non credidistis mihi, non introducetis hos populos in terram, quam dabo eis.
Moses.

Armuth und Chriſtenthum. *

Den Leſerinnen habe ich am Schluſſe meiner kirchengeſchichtlichen Betrachtungen über das Armenweſen einen kleinen Nachtiſch im Beſondern verſprochen. Ich halte mein Verſprechen etwas ſpät, doch hoffentlich nicht zu ſpät.

Aus ganz beſondern Gründen des Rechts und der Pflicht wende ich mich an die ſchönere Hälfte der Freunde dieſer Blätter; die Männer haben ja in dieſer böſen Zeit voll böſer Zeitungen, ſelbſt wenn ſie Luſt und Theilnahme hätten, nicht die Zeit zu ſtillerem Einblick in die Schäden und Forderungen des Geſchlechts, das mit der franzöſiſchen raſchen, überſcharfen, für den dürren, heißen Kalkboden Frankreichs etwa nöthigen, für den Lehm, Sand und Moor deutſcher Herzen und Köpfe nicht erfundenen Pflugſchaar durchwühlt wird. Allein der Mann muß einmal hinaus zu offener Wirkung und Gegenwirkung, muß werben und ſterben um die kleinen und großen Güter des Lebens, muß dem Strome folgen oder widerſtehen, Reformeſſen halten, klingende Redewendungen einſtudiren, Adreſſen auf dem tönenden Ambos ſchmieden, Volksvereine ſtiften, Bürgerwehr ſpielen, Barrikaden bauen, Zeitungen leſen, Rehbraten und Forellen eſſen, ſo lange Geld und Kredit vorhält, mit einem Worte, Weltgeſchichte machen. Und „nach uns mög' die Sündfluth kommen!“

Hätten die ſtarken und gelehrten, die wühlenden und heulenden, die blauen und die rothen Götter, Helden und Donquirote des Tages und des Tagblattes Zeit, zu leſen von Armuth und Chriſtenthum, könnte nur irgendwie ein Prediger der Liebe in dieſer wuthentbrannten, in Selbſtſucht verkohlten Männerwelt ankommen, ſchon ſein Erſcheinen würde mehr wirken als Marſchall Lobaus Feuerſpritzen, mehr als Windiſchgrätzs Belagerungsſtand und Wrangels Martialgeſetze. In Paris wenigſtens hat man politiſche Straßenverſammlungen am glücklichſten damit auseinander getrieben, daß man ſtatt Brandraketen und Kartätſchenbüchſen Almoſenſammler und Armenbüchſen gegen ſie losließ.

Es gehört allerdings mehr dazu, dem Pflichtruf der Liebe und der Selbſthingabe Stand zu halten, als im Kreuzfeuer der Batterien zu ſtehen. Leichter iſt es, auf einen Wurf ſein Ganzes ſetzen, und im Aufruhr aller böſen und guten Geiſter, aller Lebensquellen und Todeskräfte Wunder der Tapferkeit thun, als in täglicher Selbſtverleugnung, in demuthsvoller Ergebung, durch die Treue im Kleinen das größte der Gebote erfüllen. Gewehr im Arm ſich gedulden, iſt größer als im Sturm ſich auf die Breſche ſtürzen, oder, wie ein altes Wort ſagt: wer ſeines Muthes Herr bleibt, iſt größer denn der Städte gewinnet.

Weil in einem faulen Frieden Ruhe die erſte Bürgerpflicht geworden war, ſcheint im wilden Brauſen des zur blinden Naturgewalt gewordenen Völkerſturmes Unruhe und Ungeduld Heldenrecht geworden zu ſeyn; aus knechtiſcher Demuth iſt herrenloſer Hochmuth erwachſen, und die ſanfte Gewalt der Liebe und die weltüberwindende Macht des Glaubens ſoll götterſtürzendem Trotze und weltvernichtender Gewaltthat und Rache weichen. Darum aber wird dieſes glaubensloſe und liebeleere Männergeſchlecht von heute

* Fortſetzung des im Juni und Juli d. J. abgedruckten Aufſatzes.

nicht vollenden, was es im Guten oder Bösen begonnen. Keiner von uns wird in's Canaan der Freiheit kommen. Auch unsere Größten werden wie Moses sterben, nachdem sie vom Nebo in weiter Ferne das Land der Verheißung kaum erblickt. Das Geschlecht, das am Ziegelstreichen zu den Ruhmespyramiden von Egyptens Königen Leib und Seele verdorben, durfte zwar über das rothe Meer in die Wüste, während das nachjagende Söldlingsheer mit sammt der Krone, dem es folgte, in der Fluth ertrank. Die Spitze des egyptischen Königsstolzes war gewesen, in ihren Pyramiden sich ewige Gräber zu bauen. Aber auch die Kärrner an diesen eiteln Königsgräbern mußten in der Wüste ihr Grab finden, aus der sie sich nach den verlassenen Fleischtöpfen schlimm und oft genug zurücksehnten, wie heute schon manches Menschenkind nach der lieben Zeit vor 1848. Sie konnten die Freiheit nicht ertragen. Ein neues Geschlecht mußte heranwachsen und erzogen werden für das Land, da Milch und Honig floß. Gleichermaßen wird es dem Geschlechte ergehen, das noch vor Kurzem in tausend Gnadengesuchen seinen Gnädigen „ersterben" wollte.

Und so möge nur Robert Blum sterbend seine Schuld versöhnen und groß seyn damit, daß er eine Stunde, ehe er den Kugeln des eisernen Zwingherrn zur Beute fiel, der Mutter seiner Kinder zurief, sie solle dieselben für die Freiheit erziehen. So nehmen wir selbst die Frau Gay beim Worte, welche am 19. November im Jahre des Heils 1848 unter Peter Lerour im „Saal der Freude" zu Paris das Fest der demokratisch-socialistischen Frauen für einen Franken und fünf-und-zwanzig Centimen feierte, aufgeputzt in Sammt und Seide, an ihrer Hand die liebe Jugend, erst die Präsidentschaft abschaffte, dann die alte Unbill gegen die Töchter Edens niederdonnerte und auf die politische Vereinigung der Männer und Frauen der demokratischen und socialistischen Partie anstieß, denn „ihr könnt keine Republik gründen ohne die Frauen." Diamant bleibt Diamant auch in einer Pariser Pfütze. Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn eine Pariser Buhlerin sie in den Zusammenhang der Lüge und des Aberwitzes bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtbilder aus der deutschen Reichsversammlung.

(s. Nr. 262—267.)

14.

Reichskriegsminister v. Peucker.

Herr v. Peucker soll von seinen Landsleuten und Kameraden, namentlich in Berlin selbst, sehr angefeindet werden und man wirft ihm, wie es heißt, alle mögliche Eitelkeit oder Unzuverlässigkeit vor. Wir gestehen, daß wir auch bei dieser Gelegenheit die Erfahrung zu machen glauben, daß dasjenige, was der Berolinismus verfolgt, nicht zu dem Geringsten gehört. Das Auftreten des Herrn v. Peucker in Frankfurt nimmt wenigstens keineswegs gegen ihn ein. Sein Vortrag auf der Tribüne hat etwas Robustes, Gesundes, Bündiges, Schlichtes, Ungeschmücktes, Praktisches, und seine Rede ist klar, deutlich, voll, accentlos. Nachdem wir gehört hatten, daß er eigentlich mehr schriftstellerischer Offizier als General sey und seine Orden meist Büchern verdanke, waren wir erstaunt, seine Persönlichkeit so beschaffen zu finden. Einen einzigen unpraktischen Zug kennen wir freilich an ihm und das ist der eckige Ausdruck: „Huldigung," welcher in seinem ersten famosen Erlasse in Berlin so gewaltig anstieß und so leicht zu vermeiden gewesen wäre. Den eingebürgerten Berliner (Herr v. Peucker ist kein Berliner, sondern ein Sachse von Geburt) verrieth er vor einigen Wochen in dem vielbelachten Kanonenschusse des: Nein! womit er eine Interpellation beantwortete. Er ist von Gestalt untersezt, hat nichts Hervorstechendes, auch seine Gesichtszüge sind nicht ungewöhnlich. Seine äußere Haltung ist jünger als seine Jahre, die Kleidung elegant.

15.

Mittermaier aus Heidelberg.

Mittermaier behauptet eine vermittelnde Stellung in der Reichsversammlung und seine Feinde werfen ihm vor, er hasche tantalisch nach Portefeuilles. Seine Persönlichkeit hat etwas Auffallendes: ein langer, hagerer alter Mann, freundlich, einnehmend, rüstig und lebensvoll, mit langem Gesicht, das ein seltsamer Rahmen von weißem Bart und Haar ringsum verbrämt. Was Mittermaier spricht, ist gut und tüchtig, wiewohl ein wenig zu speciell und auch allzusehr nach dem Katheder schmeckend. Allerdings hat man dabei immer das angenehme Gefühl, einen unterrichteten Mann vom Fache zu vernehmen. Besäße er nur eine bestimmtere, klarere Richtung, mehr Schärfe und Festigkeit der politischen Gesinnung. Seine Stimme ist fest und deutlich genug, sogar ein wenig zu scharf und knarrend. Eine Eigenheit seines Organs ist, daß es alle Doppelvokale ignorirt.

16.

Carl Giskra aus Mähren.

So wie Heinrich v. Gagern der einzige Redner der Versammlung, welcher begeistert, ist Carl Giskra

der einzige poetiſche Menſch, den wir (wie viele Andere wir auch hochſchätzen und anerkennen) lieben müſſen. Giskra iſt als poetiſch eben zu edel und zu gut für eine politiſche Verſammlung. Er erinnert uns fortwährend an Schiller, beſonders mit ſeinem hohen ſittlichen Zorn. Er iſt gleichſam Schillers politiſcher Jünger oder ſein geiſtiger Sohn, ein Max Piccolomini auf der Rednerbühne, ein reiner, heißer, deutſcher Jüngling, deſſen für das ideale Vaterland begeiſterte Rede auch der edle Gegner mit Pietät anhören wird. Jene herzloſen Herren, welche bei ſeiner neulichen Philippika gegen die öſterreichiſche Gewaltherrſchaft nichts als ein höhniſches Gelächter vorbrachten, rieſen ſich damit innerlich ſelbſt ein donnerndes: Pfui! zu. Wir geſtehen, daß aus dieſem grellen Widerſpruch unſerm Vorausblicke in die Zukunft das grauenhafte Antlitz der Revolution entgegenſah. Wo alles ſittliche Gefühl ausgeſtorben, der moraliſche Tod bereits in Maſſe eingetreten, da iſt der Würgengel Gottes nicht mehr weit, der auch den körperlichen Tod zuwege bringen muß.

Es iſt in Giskras Vortrag ein hinreißender, überwältigender Sturm und Schwung der Begeiſterung. Wir möchten ihn einen politiſchen Huſſiten nennen. Seine Stimme kommt, wie ſich bei ſolchem Charakter von ſelbſt verſteht, rein aus der Bruſt hervor und hat einen ſo ſüßen Schmelz, daß wir darin Geſang zu hören meinen. So müſſen die alten öſterreichiſchen Minneſänger geſungen haben. Die Kraft, Ausdauer, Beweglichkeit ſeiner Stimme ſind bewundernswürdig. Die Raſchheit ſeiner Rede iſt ſo übermäßig, daß ihr die Schnellſchreiber nicht folgen können und er die ſtenographiſchen Berichte ſelbſt berichtigen und ergänzen muß. Männliche Ruhe, Reife, Mäßigung, Berechnung, Beſonnenheit fehlen Giskra allerdings; aber wir wiſſen nicht, ob wir ſie ihm wünſchen ſollen, da ſie durch ihren Hinzutritt natürlich auch ſeine eigenſten Vorzüge ſchmälerten. Seine Perſönlichkeit konnten wir noch nicht ſcharf beobachten. Er iſt blond und ſcheint von mehr als mittlerer Größe.

In gewiſſen Kreiſen zeiht man Giskra der ſchreiendſten Undankbarkeit gegen die kaiſerliche Familie, die er jezt ſo ſehr verfolge, wiewohl ſie ihn habe erziehen und ſtudiren laſſen. Geſezt auch, die Thatſache ſtände wirklich feſt, ſoll ein freier Mann durch Wohlthaten, welche er von einem Fürſten empfängt, ſein Leben lang gebunden und gezwungen ſeyn ſeine Ueberzeugung zu verleugnen?

17.

Ein politiſcher Phariſäer.

Auch dieſe Perſönlichkeit verkündet, ſo wie man ſchon von manchem gleichbeſchaffenen hohen Staatsdiener geſagt hat: Jeder Zoll Excellenz! durchweg das Selbſtgefühl eigener Bedeutſamkeit. Sie läßt ſich niemals auf der Rednerbühne vernehmen, ſondern ſchüchtert nur die „Mitläufer"-Landsleute durch amtlichen Strafblick ein, damit ſie feſt an der Fahne halten. Eine alte büreaukratiſche Kokette, ſieht ſie immerdar ſelbſtgenügſam demüthig vor ſich nieder, und ihre öffentliche Erſcheinung iſt damit nur negativ ſtolz, inſofern poſitiver Stolz, wo er allgemein wahrzunehmen, allein dem Fürſten geſtattet iſt. Unſer Phariſäer ſchlägt den Blick auch ſchon darum nicht in die Höhe, weil möglicherweiſe ein Petent ihn auffangen und daran eine Forderung knüpfen könnte, deren Ablehnung ſich der ächte Büreaukrat ſtets ſo bequem und leicht wie möglich machen wird. Eigene Ueberzeugung und Geſinnung findet hier unter keinerlei Umſtänden Platz. Daß der Mann in ſeiner amtlichen Wirkſamkeit ein tüchtiger, energiſcher Wagenlenker im alten Geleiſe ſeyn kann, iſt mit all dem Geſagten nicht ausgeſchloſſen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Louis Napoleon. — Die italieniſche Oper.

Wir ſind in den verhängnißvollen Schlußmonat des Jahres getreten, mit dem ohne Zweifel abermals eine neue Periode — ob gute oder böſe, weiß der Himmel — für Frankreich beginnt. Die bevorſtehende Präſidentenwahl iſt für Manche faſt gleichbedeutend mit einer Fürſtenwahl, obgleich die Nationalverſammlung es ſich hat angelegen ſeyn laſſen, ſeine Macht und ſein Anſehen ſo viel als möglich zu beſchränken. Das Treiben der Parteien und die Deklamationen in ihren Zeitungen werden äußerſt lebhaft. Für den unparteiiſchen Beobachter hat dieſes Treiben viel Anziehendes und läßt tiefe Blicke in das Innere der Parteien werfen. Die Menſchen ſind ſich überall gleich, und wenn ſie von einer gemeinſamen Leidenſchaft ſich hinreißen laſſen, ſo begehen ſie tolle Streiche. Bis jezt beſchränkt ſich die Leidenſchaftlichkeit auf Reden, und ſo lange es dabei bleibt, kann man alles geduldig hinnehmen, ſo toll es auch zuweilen lautet. Kann etwas närriſcher ſeyn, als daß es Zeitungen gibt, die Frankreich paradieſiſches Glück unter Louis Napoleon weiſſagen, und daß es keineswegs an Leuten fehlt, die daran glauben? Leider iſt kaum zu zweifeln, daß der Mann zum Präſidenten gewählt wird. Er affektirt bereits ein vornehmes Weſen, als wäre er der natürliche Erbe ſeines Oheims und habe eheſtens einen für ihn bereit ſtehenden Thron in Beſitz zu nehmen. Aus allen Ecken kommen die Ueberbleibſel des ehemaligen Napoleoniſchen Hauſes herbei, um ſeinen Hof

zu bilden. Man kann denken, wie erbost die extremen Republikaner über dieſe allerdings unbegreifliche Wendung der Dinge ſind. Die demagogiſchen Blätter enthalten in dieſem Augenblicke merkwürdige Sachen. Eines derſelben ruft in ſeinem Zorn aus: Komm, Prinz, regiere über dieſe feigen, ſklaviſchen Seelen, welche nach einem Herrn ſchmachten; nimm unſern lezten Thaler und verſorge alle die Höflinge, welche ſich bereits um dich drängen, um Stellen und Macht zu erlangen u. ſ. w. Andere Tageblätter machen Epigramme auf ihn, z. B.:

> .. de votre oncle à vous la distance est certaine,
> Au physique, mon prince, aussi bien qu'au moral,
> Vous seriez, je l'avoue, un petit caporal,
> Mais non point un grand capitaine.

Vor acht Tagen iſt die italieniſche Oper geſchloſſen worden und der Direktor, Namens Dupin, hat ſein Amt niedergelegt, weil er bei der geringen Einnahme die Koſten nicht mehr beſtreiten kann, obgleich er in dieſem Winter die übertheuren Hauptvirtuoſen bei Seite gelaſſen hatte, um nicht vollends zu verſchulden. Bekanntlich wird dieſes Theater, in welchem alle Eintrittspreiſe ſehr hoch ſind, nur von den Reichen beſucht und kann ſich nur durch viele Abonnements halten, da es keine Unterſtüzung vom Staate erhält, wie die andern großen Bühnen, welche ohne dieſelbe ſich jezt ebenſowenig halten könnten. Nun ſind die vorjährigen Abonnements von etwa 130,000 Francs auf 35,000 herabgeſunken, und dieß läßt ſich leicht begreifen. Bei den Wirren in einem großen Theil von Europa haben die meiſten reichen Familien dem Reiſen entſagt, und kommen noch weniger nach Paris als nach andern großen Hauptſtädten. Die franzöſiſchen Reichen bleiben entweder auf ihren Landgütern und leben dort ſtill und zurückgezogen, oder ſie verſagen ſich hier aus Klugheit oder Grell die gewohnten Vergnügungen. Für manche ſind auch die Quellen des Reichthums verſiegt. Den hohen Beamten werden die Gehalte geſchmälert, manche Aemter werden gänzlich aufgehoben, Staatspapiere ſind ſo tief im Werthe geſunken, daß ſie nicht halb ſo viel gelten als vor der Revolution, Pächter und Miethleute zaudern mit den Zahlungen, ſo daß manche Land- und Hauseigenthümer wenig oder nichts aus ihrem Eigenthum ziehen. Dazu kommt die Angſt vor der nächſten Zukunft. So war denn eine ſchlechte Saiſon für die italieniſche Oper unvermeidlich, und auch die große franzöſiſche Oper wird ſich trotz des Zuſchuſſes vom Staat ſchwerlich halten können, wenn nicht bald wieder Leben in Handel und Gewerbe kommt. Kann der künftige Präſident der Republik, wer er auch ſey, dieſes Wunder wirken, ſo werden ihn die Franzoſen ſegnen, beſonders die Pariſer, denen es bisher nicht gelungen iſt, die ihnen verheißenen Wohlthaten der Staatsumwälzung gewahr zu werden.

(Fortſezung folgt.)

Brighton, December.

(Fortſezung.)

Die faſhionabeln Gäſte.

Das öſtliche Ende Brightons, das höher gelegene, Kempt-Town genannt, wird von vielen Beſuchern eben dieſer höhern Lage halber vorgezogen; das äußerſte weſtliche ſchließt mit Adelaide-Crescent, einem Halbkreis von Häuſern, der dem Baron Goldſmid gehört, der überhaupt Eigenthümer faſt aller Grundſtücke nach dieſer Seite zu iſt. Gleich auf dem Hügel darüber liegt auch ſein Landhaus, the Wick genannt, wo er einen Theil der Winterzeit mit ſeiner Familie zubringt, um ſeine bedeutenden Beſitzungen zu überwachen. Zunächſt an Adelaide Crescent reiht ſich Brunswick Terrace, wo Fürſt Metternich in Nr. 40 ſein Winterquartier aufgeſchlagen hat. Baron Hügel wohnt bei ihm. Dort auf der Esplanade, der Lieblingspromenade der Brighthonianer, geht eben jezt die geſtürzte Hoheit auf und ab. Sein Rücken iſt gekrümmt, ſein Haar weiß, aber ſeine Geſichtsfarbe noch friſch und geſund. Er ſieht wie ein Engländer aus, wenn man nicht gerade ſeine Züge muſtert, die unverkennbar die Charakteriſtik teutoniſcher Abkunft tragen. Er iſt in einen grauen Surtout gekleidet, das heißt, grau und ſchwarz gemiſcht, von dem Schnitt, wie ein Gequimaux ihn bequem fände und die Engländer ihn vorzugsweiſe lieben; er trägt ein paar dicke, warme Handſchuhe und niedliche glänzende Stiefeln. Die Hände über den Rücken gekreuzt, ſteht er jezt ſtill und ſchaut über das Meer hinaus, vielleicht des Landes gedenkend, in dem jezt ein grauſamer Bürgerkrieg als Folge ſeiner langen Regierung wüthet. Welche Wendungen in den Schickſalen der Völker und Menſchen! — Der Herr, der jezt eben ſeinen Hut tief vor ihm abzieht, iſt »the master of the Ceremonies,« eine hagere Figur, die ſchief nach einer Seite hängend, mit auswärts gedrehten Füßen ſich hin und herſchwenkend, demüthig einherſchleicht und ſich überall umſieht nach irgend einem Gaſte, dem vielleicht noch ein tiefer Bückling gebührt. Das Geſchäft dieſes Mannes iſt die Bälle zu arrangiren, die Billete zu verſenden und die Tanzenden einander vorzuſtellen. Zu dieſem Behuf muß er genau wiſſen, welche ausgezeichnete Fremde ſich in der Stadt befinden, um ſich mit ihnen bekannt zu machen. — Zweimal wöchentlich erſcheint hier eine Zeitung, die eine Liſte aller erwarteten und angekommenen Gäſte enthält. An dieſen Tagen findet er ſich ſchon früh in einer Leihbibliothek ein, wo das Blatt auf dem Tiſche liegt, fordert Tinte und Feder und entwirft eine Liſte der Namen und Wohnungen; hierauf geht er umher und gibt ſeine Karte ab. Die Sitte erfordert dann, daß jeder ſo geehrte Gaſt dieſes Compliment erwiedert und eine Guinee beifügt für alle gehabte oder noch zu habende Mühe. Aus dieſen Guineen beſteht ſein jährliches Einkommen. — The master of the Ceremonies ſchwenkt ſich weiter, indem er noch einen neugierig forſchenden Blick auf die Hoheit zurückwirft, die eben auch ihre Schritte weiter lenkt. Gleich dort iſt die Façade des Bedford Hôtel, wo ſich Sir Roderich Murchiſon befindet, dem er eine Viſite zugedacht hat. — Weiterhin gewahrt man ein anderes prächtiges Gaſthaus, the Albion genannt, vor welchem jezt eben Guizot abſteigt, um ſeiner Freundin einen ſeiner häufigen Beſuche abzuſtatten. Das Zimmer iſt für ihn bereit; er wird erwartet. Intereſſen geht die Herzogin von Cambridge mit Prinzeſſin Marie, die jezt ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt hat, auf der Jetée ſpazieren und empfängt am Abend in ihrem Gaſthofe eine kleine gewählte Geſellſchaft, die zu würzen Frau von Eichthal mit ihrer Harfe eingeladen wird, eine Ehre, die ſie hinnimmt. — Was muß ein Deutſcher nicht auf dieſem Boden hinnehmen, wenn ſein Beutel leer iſt! Es iſt hier überhaupt ein Zuſammenfluß Brod ſuchender Künſtler, und daher viel Streben und viel verfehltes Bemühen. — Madame Oury gehört zu den alten Habitués des Orts und hat hinreichend feſten Fuß gefaßt, um ſowohl auf Unterrichtsſtunden, als auf einen gefüllten Concertſaal rechnen zu können. Madame Diez iſt ihre Nebenbuhlerin und muß als Neuangekommene erſt nach und nach das Feld zu erobern ſuchen. Zu ihren Operationsplanen für dieſes Jahr gehört eine Biographie ihrer ſelbſt, der ſie eine Liſte ihrer Schülerinnen beigefügt hat, und dieſe kleine Schrift liegt auf jedem Ladentiſche, wo ſie der Eintretende unentgeltlich in Empfang nehmen kann. Das iſt ein Puff. Wird er gelingen?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 307. Sonnabend den 23. December 1848.

Factus est super eum spiritus Domini, et ambulabat ingrediens.
Lib. I. Regum.

Lichtbilder aus der deutſchen Reichsverſammlung.

18.

Ein Unbekannter.

Nach einer unverbürgten Sage ſoll der fragliche Abgeordnete wirklich einmal auf der Rednerbühne geſprochen haben; da er aber in Folge deſſen vielleicht zu der Erkenntniß gekommen iſt, daß dieſelbe ein zu beſchränktes Feld für ſeine fortſchreitende Thätigkeit iſt, ſo ſcheint er fürder ein für allemal darauf verzichtet und ſich einem ganz neuen, eigenthümlichen parlamentariſchen Berufe zugewandt zu haben. Er ſchreitet nämlich, ſo lange ſeine Mitväter des Volks ruhig in der Verſammlung zu Rathe ſitzen, perpendikulär, auf der rechten Seite der Paulskirche, an der Bruſtwehr der Journaliſten hin, unermüdet auf und nieder; beide Hände liegen ihm dabei auf dem Rücken, während er in höchſter Seelenruhe die Schultern wendet und den langen Lichnowsky-Schnurrbart ſtreicht, und die jugendlichen Blicke dringen aus dem Lockenkopfe beobachtend und ſchalkhaft nach den Zuſchauern empor. Ein Neuling könnte verſucht ſeyn zu glauben, es beſtehe etwa eben darin ſein parlamentariſches Amt, nach der Analogie mancher Höfe, wie z. B. noch im vorigen Jahrhundert der italieniſchen, wo in der Aſſemblee, bei welcher der Monarch ſelbſt zugegen, Schildwachen der Nobelgarde ſtanden. Dem iſt hier aber nicht ſo, und man darf ſich nur billig wundern, daß dieſes tiefſinnige Thun noch Niemandens Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſcheint.

Wir glauben nämlich darin offenbar einen durchgreifenden Verſuch zu einer Vermittlung der Parteien zu erblicken, den der ehrenwerthe Abgeordnete ihnen alſo ſymboliſch Tag für Tag vormacht. Man merke wohl auf: er huldigt regelmäßig je zwanzig bis fünf-und-zwanzig Schritte lang dem Fortſchritte der Zeit, wendet dann plötzlich, beim Anblick der undankbaren Rednerbühne, den Rücken, und beginnt nunmehr, ohne einen andern erſichtlichen genügenderen Beweggrund, als daß er nicht weiter gehen kann, den eben ſo lang anhaltenden Rückſchritt, aus welchem er wiederum in den Fortſchritt, Rückſchritt, Fortſchritt, und ſo weiter bis in's Unendliche fällt. Wir können nicht umhin, dieſem ſtillen, aufopfernden, ausdauernden Wirken unſere höchſte Anerkennung zu zollen, und empfehlen es der großen Maſſe der Abgeordneten auf das dringendſte zur Nachahmung. Fände es Beifall, wie ſchnell würde alsdann das verhängnißſchwere Verfaſſungswerk, von keiner Interpellation unterbrochen, zu Stande kommen! Und ganz abgeſehen davon, was die wahrſcheinliche Meinung unſeres Unbekannten bei ſeinem edlen Beginnen anlangt, liegt darin nicht eine befriedigende Ausgleichung der ſchroffſten Gegenſtellungen der Parteien? Ja, würde durch eine ſo allgemeine gleichmäßige Begünſtigung des Fortſchritts wie des Rückſchritts nicht einer jeden ſofort ihr Recht angediehen ſeyn, und würden ſo die Regierungen nicht mit einemmale wieder die erſehnte Ordnung und Ruhe im Lande haben, um ihr altes ſegensreiches Wirken aufs neue zu beginnen?

Wer weiß ſogar, ob es dann nicht zu Erſparung der Reiſekoſten ſo eingerichtet werden könnte, daß je der eine Abgeordnete eines künftigen Parlaments

gleich von ſeiner Heimath aus immer bloß bis zu ſeinem Kollegen im nächſten Wahlbezirke fortſchritte, um, nachdem er ſich mit ihm in Verbindung geſetzt, den Rückſchritt nach Hauſe zu beginnen? Ein ſo conſtituirtes Parlament hätte überdieß den großen Vorzug vor andern, daß es ſich über das ganze Land ausdehnte, ohne zu Erweckung von Eiferſüchteleien eine einzelne deutſche Stadt vor andern zu begünſtigen.

Mit welcher Sorgfalt und Umſicht unſer Abgeordneter ſeinem Mandat zu genügen ſtrebt, beweiſt der Umſtand, daß er nicht bloß in der Verſammlung, ſondern in der reformirten Kirche auch unter den hübſchen Frauen auf der Empore, in anderem Coſtüm, als Bewerber für die Rechte auftritt.

19.

Ein Steckpreuſſe.

Praktiſcher, unterrichteter, ehrenwerther, raſcher Geſchäftsmann, unfehlbar, allweiſe, unverblüfft, ſcharf und ſchartig, Witzler vom Handwerk, taktlos, düpirt, wo er in ſeiner Unfeinheit zu düpiren meint, und die ſchweigſame Erkenntniß für Blödſinn hält, ſchnarrender Stentor, der ſelbſt wo er verbinden will, verletzt, weil er es zu überſicher anfängt und zu etourdi iſt, Zeit daran zu wenden.

20.

Der alte Jahn.

Wer den alten Jahn nur ein einzigesmal von Angeſicht geſehen hat, bedarf weiter keiner Charakteriſtik ſeiner Perſönlichkeit. Wer ihn dagegen noch nicht geſehen hat, dem ſtellen ſie wenige Worte bezeichnend vor Augen. Er iſt ein burſchikoſer alter Junge von achtzig Jahren, mit weißem Haar und langem gelbweißem Bart, ohne alle Alterswürde, raſch, friſch, behend, kräftig wie ein Jüngling, und ſtößt mit dieſen Widerſprüchen natürlich eben ſo ſehr von ſich ab, als er die Aufmerkſamkeit anzieht. Wäre der alte Jahn ein kleiner Mann, ſtatt daß er vielmehr mittelgroß von Geſtalt zu nennen iſt, er hätte ganz und gar das Anſehen eines Gnomen. Sein Geſicht iſt gelb und voll Runzeln, wie ein Dannerſches Porträt, ſeine Kleidung ganz und gar die eines renommirenden Studenten. Sein wildes, abenteuerliches Ausſehen, die faſt weibiſche Geſchwätzigkeit und der thüringiſch zahme Accent ſtehen zu einander im grellſten Gegenſatze. Wahrhaft urdeutſch iſt auch an dem alten Jahn, daß er ſelbſt in ſeinem hohen Alter, ſeinem ganzen Leben getreu, nicht das mindeſte thun kann, ohne anzuſtoßen. Er ſtimmt in der Verſammlung mit der Rechten und fordert in allen ſeinen jeweiligen Anträgen und Interpellationen, die immer wie aus der Piſtole geſchoſſen kommen, die Linke und das Volk auf das muthwilligſte und verletzendſte heraus. Er vermag deßhalb weder ſeiner Partei, noch, wo er im Rechte iſt, der guten Sache auf irgend eine Weiſe zu nützen, weil alles, was er vorbringt, unzeitig, übertrieben, taktlos und durchaus unanwendbar iſt. Man könnte verſucht ſeyn zu glauben, Jahn ſuche abſichtlich den Märtyrertod von Pöbelhand, wenn er nicht wieder, wie nach dem 18. September, eine große Sorge für ſein Leben zu erkennen gäbe. Seine Vorſichtsmaßregeln gingen ſogar ſo weit, daß er gleich darauf ſeine Wohnung wechſelte und ſelbſt ſeinen beſten Bekannten nicht verrieth, wo er hingezogen ſey.

Der alte Jahn mag aber bei alledem ſelbſt noch ſo wenig ehrwürdig ſeyn, er wird uns mit allen ſeinen Schwächen ehrwürdig erſcheinen. Er iſt ein altes deutſches Inventarienſtück, eine deutſche Maske für eine zukünftige hiſtoriſche Komödie, die als „Urväterhausrath“ Pietät verdient und ſie, wie wir mit Freuden wahrgenommen haben, auch bei allen Parteien der Reichsverſammlung bereitwillig findet. — Jahns Erſcheinung hat, patriotiſch aufgefaßt, etwas tief Rührendes oder Symboliſches. Ja, ſind denn wir Deutſchen alle in der That politiſch gerade ſo wie er, und werden wir in aller Zukunft nicht reif und weiſe werden?

(Fortſetzung folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Wäre freilich die Freiheit zu gewinnen durch die Heldinnen, die in Männerkleidern Volksverſammlungen beſuchen, Cigarren rauchend Ehebruchsromane ſchreiben und Soldaten zum Treubruch verführen, Piſtole im Gürtel Hochverrath zetteln und Patronen machen, oder gar den Schlapphut aufſtülpen und die Büchſe auf die Schulter nehmen und im blutrothen Gewande durch die Gaſſen ſtreifen — wir wollten die Freiheit von ihnen wahrlich noch weniger als von den Mördern Roſſis, Latours, Lambergs, Auerswalds und Lichnowskys. Ja ſelbſt eine Roland, Charlotte Corday und Johanne von Arc möchten wir kaum mit dem Preis der Freiheit haben, geſchweige eine Gräfin Hatzfeld, eine Baronin Arnim und eine ihres gleichen. Die Patronenmacherinnen verdammen wir, aber die Frauen und Jungfrauen Bayerns und Schwabens bejauchzen wir, welche der deutſchen Flotte fünfzehntauſend Gulden auf einmal ſammeln oder ganze Schmuckkäſtchen weihen. Nicht das ſind unſere Göttinnen, welche in ſeidenem Prunke im Saal de la gaité um die „Freiheit“ buhlen; das ſind unſere Heldinnen, welche wie jene Scheliha, weil ſie nicht wie

die andern Töchtern Schleſiens zum Befreiungsheere Gold und Silber, Ringe und Juwelen weihen konnte, ihr ſeidenes Haupthaar, das üppigſte blonde Haar, das je einen Mädchenkopf zierte, dicht am Scheitel abſchneidet, um die dafür gelöste Summe auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Wir bekennen uns nicht zu dem wüſt berauſchten und berauſchenden Freiheitsfederheldenthum einer Dudevant und Bettina, das dem Fleiſche dient durch die Zauber des Geiſtes; aber den Hut behalten wir ab vor jener unbekannten Tochter einer Wittwe in Paris, welche, von einer armen Familie um Hülfe angegangen, nichts Ausreichendes findet außer ihrer Feder, ſich hinſetzt und den Entwurf zu einer Zeitſchrift, die le Secours heißen ſoll, niederſchreibt, denſelben allen ihren Bekannten mittheilt und doch vierzehn Abnehmer findet, welche jährlich ſechs Franken für das neue Journal geben wollen. Einen Monat ſpäter erſcheint die erſte Nummer, ein kleines Heft mit verſchiedenen Aufſätzen, ſämmtlich aus der Feder der Herausgeberin. Sie ſchrieb ſie ſelbſt vierzehnmal für ihre vierzehn Abonnenten ab und vertheilte die Stücke ſelbſt. Ein ganzes Jahr lang erſcheint das kleine Monatsblatt regelmäßig, bisweilen auch mit Beiträgen von andern Freunden des Wohlthuns. Endlich wurde das Unternehmen bekannter, und jetzt nach achtzehn Monaten hat es fünfzig Abnehmer, wird lithographirt und unterſtützt mit ſeinem Ertrage drei oder vier arme Familien. Jetzt fangen die großen Zeitungen an von dieſem Liebeswerk zu ſprechen und ihm ſo zu größerer Verbreitung zu verhelfen. Aber die edle Jüngerin oder Meiſterin der thätigen Liebe iſt nicht zu bewegen, ihren Namen zu nennen.

Das ſind Opfer für die Menſchheit, die jedes andere Opfer für das Vaterland im Schooße tragen, und das ſind Heldinnen der Liebe, die Helden der Freiheit gebären werden. Die Gracchen waren ja die Kinder ihrer Mutter, und die ſpartaniſche Frau, welche bei ihrem todten Sohne nur das Eine ſehen wollte, ob er mit Wunden der Ehre gefallen, mußte Söhne gebären und erziehen, welche nur auf dem eigenen Schilde aus der Schlacht getragen werden konnten. „Ihr könnt keinen freien Staat gründen ohne die Frauen.“

Ja, auf welchem Acker ſoll die Saat künftiger Männer- und Völkerfreiheit angeſäet werden, wenn nicht auf dem Acker der alles beſiegenden Liebe? Nicht ein weichlich und weiblich Liebeln, Schwärmen und Schweben, ſondern eine werkthätige, thatenſtarke Liebe meine ich damit, eine Menſchenliebe, die ſtark iſt wie der Tod, und ein Liebeseifer für die Brüder, der feſt iſt wie die Hölle, in der demuthsvollen Selbſtverläugnung wurzelnd und zu der Weltüberwindung ſich erhebend. Wahre Freiheit und wahre Liebe iſt eins in Weſen und Wirkung. Falſche Liebe und Liebloſigkeit, Ichſucht und Selbſtſucht feſſelt mit kalter Teufelsfauſt an Ketten der Finſterniß; Selbſthingabe entbindet, erweitert, erheitert, belebt und beſeelt und macht fähig zu jeder guten That und zu jedem freudigen Genuſſe.

Die Religion der Liebe und der Freiheit muß nun, weil verſteinerte und verholzte Kirchen ſie im Dienſte der Polizei verbrauchen laſſen wollten, abgethan heißen und unnütz zum Neubau freier Gegenwart und Zukunft. Das heutige Geſchlecht, wie es jetzt auf der politiſchen Bühne ſpielt, ſteht auf der Leiter zwiſchen jenem Bauern in Oberſchleſien, der vor einem, an einen Baum beim Dorfeingange angenagelten gedruckten Polizeianſchlag ſeine Andacht verrichtet, weil er's für einen kirchlichen Ablaß oder ſonſt ein Heiligthum anſieht, und zwiſchen jenem modern gebildeten Freiheitsbildner, der da ſeine Handwerksburſchen heulen läßt:

> Fluch dem Gotte, dem blinden und tauben,
> Zu dem wir vergeblich gebetet im Glauben,
> Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt;
> Er hat uns gefoppt und hat uns genarrt.

Ja doch, Leute, welche vor Allem junge, verwilderte Arbeiter, Taglöhner und Handwerker „in perſönliche Feinde Gottes verwandeln“ zu müſſen glauben, wollen auf der Höhe der Pflaſterſteinhaufen das Schöpferwort ergehen laſſen:

> Aus verſumpften Nationen
> Faulenden Religionen
> Steige reines Menſchenthum!

Leute, welche vorweg ſich bemühen ſollten, einfach „ihre Schuldigkeit zu thun,“ wollen mit Blut und Rache einen Dom der Freiheit kitten. Das ſind deine Götter, o Israel!

Freie Staaten laſſen ſich nur auf freie Herzen gründen, nicht auf Kanonen, nicht auf Säbel, nicht auf Geſetze, nicht auf Verfaſſungen, nicht auf einen Mund voll Reden und nicht auf ein Papier voll Buchſtaben. Das ſind und werden keine freien Herzen, die keine Hingebung und Aufopferung, das heißt keine Liebe kennen und üben. Dieſe gehört zum Regieren und Regiertwerden, ſie allein, die nicht auf das Ihre ſieht, ſondern auch auf das, was des andern iſt, die ſich nicht erbittern läßt, ſich nicht aufbläht bei der kleinſten Leiſtung und nicht ungeberdig ſtellt bei der kleinſten Zumuthung, die ſich verläugnen, die gehorchen kann, weil ſie ſich zu befehlen weiß, und die befehlen kann, weil ſie andern zu folgen verſteht; ſie iſt das Herzblatt des Gedeihens eines freien Bürgerthums und Chriſtenthums.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Brighton, December.

(Schluß.)

Deutſche.

Außerdem iſt noch ein Herr Kuhn hier, der aber nur eine Nebenrolle in der muſikaliſchen Welt zu ſpielen berufen iſt. Auch ein deutſcher Arzt, Dr. Franz, hat ſich in Brighton niedergelaſſen, um über die künſtlichen Mineralwaſſer, die hier verfertigt werden, zu präſidiren, und es iſt ihm gelungen, ſich eine gute Stellung zu gewinnen. Beſonders muß man an ihm rühmen, daß er arme Landsleute unentgeltlich behandelt und ſich ihrer freundlich annimmt, etwas, was ſich von den Deutſchen im Auslande nicht immer rühmen läßt. Der anſäßigen Deutſchen ſind hier nur ungefähr acht Familien, zu denen jetzt noch eine jüdiſche hinzugekommen iſt, die des Doctor Löwe, der eine Schule für ſeine Glaubensgenoſſen errichtet hat, ein ſehr lobenswerthes Unternehmen, da die Erziehung unter den Iſraeliten noch auf ſehr niedriger Stufe ſteht. Sir Moſes Monteſiore beſchäftigt und empfiehlt ihn, und durch den Namen dieſes Protectors ſtellt es ſich ſogleich heraus, daß er dem orthodoxen Judenthum zugethan iſt, das noch mit den rabbiniſchen Geſetzen zu thun hat. Auch trägt Dr. Löwe ein Käppchen und ſeine Frau eine Perrücke, eine Sitte, die ſelbſt unter den Cloth-Cloth-Juden, wie ſie täglich mit ihrem Sacke über die Schultern durch die Straßen Londons gehen, außer Brauch iſt. Die Zahl ſeiner Schüler beläuft ſich bis jetzt nur auf eilf, er wird dieſelbe aber bis zu zwanzig ſteigern, wenn er kann, und dann iſt das Unternehmen einträglich genug, um damit fortfahren zu können. Brighton iſt überhaupt ein Hauptort für Schulen, wozu das geſunde Klima Anlaß gibt. Tagtäglich um die Mittagsſtunde ſieht man lange Reihen von Zöglingen, Mädchen und Knaben, paarweiſe am Fuß der Klippe auf und abziehen. Natürlich ſetzen dieſe Schulen die Anweſenheit vieler Lehrer voraus, die ſich denn auch von allen Nationen der Erde hierher gefunden haben. Und welche Subjekte! Manche dieſer Deutſchen ſprechen mit einem Accent, daß einem die Ohren wehe thun, und mit dem „mir“ und „mich“ geht es vollends wie es der Zufall will. Die Engländer aber können das nicht beurtheilen, und wer ihnen nur mit dem großen Ollendorf entgegenkommt, den glauben ſie hinlänglich befähigt, ihnen ſeine Mutterſprache mitzutheilen. Oeffentliche Schulen beſtehen hier nicht; es ſind lauter Privatunternehmungen, die für die Knaben von Geiſtlichen geleitet, deren Einkommen nicht hinreicht eine Familie zu erhalten, die für Mädchen unter der Leitung von Gouvernanten, die ein kleines Vermögen erſpart haben, das ſie nun in einer ſolchen Anſtalt anlegen, um auf dieſe Weiſe in ein paar Jahren ſo viel zu erübrigen, daß ſie den Reſt ihres Lebens vor Mangel geſchützt ſind. — Von Kunſt und Wiſſenſchaft weiß man hier nichts. Das kleine Theater wird wenig beſucht, und nur dann und wann in der Saiſon, wenn ein bedeutender Schauſpieler zur Abwechslung auf ein paar Tage herkommt und um ſeine Reiſekoſten zu decken eine Gaſtrolle gibt, finden die Faſhionables es anſtändig, eine Loge zu nehmen; ſonſt ſpricht Niemand vom Theater. — Was die Malerei anbelangt, ſo finden ſich hier einige Porträtmaler während des Spätherbſts ein, um den Beaumonde zu zeichnen, und es beſteht ein einziger kleiner Kupferſtichladen, wo dieſe Künſtler Proben ihrer Geſchicklichkeit auslegen, um ſich dadurch bekannt zu machen. — Auch eine »Foreign Library« in Duodezformat iſt vom Signor Garcia, einem italieniſchen Sprachlehrer, angelegt worden, wo man einen kleinen Vorrath deutſcher Werke findet. Es ſind aber meiſtens nur die Klaſſiker, mit denen jeder gebildete Deutſche mehr oder minder bekannt iſt, und ſomit können nur die Engländer Nutzen davon ziehen. An deutſche Zeitſchriften iſt nun vollends gar nicht zu denken, ſchon deßhalb nicht, weil die meiſten Deutſche hier Zwecke verfolgen, die ſie gegen Politik und Literatur gleichgültig machen.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Theater. — Literaten

Trotz der trübſeligen Lage der Dinge werden indeſſen doch einige Theater ziemlich ſtark beſucht, ſo z. B. die komiſche Oper, welche kürzlich eine ſchöne neue Operette „das Andorrethal,“ Muſik von Halevy, gegeben hat. Die zwei excentriſchen Tonſetzer Berlioz und Felicien David, welche nur in Concerten zu glänzen ſuchen, ſind durch den republikaniſchen Tumult aus den Concertſälen verſcheucht worden. Wer mag jetzt Concerte beſuchen! Zwar wird an einigen öffentlichen Luſterten muſicirt, unter andern im ſogenannten Wintergarten, der, briläufig geſagt, bereits fallirt hat, aber noch immer offen ſteht; dieß kann man aber kein Concert nennen, und die gründliche, ernſte Muſik muß verſtummen. Berlioz hatte zur Zeit, als er muſikaliſche Kritiken im damals einflußreichen Journal des Débats ſchrieb, die Stelle eines Bibliothekars des Muſikconſervatoriums erhalten, aber, wie es ſcheint, unter der von ihm geſtellten Bedingung, daß er das Amt nicht zu verſehen habe. Er wird jetzt mit dem Verluſte des Poſtens bedroht, und vielleicht wird er ernſtlich Bibliothekar werden müſſen, will er ferner ſeinen Gehalt beziehen. Ein ähnlicher Mißbrauch kam im Miniſterium des Innern vor, wo ein Dichter, Alfred de Muſſet, als Bibliothekar angeſtellt worden war, ebenfalls mit der heimlichen Clauſel, daß er mit der Bibliothek nichts zu thun haben ſolle. Dieſe Stelle iſt, wie billig, nach der Februarrevolution aufgehoben worden, was einige Tageblätter veranlaßt hat, der republikaniſchen Regierung Mangel an Achtung vor dem Gelehrtenſtande vorzuwerfen. Hätte doch dieſe Regierung nichts Schlimmeres gethan, als ein Amt kaſſirt, das nicht verſehen wurde! Verdient Muſſet ein Gnadengehalt, ſo gebe man es ihm, ſchaffe aber nicht zu ſeinen Gunſten heuchleriſch ein überflüſſiges Amt. Und Muſſet hat ja eine bedeutende Erwerbsquelle in ſeinem poetiſchen Talent. Seit einem Jahre werden ſeine Stücke häufig im Théâtre français gegeben und erſt vor einigen Tagen iſt ein neues Schauſpiel von ihm: „Andreas del Sarto“ auf dieſe Bühne gebracht worden. Das Théâtre français, das durch den Rückzug der Rachel gleichſam verwaiſt iſt und kaum mehr eine Tragödie zu geben wagt, muß noch froh ſeyn, daß es die Muſſetſchen Luſt- und Schauſpiele hat; denn von den ältern Stücken des Repertoires hat manches durch die politiſchen Ereigniſſe das frühere Intereſſe verloren. Die Puder- und Zopfzeit, welche in einer Menge älterer Stücke geſchildert wird, hat keinen Reiz mehr für das jetzige Geſchlecht. Den bildenden Künſten geht es nicht viel beſſer als der Muſik und der Literatur. An Privatbeſtellungen iſt wenig zu denken und der Staat kann nicht viel thun.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 308. Montag den 25. December 1848.

Iſt Chriſtus Traum, dann iſt das Leben
Ein Gang durch Wüſten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Beſtien wacht

Lenau.

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Für eure Geſetze und für eure Präſidenten, für eure Kriege und Siege braucht ihr Gehorſam, und woher den nehmen mit allen Kanonen und Fallbeilen, wenn ihr die ſich ſelbſt aufopfernde Liebe, die aus der Religion quillt und in der Freiheit mündet, aus den Herzen rotten wolltet, rotten könntet? Nur die rüſtige, thätige, ſich ergebende Liebe erzeugt den freien Gehorſam, der eine Geſammtheit von der kleinen Familie an bis zum mächtigen Völkerganzen zuſammenhält.

Es iſt ein gar richtiger Trieb, der die neue franzöſiſche Umwälzung zu den zwei älteren Aufſchriften die fraternité ſchreiben ließ. Sie iſt der Geiſt, der spiritus rector dieſes neuen Teſtaments. Ohne ſie läßt ſich keine Gleichheit vollziehen und an keine Freiheit denken; denn wo ſelbſtſüchtige Spannung, Parteiung und Verfeindung, da iſt die Ungleichheit und Unfreiheit ſelber. Welchen Grund und Boden aber findet dieſe Grundlage von Freiheit und Gleichheit in den heutigen Gemüthern? wie ſoll dieſe Charte zur Wahrheit werden? Wir ſehen vor Augen, was dieſe modernſte Fahnenſtickerei blutroth auf roth heißen will und leiſten kann. Dieſer ſchauerliche Parteizwiſt, dieſe Zerſplitterungen auf Mord und Tod, dieſer Höllengeiſt, der in Kraft ſolcher fraternité losgebunden meuchlings umgeht mit Dolch und Strang und Blei, mit dem Gifte der Verleumdung und dem Tode des Haſſes und der Rache durch die Reihen der „Brüder,“ wie teufliſch verhöhnt er dieſe löbliche Fraternität! — Aber freilich dieſe moderne Verbrüderung, dieſe franzöſiſche Bruderſchaft verhält ſich zu der alten guten chriſtlichen Bruderliebe wie der Judaskuß zum Todesſeufzer für die Mörder. Dieſe Fraternität mag Putz- und Zech- und Diebs-, Mord- und Kriegsbrüderſchaften ſtiften, nimmermehr aber etwas der Stiftung ähnliches, welche geſtiftet wurde von Einem, der ſeinen Jüngern die Füße wuſch, ſeine Feinde ſegnete und für alle ſeine Brüder ſtarb. Die Liebe, charitas, la charité, leuchtet mit goldener Schrift von der weißen reinen Fahne des welterlöſenden Chriſtus. Familie, Gemeinde, Vaterland, Arme, Reiche, Freunde, Feinde, Brüder und Schweſtern umſchließt dieſe im heiligen Mahl geſtiftete und gefeierte Liebesgemeinſchaft, in der Alle gleich vor Gott und frei in Gott ſind; aber ausgeſchloſſen wird die Familie, die Ehe, die Vaterlandsliebe, die Gemeinſinnigkeit, die Wohlthätigkeit, die Dankbarkeit, die Treue, die Freundſchaft, die Güte, die Theilnahme, die Gerechtigkeit, die Billigkeit, die Friedfertigkeit, die Weisheit, die Politik ſelbſt, jedenfalls die Gleichheit und die Freiheit, kurz die ganze Weiblichkeit, ja recht eigentlich das ganze weibliche Geſchlecht mit all dem ewig Weiblichen, das Himmel und Erde verknüpft und einigt — ausgeſchloſſen wird das Alles durch ein „Bruderthum,“ das ſich an die Stelle von Chriſtenthum und Bürgerthum als reines „Menſchenthum“ aufpflanzen will. Kein Wunder, wenn das ausgeſchloſſene weibliche Geſchlecht ſich mit in den Saal der ſocialiſtiſchen Bruderfreude drängt, um mit einer Republik Schweſterſchaft zu machen, die „ohne ſie nicht gegründet werden kann.“

In jener bereits zu nebelgrauer Ferne zurückgewichenen schönen guten alten Zeit der bundestäglichen Censur, als Gutzkow in Mannheim hinter Wand und Riegel für seinen schlechten Roman Buße that, versenkte er sich in die Philosophie der Weltgeschichte und des Dintenfasses und brach unter Anderem schwarz auf weiß den Stab über eine Menschengeschichte, in welcher die ganze eine Hälfte der Menschheit, die schönere nämlich, ohne Geltung sey. Es ist etwas daran, nur kommt's drauf an, wie man es faßt.

Abgethan ist nichts mit der Gegenbemerkung, daß von der Eva bis zu Georg Sand, von der Königin Semiramis bis zu der Königin Pomare, durch all die Debora, Jesebel, Herodias, Aspasia, Kleopatra, Faustina, Brunhilde, Johanne von Arc, Catharina von Medicis, Elisabeth, Therese, Maintenon, Pompadour, Roland, Lieven, Belgiojoso einerseits, und durch die Sappho bis zum jüngsten Blaustrumpf andererseits der Geschichte und Kunst tief und stark genug in's Handwerk gegriffen worden sey. Noch weniger will besagen, daß das Weib eben am stillen Herde des Hauses seine welthistorische Aufgabe habe, und daß stille Wasser nur um so tiefer gründen, stille Kräfte nur um so weiter wirken. Unsere emancipationslustigen Frauen jedenfalls geben sich mit dem nicht zufrieden und wollen vorläufig wenigstens die Männer nicht allein öffentliche Dummheiten und Republiken machen lassen.

Aber wahr ist es, das Weib ist trotz Christenthum und Bildung noch nicht zu seiner Geltung gekommen. Bei aller Unwahrheit und Verzerrung ist ihre Forderung einer Theilnahme am Gemeinleben weder unnatürlich noch unchristlich in ihrem Kerne; vielmehr ist sie in der Natur begründet und vom Christenthum ermöglicht. Die Stellung des Weibes zum bürgerlichen Leben ist ein Gradmesser für den Gehalt und Bestand des leztern selbst. In der ganzen alten Welt war die Frau eben Sklavin des Hauses, und auch die hervorragendsten Ausnahmen bestätigen nur um so stärker die Regel. Bei aller Gesittung war der Kern des griechischen und römischen Lebens doch barbarisch. Was sind freie Herren und Staaten auf dem gekrümmten Rücken von Sklaven anders, als Gewaltherrschaften, Despotien? Diese Staaten waren von keiner Religion der Liebe durchweht. Wie das Weib, die geschaffene Trägerin der Liebe, keine Stellung zum öffentlichen Leben, zur bürgerlichen Gesellschaft hatte, so war auch die Liebe, die charitas, *die barmherzige Liebe*, wie ein großer Kenner des Alterthums, *Böckh*, sagt, *keine hellenische Tugend*.

Schon im ersten Theile dieses Aufsazes habe ich auf diesen Mangel der barmherzigen Liebe in der heidnischen alten Welt hingewiesen, die bloß den Eros, die sinnliche Liebe, und die Charis als sinnliche Anmuth zu feiern und nur in einem Plato in's Ewige zu verklären wußte. Es war in Rom wie in Griechenland. Wenn etwas den Untergang dieser Völker als einen unausweichlichen, unerbittlichen darthut, so ist es die unbegreifliche Theilnahmlosigkeit und Herzlosigkeit gegen die Armuth und das Elend des niedern Volkes, wofür sich schlechterdings keine nachhaltige rettende Liebe, keine thätige Hülfe aus den höhern oder niedern Kreisen des Volks selber finden wollte. Nur die schrecklichste Noth hieß einigermaßen Hand anlegen, der gräuelvollen Sündfluth einen Abzugskanal zu graben. Wir lesen, wie die Armuth in ganzen Schaaren von obdachlosen Weibern, Kindern, Soldaten, Sklaven und Bürgern, ärmer als das Gethier des Waldes, Italien durchzog, schon zur Zeit der Gracchen. Die Militär- und Sklavenkolonien erzeugten ein furchtbares Proletariat; die Zünfte geriethen in völligen Verfall; Tausende von Bettlern und verlassenen Wittwen und Waisen füllten Stadt und Land, und unter den Kaisern waren in und um Rom zwei Millionen Arme. Das Betteln war auf gewissen Wegen gesetzlich erlaubt. Die römischen Kornkammern des Auslandes lieferten ungeheure Sendungen nach Rom; die Masse wurde mit Geschenken zu politischen Zwecken überschüttet; ein Cäsar brauchte drei Millionen, um nichts für sich zu haben als Schulden; ein Schlund verschlang Alles, was die Hände boten ohne Herz. Mitten in dem grenzenlosen Elende ließen sich die Großen einen Fisch mehr kosten als einen Koch, und diesen noch mehr als einen Triumph. Caligula verpraßte den Tribut dreier Provinzen in Einer Nacht und nahm vor seinen Mahlzeiten Bäder, die viertausend Thaler kosteten. Unter Nero konnte kein Ritter ein Ehrenamt antreten, ohne eine Mahlzeit, die ihn mindestens auf 75,000 Thaler zu stehen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtbilder aus der deutschen Reichsversammlung.

21.

Ein neuer Bureaukrat.

Ein kleiner, spitzer, zierlicher, schwacher Vierziger, dessen ganzes Gesicht die Nase beherrscht und dessen Vorträge ein gebildeter, schönredender Firniß überzogen hat, hinter welchem nur noch hie und da der etwas komische, zahme Provinzialdialekt hervorschimmert. Er ist von Gesinnung liberal im verjährten Sinn, gemäßigt, angenehm formell, doktrinär, und als Büreaubeamter ohne Zweifel sehr brauchbar. Seine

Logik und Politik halten bis zu einem gewiſſen Grade wirklich wieder und ſcheinen darum eben ſo weit praktiſch zu ſeyn. Als Redner iſt er nicht mehr als halb, und ſeine Stimme dünn und unwirkſam. Währen ſeine Vorträge längere Zeit, ſo daß er Muße hat warm zu werden, gewinnt er um Vieles in der öffentlichen Meinung, wenn ihm gleich jederzeit eine gewiſſe trockene Langweiligkeit anhaftet. Er definirt dadurch, daß er ſich zwiſchen zwei Stühle zu ſetzen liebt, praktiſch die Vermittlung.

22.

Ernſt Moriz Arndt.

Der alte, wirklich ehrwürdige Arndt gehört eben ſowohl wie der alte, unwirklich ehrwürdige Jahn auf den erſten deutſchen Reichstag. Beide ſind Reliquien aus der morgenrothen Kriegszeit von 1813, der erſten aufſteigenden Vorahnung deutſcher Einheit und Freiheit, und ſollen als ſolche immerdar, zumal in einem Augenblicke wie der gegenwärtige, geehrt werden, wo die kaum aufgegangene Freiheitsſonne ſich ſchon wieder hinter die finſterſten Wolken verkriecht und die Kleinmüthigen allerdings zweifeln läßt, ob ſie jemals wieder hervorſcheinen werde.

Arndt ſprach früher zuweilen in der Verſammlung, ſizt aber jezt ſchon lange immer ſchweigſam da und hört zu. Wir freuen uns deſſen für ihn und uns, da ſein Gedächtniß und ſeine Geiſteskraft nicht mehr ſo gut für die Oeffentlichkeit, als für den perſönlichen Bedarf ausreichen. Auch Arndt iſt in ſeinem Alter, welches ſich faſt eben ſo hoch beläuft wie das Jahns, körperlich noch eben ſo friſch und kräftig, und er ermangelt nicht allen ſeinen Bekannten die vollgültigſten Beweiſe dafür zu geben, wenn er ihnen geſprächsweiſe wiederholt mit der Fauſt auf die Bruſt ſchlägt. Er iſt wohl noch im Stande, halbe Stunden lang im kernigſten Redefluſſe ununterbrochen fortzuſprechen, und wird in ſeiner Unterhaltung jederzeit am ergötzlichſten, wenn er auf ſeinen alten Freund Kampz zu ſprechen kommt. Sein eigentlichſtes innerſtes Leben iſt aber nur auf den Brennpunkt der Erinnerungen der Freiheitskriege zuſammengedrängt.

Arndt iſt im edelſten Sinne durch und durch pommerſcher Landmann und ſieht alle geiſtigen und materiellen Dinge nur aus dieſem und dem ſpeziell proteſtantiſchen Standpunkte an. Die erſtere Anſchauungsweiſe geht ſo weit, daß er z. B. in ſeinem Obſtgarten zu Bonn die Bäume ſogar im Sommer mit großen befruchtenden Miſthaufen umgeben und alſo alle Schönheit des Raſens und der Natur verläugnet hat. — Es iſt eine wahre Erquickung, den alten Arndt in der Paulskirche ſo ſonntäglich rein, als wäre er zur Predigt gegangen, im Centrum unweit der Miniſter ſitzen und andächtig zuhören zu ſehen. Zuweilen nickt wohl auch ſein weißes Haupt mit dem freundlichen alten Kindergeſichte, vom Redner, Prediger-gleich, erbaulich eingewiegt, vorwärts und ruht ein Weilchen aus; es dauert aber nicht lange, ſo ſchaut er wieder ſo gewiſſensrein und lauter nach der Tribüne. Sagt der Redner beſonders ſeinem Herzen zu, ſo ſteht er auch wohl auf und lehnt ſich, wie ein altdeutſches Steinbild von dem ehrlichen Kraft, lauſchend gebückt an die Tribüne an.

Arndt iſt von Geſtalt nicht groß, hager, raſch, von Geberden lebhaft wie ein junger Mann, ja zuweilen — nur mit Anſtand und in nichts ſo oſtentiös extrem wie Jahn — luſtig wie ein Junge, bei dem allem aber ſtets geiſtvoll, liebenswürdig und anregend. Wir bemerken mit Leidweſen, daß ſeine Haltung ſeit einiger Zeit gekrümmter als ſonſt iſt, und man ſieht ihn auch öfter mit über dem Leibe zuſammengelegten Händen gehen. Sein Auge iſt dagegen noch immer blizend, klar. Wenn er zu Hauſe iſt, pflegt er ſtets eine blaue Blouſe zu tragen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

K u n ſt.

Daß übrigens die Nationalverſammlung der Kunſt nicht unhold iſt, hat ſie in der Berathung des dießjährigen Budgets bewieſen: ſie hat für das Muſeum im Louvre bedeutende Summen bewilligt. Dieſes Muſeum ſtand ſonſt unter Aufſicht des Intendanten der Civilliſte, oder was daſſelbe war, des Hofes; ſeit der Republik gehört es, wie alles, was die Kunſt betrifft, zum Miniſterium des Innern. Auch hat das Muſeum ſchon bedeutende Veränderungen erlitten; viele Kunſtſchäze, welche aus Mangel an Raum auf den Speichern aufgeſchichtet lagen, werden aus der Verborgenheit gezogen und aufgeſtellt; aus den weiland königlichen Schlöſſern werden andere Kunſtſachen hervorgeholt und dem Publikum, für das ſie bisher nicht vorhanden

waren, zur Schau geſtellt. Jeder, der ſich ernſtlich der Kunſt widmet, kann täglich das Muſeum beſuchen und die Werke der Meiſter ſtudiren, copiren u. ſ. w. Man hatte auch vorgeſchlagen, die chalcographiſche Anſtalt, die unter der erſten Republik mit dem Muſeum verbunden war, wieder herzuſtellen, und die Meiſterwerke der Malerei und Bildhauerei in Kupfer zu ſtechen. Dieſer koſtſpielige Plan iſt indeſſen vorläufig bei Seite gelegt worden. Andererſeits wird das Muſeum wahrſcheinlich zwei Sammlungen verlieren, doch ohne großen Schaden für die Kunſt: einmal nämlich die ſpaniſchen Gemälde, welche Ludwig Philipp durch den Baron Taylor in Spanien hatte aufkaufen laſſen, als man daſelbſt des Geldes ſehr bedürftig war. Der Baron, ein Dilettant, ſcheint ohne viele Auswahl faſt Alles, was ſich ihm darbot, aufgekauft zu haben; für das Ganze ſollen 1,200,000 Fr. bezahlt worden ſeyn. Es befinden ſich in der Sammlung etwa vierzig vortreffliche Stücke; das übrige beſteht aus Copien oder mittelmäßigen Originalen. Ludwig Philipp, deſſen Eigenthum die Sammlung iſt, erbietet ſich, ſie gegen Erſtattung jener Summe abzutreten. Die Republik wird ſich aber wohl hüten einen ſo ſchlechten Handel einzugehen, und wahrſcheinlich wird die Sammlung zur Verſteigerung kommen. Die zweite, Ludwig Philipp zugehörende Sammlung beſteht aus den Gemälden, welche ihm der Engländer Standiſh aus perſönlicher Zuneigung vermacht hat. Auch dieſe will der Exkönig dem Staate ablaſſen, wenn man ihm die in England dafür bezahlte Erbſchaftsſteuer erſetzt. Da aber dieſe Steuer eine ſehr bedeutende Summe ausmacht und die Sammlung auch nicht von der Art iſt, daß man ſie um jeden Preis ankaufen müßte, ſo wird man auch dieſen Kunſtſchatz fahren laſſen, zumal man Gemälde genug beſizt, um den leer gewordenen Raum im Louvre ſogleich wieder zu füllen. Unter den neu aufgeſtellten Kunſtſachen aus dem Mittelalter bemerkt man einen länglichen Reliquienkaſten mit den Bildniſſen Karls des Großen und der folgenden karolingiſchen Kaiſer und Könige. Dieſer Kaſten ſoll einen der Arme Karls des Großen eingeſchloſſen haben, und im Beſitze eines der deutſchen Kaiſer (Friedrich Rothbart, wenn ich nicht irre) geweſen ſeyn. Wie er nach Frankreich und ins Louvre gerathen iſt, weiß man nicht. Man hat ihn, wie es ſcheint, unter den vielen Kunſtſachen gefunden, welche nicht aufgeſtellt waren. Man bewundert ihn jezt in der Nähe eines der Meiſterwerke Benvenuto Cellinis. Ferner denkt man jezt ernſtlich daran, ein Lokal zu finden, wo die Werke der lebenden Künſtler jährlich ausgeſtellt werden können. Bisher geſchah dieß im Louvre; die alten Bilder mußten jedes Jahr herabgenommen werden und einige Monate den neuen Verſuchen in der Kunſt weichen. Dieß war eben ſo unbequem als unſchicklich. Eine andere, zweckmäßigere Einrichtung wird längſt gewünſcht; hoffentlich wird ſie jezt, wo ſo viele große Gebäude disponibel geworden, zu Stande kommen. Dg.

Wien, December.

Auswanderungen. — Hinrichtungen.

Allmählig iſt trotz der Fortdauer des Belagerungszuſtandes Alles wieder ſo ziemlich in das alte Geleis zurückgekehrt. Die rothe Fahne, welche an dem Tage, wo das Militär in die Stadt einzog, ſich oben auf dem Stephansthurme befand und in dem freilich ganz unmöglichen Falle eines Volksſieges vielleicht hoch über der Stadt aufgepflanzt worden wäre, iſt nicht zum Vorſchein gekommen. Da von allen Bedingungen, welche Fürſt Windiſchgrätz bei der Kapitulation der Stadt ſtellte, damals keine ſo verletzend erſchien, als die, daß beim Einzuge der Truppen eine große ſchwarzgelbe Fahne vom Stephansthurme wehen müßte, ſo hatte man ſich anfangs damit begnügt, daß eine weiße Friedensfahne aufgeſteckt wurde. Sehr bald aber hing daneben eine kleine ſchwarzgelbe Fahne; ſie wurde immer größer und wurde der Spize des Thurmes immer näher gebracht; jezt weht ſie größer und mächtiger vom Stephansthurme herab, als die Phantaſie des Fürſten Windiſchgrätz ſie ſich vorgeſtellt haben mag, als er das Wehen einer großen ſchwarzgelben Fahne unter ſeine Bedingungen aufnahm. Welcher Umſchwung ſeitdem mit den Anſichten der Wiener Bürger vorgegangen, iſt bekannt. Die Männer, welche ſich den Anſchein gaben, hier das deutſche Princip zu vertreten, in der That aber mehr rein demokratiſch als deutſch geſinnt waren, ſind aus dem Umkreiſe der Stadt verſchwunden. Man bedauert mit Recht, daß ſie aus ihren Verhältniſſen herausgeriſſen ſind; aber man hat alle Urſache ſich zu ſagen, daß die Wiener Geſellſchaft im Ganzen nicht ſehr viel an ihnen verloren hat. Von Pulsky und Bem wollen wir dabei nicht reden, ſie ſind Fremde und hatten natürlich hier gar kein deutſches Princip zu vertreten. Auch reden wir nicht von Schütte, der hier in lezter Zeit ruhig als Schriftſteller lebte, während engliſche und franzöſiſche Zeitungen wußten, daß er einen Preis auf den Kopf des Fürſten Windiſchgrätz geſezt habe, eine Nachricht, die den Einfluß des Dr. Schütte ſo ſehr überſchäzt, als nur jemals perſönliche Eitelkeit ſich ſelbſt überſchäzt hat. An Männern aber wie Tauſenau und Chaiſé kann leider nichts verloren ſeyn, wie bedeutend auch die Rolle war, die ſie noch vor Kurzem hier geſpielt. Inzwiſchen hat ſich auch Mancher aus dem Staube gemacht, von dem es hoffentlich noch zweifelhaft war, ob er verfolgt wurde. Unter den hieher Gehörigen befinden ſich einige früher ganz harmloſe belletriſtiſche Schriftſteller. Wir nennen Siegmund Engländer, der ſchon im vorigen Jahre das Journal „Salon“ verſuchte, und zwar mit ganz tüchtigen öſterreichiſchen Kräften. Nach dem neueſten Umſchwunge der Dinge verſtand auch er in ſeiner „Katzenmuſik“ nicht mehr Maß zu halten. Wenn auch nicht als ein politiſcher Charakter, ſo iſt er uns doch immer als ein höchſt biederer Menſch erſchienen, der es mit der Sache, die er vertrat, durchaus ehrlich meinte. Daſſelbe kann man wohl auch von Iſidor Heller ſagen, der ſich noch ganz zulezt von hier entfernt hat; ein allzuweiches Gemüth, als daß man ſeine Einmiſchung in die Politik billigen könnte. — Ein ernſthafteres Kapitel als das von den Auswanderungen der Schriftſteller, welche man in Oeſterreich von früherher gewohnt iſt, ſind die Hinrichtungen. Dr. Julius Becher war ein Mann, der zwar nichts Bedeutendes geleiſtet zu haben ſcheint, aber ſchon durch ſeine Beziehung zu vielen bedeutenden Männern Deutſchlands Intereſſe erregen muß. Er war mit Mendelsſohn, Immermann, Grabbe, Uechtritz, Lenau u. A. befreundet. Hier in Wien gehörte er zu einem Kreiſe inniger Verehrer der Beethovenſchen Muſik, welche ſich mit einem von Lenau, der ſelbſt zu ihnen gehörte, geſchaffenen Namen, die Derwiſche nannten. Jellinek war 25 Jahre alt, alſo gewiß noch in der Entwicklung begriffen; die Militärherrſchaft konnte das nicht kümmern. Jellinek iſt gewiß einer der jüngſten Märtyrer, welche irgend eine Sache in der Geſchichte aufzuweiſen hat. Wenig bekannt iſt es im größeren Publikum, daß er während ſeines früheren Aufenthalts in Sachſen und Preußen ſich als ſcharfſinniger Forſcher in einzelnen Gebieten der Kirchengeſchichte einen Namen gemacht hat. Obgleich auch wir der deutſchen Theologie von frühern Zeiten her nicht ganz fremd ſind, ſo wollen wir uns doch auf Heinrich Buttke, den Leipziger Profeſſor der Geſchichte, berufen, welcher Jellineks Verdienſt im Fache der Kirchengeſchichte vollkommen anerkennt. Jellinek war bekanntlich von Geburt ein Jude.

(Fortſezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 309. Dienſtag den 26. December 1848.

Kein Strähchen Feder iſt in unſerm Heer,
Die Zeit hat unſre Sauberkeit vernutzt,
Doch unſre Herzen ſind, beim Himmel! ſchmuck.
Shakeſpeare.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

I.

Als ich im vorigen Herbſte im glänzenden Hôtel de l'Europe in Hamburg von dir Abſchied nahm, um wieder zu meinem Regimente zurückzukehren, ahnte ich nicht, daß die nächſte Zeit mir ſo wechſelvolle Schickſale bringen würde. Laß dir ein andermal vom ſchändlichen Verrath der Mailänder erzählen, ſo wie vom gefährlichen Rückzug in dunkler Nacht mitten unter dem aufgeſtandenen Landvolk, das aus ſichern Verſtecken unaufhörlich auf uns ſchoß. Mein Tagebuch iſt mir jezt nicht zur Hand. — Nie in meinem Leben werde ich jene Mailänder Nacht vergeſſen; aber glänzend gerächt haben unſere Tapfern dieſen Rückzug, und als Sieger ſtehen ſie jezt wieder in der gedemüthigten Stadt, die des eiteln Wahns lebte, ſie werde nie wieder einen öſterreichiſchen Soldaten in ihren Mauern ſehen. Wahrhaftig, die Italiener müſſen ganz anders fechten lernen, wenn ſie es mit unſern Schwadronen und Bataillonen aufnehmen wollen; alle ihre hochtönenden Phraſen und wüthenden Verwünſchungen und tauſendfachen »morte ai Tedeschi,« womit ſie uns bei jeder Gelegenheit überſchütteten, thun es nicht. Nur die tapfere und gut disciplinirte ſardiniſche Armee machte dieſen italieniſchen Feldzug blutig; alles andere, und vollends die „Crociati," und wie ſich die vielen Freicorps ſonſt nannten, waren großentheils feiges Geſindel. Auch von der Zeit in Peſchiera, in das mich ein widriger Zufall hineingeführt hatte und ſpäter feſthielt, während meine Kameraden ſich im freien Felde tummelten, ſchreibe ich dir ſpäter einmal ausführlicher.

Es waren böſe, böſe Tage, die wir in dieſem alten Steinneſte verleben mußten. Zulezt war der Proviant ausgegangen; Hunde, Katzen, Ratten, Mäuſe, Fröſche, was nur irgend genießbar war, mußte zur Aushülfe dienen. Der Wirthstiſch in Hamburg war beſſer. Dazu als Tafelmuſik das Pfeifen und Wühlen und Platzen der Bomben, die oft einen gewaltigen Spektakel machten. Hübſch ſieht es aber aus, wenn die großen Bomben gleich feurigen Meteoren durch die dunkle Nacht herbei fliegen. Wäre nur das verdammte Platzen nicht geweſen, das uns manchen braven Mann koſtete, wir hätten uns das hübſche Feuerwerk, das uns gar nicht ſelten geboten ward, wohl gefallen laſſen. Unſere Soldaten hielten ſich vortrefflich. Es war eine Freude, ihren ruhigen Muth zu beobachten, die Ausdauer, mit der ſie Gefahren wie Hunger und den beſchwerlichſten Dienſt ertrugen, ohne je zu murren oder gar zu klagen. Unſere Artilleriſten wetteiferten darin mit den Grenzern vom Ottochaner Regiment, welche die Hauptbeſatzung bildeten. So lange Haus Oeſterreich ſolche Soldaten hat, iſt es nicht verloren, mögen ſeine Feinde kommen woher ſie wollen. Erſt als wir die lezte Patrone verſchoſſen hatten und den Piemonteſern gar nicht mehr antworten konnten, was wir bisher nach Kräften gethan hatten, übergaben wir unter den ehrenvollſten Bedingungen die arg zuſammengeſchoſſene Feſtung. Wir durften gegen Italien in dieſem Feldzuge nicht mehr fechten und wurden von Ancona nach Trieſt übergeſezt. Nun, der Kaiſer hatte noch genug Soldaten, die er gegen die Italiener ſchicken konnte, und

wir waren ihm an anderem Orte eben ſo brauchbar. Aber Schmerz und Wuth erfüllte doch unſere Herzen, als wir unſere Fahne abnehmen und die piemonteſiſche dafür aufziehen ſahen, und ſo tauſendfach wir auch Peſchiera verwünſcht hatten, ſo ſchmerzte es uns doch tief, jezt als Beſiegte daraus abziehen zu müſſen. Die Piemonteſer, das muß ich zu ihrem Ruhme ſagen, benahmen ſich bei dieſer Gelegenheit mit Anſtand und Würde, und unter den Offizieren lernte ich mehrere fein gebildete, angenehme Leute kennen, mit denen ich trotz des eigenthümlichen Verhältniſſes einige ganz angenehme Stunden verlebte. Uebrigens hätten wir die Feſtung unter allen Umſtänden nur an reguläre Truppen übergeben; ehe wir Freiſchaaren die Thore geöffnet, hätten wir uns lieber mit unſerem lezten Pulver in die Luft geſprengt.

Mit welchem Appetit wir zuerſt wieder ordentliche Speiſen verzehrten und einen Becher Wein leerten, kannſt du dir leicht denken. Stattlich war unſer Auszug übrigens nicht, und eine Parade in Mailand vor Radezky bot ein ganz anderes Bild. Zerriſſen, geflickt mit allen möglichen Lappen, waren nur zu viele Uniformen kaum mehr zu erkennen. Ein paar heile Beinkleider gehörten zu den Seltenheiten, und ſtatt der Schuhe hatten Manche ſich Sandalen aus ihren jezt unnüzen Torniſtern geſchnitten und mit Riemen an den Füßen befeſtigt. Dabei waren alle blaß, ausgehungert, mit langem Bart und Haar, und viele trugen einen Verband, denn wer von unſern Verwundeten nur irgend konnte, ſchleppte ſich mit fort. Aber trotz Allem behielten unſere Leute ihre feſte Haltung, ſchauten trotzig und kühn ihren Feinden in's Geſicht, und hätten wir nur friſchen Proviant und hinreichende Munition gehabt, wir wären gleich wieder in Peſchiera eingezogen und hätten uns auf's Neue belagern laſſen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo hatte ich noch eine glänzende, faſt neue Uniform, da ich dieſelbe während der Belagerung faſt nie getragen hatte, mein Roß dagegen war ſchon lange den Weg alles Fleiſches gegangen, das heißt in unſere Mägen gewandert, und ich daher ein Reiter zu Fuß.

Von unſerem Marſch durch Italien iſt weiter nichts zu ſagen. Daß der Pöbel, darunter aber auch viele wohlgekleidete Männer und Frauen, uns beim Durchmarſch durch die Städte auf alle Weiſe verhöhnten, ja mit Koth warfen, kannſt du dir, wie du die Italiener ſelbſt kennſt, leicht denken. Wo hätte der Italiener einen Fremden, den er nicht zu fürchten braucht, oder von dem er nichts zu gewinnen hofft, anders als höhniſch behandelt? Die niedrigen Seelen! Einmal aber habe ich bei einem ſchmählichen Auftritt der Art lachen müſſen. Als wir durch ein kleines römiſches Städtchen zogen, hatte ein junger, ſehr elegant gekleideter Mann die Frechheit, einem Korporal von den Ottochanern, der auf dem Flügel ging und ſeinen rechten Arm noch in der Binde trug, in's Geſicht zu ſpucken; aber mit kräftigem Griff packte derſelbe raſch mit dem linken Arm den Burſchen und ſchleuderte ihn in das Glied, wo nun die Soldaten förmlich Fangball mit ihm ſpielten, ihm tüchtige Püffe verſezten und ihn endlich in den nächſten Kothhaufen warfen. Der Pöbel wollte zwar Lärm machen, aber wir nahmen nun eine ſo ernſte Haltung an, unſere Grenzer ſchnitten ſo grimmige Geſichter und fingen an ihre Bajonnette aufzuſtecken, daß die uns begleitenden ſardiniſchen Offiziere ſelbſt den Pöbel zurechtwieſen und dieſer ſich verlief.

(Fortſezung folgt.)

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſezung.)

In vier Monaten hatte Vitellius unter den Augen des hungernden Pöbels zwei- und vierzig Millionen Thaler verfreſſen. Da endlich erſchien Veſpaſian, der Sparſame, der ſelbſt Blinde und Lahme geheilt haben ſoll, und ſein Sohn Titus, der Gütige, die Wonne des menſchlichen Geſchlechts. Hunger und Peſt, Brand und Erdbeben gaben ihm Gelegenheit übergenug, ſein Herz und ſein Volk durch Wohlthun zu erfreuen. Was aber der eine Titus in ſeiner zweijährigen Regierung, da er den Tag verloren gab, an dem er keine Wohlthat erwieſen, gethan, das ward gründlich verdorben durch den grauenhaften Domitian. Erſt nach deſſen Tode verſuchten die vier guten Kaiſer Nerva, Trajan, Antonin und Mark-Aurel nachhaltige Hülfe für das arme Volk in Rom. Schon die Politik gebot es, die immer bedenklicher werdende Zahl der Bettler, Wittwen und Waiſen, der arbeitsbedürftigen Armen und des entarteten Geſindels zu verſorgen. Nerva kaufte Land und ließ die Felder unter die Dürftigſten vertheilen. Die Kinder wurden aus der ſittenloſen Hauptſtadt entfernt, die Bettelkinder ehrbaren Leuten auf dem Lande zur Erziehung übergeben. Die Waiſen vertheilte er auf öffentliche Koſten in die verſchiedenen Städte Italiens.

Trajan fand nach Abführung der innern Coloniſten noch 300,000 Arme in Rom, und dieſen ließ er geſezlich das wöchentliche Getreide auf öffentliche Koſten reichen (faſt eben ſo viele öffentlich Unterſtüzte werden dieſen Winter 1848 im heutigen Paris gezählt). Auch die Kinder freier Eltern unter eilf Jahren empfingen das wöchentliche Brod vom Staate. Da Tauſende von Kindern durch Italien verlaſſen

umherirrten, wurden ſie den Städten zugewieſen, denen er beſtimmte Einkünfte zur Aufbringung der ungeheuern Koſten überließ. Reichere Privatleute, wie Plinius der Jüngere, ahmten das im Kleinen nach. Derſelbe Plinius berichtet aber, daß Trajan durch ſolche Wohlthat eine Ergänzung ſeiner Legionen mit treuen Soldaten habe erzielen wollen (wieder ganz ähnlich hat die Republik des National— nicht der Nation — in Paris ſich aus dem Proletariat ihre mobile Garde gezogen). So iſt all dieſes Wohlthun und Verſorgen nicht Sache der Liebe, ſondern weit mehr der Politik geweſen, und wie in Frankreich die Stadt Paris, ſo im Römerreich der Hauptſtadt nebſt dem Hauptlande zu gut gekommen, während die Provinzen um ſo mehr darbten und verdarben.

Hadrian ſezte die Verſorgung der Kinder in ganz Italien großartiger fort, und ließ in dem empörten Paläſtina 580,000 Juden erſchlagen und 985 Ortſchaften zerſtören. — Der milde Antonin ſuchte ein Vater ſeines Volkes zu ſeyn und ſorgte ebenfalls für deſſen arme Kinder. Aber was war das Wenige unter ſo Viele! Mark Aurel rühmt ſich, den Sinn für Mildthätigkeit von den Göttern durch ſeine Mutter empfangen zu haben. Doch weiß er in den zwölf Büchern ſeiner Selbſtbetrachtungen den Tugenden der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit kein Plätzchen zu geben. Die Getreideſpenden mußten auch auf die Kinder der friſch in Rom anſäßig gewordenen Bürger ausgedehnt werden, deren Zuzug die Armuth vermehrte. Zu Ehren ſeiner laſtervollen Gattin Fauſtina, die der Senat vergötterte, erbaute er erſt einen Tempel und ſtiftete nachher eine Anſtalt für „neue fauſtiniſche Mädchen.“ Eine ſolche Stiftung für Knaben und Mädchen errichtete dreiundfünfzig Jahre nachher Alexander Severus zu Ehren ſeiner Mutter Mammäa.

Das ſind die Rettungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten der alten Welt! Im zweiten und dritten Jahrhundert findet ſich nichts mehr auch nur von dieſen dürftigen Verſuchen. Aber wenn ſie auch ausgedehnter und allgemeiner geweſen wären, ohne das rechte Herz, den Geiſt der Liebe, die Seele der Weiblichkeit, welche einmal dieſem Heidenthum fehlte, war alles Wohlthun, alle Fürſorge, politiſch oder nicht politiſch, öffentlich oder häuslich, nur ein Sieb.

Gar bezeichnend iſt auch das, daß unter dem vorchriſtlichen Römervolke kaum eine Spur von allgemeiner Theilnahme für die Kranken gefunden wird. Es gab keine Heilanſtalten unſern Spitälern gleich. Als das zuſammenſtürzende Amphitheater in Fidenä 30,000 Menſchen erſchlagen oder verwundet hatte, nahm man die Leidenden wohl in Privathäuſer auf, aber der Staat überließ ſie ihrem Schickſale. Nur für kranke Sklaven und Gladiatoren wurde geſorgt. Leztere kamen, wenn ſie verwundet waren, in den Aeskulaptempel auf der Tiberinſel. Als Kaiſer Claudius die Grauſamkeit, mit der dieſe armen Menſchen behandelt wurden, durch Geſetze rügte, wurde in Rom ein eigenes Krankenhaus (valetudinarium) für Sklaven errichtet; aber nur jüngere Sklaven, die nach der Geneſung noch arbeitsfähig waren, wurden dort untergebracht, die unheilbaren und altersſchwachen mußten auf die Tiberinſel wandern, um dort elendiglich umzukommen. Viel ſpäter erſt wurden zur Pflege von verwundeten Soldaten Krankenzelte angelegt. Dergleichen Einrichtungen trafen Trajan und Hadrian in ihren Feldlagern und Alexander Severus beſuchte die Kranken in eigener Perſon, tröſtete ſie und ſchenkte ihnen Geld. Dieſe Menſchenfreundlichkeit aber wird nicht mit Unrecht bereits dem Einfluß ſeiner Mutter Mammäa zugeſchrieben, die als Freundin des Kirchenlehrers Origines dem Einfluſſe des Evangeliums zugänglich geworden war.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, December.

Phyſiognomik des Landes.

Bereits über ein Jahr iſt verfloſſen, ſeit ich Ihnen die erſte Correſpondenz aus Weſtphalen überſandte, die, ſoweit ich ſehe, überhaupt die erſte ſpecifiſch weſtphäliſche Correſpondenz dieſer Blätter iſt. Was hatte auch die Geſchichte, was gar die Geſchichte des Tages ehedem mit Weſtphalen zu thun? Aber in der Zeit, die zwiſchen dem December 1847 und dem December 1848 liegt, hat ſich eine lange Reihe von Begebenheiten im engen Raume zuſammengedrängt, Begebenheiten, die auch das ſonſt iſolirte Weſtphalen in den Fluß der Geſchichte hineingezogen haben. Socialiſten und Communiſten haben ſich in Düſſeldorf zu Repräſentanten des deutſchen Volksgeiſtes aufgeworfen, und der am Niederrhein ausgebrochene revolutionäre Sturm hat das Waſſer ſeiner Wogen bis in die ſtill verborgenen Thäler des Teutoburger Waldes geſchleudert. Hand in Hand damit iſt dann das entgegengeſezte Beſtreben gegangen, der Kampf gegen die modernen Glückſeligkeitstheorien. Aber dieſer Kampf, der urſprünglich darauf ausging, das Beſtehende, das von den Altvordern Ueberkommene entweder zu zerſtören oder zu bewahren, hat zur nothwendigen Folge gehabt, daß das ganze Land in die Bewegung hineingezogen worden, daß der alte Boden der Iſolirung vollſtändig verlaſſen iſt. Auf der einen Seite ſocialiſtiſche Republikaner, auf der andern die Anhänger der abſoluten

Monarchie; in der Mitte beider Gegenſätze eine neue lebensvolle Richtung, die mit den Gegenſätzen ſelbſt Nichts mehr gemein hat, eine Richtung, die zwar vom Beſtehenden, von der Autorität, vom Geſetze ausgeht, aber innerhalb der Autorität, innerhalb des Beſtehenden, innerhalb des Geſetzes die Freiheit anſtrebt.

Doch laſſen wir vor der Hand die Politik und faſſen wir die rothe Erde näher ins Auge. Vor einem Jahre ſchrieb ich Ihnen aus dem Bergkeſſel des Teutoburger Waldes; erlauben Sie, daß ich für dieſes Jahr einen weitern Geſichtskreis nehme. Seit Jahren habe ich einen Theil des Frühlings und Herbſtes in Weſtphalen zugebracht und bin dort, ein wanderfroher Odyſſeus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf gegangen, um dem Thun und Treiben der Einwohner zuzuſchauen. Auch in dieſem Jahre brachte mich der September nach Weſtphalen, um nacheinander die Länderſtrecken von der Abdachung des niederrheiniſchen Gebirges bis in die flachen Ebenen von Holſtein zu durchſtreifen, von Bonn am Rhein bis Hamburg an der Elbe und Alſter. Da glaube ich nun Manches beobachtet zu haben, von dem bis jezt weder geographiſche Handbücher noch Reiſebeſchreibungen berichten. Manches ferner, was uns tiefere Blicke in den Charakter des deutſchen Volkes gewährt, und Vieles endlich, was die Sitten, Sagen und hiſtoriſchen Traditionen der Bewohner angeht, alles Dinge, deren Mittheilung der Leſer vielleicht um ſo freundlicher und nachſichtiger aufnimmt, als wir uns jezt mehr denn je zuvor als Eine deutſche Nation fühlen. Eine deutſche Nation: ſollte es da nicht eine hauptſächliche Aufgabe unſerer Tagespreſſe ſeyn, die verſchiedenen deutſchen Volksſtämme miteinander bekannt zu machen, die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten zu würdigen und dem Ganzen einzufügen, auf daß der Eine ſich freue an den Gaben des Andern?

Ich werde meinen Bericht in mehrere, ſo viel als möglich von einander unabhängige Theile zerlegen, und beginne den heutigen füglich mit der Phyſiognomik des Landes, als der breiteſten phyſiſchen Grundlage für das geiſtige Leben der altſaſſiſchen Bevölkerung. Natürlich kann bei der Grenzbeſtimmung die gegenwärtige Statiſtik nicht maßgebend ſeyn; die Ueberſchrift Weſtphalen habe ich aber beibehalten, weil die preußiſche Provinz Weſtphalen den größten Theil des hiſtoriſchen Weſtphalens umfaßt. In geſchichtlicher Beziehung ſey mir die Erinnerung an die den meiſten Leſern bekannte Thatſache geſtattet, daß die Bevölkerung Weſtphalens eine ſächſiſche iſt, daß die Sachſen in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Ptolemäus noch in Holſtein neben den Dänen wohnten, und daß ſie von hier aus gegen den Süden und Weſten bis an die Ufer des Rheins vordrangen. Frieſen, blieben im Nordweſten an den Geſtaden der Nordſee, Franken, Heſſen, Thüringer im Nordoſten. Den Weg bahnten ſie ſich mit einer ihnen eigenthümlichen Waffe, Sax genannt, daher der Name Sachſen, wie Franken von der Franja.

(Fortſezung folgt.)

Wien, December.

(Fortſetzung.)

Rückkehr zum alten Zuſtand.

Beſonderes Intereſſe erregt es jezt, das Verhalten der Wiener Arbeiter zu beobachten. Wie die Studenten ſich ſehr gut wieder in die feinen Anzüge hineingefunden haben, durch deren modiſchen Schnitt ſie ſich früher in ihrer äußern Erſcheinung von den norddeutſchen Studenten unterſchieden, ſo hat auch der Arbeiter ſich raſch wieder in ſeine frühere ſehr beſcheidene Stellung gefunden. Er arbeitet wieder und hat keine Zeit mehr an Deutſchland zu denken, für welches er früher ſchwärmte. Hier fällt uns eine Anſprache ein, die früher einmal ein Leipziger Blatt an die hieſigen Arbeiter richtete. „Armer Mann," ſo hieß es, „was iſt dir Deutſchland? Eine beſſere Zukunft, ein Traum von hohem Lohn und geringer Arbeit, von luſtigen Tagen, von einer freundlichen hellen Stube; vor deiner Seele ſteht ein großes Glas Nußberger, ein Gugelhopf thront majeſtätiſch auf deinem Tiſche und dein Weib oder Liebchen trägt das ſammtne Mieder der Goldſchmiedstöchter." — An Arbeit kann natürlich jezt kein Ueberfluß ſeyn; doch thut das Arbeitsnachweiscomité ſein Möglichſtes, ſie herbeizuſchaffen. Ueberhaupt ſteht es mit dem Verdienſt aller Art ſehr ſchlecht, ſogar noch ſchlechter als es auf den erſten Anblick ſcheint. So, um ein Beiſpiel aus einer allerdings frühern Zeit anzuführen, waren im Oktober alle Kaffeehäuſer von früh bis in die Nacht gefüllt, weit mehr als bei ruhigen Zeiten. Allein der Verdienſt der Kaffeewirthe war dennoch weit geringer als früher, denn die Geſellſchaft blieb den ganzen Tag dieſelbe; die anweſenden Mitglieder der akademiſchen Legion und der Nationalgarde entfernten ſich höchſtens auf kurze Zeit, um bald wieder zu kommen. Statt deſſen hatte man früher ſelten länger als eine Viertelſtunde verweilt, und von hundert Menſchen war mehr Geld in Umlauf geſezt worden, als jezt von tauſenden. Dieſes Beiſpiel iſt ſchlagend.

In dieſem Augenblicke oder doch bis vor Kurzem wurde der Beſuch der überhaupt für die Wiener Geſellſchaft nicht unwichtigen Kaffeehäuſer dadurch vermehrt, daß der juridiſch-politiſche Leſeverein geſchloſſen war. Er ſtammt noch aus der Metternichſchen Zeit, in der er nicht unbedeutender Privilegien genoß. Weil er von Männern geſtiftet wurde, die dem hier ſogenannten juridiſch-politiſchen Fache angehörten, und weil man mit ſeiner Genehmigung hauptſächlich dem gebildeten, freiſinnigen Theile der Beamtenwelt eine Conceſſion machen wollte, nahm er jenen Namen an, der ihm aber jezt zum Verderben gereichte. Da alle Vereine während des Belagerungszuſtandes verboten waren, ſo wollte man auch den juridiſch-politiſchen Leſeverein nicht dulden. Von mancher Seite her wurde freilich behauptet, der juridiſch-politiſche Leſeverein habe ſelbſt in allzugroßer Gewiſſenhaftigkeit ſeiner ältern Mitglieder ſeine Thüren geſchloſſen. — In dieſem Augenblicke dürfen nun auch die meiſten Wiener Blätter wieder erſcheinen, während früher nur die „Preſſe," der „Lloyd" und die „Geißel" erſchienen. Der ambulante Buchhandel iſt ganz von der Straße verſchwunden, und ſelbſt die genannten Blätter dürfen nicht mehr ausgerufen werden. Sie forderten daher Perſonen, welche in der Stadt und den Vorſtädten offene Gewölbe haben, auf, ſich in den Expeditionen zu melden und den Verſchleiß der Blätter zu übernehmen. Es machte nun einen komiſchen Eindruck, wenn man in den öffentlichen Blättern Anzeigen folgender Art las: „In meinem Gewölbe ſind Looſe für die Windiſchgrätz'ſche Anleihe zu haben; auch bekommt man bei mir die Preſſe, den Lloyd und die Geißl." (Vor einigen Jahren hatte Fürſt Windiſchgrätz eine Anleihe in großartigem Maßſtabe eröffnet, wie dieß auch Fürſt Eſterhazy gethan.) — Von allen dieſen Blättern hat das „Journal des öſterreichiſchen Lloyd" den meiſten Erfolg. Wie ſich jezt die Stimmung der Bewohner von Wien zeigt, ſo kann es dieſem Blatte nur nützen, daß es allgemein für ein miniſterielles Blatt gilt. Die Redaktion des Feuilletons übernimmt mit dem 25. December Karl Beck, um, wie er in ſeinem gedruckten Einladungsſchreiben ſagt, der Kunſt ein Neſtchen zu bauen. Wir wünſchen ihm dazu alles Glück.

(Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 63.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 310. Mittwoch den 27. December 1848.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand berüberreichen,
Doch reicht er sie dem Christen nur
Lenau

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Sogar der weibliche Theil des menschlichen Wesens kam im Heidenthum nicht zu seinem Rechte, wie auch noch im jetzigen Heidenthum das Weib ganz die alte Sklavenstellung, und ganz entsprechend die erbarmende Liebe, die Charitas, keinen öffentlichen Platz hat. Ueber die unmittelbare natürliche Gatten-, Kindes-, Freundes- und Vaterlandsliebe kommt die sich selbst überlassene Menschheit nicht hinaus. Kein Wunder, daß jene alte Welt, in der kein für die Menschheit schlagendes Herz war, und in welcher ein Terenz trotz seinem nil humani a me alienum puto Sklave war und freigelassene Sklaven hielt, ein Steinbruch für die Nachwelt wurde.

Das Heidenthum kannte und kennt die Liebe nicht als den Genuß des Geistes, als Sieg des Geistes über sich selbst, nicht als Selbstaufopferung für Andere, sondern als Genuß des Fleisches und Opferung Anderer für das Ich. Die Religionen des Heidenthums sind alle nur Religionen der Natur und des Genusses, einestheils rohsinnlichen, anderntheils zur Schönheit erhobenen Naturlebens. Der Genuß selbst war ein Recht des Stärkern; das schwächere Geschlecht, der überwundene Feind, die niedere Klasse waren Sachen, leibeigen, ohne Recht auf das Daseyn, geschweige auf die Güter des Lebens. Sie konnten gar keine Opfer bringen, sie waren selber Opfer.

Diese leidende Stellung hatte das Weib mit seiner Liebe selbst in dem Volke, welches durch eine geistige Gottesoffenbarung und Verheißung weit über alle andern Völker erhoben ward, im israelitischen. Ich habe schon früher berührt, wie das mosaische Gesetz allerdings eine uneigennützige, reine Liebe zu Armen, Wittwen, Waisen, Schuldnern, Fremdlingen vorschrieb und die Gefühle und Thaten der Barmherzigkeit dem Gotte nachahmen hieß, der da genannt wird gnädig und barmherzig und geduldig und von großer Treue, so daß er wohlthue bis in's tausendste Glied, während er die Sünden der Väter heimsuchen wolle an den Kindern nur bis in's vierte Glied. Zugleich wurde das sechste Gebot gegeben, und damit der Ehe, der Familie, dem Weibe eine Heiligkeit, wie die übrige alte Welt sie nicht kannte. Dennoch aber gab es in dem Volke des zugleich als ein verzehrendes Feuer geschilderten Jehovah noch Blutrache, Leibeigene, eiserne Dreschwagen über die Leiber von Kriegsgefangenen hin, ferner Zulassung von Vielweiberei und leichte Ehescheidungen. Das Weib, trotz dem, daß unter dem Chor der Richter und Propheten weibliche Größen waren, blieb im innern Gemache für den Mann und die Kinder, und an eine Theilnahme an der Gestaltung des öffentlichen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft durfte es nicht denken.

Die israelitische Religion und Nation war die des Kampfes zwischen dem Natur- und Sittengesetze, zwischen dem Ich mit seiner Sucht und dem Gott mit seinem heiligen Willen. Von jeher hat man in dem Stammvater des Volkes, in Jakob, wie er mit Gott ringt und zwar obsiegt, doch eine beschädigte Hüfte davon trägt, das persönliche Sinnbild des Volkes gesehen. So hat sich das israelitische Volk nicht so völlig aus dem Naturleben herausgekämpft, um frei und ganz dem Geiste zu gehören, dessen Wesen

iſt, eben ſo in ſich als im Andern zu ſeyn, d. h. ohne Selbſtſucht und Selbſtverkürzung ſich hinzugeben oder wahrhaft den Andern zu lieben in Folge des Sieges über ſich ſich ſelbſt. So hat auch das Weib in dieſem Volke noch nicht die ganze Freiheit und daher Gleichheit mit dem Manne errungen. Und ſo blieb auch die Liebe und Fürſorge, das Erbarmen und Mitleiden — allerdings bis auf das arme Thier hinab — geſetzliches Geheiß und Werk, wurde nicht Lebenstrieb, nicht Lebenszweck, nicht Lebensquelle. Auch Jeruſalem ward ein Steinhaufen, das Volk zertrümmert, doch ſeinem höhern innern Leben gemäß nicht zerpulvert wie die heidniſchen Völker. Kraft ſeines Geſetzes und Charakters hat dieſes wunderbare Volk in der Zerſtreuung gerade den Zug der Familien- und Volksliebe in einer rührenden Sorglichkeit und Theilnahme für alles ihre Brüder berührende Weh bewahrt. Auf eine für Fremde beſchämende Weiſe bringen ſie ihren Kranken, Armen, Reiſenden, Wittwen, Waiſen und irgend Nothleidenden die ſchwerſten Opfer. Was Salomo Heine in Hamburg mit großen Mitteln im größten Maßſtabe that, das wird im ärmſten Judendorfe der ärmſte Iſraelite im verjüngten Maßſtabe alle Tage leiſten.

Mit welcher göttlichen Nothwendigkeit trat da Chriſtus in ein Geſchlecht, das Alles konnte, nur nicht ſich ſelber helfen und einander lieben! Die Liebesflamme, die ſein Herz verzehrte, hat die eingefrorenen Herzen und Völker geſchmelzt, und welch ein Liebesſtrom ſich aus den Wunden des Gekreuzigten durch die Welt in achtzehn Jahrhunderten ergoſſen, davon habe ich in den vorigen Abſchnitten mit ſchwacher Hand einige leichte Andeutungen gegeben. Es iſt aber auch gezeigt, welche wilde Waſſer ſich zudrängen und den urſprünglichen Heilsbrunnen faſt überfluthen ſollten. Werden die Kräfte, die wir thätig ſahen, den Geſundbrunnen wieder zu faſſen und daraus in das neue, wieder faſt ſo ſehr als vor achtzehnhundert Jahren krank gewordene Geſchlecht Lebenswaſſer zu leiten, Heil und Rettung uns bringen, und wie?

Ich habe ſchon Eingangs nicht umſonſt das weibliche Geſchlecht um gütiges Gehör gebeten. Nur wenn dieſes eine andere Stellung zum Leben einnimmt als bisher, iſt unſere europäiſche Welt vor dem Untergange ſicher. Die Männerwelt, wie ſie jezt Majoritäten linkwärts oder rechtwärts bildet, Miniſterien zuſammenleimt und Throne zerſplittert, kann die Welt nur abwärts bringen. Belagerungsſtand und Kanonen, Mord und Brand, Rückſturz oder Ueberſturz, alles hilft nur zum Abſturz. Man braucht gar nicht trübe Brillen aufzuſetzen, wo es überall ſchwarz genug wie Wetternacht ausſieht. Cavaignac hat ſich um das Vaterland, ja um Europa wohl verdient gemacht, weil er in viertägigem Blutbade „die Barbarei“ erſtickt und durch Kartätſchen und Sturmſäulen in den Straßen der Weltſtadt „die Civiliſation,“ die Bildung gerettet hat! Im Grunde der Seele hat aber die dunkelrothe Republik nicht mehr Barbarei in ſich als die blaue.

(Fortſezung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſezung.)

Da mein Regiment in Italien ſtand und ich alſo bei demſelben nicht eintreten durfte, hatte ich gebeten, an der Grenze unter Jellachich dienen zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. So reiſte ich denn, nachdem ich mich in Trieſt erholt hatte, über Fiume nach der croatiſchen Militärgrenze, wo ich in einem Dorfe den gerade inſpicirenden Jellachich zuerſt ſah, mich ihm vorſtellte und ſehr freundlich empfangen wurde.

Der ausgezeichnete Mann machte gleich im erſten Augenblick den gewinnendſten Eindruck auf mich, und dieſer Eindruck hat ſich verſtärkt, je mehr ich ihn in allen Lagen des Lebens kennen lernte, im Gefecht wie in heiterer Geſellſchaft. Jellachich iſt ein ſeltener Mann, und Oeſterreich kann ſich glücklich ſchätzen, gerade im jetzigen Augenblick ihn und Radetzky zu beſitzen. Er iſt von mittlerer Größe und Stärke, ſeine Haltung iſt gerade und ächt militäriſch, ſein Gang raſch und entſchieden, wie denn überhaupt alle ſeine Bewegungen ſchnell ſind. Das Geſicht iſt von etwas bräunlicher Farbe und hat etwas Freies, Einnehmendes und dabei doch ſehr Entſchiedenes. Beſonders die hohe Stirn unter dem glatten ſchwarzen Haar fällt ſehr auf. Die Augen ſind groß und braun und voll Ausdruck. Gewöhnlich liegt etwas ſehr Ruhiges, Sanftes im Blick derſelben, aber wenn der Banus heftig wird, werden ſie funkelnd und haben etwas Strenges, ja Wildes, was ſelbſt die verwegenſten Burſche bändigt. Er iſt aber der mildeſte, menſchenfreundlichſte Offizier. Schon als Hauptmann hatte er die Schläge bei ſeiner Compagnie faſt ganz abgeſchafft, und während er als Oberſt das zweite Banatregiment kommandirte, ſind bei demſelben in einem Jahre nicht ſo viel Strafen vorgekommen als ſonſt in einem Monat. Nur Ein Beiſpiel, wie beſorgt der Banus für ſeine Leute iſt. Im vorigen Winter, wo er noch Oberſt war, wollte der an der Grenze kommandirende Feldmarſchall-Lieutenant D. daſſelbe zu einer beſtimmten Stunde inſpiciren. Es war ſchneidend kalt und die

Soldaten zitterten vor Froſt, der Feldmarſchall-Lieutenant aber ſaß ruhig im Gaſthauſe bei der Flaſche und ließ das Regiment auf dem dem Winde ausgeſezten Platze frieren wie es wollte. Faſt eine Stunde über die beſtimmte Zeit wartete Jellachich, als aber der General immer nicht kam, ließ er das Regiment ruhig auseinandergehen. Kaum war dieß geſchehen, erſchien der General, allein es war zu ſpät, die Muſterung konnte nicht mehr ſtattfinden. Die Geſchichte ſoll damals viel Aufſehen gemacht haben und nach Wien berichtet und dort ins ſchwarze Buch eingetragen worden ſeyn. Allein der März hat dieß, wie ſo vieles andere, ausgelöſcht und der Banus ward binnen wenigen Wochen vom Oberſt zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert. Die ganze Armee, einige alte Zöpfe vielleicht ausgenommen, freute ſich darüber. Der Jubel aber, mit dem die Ernennung Jellachichs zum Banus in Croatien und Slavonien aufgenommen wurde, ſoll unbeſchreiblich geweſen ſeyn. — Wohl nie war ein General beliebter bei ſeinen Truppen. Wo er ſich in einem Militärdorfe ſehen läßt, ſtürzt alles, Jung und Alt, kleine Buben und Greiſe und hübſche Dirnen heraus, ihn zu ſehen, ihm die Hand zu drücken und ein »Zivio« über das andere zu rufen. Im Gefechte, nach dem beſchwerlichſten Marſche, im Bivouak, dem ſtrömenden Regen ausgeſezt, gleichviel, wo der Grenzſoldat ſeinen Banus erblickt, ruft er ihm ſein jubelndes »Zivio« zu und Kugeln, Hunger, Müdigkeit und Unwetter ſind im Augenblicke für ihn gar nicht vorhanden.

Die Scene, wie die Ottochaner, die mit mir in Peſchiera geweſen waren und einige Tage nach mir in Croatien eintrafen, vom Banus gemuſtert wurden, vergeſſe ich nie. Alte Grenzſoldaten, die dem Tod ſchon oft getrozt und nicht gezuckt hatten, wenn die Granaten in Peſchiera in ihre Reihen ſchlugen, weinten vor Freuden, als Jellachich ſie wegen ihres guten Verhaltens lobte. Und doch kündigte er ihnen zugleich an, daß ihnen die gehoffte und wahrlich wohlverdiente Ruhe zu Hauſe noch nicht gegönnt ſeyn ſollte, daß ſie nach einigen Tagen Raſt nach Ungarn zum neuen Kampfe wieder aufbrechen müßten. — Jellachichs gewöhnliche Sprache iſt deutſch, doch verſteht er auch franzöſiſch, italieniſch, croatiſch und etwas ungariſch. Sein Organ iſt weich und angenehm, das Kommando aber ſehr verſtändlich. Er iſt unverheirathet, ohne viel Vermögen, lebt einfach und ſparſam und verwendet ſein Erſpartes größtentheils zur Unterſtüzung der Soldaten.

Ich hatte jezt Gelegenheit, einen Theil der ſlavoniſchen und croatiſchen Militärgrenze genau kennen zu lernen und mich mit den eigenthümlichen Verhältniſſen der Grenze aus eigener Anſchauung bekannt zu machen. Ich gebe dir Einiges darüber aus meinen Tagebüchern.

Die Militärgrenze, die, wie du weißt, achtzehn Infanterieregimenter und ein Huſarenregiment, die bekannten „Szekler," ſtellt, iſt von mehreren Völkerſtämmen bewohnt, die in Sprache, Sitte und Körperbildung bedeutend von einander abweichen. Die drei Szeklerregimenter in Siebenbürgen ſind magyariſchen Urſprungs und ſtehen jezt auch großentheils auf der Seite der Ungarn. Andere Regimenter, z. B. das „wallachiſch-illyriſche," enthalten ſehr viele Wallachen. In den Banatregimentern, den ſlavoniſchen und croatiſchen, iſt der ſlaviſche Volksſtamm vorherrſchend und ungefähr Zweidrittel aller Grenzſoldaten ſprechen ſlaviſch in freilich ſehr abweichenden Dialekten. Aber auch die ſonſtigen Verhältniſſe auf dieſer 227 Meilen langen und vier bis zwölf Meilen breiten Landſtrecke, die von der Bocca di Cattaro bis zur Moldau ſich hinzieht, ſind ſehr mannigfaltig.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Fortſezung)

Theater.

Die Theater ſind ſeit einiger Zeit auch wieder geöffnet, ſpekuliren aber zum Theil zu ſehr auf den Beſuch der Offiziere. Ein Offizier hat für den Beſuch in den beiden Hoftheatern nur vier Kreuzer zu zahlen; häufiger aber noch als dort ſieht man ſie in Carls Theater. In den lezten Tagen wurde auf dem k. k. Hof- und Nationaltheater eine neue romantiſche Tragödie von Wollheim, „Raphael Sanzio," gegeben. Der Inhalt des Stücks iſt kurz folgender. Raphael liebt die Maria Belſoni, genannt La Fornarina, die ſelbſt eine bedeutende, aber dem Meiſter ſich vollkommen unterordnende Malerin iſt, und wünſcht ſie zum

Weibe. Sie aber hat die Vorſtellung, daß Raphael durch eine Ehe ſeinem hohen Berufe entzogen werde, und verweigert ihm deßwegen ihre Hand, indem ſie ſich ſelbſt gleichſam für die Schutzgöttin des Malers hält. Raphael kommt nun auf den Verdacht, daß Maria ſeinen Freund Ludovico Arioſto liebe, und wendet ſich der Tochter des florentiniſchen Nobile, Giovanni di Pazzi zu. Dieſe iſt gewiſſermaßen eine Emancipirte, ihr Vater ein reicher Kauz, der eine Ehre darin findet, Raphael für ſeine Familie zu gewinnen. So ſoll denn die Ehe geſchloſſen werden, und Raphael denkt dabei allerdings daran (warum?), der Kunſt zu entſagen. Maria Belſoni fällt der Tochter des Nobile zu Füßen und fleht ſie an, ihn der Kunſt nicht zu entreißen. Um dieſelbe Zeit entdeckt Raphael bei Gelegenheit einer höchſt abenteuerlichen Scene im Walde, daß das Einverſtändniß zwiſchen der Fornarina und Arioſto nur in der Theilnahme für ihn, ihren gemeinſchaftlichen Freund, ſeinen Grund hat. Er eilt zu Maria und bittet aufs Neue um ihre Hand. Sie verſagt ihm dieſelbe nicht mehr, ſtellt ihm aber die Bedingung, daß er ſich, wenn ſie früher ſterbe als er, nicht wieder verheirathen wolle. Dieß wird von ihm beſchworen, die Ehe wird geſchloſſen, und Maria Belſoni vergiftet ſich. Raphael bleibt alſo unbeweibt, er hat eine Menge von Erſcheinungen, namentlich erſcheinen ihm ſeine eigenen künftig zu malenden Bilder in ſolcher Weiſe, daß ſie zuletzt auch von den Sitzen der Zuſchauer aus geſehen werden — und die Kunſt behält Recht.

Die Kunſt? Wie kann die Kunſt eines Raphaels mit dem Leben in Widerſpruch kommen? Es kann uns wenig kümmern, was an dieſem Stoffe etwa geſchichtlich iſt, wenn man ihn einmal zu einer Tragödie benützt. In der Tragödie hat Maria Belſoni ſehr Unrecht und die Tochter des Nobile hat ſehr Recht in ihrer Stellung zu Raphael. Niemals hat es ſich deutlicher gezeigt, wohin es führt, wenn man immer wieder nur die Perſon des Künſtlers auf die Bretter bringt, auf denen wir die Kunſt alle Seiten des menſchlichen Leben wollen durchdringen ſehen. Zum Glück iſt hier Raphael nicht der Irrende, oder vielmehr, er irrt nur in dem Augenblicke, wo er nach dem Tode der Maria ſelbſt an ihre göttliche Sendung glaubt; wir würden auch ſagen, in dem Augenblicke, wo er der Fornarina den Eid leiſtet, allein in dieſem Augenblicke wird er von dem blühenden Weibe vollſtändig überliſtet. Die Tochter des Nobile, der wir wahrſcheinlich ganz gegen den Willen Wollheims in ihrer Stellung zu Raphael vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, iſt an und für ſich eine höchſt fatale Erſcheinung. Am ſchlimmſten aber kommt Arioſto weg, den der Dichter, wenn er ihn auch nicht in den Vordergrund ſeiner Tragödie ſtellt, ohne Zweifel am beſten auszuſtatten meinte. Er beſtärkt die Maria Belſoni in der Vorſtellung, die ſie von ihrer Miſſion zum Beſten Raphaels hat, ſtellt dieſe ſogar, während ſie ſtirbt, noch der Tochter des Nobile als Muſter vor, ſo daß auch dieſe Emancipirte plötzlich zur Entſagenden wird, und ſpielt die komiſche Rolle eines Bewunderers der Verzückungen, in welche Raphael verfällt, als er am Ende des Stückes die ſchon erwähnte Erſcheinung hat. Arioſto begeiſtert ſich für den Schatten eines Schattens. Das Stück mit ſeiner Entſagung könnte an Goethes Taſſo erinnern, wenn nicht in dieſem das zarteſte Leben den Dichter, hier aber das gröbſte Kirchenthum den Maler in die Schule nähme. Der Antonio fehlt auch in Wollheims Stücke nicht; er wird durch Muggieri, den Aufſeher der Gallerie und Kunſtkenner, vertreten, iſt aber ein elender Intriguant, ja ein gemeiner Böſewicht.

(Schluß folgt.)

Aus Weſtphalen, December.

(Fortſetzung.)

Phyſiognomik des Landes

Juſtus Möſer, der berühmte Geſchichtſchreiber der Sachſen, behauptet zwar, daß die Sachſen altheimathlich geweſen ſeyen; dem widerſprechen aber die alten Volksſagen, dem widerſprechen auch die neueſten Geſchichtsforſcher aus Gründen, auf die ich hier nicht weiter einzugehen vermag. Eine genaue Beſtimmung der ſächſiſchen Grenze gegen die nördlichen Frieſen wird von Tage zu Tage ſchwieriger, da die nationalen Eigenthümlichkeiten ſich immer mehr verlieren. Die Gründe dafür ſind oft die allerverſchiedenartigſten; ſo werden z. B. die Bauern des alten Stedinger Landes ſeit einigen Jahren von der hannoverſchen Regierung angehalten, ſich einen Familiennamen zu geben und denſelben zu vererben, etwas, was früher zu den unbekannten Dingen gehörte. Man nannte ſich Gerhard, Fritz, Chriſtian u. ſ. f., und die Söhne derſelben hießen wiederum, wie es der Zufall mit ſich brachte, Konrad, Heinrich, Jobſt u. ſ. f. und damit Punktum.

Was iſt nun zunächſt, um mich eines an den lateiniſchen Sprachgebrauch erinnernden Ausdrucks zu bedienen, das Geſicht des Landes? Der Leſer möge entſchuldigen, daß ich zur Darlegung deſſelben etwas weiter ausholе und die ganze Fläche erwähne, auf welcher ſich das Bild Weſtphalens erhebt. Am Fuße der Frankreich von Spanien für ewige Zeiten trennenden Pyrenäen beginnt eine große Ebene, die, in einem Bogen von 500 Meilen Länge das mittlere Gebirgsland Europas umkreiſend, ſich mit dem Oſtende in die Ebene Rußlands verliert und vermöge derſelben mit dem Oſten Aſiens in Verbindung tritt. Gegen Abend und Mitternacht iſt das Meer die Grenze. Von den Höhen herab eilen die Ströme nach Weſten und Norden, meiſt in nordweſtlicher Richtung, hinab zum Ocean, und ſichern, in Verbindung mit der reichen Küſten- und Inſelgliederung, dieſem Theile Europas für immer den erſten Platz in der Geſchichte, ſollten auch die letzten Spuren romaniſcher und germaniſcher Bevölkerung von den Blättern der Geſchichte ſchwinden, und die in dem öſtlichen Stamme Europas bis auf die neueſten Zeiten in ungebrochener Starrheit verharrenden Slaven bis zu den Mündungen der Elbe, Weſer, Schelde, Rhein und Loire ſich ausbreiten. Im ſüdlichen, durch Hügel und Hügelketten wellenförmig geſtalteten Flügel dieſer Ebenen liegt Paris, im öſtlichen, ebenfalls von Hügelketten durchzogenen Flügel, die aber eine Legion von Landſeen auf ihrem Kamme tragen, Berlin, während Wien, die dritte große Stadt im mittlern Europa, ſeine Thürme in den Fluthen der nach dem Aufgange hinweiſenden Donau ſpiegelt: Paris ſeit undenklichen Zeiten der geſchichtliche Mittelpunkt für die romaniſchen Völker, Wien der alte Herrſcherſitz der deutſchen Kaiſer, Berlin die Schöpfung der Hohenzollern ſeit der Reformation. Zwiſchen dieſen beiden Flügeln liegt nun der dritte Theil der Ebene, von der Mündung der Schelde bis zur Mündung der Elbe, mit einer Längenentwickelung von etwa 80 Meilen, eine Ebene ohne alle Anſchwellung des Bodens, ſo daß nicht wenige Punkte unter dem Spiegel des Meeres liegen, und die Ströme oft nur durch den Druck der Waſſermaſſen fortbewegt werden. Im Oſten und Süden bilden die Höhen des Weſterwaldes und Sauerlandes die Grenze, weiterhin ſchieben ſich der Teutoburger Wald und der Harz dermaßen als Vorpoſten nach dem Meere hin, daß die Ebene, die ſonſt an 90 Meilen Breite hat, durch den Teutoburger Wald bis auf 20 Meilen eingeengt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 311. Donnerſtag den 28. December 1848.

— Rusticorum mascula militum
Proles.

Horat:

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſezung.)

Im Oſten liegt die hohe Gebirgskette Siebenbürgens, wo die Szekler wohnen, dann die ſumpfigen Niederungen der Donau und Save, und endlich gegen Weſten bis an das adriatiſche Meer ſtreichen die hohen wilden Gebirge von Ogulin. Hier wohnen die wildeſten aber ausdauerndſten, tapferſten und dabei gut disciplinirten Soldaten der Liccaner, Ottochaner und Oguliner Grenzregimenter, die jezt alle, ſo viel man ihrer nur entbehren konnte, in Italien ſtehen; große, hagere Geſtalten mit magern, ſcharf gezeichneten Geſichtern, die Oberlippe von einem langen Schnurrbart beſchattet, der aber nicht wie bei den Magyaren ſpiz und feſt gedreht wird, ſondern wild herunter hängt. Nichts als Sehne und Muskel ſcheint der Körper eines ſolchen Grenzers, und mit Leichtigkeit, ja ohne daß man ihm die geringſte Beſchwerde anſieht, erträgt er Strapazen aller Art, denen wir, doch auch abgehärtete Soldaten kaum gewachſen waren. Ein Stück Haferbrod, ein Schluck „Silikowiz“ (Pflaumenbranntwein), dieß genügt im Nothfall für den ganzen Tag, und der Ottochaner, Oguliner, Liccaner Soldat, wie auch der vom St. Georger und vom Kreuzer Regiment, marſchirt unermüdet fort in der brennendſten Sonnenhize wie im heftigſten Schneegeſtöber, und verlangt dabei kein anderes Lager, als das ihm der Erdboden, kein anderes Dach, als das ihm der Himmel gewährt. Er weiß gewandt jeden kleinen Vortheil zu benuzen, wenn es gilt, die Stellung des Feindes zu rekognosciren, oder ſich im Einzelgefecht zu decken, und iſt ein Meiſter im Gebrauch der Waffen. Ich habe ſelbſt unweit Karlſtadt geſehen, wie ein Sereſſaner in Folge einer Wette einem Kameraden, der eine kurze Tabakpfeife in der Hand über den Kopf halten mußte, auf achtzig Schritte mit ſeiner „Staraniza“ (lange türkiſche Kugelflinte) den Kopf derſelben wegſchoß. — Die Schwalben im Fluge mit der raſch angelegten Flinte auf dreißig bis vierzig Schritte zu treffen, wetten die meiſten Sereſſaner zehn gegen eins, und wenn Einer dabei fehlt, wird er von ſeinen Kameraden ausgelacht.

Dieſe Sereſſaner ſind wilde Burſche von ſeltſamem Ausſehen, wie man ſie ſonſt nirgend in Europa findet. Eine braune oder ſchwarze hohe Filz- oder Pelzmüze bedeckt ihr langes ſtruppiges Haar. Das bärtige Geſicht iſt mager, mit ſcharfen Zügen und ſtark gebräunt. Der magere kräftige Körper ſteckt in einer kurzen braunen Jacke mit halb ſtehendem Kragen, der mit rothen Schnüren beſezt iſt, und weiten, ſchmuzig weißen Leinwandhoſen, die am Knöchel gebunden ſind. Die Fußbekleidung beſteht in weiten blau und weißen Strümpfen, die über die Hoſe bis zur Wade herauf gehen, und Sandalenſchuhen, die mit Riemen befeſtigt ſind. Um den Leib tragen ſie eine breite rothe oder gelbe Schärpe, in welcher der breite türkiſche „Handſchar“ (ein langes Dolchmeſſer), gewöhnlich in rother, reich verzierter Scheide, und eine lange Piſtole, oft mit reich eingelegtem Kolben, ſtecken. Eine kleine Patrontaſche hängt am ſchwarzen, mit vielen kleinen gelben Nagelköpfen verzierten Bandelier über der Schulter, auf der andern Seite die lange türkiſche Flinte, die einen ſehr engen Lauf hat. Dieſe Flinten

sind oft sehr schön gearbeitet, reich mit silbernen und goldenen Verzierungen versehen, und oft von bedeutendem Werth. Gewöhnlich sind es Beutestücke aus irgend einem Türkenkriege und als hochgeschätzte Familienkleinode vom Vater auf den Sohn vererbt, daher auch fast alle sehr alterthümliche Feuerschlösser haben. Wie der Husar den Pelz, trägt der Seressaner an einer doppelten Schnur um den Hals bei schönem Wetter beständig seinen langen Mantel aus dickem, eigenthümlichem Wollenzeug, roth gefüttert und ausgeschlagen, hinten mit einer großen Kapuze versehen. Von diesen Mänteln haben sie den Namen „Rothmäntel" erhalten und sich unter dieser oder auch unter der Bezeichnung „Panduren" im siebenjährigen Krieg, unter Trenks Anführung, einen etwas zweideutigen Ruf erworben. Bei schlechtem Wetter zieht der Seressaner diesen Mantel über, wirft die Kapuze über das Gesicht und trotzt so jeder Witterung.

Diese Leute dienen theils zu Fuß, theils auf kleinen, unansehnlichen, aber sehr behenden, unermüdlichen, und namentlich im Erklettern der steilsten Berge unübertrefflichen Pferden. Sie bilden die Grenzgendarmerie, sie leben im beständigen Kampfe mit den wilden Räuberbanden, die aus Bosnien und Dalmatien kommend hier oft hausen, und diese Beschäftigung gibt ihnen leicht selbst etwas Wildes. Kann der Seressaner den Räuber beschleichen, so schießt er ihn auf der Stelle todt, mit derselben Kaltblütigkeit, wie wir einen Hasen erlegen; eben so mordet der Räuber den ihm in die Hände fallenden Seressaner, und zwar oft auf die grausamste Weise, indem er ihm lebendig Nase und Ohren abschneidet und ihn dann an einen Baum hängt. Mit Gefangennehmen geben sich beide Theile, die sich auf's Wüthendste hassen, niemals ab; „gefangen und gehangen," ist ihr Wahlspruch. Haben die Seressaner, so wie die hier hausenden croatischen Grenzregimenter keine tüchtigen Offiziere, die strenge Mannszucht zu halten verstehen, was bei einiger Energie gar nicht schwer ist, so reißt leicht Zuchtlosigkeit unter ihnen ein; unter guten Führern aber sind es die besten Soldaten der Welt, besonders im Vorpostendienst. Ich bin später in Ungarn der einzige Befehlshaber von dreißig und mehr Seressanern gewesen und habe niemals über Mangel an Gehorsam zu klagen gehabt. Freilich versteht es der Banus, den sie alle so sehr fürchten als lieben, vortrefflich Zucht zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Vor nicht langer Zeit brachten uns die Blätter ein Gespräch zwischen einem Zeitungsunternehmer und dem Ministerpräsidenten Frankreichs. Letzterer soll nicht begriffen haben, wie man zu dieser seiner Republik und Präsidentschaft nur etwas wünschen könne: alles sey ja in schönster Ordnung, man könne zu rechter Zeit zu Mittag speisen und nachher eine gute Musik hören. Wenn dieß Angesichts der 290,000 Mägen, die in Paris nichts zu essen haben, Angesichts der ganzen Weltlage, Angesichts der im tiefsten Herzen berechtigten Forderungen der Armen und Geringen keine Barbarei ist, trotz der Tausende von Köpfen, welche die Rothen springen lassen, und trotz der vier Milliarden, welche sie rauben wollten, so gibt es keinen Unterschied zwischen Blouse und Glacéhandschuh. Für die Franzosen, welche einmal so im Egoismus ertrunken scheinen, daß sie im Namen der Gleichheit nicht die allgemeine Kriegspflichtigkeit anerkennen wollen, ist allerdings heute jede Barbarei gut genug zum Regieren und Regiertwerden.

Es ist aber in Deutschland gewiß nicht besser. Und wenn die Einen das Volk zu seinem Glücke durch unüberlegte Mehrheitsbeschlüsse zwingen, die Andern die Freiheit mit dem Gewehr in der Rechten und dem Feuerbrand in der Linken bringen wollen; wenn einer im Norden mit Reichsbanknoten und Reichssteuern der Noth abhelfen will, und einer im Süden Kapital, Arbeit und Geist (esprit) die drei allein nothwendigen Erzeuger des Wohlbefindens eines Volks und seines Nationalreichthums seyn läßt, ein dritter daher nur Fabriken mit Schutzzöllen und ein vierter nur Schulen ohne Bibel und Staaten ohne Kirche verlangt, so ist das alles nur eine Barbarei und Thorheit zusammen.

Als ob nicht das Frankreich von 1830 bis 1848 Kapital, Arbeit und Geist genug gehabt hätte, sammt Reichsbanknoten und Reichssteuern, Fabriken und Zollschutz und Schule, ohne Evangelium und die Mehrzahl der Franzosen ohne Kirche! Wir wissen, was das für eine Wohlfahrt abgab. Schon im Jahre 1847 gehörte von einer Million Menschen in Paris der zehnte Theil dem Bettlerstande an. Ein Drittheil aller Geborenen, das heißt über fünf-und-zwanzigtausend Unglückliche, erblickten in demselben Jahre das Licht ihres elenden Lebens in den Hospitälern, und sogar ein Sechstheil der Bevölkerung starb in diesen Anstalten ohne häuslichen Herd. Schon im

Jahre 1832 war in demſelben Paris immer ein unehliches Kind unter 1⅓, wie in München unter zwei, in Wien 2½, in Augsburg 3, in Leipzig 4. Rom zählte einſt fünf Jahrhunderte, ehe in ihm eine Eheſcheidung bekannt wurde; aber nachdem Verfeinerung und Gold in Strömen durch die alten Thore eingezogen, ſank es in Schmutz und Sumpf zuſammen. Aus den Pariſer Laſterſümpfen mußten die jüngſten Beſtechungs-, Ehebruchs- und Mordgräuel aufſteigen, bis der ganze verpeſtete Dunſtkreis in dem Wetterſturm des Weltjahres 1848 zuſammenkrachte. Werden die rothen Republikaner dieſen Sumpf austrocknen mit ihrer Brandfackel, oder die blauen mit ihren Hundertauſende von Franken koſtenden Feſtbeleuchtungen und Kammerpräſidentenbällen? Nur Papierſeelen denken den Schlund mit papiernen, ob auch ſehr ſchön ſchwarz-roth und gold geſchriebenen Conſtitutionen auszufüllen.

Statt an die ſittlichen Schäden denkt man aber, zumal in dem ſchulgemeiſterten Deutſchland, immer nur an „die Leibſchäden unter dem Hute," wie der Schwabe ſagt; durch tüchtigere Schulbildung, namentlich durch Einführung der Jugend in die Vaterlandsgeſchichte, in die Weltgeſchichte, in die Naturkunde und Rechenkunſt, in den deutſchen Dichterwald und in die ſonſtigen Reiche der Natur und des Gedankens und der Kunſt werde der böſe Leck ſchon zu verſtopfen ſeyn. Als ob die „Gebildetſten" die Zufriedenſten, die Gelehrteſten die Ergebenſten, die Feinſterzogenen die Beſtgezogenen wären! Als ob nicht Quetelet die in Frankreich vor Gericht kommenden nach neun Klaſſen abgetheilt hätte, von denen die achte die der Künſtler, Studenten, Beamten, Advokaten, Geiſtlichen und Aerzte iſt, und gleich darauf die neunte und lezte die der Bettler, Schmuggler, Luſtdirnen u. dgl., und zwar ſo, daß in erſterer Klaſſe auf ſiebenunddreißig von hundert blutige Verbrechen kommen, bei der lezten nur etwa fünfzehn! Als ob in Deutſchland nicht im gutgeſchulten Preußen in der feingebildeten Provinz Sachſen, wo von hundert ſchulpflichtigen Kindern einige neunzig in die Schule kommen, die meiſten Morde und Todtſchläge vorkämen nächſt dem ungeſchulten Poſen und noch ſo viele Kindsmorde als in Pommern, Selbſtmorde aber und Fleiſchesverbrechen am meiſten in ganz Preußen! Als ob nicht die eigentlichen Blutmenſchen unſerer Tage von den hohen Schulen und höchſten Studien herkämen und gutentheils allerdings in ihrem Polybius nicht umſonſt geleſen hätten, daß gerade in freien Staaten die Götter geehrt werden müſſen, wenn man nicht einigen Menſchen gefährliche Macht in die Hand geben wolle! Sie wiſſen, dieſe Doktoren der heutigen Freiheit, recht wohl, warum ſie das Göttliche nicht geehrt wiſſen wollen in ihrem Lande.

Mit der Kraft des Armes und des Wiſſens wird die heutige Welt nicht gerettet. Was vor achtzehn Jahrhunderten die Welt gerettet hat, die Demuth und Liebe im todesmuthigen und weiblichzarten Mannesherzen, das gilt dieſen heutigen jungen und alten Männern als Schimpf, und im beſten Fall als unbekannte Größe. Den Muth der Demuth, die Allmacht der Liebe kennen ſie nicht. Die einen trotzen auf die Menge der Fäuſte, die andern auf die Menge der Bajonnette, die einen hoffen auf die Armuth, die andern ſagen zum Goldklumpen, du biſt mein Troſt. In beiden Lagern waltet der Egoismus, als Ehrgeiz links, als Geldgeiz rechts, herzlos, lieblos, thatlos, ſieglos, freudelos.

Die alte Welt iſt im Egoismus untergegangen. Es ſieht heute weltuntergangsmäßig genug aus. Alles was wir für Gewinn achteten, Alles, worin wir es ſo herrlich weit gebracht, ſcheint auf dem Spiele zu ſtehen; wir brauchen keine fremden Barbarenhorden, um mit unſerer modernen „Bildung" hinweggeſpült zu werden. Will Jemand glauben, dieſe unſere Bildung ſey ſtark genug in ſich, der hereinbrechenden Verthierung zu widerſtehen? Was gibt es ſchwächlicheres, kernloſeres, gottverlaſſeneres als dieſer Schliff und Firniß, dieſes Menſchenthum, das, wie Figura zeigt, jeden Augenblick in thatſächliche Entmenſchung umſchlägt!

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, December.

(Fortſezung.)

Phyſiognomik des Landes.

Die Begrenzung des alten Weſtphalens würde ſich nun nach der keilförmigen Ausbreitung der Sachſen von Holſtein über die Elbe bis an den Rhein etwa auf folgende Weiſe beſtimmen laſſen. Im Süden reicht daſſelbe bis zu den hohen Ufern der tief das Schiefergeſtein des niederrheiniſchen Gebirges einſchneidenden Sieg, deren Burgen mit ihren finſtern, melancholiſchen Thürmen den Umwohnenden manche wunderbare Sage der Vor-

zeit erzählen. Von der Sieg an, zwiſchen dem Rhein auf der einen und dem Heſſenlande auf der andern Seite, zieht ſich ein wellenförmiges Plateau bis an die Geſtade der Ruhr und an das Quellgebiet der tückiſchen Diemel, die ihre Gewäſſer in nordöſtlicher Richtung der Weſer zuſendet, während die Ruhr in weſtlicher Richtung in den Rhein mündet, um mit dieſem gemeinſam Weſtphalen bis zum Einfluß der Lippe zu begrenzen. Dieſes Land zwiſchen Rhein, Ruhr, Diemel, Heſſen und Sieg bildet den erſten Theil Weſtphalens, den erſten Hauptabſchnitt, ohne darum gerade eine ganz gleichartige Bevölkerung zu umfaſſen. Vielmehr ſchließt ſich der ſüdlichſte Strich an die Rheinlande, ohne die Leichtigkeit des rheinländiſchen Charakters zu beſitzen, noch auch überwiegend katholiſch zu ſeyn; nördlich von demſelben, und zwar an der Rheinſeite, liegt das Gebiet der Wupper, nördlich nach dem Heſſenlande hin das Sauerland. Das Gebiet der Wupper iſt überwiegend proteſtantiſch, das Sauerland überwiegend katholiſch; beides diejenigen Theile Weſtphalens, in welchen die größte Induſtrie zu Hauſe iſt. Das Wupperthal ſchneidet tief in das Plateau, das von Solingen und Lennep bis Eſſen und Dortmund reicht und gleichſam eine einzige Fabrikſtadt bildet, inmitten von Gebirgen, die Tag und Nacht widerhallen von den Hämmern und Pochen der Fabriken. Es wird oft von nichtpreußiſch geſinnten Theilen der Rheinlande und Weſtphalens in den Zeitungen geredet, ohne daß darüber eine klare Anſicht beſteht, welche Theile preußiſch und welche nichtpreußiſch ſind; ich werde deßhalb auf dieſen Punkt jedesmal Rückſicht nehmen. Der ſüdliche Theil des beſchriebenen Plateaus hat dem größten Theile nach, und namentlich ſoweit er proteſtantiſch iſt, preußiſch geſinnte Einwohner. Das Wupperthal und die Bewohner des Bergiſchen zeichnen ſich aus durch ſtreng conſervative Geſinnung, durch innige Anhänglichkeit an Preußen und durch einen religiöſen Ernſt, der nicht ſelten in Pietismus übergeht, etwas, was um ſo merkwürdiger iſt, als ſonſt die Fabriken eine Unzahl ſittlicher und ſocialer Geſchwüre zu erzeugen pflegen. Elberfeld und Barmen betreiben hauptſächlich Spinnerei und Weberei, in Solingen überwiegen ſchon die Arbeiten in Metall; Arnsberg im Sauerlande ſtrotzt von Eiſen- und Stahlfabriken, von Kupferhämmern und Meſſingwerken, wogegen der ſittliche Zuſtand des Volkes dem von Elberfeld bei weitem nachſteht, wenn wir einige Kreiſe, wie z. B. Altena, in Abrechnung bringen. Im Kreiſe Wittgenſtein kommen auf 1000 Einwohner jährlich im Durchſchnitt 6,37 uneheliche Geburten, im Kreiſe Altena nur 0,56. Die Sympathien für Preußen überwiegen im Sauerlande die Antipathien.

Die bisher aufgeführte Hauptabtheilung Weſtphalens gehört mit ihren drei Unterabtheilungen der Abdachung des niederrheiniſchen Gebirges an, das von Bingen bis Bonn vom Querthale des Rheins durchbrochen wird. Nördlich von der Ruhr bis zu den Höhen des Teutoburger Waldes reicht die zweite Hauptabtheilung, die auf der Oſtſeite von der Diemel, auf der Weſtſeite vom Rhein begrenzt wird, und, im Gegenſatze zu der erſten Hauptabtheilung, der großen Ebene Mitteleuropas angehört, der wir bereits erwähnten. Die Städte Münſter, Hamm und Paderborn geben die Mittelpunkte für drei Unterabtheilungen ab. Vor dem Münſterlande und dem Paderbornſchen lagert ſich nördlich außer dem Teutoburger Walde noch die Senne, wovon der Theil, der Paderborn zugehört, den Leſern aus einem bekannten Gedichte Heine's gegenwärtig ſeyn wird: eine öde Fläche mit ſpärlichen Oaſen, während die Münſterſche Senne von zwerghaften Fichten beſchattet iſt, aus welchen dann und wann ein verwittertes Heiligenbild hervorlugt. Der Boden der ganzen Abtheilung beſteht aus Alluvial- und Diluvialbildungen, aus Sand, Lehm u. ſ. f. Die Umgegend von Dortmund iſt das Land „der rothen Erde," das uns aus der Geſchichte der Vehme in guter Erinnerung iſt. Aber nicht frei ſchweift das Auge über die weit ſich ausdehnende Fläche, wie etwa über die Fläche nördlich des Teutoburger Waldes, ſondern es gleicht die Ebene durch die unzähligen Wallhecken, zwiſchen welchen das bebaute Land der Kampe liegt, einem großen zuſammenhängenden Walde, der nur an einzelnen Punkten durch Strecken öden Heidelandes gelichtet wird.

(Fortſetzung folgt.)

Wien, December.

(Schluß.)

Theater.

Am 12. December wurde auf demſelben Theater Hebbels „Maria Magdalena" aufgeführt, wobei die Gattin des Dichters die Titelrolle gab. Wir geſtehen, daß wir es von vorn herein nicht für eine Empfehlung dieſes Stückes halten, wenn über die Grundlagen, auf denen es ruht, ſich in der Kritik ein heftiger Streit erhoben hat. Nicht auf pſychologiſchen Problemen ſollen die Schöpfungen der Kunſt aufgebaut werden. Aber es ſcheint mir ein ſolches in dem Maße, als man nach dem Streite, der über die Maria Magdalena geführt worden iſt, glauben könnte, hier gar nicht zu Grunde zu liegen. Auf die Frage, ob die Vorausſetzung zuläſſig ſey, daß dieſe Maria Magdalena ſich einem ungeliebten Manne hingegeben habe, könnten wir daher, auch wenn es jetzt noch an der Zeit wäre dieſe Frage zu erörtern, gar nicht eingehen. Dagegen ſteht es allerdings für uns feſt, daß es eine Reinheit und Keuſchheit der Seele gibt, welche weit über die Verirrungen des Augenblicks erhaben iſt, und wir würden keinen Anſtoß daran nehmen, dieſen Gedanken auf der Bühne uns vorgeführt zu ſehen, zumal wenn im tragiſchen Ausgang alle Schuld reichlich geſühnt wird. Es ſcheint uns indeſſen, als hätten gewiſſe Kunſtkritiker, indem ſie die Maria Magdalena ganz aus dem Zuſammenhange mit andern dramatiſchen Dichtungen losléſten und in ihr die von ihnen lange herbeigeſehnte ſociale Tragödie verehrten, dem Dichter einen ſchlechten Dienſt erzeigt. Nur dann, wenn wir uns eben auf jenen ſocialen Standpunkt ſtellen, wird uns das Stück zuwider, weil dann alles auf eine Auflöſung der Sittlichkeit hinauslläuft, bei der auch die Heldin des Stücks ſelbſt in einem höhern Sinne nicht mehr ſchuldlos bleibt. Indeſſen wiſſen wir es Herrn von Hebbein, deſſen redliches Streben wir vollkommen anerkennen, Dank, daß er dieſe kräftige Dichtung uns jetzt vorgeführt hat. Möge er auch fortfahren mit der durch die Darſtellung von König Lear begonnenen Aufführung Shakeſpeareſcher Dramen, möge er namentlich den einſtudirten Julius Cäſar uns verführen, und die Unſern, Schiller und Goethe, nicht vergeſſen.

Erſt jetzt bemerken wir, daß wir über den Thronwechſel in Oeſterreich gar nichts geſagt haben. Es bedarf dieß einer nachträglichen Entſchuldigung, wenn gleich wir darauf verzichten müſſen, dieſen Fehler durch die That wieder gut zu machen, da wir von dieſem Thronwechſel, der bis jetzt auf den Zuſtand der Stadt Wien durchaus keinen Einfluß geübt hat, nichts ſehen, ſondern nur in Olmütz gedruckte und hier vertheilte Plakate darüber leſen

Beilage: Literaturblatt Nr. 92

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

№ 312. Freitag den 29. December 1848.

Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas: eadem cupient facientque minores.
Juvenal:

Armuth und Chriſtenthum.

(Fortſetzung.)

Wer war ſtolzer auf ſeine Bildung, als der Grieche und Römer? Barbar war Alles außer ihm. Mit ſeiner Civiliſation, ſeiner römiſchen Bürgerbildung hat er die Welt erobert, um mit ihr zu Grunde zu gehen. Ihre Bildung ward ſo fein, daß nur Wenige mehr an einen Gott glaubten als Regenten der Welt; die Meiſten, nachdem ſie die Regenten vergöttert und die Schauſpieler und die Tänzerinnen und die Virtuoſen, glaubten und hofften nur noch auf die „Natur," den Zufall, das Glück und das Schickſal, das todte, vernunftloſe. Spott über das Heilige, das Bekenntniß: „ich habe gar keine Religion," gehörte zum Ruhme des geiſtreichen Redners und Dichters, ſo gut als heute in der Paulskirche. — Mit Eiden zu ſpielen, war an der Tagesordnung. Täglich kamen Tempelraub, Frevel auf offener Straße, Schandthat jeder Art vor. Der Genuß war Lebenszweck, Unzucht in gräuelhafter Ausdehnung vergiftete alle Klaſſen, Ehebruch und Kindsmord wucherten tauſendfältig. Da kamen die Literaten und bliesen das unreine Feuer für Alt und Jung mit Wolluſt an. Wahnſinnige Verſchwendung der Vornehmen, Ehr-, Geld- und Blutgier, Buhlen um Volksgunſt, Verrath, Aufruhr, Beſtechung, Erpreſſung, Wucher, Geſetzesverachtung und Aberglauben löſten alle Bande.

Daher jenes furchtbare leibliche Elend. In den Städten, wie heute, elende, dunkle, ungeſunde Wohnungen der Armen, unerſchwingliche Hausmiethen, ſteigende Arbeitsloſigkeit und Mangel an Verdienſt durch ehrliches Gewerbe. Oben und Unten galt der Wahlſpruch: „woher du haſt, darnach fragt Niemand, nur haben mußt du." Vergeblich geißelten die Satiriker, eiferten die Männer von Ehre und Tugend; der Wiederhall ihrer Predigten war: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos! (erſt Geld, ihr Leute, dann Tugend!) Waren die Paläſte Wolfshöhlen, ſo waren die Quartiere der Armen Mördergruben. Die Erbitterung der genußſüchtigen Armen gegen die genußſüchtigen Reichen reizte zur gewaltthätigen Selbſthülfe. Bei zunehmender Beſitzloſigkeit ſuchten die Beſſern unter den Dürftigen auszuwandern; die Andern durchzogen in Räuberbanden das Land. Mitten in der ärgſten Theurung wurden die hungernden Sklaven vor's Haus gejagt und ſie zogen ſich in das brodloſe Rom. Aus Rom vertrieb man wieder die Fremden und ſie fielen wie ein Heuſchreckenherr auf Italien. Aus Armen, freigelaſſenen Sklaven und Soldaten bildeten ſich Freiſchaaren und Räuberhorden, die ſich an allen Heerſtraßen feſtſetzten, in Bergſchluchten und Moräſten hausten, Heerden forttrieben, Reiſende anfielen, Menſchen raubten und zuletzt ſich in ſolcher Menge verbreiteten, daß ſchon Auguſtus und Tiberius durch ganz Italien Wachen vertheilen und zum Schutze der Hauptſtadt — ganz wie heute Cavaignac — eigene bewaffnete Heerhaufen aufſtellen mußten.

Die Militärdeſpotie vermehrte nur der Sünden und der Uebel Menge. Das Schlimmſte war auch damals ſchon von den Louis Blanc und Proudhon des alten Roms zu fürchten. Denn allerdings entſtiegen jenem Sumpfe auch Gedanken und Lehren, welche in der allgemeinen Rathloſigkeit die geſellſchaftlichen Mißver-

hältniſſe damit ausgleichen wollten, daß ſie aufſtellten: „es ſey eine Forderung der Natur und der Vernunft, einen geſellſchaftlichen Zuſtand zu ſchaffen, wo Niemand reich und Niemand arm ſey; es genüge, wenn jeder Römer ein Grundeigenthum von zwei Morgen beſitze; davon könne eine ganze Familie mit vier, fünf Kindern und einem Knecht leben; keiner brauche mehr oder weniger, als gegen Hunger, Durſt und Kälte nöthig ſey; beſſer ſey es, wenn Niemand reich wäre, wenn Alle, und ſelbſt der Fürſt unter einem Strohdach wohnten; dann nur würde es Liebe, Treue und Sittlichkeit geben. So verlange es die Natur und Vernunft."

Dieſe Andeutungen, die ſich bei Juvenal und Properz finden, wie die ganze Schilderung jener in Wahrheit heilloſen Zuſtände des zuſammenſinkenden Roms, müſſen jedem Leſer eine ſchlagende Aehnlichkeit mit heutigem Unheil bekunden. Je nach Stimmung und Anſicht mag ſich den einen das Grauen vor Gegenwart und Zukunft gemäß jenem vorbildlichen Untergange der alten Welt vermehren, während die Andern zukunftfroh durch Nacht zum Lichte blicken.

Ich ſtelle mich auf die Seite der leztern, aber nicht ohne Gründe hören und geben zu wollen. Es gibt auch Hoffnungen in's Blaue hinein neben geradezu falſchen Hoffnungsgründen. Als einen falſchen habe ich eben den von unſerer Bildung hergenommenen erklärt. Gerade die moderne Bildung im gegenwärtigen Auslaufe erweiſt ſich als eine bei weitem mehr heidniſche als chriſtliche, vom Kultus des Genius bis zu dem Kultus der Barrikaden und dem Kultus des Zufalls, ja ſelbſt bis zu dem Kultus der „Humanität." Allerdings hat das Chriſtenthum, welches vor achtzehnhundert Jahren allein das Menſchengeſchlecht rettete durch ſeine himmliſchen Kräfte, ſich durch Sitte und Sprache, Dichten und Trachten, Familie und Staat hindurch gewoben; aber das was ſich von dieſer ewig bleibenden und daher ewig erhaltenden Welt- und Himmelsmacht über die Völker Europas hin abgeſezt hat, iſt doch in Wahrheit ſo dünn, wie ein galvanoplaſtiſcher Ueberzug über thönernem oder gypſernem Kern. Und ob man ſich auch heutzutage mit dieſem dürftigen Niederſchlag, der den heidniſchen Kern umgibt, vielfach begnüge, und darauf ſelbſt Glaubensbekenntniſſe, ſelbſt Kirchen der Zukunft gründen möchte: in Wahrheit ſind unſere getauften Völker dem Herzen und Kerne nach eben mehr oder minder gemäßigte Heiden, bis von Zeit zu Zeit der alte Sauerteig übel genug zu Tage bricht und ein ganz vollwichtiges, naturwüchſiges Heidenthum an's Licht der hochgebildetn Menſchheit fördert. Ein tieferer Blick in die „chriſtliche" Kunſt, Kirche, Wiſſenſchaft, eine Ueberſchau über die chriſtlichen Völker und und ihre innere und äußere Geſchichte thut dieß hinreichend dar. Man braucht auch nur daran zu denken, daß, wie Kaiſer Karl der Große die Sachſen zu Tauſenden in das Taufbecken der Elbe ſprengte, ſo auch im Kleinen und Einzelnen in tauſend Fällen neunhundert neun-und-neunzigmal das ganze Bekehrungsgeſchäft und Chriſtenthum nichts als alleräußerlichſte Beſprengung mit Waſſer, Benennung mit Kalendernamen und Benehmen in kirchlicher Sitte war und blieb. Was heute aufbricht, iſt nichts als das bei der Chriſtianiſirung der romaniſchen und germaniſchen Völker übertünchte Grab des Heidenthums mit ſeinem Moder. Was kann ſich bezeichnender neben jenen großen Völkerkaufſtyl ſtellen als der heilige Stuhl ſelbſt, ich meine den alten biſchöflichen Stuhl der h. Peterskirche zu Rom, der von Holz, mit Gold und Elfenbein belegt und mit erhabener Arbeit verziert, vorn die zwölf Thaten des Herkules und ſechs Zeichen des Thierkreiſes vorſtellend, ein förmlicher alter curuliſcher Stuhl, jezt in den bronzenen Thron der neuen Peterskirche eingeſchloſſen iſt? Da haben wir die ganze Galvanoplaſtik der Kirche leibhaftig vor uns.

(Fortſezung folgt.)

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſezung.)

Die Bekleidung der übrigen Grenztruppen iſt ganz ſo wie die der regulären ungariſchen Regimenter, nur daß ſie, ſtatt weiße, braune Röcke tragen und ſchwarzes Lederzeug. Jezt freilich ſah es ſehr ſchlimm mit den Röcken aus und kaum die Hälfte der Grenztruppen, die der Banus in Croatien und Slavonien gegen Ungarn zuſammenbrachte, war ordentlich uniformirt. Die Feldbataillone der Regimenter ſtanden faſt alle in Italien, man mußte alſo die Reſerven und dritten Bataillone zuſammenberufen, und dieſe Leute, die gewöhnlich nicht mehr im Dienſt ſind, hatten lange nicht alle Uniformen, ſondern trugen ihre braunen Mäntel und leinenen „Gatjen." Nur die Offiziere und Unteroffiziere waren ordentlich uniformirt. Auch bei den Ottochanern, die mit mir von Peſchiera gekommen, waren die Röcke zum Theil ſo zerfezt, daß die Leute ſie wegwerfen und zu ihren braunen Wollenmänteln oder ihren Feldkitteln greifen mußten. Kaum einige Tage waren dieſe braven Leute bei ihren Weibern und Kindern daheim, ſo mußten ſie wieder marſchiren, und ſie thaten es willig und freudig, unter zivio für Jellachich.

Was die Militärgrenze, und beſonders der croatiſche und ſlavoniſche Theil in dieſem Jahre geleiſtet hat, iſt überhaupt unglaublich. Gegen 35,000 Mann ſtanden in Italien, an 20,000 waren zum Schutz der Grenze erforderlich, denn die Bosnier, von Agenten Koſſuths aufgewiegelt, wollten die mißliche Lage benützen und wagten Einfälle, und doch brachte der Banus in nicht ganz ſechs Wochen 36,000 Mann auf die Beine, die freilich nicht ſo ausgerüſtet waren, daß ſie eine Muſterung unter den Linden in Berlin hätten mit Ehren beſtehen können, aber ſo ſchlagfertig und gut geſinnt, wie man ſie nur wünſchen konnte. Welche Begeiſterung, welcher Eifer für den Kaiſer und die Selbſtſtändigkeit Croatiens! Habe ich doch ſelbſt geſehen, daß in Diſtrikten des Ottochaner Regiments die Frauen und Mädchen zur Flinte griffen und auf die Poſtenkette gegen die türkiſche Grenze zogen, damit die Männer alle ins Feld ziehen könnten. Und ſolche achttägige Wache auf dem Grenzpoſten iſt keine Kleinigkeit und erfordert nicht geringe Tüchtigkeit. Alte halbinvalide Grenzunteroffiziere, die nicht mehr mit ins Feld konnten, waren die Kommandanten, junge, hübſche Mädchen zum Theil ihre Untergebenen. Wahrhaftig, ich hätte wohl Befehlshaber eines Corps Ottochanerinnen ſeyn mögen. Es ſind faſt durchgehends hübſche, ja ſogar ſchöne Weiber; groß, ſchlank und dabei doch üppig gewachſen, kleine Füße, ovale Geſichter, lange, ſchwarze Haare, die, in dichten Zöpfen geflochten, weit über den Nacken herabhängen, zwar etwas brünett von Teint, aber daneben dunkle, feurige Augen, rothe Lippen, wunderſchöne Zähne; dabei munter, lebendig in Haltung und Weſen. Du ſiehſt, der Wunſch, ein ſolches Amazonencorps zu befehligen, erklärt ſich. Ohnehin that es einem wohl, wieder freundliche Mädchen zu ſehen, während in Italien zuletzt faſt immer die Zungen gegen uns ausgeſtreckt wurden. That dieß doch kurz vor dem Ausbruch der Revolution eine ſehr vornehme Dame in Mailand, die mir in ihrer Equipage begegnete und die ich artig grüßte, weil ich mit ihr in Geſellſchaften zuſammen gekommen war. Dazu iſt der Anzug des weiblichen Geſchlechts hier ſehr hübſch und zierlich. Die Hemdermel ſind ſauber mit bunten Arabesken geſtickt, jede Nath iſt mit bunten Schnüren beſetzt, die Strümpfe ſind gewöhnlich farbig. So eine Croatin im Sonntagsanzug ſieht aus wie eine Bäuerin auf dem Theater.

Und dieſe Weiber ſind oft bewundernswürdig durch Muth und Ausdauer. Wir hatten Frauen von Grenzſoldaten bei uns in Peſchiera und auf dem Zug durch Ungarn, die in Ertragung von Strapazen aller Art es mit den Männern aufnahmen und im Gefecht den unerſchütterlichſten Muth bewieſen. In Ungarn hatten wir eine junge Croatin, die Tochter eines alten Sereſſaners, bei uns, die ſich auf dem Pferde tummelte wie der beſte Huſar und mehr als einmal tüchtig mit einhieb. Ein ungariſcher „Jurat“ gab ihr in einem Gefecht einen Hieb über die linke Wange, ſie verſetzte ihm aber einen derben Hieb über den Arm, ergriff ſein Pferd am Zügel und nahm ihn gefangen. Sie ritt fortan den Schimmelhengſt deſſelben, und wollte ihn nicht verkaufen, obgleich ich ihr vierzig Dukaten dafür bot.

Die Dorfſchaften der Grenzer oben im Gebirg ſind ärmlich und zerſtreut, die Häuſer faſt nach der Bauart der Schweizer. In der reichen ſlavoniſchen Ebene dagegen, wo Wein, Mais, Weizen, ſchönes Gemüſe aller Art in Ueberfluß gedeihen, ſind die Dörfer groß und regelmäßig. Schöne Alleen, gewöhnlich von Pflaumenbäumen, die hier ſehr viel gepflanzt werden, ſäumen die breiten Dorfſtraßen, die Häuſer ſind geräumig, reinlich und gut erhalten, nirgends Schmutz, Unordnung, Verfall. Dabei keine Bettler, keine armen Leute, keine Lumpen; Wohlſtand, Ordnung und Thätigkeit überall. Dieß alles macht den wohlthuendſten Eindruck, beſonders wenn man aus Italien kommt, dem Lande des Schmutzes, der Bettelei und der Unordnung aller Art. Die Leute hier ſchwatzen nicht ſo viel als die Italiener, ſind aber dafür fleißiger, und was den Muth anbelangt, ſo will ich mit einer Compagnie Grenzer tauſend dieſer römiſchen oder neapolitaniſchen Freiſchärler, die thaten, als wollten ſie uns mit Haut und Haaren auffreſſen, bis an der Welt Ende jagen. Ueberhaupt hat mir das ganze Leben und Treiben hier an der Grenze ſehr gut gefallen und ich habe große Luſt, wenn der Krieg beendet iſt und ich am Leben bleibe, mich von meinem Huſarenregiment zu einem ſlavoniſchen Grenzregiment verſetzen zu laſſen.

Was mich an der Grenze ganz beſonders angeſprochen hat, das iſt die eigenthümliche Sitte der Familienhäuſer. Es liegt darin etwas ganz patriarchaliſches. Mit jedem Hauſe an der Grenze iſt ein heinreichender Grundbeſitz verknüpft, welcher der ganzen Familie gemeinſchaftlich zugehört, von derſelben aber nicht verkauft werden darf. Gewöhnlich der Aelteſte der Familie, meiſt ein ausgedienter Grenzſoldat, der nur noch zur Reſerve gehört, wird von den Andern zum Hausvater gewählt, und ſeine Frau iſt die Hausmutter. Dieſe führen nun die Aufſicht über die ganze Familie, die aus Kindern, Enkeln, Schwiegerſöhnen, aus allen Verwandtſchaftsgraden beſtehend, oft an ſechzig bis achtzig Köpfe in einem einzigen Hauſe ſtark iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, December.

(Fortſetzung.)

Phyſiognomik des Landes.

Hier und da liegen auf dem Schwemmlande einzelne Urfelstrümmer, Steinblöcke, die oft einen Durchmeſſer von 30 Fuß erreichen. Das Volk nennt ſie die „Sleepſteine“ (Schlafſteine, Grabſteine) der ehemaligen Rieſen. Oft finden ſie ſich, wie z. B. im Tecklenburgiſchen, in großer Anzahl nebeneinander, und es geht dann die Sage im Volke, daß ein eigenthümlicher Zauber auf ihnen ruhe, alſo daß Niemand ſie zu zählen im Stande ſey. Bei den größten dieſer Blöcke waren ehedem ohne Zweifel die Opfer- und Richtſtätten der heidniſchen Sachſen, und als nachmals chriſtliche Prieſter die heidniſchen Götter in Teufel verwandelten, mag ſich die Scheu vor dieſen Plätzen um ſo nachdrücklicher den Gemüthern eingeprägt haben, als die innige Hingabe an die chriſtliche Religion zunahm. In Vergleich zu Elberfeld und Arnsberg herrſcht in dieſem Theile Weſtphalens ewige Stille, die erſt in den neueſten Tagen durch das Raſſeln und Pfeifen der von Bielefeld bis Düſſeldorf die Kämpe durchſchneidenden Dampfwagenzüge unterbrochen wird. Der Himmel trägt faſt das ganze Jahr hindurch einen trüben melancholiſchen Charakter; das Auge wird durch die Wallhecken auf den jedesmaligen Kamp und den grauweißen Himmel beſchränkt; die Einförmigkeit wird nur durch die zerſtreut liegenden Gehöfte, die von einem Haine hochſtämmiger Bäume umſchloſſen ſind, gemildert. Dieß iſt das Land des Zweitgeſichts. Eine mehrſtündige Wanderung am Abend, wenn mattes Mondlicht aus den Wolken lugt, muß die Thätigkeit der Phantaſie bis zu einem krankhaften Grade ſteigern; wandern wir dagegen in dunkler Nacht auf den Pfaden, die längs der Wallhecken hinführen und dieſelben alle Augenblicke durchſchneiden, ſo werden wir, müde und unkundig des rechten Weges, oft freudig überraſcht durch das fernhin vernehmbare Bellen von Hunden, und wenn wir näher kommen, durch das aus den Bäumen hervorglitzernde Licht eines einſamen Gehöftes. Eine Wanderung an einem ſtillen, heitern Sonntagmorgen, wenn die Glockentöne ſich Stunden weit über die Kämpe verbreiten, ſtimmt das Gemüth ſo feierlich, wie es nur durch irgend Etwas feierlich geſtimmt werden kann.

Weſtphalen iſt das Land der Gegenſätze, und das in einer Weiſe, daß ſich auf der ganzen Erdoberfläche wohl kein ähnliches Land wieder finden dürfte. Das Syſtem der Wallhecken, der einzelnen Gehöfte iſt etwas Weſtphalen ganz Eigenthümliches; die ähnlichen Erſcheinungen in der Bretagne und Normandie ſtehen doch im Grunde nur als ſchwache Reminiscenzen des weſtphäliſchen Wallheckenſyſtems da. Gemäß dem Grundſatze der unendlichen Individualiſirung, die erſt mit der Familie als einer untheilbaren Größe Halt macht, zerlegt ſich auch die oben im Allgemeinen charakteriſirte Hauptabtheilung Weſtphalens in eine Anzahl von Unterabtheilungen, die wir nach den drei Städten Hamm, Paderborn und Münſter in drei Hauptgruppen zuſammengefaßt haben. Die Umgegend von Hamm, Soeſt, Dortmund u. ſ. f. macht bekanntlich die Grafſchaft Mark aus, berühmt durch ihre kräftigen, ſtarken und halsſtarrigen Bewohner, berühmt als das eigentliche Land des Tacitus, berühmt ferner als das Land der Vehme, berühmt endlich als das Land der „Stockpreußen.“ Es iſt das Vaterland des Freiherrn von Vincke, das Vaterland des ehemaligen Miniſters v. Bodelſchwingh, der uns noch durch ſeine Reden vom „Vereinigten Landtage“ her in friſcher Erinnerung iſt; Vincke und Bodelſchwingh, auf dem Landtage Gegner, ſonſt intime Freunde; Vincke raſtlos thätig in Frankfurt und Berlin als Vertheidiger des „Rechtsbodens,“ Bodelſchwingh daheim auf dem mit hohen Eichwaldungen umgebenen Erbe ſeiner Väter, grollend mit ſeiner Zeit, und vielleicht im Stillen auch mit — ſeinem Könige. Letzterer iſt der Mann, der einſt ſeiner Mutter entlief, um unter fremdem Namen im Lützow'ſchen Corps zu kämpfen, der Mann, deſſen Leib, von Kugeln durchbohrt, ſo daß ſogar die Lunge Schaden genommen hat, noch eine Rüſtigkeit bewahrt hat, um die ihn vielfach die Jugend unſerer Tage beneiden kann. Wenige Tage ſind ſeitdem verfloſſen, als er noch der Liebling des Volks und des Königs war, als ſeine Rednergabe und ſein tiefer ſtaatsmänniſcher Blick ſich ſelbſt die Bewunderung ſeiner Gegner erzwangen, und jetzt — —? Wir ſehen ihn in der ſchlichten Kleidung eines Oekonomen, um den Hals nachläſſig ein Tuch geſchlungen, hinausgehen in ſeine Waldungen und ſeine Augen weiden an den hohen Eichen, deren knorrige Aeſte ſchon auf ſeine Väter herabſahen. Auch er hat menſchlich gerechnet, als er bis zum ſechzigſten Lebensjahre dem Staate zu dienen ſich vornahm, um die übrige Zeit des Lebens in der Verborgenheit der weſtphäliſchen Kämpe zuzubringen: noch fehlen vier Jahre an dieſer Zahl. Was mag die erſte Zeitungsnachricht von der Bildung des Miniſteriums Pfuel für einen Eindruck auf ihn gemacht haben, die Ernennung eines Miniſteriums, deſſen Präſident ihn in der verhängnißvollen Märznacht durch ſein Benehmen empört haben muß!

Wie die Mark entſchieden proteſtantiſch und ſtockpreußiſch iſt, in derſelben Weiſe iſt das Münſterland katholiſch und zum großen Theil antipreußiſch. Adel und Geiſtlichkeit treten ganz mittelalterlich in den Vordergrund, ſo daß man kaum außerdem noch ſelbſtſtändiges Leben gewahrt. Die Einwohner ſind ebenſo derb wie die Märker, haben aber nicht die Bildung und das ſichere, ſtolze Auftreten derſelben. Die latifundia, an welchen nach Plinius Italien zu Grunde ging, mehren ſich von Tag zu Tag in der Hand des Adels, während die Geiſtlichkeit meiſt einer ultramontanen Richtung huldigt. Die Wahlen für die Berliner Verſammlung ſind dort deßhalb ebenſo katholiſch, wie in politiſcher Beziehung überwiegend radikal ausgefallen. Ich erinnere nur an den bigott katholiſchen Waldeck. Die Umgegend von Paderborn bis Warburg hinauf iſt ebenfalls überwiegend katholiſch, mit Ausnahme der Gegend von Lippſtadt. Aber weder findet ſich hier der gediegene und wohlhabende Menſchenſchlag der Mark und des Münſterlandes wieder, noch die in politiſcher Beziehung preußenfeindliche und deßhalb radikale Geſinnung des Münſterlandes.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 24. Freitag den 29. December 1848.

[242]

Ankündigung

des

landwirthſchaftlichen Wochenblatts

für das Jahr 1849.

Das Wochenblatt für Land- und Hauswirthſchaft, Gewerbe und Handel, welches ſeit dem Jahr 1834 von der Centralſtelle des landwirthſchaftlichen Vereins in Verbindung mit der Geſellſchaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg herausgegeben worden iſt, wird mit Ende dieſes Jahres aufhören, in der bisherigen Geſtalt zu erſcheinen. Statt des einen Blattes werden nämlich vom nächſten Jahre an zwei getrennte Blätter erſcheinen, — das eine für Land- und Hauswirthſchaft, das andere für Handel und Gewerbe.

Während ſchon ſeit längerer Zeit ſich einzelne Stimmen für die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Trennung erhoben, war es hauptſächlich die in dieſem Jahr erfolgte Auflöſung der letztgenannten Geſellſchaft und die Errichtung einer Centralſtelle für Gewerbe und Handel, wodurch das Bedürfniß eines eigenen Gewerbeblatts für Württemberg fühlbarer als bisher hervortrat, und in den organiſchen Beſtimmungen der neuen Stelle (vrgl. Wochenbl. Nro. 36 Beil. 7 §. 6) findet ſich auch die Herausgabe einer gemeinfaßlich geſchriebenen Zeitſchrift für den Gewerbe- und Handelſtand als zu ihrem Geſchäftskreis gehörig beſonders aufgeführt. Andererſeits hat ſich die Ausſcheidung aller fremdartigen, die Landwirthſchaft nicht näher berührenden Stoffe aus dem Wochenblatt um ſo mehr als angemeſſen herausgeſtellt, als das bisherige, in zweimonatlichen Heften erſchienene Correſpondenzblatt mit dem Ende dieſes Jahres aufhören wird.

Hienach wird das Wochenblatt vom 1. Januar 1849 an unter dem beſchränkteren Titel:

„Wochenblatt für Land- und Hauswirthſchaft,
herausgegeben von der
K. W. Centralſtelle für die Landwirthſchaft"

wie bisher, regelmäßig alle Samſtag ½ Bogen ſtark und, wo der Gegenſtand es erfordert, mit Lithographien oder Holzſchnitten illuſtrirt erſcheinen. Beſondere Beilagen werden jederzeit beigegeben werden, ſo oft ein vorliegender Stoff eine Vergrößerung des Raums als wünſchenswerth erſcheinen läßt.

Eine erweiterte Aufgabe erhält das neue Blatt dadurch, daß es künftighin auch die Stelle des bisherigen Correſpondenzblatts zu vertreten beſtimmt iſt. In dieſer Hinſicht wird es neben gemeinfaßlichen belehrenden Aufſätzen aller Art aus dem Gebiete der Land- und Hauswirthſchaft künftig noch weiter in den Kreis ſeiner Mittheilungen ziehen:

Fortlaufende kurze Berichte über die Verhandlungen der Centralſtelle;

Nachrichten über die Akademie in Hohenheim und die Ackerbauſchulen in Ellwangen und Ochſenhauſen; und ferner

Ueberſichten über die Verhandlungen und Leiſtungen der verſchiedenen landwirthſchaftlichen Bezirksvereine.

Durch die Ausſcheidung des rein Gewerblichen und eine vermehrte Zahl von Beilagen wird jedenfalls ſo viel Raum gewonnen werden, daß auch dieſer erweiterten Aufgabe zur Zufriedenheit der Leſer genügt werden kann.

Durch eine Verminderung des Poſtaufſchlags iſt es überdieß möglich geworden, den bisherigen Preis von 1 fl. 30 kr. per Jahrgang auf 1 fl. 12 kr. herabzuſetzen, um welchen Preis das Blatt vom 1. Januar an in ganz Württemberg durch die Poſtämter bezogen werden kann.

Indem nun ſchließlich an alle Freunde der Landwirthſchaft die Bitte ergeht, das neue Wochenblatt ebenſo freundlich aufzunehmen und zu unterſtützen, wie bisher das alte, werden alle diejenigen, welche ſach- und zeitgemäße Beiträge zu liefern im Stande ſind, eingeladen, ſolche an die Redaktion des Blatts oder an die Kanzlei der Centralſtelle für die Landwirthſchaft gelangen zu laſſen. Solche Beiträge werden auf Verlangen angemeſſen honorirt werden.

Stuttgart, im December 1848.

Centralſtelle für die Landwirthſchaft.

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Ersten Heftes erste Abtheilung.

[241] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und demnächst durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des ersten Hefts der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen im Buchhandel 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr., durch die fürstl. Taxis'sche Post bezogen 10 fl. 48 kr.

Inhalt:

Oesterreichs Zukunft und dessen Stellung zu Deutschland. Ein Beitrag zur Lösung der österreichischen Frage. — Ueber den principiellen Standpunkt des Staatslebens. — Der Congreß von Abgeordneten der landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands zu Frankfurt a. M., vom 6. bis 14. November 1848. — Die streitenden Interessen Oesterreichs und Deutschlands auf der einen und Rußlands auf der andern Seite an den Donaumündungen und am schwarzen Meere. — Die Mediatisationspläne der Gegenwart. — Deutsche Wehrverfassung. — Der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Nationalökonomie und die nothwendige Reform desselben.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[237] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Novemberheft.

Inhalt: Hemmvorrichtung für Eisenbahnzüge und Eisenbahnwagen, von Lister. Mit Abbild. — Dynamometer zur Ermittlung der Kraft, welche einzelne Arbeitsmaschinen verbrauchen, von Schinz. Mit Abbild. — Verbesserte Isolirungsmethode für den Leitungsdraht bei elektrischen Telegraphen, von J. Hammerton, Inspektor der Compagnie für elektrische Telegraphen in London. Mit Abbild. — Nicholsons verbesserte Steindrehmaschine. Mit Abbildungen. — Maschine zur Fabrikation von Feilen und Raspeln, von Winslow. Mit Abbild. — Maschinerie zur Verfertigung der bei Baumwollspinnmaschinen gebräuchlichen Streckwalzen, von Bleasdale und Ryder. Mit Abbild. — Ueber die Fabrikation des Reitzenglebers in England, von Prof. Jähkel. — Verfahren, die Rohzuckerauflösungen mittelst Bleiessig zu klären, von Scoffern in London. — Bericht über die zur Dampfschifffahrt sich eignenden Steinkohlen, von Henry de la Beche und Dr. Lyon Playfair. (Analysen verschiedener Steinkohlensorten und Vergleichung ihres praktischen Heizwerthes mit dem aus ihrer chemischen Zusammensezung abgeleiteten theoretischen Heizwerth.) — Hugueny's Hut oder Aufsatz für die Zuggläser der Gasbrenner. Mit Abbild. — Ueber Serbat's Verfahren zur Bereitung einer Maschinenschmiere und eines Metallkitts, welcher den Mennigkitt zum Ausstreichen der Fugen von Dampfmaschinen, Pumpen ꝛc. ersetzen kann, von Chevallier. — Neues Verfahren, den Stickstoffgehalt thierischer Substanzen zu bestimmen, z. B. der Rohstoffe zur Fabrikation des Blutlaugensalzes, verschiedener Dungmittel ꝛc., von C. Röllner. — Bericht über Gemini's Verfahren, das Holz vor Verderben und Fäulniß zu schützen, von Descaine. — Ueber Verfälschungen von Nahrungsmitteln ꝛc. in Frankreich, von Chevallier. — Verordnung über den Verkauf des Arseniks und seiner Verbindungen, vom Ministerium des Ackerbaues und des Handels in Frankreich. — Miscellen. Preisaufgaben der Société industrielle in Mülhausen. — Cavé's Verfahren, die Krustenbildung in den Dampfkesseln zu verhüten. — Ueber die Bedeckung der Drähte zu den elektro-magnetischen Apparaten mit Gutta-Percha. — Ueber ein sehr billiges Verfahren, spiegelnde Glaskugeln zur Aufstellung in Gärten anzufertigen. — Verfahren, beliebige Dessins in Weiß auf Papier zu erhalten. — Mittel, um Elfenbein weich und halbdurchsichtig zu machen, von Dr. Gintner. — Benutzung des Topinambour- und Sonnenblumenmarkes für Uhrmacher, von Dr. v. Oschatz. — Steinöl in Derbyshire. — Anwendung der Roßkastanien als Nahrungsmittel. — Einfluß der Rüben auf die Butter. — Verfahren, Gemüse auf den Winter zu dörren. — Das Kochsalz, ein Gift für Pflanzen.

Heinrich von Gagern.

Ein

öffentlicher Charakter.

Er steht männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Goethe.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Schon mehrfach hat sich die Presse mit dem Leben des Mannes beschäftigt, welchen einst und bald die Geschichte von Deutschland zu seinen bedeutendsten Staatsmännern und zu den Staatsmännern im ächtesten Sinne zählen wird. Alle diese Schilderungen aber wurden in einer Zeit unternommen, da sich demselben erst ein ausgedehnter Wirkungskreis vorbereitete; jetzt steht Cincinnatus an der Spitze des Heeres, welches im friedlichen Kampf das große Vaterland erobern soll; jetzt verlangt der Leser eine ins Einzelne gehende Darlegung der Antecedentien des Mannes, die Gewährung eines tieferen Einblicks in seinen Charakter, seine Gesinnung und in die Ansichten, zu denen er sich bekannt hat. Möge es vorliegender Schrift gelingen, diesem Anspruch einigermaßen zu genügen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chriſtliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

geſammelt von

Dr. C. Grüneiſen,

Königl. württembergiſchen Oberhofprediger.

Elegante Taſchen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieſes chriſtliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Feſtgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentroſt. 5) Anhang, für die Reiſe und bei häuslichem Verluſte. Die Gebete ſind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zuſammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber ſelbſt, verſehen. Mit den Gebeten wechſeln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern iſt die edle Sprache der Entſtehungszeit erhalten. Je mehr in unſern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, deſto gewiſſer darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausſtattung iſt im Format und auf dem Papier der eleganten Taſchenausgabe des Württembergiſchen Geſangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Bemerkungen

über die Verhältniſſe der deutſchen und däniſchen

Nationalität und Sprache

im Herzogthum Schleswig.

Nebſt einem Anhang über die ſkandinaviſchen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in ſeinen Schriften ſo beliebten Herrn Verfaſſer zunächſt bei der Abfaſſung gegenwärtiger Schrift vorſchwebte, war, die ethnographiſche Seite der ſchleswig-holſteiniſchen Frage aufzufaſſen, eine klare Ueberſicht der Verhältniſſe der deutſchen und däniſchen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie ſich dieſe Verhältniſſe, ſo wie ſie jetzt beſtehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß dieſe Schrift in folgende Hauptabſchnitte: Verhältniſſe der deutſchen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Oſten, Süden, Weſten und Norden. — Nationale und ſprachliche Wirren auf der cimbriſchen Halbinſel. — Urbevölkerung derſelben, die deutſchen Einwanderer aus Süden, die ſkandinaviſchen aus Norden, die ſich in Schleswig treffen und miſchen. — Schilderung dieſes Landes als ein von Jütland mehrfach geographiſch-phyſikaliſch geſondertes. — Anfängliche Verhältniſſe der ſchleswigſchen Dänen oder Südjüten zu ihren deutſchen Nachbarn. — Einfluß der Bündniſſe und Verſchwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holſtein auf die Verdeutſchung Schleswigs, auf die Einwanderung holſteiniſcher Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verſchwiſterung der beiden Länder Schleswig und Holſtein. — Fortſchritte des Deutſchthums in Schleswig unter der Herrſchaft der däniſchen Könige wie unter der der verſchiedenen Nebenlinien des oldenburgiſchen Hauſes. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch däniſch, in welchen Punkten es deutſch oder holſteiniſch zu nennen. — Kampf der hochdeutſchen und plattdeutſchen Sprache und Sieg der erſteren über die letztere, ſowie die daraus für die ſchleswigſchen Dänen entſpringenden Folgen. — Deutſcher Einfluß auf die Handelsverhältniſſe des Landes. — Statiſtik der däniſchen und deutſchen Sprache in Schleswig. — Einflüſſe der deutſchen Sprache auf das ſchleswigſche Däniſch und des Däniſchen auf das ſchleswigſche Deutſch. — Bemerkungen über die ſkandinaviſchen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Beſten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfaſſers herausgegeben

von

Guido Görres.

2 Thle. gr. 8. brochirt. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: dieſem Haus ſey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit dieſen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir dieſe Märchen, zu deren Erben er die Armen einſetzte; ihnen ſollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings ſeiner dichteriſchen Phantaſie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweiſung der Unwiſſenden, zur Beſſerung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunſch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weiſe, daß die Summe des ganzen Honorars ungeſchmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poeſie, wie er es ſelbſt wollte, als eine barmherzige Schweſter, nicht um den Beifall der Welt, ſondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche ſie gaſtlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Entwurf

einer

neuen Schulordnung

für die

gelehrten Anſtalten Württembergs,

(lateiniſche Schulen, Lyceen, Gymnaſien)

verfaßt

und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben

von der hierzu beauftragten

Commiſſion von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Miniſterium des Innern und des Kirchen- und Schulweſens wird der Vorſchlag einer neuen Schulordnung für die lateiniſchen Schulen, Lyceen und Gymnaſien Württembergs, wie derſelbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zuſammengeſetzten Commiſſion entworfen, ſammt einem einleitenden Vorwort und den am Schluſſe beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebſt deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverſtändigen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand auszuſprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[195] In der Stolberg'schen Buchdruckerei in Gotha sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturbilder von **Adolf Bube**, broch. 6 Sgr.

Eine gewichtige Stimme nennt diese Bilder so brav gemalte Gestalten, Scenen, Landschaften und Seebilder, daß sie manchmal den Hautreliefs gleichen, die zum Betasten reizen.

---

[237] **Werthvolle Festgeschenke.**

Folgende außerordentlich schön ausgestattete Prachtwerke sind jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„**Cuendias, Spanien und die Spanier,**" ihre Sitten, Trachten, Volkssagen, Legenden, Bau- und Kunstdenkmäler, mit vielen Holzschnitten und Aquarellen; ein prachtvoll ausgestatteter Band, gebunden 8 Rthlr.

Dasselbe in prachtvoll und reich vergoldetem Einbande 8 Rthlr. 20 Ngr.

„**Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen.**" Geschichte, Beschreibung und Abbildungen der Insignien aller Ritterorden, Militair- und Civilehrenzeichen, Medaillen ꝛc., nebst einer Auswahl der vorzüglichsten Kostüme; ein prachtvoller Band, mit 98 sauber ausgemalten Tafeln, gebunden 16 Rthlr.

Dasselbe, Prachtausgabe, in Gold und Silber ausgeführt, gebunden 24 Rthlr.

Beide sind auch auf Bestellung in prachtvoll und reich vergoldetem Einbande, ersteres zu 16 Rthlr. 20 Ngr., letzteres zu 24 Rthlr. 20 Ngr. zu haben.

„**Catlin, die Indianer Nord-Amerika's**" und die während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Schicksale und Abenteuer. Nach der fünften englischen Ausgabe deutsch herausgegeben von Dr. H. Berghaus. Ein prachtvoll ausgestatteter Band mit 24 sehr sauber in Aquarellfarben ausgeführten Gemälden, gebunden 7 Rthlr. 20 Ngr.

„**Dr. H. Berghaus, Die Völker des Erdballs**" nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Zwei prachtvoll ausgestattete Bände mit 150 naturgetreuen colorirten Abbildungen, gebunden 16 Rthlr. 20 Ngr.

„**Derselbe, die Baudenkmäler aller Völker der Erde**" in getreuen Abbildungen dargestellt, nach der zweiten Ausgabe des Ernst Breton's, Mitgliedes der Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich, Monumente; vollständig in 36 Lieferungen, auf glacirtem Velinpapier mit vielen Illustrationen im Text und 150 sehr sauber in Tondruck ausgeführten Platten. Lieferung 1—10 sind erschienen. Preis der Lieferung 10 Ngr.

Preisherabsetzung der französischen Romane, Memoiren ꝛc. ꝛc.

Vom 1. Januar 1849 tritt für alle bei mir erschienene französischen Romane, Memoiren ꝛc. ꝛc. ein ermäßigter Preis ein, der es allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz ꝛc. ꝛc. möglich macht, jeden Band ohne Portoberechnung für 6 Ngr. zu liefern. Es erscheint von dieser hübschen, eleganten und hinreichend bekannten Ausgabe der besten französischen literarischen Neuigkeiten wöchentlich ein Band gleichzeitig mit Paris. Man subscribirt in allen Buchhandlungen. Es wird nur auf feste Bestellung an die Subscribenten expedirt und nicht davon zur Einsicht versandt.

Brüssel und Leipzig, im December 1848.

Die Buchhandlung von C. Muquardt.

---

[236] Im Verlage der Unterzeichneten erschien neu und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Strümpell, Professor Dr. L., **Die Universität und das Universitätsstudium.** Gr. 8. Geheftet. 15 Ngr.

Mitau und Leipzig, 1848.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

---

[240] Bei **Jac. Hölscher** in **Coblenz** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der geistliche Blumenstrauß. Ein vollständiges Gebet- und Andachtsbuch für römisch-katholische Christen. Mit hoher bischöflicher Approbation. Bearbeitet mit Benutzung der Werke der Väter und berühmter Heiligen, wie des heil. Franz von Sales, Vincent de Paul, Alphons Liguori u. s. w. Mit gestochenem Titel. 8. 1 fl. 12 kr.

Dasselbe mit 4 Bildern in Gold- und Farbendruck. 1 fl. 30 kr.

Dasselbe mit 24 Bildern in Gold- und Farbendruck. 2 fl. 48 kr.

Zu Ostern 1849 tritt für letztere Ausgabe ein erhöhter, für die kostspielige Ausstattung immer noch sehr mäßiger Ladenpreis von 3 fl. 30 kr. ein.

Fenoil, Kelch des Heils. 1 fl. 24 kr.

Sammlung der schönsten Grabmäler im Baustyl des Mittelalters. Gesammelt von einem Architekten für Bildhauer, Steinhauer, Baumeister und Eisengießereien. III. Heft. 6 Blätter Folio. 1 fl. 12 kr.

Dieses Heft ist bei weitem gelungener ausgefallen als die beiden früheren.

Eine Römerfahrt von Schücking, Dr. Levin. 8. Fein Velinpapier; elegant geheftet. 3 fl. 6 kr.

Das heilige Meßopfer von Sauerborn, Dr. Katholisches Gebetbuch in 6 Lieferungen, jede mit 8 Bildern in Gold- und Farbendruck. I. und II. Lieferung. Jede zu 56 kr.

Die bürgerliche und politische

Gleichberechtigung

aller Confessionen;

die unbeschränkte

Freiheit der Sektenbildung;

und

die Trennung der Kirche vom Staate

im Zusammenhange erwogen

von

Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

Schul-Ausgabe.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 313. Sonnabend den 30. December 1848.

Haben doch ein ſchönes Leben,
Dieſe flüchtigen Huſaren,
Zwiſchen Freuden und Gefahren
Hoch zu Roſſe hinzuſchweben.
Lenau.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

An der Feldarbeit nehmen Alle Antheil, eben ſo ſind die Mahlzeiten und der baare Ueberſchuß gemeinſchaftlich. Lezterer wird vom Hausvater vertheilt; dieſer ſchlichtet auch alle kleineren Streitigkeiten und wendet ſich, wenn ſein Anſehen nicht mehr ausreicht, an den Hauptmann der Compagnie. Jedes Haus muß nach Verhältniß ſeiner erwachſenen männlichen Bewohner ſo und ſo viel Soldaten zur Compagnie, in deren Diſtrikt es gehört, ſtellen. Die Unverheiratheten, ferner alle bis zu 35 Jahren gehören gewöhnlich zu den Feldbataillonen, die Uebrigen aber zur Reſerve. Im Frieden werden die Feldbataillone nur eine Woche lang im Frühling in Compagnien und auch nicht viel längere Zeit im Herbſt in Regimentern oder gar noch größeren Abtheilungen zuſammengezogen, um zu exerciren; ſonſt ſind nur vier Tage in jedem Wintermonate zu den Waffenübungen im Einzelnen beſtimmt. Nur bei dieſen Uebungen trägt der Soldat ſeine vollſtändige Uniform, die er in ſeinem Hauſe beſizt; ſonſt geht er nach Landesſitte gekleidet, erhält auch nur für die Dauer der Einberufung oder des Wachtdienſtes Sold. Schuhe, Lederzeug, Waffen und Munition werden den Grenzſoldaten von der Regierung geliefert, die übrigen Uniformſtücke muß er ſich aber ſelbſt anſchaffen. Außergewöhnliche Fälle abgerechnet, muß der Soldat in den Feldbataillonen je die vierte oder auch dritte ganze Woche auf die Wache ziehen. Für den Wachdienſt verſieht die Hausfamilie den Ausrückenden mit Lebensmitteln, welche er ſich dann auf der Wache ſelbſt zubereitet. Flinte, Säbel, Patrontaſche und Mantel wird auf die Grenze mitgenommen, ſonſt aber die gewöhnliche Landestracht getragen; die Stabswache, welche in vollſtändiger Ausrüſtung geleiſtet wird, ausgenommen.

Die Wachtpoſten beſtehen im trockenen, gebirgigen Theil der Grenze in Siebenbürgen und wieder von der Unna bis zur Bocca di Cattaro, in Hütten, welche in die Erde eingegraben ſind. Jede dieſer Hütten, die ſo nahe bei einander ſind, daß die Poſten ſich abſehen können, enthält ſechs bis acht Mann. In gewiſſen Diſtanzen befinden ſich größere Poſten von zwölf bis vierzehn Mann mit einem Corporal, und in noch größerer Entfernung die Offiziersposten, von wo die Hauptpatrouillen ausgehen. Bei jedem Offiziersposten iſt eine Signalſtange mit einer Harztonne angebracht, welche im Nothfall angezündet wird, um bei einem ſtarken Einfall der Bosnier den Diſtrikt zu allarmiren. In den Sümpfen der Donau, Sau und Unna ſtehen die Wachthäuſer, „Tſcherdacken“ genannt, auf Pfählen und ſind durch feſte Fußwege oder Bretterſtege mit einander in Verbindung geſezt. Der Poſten geht auf einer Holzgalerie, die rings um die Tſcherdacken läuft, umher. Dieſe ganze Poſtenlinie längs der türkiſchen Grenze hat den doppelten Zweck, durch einen ſtrengen Cordon die Einſchleppung der Peſt zu verhindern und eine Schutzwehr gegen die Einfälle der bosniſchen Räuberhorden zu bilden. Gewöhnlich ſind gegen 8000 Mann auf der Grenzlinie auf der Wache.

In Agram, der Hauptſtadt Croatiens, war ich mehrere Wochen in militäriſchen Geſchäften. Hier

vervollständigte ich meine Equipirung wieder, die beim Mailänder Rückzug und in Peschiera arg gelitten hatte. Agram selbst ist eine ganz ansehnliche, lebhafte Stadt, die mir wohl gefiel. In der obern Stadt, die wie ein Castell mit Mauern umgeben und abgeschlossen daliegt, steht auf einem freien Platz der Palast des Banus von Croatien, ein ansehnliches, weitläuftiges Gebäude. In der Stadt war gerade viel militärisches Treiben. Die Rüstungen gegen Ungarn wurden mit großem Eifer betrieben. Ich hatte sehr viel zu thun, Remonten zu mustern, Rekruten einzukleiden und denselben Reitstunde zu geben, im Lande nach tüchtigen Pferden umherzustreifen. Es fehlte uns sehr an Cavallerie, denn der größte Theil der im südlichen Ungarn liegenden Husarenregimenter stand bei den Fahnen Kossuths. Indessen waren viele Offiziere derselben und alle Husaren, welche nicht magyarischer, sondern slavischer Abkunft waren, zu uns gekommen und wir konnten einige Schwadronen tüchtiger leichter Cavallerie bilden. In Ungarn selbst konnten wir vollends auf Verstärkung hoffen; Hardeg Kürassiere und das italienische Cheveaurlegerregiment Kreß, die nicht weit von der croatischen Grenze gestanden hatten, rüsteten sich schon, um sich mit uns zu vereinigen, eben so ein großer Theil eines Husarenregiments, in dem sehr viele Slavonier standen.

Da ich der ungarischen Sprache vollkommen mächtig bin, erhielt ich den Auftrag, mit einem fliegenden Corps von achtzig tüchtigen Reitern, worunter fünf-und-dreißig berittene Seressaner, den Vortrab zu bilden und auf eigene Hand herum zu flankiren. Mir war dieß sehr lieb; war auch mein Auftrag gefahrvoll und sehr beschwerlich, so hatte dagegen solch ein unabhängiges, abenteuerliches Leben den größten Reiz. Wir haben es oft sehr gut gehabt, geschwelgt wie die Fürsten, umgeben von Ueberfluß aller Art, in prächtigen Schlössern wohnend, edlen Tokaier schlürfend, dann wieder Wochen lang nicht unter Dach und Fach, kaum einige Maiskolben für unsere Pferde, die Tschuttora (große hölzerne Flasche) statt mit Wein oder Sliwowitz, mit halb faulem Sumpfwasser gefüllt. Dabei wurden wir oft von allen Seiten von Kossuthischen Freischaaren gehezt wie das Wild von den Hunden, und oft entkamen wir ihnen nur wie durch ein Wunder.

Einmal kamen wir volle 36 Stunden keinen Augenblick aus dem Sattel, die Pferde bekamen während dieser ganzen Zeit keinen Bissen Futter, kaum etwas Wasser, und ich war so steif geworden, daß ich kaum gehen und stehen konnte und, als wir nach einigen Stunden Rast wieder aufbrechen mußten, zum erstenmal in meinem Leben ein Pferd mit Widerwillen bestieg. Konnten wir uns gar nicht anders retten, so zogen wir uns auf's Hauptheer des Banus zurück und blieben einige Tage bei demselben; kaum war aber wieder Luft, so ging es abermals fort. Unser Hauptzweck war, die Stimmung des Landes zu erkennen, die Stellung der feindlichen Corps zu rekognosciren, Geldtransporte und Emissäre des Kossuth aufzuheben und den in Ungarn weilenden Abtheilungen der kaiserlichen Truppen, die zum Heere des Banus stoßen wollten, den Weg dahin zu zeigen. Oft waren wir an zwanzig Meilen vom Hauptheer entfernt, dann wieder nur vier bis fünf, ja nur ein bis zwei Meilen.

So hatte ich volle Gelegenheit, die westlichen und südlichen Comitate von Ungarn kennen zu lernen. Gerade in diesen ist die magyarische Bevölkerung vorherrschend und man trifft verhältnißmäßig wenig Slaven, während im Nordosten des Landes und vollends in den Karpathen die Slaven die Magyaren weit überwiegen, wie es auch im Westen an der steierischen Grenze der Fall ist. Ueberhaupt kann man im Allgemeinen annehmen, daß in den großen Ebenen des Landes die Magyaren, in dem gebirgigen Theil die Slaven vorherrschend wohnen. Die Magyaren, als Reitervolk, suchten sich vorzugsweise die großen freien Ebenen, auf denen sie ihre Rosse frei nach Herzenslust tummeln konnten, daher sich auch auf der großen Ebene, die sich von Pesth südwärts zwischen der Donau und der theils in einer Länge von vierzig und in einer Breite von zehn bis sechzehn Meilen erstreckt, der magyarische Stamm am unvermischtesten erhalten hat. Uebrigens gilt dieß nur von den eigentlichen Bauern; die Edelleute, durchgängig magyarischen Stammes, wohnen in allen Theilen des Landes als Herren, die Dörfer aber, in denen jeder Bauer, selbst wenn er kaum eine zerfallene Hütte besizt, Edelmann ist, finden sich nur in den rein magyarischen Distrikten.

(Schluß des ersten Briefs.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsezung.)

Wohl brachte oder wollte die Reformation eine Vertiefung und Wiedergeburt in den reinen Kern des Evangeliums, aber wer wird läugnen, daß sich auch in der protestantischen Kirche hinreichend Schlacke theils erhalten, theils frisch angesezt hat, um auch die protestantische Bildung als gar nicht zu sehr christliche erscheinen zu lassen? Wie ist die große Errungenschaft der Reformation, die freie Forschung heute in die blindeste Unfreiheit umgeschlagen auf politischem

Gebiete, das ganz nur von der Tagesmeinung und dem Parteistichwort, ganz vom französischen Abhub ohne alle Selbstständigkeit des Urtheilens und Handelns bewegt oder vielmehr versumpft wird. Es ist ganz dieselbe Verneinung und Vernichtigung, welche auf dem religiösen und philosophischen Felde sich austoben mußte, um nun sich in den Staat und in die Gesellschaft zu stürzen. Diese trostlose Verneinungssucht ist heidnische Krankheit, heidnische Geistes- und Lebensarmuth. Die Schleußen, welche ein Hutten und Erasmus mit der ganzen vielverdienstlichen Schaar jener classisch gebildeten und bildenden Humanisten mit frischer, kecker Hand aufzog, brachten der das Evangelium wieder auf den Leuchter stellenden Reformation nur zu viel des schlimmen Zuflusses, so daß der äußere Gewinn dem innern Schaden nicht entsprach. Nach tausendjährigem Christenthum in unsern Landen müssen wir nun von vorn anfangen und eine „innere Mission" erfinden.

Nun, die Weltgeschichte sollte einmal in diesen Wegen gehen, ich klage kaum, ich richte nicht. Nur soll Niemand viel von christlichem Volke, christlichem Staate, christlicher Bildung reden und noch weniger von den Garantien, die uns darin gegen das Schlimmste geboten seyen. Es ist ein Gemeinspruch geworden, daß christliche Völker nicht untergehen können. Wahr und falsch wie alle solche Sprüche. Ein wirklich durchgebildetes Christenvolk wird freilich auch vor den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden. Aber ein Volk, ein Land, dem das Christenthum eben durch den Weihwedel angeflogen, durch das Kreuzeszeichen aufgestempelt ist und mit den Bibeln und Gesangbüchern in der Rumpelkammer liegt, hat davon doch gewiß keinen Schutz gegen Faulen und Verfaulen. Wo sind denn die einst so blühenden Christengemeinden und Stadt- ja Staatsgebiete Syriens, Kleinasiens, der Hämushalbinsel und Nordafrikas? Es ist der Aberglaube des Unglaubens, wenn man an die Unmöglichkeit eines modernen Christenvölkeruntergangs glaubt. Ich meine, wir hätten bereits Völkerleichen, und wenn sie noch nicht ganz todt sind, so ist der Tod jenen Todeszuckungen vorzuziehen, da man nicht leben und nicht sterben kann.

Das Christenthum freilich und die Freiheit, die allein durch jenes kommt und bleibt, kann nicht untergehen, selbst wenn Himmel und Erde vergehen. Aber auswandern kann die Freiheit mit dem Christenthum, über Berg und Thal und Meer kann sie ziehen; sie muß nicht in Deutschland, sie muß nicht in Frankreich, sie muß nicht in Europa seyn, so wenig sie im Lande ihrer Geburt bleiben mußte. Wer auf den Gedanken des „christlich-germanischen" sich und seines Volkes Wohlfahrt und Zukunft gründen, wer auf die Sieghaftigkeit der Freiheit an sich, wer auf die demantne Festigkeit moderner Bildung bauen wollte, der mag ebensogut sein Schloß auf Wolken gründen. Christliche Kirchen und Völker sollen freilich das Salz der Erde seyn, wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts gut, als daß man's auf die Straße werfe, da es die heranstürmenden Völker aus Ost und Nord zertreten.

Der Muhamedanismus, geboren in einer Zeit, da sich die verfaulte und verholzte Christenheit um todter Formen willen zerfleischte und in Trägheit der Selbstsucht und des Uebermuthes versumpfte, war eine furchtbare Zuchtruthe, die der Allmächtige an dem christlichen Himmel kometenartig ausstreckte zum blutigen Warnungszeichen für alle Christengeschlechter, die über Allem und sich selbst das Eine das Noth ist, vergessen, den lebendigen, in Liebe thätigen Glauben.

Jezt braucht es, wie schon bemerkt, kaum äußerer Feinde und fremder Barbaren. Sie sind damit mitten in der „Christenheit" legionenweise. Der Sinn, der Staat und Kirche, Schule und Kirche trennt und allen Bekenntnissen des Glaubens und Aberglaubens, dem Atheismus und dem Pantheismus, dem Monotheismus und dem Polytheismus in dem modernen Rechtsstaate ein Pantheon zu bauen vorhat, entspricht ganz der religiösen Verzweiflung des zum Untergang reifen Heidenthums.

Mit Vorwürfen und Befürchtungen ist aber nichts gedient. Fragen wir lieber, ob und wo für diese Schäden Heilung zu finden, worauf wirkliche Hoffnung zu gründen wäre?

Warum mußte die „alte Welt" untergehen und doch die Menschheit gerettet werden? In Rom wie in Jerusalem war der Egoismus der Gott geworden. Die Führer und Berather des armen Volkes vergifteten es einerseits mit herzfressendem Unglauben, zerdrückten es andererseits mit herzloser Ueberhebung und Kargheit bei mitleidsloser Ueberbürdung und Verwahrlosung der untern Schichten zu Gunsten eigener schamlosester Ueppigkeit und Verschwendung. Die schmeichelnden Verführer und die heuchelnden Bedrücker waren in ihrer Selbstsucht erstickt, selber ohne Glauben an Gott und Menschheit, unfähig im Volke den Fels des innern Vertrauens zu gründen, ohne welchen ein Volk der Verzweiflung und Zerrüttung, dem Selbstmord im Einzelnen und Ganzen anheimfällt; denn in Wahrheit kommt ein Volk nicht zufällig durch Andere um, sondern es bringt sich immer selber um's Leben.

(Schluß des dritten Artikels.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, December.

(Schluß.)

Das Land des Teutoburger Waldes.

Die Berliner Deputirten aus dieſer Gegend ſind die loyalſten Männer von der Welt, und das magere Mißtrauensvotum, das dem Juſtizminiſter Rintelen zugeſandt ſeyn ſoll, will gar nichts ſagen. Freilich iſt der Paderbornſche Patriotismus kein märkiſcher, ſondern beruht überwiegend auf dem Bewußtſeyn deſſen, was das Land der Krone Preußens dankt. In der Mark iſt es, um mich ſo auszudrücken, das Plaiſir, weßhalb der König da ſeyn ſoll, in Paderborn der Nutzen. Daher in der Mark ſtolzer ungebändigter Freiheitsſinn, in Paderborn die Abhängigkeit von einem Wohlthäter. Theilten alle Preußen die Geſinnung der Mark, dann Wehe dem, der die Hand legte an die Freiheit des Volkes, und dreifach Wehe dem, der ſie an die Krone legte. Konnte doch ſelbſt Napoleon die Mark nicht eher zur Ruhe bringen, als bis er dieſelbe mit Soldaten vollpfropfte und in Hamm das Standrecht zur Herrſchaft brachte.

Die dritte Hauptabtheilung Weſtphalens iſt das Gebirgsland des Teutoburger Waldes, das ſich von dem mit dem Harze und Thüringer Walde in Verbindung ſtehenden Wesergebirge wie eine Halbinſel in die große Ebene von Mitteleuropa vorſchiebt. Es umfaßt daſſelbe das Fürſtenthum Lippe-Detmold, einen Theil von Bückeburg, den größten Theil des Regierungsbezirks Minden und des Bisthums Osnabrück, während die übrigen Theile von Osnabrück, Minden, Bückeburg und Hannover, von Nienburg bis Quakenbrück, als vierte Hauptabtheilung Weſtphalens wiederum der großen mitteleuropäiſchen Ebene angehören, und mit großen Torfmooren und zahlreichen kleinen Seen angefüllt ſind. Da der Boden der Seen ſchwarz iſt, ſo hat ſich auch dieſe Farbe dem Waſſer mitgetheilt, was natürlich dem Ganzen einen ſchauerlich-geheimnißvollen Charakter verleiht und die Grundlage für zahlreiche Sagenbildungen abgibt. Das Land des Teutoburger Waldes iſt von ſolcher Mannigfaltigkeit, daß, ohne Uebertreibung, die Arbeit eines Menſchenlebens erforderlich ſeyn würde, um die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten aller Einwohner genau zu würdigen. Denn wer vermag das Buch der Natur auszuleſen? Wir müſſen uns deßhalb hier auf ganz allgemeine Umriſſe beſchränken. Zunächſt zieht ſich von Pyrmont bis zum Quellgebiet der Elſe ein Strich Landes an der nördlichen Abdachung der ſüdlichen Parallelkette des Teutoburger Waldes hin, von außerordentlicher Fruchtbarkeit und ſeltener Wohlhabenheit. Zuerſt liegt hier nordweſtlich von den ungeheuren Felsblöcken der Eggeſterſteine, die Goethe in Erſtaunen ſetzten und an deren Fuße Grabbe ſeine Hohenſtaufen dichtete, in einem keſſelförmigen Thale und in einer wundervollen Lage die Reſidenz Detmold. Südweſtlich von Detmold erhebt ſich die hohe Kuppel der Grotenburg mit dem Hermanns-Denkmale, das mit ſeiner ſchwarz-roth-goldenen Fahne weithin in die Lande ſchaut. Noch iſt das Denkmal nicht vollendet, ebenſo wenig als die deutſche Einheit. Die Engländer haben den nach der Grotenburg hin liegenden Stadttheil als »very comfortable« befunden und die aus demſelben nach der Grotenburg führende Straße mit Villen beſäet. Einige Meilen weiter in nordweſtlicher Richtung liegt abermals in einer Schlucht des Teutoburger Waldes das altberühmte Bielefeld mit ſeinen friedlichen Bleichen; nicht weit davon Enger und die Heimath der ſieben Sattelmeier. Detmold iſt ſtreng reformirt, Bielefeld lutheriſch, die umliegenden Einwohner ein kerniger, gebildeter Menſchenſchlag, wenigſtens in Vergleich zu der Bevölkerung von Paderborn. Alterthümliche Sitte und Lebensweiſe hat ſich jedoch nur in der Grafſchaft Ravensberg, alſo in der Umgegend von Bielefeld, erhalten. Mit dem Quellgebiete der Elſe verliert ſich die Dichtigkeit der Volksmenge und die proteſtantiſche Confeſſion wechſelt mit der ſtreng katholiſchen bis zum Dörenberge, dem höchſten Punkte des Teutoburger Waldes, in deſſen Nähe der berühmte Biſchofſitz Iburg liegt, in einer beträchtlichen Höhe, in einer reizenden Lage und mit einer freien Ausſicht auf die Ebene des Münſterlandes und die knorrige Kette des Teutoburger Waldes. Der Teutoburger Wald bildet mit ſeinen beiden Parallelketten ein mollenartiges Thal; Elſe und Haaſe, zwei aus der alten Geſchichte Deutſchlands wohlbekannte Flüſſe, bezeichnen die tiefſte Senkung des Thales. Nördlich von der Elſe liegt das Fürſtenthum Minden, dicht bevölkert wie die Grafſchaft Ravensberg, aber mit ganz anders geſitteten und viel weniger gebildeten Einwohnern. Die Produktion tritt einſeitig hervor, während in der Grafſchaft Ravensberg Spinnereien, Webereien und Bleichen einen bedeutenden Erwerbszweig abgeben. Die warmen Bäder zu Rehme, die ich im vorigen Jahre erwähnte, liegen bereits in einem vierten Diſtrikte des Teutoburger Waldes, der ſich an die Weſer ſchließt. Eine Sprache, die einige Meilen weiter Niemand mehr verſteht, ein ernſter, nicht ſelten ſchwärmeriſch-religiöſer Sinn, ein halsſtarriger Kopf, ein ſchneeweißer Kittel mit rothem Unterfutter und ein runder breitkrämpiger Hut, das ſind ungefähr die Abzeichen der Bauern des Weſergebirges. Daß die ſittlichen und rechtlichen Anſchauungen derſelben einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen, werden wir ſpäterhin ſehen. Unter dem Sagenſchatze treten beſonders zahlreich die Teufelsſagen hervor, was natürlich auf Rechnung der wilden Natur kommt. Die Confeſſion iſt, wie in Ravensberg und Minden, durchweg die lutheriſche, ausgenommen eine kleine ſporadiſche Gemeinde von Katholiken in Bielefeld, Herford und Minden.

Mit dem Vorſtehenden hätten wir die drei Hauptabtheilungen Weſtphalens abgegrenzt, das Land auf der Abdachung des niederrheiniſchen Gebirges, das Land zwiſchen Ruhr und Teutoburger Wald, die Heimath des Zweitgeſichtes und des Pumpernickels und das Land des Teutoburger Waldes. Die Grenze des vierten Theiles läßt ſich vielleicht paſſender an einem andern Orte geben. Es fällt derſelbe, wie ein flüchtiger Blick auf die Karte lehrt, in den Theil der mitteleuropäiſchen Ebene, den Alexander v. Humboldt mit den ſüdamerikaniſchen Steppen und der afrikaniſchen Sahara zuſammenſtellt: eine unabſehbare Fläche von Torfmooren oder Heideland, darüber ein ewig grauer Himmel, dann und wann eine Gruppe von Gehöften und ſelten eine Stadt mit mehreren Thürmen. Aber ſeltſam! Als ob die Natur den Bewohnern dieſer Heiden die Sonne des Himmels entzogen hätte, um ſie dieſelbe im eigenen Innern ſuchen zu laſſen, ſo merklich unterſcheiden ſich hier die Bewohner von den reicheren Ländern. Eine Geiſtestiefe, eine Traulichkeit, ein in ſich reiches Gemüth, das ſich kindlich freut an dem Wenigen, was die ſparſame Natur dort gibt, dazu ein jede Bewegung des Körpers beherrſchendes Selbſtbewußtſeyn und eine Friſche der Geſichtsfarbe, wie ich ſie nirgends anderswo angetroffen habe. Unerklärliche Erſcheinung! Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den die erſten Spaziergänge in Celle und Lüneburg auf mich machten.

Beilagen: Kunſtblatt Nr. 84 und Monatsregiſter December.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedicht.

Vom Erzberg. Von Paul Heyse. 293.

Erzählungen.

Kleiner Krieg in Rußland. 288. — 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus Wien. 288. — 294. 295. 296. 297.
Der Schimpansee. 289.
Der Bregenzer Wald. 289—291.
Schilderungen aus der Oberlausitz. 290—292.
Berlin und das Schauspielhaus im Belagerungszustand. 292—297.
Die Ueberzähligen in London. 297—299.
Skizzen aus Rom. 300—303.
Eine Decemberwoche unter der Republik. 304. 305.
Armuth und Christenthum. 306—313.
Lichtbilder aus der deutschen Reichsversammlung. 306—308.
Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien. 309—313.

Korrespondenz.

Leipzig. 288. 289. 290. 291. — 303. 304. — Berlin. 292. — 289. 290. 292. — 296. 297. 298. — Paris. 293. 294. 295. 296. — 306. 307. 308. — Wiesbaden. 294. 295. — Gießen. 298. 299. 300. — Hamburg. 299. 300. 301. 302. — Brighton. 305. 306. 307. — Aus Wien. 308. 309. 310. 311. — Aus Westphalen. 309. 310. 311. 312. 313.

Literaturblatt.

Nro. 85.

Werk über Italien. L. Mariotti. Italien in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von Julius Bernhard Seybt. Zweiter Theil des Werkes: Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung. — Geschichte. Johann Huß und das Concil zu Costnitz nach E. de Bonnechose. Achter Band der historischen Hausbibliothek, herausgegeben von Prof. Bülau.

Nro. 86.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Dr. Karl Trinius. Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben. — Unterhaltungsliteratur. Blätter aus dem Tagebuche eines Physiognomikers. Herausgegeben von Mara L... — Werk über Italien. L. Mariotti. Italien in seinen gegenwärtigen Zuständen ꝛc. (Schluß.)

Nro. 87.

Schiller und Körner.

Nro. 88.

Schiller und Körner (Schluß.) — Roman. Dr. Katzenbergers Badereise; nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen, von Jean Paul.

Nro. 89.

Politische Literatur. Frankfurt und Preußen. Von Franz von Florencourt.

Nro. 90.

Schauspielkunst. Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen des Toubin u. A. Mit einem Vorworte von Georg Schirges. — Biographie. Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen von J. L. Hoffmann.

Nro. 91.

Biographie. Heinrich v. Kleist's Leben und Briefe, Mit einem Anhange herausgegeben von Eduard v. Bülow. — Romane. 1) Jezt und Einst. Von Samuel Warren, Verfasser der Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen von Dr. Karl Kolb. 2) Meimar Widdrik und Dithmarschen im Jahr 1500. Historischer Roman von Henriette von Bissing.

Nro. 92.

Geschichte. Geschichte der Republik Venedig von Léon Galibert. Deutsch bearbeitet von Eduard Höpfner. — Reisen. Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland von G. Poulett Cameron, Esqr. Frei nach dem Englischen von Gerstäcker.

Kunstblatt.

Nro. 60.

Ueber Denkmale der Kunst in Karlsruhe, Freiburg im Breisgau und Konstanz von Prof. G. F. Waagen. (Fortsetzung.) — Nachrichten über Ludwig Richter in einem Schreiben v. Quandts an Ernst Förster. — Akademien und Vereine.

Nro. 61.

Kunstnachrichten aus Toscana. — Kupferstich. Festmahl zur Feier des westphälischen Friedensschlusses zu Nürnberg, 1649. — Joachim v. Sandrart pinxit. 1650. Friedrich Wagner sculpt. 1848. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

Nro. 62.

Ueber Denkmale der Kunst ꝛc. (Fortsetzung.) — Denkmäler. — Bauwerke.

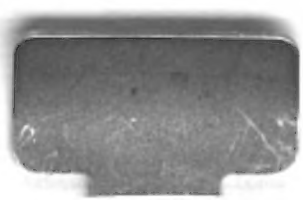
Nro. 63.

Religiöse Malerei in Holland. — Kann man in der Geschichte der alten Skulptur von genreartigen Werken reden? — Archäologische Zeitung. — Bauwerke. — Malerei. — Plastik. — Alterthümer. — Bildwerke.

Nro. 64.

Ueber Denkmale der Kunst ꝛc. (Schluß.) — Kunstgeschichte. Denkmäler bildender Kunst in Lübeck, ges. und herausgeg. von C. J. Milde, Maler, und begleitet mit erläuterndem historischem Text von Dr. Ernst Deecke. 2tes Heft enthält: Glasmalereien und Ziegelfußböden. — Neuer Kupferstich. Die heilige Familie, nach dem Bilde von Raphael Sanzio von Urbino. In der kaiserlichen Eremitage in St. Petersburg, gezeichnet und gestochen von A. Pischtschalkin. — Bildwerke. — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Ausstellungen.

Digitized by Google



RAL-RG 495
Seb.
Digitized by Google

Digitized by Google